Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

B 335531

Digitized by Google

6.IV
32673
D

Digitized by Google

THE UNIVERSITY OF MICHIGAN LIBRARIES

Digitized by Google

U
3
.M694
Suppl -
1904-05

Digitized by Google

Beihefte

zum

Militär-Wochenblatt

1904.

Herausgegeben

von

v. Frobel,
Generalmajor a. D.

BIBLIOTHEK DES KÖNIGL. STATISTISCHEN LANDESAMTS * BERLIN *

Institut für Staatsforschung München
1993/94
au 790
K

Mit Karten und Skizzen.

Berlin.
Ernst Siegfried Mittler und Sohn
Königliche Hofbuchhandlung
Kochstraße 68—71.

Digitized by Google

U
3
.M694
1904-05

Digitized by Google

Inhalt.

Seite

Meine Erlebnisse im Hauptquartier Lord Kitcheners und die Schlacht bei Omdermän. Vortrag, gehalten in der Militärischen Gesellschaft zu Berlin am 28. Oktober 1903 von v. Tiedemann, Rittmeister, aggregiert dem Ulanenregiment Graf zu Dohna (Ostpreuß.) Nr. 8, kommandiert zur Dienstleistung beim großen Generalstabe. Mit einer Karte und einer Skizze im Text 1

Zwei Monate Gast im russischen Heere (Juli—September 1903). Vortrag, gehalten in der Militärischen Gesellschaft zu Berlin am 11. November 1903 von Frhrn. v. Tettau, Major im großen Generalstabe. Mit einer Kartenskizze im Text . 35

Friedrichs des Großen Feldherrntum von Mollwitz bis Leuthen. Von M. Heilmann, Königlich bayerischem Oberstleutnant z. D., dem Generalstabe zugeteilt . . . 81

Kriegsgeschichtliche angewandte Übungen. Die Operationen an der Iser im Juni 1866 von L. Hauschild, Hauptmann a. D. Mit einer Karte in Steindruck . . 125

Die modernen technischen Mittel des militärischen Nachrichtenwesens insbesondere für die Befehlsübermittelung. Vortrag, gehalten in der Militärischen Gesellschaft zu Berlin am 17. Februar 1904 von Groß, Hauptmann und Lehrer im Luftschifferbataillon 203

Oltenizza. Ein Blatt aus der Psychologie des Krieges von Thilo v. Trotha. Mit einer Skizze im Text 231

Die Lehren des Burenkrieges für die Gefechtstätigkeit der drei Waffen. Vortrag, gehalten in der Militärischen Gesellschaft zu Berlin am 30. März 1904 von Balck, Major im großen Generalstabe 253

Die Kämpfe am Holawalde in der Schlacht bei Königgrätz. Von Hans Fabricius, Oberstleutnant a. D. Mit einer Situationsskizze 305

Vom alt-hannoverschen Heere. Drei Generationen. 1722 bis 1866 (1903). Bearbeitet durch Eggert v. Estorff, Major und Adjutant der Generalinspektion des Militär-Erziehungs- und Bildungswesens. I. 369

Das Mißlingen des Zuges der Hannoverschen Armee nach dem Süden im Juni 1866. Von B. v. Poten, Oberst z. D. 401

Der Nutzen von Armee und Flotte für die deutsche Volkswirtschaft. Von v. Baerensprung, Hauptmann und Kompagniechef im Königin Elisabeth Garde-Grenadierregiment Nr. 3 425

Paniken. Ein Beitrag zur Psychologie des Krieges. Von Fr. Starck, Oberleutnant in der Kaiserlichen Schutztruppe für Südwestafrika, Adjutant des Etappenkommandos 447

Digitized by Google

Seite

Die Schlacht bei Kesselsdorf. Vortrag, gehalten in der Militärischen Gesellschaft zu Berlin zur Feier des Friedrichstages 1904 von v. Lindenau, Oberst und Abteilungschef im großen Generalstabe. Mit zwei Plänen in Steindruck . . 465

Die Vorbedingungen des Erfolges für die Reiterei im nächsten europäischen Kriege. Vortrag, gehalten in der Militärischen Gesellschaft zu Berlin am 26. Oktober 1904 von v. Pelet-Narbonne, Generalleutnant z. D. 505

Wert und Bedeutung des Drills für die Ausbildung unserer Infanterie einst und jetzt. Vortrag, gehalten in der Militärischen Gesellschaft zu Berlin am 9. November 1904 von Frhrn. v. Freytag-Loringhoven, Oberstleutnant und Abteilungschef im großen Generalstabe 527

Digitized by Google

Meine Erlebnisse im Hauptquartier Lord Kitcheners und die Schlacht bei Omdurmân.

Vortrag, gehalten in der Militärischen Gesellschaft zu Berlin am 28. Oktober 1903

von

v. Tiedemann,
Rittmeister, aggregiert dem Ulanenregiment Graf zu Dohna (Ostpreuß.) Nr. 8,
kommandiert zur Dienstleistung beim großen Generalstabe.

(Mit einer Karte und einer Skizze im Text.)

Nachdruck verboten.
Übersetzungsrecht vorbehalten.

Bevor ich zu meinem eigentlichen Thema übergehe, werde ich mir im Interesse des allgemeinen Verständnisses erlauben, einen kurzen Überblick über den Ursprung und die Entwicklung des Mahdismus zu geben.

Im Jahre 1881, ungefähr um dieselbe Zeit, als Unterägypten durch die Militärrevolte des damaligen ägyptischen Kriegsministers Ahmed Pascha el Arabi in kriegerische Wirren gestürzt wurde, brachen auch im Sudan ernstere Unruhen aus, welche in kurzer Zeit einen derartigen Umfang annahmen, daß die ägyptische Regierung nicht mehr imstande war, ihrer Herr zu werden.

Die Erpressungen und die Mißwirtschaft der ägyptischen Regierungsbeamten hatten in der Bevölkerung des Sudan schon seit langer Zeit ein Gefühl der Unzufriedenheit und Mißstimmung genährt, und als im Mai 1881 ein bis dahin nur wegen seiner Gottesfurcht und seines untadeligen Lebens bekannter Mann, ein dongolaner Fakir namens Mohammed Ahmed sich erhob und den „heiligen Krieg" gegen die bestehenden Verhältnisse und die immer mehr um sich greifende Unmoralität predigte, strömten ihm von allen Seiten große Scharen Unzufriedener zu.

Die ägyptischen Garnisonen in Cordofan und im Dar Fur, im Bahr el Ghazal und in Sennaar gingen teils zum „Mahdi", dem „Erlöser", über, teils wurden sie durch den wilden Ansturm seiner bis zum Wahnsinn fanatisierten Horden geschlagen und vernichtet; der damalige Generalgouverneur des Sudan Abd el Kadr Pascha bat immer dringender um Verstärkungen gegen die anwachsende Flut des „Mahdismus", und man entschloß sich in Ägypten, eine geschlossene größere Armee zu entsenden, um dem Unwesen mit einem Schlage ein Ende zu machen.

Digitized by Google

Aber auch diese Armee, welche von einem englischen Offizier in ägyptischen Diensten, dem General Hicks Pascha, geführt wurde, unterlag, mangelhaft ausgerüstet und verpflegt, am 5. November 1883 bei El Obeid und wurde vom Oberkommandierenden bis zum letzten Kameltreiber niedergemacht.

Der Eindruck dieses Sieges im Sudan war ungeheuer; auch die Stämme zwischen dem Nil und Suâkin erhoben sich für den Mahdi, der die Führung in diesem Teil des Landes einem früheren Sklavenhändler aus Suâkin, namens Osman Digna, anvertraute, der im weiteren Verlauf der Dinge nicht unbedeutende militärische Veranlagung zeigte und den Ägyptern zu Ende 1883 und Anfang 1884 bei Tokar und El Teb schwere Niederlagen beibrachte. Zwar schaffte General Graham (England hatte angesichts der immer drohender werdenden Lage die Führung der Dinge in die Hand genommen) mit etwa 4000 Mann britischer Truppen vor Suâkin etwas Luft und schlug seinerseits Osman Digna bei El Teb und bei Tamai, aber da unterdessen auch die Nachricht von der Niederlage und Gefangenschaft des tapferen Gouverneurs von Dar Fur, Slatin Beys, eingelaufen war, entschloß man sich anglo-ägyptischerseits den Sudan vorläufig preiszugeben.

Um die Evakuierung des Sudan seitens der dort noch befindlichen ägyptischen Beamten, Offiziere und deren Familien zu bewirken, wurde zu Beginn 1884 Gordon Pascha nach Chartum geschickt, welcher bereits früher längere Zeit Generalgouverneur des Sudan gewesen war und sich dort großen Ansehens erfreute. Wie Gordon Pascha sich seines Auftrages zufriedenstellend entledigen sollte, haben schwerlich weder er selbst noch seine Auftraggeber gewußt; bald sah er sich von allen Seiten von den nunmehr schon nach Hunderttausenden zählenden Derwischen*) eingeschlossen und hatte dringender und dringender um Hilfe von außen zu bitten. Die endlich von England ausgesendete Entsatzexpedition kam zu spät; gegen Ende Januar war Chartum gefallen und Gordon tot.

Der Mahdi stand auf der Höhe seiner Macht; der ganze Sudan lag zu seinen Füßen; nur im fernsten Süden, in der Provinz Hat el Estiva, auch „Äquatorialprovinz" genannt, wehrte sich der dortige Gouverneur, ein Deutscher namens Schnitzer, genannt Emin Pascha, noch mehrere Jahre verzweifelt gegen die auch auf ihn eindringende Flut des Mahdismus. Zu seinem Entsatz wurde zunächst eine Expedition von England unter Stanley ausgesendet, welche von Westen her, den Kongo und Aruvimi hinauf gegen Wadelai, den Sitz Emin Paschas vordrang. Als diese Expedition für längere Zeit verschollen war und für verloren galt, sandte auch Deutschland eine

*) So nannte man die Anhänger des Mahdi in Ägypten; im Sudan kannte man diese Bezeichnung nicht. Die Anhänger des Mahdi selber nannten sich Ansár, d. h. Glaubensstreiter.

Digitized by Google

Expedition aus, welche von Osten her, durch bis dahin großenteils von Europäern noch unbetretene Länder ihr Ziel zu erreichen versuchte.

Diese „deutsche Emin Pascha-Expedition" habe ich in den Jahren 1889 und 1890 als einziger weißer Begleiter des Dr. Carl Peters mitgemacht. — Doch zurück zum Mahdi.

Dieser stand, wie gesagt, nach dem Fall von Chartum auf der Höhe seiner Macht, aber schon im Juni desselben Jahres erlag er dem Typhus, welcher unter seinen im Kriegslager von Omdermân zusammengepferchten Anhängern große Verheerungen anrichtete. Die Herrschaft ging auf einen seiner drei Kalifen, d. h. Nachfolger, über; den Abdullahi ibn es Seyid Hamadallah el Baggara Taeschi.

Anglo-ägyptischerseits geschieht während der nächsten zehn Jahre nichts Ernstliches zur Wiedereroberung des Sudan; das Reich des Mahdi zerfällt durch innere Kriege und Wirren, der Kalif hält seine sinkende Autorität nur durch blutige Strafgerichte aufrecht; dadurch sowie durch Seuchen und Hungersnot verringert sich die Zahl seiner Anhänger.

Mit Beginn der Nilschwelle 1896 marschieren die Ägypter, welche in der Zwischenzeit ihre Armee unter englischen Offizieren von Grund aus reorganisiert haben, gegen die Dongolaprovinz, drängen die Derwische bei Akascheh und Ferkeh zurück und ziehen die Militäreisenbahn längs des Nil hinter sich her.

Der ursprüngliche Plan: längs des Nil vorzugehen, wird aber aufgegeben, als es gelingt, den großen westlichen Nilbogen durch die Eisenbahnlinie Wady Halfa—Abu Hamed abzuschneiden, welche von jetzt ab als Etappenlinie benutzt wird.

1897 wird Abu Hamed gestürmt, Berber freiwillig von den Derwischen geräumt und seitens der Ägypter besetzt, welche die Wüstenbahn bis zur Mündung des Atbara verlängern und für den letzten entscheidenden Schlag durch nationalbritische Truppen verstärkt werden.

Im April 1898 wird eine etwa 20 000 Mann starke vorgeschobene Derwischabteilung unter dem Emir Machmûd in der Schlacht am Atbara vernichtet; eine weitere englische Brigade stößt zum Expeditionskorps, und Mitte August beginnt der mit großer Schnelligkeit ausgeführte letzte Stoß, welcher am 2. September in der blutigen Schlacht bei Omdermân*) mit der Einnahme der Stadt und der Zertrümmerung des Mahdireiches endet.

Die nachfolgenden Ausführungen behandeln die Ereignisse im August und September 1898.

*) Dies ist für das Deutsche die richtige Schreibweise; man liest gewöhnlich Omdurman, wie die Engländer schreiben, bei denen das „u" hier wie ein dumpfes „e" gesprochen wird. Der Ton liegt, wie bei vielen arabischen Wörtern, auf der letzten Silbe

Digitized by Google

Nachdem am 8. April 1898 in der Schlacht am Atbara der Derwisch-Emir Machmûd mit einer beträchtlichen Streitmacht bis zu fast völliger Vernichtung geschlagen worden war, trat in den Operationen der anglo-ägyptischen Armee für mehrere Monate ein gänzlicher Stillstand ein.

Diese marschierte in ihre bisherigen Positionen am östlichen Nilufer, zwischen dem Atbara und Berber, zurück; ein großer Teil der englischen Offiziere ging auf Urlaub in die Heimat und der Sirdar selbst begab sich nach Unterägypten.

Es ist damals in militärischen Kreisen mehrfach die Frage aufgeworfen worden, ob General Kitchener nicht seinen Erfolg am Atbara hätte ausnutzen und ohne Zögern bis Omdermân vorstoßen sollen; für jeden Kenner der Verhältnisse im Sudan und am oberen Nil erledigte sich diese Frage aber von selbst: es war einfach nicht möglich.

Es gibt wohl nur wenige Gegenden auf der Erde, welche von der Natur so stiefmütterlich behandelt sind und einen so desolaten Anblick darbieten, wie die Landstriche zu beiden Seiten des Nil zwischen Abu Hamed und Omdermân.

Nur stellenweise war zwischen Abu Hamed und Berber wieder mit dem Anbau der größtenteils nur wenige hundert Meter breiten Niltalsohle begonnen worden — unter der Herrschaft der Derwische lag alles verödet — und selten traf der Blick auf grünende Mais- oder Durrhafelder; südlich des Atbara und zu beiden Seiten des Niltals hätte man vergeblich nach Unterhalt für Mensch oder Tier gesucht.

Unmittelbar am Flußufer fristen einzelne Dumpalmen und verkrüppelte Akazien- und Mimosenbüsche ihr Dasein, dann aber dehnt sich auf beiden Seiten bis in unabsehbare Ferne die gelbe flimmernde Wüste in ihrer ganzen Trostlosigkeit aus.

Von dorther wehen in den Sommermonaten heftige Stürme, die aber nur selten Regen und Erfrischung, sondern gewöhnlich nichts bringen als ungeheure Sandmassen und unerträgliche Hitze. Das Thermometer steigt in dieser Zeit fast täglich auf 50 ° C. im Schatten und häufig darüber, und Myriaden von unbeschreiblich aufdringlichen Fliegen, welche Zeltwände und Bett, Stühle und Koffer wie eine zusammenhängende schwarze Masse bedecken, machen neben Skorpionen, giftigen Spinnen und anderem Ungeziefer das Leben zur Last.

Die Nächte dagegen sind kühl und angenehm.

Die einzige Verkehrsader, auf der auch für größere Menschenmassen die nötige Zufuhr herbeigeschafft werden kann, bildet der Nil, und dieser ist während des größeren Teils des Jahres für Dampfschiffe und große befrachtete Segelbarken nur stellenweise schiffbar.

Es war also für den Sirdar von unabweisbarer Notwendigkeit, mit dem weiteren Vormarsch so lange zu warten, bis der Wasserstand

Digitized by Google

des Nil ein Passieren der zahlreichen Untiefen und Stromschnellen gefahrlos gestattete.

Die Ruhepause ging übrigens nicht unbenutzt vorüber, die ägyptischen Bataillone arbeiteten während der Zeit an der Fortführung der Militärbahn bis zum Atbara, womit bis hierher der Nachschub an Mannschaften, Proviant usw. verhältnismäßig schnell und mühelos vor sich gehen konnte.

Von Omdermân aus wurden unterdessen durch Spione sich widersprechende Nachrichten eingebracht. Bald hieß es, es stehe eine stärkere Streitmacht nördlich der Schabluka-Katarakte, welche durch sehr stark gebaute und armierte Forts verteidigt seien, auch beabsichtige der Kalif, seine Armee etwa 20 km nördlich von Omdermân in einem großen Lager zusammenzuziehen; dann wieder sollten die Schabluka-Katarakte und die Forts daselbst geräumt und sämtliche Truppen in Omdermân versammelt sein.

Über die Zahl der letzteren schwankten die Angaben zwischen 30 000 und 100 000. Wenn auch die letztere Zahl zweifellos übertrieben war, so hielt es der Sirdar, der in den Derwischen keine verachtenswerten Gegner kennen gelernt hatte, doch für notwendig, um weitere Verstärkung seiner Armee durch britische Truppen zu bitten.

Demgemäß trafen im Verlauf des Juli noch vier Bataillone und eine mit Haubitzen armierte Feldbatterie in Cairo ein und wurden sukzessive nach der Front weiter befördert, desgleichen erhielt das in Cairo stehende 21. Ulanenregiment Marschordre nach dem Sudan.

Mit den eingetroffenen Verstärkungen gestalteten sich nun die Kräfte des anglo-ägyptischen Expeditionskorps, wie folgt:

Sirdar, d. h. Oberkommandierender der gesamten Kräfte:
Generalmajor Sir Herbert Kitchener.

Chef des Stabes: Generalmajor Rundle.

Nachrichtenwesen: Oberst Wingate, diesem zugeteilt Oberst Slatin Pascha.

Britische Infanteriedivision.
Generalmajor Gatacre.

Divisionaltruppen:

21. Ulanenregiment,
32. Feldbatterie,
37. Feldbatterie (Haubitzen),
} bei jeder Batterie ein Detachement von 2 Maxims.

1. Brigade
(Generalmajor Wauchope).

1. Bataillon Warwickshire,
1. = Lincolnshire,
1. = Seaforth-Highlanders,
1. = Cameron-Highlanders,
1 Pionierdetachement,
1 Detachement von 4 Maxims.

2. Brigade
(Generalmajor Lyttelton).

1. Bataillon Grenadier-Guards,
1. = Northumberland-Fusiliers,
2. = Lancashire-Fusiliers,
2. = Rifle-Brigade,
1 Pionierdetachement,
1 Detachement von 4 Maxims.

Digitized by Google

Ägyptische Division.

Generalmajor Hunter.

Divisionaltruppen:

9 Eskadrons Kavallerie,
8 Kompagnien Kamelreiter,
1 reitende Batterie, | bei jeder Batterie ein Detachement von
4 Feldbatterien, | 2 Maxims,
2 Batterien Maxims,
2 schwere 40-Pfünder (12 cm).

1. Brigade
(Generalmajor Macdonald).

2. Bataillon (Ägypter),
9. = (Sudanesen),
10. = =
11. = =

2. Brigade
(Generalmajor Maxwell).

8. Bataillon (Ägypter),
12. = (Sudanesen),
13. = =
14. = =

3. Brigade
(Generalmajor Lewis).

3. Bataillon (Ägypter),
4. = =
7. = =
15. = =

4. Brigade
(Generalmajor Collinson).

1. Bataillon (Ägypter),
5. = =
17. = =
18. = =

Dazu kamen auf dem östlichen Nilufer — die gesamte reguläre Armee marschierte auf dem westlichen — 2000 bis 3000 Irreguläre, die sich aus Resten der vom Kalifen vernichteten Araberstämme, aus Dschaalins, Batahins, Bischarins, Messelmiyeh, Schukuriyeh, Sowarab, Mikarab und wie sie alle hießen, zusammensetzten, und von denen 1500 bis 1600 mit Remingtons bewaffnet waren. Diese Irregulären standen unter dem Befehl des Majors Stuart-Wortley und eines alten Araberscheikhs.

Auch auf dem westlichen Ufer hatten sich gegen 1000 Kamelreiter der Bayudastämme zusammengefunden, ebenso wie ihre Vettern auf dem anderen Ufer eine höchst fragwürdige Gesellschaft, die wohl weniger aus Sympathie für die Ägypter mitmachte wie aus Haß gegen die Derwische und in der Aussicht auf Mord und Beute.

Auf dem Nil schwammen drei neue, drei ältere Kanonenboote und sieben sonstige Dampfer, von denen vier gleichfalls mit Kanonen armiert waren, während die übrigen drei lediglich als Schlepper für einen Teil der 250 großen Nilbarken dienten, auf denen die ganze Kriegsausrüstung befördert wurde.

Im unmittelbaren Gefolge der Feldarmee befanden sich 2000 bis 3000 Lastkamele, auf denen die kleine und große Bagage und Lebensmittel für zwei Tage mitgeführt wurden. Der britische Soldat trug außer seinen

Digitized by Google

Waffen und der Munition nichts als die Feldflasche, den Brotbeutel und die eiserne Portion.

Das Gelände zwischen dem Atbara und Omdermân bot für den Vormarsch strategische Vorteile, wie man sie sonst wohl nur selten findet. Die linke Flanke war durch den Nil und die auf ihm schwimmenden Kanonenboote absolut gesichert, in der rechten Flanke dehnte sich die Bayudawüste aus, von woher gleichfalls ein Angriff größerer Abteilungen unmöglich war. Denn diese wären dort einerseits auf feindliche Stämme gestoßen und andererseits war es für sie unmöglich, sich zu verpflegen, namentlich was Wasser anbetrifft. So hatte man also im wesentlichen die Aufmerksamkeit nur auf die Front, d. h. nach Süden zu richten.

In der zweiten Hälfte des Juli brachten Kanonenboote, welche sich um diese Jahreszeit schon in die Schabluka-Kataraкte hineinwagen konnten, die Nachricht, daß es dort allerdings eine befestigte Stellung gäbe, daß diese aber von den Derwischen verlassen sei.

Diese „befestigte Stellung" habe ich mir aus nächster Nähe angesehen; es war in englischen Blättern viel Aufhebens davon gemacht, und hauptsächlich ihretwegen waren die beiden Belagerungsgeschütze herausgebracht worden.

Tatsächlich kann man sich vom fortifikatorischen Standpunkt aus kaum etwas Lächerlicheres denken:

Auf demselben Niveau mit dem Wasserspiegel, rings umgeben von hohen steil abfallenden Felsen, unmittelbar vor der Front eine mit dichtem Unterholz bestandene Insel, lagen die fünf „Forts", d. h. etwa 2 m hohe Wälle von 20 m Länge mit zurückgebogenen Flanken und versehen mit Schießscharten. Die Wälle waren nach hinten offen, hatten die ganz respektable Dicke von etwa $1^1/_2$ m, bestanden aber lediglich aus getrocknetem Nilschlamm, dem an den Ufern des Nil gebräuchlichen Baumaterial.

Eine oder zwei Kompagnien Infanterie rückwärts der „Forts" auf die Berge postiert, hätten in weniger als 10 Minuten der gesamten Bedienungsmannschaft das Lebenslicht ausgeblasen, ganz abgesehen davon, daß auf der vorliegenden Insel ungesehen einige Feldgeschütze hätten auffahren können, welche in ebenso kurzer Zeit die Wälle in Staub verwandelt hätten.

Befestigungen auf dem Gipfel der Berge und aus ordentlichem Material hergestellt, hätten dem Schiffsverkehr auf dem Nil allerdings ernstliche Schwierigkeiten bereiten können; aber der Derwisch und namentlich der Baggara ist ein Kind der flachen Ebene, er hat, wie mir Slatin erzählte, geradezu ein Grauen vor steilen Bergen und wird beim Besteigen solcher leicht vom Schwindel befallen.

Soviel über die Schabluka-Befestigungen.

Sobald die Nachricht von der Räumung der Befestigungen am Atbara eingetroffen war, wurden zwei Infanteriebrigaden und zwei Batterien der ägyptischen Division nach Wad Hamed (auch Wad Habeschi genannt) vor-

Digitized by Google

geschoben mit dem Auftrag, dort ein Lager für die gesamte Armee vorzubereiten; zugleich wurde auf der Insel Nasri ein Magazin angelegt, in welchem bis Mitte August für 30 Tage Proviant und Fourage für sämtliche Truppen aufgehäuft wurde.

Die Verpflegung war durch den Sirdar einfach und genial geregelt worden und ging in pünktlichster Weise vor sich. Von der Insel Nasri wurde ein Magazin nach einer Insel gegenüber dem Gebel Royân abgezweigt mit Lebensmitteln für sieben Tage, auf dem Fluß hielten gleichen Schritt mit der marschierenden Armee drei der Dampfer mit Proviantbarken im Tau, auf diesen gleichfalls für mehrere Tage Lebensmittel. Von dorther ergänzten die Transportkamele ihre Vorräte und gaben diese direkt an die verschiedenen Truppenteile ab. Frisches Fleisch lieferten Ochsen, Ziegen und Schafe, welche von befreundeten Beduinenstämmen angetrieben wurden. Das Hauptproviantmagazin befand sich am Atbara, wohin mit der Eisenbahn Lebensmittel in beliebiger Menge geschafft werden konnten, 250 Barken vermittelten den Verkehr zwischen den verschiedenen Magazinen.

In der ersten Hälfte des August erfolgte in zahlreichen kleineren Abteilungen die Überführung der Armee vom Atbara nach Wad Hamed, wo der Sirdar am 16. eingetroffen war und am 23. eine große Parade über die versammelten Truppen abhielt.

Am nächsten Tage begann der Vormarsch nach Gebel Royân, wohin seit mehreren Tagen ein Teil der ägyptischen Division bereits vorgeschoben war. Am 27. stand die Armee für den letzten Vorstoß auf Omdermân bereit.

Bis hierher war von Derwischen wenig bemerkt worden, nur Patrouillen des Kamelkorps stießen hin und wieder auf einzelne Reiter, welche ebenso schnell auftauchten wie verschwanden. Auch die Kanonenboote, welche bis auf wenige Kilometer an Omdermân flußaufwärts gedampft waren, hatten nichts vom Gegner bemerkt. Ihre Zahl hatte sich unterdessen um eins vermindert; denn das Kanonenboot „Safir", auf welchem sich unter anderen Offizieren der Chef des Stabes, Generalmajor Rundle, und der diesem attachierte Prinz Christian Viktor von Schleswig-Holstein (gestorben im Burenfeldzug) befanden, war am 27. nördlich der Schabluka-Katarakte leck gesprungen und gesunken. Nur mit Mühe hatten sich die Insassen ans Ufer retten können, wo sie von einem anderen Kanonenboot aufgenommen wurden; Kanonen, Gepäck und alles sonst an Bord Befindliche war verlorengegangen und damit die Zahl der gefechtsfähigen Dampfer auf neun reduziert.

Am 28. wurde das Lager etwa 15 km weiter nach Wad el Abid verlegt, einem wie alle bisher passierten Ortschaften von den Derwischen zerstörten und verlassenen Ort. Alles Land bis auf viele Meilen nördlich von Omdermân war vom Kalifen buchstäblich in eine Einöde verwandelt worden, vielleicht weil er dadurch den Vormarsch seiner Gegner zu erschweren gedachte.

Digitized by Google

Am 29. war Ruhetag, der dazu benutzt wurde, die Bagage auf ein Minimum zu reduzieren und alles irgendwie Entbehrliche auf die Barken zu schaffen; nur die höheren Stäbe führten von jetzt ab Zelte, die aber mit einbrechender Dunkelheit abgebrochen und verpackt werden mußten. Offiziere und Mannschaften schliefen in voller Ausrüstung.

Gerade in diesen Tagen fanden fast allnächtlich furchtbare Sandstürme, verbunden mit wolkenbruchartigem Regen statt; der Anblick der Truppen am nächsten Morgen war dann einfach unbeschreiblich. Dazu kam die in diesen Gegenden recht empfindliche Nachtkühle, und jeder sehnte, auf dem schlammigen Boden und unter der wie ein Schwamm durchweichten Decke sich herumwälzend, zähneklappernd die sonst so oft geschmähte Sonne herbei.

Eine größere Rekognoszierung, welche am 29. von einem Teil der berittenen Truppen unternommen wurde, hatte kein weiteres Resultat als die Feststellung zahlreicher Pferde- und Kamelfährten. Dagegen tauchte am Abend dieses Tages mitten zwischen den Vorposten ein junger berittener Derwischkrieger auf, rief mit schmetternder Stimme seinen Schlachtruf und schleuderte seinen Speer gegen die auf ihn eindringenden Soldaten. Dann verschwand er wie ein Phantom im Dunkel der Nacht.

An Nachrichten über den Feind mangelte es im übrigen nicht; täglich kamen Dutzende von Überläufern aus Omdermân, welche sich häufig mit einem Balken oder Stamm den Fluß hinuntertreiben ließen. Die Anwesenheit von Slatin Pascha erwies sich bei solchen Gelegenheiten von größtem Wert. Er, welcher zehn Jahre in Omdermân gefangen gewesen war, jeden Winkel der Stadt und jede irgendwie hervorragende Persönlichkeit daselbst kannte, der die verschiedenen Dialekte dieser Gegenden beherrschte, konnte die einlaufenden Nachrichten auf ihren Wert prüfen und Wahres vom Falschen unterscheiden.

Es wurde festgestellt, daß von Derwischen nur wenige Tausend Mann einige 20 km nördlich von Omdermân sich befänden, sich aber auf kein ernstliches Gefecht einlassen würden.

In der Stadt selber seien Derwischkrieger „zahlreich wie Sand“; die Angabe der Zahlen schwankte wieder zwischen 30 000 und 100 000 Mann, und es war wenig darauf zu geben, da wilden oder halbwilden Menschen erfahrungsgemäß jeder Sinn für höhere Zahlenwerte abgeht. Sicher aber war, daß der Kalif und seine Anhänger ihres Sieges über die Ungläubigen absolut sicher und davon überzeugt waren, daß es Kitchener Pascha bei Omdermân nicht anders gehen werde wie Hicks Pascha bei Obeid.

Am 30. August brachte ein sehr anstrengender Marsch von 20 km die Armee nach Gajâl und damit in eine Entfernung von 30 km zu Omdermân. An diesem und den noch folgenden beiden Marschtagen marschierte die Armee in einer Art Gefechtsordnung: 21. Lancers und reitende Batterie, sowie einige Schwadronen ägyptischer Kavallerie voraus, Kamelkorps und ägyptische

Digitized by Google

Kavallerie in der rechten, einige Kanonenboote in der linken Flanke. Die Infanterie marschierte in zwei Treffen hintereinander, Artillerie und Maxims in den Zwischenräumen.

In einem Abstand von etwa 1½ km folgte dann der ungeheure Troß der Last- und Schlachttiere und der „campfollowers", gedeckt durch Abteilungen ägyptischer Infanterie und Kavallerie.

Während des Marsches, der sehr langsam vor sich ging, wurden mehrfach lange Stops gemacht, um Nachrichten von der Kavallerie abzuwarten. Der 31. August brachte diese in Berührung mit der oben erwähnten vorgeschobenen Derwischabteilung, die auf etwa 1000 Mann geschätzt wurde. Sie hatte sich in einem Chôr, einem trockenen Wasserlaufe eingenistet, wurde aber vom Fluß her durch Kanonenboote bombardiert und zog sich auf Omdermân zurück.

Der Morgen des 1. September fand die Armee ebenso wie an den beiden vorhergehenden Tagen in völlig durchweichtem und durchfrorenem Zustande; der Boden, der stellenweise aus schwerem roten Laterit bestand, war nahezu grundlos und machte das Fortkommen für Menschen, Tiere und Fahrzeuge gleich beschwerlich. Um 6 Uhr und kurz nach Sonnenaufgang wurde aufgebrochen, und es ging in der eben beschriebenen Marsch- oder vielmehr Gefechtsordnung langsam vorwärts.

Der Weg führte fast ununterbrochen an verlassenen Dörfern und Häuserkomplexen vorbei und war bedeckt von toten Lasttieren in allen Stadien der Verwesung.

Gegen 10 Uhr ließ sich aus der Richtung von Omdermân Kanonendonner vernehmen, und der Sirdar begab sich, während die Armee Halt machte, mit dem Stabe auf einen hart am Flußufer liegenden Hügel, um von dort einen Ausblick zu gewinnen.

Omdermân war in einer Entfernung von etwa 15 km mit dem Glase erkennbar, grell hob sich die hohe weiße Kuppel über dem Grabmal des Mahdi und das auf ihr befindliche vergoldete Pentagramm von dem blauen Himmel und der gelben Wüste ab. Der Fluß war in der Nähe der Stadt in eine dichte Rauchwolke gehüllt, und immer schneller folgten sich die Schüsse der bombardierenden Kanonenboote. Es gelang unter ihrem Schutz, die Haubitzenbatterie und die beiden schweren 12 cm auf dem östlichen Ufer gegenüber der Stadt in Stellung zu bringen, und am Nachmittag konnte man aus dem Bombardement deutlich die Stimmen der schweren Geschütze heraushören.

Während des Marsches stiegen hin und wieder von den Spitzen seitwärts- und vorwärtsliegender Hügel Rauchwolken auf, wohl verabredete Signale.

Gegen 12 Uhr wurde südlich des weit auseinandergezogenen Dorfes Kerreri Halt gemacht und gelagert. Da die Kamele und damit alle Aussicht auf Bequemlichkeit noch weit zurück waren, so ritt ich auf eigene Faust noch

Digitized by Google

2 km weiter nach Süden, wo eine Erhebung im Gelände gute Aussicht auf Omdermân versprach. Von dort her tönte noch immer Kanonendonner, und ich versuchte von der Spitze des Hügels und mit dem Glase zu erkennen, ob das Feuer von den Wällen der Stadt erwidert würde. Dies war allerdings nicht möglich, aber als ich das Glas zufällig mehr nach Westen wendete, fielen meine Augen auf etwas, das aussah wie marschierende Kolonnen.

Nach angestrengtem Hinblicken blieb kein Zweifel: aus dem unregelmäßigen, weit auseinandergestreckten Häusermeer von Omdermân wälzten sich mehrere lange und dichte Kolonnen in nordwestlicher Richtung in die Wüste. Das konnte nichts anderes sein als die heranmarschierende Derwischarmee.

Ich beobachtete wohl noch zehn Minuten lang, um wenigstens annähernd ihre Stärke feststellen zu können, konnte aber bei der Größe der Entfernung und der Unregelmäßigkeit der Formationen zu keinem Resultat kommen; es konnten ebensogut 10 000, wie 30 000 oder 50 000 oder noch mehr sein.

Ich galoppierte mit meiner Meldung nach dem Lager zurück und sah dabei, wie von verschiedenen Seiten Reiter zu Pferd und Kamel in schnellster Gangart demselben Ziel, wahrscheinlich mit derselben Meldung zueilten.

Die Armee war bei meinem Eintreffen schon alarmiert. Von den unterdessen herangekommenen Kamelen wurden in größter Eile einige Kisten mit Konserven heruntergerissen; wir hatten Sardinen und Aprikosen, Ochsenzunge und Schokolade, Mixedpickles und Kakes, alles durcheinander. Die Mannschaften nahmen aus den eisernen Portionen ein hastiges Frühstück ein und wurden dann in der aus der Skizze (S. 12) ersichtlichen hufeisenähnlichen Form rings um das Lager postiert.

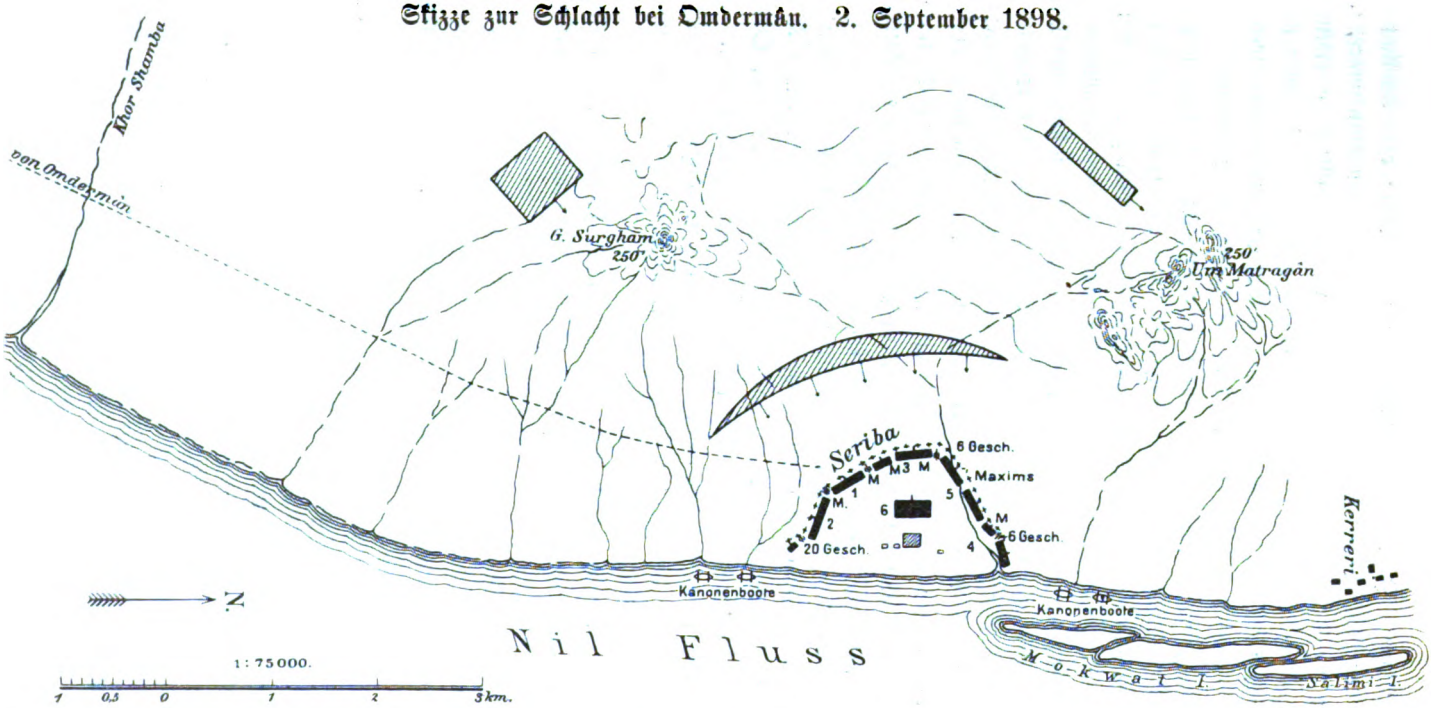
Der Sirdar ritt, vom linken Flügel beginnend, langsam die Aufstellung hinunter; er war stumm wie gewöhnlich und sprach weder zu den britischen noch zu den ägyptischen Bataillonen ein Wort.

Die Truppen machten sämtlich einen guten Eindruck, und auf den Gesichtern prägte sich die freudige Erwartung aus, daß es nun endlich zu dem langersehnten Zusammenstoß kommen würde. Es war für alle, mich einbegriffen, eine große Enttäuschung, als nach einer Stunde vergeblichen Wartens von der Kavallerie die Meldung gebracht wurde, daß der Gegner in südwestlicher Richtung in einer Entfernung von 7 bis 8 km Halt gemacht habe und lagere. Nachdem die Richtigkeit durch andere gleichlautende Meldungen bestätigt worden, erhielten die Truppen Befehl, einzurücken; jedes Bataillon biwakierte unmittelbar hinter dem ihm in der Schlachtordnung angewiesenen Platz. Der Rest des Tages und ein Teil der Nacht wurde zur Herstellung einer starken „Seriba" benutzt, der im Sudan gebräuchlichen Lagerbefestigung aus Dornbüschen und Erdwall; die Artillerie stellte die Entfernungen im Vorgelände fest und zeichnete sie durch sichtbare Marken.

Man war im Lager nicht ohne Besorgnisse wegen eines nächtlichen Überfalles der Derwische, welcher bei ihrer großen Überzahl und ihrer am

Digitized by Google

Skizze zur Schlacht bei Omdermân. 2. September 1898.



■	Briten und Ägypter.	2.	Britische Brigade	Gen. Lyttelton.	
▥	Derwische.	3.	Ägyptische Brigade	Col. Maxwell.	
1.	Britische Brigade Gen. Wauchope.	4.	" "	Col. Lewis.	
		5.	Ägyptische Brigade	Col. Macdonald.	
		6.	" "	Col. Collinson.	
		38 Gesch. u. 20 Maxims		Col. Long.	

Digitized by Google

nächsten Tage bewiesenen unvergleichlichen Bravour allerdings hätte kritisch werden können. Denn wenn sie auch nur an einer Stelle durch die Seriba gebrochen wären und Feuer unter die nach Tausenden zählenden Lasttiere geworfen hätten, so wäre eine heillose Verwirrung und vielleicht ein Desaster die Folge gewesen; denn im Handgemenge ist der Derwisch regulären Truppen weit überlegen.

Wie später in Verhören festgestellt wurde, hat der Kalif auch tatsächlich einen Nachtangriff im Auge gehabt, aber seine Absicht wurde durch ein geschicktes Manöver Slatins vereitelt. Dieser schickte nämlich einen Spion, welcher das volle Vertrauen des Kalifen besaß, tatsächlich aber im Solde des Intelligence Department stand, mit der Nachricht ins Derwischlager, daß der Sirdar seinerseits einen Nachtangriff beabsichtige, und daß der Kalif besser täte, zu bleiben wo er wäre. So geschah es, und die beiden Armeen standen sich in der Entfernung von einer deutschen Meile gegenüber, jede wartend auf einen Angriff des Gegners.

Es war im Gegensatz zu den vorhergehenden Tagen eine wahrhaft glorioſe Tropennacht; die Luft lau und mild, am Himmel stand der Vollmond, und sein weißes Licht strahlte mit so intensiver Stärke, daß ich ohne jede Schwierigkeit Eintragungen in mein Tagebuch machen konnte. Die Pferde blieben größtenteils unter Sattel, Offiziere und Mannschaften schliefen in voller Ausrüstung, aber heute ungestört durch Sandsturm oder Regen, wohl die beste Vorbereitung für die Anstrengungen des kommenden Tages.

Um 4 Uhr morgens wurde Reveille geblasen, und Offiziere und Mannschaften frühstückten in aller Ruhe warm und substantiell; dann wurden die Lasttiere gepackt und zusammengetrieben und die Truppen rückten in ihre vom letzten Nachmittag bekannten Stellungen. Alles ging in bemerkenswerter Ruhe und Ordnung vor sich.

Um ½6 Uhr stand die Armee gefechtsbereit, kurz vor sechs war Tageslicht, und um dieselbe Zeit liefen Meldungen ein, daß die Derwischarmee im Anmarsch sei., Über ihre tatsächliche Stärke war man auch jetzt noch im unklaren und wird es wohl auch für immer bleiben; nach Slatins Ansicht sind es nicht über 50 000 und nicht unter 40 000 Mann gewesen, davon höchstens 1000 Berittene und 15 000 bis 16 000 mit Remingtons Bewaffnete.*)

Das Gelände vor der Seriba dehnte sich, nach allen Seiten leicht ansteigend und flach wie ein Teller aus; nach Südwesten, Westen und Nordwesten gab es in des Wortes wahrer Bedeutung keinen Grashalm, geschweige einen Baum, welcher den Ausblick behindern oder dem Gegner hätte Deckung bieten können. In einer Entfernung von 3000 bis 4000 m ragte nach Südwesten ein kegelförmiger, steil abfallender Hügel aus der Ebene hervor, der

*) Wie ich zufälligerweise einige Jahre später hörte, sollen doch über 70000 Derwische an der Schlacht teilgenommen haben.

Digitized by Google

Gebel Surghâm, nach Nordwesten in etwa gleicher Entfernung eine Anzahl ähnlicher Erhebungen. Zwischen beiden zog sich ein leichtgewellter Erdrücken dahin, die weitere Aussicht behindernd, und von dort her war der Angriff der Derwische zu erwarten.

Ein solches Vorgehen mußte natürlich als barer Wahnsinn erscheinen, aber man hatte es eben mit religiösen Fanatikern zu tun, deren Wut durch die Beschießung und Zerstörung ihres Heiligtums, des Grabmals des Mahdi (der sogen. „Kubba"), auf das äußerste gereizt worden war. In späteren Verhören ist festgestellt worden, daß der Kalif anfänglich entschlossen war, den Angriff der Engländer hinter der dicken Mauer der inneren Stadt zu erwarten. Aber ein großer Teil seiner Emire hatte ihn überstimmt und plädierte für eine Schlacht im offenen Felde. Sie wiesen nach, daß, wo immer die Derwische den Angriff des Gegners in einer befestigten Stellung erwartet hätten, sie bis zur Vernichtung geschlagen worden seien, so in der Schlacht am Atbara,*) während sie anderseits alle ihre Erfolge dem wilden Ansturm zu verdanken hätten, so bei El Obeid.

Es hätte allerdings dem Kalifen wenig genützt, wenn er wirklich in Omdermân geblieben wäre; der Sirdar hätte die innere Stadt und die in ihr zusammengepferchten Derwischmassen vom Fluß und von der Landseite her so lange bombardiert, bis ihnen nichts weiter übriggeblieben wäre wie ein letzter verzweifelter Ausfall.

Der Sirdar und der Stab hatten hinter dem Zwischenraum der britischen und der ägyptischen Division Stellung genommen; alle Feldgläser waren in gespannter Erwartung nach dem Hügelrücken gerichtet. Zur Linken glänzte der Nil in den Strahlen der aufgehenden Sonne; die Luft war sichtig und rein.

Kurz nach 6 Uhr hörten wir ein eigentümliches summendes Tönen, welches sich anfänglich niemand erklären konnte; bald klang es lauter, dann wieder verhallte es gänzlich, — es war der Kriegs- und Sterbegesang von 40 000 bis 50 000 Derwischen.

Und dann erschienen sie auf dem Bergrücken; ein Anblick, den niemand vergessen wird, der ihn gehabt. Die breiten und tiefen Schlachthaufen der in weiße Gewänder gehüllten Derwische schimmerten wie helle Bänder auf der Ebene, neue und immer neue Scharen wälzten sich heran, die Sonne flackerte auf fast unzähligen Speeren und Schwertern; allen voran und hoch zu Roß erschienen die Emire, einzelne von diesen vom Kopf bis zum Fuß in eiserne Kettenpanzer gehüllt, auf dem Kopf die stählerne, mittelalterliche Sturmhaube mit Nasenbügel und Helmdecken, bei ihnen die großen mit Koransprüchen bedeckten Fahnen. Der Gesang, die Kriegspauken und Tamtams waren bald deutlich zu hören und erfüllten die Luft mit tosendem

*) Für Gallabât trifft das übrigens nicht zu.

Digitized by Google

Lärm; zeitweise vereinigten sich die Stimmen zu einem langgezogenen „Allahuuu"! was auch aus der Ferne großen Eindruck machte.

Wenn ich von mir auf andere schließen darf, so hat wohl jeder von uns etwas wie ein Zittern verspürt, nicht der Furcht, denn man wußte sich hinter der Seriba und all den Geschützen und Gewehren so gut wie sicher; aber der Anblick vor uns und der Gedanke, daß dort viele tausend Menschen in dieser merkwürdigen Art ihrem Tode entgegengingen, hatten etwas tief Ergreifendes.

Vom englischen linken Flügel her fiel der erste Kanonenschuß, die Granate krepierte, wie deutlich sichtbar, hinter der vordersten Linie der Derwische. Ich sah nach der Uhr, es war genau 1/2 7. Gleich darauf schlug das zweite Geschoß mitten in die feindlichen Reihen, und dann folgte in geschützweisem Feuer Schuß auf Schuß bis zum Ende des ersten Angriffs. Die erste Granate wurde auf 3000 m gefeuert, von 2800 m wurden ausschließlich Schrapnells gebraucht. Wie mir schien, krepierten diese fast immer in richtiger Entfernung, — das Feuer der Artillerie war zweifellos gut dirigiert.

Dann begann ein Maximgewehr seine Tätigkeit mit dem ihm eigenen klopfenden Lärm, ein zweites, ein drittes, zehn, zwanzig fielen ein; bald krachten die dem damaligen englischen Feuergefecht eigenen Salven der Infanterie,*) und als die Derwische, die ohne in dem fürchterlichen Bleihagel auch nur für Augenblicke zu stocken, im Sturmschritt bis auf 1000 m herangekommen waren, bildeten das Zentrum und der linke Flügel eine einzige krachende und feuerspeiende Linie. Man sah, wie die Derwische in ganzen Haufen stürzten, wie die hellen Bänder in Streifen geschlitzt wurden, sich wieder zusammenschlossen und von neuem vorwärts stürmten; ihr Kriegsgesang verhallte unter dem betäubenden Donner der Feuerwaffen.

Sie selber begannen das Feuer bereits auf eine unvernünftig weite Entfernung, ihr rechter Flügel war schon auf 2000 m in eine dichte Rauchwolke gehüllt, aber trotzdessen und trotz der mangelhaften Gewehre gab es auch jetzt schon bei den Anglo-Ägyptern vereinzelte Verluste. Kapitän Caldecott erhielt eine Kugel durch beide Schläfen, Oberst Francis Rhodes (der Bruder von Cecil Rhodes) fiel mit zerschmetterter Schulter, der alte Kriegsberichterstatter Williams wurde durch einen Streifschuß verwundet, und hier und da sah man, wie Tragbahren mit Verwundeten ins Feldlazarett zurückgetragen wurden.

Ich hatte mich, bald nachdem der erste Kanonenschuß gefallen war, vom Stabe des Sirdars entfernt, war hinter die Feuerlinie der britischen Bataillone geritten und beobachtete namentlich die Maximgewehre und ihre Wirksamkeit. Dies war bei den ägyptischen Truppen, welche mit Schwarz-

*) Der Buren-Feldzug war noch nicht gewesen.

Digitized by Google

pulver schossen, und bei denen infolgedessen bald alles in dichten Rauch gehüllt war, nicht möglich.

Es dauerte anfänglich einige Zeit, bis der auf der Lafette sitzende Mann die richtige Entfernung gefunden hatte; bis dahin war, trotz der unaufhörlich knatternden Schüsse keine besondere Wirkung zu erkennen, dann aber sah man plötzlich auf einem bestimmten Fleck die Derwische buchstäblich wie die Fliegen fallen und ganze Lücken in ihre Reihen gerissen werden. Da auch zu gleicher Zeit überall Schrapnells krepierten, so ist wohl möglich, daß an derselben Stelle auch sie ihr Teil an der Zerstörung gehabt haben; aber es ist sicher, daß ein Maximgewehr, wenn die richtige Entfernung gefunden, gegen aufrechte Ziele und dichte Kolonnen von großer Wirkung ist.

Mein Urteil über die Maschinengewehre fasse ich nach dem, was ich davon bei Omdermân gesehen, in folgendem kurz zusammen, bemerke aber dabei, daß ich nicht Fachmann und weit davon entfernt bin, dieses Urteil für maßgebend halten zu wollen:

Das Maschinengewehr ist eine Art von Surrogat für Infanterie und befähigt einen einzelnen Mann, in relativ kurzer Zeit eine große Anzahl von Geschossen zu entsenden. Habe ich genügend Infanterie zur Verfügung, so brauche ich keine Maschinengewehre; denn es will mir scheinen, daß, wenn 30 gut ausgebildete Schützen in der Minute je zehn Schuß abgeben, die Wirkung im Durchschnitt größer sein muß, als wenn ein einzelner Mann, der seine Waffe nicht auf ein bestimmtes Ziel, sondern nur auf einen Schwarm von Gegnern im allgemeinen richtet, etwa 300 Patronen in derselben Zeit verfeuert.

Gegen attackierende Kavallerie wird die Wirkung des Maschinengewehrs (abgesehen von der „stopping-power“ des kleinkalibrigen Geschosses, wovon mehr weiter unten) zweifelsohne sehr groß, gegen ausgeschwärmte liegende Schützen nur ganz gering sein.

Für europäische Heere kann ich mir die Nutzbarkeit des Maschinengewehrs generell nur für zwei verschiedene Fälle denken. Einmal als Flankenschutz für feuernde Artillerie und dann bei Kavalleriedivisionen.

Die Engländer schwuren auf ihre Maximgewehre, und sie hatten recht; denn sie hatten diese bis dahin nur gegen wilde und halbwilde Völker und namentlich niemals gegen einen Gegner erprobt, der über eine nennenswerte Artillerie verfügt hätte.

Von Ladehemmungen habe ich nichts bemerkt, außer einem Fall bei den Ägyptern, wo ein Maximgewehr plötzlich aufhörte zu feuern und erst nach einigen Minuten wieder in Tätigkeit trat. Wie ich später hörte, sollen an anderen Stellen noch zwei Maximgewehre gänzlich ausgefallen sein.

Bei dieser Gelegenheit auch einige Worte über das sogen. „Dum-Dum-geschoß“, über das seinerzeit viel Aufhebens, weniger in Fachschriften als in der Tagespresse, gemacht wurde.

Digitized by Google

Daß das kleinkalibrige Stahlmantelgeschoß des Lee-Metfordgewehrs in seiner ursprünglichen Gestalt nicht genügend das hatte, was man auf englisch „stopping-power“ nennt — es gibt merkwürdigerweise im Deutschen keinen synonymen Ausdruck, das Wort „Hemmkraft“ ist nicht so bezeichnend — ist seit dem Chitral-Feldzug bekannt. Selbst Schüsse, welche die vitalsten inneren Teile verletzten, machten den Getroffenen nicht augenblicklich gefechtsunfähig, wie von den Briten in ihren indischen Grenzkriegen und von den Italienern in Abessynien oft beobachtet wurde.

Nun ist es jedoch eine ebenso auffallende wie unbestreitbare Tatsache, daß in heißen Klimaten alle dort heimischen Geschöpfe — Mensch und Tier — eine ganz andere Portion Blei vertragen wie in Europa. Mit Schüssen, unter welchen beispielsweise ein starker deutscher Hirsch im Feuer liegen würde, geht, wie jeder afrikanische Jäger weiß, eine große Antilope oder gar ein Büffel manchmal noch stundenweit, selbst wenn das Geschoß ein viel schwereres war, wie das auf den Hirsch verwendete.*)

Ganz dasselbe ist bei den Menschen der Fall.

Im Chitral-Feldzug (1895) wurde mehrfach festgestellt, das sogen. „Ghazis“ (Fanatiker), deren Brust von einem oder mehreren kleinkalibrigen Geschossen durchbohrt war, noch Kraft genug besaßen, an die britischen Linien heranzustürmen und einem oder dem andern den Schädel zu spalten.

Als dagegen im Tirah-Feldzug (1897) eine Anzahl von Lee-Metford-gewehren, die sich in den Händen der Afridi befand, gegen die Engländer zur Verwendung gelangte, brachen die von den kleinkalibrigen Mantelgeschossen getroffenen englischen Soldaten ebenso zusammen, als ob sie beispielsweise von einem Martini-Henrygeschoß verletzt worden wären.

Es ist daher wohl anzunehmen, daß das kleinkalibrige Mantelgeschoß in einem europäischen Kriege seine Schuldigkeit tun würde, — wenigstens gegen Menschen,**) ob auch gegen die Pferde attackierender Kavallerie, bleibe dahingestellt, — bei Gefechten gegen tropische Völker ist es ganz entschieden minderwertig.

Die Engländer kamen nun auf die Idee, ein anderes Geschoß zu konstruieren, bei welchem die vorderste Spitze des Stahlmantels entfernt wurde. Durch die hierdurch verursachte Stauchung des Bleikerns beim Einschlagen sollten die Verwundungen dann ganz furchtbare sein. Das neue Geschoß

*) Vergl. das Werk über die Reise des Grafen Samuel Teleki „Zum Rudolf- und Stephaniesee“ von Ritter v. Höhnel u. a. O.

**) Als ich während des China-Feldzugs Generalstabsoffizier bei der 2. gemischten Brigade in Pautingfu war, wurde in das dortige Lazarett ein Mann des 4. Infanterieregiments eingeliefert, dem in dem Gefecht bei Taomakwan die rechte Brust und der eine Lungenflügel durch ein kleinkalibriges Manlichergeschoß durchbohrt worden war. Wenn ich nicht irre, wurde der Mann schon nach 14 Tagen als geheilt entlassen.

Digitized by Google

war in Dum-Dum, der in der Nähe von Kalkutta gelegenen Munitionsfabrik hergestellt worden; daher der Name.

Das in der Schlacht bei Omdermân zur Verwendung gelangte Geschoß war nicht das eigentliche Dum-Dumgeschoß; es handelte sich hier vielmehr um das sogen. Hohlspitzengeschoß, bei welchem durch eine vorn im Stahlmantel befindliche trichterförmige Öffnung der Bleikern herausschlagen konnte. Die Treffsicherheit des neuen Geschosses wurde durch die in der Spitze befindliche Öffnung, in welcher sich der Luftdruck geltend machte, sehr ungünstig beeinflußt. Auffallend war, nebenbei bemerkt, das schnelle Heißwerden der Gewehrläufe; die Mannschaften waren nach 25 bis 30 schnell hintereinander abgegebenen Schüssen kaum noch imstande, die Gewehre zu halten.

Es war auf dem Schlachtfelde von Omdermân sehr schwierig, sich Gewißheit über die Art der Verwundungen zu verschaffen; die rings umherliegenden verwundeten Derwische machten für einen einzelnen Reiter einen auch noch so kurzen Aufenthalt zu einer absoluten Lebensgefahr, und als ich am dritten Tage nach der Schlacht (vorher war keine Zeit dazu) noch einmal hinausritt, waren die Leichen bereits halb verwest. Zwischen dem ersten und zweiten Stadium der Schlacht blieb ich hinter dem Stabe zurück, als wir gerade über eine mit zahlreichen Leichen bedeckte Erhebung hinwegritten — die Verwundeten waren durch ein vorbeimarschierendes Sudanesenbataillon bereits alle getötet — und besah mir vom Pferde aus eine ganze Anzahl von Verwundungen. Einige derselben waren allerdings schrecklich; so war dem einen Derwisch der ganze Unterkiefer weggerissen, ein anderer lag auf dem Gesicht, und aus dem Rücken hingen zerfetzte Teile der inneren Organe heraus, darunter die Niere deutlich erkennbar; ob aber diese und andere Wunden durch kleinkalibrige Geschosse oder Granatsplitter verursacht waren, vermag ich nicht zu sagen, halte jedoch das letztere für wahrscheinlich. Mir kamen übrigens bei diesem Anblick allerhand Gedanken: Wenn eine Verwundung, sie mag so schrecklich sein, wie sie wolle, von einem Granatsplitter verursacht wird, so findet kein Mensch was dabei und betrachtet das als ganz natürlich, rührt dieselbe Verwundung aber von einem Gewehrgeschoß her, so schreit alle Welt über empörende Grausamkeit. Dem Hauptbeteiligten bei der Sache, dem Verwundeten, wird diese Frage in dubio ziemlich gleichgültig sein.

Bei den vorstehenden Ausführungen habe ich beiläufig der Tötung der Verwundeten Erwähnung getan, und da auch dieser Gegenstand s. Z. viel Staub aufgewirbelt hat, so möchte ich hierauf gleichfalls eingehen.

Der verwundet und scheinbar wehrlos auf der Erde liegende Derwisch war in gewissem Sinne viel gefährlicher wie ein gesunder und mit den Waffen in der Hand auf einen losstürzender. Von letzterem wußte man ganz genau, was man zu halten hatte, während die scheinbare Hilflosigkeit des ersteren die notwendige Vorsicht und die Tatsache vergessen ließ, daß eine Kugel ein ebenso großes Loch macht, wenn sie von einem Gesunden, als wenn

Digitized by Google

sie von einem Verwundeten abgefeuert wird. Ich habe bei meinem Ritt über das Schlachtfeld, von welchem weiter unten erzählt werden wird, Dutzende von Malen gesehen, wie am Boden liegende Derwische sich plötzlich erhoben und ihr Gewehr in die Reihen der an ihnen vorüber oder über sie weg marschierenden Truppen abfeuerten, und es war für diese ein einfaches Gebot der berechtigten Selbstverteidigung, wenn sie durch vorgeschickte Schützen sich nach Möglichkeit gegen derartige unerwartete Angriffe zu schützen versuchten. Der Soldat hat nicht nur das moralische Recht, sondern die Pflicht, von seiner Waffe gegen einen Feind Gebrauch zu machen, von welchem zu erwarten ist, daß er der eigenen Truppe Verluste beibringen wird, und das Verhalten der verwundeten Derwische ließ das erwarten. Daß dabei auch verwundete Gegner getötet worden sind, die nichts Böses im Schilde führten und froh gewesen wären, ihre Haut zu retten, ist sehr wohl möglich; aber es war schwierig, ihnen ihre friedfertige Gesinnung von weitem anzusehen. Aus derartigen Fällen aber einer ganzen Armee den Vorwurf nutzloser Grausamkeit machen zu wollen, ist doch wohl nicht billig.

Zudem hörte man von einer ganzen Reihe von Fällen, wo nicht nur britische, sondern auch schwarze Soldaten sich eines verwundeten Gegners voll Mitgefühls angenommen hatten, obwohl ihnen das stellenweise übel vergolten worden ist. Ich habe selber gesehen, wie ein Mann der 32. Feldbatterie einen kaum dem Knabenalter entwachsenen verwundeten Derwisch aus seiner Feldflasche tränkte und ihm dabei sorglich den Kopf stützte. Bevor er weg ging, legte er noch gutmütig Brot neben ihn.

Daß überhaupt die englische Kriegführung grausamer gewesen sei, wie es die jeweiligen Gegner und Verhältnisse*) notwendig oder wenigstens erklärlich machten, ist nirgendwo erwiesen, auch im Burenkriege nicht; die hierauf bezugnehmenden Auslassungen der deutschen Blätter waren zum allergrößten Teil von einseitiger Tendenz getragen und keineswegs zuverlässig.

Ich wende mich nach diesen Abschweifungen wieder der Schilderung der Schlacht zu.

Wie gesagt, machte der immer dichter werdende Geschoßhagel auf die Derwische anfänglich nicht den geringsten Eindruck, sie stürmten unaufhaltsam vorwärts, bis die Verluste derartig wurden, daß sie die Hoffnung auf ein Gelingen des Angriffs doch wohl aufgeben mußten. Gegenüber dem englischen linken Flügel, wo die Hauptmasse der Artillerie und die Schnellfeuergewehre in Tätigkeit waren, kam das, was von den Derwischen noch übrig war, auf eine Entfernung von 500 bis 600 m vor der Seriba zum Stocken, gegenüber den Ägyptern drangen sie zum Teil bis auf weniger als 200 m an die Feuerlinie heran und zogen sich dann mit den Resten in der Richtung auf den Gebel Surghâm zurück.

*) Die von Europa aus in den meisten Fällen nicht ohne weiteres beurteilt werden können.

Digitized by Google

Der vorderste Tote lag auf etwa 150 m vor der Feuerlinie; es war ein Emir, der eine große weiße Flagge trug und ohne rechts oder links zu sehen vor einem kleinen Derwischhaufen hergeritten war. Er schien ein gefeites Leben zu haben, denn als bereits alle seine Begleiter am Boden lagen, hatte er anscheinend noch immer keine Verwundung. Als er sich ganz allein sah, machte er Halt, stemmte die Fahne in die Erde und stand so einen Augenblick regungslos, dann brach auch er zusammen, richtete sich aber mühsam wieder in knieende Haltung auf und wandte das Gesicht nach Mekka, um sein letztes Gebet zu sprechen.

Derartige Beispiele von Todesverachtung sind in der Schlacht vielfach beobachtet worden, namentlich auch bei dem letzten Widerstand um die schwarze, heilige Fahne des Kalifen; sie sind unter mohammedanischen Völkern nicht selten. In der Geschichte der christlichen Völker sind meines Wissens nur zweimal Fälle zu finden, wo sich tiefer religiöser Fanatismus mit soldatischer Tapferkeit in analoger Weise vereinigten; das ist einmal bei den Hussiten und dann bei den „Eisenseiten" Oliver Cromwells.

Etwa um 1/2 8 Uhr fiel der letzte Kanonenschuß in diesem Akt des Dramas; die noch übrigen Derwische waren hinter dem Erdrücken verschwunden, aber das Feld bis dahin war buchstäblich besät mit Leichen, stellenweise und aus der Ferne sah es aus wie auf einer Bleiche, so dicht lagen die mit weißen Gewändern bekleideten Toten zusammen.

Gegen 1/4 8 Uhr hatte man aus nördlicher Richtung her für kurze Zeit heftiges Gewehr- und Geschützfeuer vernommen, zugleich dampften zwei Kanonenboote mit voller Kraft den Nil hinunter, stoppten etwa 1000 m nördlich des Lagers und eröffneten ein heftiges Feuer gegen das Ufer.

Dort hatte sich unterdessen folgender Vorgang abgespielt. Ein Haufe von etwa 15 000 Derwischen, geführt von dem Emir Ali Wad Helu und dem ältesten Sohne des Kalifen, Etman (Scheikh Ed Din), hatte sich hinter dem Hügelrücken von der Hauptkolonne abgezweigt und war in nördlicher Richtung auf die Matragán-Hügel marschiert, zweifelsohne, um von dort her den rechten Flügel der Seriba anzugreifen. Sie waren beim Hervorbrechen aus den Hügeln mit der außerhalb der Seriba postierten ägyptischen Kavallerie, der reitenden Batterie und dem Kamelkorps in Kontakt gekommen*), und diese hatten sich nach kurzem Gefecht, in welchem zeitweilig zwei Geschütze in die Hände der Derwische fielen, in nördlicher Richtung zurückgezogen.**)

*) Der Zweck dieser vom Sirdar angeordneten Detachierung außerhalb der Seriba ist mir niemals klar geworden.

**) Daß dieser Rückzug auf die Gefahr hin, von der eigenen Armee abgeschnitten zu werden, in nördlicher Richtung und nicht auf die Seriba erfolgte, wodurch das Feuer aus derselben maskiert worden wäre, wirft ein helles Licht auf das kalte Blut und die richtige Auffassung des Obersten Broadwood Bey, welcher dieses Detachement kommandierte.

Digitized by Google

Das gut gerichtete Feuer der Kanonenboote und wohl auch die Nachricht von dem Mißlingen des Hauptangriffs hatten Ali Wad Helu dann veranlaßt, auf demselben Wege, den er gekommen, zurückzugehen. Er machte sich später noch in sehr gefährlicher Weise bemerkbar.

Slatin Pascha war der Ansicht, daß die Derwische noch lange nicht erledigt seien und jedenfalls noch einmal angreifen würden; als aber reichlich eine halbe Stunde vergangen war, ohne daß etwas Derartiges geschehen wäre, befahl der Sirdar den brigadeweisen Linksabmarsch der Armee auf Omdermán; Brigade Collinson blieb zunächst zum Schutz der Bagage in der Seriba zurück.

Dieser Abmarsch vollzog sich staffelförmig in der Weise, daß die linke Flügelbrigade am weitesten nach vorne und links, die rechte Flügelbrigade am weitesten nach hinten und rechts marschierte, dazwischen in unregelmäßigen Abständen die übrigen Brigaden. Der Sirdar und der Stab ritten mit der vordersten Brigade, vor der Front befanden sich die 21. Lancers.

Ich selbst war in der Seriba zurückgeblieben und beabsichtigte, einen Blick aus nächster Nähe auf das Schlachtfeld zu tun. Ich ritt zunächst zu dem gefallenen Emir hinüber; er lag auf dem Rücken, sein Gesicht war nicht entstellt, er konnte höchstens 30 Jahre alt sein, und seine feingeschnittenen, adlerartigen, wenn auch fast schwarzen Züge verrieten den Araber vornehmer Abstammung. Sein Körper war von vier oder fünf Kugeln durchlöchert, nach dem Kaliber zu urteilen, von Martini-Henry-Geschossen herrührend. Eine eigentümliche in seinem Gürtel steckende Waffe, eine Streitaxt aus schwerem mit Leder überzogenem Holz (sogen. Sfafarokh) machten ihn als einen Mann von Dar Fur oder Cordofan kenntlich, wie mir Slatin erzählte.

Ich war abgesessen und nahm die Waffe an mich, ebenso die mit Blut getränkte Koranflagge. Als ich mit der sehr gewichtigen Fahne in der Hand wieder aufsitzen wollte, surrte eine Kugel hart an mir vorbei und knallte in der Nähe ein Schuß, gleich darauf noch mehrere von verschiedenen Seiten. Die Gefährlichkeit verwundeter Derwische war mir mit einem Mal unangenehm klar geworden, ich ritt in langem Galopp und die Fahne, die ich nicht gern im Stich lassen wollte, quer über den Sattel gelegt, über das Schlachtfeld auf den Gebel Surghâm zu, in welcher Richtung ich die rote Flagge des Sirdars flattern sah.

Es ging durch und über wahre Hügel von Leichen; Schüsse, die bald hier, bald dort knallten, sorgten dafür, daß ich das Tempo nicht verkürzte, und ich war sehr vergnügt, als ich zwar etwas außer Atem, aber doch mit heiler Haut beim Stabe anlangte und die schwere Flagge einem Pferdehalter übergeben konnte.*)

*) Sie ist noch in meinem Besitz, der Sfafarokh befindet sich neben anderen ethnologisch interessanten Gegenständen im Museum für Völkerkunde.

Digitized by Google

Gegen ½11 Uhr befand sich die vorderste Brigade etwa auf der Höhe des Gebel Surghâm und in gleichem Abstand von diesem und dem Nil; die hinterste Brigade war noch 1000 m nördlich vom Gebel Surghâm, die ägyptische reitende Batterie, die sich ihrer verlorengegangenen Geschütze wieder bemächtigt hatte, war unterdessen herangekommen und marschierte mit zwei anderen Feldbatterien und acht Maxims zwischen den beiden hintersten Brigaden.

Plötzlich tönte von dort her heftiges Gewehrfeuer, das bald einen alarmierenden Umfang annahm, zugleich sah man, wie die Bataillone der Brigade Macdonald im Laufschritt nach rechts einschwenkten, während die eben erwähnten Batterien und Maxims in der Karriere ebenfalls nach Westen aufmarschierten.

Slatin hatte recht, die Derwische waren noch lange nicht erledigt.

Hinter dem Gebel Surghâm befand sich eine etwa 15 000 Mann starke Reserve, welche bis dahin noch gar nicht im Feuer gewesen war, und bei dieser hatten sich die Trümmer der ersten Kolonne wieder gesammelt. Die Reserve wurde geführt vom Emir Jakub, dem Bruder des Kalifen und nach diesem der angesehenste Mann im Reich des Mahdi. Bei ihm befand sich die heilige Fahne, ein mächtiges kohlschwarzes Banner mit doppeltem silbernen Knauf; auch der Kalif selbst und die Mulazemie, seine berittene Leibwache, befanden sich dort, nahmen aber am Kampf nicht teil. Emir Jakub hatte gewartet, bis ein großer Teil der abmarschierenden feindlichen Armee am Gebel Surghâm vorbeipassiert war und stürzte sich nun mit großem Ungestüm auf deren rechte Flanke und Rücken. Ohne das sehr schnell und geschickt ausgeführte Einschwenken der hintersten Brigade (Macdonald) hätte die Sache kritisch werden können; aber das Hauptverdienst in der Abwehr auch dieses Angriffs gebührt doch wohl der Artillerie, deren Schnellfeuer mit schließlich auf 0 tempierten Schrapnells die Derwische zu Hunderten niederschmetterte.

Die vorderste Brigade, bei welcher der Sirdar sich befand, erhielt augenblicklich den Befehl, kehrt zu machen und die Brigade Macdonald zu unterstützen, die übrigen Brigaden schwenkten rechts ein und drangen in der Richtung auf den Gebel Surghâm vor.

Unterdessen hatten sich die Derwische Ali Wad Helus, welche beim Beginn der Schlacht vom Um Matragân aus gegen die rechte Flanke der Seriba hatten vorgehen sollen, wieder gesammelt und stürzten sich nun von Nordwesten her gegen den rechten Flügel der Ägypter. Die Scharen des Emir Jakub, die bereits anfingen zurückzugehen, erhielten dadurch neue Stoßkraft und versuchten wieder und wieder in wildem Ansturm, das Schicksal des Tages zu ändern, einzelne von ihnen kamen bis an die Bajonette heran — es war vergeblich, das Feuer der regulären Truppen räumte zu furchtbar unter ihnen auf, und das, was von ihnen noch übrig war, ging in westlicher

Digitized by Google

Richtung in die Wüste zurück, verfolgt — allerdings sehr bedächtig und in achtungsvoller Entfernung — von der ägyptischen Kavallerie.

Die 21. Lancers hatten unterdessen ihre berühmte Attacke geritten und sich dabei einen gehörigen Denkzettel geholt. Diese Attacke war der große blunder der Schlacht bei Omdermân, zweifellos schneidig und mit frischem Reitergeist geritten, aber gänzlich zwecklos und insofern von verhängnisvoller Wirkung, als durch sie mittelbar das Entkommen des Kalifen ermöglicht wurde. Denn durch ihre Attacke hatten sie sich für den Rest des Tages manövrierunfähig gemacht, und als man sie zur Verfolgung des Kalifen brauchte, waren sie nicht da.

Die Sache hatte sich folgendermaßen abgespielt: Beim Abmarsch der Armee auf Omdermân befanden sich die Lancers vor der Front der ersten Brigade.

Zu derselben Zeit etwa, als der Angriff des Emirs Jakub erfolgte und die Infanteriebrigaden nach Westen einschwenkten, zeigte sich auch vor der Front der Lancers ein Haufe von Derwischen, über dessen Stärke die Angaben zwischen 50 und 300 Mann schwanken. Die Lancers, die bisher noch nicht am Gefecht teilgenommen hatten, marschierten auf und stürmten, ohne Eklaireurs oder Gefechtspatrouillen vor der Front zu haben, in der Karriere auf ihre vermeintlichen Opfer ein.

Diese verschwanden plötzlich wie durch Zauberei, und an ihrer Stelle erhoben sich aus einem dahinter liegenden tiefen Geländeeinschnitt etwa 2000 bis 3000 Derwische, in welche die Lancers, die sich in voller Fahrt befanden, wohl oder übel hinein und hindurch mußten. Zum guten Glück für sie befanden sich nur vereinzelte Gewehre bei ihren Gegnern, aber auch so verloren sie nahezu ein Drittel an Toten und Verwundeten (24 — 74) und mehr als ein Drittel ihrer Pferde (123); unter den Toten befand sich auch Leutnant Grenfell, der Sohn des Oberkommandierenden der englischen Okkupationsarmee in Unterägypten.

Den Derwischen hatte die Sache wenig geschadet, sie gingen gleich darauf gegen die englische Infanterie vor und wurden von dieser zusammengeschossen.

Der Kalif hatte sich während des letzten Teils der Schlacht unbemerkt nach Omdermân zurückbegeben, bei ihm befanden sich sein Sohn Etman, der Scheikh ed Din, welcher dem Gemetzel entronnen war, und ein kleiner Teil der Mulazemie. Die große schwarze Flagge wurde erbeutet, sie lag unter einem Haufen von wenigstens 50 Leichen, unter diesen die Emire Jakub und Ali Wad Helu; auch Osman Azrak, der Führer des ersten Hauptangriffs, war an der Spitze der Seinigen gefallen. Osman Digna, entschieden der Befähigste der Derwisch-Emire, war ebenfalls in der Schlacht gewesen, aber nach seinem alten Rezept hatte er das Weite gesucht, sobald er die Sache als aussichtslos erkannte.

Digitized by Google

Die schwarze Flagge wurde zum Sirdar gebracht und für den Rest des Tages von einer der Ordonnanzen getragen.

Es war, bis der letzte Schuß verhallte, ½1 Uhr geworden und die Sonne brannte mit verzehrender Glut; der Sirdar aber drängte zum Weitermarsch auf Omdermân. Gegen 3 Uhr wurde bei dem Wadi Shamba eine halbe Stunde gerastet, dann ging es weiter; vor uns lag Omdermân mit dem halbzerstörten Grabmal des Mahdi, scheinbar umgeben von einem glänzenden See, auf dessen Wasserspiegel Segelboote dahin glitten und an dessen Ufern sich Palmen im Winde wiegten. Nach all dem Kampflärm und den Schrecknissen der letzten Stunden war diese friedliche Fata Morgana von seltsamer Wirkung, in dem weichen Sand verhallten die Fußtritte der marschierenden Bataillone, man zog dahin wie in einem Traumland. Ich ritt eine Zeit lang neben Slatin und konnte lange nicht den Gesichtsausdruck vergessen, mit dem er, aus weit aufgerissenen Augen hinüberstarrend, regungs- und wortlos den Anblick der Stadt in sich aufnahm, in der er zehn lange Jahre so viel Schreckliches erlebt und erlitten hatte.

Aus den Häusern der weit ausgedehnten Vorstädte strömten Tausende und Abertausende von Einwohnern heraus, die den Sirdar mit gellendem Getriller und Jubelgekreisch begrüßten, die meisten von ihnen in erbärmlichem, halbverhungerten Zustand. Der Sirdar gab den an der Spitze befindlichen schwarzen Brigaden den Befehl, in das Innere der Stadt vorzudringen.

Der Kern von Omdermân ist von einer Mauer umgeben, welche aus Ziegeln und Sandstein in einer Höhe von 4 bis 5 m und einer Dicke von 1½ bis 2 m aufgeführt ist. Diesen inneren Teil bewohnten die Baggara und übrigen Derwische; die Bevölkerung der Vorstädte wurde von ihnen mißachtet. Während im inneren Stadtteil ungeheure Vorräte aufgespeichert waren, starben die Einwohner der Vorstädte Hungers.

Zur Zeit, als der Sirdar vor der Stadt eintraf, etwa gegen 4 Uhr, war der Kalif noch dort, man hörte die tiefen brüllenden Töne der großen Ombaia, des elfenbeinernen Kriegshorns des Kalifen, mit dem er seine Anhänger um sich versammelte. Er hat also anscheinend die Absicht gehabt, sich in der inneren Stadt oder in seinen eigenen Häusern zu verteidigen, die nochmals von einer hohen Mauer umgeben sind, hat aber schließlich seine Sache verlorengegeben und die Flucht ergriffen. Er ist, ohne bemerkt zu werden, durch die engen und winkligen Gassen der südlichen Vorstädte entkommen; bei ihm befanden sich nur sein Sohn, seine Lieblingsfrau und etwa 150 Reiter; er selbst ritt einen Maskâteſel, ein dem Pferde an Schnelligkeit fast gleichkommendes Tier und es an Ausdauer weit übertreffend. Slatin und ein Teil der ägyptischen Kavallerie, die an dem Tage bereits sehr angestrengt worden war, folgten seiner Fährte nilaufwärts bis

Digitized by Google

in die Nacht hinein, mußten aber wegen totaler Erschöpfung der Pferde die Verfolgung aufgeben.

Jetzt wäre für die 21. Lancers der Augenblick dagewesen, in Tätigkeit zu treten; ihnen, die ohne ihre zwecklose Attacke noch verhältnismäßig frisch gewesen wären, hätte der Kalif schwerlich entgehen können.

Es ist ihm dann gelungen, bis nach Cordofan, seiner eigentlichen Heimat, zu gelangen; er hat noch ungefähr ein Jahr lang das Leben eines Räuberhauptmanns geführt, gehaßt und gefürchtet von den Eingeborenen und hin und her gejagt von den ihn verfolgenden ägyptischen Kolonnen, bis er sich einer der letzteren endlich zum Kampfe stellen mußte und mit dem Rest seiner Anhänger getötet wurde. Er hat in den 13 Jahren seiner Gewaltherrschaft namenloses Elend über den Sudan gebracht, der in diesem Zeitabschnitt schätzungsweise um etwa drei Viertel seiner Bewohner ärmer geworden ist.

Gegen ½5 Uhr versuchte der Sirdar selbst, in das Innere der Stadt zu gelangen, und die Stunden von da ab bis zur Nacht gestalteten sich für ihn und den Stab zu einem wirklich gefährlichen Teil des Tages.

An der nach dem Fluß zu gelegenen Seite der Mauer war von den schweren 12 cm-Geschützen an zwei Stellen Bresche geschossen worden, die aber nur für einzelne Soldaten, nicht für Reiter genügten. Wir hatten um einen großen Teil der Mauer herumzureiten, bis wir an den östlichen Eingang und, nachdem dessen von schweren hölzernen Planken gebildetes Tor zertrümmert war, in das Innere gelangten.

Die ganze östliche Front der Stadt war durch eine Reihe von Forts, nach Art der bei Schabluka geschilderten, befestigt, die aber nun sämtlich durch die Beschießung, ebenso wie die in ihnen befindlichen zahlreichen kleinen Bronzegeschütze zerstört worden waren.

Das Innere der Stadt bot einen grauenhaften Anblick, und für jeden, der ihn gehabt, wird das Wort Omdermân mit dem Eindruck des Gräßlichen verbunden sein.

Auf Schritt und Tritt lagen die Leichen von Menschen und Tieren, zerrissen von den Sprenggranaten der Haubitzen, die unter den zusammengepferchten Menschenmassen große Verheerungen angerichtet hatten. So sollen in einer Moschee durch eine einzige Granate über 100 Menschen getötet worden sein, die sich dort zum Beten versammelt hatten. Relata refero! —

Jeder Brunnen und jedes Wasserloch war von den Derwischen durch hineingeworfene Kadaver vergiftet worden; ein pestilenzialischer Gestank erfüllte die Luft, und dabei krachten noch rechts und links Schüsse, Geheul und Geschrei überall; denn alle Häuser lagen voll von in der Schlacht leicht verwundeten Derwischen, die ihr Leben teilweise teuer verkauften. Anderseits war aber auch vielen zum Schluß der Mut gesunken, namentlich nachdem der Kalif entflohen war, und aus den Seitenstraßen stürzten

Digitized by Google

Hunderte von Derwischen waffenlos zu Füßen des Sirdars mit Bitten um Amân (Frieden)!

Die genaue Anzahl der am 2. September Getöteten und Verwundeten zu geben, ist schwierig; die Engländer selbst waren mit ihren Angaben sehr zurückhaltend.

In runden, annähernd richtigen Zahlen ergeben sich etwa folgende Ziffern:

Engländer: tot 40 Mann, verwundet 180 Mann:
Ägypter: = 100 = , = 400 = .

Die Zahl der auf dem Schlachtfeld liegenden toten Derwische betrug nach der Zählung über 12 000, die Zahl der Verwundeten wurde auf 16 000 geschätzt, außerdem noch 4000 Gefangene. Wie viele bei der Beschießung von Omdermân und in der Nacht vom 2. zum 3. September von den verbündeten Arabern umgebracht worden sind, entzieht sich jeder Beurteilung; es dauerte tagelang, bis alle Leichen beseitigt waren.

Die Mauer um die Gebäude des Kalifen, welcher der Sirdar zustrebte, wurde noch verteidigt; als wir bis dorthin gelangt waren, zeigten sich oben plötzlich die Köpfe von Derwischen, und die Kugeln pfiffen rechts und links.

Die Derwische sind zweifelsohne erbärmliche Schützen, aber dieses Schießen aus so großer Nähe war doch recht fatal, und so drückten wir uns mit gebückten Köpfen dicht an die Mauer, um im toten Winkel zu bleiben. Der Berichterstatter für die „Times", the honourable Howard, Sohn des Earl of Carlisle, hatte sich dem Stabe angeschlossen und war zum Schutze gegen die Kugeln von der Mauer, durch die offene Tür in ein benachbartes Haus geritten.

In diesem Augenblick platzte eine Granate in unmittelbarer Nähe: Splitter, Sand und Steine flogen umher. Gleich darauf krepierte wieder eine Granate, man war halb betäubt von dem Luftdruck und dem Krachen. Das wurde schließlich doch auch dem kaltblütigen Sirdar zuviel, und er verließ diesen „Ort des Schreckens" in langem Galopp. Aber Howard war nicht mehr beim Stabe, ihm war durch die erste Granate der Schädel zerschmettert worden.

Diese Schüsse rührten von der englischen Feldbatterie her, welche vor der Stadt aufgefahren war. Sie hatte die Derwische auf der Mauer gesehen und dorthin gefeuert, nicht ahnend, daß sie auf ein Haar den Sirdar getötet hätte.

Dieser ritt auf dem Weg zurück, den er gekommen war und gelangte dann von Norden her in die Stadt, in welche unterdessen noch mehr ägyptische Bataillone eingedrungen waren; die englische Division blieb vor der Stadt. Die Straßen waren teilweise gedrängt voll von schwarzen Soldaten, wir kamen nur langsam vorwärts.

Das Ziel des Sirdar war der Saïr, das Gefängnis von Omdermân, wo auch ein Deutscher namens Neufeld seit zwölf Jahren in Ketten saß.

Digitized by Google

Daß er noch am Tage vor der Schlacht sich am Leben befunden hatte, war von Slatin durch Überläufer festgestellt worden, aber wir hatten als sicher angenommen, daß er schließlich doch noch massakriert worden sei.

In der Nähe des Gefängnisses, zu dem man zum Schluß durch ganz enge, von herumliegenden Kadavern förmlich verpestete Gassen gelangte, rief der Sirdar mich zu sich heran, um wie er sagte, Neufeld gleich einen Landsmann mitzubringen, falls er noch am Leben sei. Wir saßen ab und traten, nachdem das Tor durch Soldaten geöffnet worden war, in den Hof. Es war mittlerweile 7 Uhr und dunkel geworden, man konnte von den vielen Gefangenen, die sich dort befanden, die einzelnen nicht erkennen, aber einer von ihnen schob sich mit kleinen Schritten und kettenklirrend an uns heran: es war Neufeld.

Der Sirdar schüttelte ihm die Hand und wünschte ihm Glück mit wenigen herzlichen Worten, dann übergab er ihn meiner weiteren Fürsorge. Bekleidet war er mit einem weißen Turban und blau-weißer Gibba (Hemd der Derwische), seine Füße waren durch eine schwere Eisenstange zusammengeschmiedet, von dieser aus zogen sich lange Ketten zu einem eisernen Gürtel, auch um die Handgelenke trug er schwere Eisenringe, die durch eine lange Kette verbunden waren. Bis auf die Fesseln war es ihm in den letzten Jahren nicht schlecht ergangen, er sah wohlgenährt und sauber aus.

Ich bat um ein Pferd für ihn, auf daß er sich quer setzen mußte wegen der Eisenstange zwischen seinen Füßen; er schwatzte, rauchte und renommierte ununterbrochen und war in keiner Beziehung ein angenehmer Gesellschafter.

Bis das Pferd für Neufeld zur Stelle war, verging einige Zeit; der Sirdar, der wohl glaubte, daß wir uns ihm anschließen würden, war mit seinem Stab und der Bedeckung davongeritten. Es war stockfinster geworden, als ich das Gefängnis verließ, beide Pferde, von denen das meine stark lahmte, am Zügel führend.

In den engen Straßen war es schwer, sich zu orientieren, der Mond kam erst nach 9 Uhr heraus, und so irrten wir in der Dunkelheit und dem Gestank umher, alle Augenblicke über einen toten Körper stolpernd. Die immer noch vereinzelt krachenden Schüsse, die hier und da aufflackernden Feuersbrünste trugen keineswegs dazu bei, die Situation zu einer besonders behaglichen zu machen, und ich war froh, als wir auf eine Sudanesenabteilung stießen, von der wir aus der Stadt und dorthin gebracht wurden, wo die Truppen lagerten.

Bequemlichkeiten gab es in dieser Nacht nicht. Die Transportkamele trafen erst am nächsten Morgen ein, aber man war zu müde, um viel nach Essen und Trinken und einer Lagerstätte zu fragen. Jeder legte sich dort auf den Boden, wo er sich gerade befand, schob Sattel und Unterlegedecke unter den Kopf und überließ sich dem Schlaf; wir waren 15 Stunden im

Digitized by Google

Sattel und der Tag war in mehr als einer Beziehung außerordentlich heiß gewesen.

Vorher setzte ich noch je ein Telegramm an Seine Majestät und den großen Generalstab auf, folgenden Inhalts: „Blutige fünfstündige Schlacht Omdermân, Stadt genommen, Kalif geflohen, Neufeld befreit.“ Die Depeschen gingen noch in derselben Nacht mit einem Kanonenboot nach der nächsten Telegraphenstation und trafen nach etwa 30 Stunden an ihrem Bestimmungsorte ein.

Von den Truppen blieben in dieser Nacht nur einige Kompagnien in der Stadt, um das Beth el Mal (Magazin), die Häuser des Kalifen und vornehmer Emire gegen Plünderung zu sichern. Das Schießen und das Geheul dauerten die ganze Nacht über; denn ein Teil der verbündeten Araber war in die Stadt gedrungen, und sie kühlten nun ihr Mütchen an den noch übrigen Derwischen, ihren alten Peinigern.

Die Atmosphäre in der Nähe der Stadt war geradezu verpestet, daher wurde das Lager am nächsten Tage bis hinter den Wadi Shamba zurückverlegt, nur die Brigade Maxwell blieb in Omdermân.

Die Vorratshäuser der Derwische, in denen sich Korn in ungeheuren Mengen befand (die fruchtbaren Länder zwischen dem weißen und blauen Nil und hinauf bis Faschoda mußten ihre Produkte nach Omdermân abliefern), wurden der hungernden Bevölkerung preisgegeben, die ihrerseits die Stadt von den Kadavern zu säubern hatte. Sämtliche Waffen mußten abgeliefert werden, schon nach wenigen Tagen herrschte etwas wie Ordnung, und man sah den Leuten an, wie glücklich sie sich unter den neuen Verhältnissen fühlten.

Am 4. September fand in Chartum zu Gordons Andenken ein feierlicher Gottesdienst statt, dem die Hissung der Flaggen folgte.

Bei den Trümmern des Hauses, in dem Gordon, größer als Mensch wie Soldat, sein Leben unter den Speeren der stürmenden Derwische ausgehaucht hatte, sammelten sich die zur Feier befohlenen Abordnungen und das gesamte Offizierkorps; es wurde in kurzen ergreifenden Worten Gordons gedacht, die Sackpfeifen der Hochländer spielten zu dumpf gestimmten Trommeln den Coronach, die heimatliche Totenklage von Gordons Clan; zum Schluß war tiefe Stille, und entblößten Hauptes beteten wir alle das Vaterunser, das uns der weißhaarige Vater Brindle vorsprach.

Dann stiegen nebeneinander der Union Jack und die ägyptische Flagge in die Höhe, vom Fluß her donnerte der Salut der Kanonenboote; drei cheers für die Queen und drei für den Khediven beendeten die Feier. Dicht vor mir stand der Sirdar, und es ergriff mich, in seinem harten Gesicht die Bewegung arbeiten und in seinem Auge eine Träne glänzen zu sehen. Es war für ihn der größte Tag seines Lebens.

Die Tage nach der Schlacht vergingen in beschaulicher Ruhe; täglich ritt man auf einige Stunden in die Stadt, um zu sehen, was es zu sehen

Digitized by Google

gab, und dazu gehörte namentlich das Beth el Mal, das Zeughaus des Kalifen. In den Rüstkammern fanden sich herrliche Waffen indischer, sarazenischer, mameluckischer Herkunft, Helme und Panzerhemden aus der Zeit der Kreuzzüge, die sich in dem trockenen Klima merkwürdig gut erhalten hatten; Helme, Küraſſe, Flinten und Säbel aus der bonapartischen Zeit, Kanonen der verschiedensten Arten und Kaliber, und eine Unzahl von Gegenständen der heterogensten Art, vom Elefantenzahn und Rhinozeroshorn bis zum vergoldeten Thron des Negus Johannes von Abessinien, bis zum kreuzseitigen Piano, der Singerschen Nähmaschine und der buntfarbigen Galakutsche mit der Aufschrift „made in Germany“.

Meine Mission war zu Ende. So verabschiedete ich mich denn vom Sirdar und den mir lieb gewordenen englischen Kameraden und dampfte am 10. September nilabwärts. Hinter mir lag einer der interessantesten Abschnitte meines Lebens. — — — —

Ich schließe meine Ausführungen mit einer kurzen Charakteristik des Sirdars, wie er sich mir während meines Aufenthalts in seinem Hauptquartier darstellte.

Der Sirdar.

Eine der auffallendsten Erscheinungen unter dem Offizierkorps der Expeditionsarmee war zweifelsohne der Sirdar, Generalmajor Sir Herbert Kitchener, oder wie er nach den beschriebenen großen Ereignissen heißt, Lord Kitchener of Chartum.

Schon äußerlich hob er sich durch seine große schlanke Gestalt und seine tiefgebräunten, markanten Gesichtszüge hervor. Er stand im Jahre 1898 in seinem 46. Lebensjahr; aber die 17 Jahre, welche er ununterbrochen in Ägypten und im Sudan tätig gewesen war, hatten der Elastizität seines hageren, atlethischen Körpers keinen Abbruch getan, und sein Haar war noch voll und ungebleicht.

Der Ausdruck seines Gesichts hat für gewöhnlich wenig Anziehendes, es ist finster und verschlossen; eine Muskellähmung des linken Auges gibt diesem etwas Schielendes, und wenn man mit ihm spricht, weiß man häufig nicht, ob er einen selbst ansieht oder jemanden anders. Sein Benehmen anderen gegenüber schien mir von Gemütsstimmungen abhängig, gewöhnlich war er schweigsam und unzugänglich, konnte aber auch ein oder das andere Mal von geradezu bestrickender Liebenswürdigkeit sein und ermangelte dann nicht eines treffenden und scharfen Witzes.

Er ist absoluter Autokrat und trifft seine Anordnungen, ohne irgend jemanden um seine Meinung zu fragen, er greift aber nicht in den Befehlsbereich seiner Untergebenen ein und kümmert sich wenig um Einzelheiten.

Seine Rücksichtslosigkeit ist bekannt, und gerade dieser hat er zu verdanken, wenn er bei seinen Offizieren zwar bewundert und geachtet, aber

Digitized by Google

keineswegs beliebt ist. Für den Tag der Feier in Chartum hatte er angeordnet, daß alles um 6 Uhr bereitstehen sollte, um an Bord zu gehen. Wir standen eine Stunde nach der anderen, aber der Sirdar kam nicht; es wurde 8 Uhr, und die Sonne fing an sehr empfindlich zu brennen — vom Sirdar war nichts zu sehen. Gegen 9 Uhr erschien er endlich und ging an Bord seines Kanonenbootes ohne ein Wort der Entschuldigung oder Erklärung seines langen Ausbleibens. Wie einer seiner Adjutanten sagte, war es ihm morgens plötzlich in den Sinn gekommen, daß er die Hospitale mit den Verwundeten noch nicht besucht habe, und so war er dort hingegangen, ohne sich um etwas anderes zu bekümmern.

Ein anderer Grund seiner Unbeliebtheit liegt darin, daß er auch außer Dienst nicht auf den vertraulichen, ungezwungenen Ton eingeht, welcher sonst unter den englischen Offizieren der verschiedensten Rangstufen üblich ist. Er ist Soldat mit Leib und Seele, und seine militärischen Instinkte sagen ihm wohl, daß das nicht das richtige sein kann. Ich hatte den Eindruck, daß es ihm wohlgefiel, wenn ich im Verkehr mit ihm geflissentlich die Strammheit und Ehrerbietung in Ton und Haltung aufrecht erhielt, wie sie mir daheim für den Verkehr mit Vorgesetzten anerzogen war.

Er rief mich häufig während des Marsches zu sich heran und unterhielt sich mit mir über Deutschland und die militärischen Verhältnisse daselbst. Imponieren taten ihm besonders die großen Manöver; er meinte, das sei doch die einzige Art, wie sich ein Führer in der Handhabung größerer Truppenmassen üben könne.

Nach der großen Parade in Wad Hamed ließ er die versammelte Armee noch einige einfache Bewegungen ausführen und äußerte nachher, es sei heute das erste Mal gewesen, daß er eine geschlossene größere Armee kommandiert hätte, und er habe sich „rather uncomfortable“ gefühlt.

Bei den späteren Operationen und besonders in der Schlacht merkte man aber davon nichts; er war kalt und ruhig wie ein Fisch, gab seine Befehle, ohne seine Stimme auch nur um einen Ton zu erhöhen und traf immer zu richtiger Zeit die richtigen Anordnungen.

Galopp habe ich ihn während der Schlacht nur vereinzelte Male reiten sehen, wobei er über den mit großen Steinen bedeckten harten Grund mit der vorsichtigen Sicherheit des gewiegten Sportsmannes hinweg kanterte und auf sein Pferd acht gab. Er gilt für einen der besten Reiter in einer Armee, in der mehr oder weniger jeder Offizier ein guter Reiter ist und sitzt tadellos zu Pferde.

Gegen persönliche Gefahr scheint er gänzlich unempfindlich zu sein, ohne jedoch im allergeringsten an einen Bravo zu erinnern. Sein Einmarsch in Omdermán war nicht viel besser wie eine Tollkühnheit; seine Ruhe dabei hatte beinahe etwas Humoristisches, wenn er z. B., während auf allen Seiten Schüsse knallten, anhielt, um eine Zigarette anzubrennen und dabei erst vor-

Digitized by Google

sichtig ausmachte, woher der Wind käme. Komödie spielen ist bei ihm ganz ausgeschlossen, er ist durch und durch Natur. Nur als die Granaten der englischen Batterie um ihn krepierten, machte er doch lieber, daß er weg kam.

Für sich selber gibt er viel aus und hielt, soweit dies im Sudan angängig war, auf eine gutbesetzte Tafel und möglichsten Komfort. Er gehörte zu den elegantesten Offizieren der Expedition, und er sowohl wie seine Pferde waren stets tadellos adjustiert.

Land und Leute im Sudan und alle Verhältnisse daselbst waren ihm vertraut, er sprach gut arabisch, und man hätte zur Führung des Feldzuges schwerlich eine geeignetere Persönlichkeit finden können. Er wußte wohl, daß Übereilung irgend einer Art und jeder Fehler in den Dispositionen sich in einem Lande wie der Sudan furchtbar rächen konnten: El Obeid und Adua standen ihm als drohende Warnungen vor Augen, und er wartete, wie sehr er auch gedrängt wurde, seine Zeit ab, baute in aller Ruhe die Wüstenbahn fertig, legte seine Magazine an, ließ seine Offiziere auf Urlaub gehen und begab sich selbst nach Cairo.

Er hatte sich die weitgehendsten Vollmachten ausbedungen, und südlich von Wady Halfa gab es nur einen Willen, den seinigen, dem er mit der größten Rücksichtslosigkeit Geltung verschaffte.

Ein Dorn im Auge waren ihm die vielen vornehmen Offiziere, die zur Teilnahme am Feldzug den verschiedenen Truppenteilen zugeteilt waren, und geradezu hassen tat er die Kriegsberichterstatter der Presse, denen er die Teilnahme am Feldzuge — bei der Macht, welche die Presse in England bedeutet — nicht wohl versagen konnte. Er machte sich hin und wieder in unliebsamer Weise bei ihnen bemerklich, so z. B., wenn er ihnen als Lagerplatz eine Stelle anweisen ließ, welche unter Wind der Soldatenlatrinen gelegen war.

Er ist von brennendem Ehrgeiz beseelt, aber er buhlt nicht um die Gunst der großen Menge; er weiß, daß alles, was er tut und anordnet, richtig und sachgemäß ist, aber es liegt ihm nichts an rühmenden Berichten darüber. Als er nach dem Feldzuge nach England gehen mußte, sagte er beim Abschied in Cairo, jetzt käme für ihn die schlimmste Zeit des Krieges, und er habe vor all den Banketten und der Hurrastimmung in England mehr Grauen wie vor der Hitze, dem Schmutz und Gestank des Sudans.

So wartete er denn unbekümmert seinen Zeitpunkt ab, stieß aber dann mit adlerartiger Schnelligkeit und Sicherheit auf seine Beute und führte den entscheidenden Schlag in überraschend kurzer Zeit. Nichts hatte er außer acht gelassen, sogar den Mond sich dienstbar gemacht, und, die Gefährlichkeit eines Nachtangriffs der Derwische wohl erkennend, seine Maßnahmen so getroffen, daß der große Schlag zur Zeit des Vollmondes geführt werden konnte.

Und er hat sein Ziel erreicht, den Preis jahrelanger Mühen und Entbehrungen. Er hat den Mahdismus zerschmettert, er hat — und das wird ihm in den Augen Englands höher angerechnet als manches andere — Gordon

Digitized by Google

gerächt und er ist, aus einfachen Verhältnissen hervorgegangen, zum Peer erhoben worden mit dem stolzen Titel eines Lord of Chartum.

Als er damals auf den Trümmern von Gordons Hause stand, als die Flaggen emporstiegen und der Salut donnerte, da ist ihm das Herz groß geworden, und er vermochte die Träne nicht zu verbergen, die sein wetterhartes Gesicht herunterrollte.

Glücklich der Mann, dem eine solche Stunde beschieden.

Gesundheitszustand und sanitäre Vorkehrungen bei der Expeditionsarmee.

Der Gesundheitszustand des englischen Kontingents während des Feldzuges war zweifellos ein verhältnismäßig guter, wenngleich die Reuterschen offiziösen Telegramme etwas gar zu optimistisch gehaltene Nachrichten darüber brachten.

Sich genau über die Anzahl der Kranken, über die Art und Bösartigkeit der verschiedenen Krankheiten zu orientieren, war für jedermann, außer den höheren Vorgesetzten und den Ärzten, ein Ding der Unmöglichkeit; der Zutritt in die Lazarette war verboten und Fragen dieserhalb, die man in der ersten Zeit hin und wieder stellte, wurden ausweichend beantwortet.

Malaria gab es sehr wenig, eine Folge der trockenen Hitze und der daraus folgenden großen Trockenheit des Bodens; Typhus brach epidemisch erst nach der Schlacht aus, wahrscheinlich hervorgerufen durch den Genuß schlechten Wassers. Ich habe am Tage nach der Schlacht gesehen, wie britische Soldaten, halb wahnsinnig vor Durst, Wasser in vollen Zügen tranken, dessen Oberfläche opalisierte, und das man eher roch als sah. Die unglücklichen Kerle wußten, daß sie Gift tranken, konnten sich aber nicht mehr beherrschen.

Gegenden, welche durch das Hochwasser versumpft waren, wurden als Lagerplätze ängstlich gemieden. Sehr wohltätig erwies sich auch das strenge Verbot, Spirituosen irgend einer Art an Soldaten zu verkaufen, welches mit großer Rigorosität durchgeführt wurde. So ließ der Sirdar, als im Mai 1898 ein Grieche jüdischer Konfession wider besseres Wissen eine Kamelladung Whisky ins Atbaralager geschmuggelt hatte, die Fässer einfach zerschlagen und den köstlichen Inhalt in den Wüstensand laufen.

Die Verpflegung der britischen Truppen war im übrigen geradezu hervorragend. Drei tüchtige Mahlzeiten am Tage, dazu Tee oder filtriertes und abgekochtes Wasser in beliebiger Menge.

Die Offiziere zeichneten sich durchweg durch große Mäßigkeit im Trinken aus; das einzige Getränk, welches nicht mit Soda- oder Mineralwasser stark verdünnt wurde, war deutsches Exportbier. Allerdings blieb alles tropfbar Flüssige trotz aller Praktiken langer Tropenerfahrung, mehr oder weniger lauwarm und bildete keineswegs einen kulinarischen Hochgenuß.

Digitized by Google

Auch als am Tage der Feier in Chartum die Wogen der Festesstimmung hochgingen und die für diese Gelegenheit mitgebrachten Champagnerflaschen hervorgeholt wurden, begnügte man sich mit einer oder zwei Blechtassen voll, dem im Sudan gebräuchlichen Trinkgefäß.

Der Anzug von Offizieren und Soldaten war außerordentlich praktisch und zweckentsprechend. Bei ersteren herrschten darin, namentlich bei den höheren Stäben, erhebliche Variationen; da es jedem Offizier überlassen blieb, sich nach Gutdünken zu equipieren, wenn nur der Schnitt des Rockes den Vorschriften entsprach. So sah man weiße, gelbe, braune und grünliche Tropenhelme, desgleichen Röcke und Beinkleider; es gab schwarze und gelbe Reitstiefel, Tuch- und Ledergamaschen der verschiedensten Art, ganz verschiedene Sättel und Zaumzeuge; mehrfach wurde auf Trense geritten, einige trugen den Säbel am Koppel, andere am Pferde. Jeder führte den Reitstock oder die Gerte, auch Fliegenwedel aus weißen Pferdehaaren waren vertreten. Die Frontoffiziere, namentlich die der Fußtruppen zeichneten sich durch größere Uniformität aus.

Den Mannschaften wurde zur strengen Pflicht gemacht, niemals den Cammarband oder Choleragürtel zu vergessen, eine Leibbinde aus dickem Flanell, welche Magen und Unterleib gegen Witterungseinflüsse schützte. Eine Erkältung dieser Körperteile hat im Sudan fast immer Dysenterie zur Folge. Im übrigen bestand der Anzug der Mannschaften aus einem dicken baumwollenen Hemd von grau-blauer Farbe, dem Khakiwaffenrock, Beinkleidern aus demselben Stoff und sogen. Putties um die Unterschenkel. Unter Putties versteht man eine Art wollener Wickelbandage, welche sich dem Unterschenkel bequem anschmiegt und erfahrungsmäßig für Fußgänger viel angenehmer und praktischer ist, als hohe Stiefel oder Ledergamaschen. Auch die Offiziere waren vielfach damit versehen, die der Fußtruppen sämtlich.

Ein eigentümliches Stück der Ausrüstung bildete bei einigen Truppenteilen ferner der sogen. „spine-protector“ (Rückgratschützer), ein dicker, mit Baumwolle gesteppter Streifen von Khaki, welcher oben um den Hals, unten am Koppel befestigt war und das Rückenmark gegen die Einwirkung der Sonnenstrahlen schützte. Zum Schutz des Genicks war um den Tropenhelm, nach Art des Schutzleders der Berliner Feuerwehr, ein Streifen aus doppeltem Khaki befestigt, welcher tief in den Rücken herabreichte.

Eine Ausnahme machten, was die Bekleidung der unteren Extremitäten anbetrifft, die beiden Hochländerbataillone, welche — Offiziere und Mannschaften — statt der Beinkleider den „kilt“ trugen. Der hierbei unbekleidete Teil der Schenkel*) nahm bald eine braun-schwarze Farbe an.

Als geradezu hervorragend muß die Fußbekleidung der Briten bezeichnet werden; Schnürstiefel, welche trotz ihres plumpen Aussehens auf das

*) Großenteils rotbehaart.

Digitized by Google

sorgfältigste verpaßt und gearbeitet waren. Es soll tatsächlich während des Feldzuges kein Fall von Wundlaufen vorgekommen sein. Relata refero!

Trotz aller Vorkehrungen gegen den Sonnenbrand machte sich dieser aber doch vielfach sehr unangenehm bemerkbar, und man sah häufig große Brandwunden, namentlich auf Händen und Unterarmen.

Fälle von Sonnenstich kamen täglich vor; auf dem sechstägigen Marsch der 21. Lancers vom Atbara nach Wad Habeschi starben, wenn ich nicht irre, zehn Leute am Sonnenstich.

Auch Pferde europäischer Abstammung können die Glut des Sudansommers nicht aushalten; das einzige englische Vollblutpferd, welches meines Wissens bei der Expedition war, fiel schon nach kurzer Zeit.

Es ist ein großer, in Deutschland vielfach verbreiteter Irrtum, daß man die Sonnenhitze am besten durch möglichst leichte Kleidung zu paralysieren vermöge. Dies ist nur so lange der Fall, als die eigene Körperwärme höher ist, als diejenige von Sonne und Luft.

Da die normale Bluttemperatur 37 ° C. beträgt, so wird sie im Sudansommer gewöhnlich schon um 9 oder 10 Uhr vormittags von der Sonnenwärme übertroffen, dann muß man sich abschließen und empfindet dicke Kleidung als eine Wohltat. Nach meinen früher in den Tropen gemachten Erfahrungen zog ich auch diesmal an heißen Tagen zwei oder drei dünne Inlethemden übereinander an und schützte Hals und Genick durch ein mehrfach herumgelegtes seidenes Halstuch.

Auch den Araber der Wüste sieht man um die Mittagsstunden selten anders, als bis an die Augen in seinen dicken Burnus gehüllt, außerdem läßt er sein starkes Haupthaar sich zu einer helmartigen, dichten Kappe verfilzen.

Die sanitären Vorkehrungen waren mit größter Sorgfalt und mit für alle Fälle ausreichendem Material getroffen worden. So befanden sich:

in Shellal	ein	Lazarett	von	50	Betten	mit	2	Ärzten,
= Wady Halfa	=	=	=	100	=	=	3	= ,
= Abadiyeh	=	=	=	300	=	=	8	= ,
= Atbara	=	=	=	100	=	=	3	= ,
= Gebel Royân	=	=	=	100	=	=	4	= .

Ferner befand sich bei jedem Bataillon, dem Lancerregiment und den beiden Feldbatterien je ein Feldlazarett von 25 Betten mit einem Militärarzt.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Zwei Monate Gast im russischen Heere
(Juli—September 1903).

Vortrag, gehalten in der Militärischen Gesellschaft zu Berlin am 11. November 1903

von

Frhrn. v. Tettau,
Major im großen Generalstabe.

(Mit einer Kartenskizze im Text.)

Nachdruck verboten.
Übersetzungsrecht vorbehalten.

Einleitung.

Verschiedene günstige Umstände hatten zusammengewirkt, daß ich auf Einladung des Gehilfen des Oberbefehlshabers der Truppen des Militärbezirks Kiew, Generalleutnant Ssuchomlinow, im Sommer 1903 den Lagerübungen und Manövern der Truppen dieses Militärbezirks beiwohnen durfte.

In meinen literarischen Arbeiten über die russische Armee hatte ich mich stets bemüht, unserer großen Nachbararmee die Achtung zu zollen, welche wir ihr auf Grund nicht nur der alten traditionellen Freundschaft, sondern auch der ungeheuren Fortschritte, welche diese Armee in den letzten Jahrzehnten gemacht hat, schuldig sind. Dieses mein Bestreben fand augenscheinlich jenseits der Grenze Anerkennung. Vor allem war es General Ssuchomlinow, welcher meinen Arbeiten stets das gütigste Interesse entgegenbrachte und sie in der russischen militärischen Presse in der wohlwollendsten Weise der Besprechung unterzog. Ich hatte ihm hierfür gedankt, und so waren wir bereits seit Jahren in freundschaftlichen brieflichen Verkehr getreten. Im Winter vorigen Jahres schrieb ich dem General, daß es mein sehnlichster Wunsch sei, die russische Armee, nachdem ich mich so viel theoretisch mit ihr beschäftigt hätte, auch in der Praxis kennen zu lernen.

General Ssuchomlinow kam diesem meinem Wunsche in der gütigsten Weise entgegen. Wie er sich später mir gegenüber äußerte, „braucht ein Mensch, der gewissenhaft arbeitet, sich nicht davor zu scheuen, die Früchte seiner Arbeit zu zeigen". Der Absicht des Generals, einem Offizier der Nachbararmee, welcher er selbst stets seine Achtung erwiesen hat, Einblick in das Sein des russischen Heeres zu gewähren und so das gegenseitige Vertrauen, die gegenseitige Sympathie zu fördern und zu stärken, kamen mehrere Umstände günstig zustatten: General Dragomirow, der damalige Oberbefehlshaber der Truppen des Militärbezirks Kiew, war mir vielleicht freundlich

Digitized by Google

gesinnt, weil er mich als Übersetzer seiner Werke, namentlich seiner „Vorbereitung der Truppen zum Kampf“ kannte; außerdem stand der General im Begriff, seinen Abschied zu nehmen; so gab er dem General Ssuchomlinow — seinem langjährigen Mitarbeiter in den verschiedensten Stellungen, zu welchem er das vollste Vertrauen hegte —, die Genehmigung, meine Zulassung zu den Truppenübungen zu beantragen. Der Kriegsminister, General Kuropatkin, und der Chef des Hauptstabes, General Ssacharow, sind Akademiekameraden und Freunde des Generals Ssuchomlinow; so gelang es ihm, auch deren Zustimmung zu erlangen. Durch Verfügung des Hauptstabes vom 31. Januar 1903 wurde meine Zulassung zu den Sommerübungen der Truppen des Militärbezirks Kiew genehmigt. General Ssuchomlinow übersandte mir nachstehende Übersicht der stattfindenden Lagerübungen und Manöver und stellte mir anheim, auszuwählen, was ich zu sehen wünsche:

Übersicht über die Sommerübungen der Truppen des Militärbezirks Kiew, 1903.

Übungen innerhalb der einzelnen Waffengattungen („Besondere Truppenversammlungen.“)	vom 1. Mai	bis	2. August.*)
Übungen mit gemischten Waffen („Allgemeine Truppenversammlungen.“)	= 2. August	=	17. August.
Feldmanöver („Bewegliche Truppenversammlungen.“)	= 17. August	=	29. August.
Artillerie-Schießübungen („Besondere Artillerieversammlungen.“)	= 1. Mai	=	2. August.
Besondere Kavallerieübungen	= 4. Juli	=	2. August.

Nachdem mir durch Allerhöchste Kabinettsordre die Genehmigung erteilt worden war, den russischen Truppenübungen in Uniform beizuwohnen, wurde mir durch Verfügung des Chefs des Generalstabes der Armee ein $2^1/_2$ monatlicher Urlaub (von Anfang Juli bis Mitte September) nach Rußland bewilligt.

A. Allgemeiner Verlauf der Reise.

Hatte ich auch auf Grund der liebenswürdigen an mich gerichteten Briefe des Generals Ssuchomlinow auf eine freundliche Aufnahme in Rußland rechnen können, so wurden doch meine Erwartungen und Hoffnungen bei weitem übertroffen. Die Gastfreundschaft und Kameradschaft, welche mir während meines ganzen Aufenthaltes in Rußland erwiesen wurden, sind nur bei einem Volke möglich, dessen „schirokaja natura“ sich in manchen Schwächen, aber auch in vielen guten Seiten, besonders in einer unbegrenzten Gastfreundschaft äußert. Ich glaube nicht, daß in irgend einer anderen Armee der Welt ein

*) Alter Stil.

Digitized by Google

fremder Offizier eine derartig kameradschaftliche und gastfreundliche Aufnahme finden würde, wie sie mir im russischen Heere zuteil geworden ist.

Anfang Juli traf ich in St. Petersburg ein, wo ich die Ehre hatte, am 15. Juli von Ihren Kaiserlichen Majestäten in Peterhof empfangen zu werden. Ich meldete mich bei Seiner Majestät, der mir gütigst die Hand reichte, in russischer Sprache; seinem freundlichen Blick sah man es an, daß es ihm Freude machte, mit einem fremden Offizier russisch zu sprechen. Ich berichtete Seiner Majestät, wie ich zu meinen Beziehungen zu General Ssuchomlinow gekommen sei, und daß auch schon vorher verschiedentliche Bande mich und meine Familie mit Rußland und seiner Armee verknüpft hätten.*) Seine Majestät hatte die Gnade, sich zu erinnern, die Besprechungen meiner Arbeiten durch General Ssuchomlinow in russischen militärischen Zeitschriften gelesen zu haben. Nachdem sich Seine Majestät längere Zeit in gnädigster Weise mit mir unterhalten hatte, reichte er mir nochmals freundlichst die Hand zum Abschied und entließ mich mit Wünschen für besten Erfolg meiner Reise.

Nach dem Empfange bei Seiner Majestät hatte ich die Ehre, Ihrer Majestät der Kaiserin vorgestellt zu werden. — Auch Ihre Kaiserliche Hoheit die Großfürstin Konstantin (geb. Prinzessin Elisabeth von Sachsen-Altenburg) hatte während meines Petersburger Aufenthalts die Gnade gehabt, mich nach Sstrjelna, dem am finnischen Meerbusen gelegenen Schloß des Großfürsten, zum Frühstück zu befehlen.

Über Moskau traf ich am 8./21. Juli in Kiew ein, wo ich mich am folgenden Tage bei Generalleutnant Ssuchomlinow, welcher in Vertretung des kranken Oberbefehlshabers, General Dragomirow, augenblicklich das Kommando über die Truppen des Militärbezirks führte, meldete.**)

General Ssuchomlinow***) ist unfraglich einer der hervorragendsten Generale der russischen Armee. Ich verdanke diesem Manne, der während

*) Ich selbst habe in den Jahren 1880 bis 1884 als Landwirt in Südrußland gelebt. — Mein Urgroßvater war in russische Dienste getreten, war 1735 Kommandeur des neugegründeten ersten adeligen Kadettenkorps geworden und starb 1761 als russischer Generalleutnant; mein Urgroßvater verließ die russische Armee als Oberstleutnant, um wieder in die Heimat zurückzukehren.

**) Zum Militärbezirk Kiew gehören: 9. Armeekorps (Shitomir-Uman), 10. Armeekorps (Charkow), 11. Armeekorps (Wolhynien), 12. Armeekorps (Podolien), 21. Armeekorps (Kiew); zu jedem dieser Armeekorps (außer 21.) gehört eine Kavalleriedivision. — Nicht im Korpsverbande befinden sich: 3. Schützenbrigade, 2. gemischte Kasakendivision, reitende Gebirgsabteilung, 4. Reserve-Artilleriebrigade usw.

***) 1848 geboren; seit sechs Jahren Generalleutnant. Im Leibgarde-Ulanenregiment eingetreten, hat er die Generalstabskarriere durchgemacht. — Im Feldzuge 1877/78 im Stabe des 1. Armeekorps. — 1884 Kommandeur des 6. Leib-Dragonerregiments. — 1886 bis 1897 Kommandeur der Offizier-Kavallerieschule. — 1897 bis 1900 Kommandeur der 10. Kavalleriedivision (Charkow). — 1900 Chef des Stabes des Militärbezirks Kiew. — 1902 Gehilfe des Oberbefehlshabers der Truppen des Militärbezirks Kiew.

Digitized by Google

meines ganzen Aufenthaltes in Rußland in wahrhaft väterlicher Weise für mich gesorgt hat, der nicht nur unausgesetzt bestrebt war, mir alles militärisch Interessante zu zeigen, sondern auch in seinem vornehmen, gastlichen Hause mich mit derartiger Herzlichkeit aufnahm, daß ich nie das Gefühl hatte, unter Fremden zu sein, — so viel, daß mein Urteil vielleicht befangen sein könnte; aber in gleicher Weise urteilt jeder, der den General kennt, sei es als Soldat, sei es als Mensch. Hochgebildet und vornehm denkend, verbindet er mit unermüdlichem Fleiß einen klaren Blick, eine schnelle und richtige Auffassung. Wahrhaft wohltuend wirkt seine ruhige, freundliche Liebenswürdigkeit, die ihm aller Herzen gewinnt. Wie er bei seinen Untergebenen beliebt und geachtet ist, so hegte auch General Dragomirow felsenfestes Vertrauen zu seinem langjährigen Mitarbeiter; bei seinem Abgange war es sein Wunsch, nur letzterem, als seinem Nachfolger, den Oberbefehl über die Truppen des Militärbezirks zu übergeben.

General Ssuchomlinow ist stets bemüht gewesen, in Schrift und in der Tat für die Verbesserung und Hebung des Wertes der russischen Armee, besonders der Kavallerie, zu wirken. Er hat sich hierbei nicht gescheut, nachdrücklich und öffentlich auf Schäden und Mängel hinzuweisen und ihre Abstellung zu verlangen. Ist ihm dieses auch manchmal verdacht worden, so hat er doch unbeirrt in diesem Sinne weitergewirkt, und so ist ihm in erster Linie die Neuorganisation des Remontierungsverfahrens und die damit verbundene Verbesserung des Pferdematerials der Kavallerie zu verdanken.

Im 55. Lebensjahre stehend, ist er außerordentlich rüstig und kräftig. Obgleich passionierter Kavallerist und als langjähriger Kommandeur der Offizier-Kavallerieschule und Kavallerie-Divisionskommandeur der Kavallerie besondere Neigung entgegenbringend, hat er doch gleiches Verständnis und Interesse für die Ausbildung und Verwendung aller Waffen.

Ob General Ssuchomlinow, wie es der allgemeine Wunsch ist, der Nachfolger Dragomirows wird, ist noch unentschieden; sein verhältnismäßig geringes Dienstalter könnte dem vielleicht hinderlich sein; wie dem aber auch sei, — unzweifelhaft ist es, daß ihm in der Zukunft der russischen Armee noch eine bedeutende Rolle zu spielen beschieden sein wird. — Um so erfreulicher ist es, daß der General, — obgleich durch und durch russischer Patriot, — ein Freund unserer Armee ist und ihr seine Achtung und Sympathie entgegenbringt. Dieses hat er nicht nur in Wort und Schrift vielfach bewiesen, er ist auch stets den einzelnen Mitgliedern unserer Armee mit der größten Liebenswürdigkeit entgegengekommen. Die Güte, die er mir bewiesen, werde ich ihm nie vergessen. Mehrere Wochen hindurch bin ich der tägliche Gast in seinem Hause gewesen, und er und seine schöne und feingebildete Gemahlin haben mir nicht nur unbegrenzte Gastfreundschaft, sondern auch die herzlichste Freundschaft erwiesen, so daß ich hoffen darf, daß die dort angeknüpften persönlichen Beziehungen auch für die Zukunft fortbestehen bleiben

Digitized by Google

werden. — Der liebenswürdigen Frau und dem gütigen General, die mir, dem fremden Offizier, in ihrem gastlichen Hause eine zweite Heimat bereiteten, sei auch öffentlich hier mein Dank gesagt! —

Bereits am Tage nach meiner Meldung bei General Ssuchomlinow traf auf seinen Befehl ein Offizier der 9. Kavalleriedivision (Stabsrittmeister Ssarando vom 26. Bugski-Dragonerregiment) in Kiew ein, um mich in das

Kavallerielager von Bjelaja Zerkow*)

abzuholen. Am 11./24. Juli traf ich in Bjelaja Zerkow ein und verblieb daselbst vier Tage. Bjelaja Zerkow — ein staubiges, ungepflastertes Landstädtchen, der Gräfin Branicki**) gehörig —, ist ständige Garnison des 26. Bugski-Dragonerregiments. Augenblicklich waren dort zu „besonderen Kavallerieübungen" versammelt:

9. Kavalleriedivision (25., 26., 27. Dragoner, 1. Ural-Kasaken);
9. reitende Abteilung;
die reitende Gebirgsabteilung.***)

Bei meiner Ankunft in Bjelaja Zerkow wurde ich im Kasino des Bugski-Dragonerregiments von dem Regimentskommandeur, Fürsten Myschezki, und dem Kommandeur der 1. Brigade der 9. Kavalleriedivision, Generalmajor Ssuchomlinow, empfangen. Letzterer, ein Bruder des Generalleutnants Ssuchomlinow, war bis zum Jahre 1902 Kommandeur des 38. Wladimirski-Dragonerregiments, welches, ebenso wie unser Schill-Husarenregiment, Seine Kaiserliche Hoheit den Großfürsten Michael Nikolajewitsch zum Chef hat; im Februar 1902 war er mit einer Deputation seines Regiments zum Besuch der Schill-Husaren in Ohlau. Er schwärmte von der Aufnahme, welche ihm dort sowie in Hammerstein gelegentlich der Übungen der Kavalleriedivision B. zuteil geworden. Wie sein Bruder spricht er sehr gut deutsch und französisch. Ein vorzüglicher Geländereiter, führte er seine Brigade mit Ruhe und Sicherheit. Bei seinen Untergebenen besitzt der liebenswürdige General, wie sein Bruder, Liebe und Vertrauen. „Bei ihm hat man das Gefühl — mit dem gehst du nicht unter (съ нимъ не пропадешь)", sagte der mich begleitende Stabsrittmeister. Bei meiner Ankunft hatte Generalmajor Ssuchomlinow den Roten Adler-Orden 2. Klasse angelegt.

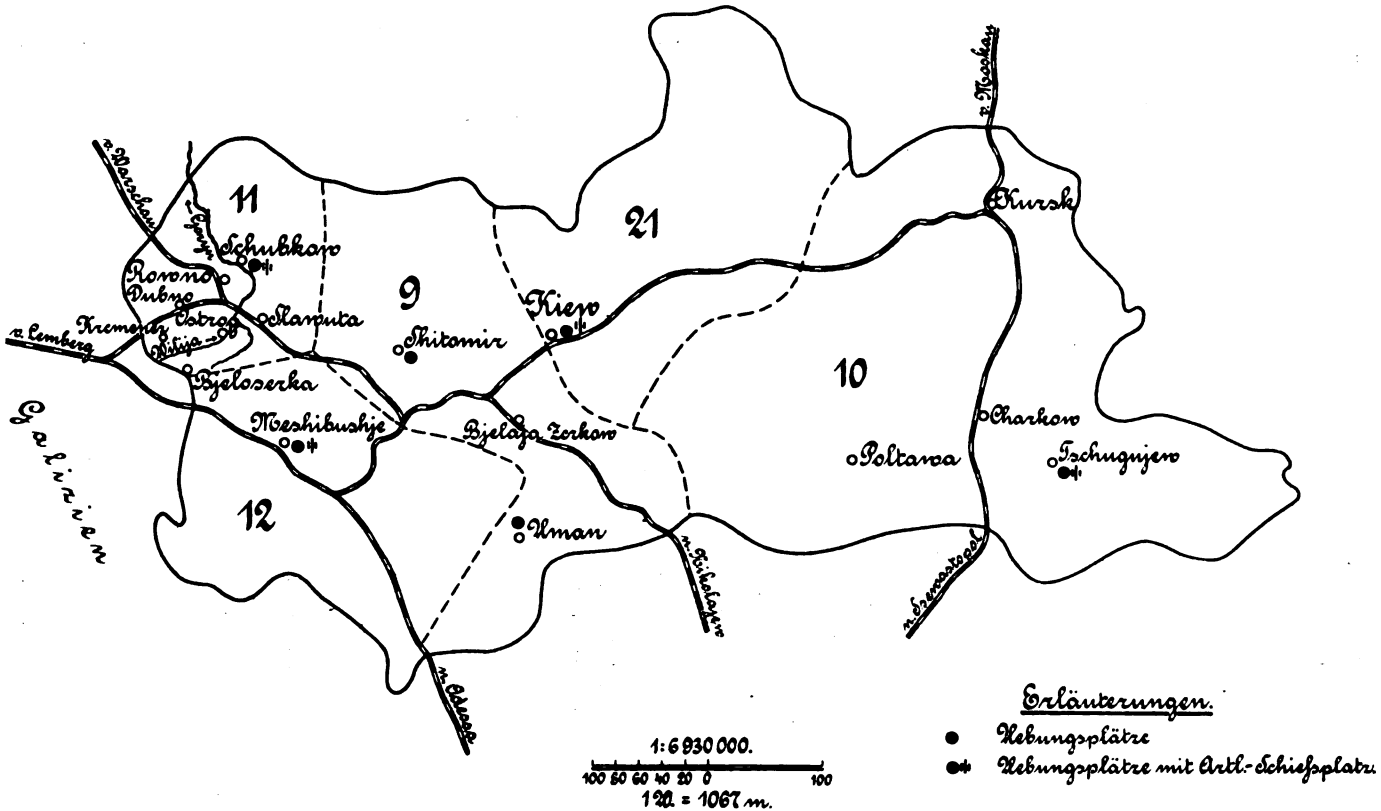
Man hatte mir Quartier im Kasino des 26. Bugski-Dragonerregiments bereitet, und ich war während meiner Anwesenheit in Bjelaja Zerkow Gast des Regiments. Stabsrittmeister Ssarando blieb während meines dortigen

*) 100 Werst südlich Kiew an der Bahn Fastow—Snamenka.

**) Schwiegermutter des Prinzen Georg Radziwill.

***) Die russische Armee besitzt drei reitende Gebirgsbatterien, von denen zwei, zur „reitenden Gebirgsabteilung" vereinigt, in Kiew stehen, während sich eine Batterie in Margelan (Gebiet Fergana im Militärbezirk Turkestan) befindet.

Digitized by Google



Digitized by Google

Aufenthalts bei mir kommandiert, Bursche, Ordonnanz und Pferd wurden mir vom Regiment gestellt.

Den Weisungen des Generalleutnants Ssuchomlinow entsprechend wurde mir die Division durch den Kommandeur, Generalleutnant de Witte, in der bereitwilligsten und liebenswürdigsten Weise in allen Teilen ihrer Ausbildung vorgeführt und zwar:

Eskadronsexerzieren einer Eskadron des 26. Bugski-Dragonerregiments,
Regimentsexerzieren des 27. Kiewski-Dragonerregiments,
Brigadeexerzieren der 1. Brigade (Generalmajor Ssuchomlinow),
Exerzieren der Division,
Lawa des Kasakenregiments,
Dshigitowka der Kasaken,
Hiebfechten der Dragoner und Kasaken,
Exerzieren der reitenden Abteilung,
Exerzieren der reitenden Gebirgsabteilung.

Die Division machte, sowohl was die Führung und Ausbildung, als auch was das Pferdematerial betrifft, einen hervorragend guten Eindruck.*)

Von allen Seiten wurde mir die größte Liebenswürdigkeit und Kameradschaft erwiesen; besonders waren Generalmajor Ssuchomlinow und Oberst Fürst Myschezki (Kommandeur des Bugski-Regiments) und des letzteren Gemahlin bemüht, mir den Aufenthalt in jeder Weise angenehm zu machen: Herrenabend im Kasino (mit den Balalaika-Spielern des Regiments), Tanzfest daselbst mit Damen, Diner beim Fürsten Myschezki und bei der Besitzerin von Bjelaja Zerkow, Gräfin Branicki, Frühstück beim Divisionskommandeur usw. wechselten miteinander ab.

Was sehr zur Annehmlichkeit dieses meines ersten Aufenthaltes in einem russischen Offizierkorps beitrug, war, daß niemand mich mit übermäßigem Trinken quälte. Wie ich später erfuhr, verdankte ich dieses einer zarten Fürsorge des Generalleutnants Ssuchomlinow, welcher die Anweisung gegeben hatte, daß man mich nicht gegen meinen Wunsch zum Trinken nötigen möchte.

Am 13./26. Juli fand auf dem dem Bugski-Dragonerregiment gehörigen Rennplatze ein Divisionsrennen um Preise des Kriegsministeriums statt. Freudig überrascht war ich, als ich bei meinem Eintreffen auf dem Rennplatze vor dem Richterpavillon neben der Regimentsflagge des Bugski-Regiments eine russische und eine schwarz-weiß-rote Fahne flattern sah; ebenso schmückten den Eingang zur Rennbahn eine deutsche und eine russische Fahne.

Generalleutnant Ssuchomlinow hatte mich durch seinen Bruder ersuchen lassen, am 14./27. Juli wieder in Kiew einzutreffen, da am 15. sein Namens-

*) Näheres siehe Abschnitt „Militärische Eindrücke" („Pferde" und „Ausbildung").

Digitized by Google

tag (Wladimir) war, den ich in seinem Hause verleben sollte, außerdem aber an diesem Tage große

Kirchenparade in Kiew

stattfand.*) In Vertretung des Generals Dragomirow nahm General Ssuchomlinow die Parade über die in den Straßen Spalier bildenden Truppen des 21. Armeekorps ab; ich ritt, ebenso wie bei der sich anschließenden Prozession, an der Seite General Ssuchomlinows. Es war ein wunderbar malerisches Bild. Der „Kirchgang" (церковны ходъ) — voran der Metropolit mit der ganzen Geistlichkeit, hinter dieser General Ssuchomlinow mit dem Stabe des Militärbezirks und den Kommandeuren der in Parade stehenden Truppen —, bewegte sich von der Sophien-Kathedrale, deren goldene Kuppeln im Sonnenlichte strahlten, vorbei am Michaels-Kloster und dem auf hohem Dnjeperufer gelegenen Denkmal des heiligen Wladimir, herab zum Dnjeper, zu der Stelle, wo der Heilige die ersten Christen getauft hat. Die Straßen und die malerischen, steilen Dnjeperufer waren mit abertausenden von Menschen in bunten Festtrachten bedeckt; alle Glocken läuteten; die Spalier bildenden Truppen präsentierten das Gewehr und feierlich erklang von sämtlichen Musikkorps der Choral: „Ich bete an die Macht der Liebe." Heimische Klänge, die gleichzeitig an die Zeiten der alten Waffenbrüderschaft gemahnten!

Der Nachmittag vereinte um den General und seine liebenswürdige Gemahlin, zur Feier des Namenstages, die Freunde des Hauses — darunter den Chef des Bezirksstabes Generalmajor Mawrin nebst Gemahlin und Generalmajor Ssuchomlinow — bei einem fröhlichen Diner an einem reizenden Ausflugsorte in der Umgebung von Kiew.

Am folgenden Tage, 16./29. Juli, kehrte General Dragomirow von seinem kleinen Gute im Charkowschen Gouvernement nach Kiew zurück, um — vor Einreichung seines Abschiedsgesuches — seine letzten Besichtigungsreisen vorzunehmen. Es war mein sehnlicher Wunsch, persönlich diesen Mann kennen zu lernen, dessen Werke ich vor 14 Jahren in das Deutsche übersetzt hatte, und der einen so bedeutenden Einfluß auf die Ausbildung und Erziehung, auf das ganze geistige Leben des russischen Heeres gehabt hat. Wie erwähnt, hatte er bereitwilligst seine Zustimmung zu meiner Einladung zu den Truppenübungen gegeben; anderseits aber stand General Dragomirow seit einer Reihe von Jahren nicht gerade im Rufe eines Deutschenfreundes, ein besonderes Entgegenkommen seitens des Generals konnte ich also nicht erhoffen. Gemäß Vereinbarung mit Generalleutnant Ssuchomlinow war es daher meine Absicht, mich am 16./29. Juli bei General Dragomirow zu melden, dann aber nach dem Süden Rußlands, nach dem Schwarzen Meer

*) Der heilige Wladimir ist der Schutzheilige Kiews. Großfürst Wladimir, der Heilige, nahm das Christentum an und ließ sein Volk im Jahre 988 im Dnjeper bei Kiew taufen.

Digitized by Google

und dem Kaukasus abzureisen, um gegen Mitte August zu den Manövern, zu denen General Ssuchomlinow mich besonders eingeladen hatte, zurückzukehren. Der Empfang aber durch General Dragomirow gestaltete sich über Erwarten freundlich. General Ssuchomlinow, welcher mich vorstellte, sagte mir später, es sei nicht oft vorgekommen, daß General Dragomirow jemand derart liebenswürdig empfangen habe.

Ich fand General Dragomirow, der im 73. Lebensjahre steht, als einen körperlich gebrochenen, mühsam am Stock gehenden Mann*); aber sein Geist war von ungetrübter Frische und Schärfe. Als ich bei ihm eintrat, erhob er sich hinter seinem Schreibtisch, kam mir freundlich entgegen, sagte, daß er sich freue, mich endlich kennen zu lernen, faßte mich an beiden Armen und setzte mich vor sich auf einen Stuhl. Wir kamen dann auf seine literarischen Arbeiten, auf die von ihm während seiner ganzen Dienstzeit vertretenen Ideen über Ausbildung und Erziehung des Soldaten zu sprechen. Der General bedauerte, daß er meine Übersetzungen seiner Werke nicht habe lesen können, da er des Deutschen nicht mächtig sei; aber General Ssuchomlinow habe ihm viel davon erzählt. „Ich habe stets dahin gewirkt, daß man dem Soldaten nicht zu viel in den Kopf pfropfen, nicht zu viel Kenntnisse, so viel Formenkram von ihm verlangen soll. Die Hauptsache ist, daß wir seinen Charakter, seinen Willen, seine Energie stärken, ihm das Herz fest machen. Darauf — Willen und Herz zu stärken — beruht meine ganze Erziehungsmethode." Ich bemerkte dem General, daß meine Übersetzungen seiner Werke auch in fremde Sprachen übersetzt worden seien und ich mir somit schmeicheln könne, der Verbreiter seiner Ideen in den fremden Armeen geworden zu sein; auch fügte ich hinzu, daß seinen Ansichten über Erziehung jeder seinen Beruf liebende Soldat nur freudig zustimmen könne; auch ich sei bei Ausbildung meiner Kompagnie stets bestrebt gewesen, die Erziehung des Soldaten in erste Linie zu stellen und habe gute Erfolge damit erzielt. — Der General wurde immer freundlicher und sagte schließlich, es würde ihm eine Freude sein, seine Ausbildungsmethode mir nun auch in der Praxis zu zeigen; er lud mich hierauf ein, ihn auf seinen letzten Besichtigungsreisen zu begleiten.

„Sie werden bei den Besichtigungen reiten, mir haben die Ärzte das Reiten verboten; ich muß fahren, aber", setzte er nach einer Weile listig schmunzelnd hinzu, „ich werde wohl doch noch mal aufs Pferd steigen." Und tatsächlich ließ der General sich später bei den Besichtigungen wiederholt aufs Pferd heben und saß, trotz der größten Schmerzen, bei der Besichtigung der Kavallerie im Lager von Meshibushje, mit eiserner Energie fast sechs Stunden zu Pferde.

*) Der General benutzte übrigens bereits seit seiner Verwundung am Schipkapaß den Stock als Stütze.

Digitized by Google

Ich nahm die Einladung des Generals mit Dank an. Als ich sein Zimmer verlassen hatte, sagte er zu General Ssuchomlinow: „Hast du gehört, Wladimir Alexandrowitsch, was er gesagt hat? Nach meinen Grundsätzen hat er seine Kompagnie erzogen — wott maladjéz!“ (Вотъ молодецъ = Das ist mal ein braver Bursche!)

Mein Reiseprogramm änderte ich nunmehr dahin, daß ich nur auf wenige Tage nach Ssewastopol und der malerischen Südküste der Krim ging dann aber wieder nach Kiew zurückkehrte, um dort bis zum Beginn der Manöver zu bleiben.

Vor meiner Abreise nach Ssewastopol hatte ich noch einem Preis- und Besichtigungsschießen der Artillerie des 21. Armeekorps bei Kiew beigewohnt; zu diesem Schießen fuhr ich mit General Ssuchomlinow auf einem der Automobile heraus, deren der Bezirksstab bereits im Frieden mehrere besitzt. Auf dem Schießplatze bestiegen wir die Pferde, die von der Feldgendarmerie-Eskadron gestellt wurden.

Vom 29. Juli/11. August bis 1./14. August begleitete ich General Dragomirow auf seiner Besichtigungsreise in das

Lager von Meshibushje*) (12. Armeekorps).

In der Begleitung des Generals befanden sich, wie auch auf späteren Reisen, der Generalquartiermeister Generalmajor Blagowjeschtschenski, der stets während der Reisen in liebenswürdigster Weise für mich sorgte, Oberstleutnant Ronshin vom Stabe des Militärbezirks, ein hervorragend liebenswürdiger, gebildeter und tüchtiger Generalstabsoffizier, die Kommandanten der Artillerie-Schießplätze von Kiew und Schubkow, sowie schließlich ein bulgarischer Generalstabsoffizier, Major Stoiczew, Kommandeur der Kriegsschule in Sofia. Letzterer war dem General Dragomirow gelegentlich der Schipka-Feier (1902) als Ordonnanzoffizier zugeteilt gewesen und auf Wunsch des Fürsten Ferdinand von Bulgarien von General Dragomirow zur Teilnahme an den Lagerübungen und Manövern eingeladen worden.**)

Außer dem sehr eleganten Salonwagen des Generals Dragomirow, welchen ihm die südrussischen Eisenbahnverwaltungen zum Geschenk gemacht hatten, stand bei den Reisen noch ein Wagen erster Klasse für die Begleitung zur Verfügung. Während der Fahrten war ich, wie die übrige Begleitung, Gast des Generals; die Diners wurden in dem eleganten, elektrisch erleuchteten Speiseraum seines Salonwagens eingenommen. Im übrigen waren die Eisenbahnfahrten nicht gerade sehr scherzhaft; General Dragomirow ist ein

*) Gouvernement Podolien.

**) Wie mir General Ssuchomlinow vor kurzem schrieb, ist dieser entschieden sehr befähigte Offizier gleich nach seiner Rückkehr nach Sofia an einer Blutvergiftung gestorben.

Digitized by Google

leidenschaftlicher Kartenspieler, unentwegt spielte er während der Fahrt mit seiner Begleitung das in Rußland so beliebte „wint“ (Schraube). Ich bin selbst nicht Kartenspieler; zwar hatte in Kiew die liebenswürdige Gattin meines Generals Ssuchomlinow mich in die Geheimnisse des „tjotki“, eines ziemlich harmlosen Spieles, eingeweiht, das ich jeden Abend einige Stunden mit ihr und näheren Freunden des Hauses beharrlich aber fröhlich spielte und in dem ich es schließlich zu einer gewissen Virtuosität gebracht hatte, für die Feinheiten des ernsthaften „wint“ aber reichte mein Karteninteresse nicht aus; so bildeten denn Major Stoiczew und ich die Zuschauer. Dabei herrschte im Waggon eine Hitze von 28° R.

Bei Meshibushje, welches Garnison des 36. Achtyrski-Dragonerregiments (früher „braune“ Husaren) und des 48. Infanterieregiments ist, waren im Lager versammelt:

12. Kavalleriedivision (34., 35., 36. Dragoner, 3. Orenburg-Kasaken);
2. Brigade*) der gemischten Kasakendivision (1 Kuban- und 1 Terek-Kasakenregiment);
Infanterieregimenter 46 und 48;
12. und 19. Artilleriebrigade;
3. Schützen-Artillerieabteilung;
12. reitende Abteilung;
1. Orenburg-Kasaken-Artillerieabteilung.

Von der Eisenbahnstation Dereshnja wurde im Wagen nach dem Lager von Meshibushje (20 km) gefahren. General Dragomirow trug, wie bei allen Besichtigungen, die Uniform der Kuban-Kasaken mit hoher weißer Papacha (Pelzmütze). Auf halbem Wege zum Lager wurde der General von einer Ehreneskorte (1/2 Ssotnie Kuban- und 1/2 Ssotnie Terek-Kasaken)**) empfangen; vor dem Wagen ritten zwei Kasaken mit den Jalonneurfahnen der beiden Regimenter; zu beiden Seiten des Wagens „dshigitierte“ die Eskorte, fortwährend aus ihren Gewehren in die Luft schießend, singend und schreiend. Die fremdartige, prächtige Uniform der Kasaken,***) dazu der alte, gebeugte, aber noch frisch und energisch dreinschauende General, dem zum

*) Die 1. Brigade dieser bisher an der galizischen Grenze (Kamenez—Podolsk) stehenden Division war bereits im Frühjahr 1903, infolge der Bauernunruhen, in das Gouvernement Poltawa zurückgelegt worden, wohin ihr nach dem Manöver auch die 2. Brigade gefolgt ist.

**) General Dragomirow führt den Titel eines „Ehrenältesten des Kuban-Kasakenheeres“ und eines „Ehrenkasaken des Terek-Kasakenheeres“.

***) Abweichend von den übrigen Kasaken haben die kaukasischen (Kuban- und Terek-) Kasaken ihre alte traditionelle Uniform beibehalten: Über dem buntfarbigen Hemde (Beschmet) mit Stehkragen ein langer braungrauer Kaftan mit Patronennestern auf beiden

Digitized by Google

letzten Male das Ehrengeleit von den von ihm geliebten Kasaken gegeben wurde, — das Ganze bot ein ungemein fesselndes und malerisches Bild.

In Meshibushje wurden der bulgarische Major und ich beim Achtyrski-Dragonerregiment einquartiert und auch von diesem beritten gemacht. Kaserne und Kasino des Regiments befinden sich in einem alten, am Bug gelegenen, polnischen Schloß, in dem auch wir unser Quartier in der Dienstwohnung des beurlaubten Regimentskommandeurs erhielten.

General Dragomirow besichtigte zunächst die Regimenter der 12. Kavalleriedivision, alsdann die beiden Regimenter der kaukasischen Kasakenbrigade, des Stolzes der russischen Kavallerie; sämtliche Regimenter wurden im Regimentsexerzieren sowie im Hiebfechten, die drei Kasakenregimenter außerdem in der „Dshigitowka"*) besichtigt. Bei allen Regimentern ließ General Dragomirow seine „durchgehenden Attacken" im Trabe und im Galopp ausführen. Hierzu ließ er in der Regel aus der Eskadronskolonne das erste Halbregiment (drei Eskadrons) mit Zügen rechts, das zweite Halbregiment mit Zügen links schwenken, beide Halbregimenter einige hundert Schritt vorrücken und dann mit Zügen Kehrt schwenken. Hierauf wurde das Signal „Trab" bezw. „Galopp" gegeben; kurz vor dem Durchreiten brachen die geraden Nummern hinter die ungeraden ab, um sofort nach dem Durchreiten ihre Plätze wieder einzunehmen. General Dragomirow sah besonders darauf, daß das Tempo während des Durchreitens nicht verändert, und daß unmittelbar nach dem Durchreiten die Ordnung wieder hergestellt wurde.

Es kamen hierbei mehrere Unglücksfälle vor. Beim Kuban-Kasakenregiment stürzten elf Pferde übereinander, acht Mann wurden verletzt; beim Terek-Kasakenregiment brach ein Offizier den Oberschenkel. Die einzige Beachtung, welche diesen Unfällen geschenkt wurde, bestand in dem Ruf nach dem Krankenwagen („линейка!"). — Auch in unserer Armee sind eine Zeit lang bei einzelnen Kavallerie-Truppenteilen „durchgehende Attacken" geübt, aber bald wieder verworfen worden. Gewiß wird durch solche Übungen Mut und Reitgewandtheit gefördert; sie widersprechen aber dem Grundsatze, daß die Kavallerie beim Begegnen feindlicher Reiterei festgeschlossene Glieder bilden, und daß jeder Reiter, Bügel an Bügel, seinen Platz behaupten soll. —

Ferner prüfte General Dragomirow besonders Aufmerksamkeit und Findigkeit der Truppen; z. B. befahl er dem in Linie aufmarschierten Regiment: „fünfte Rotte jedes Zuges »Galopp«, Marsch!", nach einigen hundert Metern Signal „Halt"; „auf die fünften Rotten Regiment Linie

Brustseiten, und Baschlyk. Beschmet, Hosen, Futter des Baschlyks und Deckel der Pelzmütze sind bei den Kuban-Kasaken rot, bei den Terek-Kasaken blau. Bewaffnung besteht aus Dolch, kaukasischem Säbel und Gewehr, welches in einem rauhen Fellfutteral über der Schulter hängt.

*) Siehe Abschnitt „Ausbildung".

Digitized by Google

formieren", Signal „Karriere!" Oder, nachdem der General persönlich eine andere Front eingenommen hatte: „Standarteneskadron in Zugkolonne zu mir, »Karriere«!" „Regiment auf die Standarteneskadron Regimentskolonne formieren, »Karriere«." — Es war bewundernswert, mit welcher Ruhe und Sicherheit diese Ralliements ausgeführt und wie schnell Ordnung und Richtung hergestellt wurden.

Die Artillerie wurde im Preis- und Prüfungsschießen besichtigt.

Am letzten Tage ordnete General Dragomirow eine seiner eigenartigen Übungen an, welche er „pakasnoje utschenje" (Schauübung) nennt; von ihm bereits seit vielen Jahren angewendet, sind neuerdings diese Übungen unter der Bezeichnung „Bekanntmachung der Waffen" in die Instruktion für den Dienstbetrieb der Truppen aufgenommen. Diese Übungen haben in erster Linie den Zweck, die verschiedenen Waffengattungen miteinander bekannt zu machen. „Eine jede Waffengattung muß wissen, was die andere für die Allgemeinheit zu leisten und wie sie es zu leisten vermag." Ferner soll die Infanterie daran gewöhnt werden, mit Ruhe einer feindlichen Kavallerieattacke entgegenzutreten, vor allen Dingen aber sollen die Kavalleriepferde sich an den Anblick feuernder Infanterie gewöhnen.

Für diese Übung waren bestimmt: Das Achtyrski-Dragonerregiment, das 48. Infanterieregiment und eine reitende Batterie.

Die Bataillone standen in Linie hintereinander, mit etwa 100 m Abstand, mit geöffneten viergliedrigen Rotten, ihnen gegenüber die Eskadrons in einem Gliede mit Rottenabstand; die Kavallerie trat zunächst im Schritt an; sobald die erste Eskadron in die geöffneten Rotten des vordersten Bataillons hineingeritten war, blieb sie halten; die Infanteristen traten an die Pferde, klopften und streichelten sie, Trommler und Hornisten gingen trommelnd und blasend um die Pferde herum; die Mannschaften zeigten und erklärten sich gegenseitig ihre Waffen und Ausrüstung. Ganz besonders wurde darauf gesehen, daß ängstliche Pferde durch Liebkosungen an den Anblick der Infanterie gewöhnt wurden. Dann rückte die vordere Eskadron weiter in die Zwischenräume des nächsten Bataillons, während die zweite Eskadron in die Zwischenräume des ersten Bataillons folgte. Von neuem fand die „Bekanntmachung" statt, bis sämtliche Eskadrons durch sämtliche Bataillone durchgeritten waren.

In ähnlicher Weise erfolgte die „Bekanntmachung" der Kavallerie mit der Artillerie. Alsdann ritt die Kavallerie, zunächst im Trabe, später im Galopp durch die geöffneten Rotten der Infanterie hindurch („durchgehende Attacke" — „sskwosnája atáka"), während letztere die Kavallerie mit Feuer empfing. — Schließlich rückte die Infanterie, mit Musik, unter Schießen, Gesang und Schreien, gegen die Kavallerie vor, machte dicht vor dieser Halt, kniete und legte sich auf Kommando nieder, stürmte dann unter Hurrarufen durch die geöffneten Rotten der Kavallerie hindurch. — Die Ruhe der Pferde war bewundernswert; kein Pferd stutzte beim Durchreiten der feuernden

Digitized by Google

Infanterie. — Der Nutzen solcher „Bekanntmachungen“ ist nicht zu bestreiten; ganz besonders aber haben sie für die russische Armee ihren Wert, da die Waffengattungen dort nicht in der Division vereinigt sind und zum ersten Male in dem Lager miteinander in Verbindung treten.

Auch hier in Meshibushje fand ich die gastlichste und kameradschaftlichste Aufnahme. Nach einem Frühstück im allgemeinen Kasino des Lagers, zu welchem der kommandierende General des 12. Armeekorps, Generalleutnant Karaß, eingeladen hatte, fand am Abend des ersten Tages ein Fest im Kasinogarten des Achtyrski-Dragonerregiments statt; außer mir war nur noch der bulgarische Major eingeladen. Beim Eintritt in den mit Lampions geschmückten Garten wurden wir von dem stellvertretenden Divisionskommandeur, Generalmajor Benkendorf, und dem Offizierkorps des Regiments empfangen; die Musik spielte den Regimentsmarsch, Sänger des Regiments trugen Lieder vor. Ich verlebte in dem liebenswürdigen, gastlichen Offizierkorps einen unvergeßlichen Abend. Aber es ging heiß her: Reden wurden gehalten, Toaste ausgebracht, ich mußte mehr trinken als mir lieb war; es fehlte hier die schützende Hand meines gütigen Generals Ssuchomlinow. Am anderen Tage taten mir, wie der Russe sich zart ausdrückt, „die Haare weh“. — Unter Bezugnahme darauf, daß am Tage vorher das Achtyrski-Dragonerregiment beim Exerzieren besonders belobt worden war, sagte ich zu General Dragomirow: „Beim Exerzieren Ew. Exzellenz mögen Ihre Achtyrzi ja Lob verdienen, aber gestern abend im Kasino haben sie sich gar nicht lobenswert benommen!“ — „Das hätten Sie mir nur vorher sagen sollen“, erwiderte General Dragomirow; „ich hätte Ihnen das gleich sagen können, meine Achtyrzi das sind »ernsthafte« Leute!“ — Fast noch „ernsthafter“ aber waren die Offiziere der Kaukasischen Kasakenbrigade, zu welcher wir an diesem Tage nach dem Exerzieren mit General Dragomirow zum Frühstück eingeladen waren. In einem Garten war die Frühstückstafel gedeckt; von beiden Regimentern spielten abwechselnd die Musikkorps, während die Sänger heimische Weisen ertönen ließen und kaukasische Tänze aufführten; es gab nur kaukasische Gerichte und Weine. Mein „Haarweh“, zu dessen Besserung der Anblick der schweren kaukasischen Speisen nicht beitrug, hatte seinen höchsten Grad erreicht, als ein Teil der Offiziere — übrigens bildschöne Leute —, einer kaukasischen Sitte entsprechend, auf einem Tablett ein großes Glas voll Wein tragend, im Chorgesang um den Tisch herum gingen, die Gäste zum Trinken auffordernd. General Dragomirow, dem die Ärzte zu trinken verboten hatten, tat ihnen mit einem Glase Narsan Bescheid; Verzweiflung faßte mich, als sie sich nun zu mir wandten, aber pro patria stürzte ich, unter Hurrarufen der Offiziere, das Glas Wein herunter; glücklicherweise bekam es mir gut. General Dragomirow äußerte sich nachher in Kiew: „Der Baron hat sich zum Liebling des ganzen Lagers gemacht, weil er ordentlich mit ihnen getrunken hat.“

Digitized by Google

Auf der Rückfahrt von Meshibushje nach Kiew hatte ich Gelegenheit mich mit General Dragomirow — wenn er beim „wint“ ausgerobbert war — in seinem Salonwagen über verschiedene Punkte seines Ausbildungsverfahrens, sowie über andere Fragen, zu welchen er eine von unseren Anschauungen abweichende Stellung eingenommen hat, zu unterhalten. Seinen Einwendungen gegenüber der Bewaffnung der Kavallerie mit Lanzen erlaubte ich mir entgegenzuhalten, daß es früher auch bei uns Gegner der Lanze gegeben habe, daß aber jetzt wohl wenige Kavalleristen wünschen würden, die Lanze wieder aufzugeben. Nach Ansicht des Generals Dragomirow liegt, abgesehen von der Schwierigkeit der Ausbildung, von der Belastung des Kavalleristen, von der Behinderung beim Durchreiten von Wald usw., der Hauptnachteil der Lanze auf moralischem Gebiet. „Sie wissen doch, was Friedrich der Große gesagt hat“, wandte General Dragomirow ein, „als sein Minister ihm vorschlug, die Säbel der Kavallerie verändern zu lassen, weil die Säbel der Österreicher um 2 Zoll länger wären? — »So mag die Kavallerie um 2 Zoll näher heransprengen«, erwiderte der König. — Und schon die Römer haben es bewiesen, daß der Erfolg des Kampfes mit der blanken Waffe niemals von deren Länge, sondern davon abhängt, ob der Mensch den Willen besitzt, so dicht an den Feind heranzugehen, daß er seine Waffe gebrauchen kann; mit ihren kurzen Schwertern haben sie oft gegen Lanzen von 6 m Länge gekämpft.“

General Dragomirow ist, ebenso wie General Sjuchomlinow, ein entschiedener Gegner der Schutzschilde der Artillerie. Er entwickelte auch hierüber seine bekannten Ansichten. Den Hauptnachteil erblickt er, ebenso wie bei der Lanze, auf moralischem Gebiet.

General Dragomirow legte seinem Ausbildungsverfahren, z. B. den „durchgehenden Attacken“ (сквозныя атаки) eine übergroße Bedeutung bei und beurteilte es abfällig, daß wir ein zu großes Gewicht auf Äußerlichkeiten, auf den Drill legen. Ich entgegnete ihm, daß in dem Ziel, das er erreichen wolle, jeder Soldat ihm nur zustimmen könne, daß dieses Ziel doch aber auch mit anderen Mitteln erreicht werden könne: „Ew. Exzellenz urteilen jetzt so abfällig über unseren Drill; ich entsinne mich aber zufällig genau des Urteils, das Ew. Exzellenz in Ihren von mir übersetzten »Briefen aus dem preußischen Hauptquartier im Jahre 1866« über unsere Soldaten abgegeben haben; dieses für unsere Armee so schmeichelhafte Urteil Ew. Exzellenz lautete etwa: »Nur der siegt, welcher weiß, daß er vielleicht auf dem Felde liegen bleiben wird und dieses nicht fürchtet — und die Preußen wissen dieses —: ... ich hatte das vorher, da ich sie nur im Frieden kannte, nicht von ihnen gedacht; aber mit dem ersten Schuß war der Staub der ‚Platzparade‘ wie durch ein Wunder von ihnen weggeweht, und unter demselben kam hervor der gute, standhafte und selbstverleugnende Soldat, welcher zu sterben und noch mehr, welcher vorher sich tüchtig zu schlagen versteht.« Ew. Exzellenz scheinen jetzt

Digitized by Google

anderer Ansicht geworden zu sein!?" — „Nein", erwiderte der General, „so urteile ich auch heute noch, aber die Preußen haben damals nicht wegen, sondern trotz ihres Paradedrills so Großes geleistet." — „Dann muß also, trotz des Paradedrills, der Geist ein guter gewesen sein", wagte ich einzuwenden.

General Dragomirow war nicht nur während der ganzen Reise sehr gütig gegen mich, er lud mich auch nach Rückkehr nach Kiew sofort zum Frühstück in sein Haus ein. Hier traf ich u. a. mit einem Fürsten B. und seiner jungen schönen Gemahlin zusammen. Letztere schwärmte geradezu von unserem Kaiserlichen Herrn; sie war in Rom gewesen, als Seine Majestät dort einzog; mit Begeisterung schilderte sie die Eindrücke, die sie empfangen. „Den ganzen Tag bin ich mit meinem photographischen Apparat hinter ihm hergelaufen; endlich glaubte ich ihn gefaßt zu haben, aber in meiner Aufgeregtheit, ihn nur ansehend, hatte ich den Apparat falsch eingerichtet, und schließlich hatte ich nur Chelius,*) der dem Kaiser gegenüber saß, auf der Platte."

Nachdem ich wieder einige Tage die liebenswürdigste Gastlichkeit in der Familie des Generals Ssuchomlinow genossen und meinen und des Generals Geburtstag in diesem mir zur zweiten Heimat gewordenen Hause gefeiert hatte, begleitete ich vom 4./17. August bis 8./21. August den General Dragomirow in das

Lager von Tschugujew.

Hier war das ganze 10. Armeekorps (einschl. 10. Kavalleriedivision und 51. Reservebrigade) vereinigt.

Da die Unterbringungsverhältnisse im Lager von Tschugujew schwierige waren, nächtigten wir, ebenso wie General Dragomirow, im Eisenbahnzuge, in dem mir ein Abteil I. Klasse mit Bett zur Verfügung gestellt war. Sämtliche Mahlzeiten wurden im Salonwagen des Generals eingenommen, und war ich wiederum während der Reise und des Aufenthalts in Tschugujew sein Gast.

Die Besichtigung der Regimenter der 10. Kavalleriedivision erfolgte in gleicher Weise, wie in Meshibushje („durchgehende Attacken", Hiebfechten, Dshigitowka usw., vergl. Abschnitt „Ausbildung"). Bei der Artillerie fand wiederum Besichtigungs- und Preisschießen statt.

Von Interesse war auch die Besichtigung der Junkerschule Tschugujew. Es wurde ein formales Exerzieren im Bataillon vorgeführt; alsdann stellte General Dragomirow einige kleine Entwicklungsaufgaben. Die „Junker" machten einen sehr guten, frischen Eindruck und antworteten frei und verständig auf die vom General an sie gerichteten Fragen.

Am letzten Tage fand Parade über das 10. Armeekorps statt. General Dragomirow war wieder zu Pferde gestiegen und ritt sogar im

*) Major v. Chelius, Militärattaché in Rom.

Digitized by Google

Galopp an die einzelnen in der Paradeaufstellung stehenden Truppenteile heran. Jedes Regiment spielte beim Abreiten der Front den Regimentsmarsch; eigenartig berührte es hierbei von einem Regiment (30. Dragonerregiment) den Hohenfriedberger Marsch zu hören.

Der Vorbeimarsch war eigentümlich, aber sehr interessant. Die gesamte Infanterie mit „gefälltem Bajonett" in Sturmschritt, ich zählte über 130 Schritt in der Minute; wenngleich die Strammheit, infolge des schnellen Tempos, nicht mit derjenigen bei unseren Paraden zu vergleichen war, so waren doch Geschlossenheit und Richtung sehr gute, wie überhaupt die Infanterie hierbei einen vortrefflichen Eindruck machte.

Der Parademarsch der Kavallerie fand in Eskadrons-, derjenige der Artillerie in Abteilungsfronten statt. General Dragomirow ließ während des Vorbeimarsches das Tempo fortwährend wechseln, indem er durch den neben ihm haltenden Trompeter die Signale „Trab", „Galopp" bezw. „Karriere" geben ließ. Auch gab er einigen Artillerieabteilungen während des Vorbeimarsches im Galopp den Befehl zum Abprotzen.

Haltung, Ordnung, Richtung und Tempos waren bei der Kavallerie hervorragend gute. Sehr hiergegen stachen die Orenburg-Kasaken ab, welche am Tage vorher bei der Regimentsbesichtigung sich sehr gut gemacht, namentlich in der Dshigitowka ganz Vortreffliches geleistet hatten (vergl. Abschnitt „Ausbildung"). Hier aber bei der Parade trat der Unterschied im geschlossenen Exerzieren der Dragoner und Kasaken scharf zutage; von Einhaltung des Tempos war keine Rede, die Hälfte der kleinen Pferdchen ging Galopp, die andere Hälfte Trab,*) auch die Geschlossenheit war eine geringe.

Auch der Vorbeimarsch der Artillerie war ein guter, das Abprotzen erfolgte schnell und ordnungsmäßig.

Nach der Parade ließ General Dragomirow wieder eine seiner eigenartigen „Schauübungen" ausführen. Es sollte ein Angriff des 10. Armeekorps gegen einen in befestigter Stellung befindlichen, markierten Feind stattfinden. Es war ein großer russischer Feiertag „Christi Verklärung", an dem be-

*) Es entspricht dieses im übrigen durchaus den reglementarischen Vorschriften und soll den Kasaken damit kein Vorwurf gemacht werden; da der Kasak nur auf Trense und ohne Sporen reitet, so fehlt ihm die für Einhaltung des Tempos erforderliche Einwirkung auf das Pferd. Das Kasakenreglement kennt überhaupt keinen Galopp, sondern nur „Schritt", „Trab" und „Namjot"; letztere Gangart ist eine Art Naturgalopp. In den „Namjot" wird das Pferd gesetzt, indem der Kasak die Zügel nachläßt und dem Pferde einen kurzen und heftigen Stoß mit den Hacken versetzt; geht das Pferd nicht sogleich „Namjot", so läßt es der Kasak noch eine Weile Trab gehen und versucht alsdann, durch nochmaliges Stoßen mit den Hacken oder, im Notfalle, durch Schlagen mit der Nagaika (Knute) das Pferd in „Namjot" zu setzen. — „Pferde jedoch derjenigen Rassen, welche besser Trab gehen, sind nicht zum »Namjot« zu zwingen", heißt es wörtlich im Reglement.

Digitized by Google

stimmungsmäßig kein Dienst stattfinden durfte; kennzeichnend für die Eigenart des Generals Dragomirow war es, daß er am Tage vorher die Generale und Regimentskommandeure versammelt und ihnen gesagt hatte: „Meine Herren, »Christi Verklärung« ist für Sie nicht morgen, sondern übermorgen." Er verlegte einfach einen der höchsten russischen Feiertage. Um nun aber den Mannschaften nicht ganz den Feiertag zu nehmen, ließ er den Angriff nicht von den Truppen, sondern nur „im Skelett" von den Offizieren des Korps durchführen. General Dragomirow nennt ein derartiges Skelettexerzieren „lebende Skizze" (живой чертежъ). Er besprach zunächst eingehend mit den Führern, wie die Truppen sich zu formieren hätten, wie der Angriff ausgeführt werden müsse. Alsdann mußten die Offiziere die entsprechenden Plätze ihrer Truppenteile einnehmen und den Angriff durchführen, wobei die Entfernungen für Abstände und Bewegung zehnmal so klein als in Wirklichkeit angenommen wurden. Genau schematisch war vorher bestimmt, wann die Artillerie in Stellung gehen, wann die hinter dem linken Flügel befindliche Kavalleriedivision zur Attacke übergehen sollte. Eigentümlich war es, daß das Kasakenregiment hierbei nicht der Kavalleriedivision unterstellt, sondern hinter der Mitte der Gefechtsordnung zurückgehalten wurde, um, sobald der Gegner zurückginge, zu seiner Verfolgung durch die eigene Infanterie hindurch in der sogen. „Lawa" vorzubrechen. Einerseits wurde also das Kasakenregiment für die Entscheidung nicht eingesetzt; anderseits hinderte es durch sein Vorbrechen durch die eigene Infanterie hindurch, letztere, den weichenden Gegner mit Feuer zu verfolgen.

General Dragomirow hält solche „lebende Skizze" für eine große Zeitersparnis. Man mag hierüber, wie über den Nutzen sonstiger Eigentümlichkeiten seines Ausbildungsverfahrens denken, wie man will, das eine steht unbestreitbar fest, selten hat ein Führer es so vermocht wie er, die Ausbildungs- und Erziehungsmethode der Truppen dem Volkscharakter anzupassen. Wie kein anderer verstand er es, in der Seele des Soldaten zu lesen, die Vaterlandsliebe in ihm zu erwecken, ihn zur Selbstverleugnung zu erziehen, zu allem Guten zu begeistern. Bei seinen Truppen war er gefürchtet, aber geachtet; sein Scheiden wurde allgemein bedauert. Die russische Armee hat in ihm einen hervorragenden Führer, ihren größten Lehrer und Erzieher verloren. Mir wird es eine unvergeßliche Erinnerung bleiben, daß ich den „Alten" auf seiner letzten Heerschau begleiten durfte.*)

Vom 12./25. August bis 14./27. August fand im Sappeurlager von Kiew eine Festungsübung statt, welche mit nächtlichem Sturm auf ein Fort schloß. Ich nahm in Begleitung des Generals Ssuchomlinow, welcher den Oberbefehlshaber vertrat, an der Übung teil.

*) Vor kurzem sandte mir der General zur Erinnerung, mit freundlichen Worten, sein Bild in der Uniform der kaukasischen Kasaken, welche er bei den Besichtigungen trug.

Digitized by Google

Eine Woche hatte ich wieder in dem gastlichen Hause meines Generals verlebt, als die Scheidestunde schlug. Es galt Abschied zu nehmen von Menschen, welchen ich während meines fünfwöchentlichen Aufenthalts in Kiew von Herzen nahe getreten war.

Am 14./27. August abends reiste ich in das

Lager von Schubkow bei Rowno

zum 11. Armeekorps ab, bei welchem ich, gemäß Bestimmung des Generals Ssuchomlinow, an den Manövern vom 16./29. August bis 29. August/11. September teilnehmen sollte.

Infolge der Unruhen, welche im Sommer stattgefunden hatten, und deren Wiederkehr beim Ausrücken der Truppen zu befürchten war, fielen die Manöver beim 10. Armeekorps (Charkow—Tschugujew) ganz aus; beim 9. Armeekorps (Uman—Shitomir) und 21. Armeekorps (Kiew) wurden sie auf kleine Detachementsübungen beschränkt.

Von den fünf Armeekorps des Militärbezirks fanden nur beim 11. Armeekorps (Wolhynien) und 12. Armeekorps (Podolien) größere Manöver statt. Mit Brigademanövern beginnend, endigten sie mit einem dreitägigen Manöver des 11. Armeekorps gegen das verstärkte 12. Armeekorps, an welchem 72 Bataillone, 64 Eskadrons und Ssotnien und 37 Batterien teilnahmen.*) Diese letzteren dreitägigen Manöver hatte General Ssuchomlinow zu leiten. Seiner Bestimmung gemäß sollte ich die kleinen Manöver, vom Brigade- bis einschl. Korpsmanöver, beim 11. Armeekorps mitmachen, um alsdann während des dreitägigen großen Manövers zu seinem Stabe überzutreten.

Bei meinem Eintreffen in Rowno am 15./28. August wurde ich von einem Kapitän des dort garnisonierenden 125. Kurski-Infanterieregiments auf dem Bahnhof empfangen und in das Lager von Schubkow (etwa 22 km von Rowno) geleitet, in welchem das ganze 11. Armeekorps versammelt war.

General Ssuchomlinow hatte mich gerade dem 11. Armeekorps zugeteilt, weil dessen kommandierender General, Generalleutnant Tal, ein Deutscher aus den Ostseeprovinzen und Lutheraner, als besonders tüchtiger kommandierender General gilt.

Bei meiner Meldung im Lager wurde mir mitgeteilt, daß ich für die Zeit der Manöver, bis zum Eintreffen des Generals Ssuchomlinow, dem 125. Kurski-Infanterieregiment zugeteilt sei, in dessen Kasino im Lager ich auch untergebracht wurde.

Wenngleich es die Absicht des Generals Ssuchomlinow gewesen war, daß ich das Manöver im Stabe des Generalkommandos 11. Armeekorps

*) Das 12. Armeekorps war verstärkt durch: 3. Schützenbrigade mit Schützen-Artillerieabteilung, 2. Brigade der 2. gemischten Kasakendivision mit 1. Orenburg-Kasaken-Artillerieabteilung und einem kombinierten Grenzwach-Reiterregiment.

Digitized by Google

mitmachen sollte, so kann ich es doch nur als einen ganz besonders glücklichen und günstigen Umstand ansehen, daß ich einem bestimmten Regiment zugeteilt wurde, mit dem ich 14 Tage lang in Biwaks gelegen und alles Freud und Leid des Manövers geteilt habe. So lernte ich das Leben und den Dienst der russischen Soldaten und Offiziere bis in ihre Einzelheiten kennen und blieb dadurch, daß mir stets von der Leitung die gestellten Aufgaben, von den Führern die gegebenen Befehle übersandt wurden, auch über den großen Gang der Manöver orientiert. Der Chef des Stabes 11. Armeekorps, Generalmajor Potozki, der Kommandeur der 32. Infanteriedivision, Generalleutnant Pissarenko mit seinem Stabschef Oberst Putinzew, sowie der Brigadekommandeur, General Bubnow, kamen mir hierin in der liebenswürdigsten Weise entgegen, indem ich zu allen Kritiken hinzugezogen wurde und jede gewünschte Auskunft erhielt.

Die 14 Tage, welche ich dem Kurski-Infanterieregiment zugeteilt blieb, gehören, ganz abgesehen von allen interessanten militärischen Eindrücken, zu den schönsten Erinnerungen meines Aufenthalts in Rußland. Nicht nur von dem liebenswürdigen, jungen, aus dem Generalstabe hervorgegangenen Kommandeur, Oberst Gontscharenko, sondern auch von dem ganzen Offizierkorps wurde mir eine derartig kameradschaftliche und herzliche Aufnahme zuteil, daß ich das Gefühl hatte, als ob ich vollkommen zum Regiment gehörte. In geradezu rührender Weise sorgte man für mich; ein großes Offizierzelt aus dem Lager, ein Feldbett, Decken, Tisch, Ssamowar usw. wurden für mich in das Manöver mitgenommen. Vom frühen Morgen bis zum späten Abend war Oberst Gontscharenko in liebenswürdigster Weise für mich besorgt. Die ersten Ruhetage während des Manövers, an denen die Truppen unweit Rowno im Biwak lagen, begleitete ich den Oberst dorthin und wurde dort in seinem Hause von seiner jungen liebenswürdigen Gemahlin mit größter Gastlichkeit aufgenommen. — Während des ganzen Manövers war ich Gast des Kurski-Regiments; man würde es als Kränkung angesehen haben, wenn ich mich in irgend einer Weise zu revanchieren versucht haben würde. Jetzt erst, aus Berlin, habe ich dem Regiment zur Erinnerung einen Fahnenträger aus Kunstguß, mit den Abzeichen des Alexander-Regiments, übersandt, mit dem Wunsche, daß unsere Fahnen stets in treuer Waffenbrüderschaft nebeneinander wehen möchten!

Als General Ssuchomlinow am letzten Manövertage dem Offizierkorps des Kurski-Regiments für die mir zuteil gewordene kameradschaftliche und gastliche Aufnahme dankte, erwiderte der Kommandeur: „Major v. Tettau ist ganz der unsere gewesen, und wir haben alle das Gefühl, als ob wir einen Kameraden verloren hätten."

Während des ganzen Manövers wurde mir vom Rigaer Dragonerregiment ein Reitpferd und eine berittene Ordonnanz, vom Kurski-Infanterieregiment ein Bursche („Wilhelm", ein deutscher Kolonist) gestellt.

Digitized by Google

Nach Ankunft des Generals Ssuchomlinow trat ich während der letzten beiden Manövertage zu dessen Stab über. Auch in der Anlage und Leitung dieser Armeemanöver bewies der General seinen großen, weiten Blick und sein Führertalent.

Nach Schluß der Manöver fuhr ich mit General Ssuchomlinow nach der 60 Werst entfernten Eisenbahnstation, wo unsere Wege sich trennten, indem der General nach Kiew zurückkehrte, während ich mich über Warschau nach Inowrazlaw begab, um mich bei der dort beginnenden „großen Generalstabsreise" einzufinden.

B. Militärische Eindrücke.

Während meines zweimonatlichen Aufenthalts im Kiewer Militärbezirk habe ich fast alle Truppen desselben gesehen: die gesamte Kavallerie (ohne eine Brigade der 2. gemischten Kasakendivision), das sind $4^1/_2$ Kavalleriedivisionen, und den größten Teil der Infanterie und Artillerie von fünf Armeekorps. Aus der Verfassung und Ausbildung einer so großen Truppenzahl kann man wohl einen Schluß auf die ganze Armee ziehen.

Allerdings ist es unzweifelhaft, daß die Truppen des Kiewer Militärbezirks in Bezug auf den sie beherrschenden Geist und ihre Ausbildung zu den besten der russischen Armee gehören. 14 Jahre lang hat General Dragomirow als Oberbefehlshaber an ihrer Spitze gestanden, und unermüdlich ist dieser geistig hervorragende und energische General bestrebt gewesen, die Erziehung und Ausbildung der Truppen zu fördern. Seine Arbeit ist von Erfolg gekrönt gewesen; man muß diesem Manne, der vielfach fälschlicherweise für einen Phraseur gehalten wurde, die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er ein hervorragender Soldat war, der auf dem Gebiete der Erziehung und Ausbildung seiner Truppen Großartiges geleistet hat.

Eine jede Armee, auch die beste, hat neben ihren Licht- auch Schattenseiten; vollkommen ist nichts auf der Welt; eine Armee, die behaupten wollte, in ihr wäre alles nur Licht, befände sich auf gefährlichem Wege. Nur da, wo die Schattenseiten voll erkannt werden und rastlos an ihrer Beseitigung gearbeitet wird, kann man zuversichtlich in die Zukunft blicken; und in der russischen Armee ist dieses der Fall. Auch sie hat ihre Licht- und Schattenseiten; erstere beruhen vor allem in dem hervorragenden Menschenmaterial, in dem Verständnis, dieses zu erziehen und in richtiger Weise zu verwerten; letztere sind in der historischen Entwickelung der russischen Armee begründet; sie werden aber voll erkannt und werden bei dem unermüdlichen Eifer, mit welchem die Armee vorwärts strebt, immer geringer werden. Schon jetzt überwiegen die Lichtseiten bei weitem die Schattenseiten. — So war denn auch der Gesamteindruck, welchen die Truppen des Militärbezirks Kiew machten, ein vorzüglicher.

Digitized by Google

1. Offiziere und Mannschaften.

a. Offiziere.

Als einer der größten Mängel der russischen Armee ist stets die ungleichartige Zusammensetzung des Offizierkorps angesehen worden. Noch im Jahre 1890 ergänzte sich das Offizierkorps fast zu zwei Dritteln aus Junkerschulen, d. h. aus ehemaligen Freiwilligen und ausgehobenen Mannschaften mit geringerer Schulbildung, und nur zu einem Drittel aus Kriegsschulen, d. h. aus ehemaligen Kadetten; in den letzten Jahren jedoch gingen bereits durchschnittlich 51 pCt. der Offiziere aus dem Kadettenkorps, und 49 pCt. aus Junkerschulen hervor, so daß die Zahl der mit guter Vorbildung in die Armee tretenden Offiziere diejenige der aus den Junkerschulen hervorgehenden bereits ein wenig überwiegt. Auch ist die im laufenden Jahre in Kraft tretende neue Verordnung für die Junkerschulen bestrebt, den Lehrplan der letzteren demjenigen der Kriegsschulen möglichst nahe zu bringen und so die augenblicklich in bezug auf die Vorbildung im russischen Offizierkorps bestehenden Gegensätze zu verwischen. In früheren Zeiten waren aber diese Gegensätze bedeutende; der weitaus größte Teil der Offiziere hatte nur eine oberflächliche wissenschaftliche und militärische Vorbildung erhalten. Die Folge hiervon ist, daß gerade unter den älteren Offizieren — Stabsoffizieren und selbst Generalen — sich viele befinden, deren wissenschaftliche und militärische Bildung nicht ganz ihrer hohen und verantwortlichen Stellung entspricht. Waren doch noch im Jahre 1900 von den zu Stabsoffizieren beförderten Kapitäns und Rittmeistern der Armeeinfanterie und -kavallerie 91 pCt. aus Junkerschulen und nur 9 pCt. aus Kriegsschulen hervorgegangen. Jene Offiziere sind brave, tüchtige Soldaten und versehen treu ihre Pflicht, man kann aber von ihnen nicht ein besonderes Hervortreten von Initiative und Entschlußfähigkeit erwarten, wie man es bei uns von jedem älteren Stabsoffizier und General verlangt.

Viel weniger nachteilig macht sich dieser teilweise Mangel an Intelligenz in den unteren Offizierschargen geltend. Ich habe 14 Tage im Manöver in einem Offizierkorps, dem des 125. Kurski-Infanterieregiments, gelebt, dessen Mitglieder zum weitaus größten Teil aus Junkerschulen hervorgegangen waren.*) Abgesehen von dem Regimentskommandeur, welcher sehr gut französisch sprach, verstand kein Offizier eine fremde Sprache. Und doch machte dieses Offizierkorps einen vorzüglichen militärischen und gut erzogenen Eindruck. Alle Offiziere waren von großem Pflichteifer beseelt und versahen ihren Dienst mit Verständnis und Interesse. Dabei war ihr Auftreten ein ungemein bescheidenes, ihr Leben ein solides. Nie habe ich während der ganzen Zeit der Manöver, obgleich wir doch oft bis in die Nacht

*) In den Linieninfanterie-Offizierkorps haben durchschnittlich etwa 85 pCt. der Offiziere ihre Vorbildung in Junkerschulen, nur 15 pCt. in Kriegsschulen erhalten.

Digitized by Google

hinein vereint saßen, einen Offizier betrunken oder auch nur angetrunken gesehen. Mit Freuden gedenke ich der Stunden, wenn wir die Abende im Kasinozelt bei einem Glase Madeira oder Glühwein zusammen saßen, und die bescheidenen, anspruchslosen Offiziere, um mir eine Freude zu machen, russische oder kleinrussische Volkslieder sowie die jetzt in Rußland so beliebten Zigeunerweisen sangen. Auch in den Offizierskorps der Kavallerieregimenter, deren Gast ich während der Lagerübungen war, herrschte ein kameradschaftlicher, solider Ton. — Gewiß ist der russische Offizier in bezug auf Alkohol keineswegs ein Kostverächter; aber bei uns sitzt man doch auch nicht trocken, besonders wenn man Gäste hat. Der Unterschied liegt nur darin, daß in Rußland ausländische, namentlich deutsche Weine unerschwinglich teuer sind, daß das dortige Bier ziemlich ungenießbar ist; so hält man sich denn hauptsächlich an das gute heimische Getränk, den Wodka. Daß letzterem aber übermäßig zugesprochen würde, ist mir nicht aufgefallen. In Kiew, im Hause des Generals Ssuchomlinow, ist es mir öfter vorgekommen, daß ich — selbst wenn Gäste dort waren — an dem reich besetzten „sakuska-Tisch" vor dem Frühstück und dem Mittagessen niemanden hatte, der mir zur Gesellschaft ein Schnäpschen mittrank; so hatten sich die dortigen Generalstabsoffiziere das Wort gegeben, während der ganzen Lagerzeit keinen Wodka zu trinken.

Wie General Ssuchomlinow in seiner gütigen Weise darum besorgt war, daß man mich nicht gegen meinen Willen zum Trinken nötigte, erwähnte ich bereits. Während des Manövers aber, im steten Verkehr mit den Kameraden des Kurski-Regiments, gewöhnte ich mich allmählich an die heimischen Getränke. Mit meinem liebenswürdigen und gastlichen Oberst Gontscharenko nahm ich täglich vor dem Mittag- und Abendessen zur „sakuska", bevor wir zum Madeira übergingen, einige Gläschen Wodki zu mir; je drei hatten wir als Norm festgesetzt; dazu kamen noch ab und zu einige während des Manövers zum Frühstück. Das mag auch bereits unmäßig erscheinen; aber, obgleich ich für gewöhnlich zu Hause gar nichts trinke, so bekam es mir außerordentlich gut, und — zu meiner Schande muß ich gestehen — es schmeckte mir! General Ssuchomlinow schien in seiner gütigen Fürsorge allerdings hierüber anderer Ansicht zu sein. Als ich am vorletzten Tage wieder mit ihm und seinem Stabe beim Mittagessen saß und mir zur „sakuska" das zweite Gläschen Wodki eingoß, sah er mich bereits mißtrauisch an; wie ich mir aber das dritte genehmigen wollte, erhob er energisch Protest. Auf meine Einwendung, daß ich an „drei" gewöhnt sei, erwiderte er: „dann gewöhnen Sie sich das nur wieder ab"; er entzog mir einfach meine gewohnte „Nahrung".

Sehr wohltuend berührt das Verhältnis der Vorgesetzten zu den untergebenen Offizieren. Nie hörte ich ein verletzendes Wort von einem Vorgesetzten; der gegenseitige dienstliche Verkehr war stets ein höflicher. Man ging hierin sogar etwas weit; jeden Morgen begrüßte der Regiments-

Digitized by Google

kommandeur jeden seiner Offiziere durch Händedruck; ebenso verfuhr beispielsweise der Divisionskommandeur mit den Regimentskommandeuren usw. Außerdienstlich war der Verkehr der Untergebenen mit den Vorgesetzten ein durchaus ungezwungener, ohne deshalb vertraulich zu sein. — Geradezu mustergültig war beim Kurski-Infanterieregiment das Verhältnis des jungen 41jährigen Regimentskommandeurs zu seinen Offizieren; sämtliche Bataillonskommandeure waren über 50 Jahre, ein großer Teil der Kapitäns nahe an 50 und darüber. Trotzdem hatte der Kommandeur das Offizierkorps vorzüglich im Zuge; er verkehrte höflich mit allen Offizieren und wußte sich trotzdem den erforderlichen Respekt zu verschaffen.

b. Unteroffiziere und Mannschaften.

Treu, selbstverleugnend, seinen Vorgesetzten voll vertrauend, bietet der russische Soldat in der Hand guter Führer ein Material, wie es kaum eine andere Armee der Welt besitzt. Man wirft dem russischen Soldaten gewöhnlich Denkfaulheit, Mangel an Intelligenz usw. vor, das ist aber gar nicht der Fall; allerdings kann der größte Teil weder lesen noch schreiben, was aber dem russischen Soldaten an Schulbildung abgeht, das ersetzt er durch angeborene natürliche Findigkeit. Dabei ist er willig, ausdauernd, anspruchslos, auch nach den größten Strapazen stets vergnügt! Nach dreimonatlichem Lagerleben in Zelten muß er 14 Tage hintereinander im Manöver biwakieren, und stets ist er dabei zufrieden, jeden Abend wird im Biwak getanzt und gesungen!

Ganz vortrefflich ist der in den Truppen des Militärbezirks Kiew herrschende Geist. Hier hat Dragomirow durch seine Erziehungsmethode wahrhaft Großes geschaffen. Wie bei den Offizieren ist auch hier das Verhältnis zwischen Vorgesetzten und Untergebenen ein mustergültiges. Dragomirow hat seine Truppen in dem Grundsatz erzogen: „Erblicke in dem Vorgesetzten den Vater, in dem Untergebenen den Sohn, in dem Kameraden den Bruder, in dem Truppenteil — deine Familie.“ Diesem Grundsatze entspricht auch der Verkehr der Vorgesetzten mit den Untergebenen. Äußerlich vielleicht — in der Strammheit der Stellung, in der Ehrenbezeugung — tritt die Disziplin weniger zu Tage, dafür aber fühlt man überall das volle Vertrauen der Untergebenen zu ihren Vorgesetzten heraus. — Ein kleines Beispiel hierfür möchte ich anführen: Als ich mit General Ssuchomlinow nach Schluß des letzten Manövertages zur Eisenbahnstation fuhr, begegnete uns eine halbe Eskadron eines Dragonerregiments, welche mit einem besonderen Auftrage (Bahnzerstörung) weit fortgeschickt gewesen war und nun ihren Truppenteil suchte; an der Spitze der Halbeskadron ritt ein junger Unteroffizier. „Wo ist der Offizier?“ fragte der General. „Der kommt sofort hinterher!“ erwiderte der Unteroffizier. General S. wollte den Unteroffizier weiter reiten lassen, dieser aber fuhr fort: „Verzeihen Ew. Exzellenz,

Digitized by Google

wenn ich noch eine Frage tue! Ich habe den Befehl, nach X. zu reiten, wieviel Werst sind es wohl noch bis dahin?" General Ssuchomlinow maß die Entfernung nach der Karte geduldig aus und bezeichnete sie dem Unteroffizier. „Darf ich noch fragen, Ew. Exzellenz, über welche Ortschaften muß ich da reiten?" Wieder gab General Ssuchomlinow ihm geduldig und eingehend Auskunft. „Nicht wahr, Ew. Exzellenz, da muß ich von N. aus links von der Chaussee abreiten?" — „Ja, ja, so hat es mir auch der Herr Leutnant gesagt!" usw. Kurzum, der Unteroffizier war nicht eher ruhig, bis er keine Zweifel mehr über den Weg hatte, und General Ssuchomlinow gab ihm geduldig Auskunft, bis er überzeugt war, daß der Mann verstanden hatte. In diesem Vertrauen des Mannes, der seinen höchsten Vorgesetzten, dem er zufällig begegnet, furchtlos und ruhig ausfragt und sich nicht eher zufrieden gibt, bis er genau weiß, was er zu tun hat, liegt eine große Stärke der russischen Armee; die mangelnde Intelligenz des Mannes wird hierdurch bei weitem ausgeglichen.

Ein anderes kleines Beispiel für die Gewissenhaftigkeit der Unterchargen: Als General Ssuchomlinow im Manövergelände anlangte, um die Manöver des 11. gegen das 12. Armeekorps zu leiten, trat ich vom 11. Korps, bei dem ich bis zu diesem Zeitpunkt die Manöver mitgemacht hatte, zu seinem Stabe über; General Ssuchomlinow hatte aber sein Quartier innerhalb der Vorpostenlinie des 12. Armeekorps. Da die Bagage der schlechten Wege halber sehr spät angelangt war, war es bereits Abend, als ich mich in einem Krümperwagen des Kurski-Infanterieregiments, mein Bursche neben mir, die Kavallerieordonnanz vom Riga-Dragonerregiment mit meinem Handpferde unmittelbar hinter dem Wagen, auf den Weg zum Quartier des Generals Ssuchomlinow machte. Es war stockfinster, der Weg eng, links daneben eine steil abfallende tiefe Schlucht, deren Rand weder durch Steine noch durch Bäume oder sonst irgend wie gekennzeichnet war; ich war ausgestiegen und ging vor dem Wagen, um den Weg zu finden, als mir ein „Halt, wer da?" (стой! кто идётъ?) entgegentönte. Der wachthabende Unteroffizier einer Feldwache des 12. Armeekorps trat an mich heran und fragte höflich aber bestimmt: „Darf ich Ew. Hochwohlgeboren fragen, wohin Sie wollen?" Auf meine Antwort, daß ich vom General Ssuchomlinow eingeladen sei: „Darf ich fragen, Ew. Hochwohlgeboren, zu welcher Partei gehören Sie denn?" Das erstaunte Gesicht des Mannes, als ich ihm antwortete: „Ich gehöre zu gar keiner Partei, ich bin preußischer Offizier", vermochte ich leider bei der Finsternis nicht zu erkennen. Aber er war im Augenblick so verdutzt, daß ich die Gelegenheit gekommen glaubte, meinen Weg weiter fortzusetzen. Aber schnell vertrat ihn mir wieder der Unteroffizier: „Verzeihen Ew. Hochwohlgeboren, das habe ich nicht verstanden, was haben Sie soeben gesagt, was sind Sie?" Schließlich hatte er sich denn beim Schein seiner Laterne von den abweichenden Uniformabzeichen überzeugt, aber noch lange konnte er sich

Digitized by Google

nicht über den in meinem Wagen sitzenden Burschen und den hinter dem Wagen reitenden Riga-Dragoner (beide vom 11. Armeekorps) beruhigen; es kostete mich viele Mühe, bis ich ihn überzeugt hatte und er mich mit meinen Pferden durchließ. General Ssuchomlinow amüsierte sich sehr über mein Abenteuer und freute sich, daß ich mich über das sachgemäße Verhalten des Unteroffiziers anerkennend äußerte. — Am andern Morgen ritt ich mit General Ssuchomlinow an derselben Feldwache vorbei: „Bist Du das gewesen," fragte General S. den Unteroffizier, „der gestern Abend den preußischen Major hier angehalten hat?" — „Zu Befehl, Ew. Exzellenz", antwortete der Unteroffizier furchtlos und frisch. „Du hast Deine Sache brav gemacht, ich danke Dir, Brüderchen." — „Rad sstaratjssa!" („ich freue mich, mir Mühe zu geben") tönte es frisch zurück.

Hierbei komme ich auf eine hübsche Sitte, die dem russischen Volkscharakter angepaßt ist, das ist das Begrüßen und Lobspenden durch die Vorgesetzten. Kein Vorgesetzter kommt zum Dienst oder reitet im Manöver an eine Truppe heran, ohne ihr „Gesundheit" zu wünschen. Für jede gut ausgeführte Dienstleistung wird gedankt. Nach unsern Begriffen wird hierin etwas weit gegangen; unser Soldat hält es für selbstverständlich, daß er seine Pflicht tut und würde sich wundern, wenn ihm für jede einzige Dienstleistung Dank gespendet würde; er würde vielleicht dadurch sogar zu dem Gedanken verleitet werden, daß er ganz etwas besonderes geleistet hätte. Nicht so der russische Soldat; es liegt im Volkscharakter, daß er viel Lob vertragen kann, daß ihn das gespendete Lob auffrischt, ihn zu größerem Eifer anspornt.

Als Generalleutnant de Witte in Bjelaja Zerkow die 9. Kavalleriedivision Parademarsch in der Karriere machen ließ, rief er fast in jede Eskadron ein „maladzý" („fixe Bursche"), „sslawno" („herrlich"), „atlischno" („vorzüglich") usw. hinein, und „radi sstaratjssa" („wir freuen uns, uns Mühe zu geben") donnerte es zurück. Den meisten Eindruck aber machte bei besonders hervorragenden Leistungen der Zuruf: „pa tscharkje wodki" („jedem ein Gläschen Wodka"); freudig schallte es dann: „wir danken Ew. Exzellenz". — General Dragomirow dankte stets den „bratzy" („Brüderchen") oder „maladzý" („fixen Burschen") für ihre Arbeit. Bei den Manövern war sogar ein besonderes Signal bestimmt, welches den „Dank" des Leitenden an die Truppen ausdrückte. Es war ein hübscher Moment, als am Schluß des letzten Korps-Manövertages Generalleutnant Tal (Kommandierender General 11. Armeekorps) das Signal „Dank" geben ließ, von allen Truppen das „radi sstaratjssa" ertönte und sämtliche Musikkorps die Regimentsmärsche spielten.

Weitere schöne Sitten, welche erzieherisch auf den guten Geist in der Armee wirken, sind die große Hochachtung, welche der Fahne entgegengebracht wird, sowie die Abhaltung der Abendgebete.

Digitized by Google

Jeden Morgen stand das Regiment im Biwack in Paradeaufstellung, wenn die Fahne von der Biwakswache aus zum Regiment gebracht wurde; sobald die Fahne von der Wache abmarschierte, präsentierte das Regiment auf Kommando des Regimentskommandeurs; die Musik spielte so lange den Regimentsmarsch, bis die Fahne beim Regiment angelangt war. Die gleiche Zeremonie fand nach dem Einrücken in das Biwack beim Abbringen der Fahne statt. Ich war eines Tages mit Oberst Gontscharenko und einem Bataillon etwas früher in das Biwak eingerückt; wir saßen bereits mit einigen Offizieren im Kasinozelt beim Mittagessen, als das Regiment eintraf; sobald der Fahnenmarsch ertönte, erhoben sich der Kommandeur und mit ihm die übrigen Offiziere von ihren Plätzen und blieben stehen, bis der Marsch zu Ende gespielt war.

Ein feierlicher Augenblick war es stets, wenn abends im Biwak unter dem herrlichen Sternenhimmel von allen Truppenteilen her der Gesang des „Vater unser" und dann des „Gebets für den Zaren" ertönte.

Groß ist der Mangel an altgedienten Unteroffizieren. Außer dem Feldwebel oder Wachtmeister befindet sich selten bei der Kompagnie bezw. Eskadron ein Kapitulant. Bei den langen Dienstzeiten fällt dieser Mangel aber nicht so sehr ins Gewicht. Die im 3. bezw. 4. (bei der Kavallerie 5.) Dienstjahre befindlichen Unteroffiziere machen im allgemeinen einen guten Eindruck; Beispiele für ihre Verständigkeit und Pflichttreue habe ich oben angeführt; ein Mangel an Autorität gegenüber ihren gleichalterigen Kameraden macht sich bei der großen Willigkeit des russischen Soldaten, der von Hause aus an Gehorsam gewöhnt ist, nicht bemerkbar; natürlich ist ihre Erfahrung keine große und bleibt der Mangel an Kapitulanten immerhin ein Nachteil.

2. Das Pferdematerial.

a. Das Kavallerie-(Dragoner-)Pferd.

Von dem Pferdematerial der Kavallerie hatte ich mir bisher eine falsche Vorstellung gemacht. Auf Grund der in der russischen militärischen Presse — besonders in früherer Zeit — laut werdenden Klagen über den Niedergang der russischen Pferdezucht und das mangelhafte Pferdematerial der Kavallerie, mußte man zu der Ansicht gelangen, daß das russische Kavalleriepferd den an ein solches zu stellenden Anforderungen in keiner Weise genüge. Diese Ansicht ist aber durchaus ungerechtfertigt. Ich habe 3½ Kavalleriedivisionen (9., 10., 12., ½ gem. Kasaken-) bei den Besichtigungen in den Lagern, eine weitere Division (11.) während des ganzen Manövers gesehen. Die Pferde machten bei sämtlichen Divisionen einen sehr guten Eindruck und glaube ich nicht, daß das russische Dragonerpferd unserem Kavalleriepferde in seinen Eigenschaften nachsteht; seinem Äußeren nach sieht es demjenigen unserer leichten Kavallerie ähnlich; die Größe ist eine geringere; die größten Pferde maßen etwa 2 Arschin 4 Werschok = 1,57 m.

Digitized by Google

Die Pferde sind kräftig, ausdauernd und genügsam. Die Gangarten waren ausgiebige; nach den Attacken, bezw. nach einem Feldgalopp von einigen Kilometern befanden sich die Pferde gut in Atem. Wenngleich die Pferde, bei dem Mangel an Winterreitbahnen, nicht derartig durchgeritten sein mögen wie unsere Kavalleriepferde, so hatten die Reiter sie doch vorzüglich in der Gewalt. Davon konnte man sich aus der Geschlossenheit der Bewegungen, der Ruhe und Gleichmäßigkeit der Tempos überzeugen. Die mir von den verschiedensten Kavallerieregimentern während der Lagerübungen und Manöver gestellten Pferde waren sämtlich vorzüglich geritten. Ich drückte General Ssuchomlinow, der in früheren Jahren vielfach auf die geringe Tauglichkeit des Kavalleriepferdes hingewiesen hatte, mein Erstaunen über das vortreffliche Pferdematerial aus. Er meinte, er habe es früher für seine Pflicht gehalten, auf die Mängel des Kavalleriepferdes hinzuweisen und Mittel zu ihrer Beseitigung vorzuschlagen. Seit einigen Jahren aber verbessere sich das Pferdematerial stetig, so daß man schon jetzt vollkommen damit zufrieden sein könne.

Die Einflüsse des neuen Remontierungsverfahrens machen sich bereits geltend;*) die Erhöhung der Remontepreise ermöglicht es den Gestüten und Pferdezüchtern im Innern Rußlands, wieder Remonten zu ziehen, was

*) Bekanntlich wurden bisher die Pferde der Kavallerie durch Remonteuroffiziere angekauft; der Remontepreis für das Armee-Kavalleriepferd betrug nur 125 Rbl. Die Remonteuroffiziere, welche keine Rechnung abzulegen brauchten, daher bei dem Ankauf der Pferde mit ihrem Geldbeutel interessiert waren, suchten die billigsten Märkte auf; seit Freigabe des Steppenpferdes, dessen Eigenschaften man anfänglich weit überschätzte, für den Ankauf, waren die Remonteuroffiziere bestrebt, ihren gesamten Bedarf in den Donsteppen zu decken, so daß schließlich 90 pCt. der Remonten der Armeekavallerie aus Steppenpferden bestand. Die vermeintlichen guten Eigenschaften des Steppenpferdes aber gingen immer mehr verloren; für seine Auffrischung und Verbesserung geschah nichts; die Steppen wurden immer mehr dem Ackerbau, der Schafzucht dienstbar gemacht. — Unterdessen hatte sich aber der ununterbrochene Niedergang der Gestütspferdezucht im Innern Rußlands, welche mit der billigen Produktion der Steppenpferdezucht nicht konkurrieren konnte, vollzogen; etwa zwei Drittel aller Gestüte gingen vollständig ein, der verbleibende Rest züchtete Traber, Arbeitspferde und Wagenpferde; nur wenige noch beschäftigten sich mit Aufzucht von Remonten für die Gardekavallerie, welche höhere Preise (200 bis 300 Rbl.) bezahlte. — Das neue Remontierungsverfahren, welches im Jahre 1901 in Kraft getreten ist, gibt der russischen Pferdezucht die Möglichkeit, erneuten Aufschwung zu nehmen. Nach deutschem Muster geschieht der Ankauf der Pferde durch Remontekommissionen, welchen bestimmte Remontierungsbezirke, in die das ganze Reich eingeteilt ist, zugewiesen sind; 5 Remontekommissionen kaufen in den „kultivierten Zuchtgebieten", 3 in den Steppengebieten; außerdem bestehen 2 zeitweilige Kommissionen für den Ankauf von Pferden in den wenig pferdereichen Gegenden. Der Durchschnittspreis beträgt 335 Rbl. (725 M.) für ein Pferd in den kultivierten Zuchtgebieten; für ein Steppenpferd wird etwa die Hälfte dieses Preises gezahlt. Sind somit die Gestüte wieder in die Lage gesetzt, Remonten zu ziehen, so wird mit der Zeit der russischen Kavallerie ein außerordentlich reiches und vorzügliches Pferdematerial zur Verfügung stehen.

Digitized by Google

sie bei dem bisherigen Remontierungsverfahren, wo der größte Teil der Pferde der Billigkeit halber in den Steppen gekauft wurde, hatten aufgeben müssen. Es steht also zu erwarten, daß das schon jetzt durchaus brauchbare Kavalleriepferd in einigen Jahren in jeder Weise den an ein kriegsbrauchbares Kavalleriepferd zu stellenden Anforderungen genügen wird.

Einen weniger guten Eindruck macht

b. das Kasakenpferd.

Ich habe Regimenter sämtlicher europäischer Kasakenheere gesehen. Ein wirklich gutes, durchaus brauchbares, großes und kräftiges Pferd haben nur die kaukasischen (Kuban- und Terek-) Kasaken. Wie ich bereits erwähnte, bildet die kaukasische Kasakenbrigade der 2. gemischten Kasakendivision, sowohl was ihr Pferdematerial, als auch was ihre sonstigen Leistungen betrifft, den Stolz der Kavallerie des Kiewer Militärbezirks. Bezüglich des Pferdematerials ist jedoch zu bemerken, daß es üblich ist, die besten Pferde der zum 2. Aufgebot zur Entlassung kommenden Kasaken gegen eine Entschädigung beim Regiment zurückzubehalten, jenen Kasaken dafür weniger brauchbare Pferde mitzugeben. Die Erhaltung des guten Pferdebestandes der aktiven Regimenter geschieht daher auf Kosten des zweiten Aufgebots.

Die im Verbande der Kavalleriedivisionen befindlichen Kasaken- (Don-, Ural-, Orenburg-) Regimenter fielen beim geschlossenen Exerzieren der Divisionen durch ihr Pferdematerial sehr gegen die Dragonerregimenter ab. Nur auf Trense, ohne Sporen geritten, die Nasen hoch in die Luft, Schenkelhilfen nicht gehorchend, in schnelleren Gangarten kein gleichmäßiges Tempo einhaltend, bildeten die Kasakenpferde einen eigentümlichen Gegensatz zu den in vortrefflicher Haltung befindlichen Dragonerpferden.

Die Gründe für die geringe Tauglichkeit des Kasakenpferdes liegen in der ganzen historischen Entwicklung der Kasakenheere; sie hier nochmals zu erörtern, würde zu weit führen;*) man sucht mit den verschiedensten Mitteln (Zahlung von Beihilfen an die Kasaken zur Beschaffung von Pferden, Einrichtung von Pferdemärkten mit Prämiierungen der Pferde usw.) das Pferdematerial der Kasaken zu verbessern, aber alle Bemühungen werden wenig Erfolg haben, solange der materielle Wohlstand der Kasaken im Niedergange bleibt.

Im übrigen besitzt das Kasakenpferd, wenn es auch für die geschlossene Verwendung von Kavalleriemassen wenig brauchbar ist, gute Eigenschaften — Genügsamkeit und Ausdauer — für den Aufklärungsdienst. Dies bezieht sich namentlich auf die kleinen, aber ungemein ausdauernden Pferdchen der Orenburg-Kasaken.

*) Ich habe diese Gründe eingehend in meiner Arbeit über die „Kasakenheere" (Liebelsche Buchhandlung, Berlin) entwickelt.

Digitized by Google

Die eigenen Pferde der Kavallerieoffiziere machten im allgemeinen einen guten Eindruck; sie befanden sich zum Teil erst kurze Zeit im Besitz der Offiziere, da erst in diesem Jahre die Bestimmung erlassen ist, daß sämtliche Kavallerieoffiziere ein eigenes Pferd besitzen müssen; bisher bestand diese Verpflichtung nur für die Offiziere der Gardekavallerie. Da es den Offizieren freigestellt ist, Pferde aus der Front der Regimenter nach eigener Wahl käuflich zu erwerben, so sind auch die unbemittelten in der Lage, sich ein brauchbares Pferd zu verschaffen.

c. Das Artilleriepferd.

Unter dem bisherigen Remontierungsverfahren hatte die Feldartillerie noch weit mehr zu leiden als die Kavallerie. Solange der Ankauf durch Remonteuroffiziere erfolgte, durften diese nur in Gebieten kaufen, aus denen sich die Kavallerie nicht remontierte, d. h. in denen keine geregelte Zucht stattfand. Die Neuorganisation des Remontierungsverfahrens brachte aber der Artillerie nur neuen Schaden; zwar hat seit dem Jahre 1901 der Ankauf der Artilleriepferde ebenfalls durch besondere Kommissionen zu erfolgen; diesen sind aber keine besonderen Remontierungsbezirke zugewiesen, sie müssen vielmehr in denselben Bezirken wie die Kavallerie kaufen; da aber der Preis für das Artilleriepferd nur auf 165 bis 290 Rbl. erhöht wurde, also weit hinter demjenigen des Kavalleriepferdes zurückblieb, so mußten die Artilleriekommissionen das Pferdematerial nehmen, was ihnen die Kavallerie übrig ließ. Die Folge hiervon ist, daß das Artilleriepferd augenblicklich den Ansprüchen nicht ganz genügt.

Aber auch diesem Übelstande ist man mit allen Kräften abzuhelfen bestrebt. Vom Jahre 1903 ab werden auch die Artilleriepferde von den Remontekommissionen der Kavallerie, welchen Artillerieoffiziere beigegeben werden, angekauft und für jene dieselben Preise wie für Kavalleriepferde gezahlt. Es steht somit zu erwarten, daß auch das Pferdematerial der Artillerie mit der Zeit sich erheblich bessern wird.

3. Ausbildung.

a. Übungsplätze.

Der Militärbezirk Kiew besitzt augenblicklich vier große Lager für ganze Armeekorps, und zwar:

für das 10. Armeekorps Tschugujew bei Charkow,
" " 11. " Schubkow bei Rowno,
" " 12. " Meshibushje in Podolien,
" " 21. " Kiew.

Das 9. Armeekorps (Uman—Shitomir) hat noch keinen für das ganze Korps ausreichenden Übungsplatz; man beabsichtigt aber den Ankauf eines solchen zwischen Uman und Shitomir: 1903 übte dieses Korps mit der

Digitized by Google

9. Kavalleriedivision bei Bjelaja Zerkow, mit den Infanteriedivisionen und der Artillerie bei Uman bezw. Shitomir.

Außerdem befindet sich bei Kiew ein „Artilleriepolygon“ für die Artillerie 9. und 21. Armeekorps; die Artillerie der übrigen Korps schießt auf den Übungsplätzen.

Im allgemeinen sind die Übungsplätze (namentlich Meshibushje und Tschugujew) ebene, flache Exerzierplätze, ohne viel Wechsel des Geländes. Sehr hübsch ist der Übungsplatz des 11. Armeekorps bei Schubkow (bei Rowno); dieser Platz ist erst vor einigen Jahren angekauft worden und übertrifft auch an Ausdehnung die übrigen. Das Lager selbst liegt mitten im Walde; der Platz bietet durch Wald und hügeliges Gelände viel Abwechselung.

Die Einrichtung der Lager ist im allgemeinen die gleiche wie diejenige unserer Übungsplätze, nur daß die Truppen in Zelten untergebracht sind. Für die höheren Stäbe sind Häuser vorhanden oder sie werden in den umliegenden Ortschaften untergebracht. Im Lager von Schubkow hatten sich fast sämtliche älteren Offiziere eigene Häuser gebaut, wozu ihnen der Grund und Boden, auch mit Gartenland, angewiesen wurde. So hatte sich mitten im Walde eine vollkommene Villenkolonie (hölzerne Häuser mit Veranden) entwickelt; die verheirateten Offiziere hatten sämtlich ihre Familien im Lager. — Ein jedes Regiment hat sein eigenes, geräumiges Kasino, welches an bestimmten Tagen der Woche auch den Vereinigungspunkt für die Familien bildet.

b. Ausbildung der Infanterie.

In der Einzelausbildung und im Schießdienst habe ich die Infanterie nicht gesehen, da die Periode der Schießausbildung bereits vorüber war. Beim geschlossenen Exerzieren, bei der Parade war die Haltung der Mannschaften eine vortreffliche. Die Bewegungen geschahen geschlossen und ordnungsmäßig.

Die Marschdisziplin war eine sehr gute; während der Manöver wurde meistens auf den Märschen die Zugkolonne, d. h. da die Züge nur sieben bis höchstens acht Rotten hatten, die doppelte Sektionskolonne angewendet;*) verengte sich der Weg, so drängten sich die Leute ohne Kommando zusammen, um sofort wieder die Ordnung herzustellen, sobald der erforderliche Raum vorhanden war. Ich habe niemals gesehen, daß Leute sich ohne Genehmigung zum Wassertrinken oder dergleichen aus dem Gliede entfernten oder zurückblieben.

Die Ausdauer der Mannschaften war bewundernswert; am vorletzten Manövertage wurden fast 40 km in sengender Sonnenhitze zurückgelegt; dabei

*) Die Kompagnien der 32. Infanteriedivision, welche niederen Etat hat, waren mit nur 28 Rotten zum Manöver ausgerückt.

Digitized by Google

wurde den Leuten nicht gestattet zu trinken, was man in der russischen Armee noch immer für schädlich zu halten scheint. Am Abend desselben Tages wurde zu einem Nachtmarsch von etwa 30 km angetreten, so daß innerhalb 24 Stunden etwa 60 km zurückgelegt wurden. Es gab keine Ermüdeten; die Mannschaften sahen bis zum letzten Augenblick frisch und munter aus.

General Dragomirow hat bei seinem Ausbildungsverfahren den Hauptwert auf den Geist, weniger Wert auf die Form gelegt. Dies machte sich auch in der Gefechtsausbildung der Infanterie bemerkbar. Beim Angriff soll jeder Soldat nur von dem einen Gefühl beseelt sein — vorwärts an den Feind zu kommen; er soll durchdrungen sein von dem Bewußtsein, daß ihm der Sieg nicht eher gegeben ist, bis er mit dem Bajonett den Gegner aus seiner Stellung geworfen hat. „Schieße langsam, aber sicher — mit dem Bajonett stoß tüchtig zu!" Dieses Bestreben, den Bajonettangriff als das zu erreichende Ziel vor Augen zu stellen, wird im Ernstfalle seine Wirkung auf den offensiven Geist der Truppen gewiß nicht verfehlen. Und dieser offensive Geist soll nicht unterschätzt werden, er muß aber durch eine zweckmäßige Form des Angriffs Unterstützung finden. Im Manöver aber äußerte sich dieses Bestreben stets in einem „Durchgehen nach vorn". Die Schützenlinie, in dem Streben, an den Feind zu kommen, machte zum Feuern nur selten und so kurze Halte, daß ihre Verstärkung gar nicht möglich war. So gingen denn die Schützenlinien gewöhnlich bereits zum Bajonettangriff vor, wenn ihre Unterstützungstrupps noch 100 m und mehr zurück waren und noch bedeutend weiter rückwärts in dichten Massen die Reserven folgten.

Am letzten Manövertage nützte General Tal, der mit dem 11. Armeekorps in einer Verteidigungsstellung stand, sehr geschickt einen derartig ausgeführten Angriff des 12. Armeekorps aus, indem er zum Gegenstoß vorging und die vorderste feindliche Linie über den Haufen warf, ehe die Reserven des Gegners heran waren. — Seine Kritik dieses verzettelten Angriffs des 12. Armeekorps schloß General Ssuchomlinow mit den Worten: „Vergessen Sie nicht, meine Herren, was man Sie stets gelehrt hat — man schlägt mit der Faust und nicht mit auseinandergespreizten Fingern!"

Dem Reglement entsprechend erfolgte die Vorwärtsbewegung beim Angriff stets im Schritt; nur zum Bajonettangriff wurde gelaufen. Der Angriff fand stets mit schlagenden Tambours und klingendem Spiel statt.

Als Feuerart fand vorzugsweise, auch in der Schützenlinie, die Salve Verwendung; das Verhalten der einzelnen Mannschaften in der Schützenlinie war ein sachgemäßes. Das Vorgehen erfolgte sowohl in der Schützenlinie wie in den geschlossenen Abteilungen in großer Ordnung. Einen hervorragend guten Eindruck machte es, daß beim Bajonettangriff die Infanterie nicht vor dem Gegner Halt machte, sondern durch die feindlichen Infanterielinien, welche ihrerseits zum Gegenangriff vorgingen, ohne im Laufe zu erlahmen, hindurch-

Digitized by Google

stürmte („durchgehende Attacke") und gerade in diesem Augenblick unaufhörlich und kräftig Hurra rief.

In der Verteidigung machte die Infanterie selten vom Spaten Gebrauch, wobei auch wohl Rücksichten auf Flurschäden mitspielten; nur am letzten Manövertage hatte sich das 11. Armeekorps in seiner Verteidigungsstellung eingegraben. Die Ausnutzung des Geländes durch die verteidigende Infanterie war eine gute.

c. Ausbildung der Kavallerie.

Die erste Kavalleriedivision, welche mir gezeigt wurde, war die 9. in Bjelaja Zerkow, die ich in ihrer ganzen Ausbildung, vom Einzel-Hiebfechten und -Voltigieren bis hinauf zum Divisionsexerzieren gesehen habe (vergl. S. 39). Der vorzügliche Eindruck, den ich hier von der russischen Kavallerie empfing, wurde mir bestätigt bei den Besichtigungen der 12. Kavalleriedivision und der halben gemischten Kasakendivision in Meshibushje und der 10. Kavalleriedivision in Tschugujew durch General Dragomirow (vergl. S. 44 u. 50) sowie durch die Tätigkeit der 11. Kavalleriedivision während der Manöver in Wolhynien und Podolien.

In der Einzelausbildung wird, abgesehen von der Reitausbildung, das Hauptgewicht auf den Gebrauch der blanken Waffe gelegt. Eines der Hauptargumente, welches General Dragomirow gegen die Lanze anführt, ist, daß man den Kavalleristen in der vollkommenen Beherrschung nur einer blanken Waffe ausbilden könne, daß aber der Säbel die Hauptwaffe des Kavalleristen sei. General Dragomirow besichtigte bei jedem Kavallerie- und Kasakenregiment eine Eskadron im Hauen mit dem Säbel („rubka"); bei der 9. Kavalleriedivision wurde mir, nachdem Züge verschiedener Eskadrons die „rubka" vorgeführt hatten, gestattet, selbst aus allen Eskadrons Mannschaften auszuwählen. In zwei kurze Pfähle, welche mit einem Abstande von etwa 100 m aufgestellt wurden und an deren oberem Ende sich eine drehbare Scheibe mit Klemme befand, wurden Weidenruten eingesteckt. In der Karriere vorbeireitend, mußten die Mannschaften die Ruten mit dem halbgeschliffenen Säbel — den Hieb von oben nach unten führend, durchschneiden; es war hierzu erforderlich, dicht an den Pfählen vorbeizureiten; wurde die Rute nicht durch einen schräg von oben nach unten, sondern durch einen seitwärts geführten Hieb getroffen, so gab sie nach und wurde nicht durchschnitten. Daß Pferde ausbrachen und Reiter die Ruten überhaupt nicht trafen, kam nur selten vor; durchschnittlich etwa nur 10 pCt. der Mannschaften durchschnitten die Ruten nicht. Es zeigte sich hierbei, daß die Reiter nicht nur ihre Waffe hervorragend zu handhaben verstanden, sondern auch ihre Pferde vorzüglich in der Gewalt hatten.

Großer Wert wird auf das sogenannte „stumme Exerzieren" (njemóje utschenije), d. h. Exerzieren nach Winken, sowie auf das „Nach-

Digitized by Google

reiten" auf das Kommando „sa mnoi" („hinter mir") gelegt. Bei der 9. Kavalleriedivision wurde mir hierin zunächst die 5. Eskadron des 26. Bugski-Dragonerregiments vorgeführt. Die Bewegungen wurden mit bewundernswerter Ruhe, Sicherheit und Geschlossenheit ausgeführt; die Eskadron erhielt hierfür „pa tscharkje wodki" (siehe S. 60).

Gleichfalls bei der 9. Kavalleriedivision wurde vom 27. Kiewski-Dragonerregiment ein „stummes Exerzieren" mit hervorragender Genauigkeit ausgeführt. Bei sämtlichen neun Dragonerregimentern, welche ich im Regimentsexerzieren gesehen habe, herrschte gleiche Ruhe, Ordnung und Geschlossenheit sowohl bei den Bewegungen als auch bei den Übergängen aus einer Formation in die andere. Die Aufmerksamkeit war eine große.

Über verschiedene Übungen, welche General Dragomirow zur Prüfung der Aufmerksamkeit bei den Regimentern vornahm, sowie über die bei allen Regimentern ausgeführten „durchgehenden Attacken" habe ich bereits an anderer Stelle gesprochen (vergl. S. 46).

Beim Brigadeexerzieren, welches Generalmajor N. Ssuchomlinow (siehe S. 39) mit der 1. Brigade 9. Kavalleriedivision (einschl. einer Batterie der 9. reitenden Abteilung) in Bjelaja Zerkow ausführte, folgte ihm auf den Zuruf „sa mnoi" (за мной!) die Brigade ohne Abgabe von Kommandos oder Zeichen mit hervorragender Ruhe und Sicherheit; u. a. führte die Brigade, in Brigadekolonne ihrem Kommandeur folgend, in großer Ordnung eine volle Schwenkung aus. Nach andauernder Bewegung im Feldgalopp und einer schneidig, in großer Geschlossenheit ausgeführten Attacke waren die Pferde vorzüglich in Atem. Zum Schluß des Brigadeexerzierens ließ Generalleutnant de Witte die Brigade eskadronsweise über die Hindernisse gehen; letztere wurden sicher und in Ordnung genommen.

Im Divisionsexerzieren habe ich nur die 9. Kavalleriedivision (Bjelaja Zerkow) gesehen. Es war das erste Mal, daß in der Division exerziert wurde; es wurden daher naturgemäß — wie es überall der Fall gewesen wäre — Fehler gemacht, die Kommandeure waren noch nicht eingespielt; die gemachten Fehler wurden aber sachlich und mit Ruhe besprochen und danach die Bewegungen nochmals ausgeführt. Man gewann den Eindruck, daß der schneidige Divisionskommandeur sehr bald seine Division in der Hand haben würde.

Denselben guten Eindruck wie auf den Exerzierplätzen machte die Kavallerie auch im Manöver. Die Aufklärung war, namentlich während der letzten Manövertage (11. gegen 12. Armeekorps) eine sehr gute; die eingehenden Meldungen waren klar, erschöpfend und verständig, so daß sich die Führer ein vollständiges Bild von der Lage beim Gegner machen konnten. Für das Reiten von Attacken war das waldige und vielfach durchschnittene Manövergelände nicht sonderlich geeignet; die wenigen Attacken aber, die ich gesehen habe, wurden gut und geschlossen geritten.

Digitized by Google

Die vorzügliche Ausbildung der Kavallerie verdient umsomehr Bewunderung, als sie durch verschiedene Umstände sehr erschwert wird. Es ist dies zunächst der fast gänzliche Mangel an bedeckten Reitbahnen, der bei dem strengen und langen russischen Winter besonders in das Gewicht fällt. Ferner wird die Ausbildung dadurch erschwert, daß durch die vielen Spezialkommandos — Aufklärer (Raswjedtschiki), Sappeure, markierter Feind usw. — viele Leute beim Exerzieren ausfallen. Der markierte Feind (1 Offizier 13 Reiter von jeder Eskadron) exerziert vom Beginn des Eskadronsexerzierens bis zum Divisionsexerzieren täglich und wird vor Beginn des Divisionsexerzierens durch einen der Brigadekommandeure in allen reglementarischen Formationen besichtigt. Diese Mannschaften traten gewöhnlich erst in den letzten Stunden des Exerzierens in die Front ein. Es erschienen daher die Eskadrons zu Beginn des Exerzierens nur mit 9 bis 10 Rotten der Zug; erst nachdem der markierte Feind eingetreten war, erreichte die Stärke der Züge 11 bis 12 Rotten.

Im allgemeinen kann man nur sagen, daß die Ausbildung der Kavallerie des Militärbezirks Kiew eine hervorragend gute ist.

d. Ausbildung der Kasaken.

Ich habe fünf Kasakenregimenter in der Einzelausbildung (in der „rubka“ und in der Dshigitowka) sowie im Regimentsexerzieren, ein sechstes Regiment im Manöver gesehen.

Das Hauen mit dem Säbel („rubka“) war auch bei den Kasaken sehr gut. Die kaukasischen Kasaken leisteten hierin geradezu Vorzügliches.

Die Dshigitowka besteht bekanntlich in einer Art Kunstreiterei, welche von den asiatischen Reitervölkern übernommen und früher in den Kasakenstanizen eifrig betrieben wurde. Man überließ es bisher den Kasaken, die Dshigitowka nach eigenem Ermessen zu pflegen, und wurden die Übungen hierin als freiwillige angesehen. Mit dem Sinken der Reitkunst der Kasaken aber ging auch das Geschick für die Dshigitowka immer mehr verloren. Auch schwand die Lust und das Interesse an diesen halsbrecherischen Übungen, weil oft dabei Beschädigungen des Pferdes, der Ausrüstung und Uniform vorkamen, der Kasak aber für solche Beschädigungen seines Eigentums selbst aufzukommen hat. Um nun diese Kunstfertigkeit der Kasaken nicht ganz schwinden zu lassen, ist durch das neue Kasakenreglement festgesetzt, welche Übungen von allen Kasaken ausgeführt werden müssen, bezw. welche freiwillig ausgeführt werden können.

Wie erwähnt, wurde die Dshigitowka bei sämtlichen Kasakenregimentern vorgeführt. Hervorragendes leisteten hierin die kaukasischen (Kuban- und Terek-) und besonders die Orenburg-Kasaken; das kleine Pferdchen der letzteren ist besonders hierfür geeignet. Bei diesen Kasaken erkannte man, daß das Interesse für diese Reiterkunststücke doch noch nicht ganz geschwunden ist.

Digitized by Google

Abgesehen von den obligatorischen Übungen: Aufheben von Gegenständen von der Erde in der Karriere, Auf- und Abvoltigieren usw., wurden noch folgende „freiwillige Übungen" gemacht: Niederlegen des Pferdes aus der Karriere, auf dem Sattel stehend reiten, auf dem Kopfe stehend reiten, Umdrehen in der Karriere und rückwärts sitzend reiten, Gruppenreiten auf einem Pferde usw. — Nachdem General Dragomirow in Tschugujew eine Ssotnie des 1. Orenburg-Kasakenregiments hatte einzeln „dshigitieren" lassen, jagte die ganze Ssotnie, die Kasaken auf den Sätteln stehend, mit Geschrei in der Karriere an ihm vorüber.

Daß im geschlossenen Exerzieren die Leistungen der Kasakenregimenter denjenigen der regulären Kavallerie nachstehen, darauf habe ich bereits bei Besprechung des Pferdematerials hingewiesen.

Beim 1. Ural-Kasakenregiment in Bjelaja Zerkow wurde mir auch auf meinen Wunsch die Lawa, jene ursprüngliche, von den asiatischen Reitervölkern übernommene Fechtart der Kasaken vorgeführt. Mit Geschrei stürzten sich die drei in der Lawa aufgelösten Ssotnien vorwärts, hin und her manövrierend und schießend, dann wieder zurückjagend und sich nach den Flügeln zusammenschließend, um den Feind zu falschen Maßnahmen zu verleiten, ihn hinter sich her zu locken und so den geschlossen folgenden Ssotnien die Möglichkeit zu geben, ihm in die Flanke zu fallen. Die Bewegungen wurden recht gewandt ausgeführt, ob aber die Lawa ihren Zweck, den Gegner zu falschen Maßnahmen zu verleiten, erreichen wird, erscheint mir, wenigstens einer regulären Kavallerie gegenüber, zweifelhaft. Im übrigen schien man auch der Lawa keinen besonderen Wert beizulegen. General Dragomirow hat sie sich bei den Besichtigungen niemals zeigen lassen.

Recht Gutes leisteten die Kasaken, namentlich die kaukasischen, im Manöver im Aufklärungsdienst. Hier sind sie am Platze und können wertvolle Dienste leisten.

Nicht ganz auf gleicher Höhe wie die hervorragende Ausbildung der Infanterie und Kavallerie schien mir

e. die Ausbildung der Feldartillerie

zu stehen. Ich habe Teile der Artillerie von vier Armeekorps (9., 10., 12., 21.) im Schießen, die Artillerie von zwei Armeekorps im Manöver gesehen.

Über die Schießergebnisse will ich mir kein Urteil erlauben; man weiß, wie oft bei derartigen Besichtigungsschießen Zufälligkeiten mitspielen. Zudem hat die Artillerie des Militärbezirks Kiew noch das alte Geschütz, und werden sich ihre Schießleistungen nach Einführung des neuen Schnellfeuergeschützes erheblich steigern. General Ssuchomlinow sagte mir, daß die Artillerie des Militärbezirks im allgemeinen vortreffliche Schießresultate aufzuweisen habe.

Digitized by Google

Im Gefecht fiel es auf, daß die Artillerie fast immer ungedeckt auffuhr; oft mögen hierbei Rücksichten auf Flurschäden, welche durchaus vermieden werden sollten, mitgesprochen haben. Ich habe aber nur ein einziges Mal während des Manövers eine Abteilung (es war die Artillerieabteilung der 3. Schützenbrigade, am letzten Manövertage) so in Stellung gehen sehen, wie wir es bei unserer Feldartillerie gewöhnt sind, d. h. daß man weder Vormarsch noch Einrücken in die Stellung bemerken konnte. Beim Verteidiger stand die Artillerie gewöhnlich so offen, daß man vom Angreifer aus auf 2 bis 3 km Entfernung jedes Geschütz zählen konnte.

Das Vorholen der Artillerie zum Einrücken in die Feuerstellung sowie das Einrücken selbst fanden fast ausnahmslos im Trabe statt, auch wenn das Einrücken in gänzlich offenem Gelände und im feindlichen Feuer geschah. Zum Teil mögen Rücksichten auf Schonung des Pferdematerials obgewaltet haben. Außerdem ist aber ein solches, unserem Auge wundersam erscheinendes Verfahren reglementarisch ganz berechtigt. Während das deutsche „Exerzier-Reglement für die Feldartillerie" sagt: „Die Pferde haben ihrer Bestimmung genügt, wenn sie die Geschütze in die Feuerstellung bringen, sei es auch mit Aufbietung ihrer letzten Kraft", heißt es in der russischen Vorschrift: „Das Einrücken in die Feuerstellung im feindlichen Feuer geschieht bei der fahrenden Artillerie — im Trabe, in der Karriere nur in ebenem Gelände und bei festem Boden, und auch dann nur auf besonderen Befehl. Das Einrücken hat deshalb vorzugsweise im Trabe zu erfolgen, da in dieser Gangart die Batterie in größerer Ordnung in die Stellung gelangt, usw."

Ein weiterer bedeutender Unterschied gegenüber dem bei uns obwaltenden Verfahren zeigte sich in der Verwendung der Artillerie beim Angriff gegen eine vollentwickelte Verteidigungsfront, wie er an jedem Manövertage zur Ausführung gelangte. Nach unseren Anschauungen hat ein solcher Angriff nur dann Aussicht auf Erfolg, wenn die Herbeiführung der Feuerüberlegenheit gelingt; zu diesem Zwecke ist tunlichst von vornherein die gesamte Artillerie unter voller Ausnutzung des vorhandenen Raumes in Stellung zu bringen. — Bei den russischen Manövern habe ich aber niemals ein derartiges, gleichzeitiges Einsetzen der gesamten Artillerie gesehen. Gegenüber der vollentwickelten Artillerie des Verteidigers ging stets die Artillerie der Avantgarde des Angreifers zunächst allein in Stellung und verblieb gegenüber der vier- und mehrfachen Überlegenheit der feindlichen Artillerie im Feuerkampf, bis — manchmal erst nach einer halben Stunde und noch später — die Artillerie des Gros eintrat.

Jedoch muß anerkannt werden, daß stets bei der Artillerie des Angreifers das Bestreben bemerkbar war, den Angriff der Infanterie zu erleichtern und ihn mit einigen Batterien bis auf die nächsten, wirksamsten Entfernungen zu begleiten.

Digitized by Google

Auch beim Verteidiger war es Gewohnheit, zunächst einen Teil der Artillerie in der Reserve zurückzubehalten und nicht gleich die gesamte Artillerie zur Erzielung der Feuerüberlegenheit in Tätigkeit zu bringen.

Die russische Artillerie steht vor bedeutenden Umwandlungen: Das augenblicklich wenig taugliche Pferdematerial wird sich nach Inkrafttreten der neuen Remontierungsbestimmungen (s. S. 64) mit jedem Jahre mehr und mehr verbessern; ein neues, bedeutend leistungsfähigeres Schnellfeuergeschütz ist in der Einführung begriffen; nach dieser Einführung wird auch die augenblicklich nicht ganz zweckmäßige Organisation der Artillerie Änderungen unterzogen werden; neue Reglements werden ausgegeben und damit die jetzt über die Gefechtsverwendung der Artillerie noch bestehenden Zweifel gehoben werden.

Alle diese Neuerungen werden dazu beitragen, den Gefechtswert der russischen Artillerie bedeutend zu erhöhen und ihr den ihr gebührenden Platz bei dem Zusammenwirken der drei Waffen zu verschaffen.

4. Die Manöver.

a. Zeiteinteilung.

Es wurde an zehn Tagen manövriert:

Brigademanöver zwei Tage (30. und 31. August),

Divisionsmanöver zwei Tage (1. und 3. September),

Korpsmanöver drei Tage (4., 6. und 7. September).

Manöver des 11. gegen das verstärkte 12. Armeekorps drei Tage (9. bis 11. September).

Die Zusammensetzung der Detachements bei den Brigade-, Divisions- und Korpsmanövern entsprach derjenigen bei unseren Manövern.

Beim Manöver des 11. gegen das 12. Armeekorps waren die Parteien, wie folgt, zusammengesetzt:

Nordkorps (11. Armeekorps):
Generalleutnant Tal.

11. Infanteriedivision	. . .	16 Bataillone,
32. =	. . .	16 = ,
11. Artilleriebrigade	. . . .	6 Batterien,
32. =	. . . .	8 = ,
11. Kavalleriedivision	. . .	24 Eskadrons u. Sotnien,
11. reitende Abteilung	. . .	2 Batterien,
1 Sappeurkompagnie mit leichtem Feld-Brückentrain,		

zusammen: 32 Bataillone, 24 Eskadrons, 16 Batterien, 1 Kompagnie.

Digitized by Google

Südkorps (12. Armeekorps):
Generalleutnant Karaß.

12.	Infanteriedivision	16 Bataillone,
19.	=	16 = ,
12.	Artilleriebrigade	6 Batterien,
19.	=	8 = ,
12.	Kavalleriedivision	22 Eskadrons,
12.	reitende Abteilung	2 Batterien,
3.	Schützenbrigade	8 Bataillone,
3.	Schützen-Artillerieabteilung	3 Batterien,
2.	Brigade d. 2. gemischten Kasakendivision	12 Sotnien,
3.	Orenburg-Kasaken-Artillerieabteilung .	2 Batterien,
4.	Grenzwach-Reiterregiment	4 Sotnien,
1	Sappeurkompagnie,	

zusammen: 40 Bataillone, 38 Eskadrons, 21 Batterien, 1 Kompagnie.

b. Anlage und Leitung der Manöver.

Die Ausführung von Feldmanövern mit wechselnder Unterkunft seitens aller Truppen ist in der russischen Armee eine verhältnismäßig neue Einrichtung. Noch vor 20 Jahren beschränkte man sich im allgemeinen auf Übungen in gemischten Waffen, welche in der Umgebung der ständigen Lager, ohne Wechsel der Unterkunft, abgehalten wurden. Manöver fanden nur ausnahmsweise statt. Erst vor fünfzehn bis achtzehn Jahren etwa begann man damit, alljährlich einen größeren Teil der Truppen, nach deutschem Vorbilde, sogen. „bewegliche Truppenversammlungen" (padwíshnyje sbóry), d. h. Manöver mit wechselnder Unterkunft vornehmen zu lassen. Anfänglich war es kaum die Hälfte der Truppen, welche solche Manöver abhielt, allmählich aber nahmen mehr und mehr Truppen daran teil, so daß seit einigen Jahren, abgesehen von Truppen, welche zum Wacht- und Sicherheitsdienst zurückbleiben, der weitaus größte Teil der Armee jedes Jahr zu den Manövern ausrückt.

Immerhin sind die Manöver eine verhältnismäßig neue Einrichtung; man darf sich daher nicht wundern, wenn sie in ihrer Anlage und Leitung sich vielfach von den unserigen unterscheiden, auch manche Gewohnheiten der früheren Lagerübungen noch nicht ganz abgestreift sind.

Während der Brigade-, Divisions- und Korpsmanöver wurde täglich ein neuer Auftrag gegeben, der nicht an eine fortlaufende Kriegslage anknüpfte, sondern ganz außer Zusammenhang mit dem Auftrage des vorhergehenden Tages stand.

Bei den Brigade- und Divisionsmanövern wurde von den Führern kein schwerwiegender Entschluß verlangt. Es erhielt eine Partei den

Digitized by Google

„Auftrag für den Verteidiger", die andere den „Auftrag für den Angreifer". Die Aufgabe des Führers bestand nur in der Auswahl einer Verteidigungsstellung, entsprechend der gegebenen Lage, und Aufstellung der Truppen in dieser, bezw. in der sachgemäßen Entwicklung der Truppen zum Angriff. Diese Art der Aufgabenstellung entspricht durchaus den russischen Verhältnissen und muß als zweckmäßig angesehen werden. Eigentümlich nur war, daß niemals ein Begegnungsgefecht (встрѣчной бой) gezeigt wurde.

Niemals während der Brigade-, Divisions- und Korpsmanöver wurde ein Gefecht kriegsgemäß abgebrochen; nach bezw. während der Kritik rückten die Truppen friedensmäßig, mit klingendem Spiel und Gesang, in ihre Biwaks ab.

Während des Brigade- und Divisionsmanövers rückten nach der Übung beide Parteien sogar in dasselbe Biwak ein, genau also wie man früher nach Beendigung der Übungen wieder in das ständige Lager zurückgegangen war. Am anderen Morgen rückte dann die Partei, welche sich verteidigen sollte, eine bis zwei Stunden früher als die andere aus dem Biwak ab. Vorpostendienst wurde während dieser Periode nie geübt. Erst während der Korpsmanöver wurden abends, nachdem die neue Lage ausgegeben war, Vorposten ausgestellt.

Bei den Korpsmanövern begannen die Aufgaben denjenigen unserer Manöver ähnlich zu werden; die Führer wurden vor Entschlüsse gestellt, aber auch hier knüpften die täglichen Aufträge nicht an eine fortlaufende Kriegslage an.

Die Biwakplätze wurden während der Brigade-, Divisions- und Korpsmanöver von der Leitung vorher bestimmt. Bei den Brigade- und Divisionsmanövern wurde die Bagage bereits am frühen Morgen dorthin vorausgeschickt.

Erst bei den dreitägigen Manövern des 11. gegen das 12. Armeekorps (Leitung: Generalleutnant Ssuchomlinow) kam in die Manöveranlage ein großer Zug. Hier blieb die Kriegslage eine fortlaufende. Die Entschließungen der Führer wurden durch nichts eingeschränkt. Die Parteien waren bei Beginn des Manövers etwa 90 km voneinander entfernt, so daß der strategischen Aufklärung ein weites Feld der Tätigkeit offen stand. Die Biwakplätze wurden von den Führern, der Kriegslage entsprechend, gewählt; die Bagagen folgten kriegsmäßig. Die gesamte Anlage und Durchführung der Manöver entsprach ganz denjenigen unserer großen Manöver.

Die Anlage dieses dreitägigen Manövers war folgende (siehe Skizze S. 40): Das Südkorps (12. Armeekorps), welches die galizische Grenze überschritten hatte und bis Bjeloserka gelangt war, sollte sich in Besitz der Stadt Ostrog setzen und die Eisenbahnverbindung zwischen Rowno und der

Digitized by Google

Station Slawuta unterbrechen. Das Nordkorps (11. Armeekorps), von Rowno kommend, hatte den Gegner abzuwehren und den Eisenbahnverkehr zwischen Rowno und Slawuta sicherzustellen. Die ersten beiden Tage waren der strategischen Aufklärung und starken Kriegsmärschen, auch Nachtmärschen gewidmet. Am dritten Tage kam es zum Angriff des 12. Armeekorps gegen das in einer befestigten Stellung hinter der Wilija befindliche 11. Armeekorps.

Ein Übelstand, unter welchen der kriegsmäßige Verlauf der Manöver litt, war es, daß, besonders bei den kleinen Manövern, keine Flurschäden gemacht werden durften; dieses mag auch vielfach der Grund für das oft nicht ganz zweckmäßige Auffahren der Artillerie gewesen sein. Da die Ernte beendet, die Winterung erst zum Teil eingesäet war, so waren in jenen Gegenden der Dreifelderwirtschaft allerdings die meisten Äcker frei; aber immerhin führte die Notwendigkeit, Flurschäden gänzlich zu vermeiden, oft zu nicht ganz zweckentsprechenden Maßnahmen.

Auch fehlte es an einer eingreifenden Tätigkeit der Schiedsrichter. Diese entschieden wohl nach einer Attacke, wer zurückzugehen hätte; es fehlte aber an einer Beobachtung der beiderseitigen Waffenwirkung und daraufhin getroffenen schiedsrichterlichen Entscheidungen, es fehlte überhaupt an der „die Eindrücke und Einflüsse des Krieges ersetzenden" Tätigkeit der Schiedsrichter. Auch waren keine besonderen Schiedsrichter für Kavallerie und Artillerie bestimmt, sie verfügten über keine Organe (Schiedsrichtergehilfen, Ordonnanzen usw.) zur Übermittelung von Entscheidungen.

c. Die Führung.

Wohltuend berührte die große Ruhe sämtlicher Führer; ich habe nie einen von ihnen aufgeregt gesehen. Dies hat seinen Grund darin, daß das Manöver für die russischen Generale keine Prüfung ihrer Fähigkeiten bildet, daß von dem Ausgange des Manövers nichts für sie abhängt; sie bleiben unter allen Umständen so lange in ihrer Stellung, bis sie die Jahre zur Erlangung des höheren Dienstgrades abgedient haben, bezw. bis sie die Altersgrenze erreichen. Bei den Kritiken wurde der Gang des Manövers rein sachlich besprochen; niemals wurde einem Führer ein Vorwurf gemacht, der ihn verletzen konnte.

Die Befehle wurden erst von der Division ab schriftlich gegeben; während der Brigade- und Divisionsmanöver erfolgte die Befehlsausgabe mündlich. Getreu dem Suworowschen Grundsatze: „Ein jeder Krieger muß sein Manöver kennen", wurde streng darauf gehalten, daß sämtliche Mannschaften mit der Aufgabe des Detachements und der beabsichtigten Ausführung bekannt gemacht wurden.

In den Vormarschbefehlen des Angreifers wurde stets, auch wenn es bekannt war, daß der Gegner sich in einer vorbereiteten Verteidigungsstellung befand, der Avantgarde Artillerie zugeteilt; dieses führte dann dazu, daß die

Digitized by Google

Artillerie der Avantgarde gegen die weit überlegene und voll entwickelte feindliche Artillerie allein in den Kampf trat.

In der Verteidigung fiel es sehr angenehm auf, daß die Führer vom ersten Augenblick an, wo sie ihre Anordnungen für die Besetzung der Stellung trafen, auf den Gegenstoß Bedacht nahmen und hierfür starke Reserven zurückbehielten. Alle Führer waren von der Erkenntnis durchdrungen, daß eine rein passive Verteidigung nicht zum Erfolge führen kann, daß sie mit einer „Kontreattacke" verbunden sein muß; bei jedem Bajonettangriff brachen die bereitgehaltenen Reserven des Verteidigers zum Gegenstoß hervor. Sehr hübsch wurde am letzten Manövertage der bereits von mir erwähnte Gegenangriff des 11. Armeekorps (Generalleutnant Tal) ausgeführt (vergl. S. 66).

d. Manövergelände und Unterkunft.

Das Gelände an der galizischen Grenze, zwischen Dubno und Kremenez, ist für die Abhaltung von Manövern besonders geeignet; ein wenig bergig, mit zahlreichen Abschnitten und Waldstücken, bietet es viel Abwechselung. Dabei ist die Gegend verhältnismäßig wohlhabend, namentlich gibt es viele reiche tschechische und deutsche Kolonien. Die russischen Dörfer sind allerdings, trotz des guten Bodens, sehr arm und für die Unterkunft wenig zu gebrauchen.

Abgesehen von den wenigen schmalen Chausseen sind die Wege schlecht. Trotzdem es lange nicht geregnet hatte, waren die Straßen stellenweise auch am Tage im Wagen nur mühsam zu passieren. Als ich mit Oberst Gontscharenko während eines Ruhetages in Rowno war, fuhren wir frühzeitig wieder fort, um noch bei Tageslicht das Biwak zu erreichen, da ein Fahren bei der Dunkelheit mit Lebensgefahr verknüpft gewesen wäre.

In dem ganzen Raum zwischen Ostrog und Dubno und südlich davon sind die Waldwege so schmal und häufig so tief eingeschnitten, daß breite Fahrzeuge sie nur sehr schwer passieren können. Die breiten und schwerfälligen Krankenwagen (Lineiken), welche in der kleinen Bagage folgten, blieben fortwährend stecken und hielten die dahinter marschierenden Truppen auf. In diesem Gelände bewährten sich vortrefflich die leichten einspännigen und zweiräderigen Patronenkarren,*) welche überall durchkamen.

Die Truppen biwakierten während des ganzen Manövers; nur für Generale und Regimentskommandeure, teilweise auch noch für die Kavallerie, wurde in Ortschaften Quartier gemacht. Ein- oder zweimal wurden auch Ortsbiwaks bezogen. Auch mir stellte man stets ein Quartier zur Verfügung; ich zog es aber aus verschiedenen Gründen vor, in meinem schönen Zelt mit den Truppen im Biwak zu liegen. Durch das stete Biwakieren

*) Zur kleinen Bagage (I. Staffel des Regimentstrains) gehören einspännige, zweiräderige Patronen- und Gepäckkarren.

Digitized by Google

besitzen die Truppen große Gewandtheit im Aufschlagen der Zelte; die Zelte der Offiziere werden, wie bei uns, aus mehreren Zeltbahnen zusammengesetzt.

Für die Bequemlichkeit der Offiziere ist durch große Kasinozelte, welche jedes Regiment besitzt, gesorgt. Bei den Brigade- und Divisionsmanövern — zum Teil auch während der Korpsmanöver — wurde die Bagage voraus in das Biwak geschickt, so daß beim Einrücken in letzteres die Offizierzelte und das Kasinozelt bereits aufgeschlagen waren, und das Mittagessen sowohl für die Offiziere, wie auch für die Mannschaften (Feldküchen, siehe unten) bereit war.

e. Bagage.

Für die Bequemlichkeit der Truppen und der Offiziere werden weit mehr Fahrzeuge in das Manöver mitgeführt, als bei uns. In erster Linie muß ich hier die Feldküchen erwähnen, welche in Zukunft etatsmäßig werden sollen. Ein bestimmtes System ist bisher nicht vorgeschrieben; die Beschaffung bleibt den Truppenteilen überlassen. Während die berittenen Waffen meistens einspännige, zweiräderige Feldküchen (von Bruhn, Warschau) besaßen, in welchen während des Marsches gekocht wurde (pro Eskadron und Batterie je eine), behalf sich die Infanterie größtenteils vorläufig noch mit kupfernen, hermetisch verschließbaren Kesseln, in welchen das Essen vor dem Ausmarsch zubereitet und in diesem Zustande mitgeführt wurde. Das Kurski-Infanterieregiment hatte für jede Kompagnie einen einspännigen Wagen mit zwei Kesseln, einen mit Suppe (Borschtsch), den anderen mit Grütze (Kascha); die Kessel waren mit einer Stroh-, darüber mit einer Filzhülle umgeben. Acht Stunden nach dem Kochen hatte die Suppe in diesen Kesseln noch eine Wärme von 68 ° R., die Grütze von 48 ° R.

Auf Märschen folgten die Feldküchen, wenn ein Gefecht nicht unmittelbar bevorstand, in der kleinen Bagage. Sofort nach dem Einrücken in das Biwak, unter Umständen sogar während eines großen Halts, konnten die Mannschaften ihr Mittagessen aus den Kesseln bezw. Feldküchen empfangen. Natürlich sind die Feldküchen den Kesseln vorzuziehen, dafür haben letztere den Vorteil der größeren Billigkeit. Nur der Übung halber wurde zweimal während des Manövers in den kleinen Kochgeschirren gekocht. Die Feldküchen sind jedenfalls eine ganz hervorragend praktische Einrichtung; wie herrlich, wenn der Mann beim Einrücken in das Biwak sofort sein Essen erhält, sich ruhen und seine Kräfte für bessere Aufgaben, als die Sorge um Zubereitung seiner Nahrung, aufsparen kann. — Das Essen, zu dem auch täglich ½ Pfund Fleisch gehört, war stets sehr schmackhaft und kräftig; mit Vergnügen habe ich oft davon gekostet!

Das Kasinozelt nimmt ja allerdings allein, abgesehen von der dazu gehörigen Feldküche, mit seiner Einrichtung mindestens einen Gepäckwagen in Anspruch. Aber seine Vorzüge sind, ganz abgesehen von der großen Bequemlichkeit für die Offiziere, unleugbare; es bildet im Manöver- und

Digitized by Google

Feldleben den dienstlichen und den kameradschaftlichen Vereinigungspunkt des Offizierkorps. — Ich habe in dem Kasinozelt des Kurski-Infanterieregiments manch frohe Stunde verlebt und verdanke dem Zusammenleben des Offizierkorps dort den herzlichen kameradschaftlichen Anschluß, den ich an dieses Regiment und sein Offizierkorps gefunden habe.

Schlußwort.

Wie ich in dem Überblick über den Verlauf meiner Reise gezeigt habe, ist mir in der russischen Armee eine Aufnahme zuteil geworden, wie sie wohl selten einem fremden Offizier erwiesen worden ist.

Viele Jahre, ja Jahrzehnte waren vergangen, seitdem deutsche Offiziere in herzlichen kameradschaftlichen Beziehungen zu der russischen Armee gestanden hatten. Die Zeiten hatten sich leider geändert. Aber stets waren in unserer Armee dem russischen Heere die Achtung und Sympathie bewahrt worden, welche in Zeiten treuer Waffenbrüderschaft entstanden und tiefe Wurzeln geschlagen hatten.

Da rief die Einladung meines gütigen Generals Ssuchomlinow mich nach Rußland. Seit langer Zeit war es das erste Mal, daß man einem deutschen Offizier gestattete, vollen Einblick in die russischen Heeresverhältnisse zu tun. Voller Erwartungen, aber auch voller Zweifel folgte ich dem ergangenen Rufe. Meine Erwartungen wurden weit übertroffen, meine Zweifel waren grundlos. Nicht nur in dem Hause meines liebenswürdigen Generals, sondern auch in sämtlichen Offizierkorps, deren Gast ich war, wie überhaupt von allen Mitgliedern der Armee, mit denen ich in Berührung kam, wurde mir ein so herzliches Entgegenkommen, eine so kameradschaftliche Aufnahme zuteil, wie man sie nur dem Offizier einer befreundeten Armee entgegenbringt. Ja, ich habe die feste Überzeugung gewonnen, daß die Sympathie, welche wir stets unserer großen Nachbararmee bewahrt haben, auch dort für uns noch vorhanden ist. —

Es ist nicht des Soldaten Sache, Politik zu treiben. Mögen sich auch unsere Wege zeitweise getrennt haben, die Erinnerung an die alte Waffenbrüderschaft, welche mit Blut gekittet worden, läßt sich nicht verwischen!

Ich könnte zahlreiche Fälle anführen, in denen mir Sympathie für unsere Armee kundgegeben wurde; und wo Sympathie nicht vorhanden war, sprach sich wenigstens Achtung aus. —

Man könnte vielleicht der Ansicht sein, daß das mir erwiesene Entgegenkommen nur ein augenblicklicher Ausfluß des jedem Russen innewohnenden Gefühls der Gastlichkeit, der Liebenswürdigkeit gegenüber dem fremden Offizier gewesen ist. Nein, das glaube ich nicht! Dazu war das Entgegenkommen ein zu herzliches, ein zu natürliches! Von einem alten, ehrenwerten Bataillonskommandeur des Kurski-Infanterieregiments erhielt ich vor wenigen Tagen, also zwei Monate nach meinem Fortgange von Rußland, einen Brief,

Digitized by Google

der folgende Worte enthält: „Ein russisches Sprichwort lautet: »Der Berg kann nicht mit dem Berge zusammenkommen, der Mensch kann aber mit dem Menschen sich stets vereinen«, und so sehen auch wir uns hoffentlich bald wieder; doch gebe Gott, daß wir uns stets als Freunde, nie als Feinde begegnen. Auf unsere Freundschaft trinke ich ein Gläschen Madeira, das wir so manches Mal mit Ihnen im Manöver geleert haben und rufe: Hurra! Hurra! unser Baron! — Wann kommen Sie wieder zu uns nach Rowno?" — Diese einfachen, herzlichen Worte zeigen am besten, daß es nicht nur äußerliche Höflichkeit war, mit der man mir begegnete.

Aber nicht nur herzliche Gastfreundschaft erwies man mir, man ließ mich auch Einblick tun in das ganze Sein des Heeres, man nahm mich auf, als ob ich ein Mitglied desselben wäre.

Ich habe versucht, die empfangenen Eindrücke kurz zu schildern. Wenn ich neben glänzenden Lichtseiten auch kleine Schattenseiten erblickte, so möge man dieses dem Auge des Soldaten, der seit langen Jahren mit regstem Interesse und höchster Sympathie die Entwicklung des russischen Heeres verfolgt hat, verzeihen. Die Lichtseiten sind so große, daß die Schattenseiten dagegen nicht in Betracht kommen; und die Hauptsache ist, daß man sich in der russischen Armee selbst die Schattenseiten nicht verhehlt und unausgesetzt an ihrer Beseitigung arbeitet.

Hat doch mein hochverehrter Generalleutnant Ssuchomlinow selbst einmal den Ausspruch getan: „Der Geist des russischen Kriegers, der Ssewastopol mit dem Feuerschloßgewehr verteidigt hat, ist genügend bekannt; ein von derartigem Geiste beseelter Mensch aber, der seine schwachen Seiten erkennt, verbessert diese, solange noch die Zeit dazu vorhanden ist; tritt aber die Stunde der Prüfung ein, so wird er um so größere Festigkeit zeigen."

Wahrlich, eine Armee, die von solchem Geiste beseelt ist, welche sich die Worte Ssuworows zum Wahrspruch gemacht hat:

„Bete zu Gott, von Ihm kommt der Sieg!
Gott führt uns, Er ist unser General!"

kann stets der Achtung und Sympathie eines jeden Soldaten gewiß sein. — Diese Achtung werden wir ihr nie versagen, selbst wenn sie — was Gott verhüten wolle — in der Stunde der Prüfung uns als Gegner gegenübertreten sollte!

Politik ist, wie gesagt, nicht unsere Sache. Doch ist es der Wunsch jedes deutschen Soldaten, und ich weiß, daß dieser Wunsch auch in vielen russischen Soldatenherzen Widerhall findet: Ruft einst der Kaiser zu den Fahnen, so gebe Gott, daß es sei — in alter, treuer Waffenbrüderschaft —

Schulter an Schulter mit unserer russischen Nachbararmee!

Gedruckt in der Königlichen Hofbuchdruckerei von E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW12, Kochstraße 68–71.

Digitized by Google

Digitized by Google

Friedrichs des Großen Feldherrntum von Mollwitz bis Leuthen.

Von

M. Heilmann,

Königlich bayerischem Oberstleutnant z. D., dem Generalstabe zugeteilt.

Nachdruck verboten.
Übersetzungsrecht vorbehalten.

Vorwort.

Mein Vater, der 1888 verstorbene bayerische Generalleutnant v. Heilmann, hat sich als junger Offizier mehrfach mit der Zeit des großen Königs beschäftigt.*) Der Zufall hat mich vor einigen Jahren mit der Ernennung zum Lehrer an der Kriegsakademie auf dasselbe Gebiet geführt. Hierbei hat sich mir die Überzeugung aufgedrängt, daß eine kurze Schilderung der Tätigkeit des Königs ein Bedürfnis ist. Diese soll hiermit zumeist auf der Grundlage des preußischen Generalstabswerkes, zunächst bis Leuthen gegeben werden; eine spätere Fortsetzung ist nicht ausgeschlossen.

Es gereicht mir zur Freude und Auszeichnung, daß ich als bayerischer Offizier an dieser Stelle beitragen darf, den Erinnerungstag des größten deutschen Fürsten zu ehren.

München, Januar 1904.

Einleitung.

Bis zum Regierungsantritt.

Der Feldherr ersteht nicht plötzlich und ohne Zusammenhang mit der Mitwelt; es hat sich jedesmal schon vorher im Staatswesen und Heere eine Fülle von Tüchtigkeit, eine den Zeitgenossen allerdings schwer erkennbare Überlegenheit herausgebildet und in diesem allgemeinen Fortschritte wurzelt ein großer Teil seiner Kraft.

So sehen wir das Feldherrntum Napoleons folgerichtig auf den Errungenschaften der französischen Revolution und der Kriegsjahre 1792 bis

*) „Die Schlacht bei Leuthen", 1849 (im Denkmal auf dem Schlachtfelde eingemauert); „Die Kriegskunst der Preußen unter Friedrich dem Großen", 2 Bände, 1852; „Beiträge zur Geschichte des Feldzuges 1757", 1854.

Digitized by Google

1795 (Carnot) erstehen. Und wer könnte sich die Feldherrnlaufbahn Moltkes denken, ohne das kraftvolle Aufblühen des preußischen Staates seit der großen Niederlage und ohne die stille, Jahrzehnte lange Friedensarbeit unter dem späteren Kaiser Wilhelm I.? Welch herrlicher Geist, welch hoher Grad von Tüchtigkeit hatte sich im preußischen Staatswesen und im Heere von 1807 bis 1866 allmählich entwickelt, das Auftreten des Feldherrn vorbereitend und unterstützend!

Auch das Feldherrntum Friedrichs des Großen ist undenkbar ohne die Vorarbeit seines Vaters.

Friedrich Wilhelm I.,*) 1713 bis 1740, hat sein Volk zu Zucht und Fleiß erzogen; im besonderen aber hat er mit Hilfe des Fürsten Leopold von Anhalt-Dessau das Heer auf eine kaum dagewesene Höhe der Ausbildung und Mannszucht gebracht. Unter harten Kämpfen mit den widerstrebenden Elementen schuf er ein unvergleichliches, einheitliches und vornehmes Offizierkorps; durch das Kantonreglement 1733 wurde das Ersatzwesen mit weitschauendem Blicke geregelt und bedeutsam sind die Fortschritte auf dem Gebiete infanteristischer Taktik und Technik gewesen.

1713 übernahm er 38 000 Mann, mehr Landsknechte; 1740 hinterläßt der König, welcher als „Soldat erster Ordnung",**) militärische Halbheiten, wie Landmilizen usw, verabscheute, eine schlagfertige Armee von 80 000 Mann und einen Staatsschatz von zehn Millionen Taler. Niemals ist in Preußen ein so großer Teil der Staatseinnahmen auf das Heer verwendet worden als von 1713 bis 1740.

Die harte Lehrzeit entwickelte allmählich eine Reihe trefflicher Eigenschaften, und in der geistigen Verfassung dieses Heeres, vor allem der Führer, lag die Kraft, welche Friedrich II. bei seinen ersten Waffengängen unterstützte.

Friedrich Wilhelm I. wollte seinen Nachfolger in erster Linie zum Offizier und künftigen Heerführer erziehen, wie solches seitdem bei den preußischen Prinzen und vor allem den Kronprinzen die Regel blieb. Nicht so, wie es der Vater sich gedacht, war die Vorbereitungszeit vor sich gegangen, der Gegensatz beider Naturen brachte harte Kämpfe und auch der strenge, gewalttätige Soldatenkönig vermochte nicht die zähe Eigenart des Thronfolgers zu unterjochen. In eigener Kraft und Selbstzucht ging dieser seine Wege, und eine viel umfassendere Bildung, als dem Vater zweckentsprechend schien, hat er sich angeeignet. Leidenschaftlicher Wissensdrang, lebhafter Gedankenaustausch mit anderen, und feuriger Ehrgeiz wurden schon jetzt Grundzüge seines Wesens; daneben tritt scharf erkennbar eine nüchterne

*) Schmoller, „Umrisse und Untersuchungen zur Verfassung, Verwaltung und Wirtschaftsgeschichte", IV. Die Entstehung des preußischen Heeres 1640 bis 1740.

**) So nannte Sybel unseren Kaiser Wilhelm I., bei dem wir, trotz verschiedenen Naturells, viele Berührungspunkte mit Friedrich Wilhelm I. finden.

Digitized by Google

Verstandesanlage hervor. Schon jetzt hat sich bei ihm der Sinn für das zunächst Erforderliche, für das Hauptsächliche und Wesentliche herausgebildet. Unentbehrlich ist diese Gabe für den Heerführer, um, frei von Überlieferung und hergebrachter Gewohnheit, der jeweiligen Lage entsprechend zu handeln.

Trotz aller Verschiedenheit natürlicher Anlage hat aber doch der Vater erzieherisch eingewirkt; denn immer mehr ringt sich in dem Sohne die Erkenntnis durch, welche Vorteile des Vaters organisatorische Arbeitskraft bietet, immer mehr festigt sich in ihm die Überzeugung, daß harte Zucht und rücksichtslose Strenge die Grundbedingung militärischer Leistung sei. Und wie der Vater, will auch er als König der erste Diener des Staates sein, nicht nur im Frieden, sondern auch im Kriege. So stellt er schon als Kronprinz die Forderung auf, daß der Fürst in das Feld gehört. Selbst wenn er persönlich kein Feldherr ist, wird seine Anwesenheit bei entsprechender Einwirkung nur Gutes bringen. Noch heute sind diese Sätze beachtenswert, sie sind auch das Programm der Hohenzollern geworden.

Bis zum Einmarsche in Schlesien.

Von den ersten Tagen der Regierung an fesselt uns die Person des jetzt 28jährigen Königs in psychologischer Beziehung. Wir müssen die Vielseitigkeit der Anlagen bewundern und sehen mit Staunen die stärksten Gegensätze sich geltend machen, ohne daß sie einen Ausgleich gefunden haben: „... Neben dem leichten, frohen Sinn, der den heiteren Genuß sucht und am schönen Scheine sich ergötzt, eine tränenreiche Gefühlsschwelgerei, die im Schmerze wühlt; neben der aufwallenden Hitze eisige, schneidende Kälte; neben hingebender Begeisterung den ätzenden Spott. Seine ungemeine Lebhaftigkeit aber, die Reizbarkeit seiner Nerven, seine Empfänglichkeit und Nachgiebigkeit gegen alle Eindrücke ließ den Übergang von einem Gegensatz zum anderen meist sehr unvermittelt eintreten."*)

Demnächst tritt vor allem der konservative Geist des Königs zutage, mit welchem er, wider alles Erwarten, fast alle Einrichtungen des Vaters beibehält; die Anforderungen des Dienstes dagegen werden womöglich noch gesteigert und bald lernen alle den neuen Zuchtmeister fürchten.

Selbständig nimmt er die Leitung der Politik in die Hand; hier will er nicht dem Beispiele des Vaters folgen, welcher, so gewalttätig und zielbewußt er im Innern des Landes verfuhr, ebenso schwachmütig und unentschlossen sich nach außen zeigte. Fernerhin soll nur das eigene Interesse maßgebend sein. „Der große churfürstliche Ahnherr war das Vorbild des jugendlichen Königs. Seine Freundschaft gesucht, seine Feindschaft gefürchtet zu machen, war der Leitstern seiner Politik."**)

*) Koser, „König Friedrich der Große". 2. Aufl., 1. Bd. VI. Koser gibt eine meisterhafte Schilderung der vielseitigen Tätigkeit des Königs, sein militärisches Urteil ist unanfechtbar und lebensvoll tritt uns die Person des Königs entgegen.

**) Wo nichts anderes bemerkt, sind die wörtlich angeführten Stellen dem Generalstabswerke bezw. den später genannten Einzelschriften entnommen.

Digitized by Google

In erster Linie aber galt die unermüdliche Tätigkeit der Armee. Sie wird alsbald um etwa 10 000 Mann erhöht. Wie sein Vater fühlte sich der König vor allem als Offizier und trägt stets die Uniform, ja gibt ihr noch erhöhte Geltung am Hofe und im Staate. Trotz schwachen Körpers und fortgesetzter Krankheit zeigt er sich zähe und hart gegen sich selbst. Eine große Reihe von Besichtigungen brachte ihn der Armee näher und bald konnte diese feststellen, daß auch der neue König nur für sie lebe.

Erster Schlesischer Krieg.

Die Besitzergreifung Schlesiens.

Schon der Große Kurfürst hat seinen Ahnen den Weg nach Schlesien gewiesen: Kronprinz Friedrich hat sich mit solchen Plänen beschäftigt. Als nun der junge König am 26. Oktober 1740 die Nachricht vom Ableben des deutschen Kaisers Karl VI. erhielt, stand sofort der Entschluß fest, dieses Land in Besitz zu nehmen. Das war angesichts der ungünstigen militärischen und politischen Lage Österreichs nicht schwierig, — Schlesien selbst war ja nur von wenigen Truppen besetzt —; sehr schwierig aber konnten sich die Verhältnisse gestalten, wenn die der Besitznahme folgenden diplomatischen Verhandlungen nicht zum Ziele führten und es nötig wurde, den neuen Besitz gegen das überlegene Österreich mit Waffengewalt zu verteidigen.

Wir haben hier nicht den Entschluß nach der politischen Seite oder in bezug auf die Rechtsfrage zu würdigen, aber soviel steht fest, hier liegt einer der seltenen Fälle in der Geschichte vor, wo die Staatsleitung es verstand, die von langer Hand vorbereitete Gunst der Verhältnisse mit frischem Wagemute auszunützen, wo politische und militärische Erwägungen das Wagnis als begründet erscheinen lassen. Die Kraft zu dem Entschlusse nahm der König aus sich selbst. Nur Feldmarschall Graf Schwerin scheint keine Schwierigkeit bereitet zu haben, dagegen aber sprach der Minister des Auswärtigen, v. Podewils, dagegen der erste im Heere nach dem Könige, Fürst Leopold, und „er würde mich selbst eingeschüchtert haben, wenn nicht mein Entschluß mit äußerster Unumstößlichkeit gefaßt gewesen wäre". Nur aus solcher Charakteranlage konnte sich der Sieger von Leuthen entwickeln. — Brennender Ehrgeiz, das Verlangen nach geschichtlichem Ruhme, gab den Ausschlag bei dem tatendurstigen Fürsten.

Am 16. Dezember 1740 überschreitet der König die Grenze und Ende Januar 1741 ist die Provinz durch etwa 25 000 Preußen in Besitz genommen, mit Ausnahme der Festungen Glogau, Brieg und Neiße. Die Plätze wurden trotz des schlechten Zustandes von tapferen Kommandanten gehalten und fielen erst spät in preußische Hände, so Glogau nach einem auf Befehl des Königs unter Führung des Generalleutnants Erbprinzen Leopold von Anhalt-Dessau umsichtig und kühn ausgeführten Sturme in der Nacht vom 8. zum 9. März 1741; Brieg nach der Schlacht von Mollwitz, Neiße Ende 1741.

Digitized by Google

Es spricht für den konservativen Zug des Königs, daß er bei Durchführung des Unternehmens mehrfach einem Entwurfe des Großen Kurfürsten folgte, doch blieb immer noch genug Gelegenheit über, um selbständig hervorzutreten. Schon jetzt zeigte sich eine bis in das Einzelne gehende Sorgfalt bei Vorbereitung des Unternehmens, von ihm geht der frische Zug in der Ausführung aus, er treibt zur rechten Zeit vorwärts und fordert, wenn nötig, trotz Ungunst der Jahreszeit bedeutende Marschleistungen. Mit Schwerin, der eine selbständige Kolonne führt, tritt der König in einen, für uns heute bedeutungslosen Briefwechsel, in dem er wiederholt seine Maßnahmen dem erfahrenen General zur Begutachtung vorführt. „Es ist nicht zu verkennen, daß schon in diesen ersten Anfängen von Friedrichs Feldherrntätigkeit die Schärfe und Unabhängigkeit des Urteils, das feste im Auge behalten des einmal gestellten Zieles und das schnelle Überwinden aller sich entgegenstellenden Schwierigkeiten hervortreten, welche ihn später so mächtig über seine Gegner emporheben sollten."

Von Mitte Februar an rücken die übrigen zur Verteidigung Schlesiens bestimmten Kräfte dahin ab. Schon machen sich die österreichischen Husaren, teilweise unterstützt durch bewaffnete Bauern, in allerlei kecken Unternehmungen des kleinen Krieges bemerkbar. Die bekannteste ist der Versuch vom 27. Februar, den nach kurzer Abwesenheit wieder beim Heere eingetroffenen König gelegentlich einer Besichtigungsreise der Grenzpostierungen bei Baumgarten abzufangen. Die Bedeckungseskadron zeigte dabei einen geringen Grad von Reitergeist und reiterlicher Fertigkeit, was dem sorgsamen König sofort Anlaß gab, die schlimmen Erfahrungen des Tages mit Beihilfe des Fürsten Leopold für seine ganze Reiterei in zwei Weisungen zu verwerten, die allerdings noch nicht die spätere herrliche Entwicklung auf diesem Gebiete ahnen lassen.

Die während des Winters mit Österreich geführten Verhandlungen hatten nicht die Bewilligung der preußischen Forderung auf Schlesien gebracht und von den anderen Mächten waren zwar Frankreich und Bayern geneigt das Vorgehen zu unterstützen, während anderseits in England-Hannover, Rußland, Sachsen und Holland eine feindliche Stimmung die Oberhand zu gewinnen schien.

Am bedrohlichsten war zunächst die Haltung Sachsens. Fürst Leopold wird zum Führer des gegen dieses Land in der Gegend von Halle aufzustellenden Korps von etwa 24 000 Mann bestimmt und der König weist ihm die Aufgabe zu, immer angriffsweise zu verfahren, und dadurch eine etwaige Vereinigung der Sachsen mit den Österreichern in Böhmen oder mit den hannoverschen Truppen zu verhindern. Selbständig soll der Fürst handeln und den größten Wert legt der König schon jetzt, wie später immer, auf rechtzeitige und häufige Meldungen, hier mittels einer von Offizieren besetzten Relaislinie.

Digitized by Google

Von besonderem Interesse ist das Verhalten des Königs, als er mit einer englisch-russisch-sächsischen Vereinigung zur Unterstützung Österreichs rechnen muß.

„Am 17. März, also wahrscheinlich noch an demselben Tage, an welchem der König die Angriffsabsichten dieser Vereinigung erfahren hatte, schrieb er dem Fürsten von Anhalt-Dessau, wie er dieser Welt in Waffen gegenübertreten werde.

Ostpreußen soll preisgegeben werden, die dortigen Truppen sollen zur Armee des Fürsten stoßen. Dieser soll den Sachsen zu Leibe gehen und diese kampfunfähig machen. Sorgfältig wird erwogen, daß seine Kräfte dazu stark genug seien. Sollte Hannover Truppen in das Feld stellen, so müsse der Fürst nach Niederwerfung der Sachsen sich gegen diese wenden und sie ebenfalls schlagen; keinesfalls dürfe es zu einer Vereinigung beider kommen. Mittlerweile will der König durch Eroberung von Brieg und Neiße sich in Schlesien eine feste Stellung schaffen, um diese Provinz durch ein schwächeres Korps behaupten zu können, da Österreichs Kräfte durch Bayern und Franzosen, auf deren Eingreifen er mit Bestimmtheit rechnen könne, größtenteils in Anspruch genommen sein würden. Der frei werdende Teil der Schlesischen Armee soll sich dann unter dem König mit dem Fürsten vereinigen und den Russen zu Leibe gehen, falls diese mittlerweile Ostpreußen besetzt hätten.

Den Grundgedanken faßt der König am Schlusse des Schreibens mit den Worten zusammen: „Übrigens wollen Euer Liebden das dortige Corps d'Armée dergestalt fertig halten, damit alles im stande und bei der Hand sei, ohne einen Moment zu verlieren, dahin, wo es nötig sein wird, agieren und meinen Feinden das praevenire spielen zu können."

Als bald darauf der König Nachricht von Neippergs beginnendem Vorgehen erhielt, als die Hoffnung auf eine rechtzeitige Einwirkung der Franzosen sich als trügerisch erwies, änderte Friedrich den Plan in einem Briefe vom 20. März dahin, daß er nunmehr in erster Linie mit den Österreichern, dem nächsten und gefährlichsten Gegner, abrechnen will. Falls Neipperg mit ganzer Macht gegen ihn vorgehen sollte, wollte er „sie gleich auf den Hals gehen und sie schlagen".

Sollten die Österreicher nach Böhmen gehen, so will er aus Schlesien und der Lausitz vorbrechen, „um den Garaus dorten geschwindter zu machen und mir nachgehends mit Ihnen conjongiren, umb uns nachgehends zu wenden, wohr es die Not erfordert", (nämlich erforderlichenfalls gegen die Russen)."

In diesen Sätzen sehen wir bereits das ganze strategische Programm des Königs im Kampfe gegen Überlegenheit, dessen Ausführung später die Welt in Erstaunen setzen sollte. Ein anderer wäre vor der drohenden Gefahr zusammengebrochen; Friedrich II. aber erhebt sich hier in kühnem Gedanken-

Digitized by Google

fluge bereits zur Feldherrngröße und weit überragt er damit die herrschende Schulweisheit seiner Zeit: immer angriffsweise will er verfahren, das feindliche Heer soll sein Operationsobjekt sein, der nächste und gefährlichere Gegner soll zuerst angegriffen werden, dann aber geht es sofort gegen die anderen! Ein Übermaß von Selbstvertrauen läßt den König schon jetzt die Rettung nur in der eigenen Kraft suchen. Die Gedanken hat er aus sich selbst genommen und mit kurzen klaren Worten faßt er die größten Verhältnisse zusammen. Es liest sich alles einfach, aber auch hier gilt der Satz: das Einfache ist schwer; nur ein besonders Begnadeter konnte so schreiben!

Zunächst besserte sich die politische Lage wieder; vorerst wurde zum Glück für den König noch nicht das Äußerste gefordert, nur die Österreicher gingen vor, um Schlesien in Besitz zu nehmen. Die Aufgabe, diese Provinz zu verteidigen, erschien nicht zu schwierig; die Ausführung gestaltete sich aber nicht so einfach, als der angehende Feldherr erwarten mochte.

Die Verteidigung Schlesiens.

Über die Verteidigung Schlesiens liegt ein Briefwechsel des Königs mit Schwerin vor, in dem beide anfangs übereinstimmen, daß gegenüber dem drohenden Angriffe Versammlung der Kräfte geboten sei. Außerdem zieht Schwerin unter Umständen einen Vorstoß nach Mähren in Betracht „um der Negotiation das Gewicht zu geben". Auch wir sehen heute die strategische Offensive als die gewichtigere Art an, um Schlesien zu verteidigen (Moltke 1866); aber ebenso wie heute Umstände eintreten können, welche gegen ein solches Verfahren sprechen, so war es auch damals: der Vorstoß war an sich technisch schwieriger als heute, dann aber mußte ein solches Verfahren die Mächte reizen und den Widerstand Österreichs vermehren. Noch lag die Möglichkeit vor, auf diplomatischem Wege das Ziel zu erreichen. Wir begreifen daher, wenn der König in Rücksicht auf seine Mittel und die allgemeine Lage hier wie auch später immer weise Beschränkung übt. Klaren Blickes aber hält er an der Notwendigkeit rechtzeitiger Versammlung der Kräfte fest, während Schwerin in falscher Auffassung und in dem Streben selbständig bleiben zu können, immer wieder Einwendungen macht, besonders die Verpflegsrücksichten als der Versammlung hinderlich bezeichnet und schließlich in seiner Eigenmächtigkeit so weit geht, daß er die bestimmten Befehle des Königs zur Vereinigung der Truppen nicht befolgt. Noch fehlte diesem hier die nötige Erfahrung, und er gibt wider bessere Überzeugung nach. Wir werden aber sehen, daß Friedrich auch späterhin seinen alten Generalen Fürst Leopold und Graf Schwerin gegenüber keinen angenehmen Standpunkt hat. Es waren und blieben schwierige Untergebene — der Trieb nach Selbständigkeit, der Mangel an Unterordnung unter den leitenden Gedanken der Heerführung tritt immer wieder hervor, allerdings später auch darum, weil das Verständnis für das von dem Herkommen abweichende operative Verfahren des Königs mangelt.

Es war also Schwerins Schuld, wenn die Preußen am 2. April von den Österreichern in einer zersplitterten, strategischen Aufstellung überrascht

Digitized by Google

werden; doch Feldmarschall Graf Neipperg versteht es nicht, die Gunst der Lage auszunützen (Durchbruch! Vergleich einerseits mit Bonapartes Feldzugseröffnung 1796, anderseits mit Erzherzog Karl im April-Feldzug 1809). Dadurch gelingt es dem Könige den größten Teil seiner Truppen — 20 000 Mann — neißeabwärts zu sammeln und am 10. April werden die sorglosen und überraschten Österreicher, 19 000 Mann, bei Mollwitz in einer Schlacht mit verkehrter Front geschlagen. Anfangs freilich zeigt die österreichische Reiterei eine solche Überlegenheit, daß eine schwere Krisis entsteht, und der junge König auf Anraten Schwerins und der Begleitung sogar das Schlachtfeld verläßt.

Die herzhafte Entschlossenheit Schwerins und die Tüchtigkeit der Infanterie überwinden dann die Gefahr, und der lineare Angriff wird siegreich durchgeführt. Es war die Güte der vom Vater übernommenen Armee, welche diesen wohlverdienten Erfolg schaffte. Dieser erste Sieg ist ohne Zutun des Königs erfolgt; er wurde aber für ihn von weittragender Bedeutung.

„Mollwitz war meine Schule."

„Daß der König Augenzeuge der Reiterangriffe war und daß er selbst in die Flucht seiner Kavallerie mit hineingezogen wurde, hat jedenfalls am meisten dazu beigetragen, ihn über die wahren Grundlagen, auf denen die Wirkung der Kavallerie beruht, aufzuklären. Hier erkannte er, daß die Reiterei nur durch Schnelligkeit und Wuchtigkeit des Anpralles Erfolge erringen kann. Aus dieser Erkenntnis erwuchsen dann jene unvergleichlichen Weisungen, welche er bald darauf für die Ausbildung und das Verhalten seiner Kavallerie erteilt hat."

Aus dem Siege nahm er die Kraft zur weiteren Arbeit, die darauf ausging, das bewährte Gute zu erhalten und zeitgemäß auszugestalten, die an den Tag getretenen Mängel aber zu verbessern. In diesem vorbildlichen, weder im Kriege noch im Frieden aussetzenden Schaffensdrange und Streben nach Vervollkommnung ist ein wesentlicher Teil des Feldherrntums des großen Königs enthalten. Zunächst galt jetzt die unermüdliche und rücksichtslose Arbeit der nächsten Monate in den Lagern von Mollwitz, Grottkau und Strehlen der Reiterei; die ganze Tatkraft des Königs wurde von den Widerstrebenden herausgefordert, in kurzer Zeit aber auch geschichtlich Denkwürdiges, kaum noch Dagewesenes erreicht.

Die operativen Maßnahmen nach Mollwitz sind uns heute schwer verständlich; wir sehen keine Verfolgung, der Sieger hält, nur Brieg wird weggenommen und Breslau besetzt, Neipperg aber kann ungestört bei Neiße sein Heer wiederherstellen. Der König handelt hier ganz im Banne übernommener Anschauungen und setzt übertriebene Hoffnungen auf die politischen Folgen des Sieges. Nichtsdestoweniger beschäftigt ihn in diesen Monaten der Gedanke, die Österreicher noch einmal anzugreifen, stark, auch ein Briefwechsel mit Fürst Leopold liegt darüber vor, aber er kann immer nicht den Entschluß zur Aus-

Digitized by Google

führung finden, immer sieht er neue Bedenken, eine starke Stellung anzugreifen. „Sein Lieblingsgedanke ist dem Gegner die Last des Angriffs zuzuwenden." Diese taktische Angriffsscheu haftet ihm noch länger an, es bedarf starker Anlässe, sie zu überwinden.

Endlich greift die Politik ein und was der König militärisch nicht erreicht hat, das bringt ihm die merkwürdige Abmachung von Kleinschnellendorf mit den Österreichern am 9. Oktober, d. h. Räumung von Schlesien, Winterquartiere für einen Teil der Truppen in Böhmen und Übergabe der Festung Neiße, diese erst nach einer Scheinbelagerung (!).

Der Vorstoß nach Mähren.

Inzwischen war am 4. Juni zu Breslau ein Bündnis mit Frankreich, Bayern und Sachsen geschlossen worden. Der König knüpfte hohe Erwartungen daran, aber sie wurden getäuscht, es kam niemals zu einer den gemeinsamen Mitteln entsprechenden Handlung. Schuld daran trugen in erster Linie die kleinlichen Sonderinteressen, welche beiderseits immer wieder hervortreten, in zweiter Linie auch die militärische Schwäche der Verbündeten. In den aus diesen Tagen vorliegenden Plänen zeigt der König durchweg wieder den weiten Blick des Feldherrn sowie eine Auffassung der Verhältnisse, welche wir bewundern müssen und welche sich weit über seine Zeit erhebt. Nun, wo er mit größeren Mitteln und Kräften rechnen kann, wird auch sein Kriegsziel sofort ein größeres. Er plant einen entscheidenden strategischen Angriff; der Vorstoß bis in das Innere der österreichischen Monarchie und eine Entscheidungsschlacht bei Wien sind seine Leitgedanken. Wir werden noch einmal bei Beginn des Zweiten Schlesischen Krieges auf ähnliche Pläne zurückkommen.

Nicht in Richtung Wien hatten sich die Verbündeten des Königs vorbewegt, sondern sie wandten sich von der Donau nach Böhmen und am 26. November 1741 fiel Prag. Die Österreicher waren zum Entsatze zu spät gekommen, aber eine andere österreichische Armee unter Khevenhüller rückte seit den letzten Dezembertagen südlich der Donau gegen das fast wehrlose Bayern vor. Der Kurfürst wandte sich um Hilfe an Friedrich. Sofort ist der König bereit und macht mit einem Teile seines Heeres, den Sachsen und einem kleinen französischen Korps, im ganzen etwa 30 000 Mann im Februar 1742 einen Vorstoß nach Mähren in Richtung Znaim.

Diese Unternehmung muß vor allem vom politischen Gesichtspunkt betrachtet werden. Die militärische Lage hätte ein konzentrisches Vorgehen der Franzosen von Prag und der Preußen von Königgrätz aus gegen die im südlichen Böhmen stehende österreichische Hauptarmee erfordert. Das wurde auch damals allseitig erkannt, aber der König widerstrebt aus politischen Erwägungen einer solchen Bewegung und hofft, durch die Richtung des von ihm ausgeführten Stoßes große Beunruhigung der Österreicher und einen Sonderfrieden zu erreichen. Mit Recht begleitet daher das Mißtrauen der Verbündeten von Anfang an diese Bewegung und wirkt hemmend ein. Der mit zu schwachen Kräften ausgeführte Vorstoß mißlingt, und Friedrich sieht sich

Digitized by Google

Anfang April zum Rückzuge nach Böhmen genötigt, wo dann die preußische Armee ihren Aufmarsch ausführt. Auch diesmal sehen wir bei dem Könige, gleich dem vorigen Jahre, das Schwanken zwischen taktischer Angriffslust und Neigung zur Verteidigung, noch behält letztere die Oberhand.

Recht unerquicklich stellen sich die Verhältnisse in den oberen Stellen des Heeres dar; sowohl Schwerin als Fürst Leopold von Dessau zeigen viel Eigenmächtigkeit. Das Generalstabswerk sagt: „Der sehr selbständige König erteilte, da eine Heeresleitung durch »Direktiven« unbekannt war, auch den Feldmarschällen bestimmte Befehle ohne Angabe seiner Absichten, und diese hielten sich für berechtigt, auf Grund ihrer vermeintlichen besseren militärischen Einsicht davon abzuweichen, so die Gedanken und Entschlüsse ihres Kriegsherrn durchkreuzend.“ Die beiden Generale haben aber auch später versagt, als die Absicht des Königs deutlich genug bekannt gegeben war.

Einen weiten Raum nehmen die Pläne für ein gemeinsames Zusammengehen der Verbündeten ein, deren Ausführung schon deswegen zunichte wurde, weil Friedrich fortgesetzt auf einen Sonderfrieden mit Österreich rechnet.

Endlich am 8. Mai war die österreichische Hauptarmee unter Prinz Karl von Lothringen auf dem Umwege über Olmütz nach Saar gelangt, um auf Prag zu marschieren. Der König erhält gute Nachrichten; es gelingt auch am 13. Mai seine Armee, jetzt etwa 28 000 Mann, bei Chrudim zu sammeln. In der Absicht, sich den Österreichern auf dem Marsche nach Prag vorzulegen, anderseits in dem Streben, die Verpflegungsbedürfnisse in der Gegend von Königgrätz nicht preiszugeben, entschließt sich der König dann am 15. zu einer „halben Maßregel“, er teilt im Angesichte des Feindes seine Kräfte wieder und bringt dadurch am 15. und 16. Mai sein Heer in eine gefährliche Lage. Die Rettung lag zumeist wieder in der Unentschlossenheit des Gegners. Dann aber ist es das Verdienst des Erbprinzen Leopold von Dessau und seiner Meldungen, daß der König noch in letzter Stunde sich am 17. Mai 1742 morgens wieder mit dem Großteile seines Heeres bei Chotusitz vereinen kann. Denn schon gehen die Österreicher — etwa gleich stark wie die Preußen — nach einem beschwerlichen Nachtmarsche zum Angriffe über. Der Erbprinz hat, rasch entschlossen, die Truppen entgegenrücken lassen, und so gewinnt die Schlacht den Charakter eines Begegnungsgefechtes. Die preußische Reiterei beginnt hier schon mit opfermütigen Angriffen das Gefecht; auf dem linken Flügel werden die Preußen durch die überlegenen Österreicher zunächst auf Chotusitz zurückgedrängt und verlieren auch diesen Ort nach erbittertem, heldenmütigem Ortskampfe. Der vom Könige, wohl in Besorgnis vor der noch immer mächtigen österreichischen Reiterei zurückgehaltene rechte Flügel (21 B.) bringt dann durch Vorrücken gegen die schwachen noch zur Verfügung stehenden Kräfte der Österreicher die Entscheidung.

Auch dieser Sieg brachte keinen ausschlaggebenden Erfolg, der König überschätzt anfangs die Wirkung, aber schon nach einigen Tagen konnte er

Digitized by Google

sehen, daß die Österreicher, nicht entmutigt, nur 1 bis 2 Tagemärsche entfernt stehen bleiben. Nicht der Gedanke an den Angriff, wohl aber der Entschluß fehlt, ja vom 1. Juni ab ist der König in einem festen Lager südlich Kuttenberg des feindlichen Angriffs gewärtig.

Auch den Franzosen bei Prag, in deren Hauptquartier der König den Flügeladjutanten Oberstleutnant v. Wylich als Berichterstatter abgeordnet hat, gelingt es nicht, die Gunst der Lage auszunützen, und schon trifft der König Anstalt ihnen, gegen welche jetzt sich Prinz Karl wendet, zu Hilfe zu eilen, als am 11. Juni der Sondervertrag zu Breslau den Krieg für Friedrich beendet und die Grafschaft Glatz sowie fast ganz Schlesien in preußischen Besitz bringt.

Große Rührigkeit hatte der König entfaltet, um dem sich fortgesetzt geltend machenden Übergewicht der Österreicher im kleinen Kriege zu begegnen und hierzu allmählich die neugebildeten Husaren — jetzt 60 Eskadrons statt 9 beim Regierungsantritt — auf den Kriegsschauplatz nachgezogen.

Viele Enttäuschungen und Aufregungen brachte dieser erste Krieg. Es werden ja seelische Reibungen dem Feldherrn niemals erspart bleiben; wenn sie hier besonders hervortraten, so lag das einmal in der empfänglichen und zum Kampfe gegen alles Minderwertige geneigten Natur des Königs, dann in der kleinlichen Eigenart der politischen Verhältnisse, zumeist aber in dem Umstande, daß der König noch nicht Meister des Handwerks war. Hohe Gedanken, eines Feldherrn würdig, erfüllen seinen Geist, das praktische Verfahren aber beherrscht er noch nicht. Es ist noch die Zeit der Unsicherheit, des Tastens, des Versuches gewesen, aber stetig und unaufhaltsam geht die Entwicklung vorwärts.

Zweiter Schlesischer Krieg.

Österreich hatte sich im Frieden von Breslau nur die zeitweilige Sicher- Feldzugsplan.
heit gegen den gefährlichsten Gegner erkauft, um kraftvoller gegen die übrigen Feinde auftreten zu können. Der Zweck wurde erreicht; Franzosen und Bayern fechten fortgesetzt ungünstig. Dazu tritt noch England-Hannover auf die Seite Österreichs. Die Stellung Preußens wurde so immer mehr gefährdet und ein nochmaliger Kampf um den Besitz von Schlesien erschien unausbleiblich. Schon seit Februar 1744 beschäftigt sich der König mit Plänen für ein erneutes Eingreifen, im Juni verbündet er sich neuerdings mit Franzosen und Bayern und als die österreichische Hauptarmee unter Prinz Karl über den Rhein geht und das Elsaß bedroht, entschließt er sich am 12. Juli zu sofortigem Vorstoße nach Böhmen, um den Verbündeten Luft zu machen.

Der Leitgedanke dieses Feldzuges ist:

Gegen England-Hannover soll eine französische Armee unter einem entschlossenen Führer operieren, er selbst will nach Prag rücken, wo er die

Digitized by Google

eine, schwächere österreichische Armee zu schlagen hofft. Nach Wegnahme von Prag will er auf Budweis rücken. Hier rechnet er auf eine Entscheidungsschlacht mit der österreichischen Hauptarmee, welche unterdessen von seinen Verbündeten nachdrücklich verfolgt, vom Rheine herangerückt sein wird. Inzwischen wird der Sommer verstrichen sein und die Preußen sollen Winterquartiere in Südböhmen nehmen. Von den Verbündeten erwartet er, daß eine bayerisch-französische Armee unter der Führung des entschlossenen Marschalls Belle Isle längs der Donau vordringe; im nächsten Jahre will er dann mit dieser Armee vereint donauabwärts nach Wien marschieren.

Sehr bezeichnend ist des Königs Bitte um energische Heerführer, er spricht damit eine Forderung aus, welche zu allen Zeiten die erste Bedingung des Erfolges war. Außerdem ermahnt er seine Verbündeten sich nicht mit Belagerungen aufzuhalten und entwickelt ihnen in herrlichen, noch heute vollgültigen Worten die Vorteile des angriffsweisen Verfahrens. Um zu kraftvollem Handeln anzutreiben, wird noch Feldmarschall Schmettau in das französische Hauptquartier geschickt, doch alles ohne Erfolg. Das bayerisch-französische Heer erschien nicht auf dem Kriegsschauplatze; es „amüsierte" sich damit, Ingolstadt zu belagern.

Friedensarbeit.

Auch Friedrich hat es verstanden, Vorteil vom Frieden zu ziehen, indem er rastlos weiter arbeitete. Bei der Infanterie wird die Gefechtsbeweglichkeit und der Drang nach vorwärts gefördert; bei der Reiterei werden die Anforderungen in bezug auf Gangart allmählich gesteigert und der Reitergeist geweckt. Den Abschluß findet die reiterliche Leistung einige Wochen vor Ausbruch des Krieges in der denkwürdigen Disposition vom 25. Juli 1744. Diese Vorschrift stellte die Aufgaben für die drei Treffen einer Kavalleriemasse fest und schuf die Treffen-Taktik „wie sie in ihren Grundlagen noch heute besteht". Mit dieser Disposition ist theoretisch schon das Beste erreicht, allmählich wird die Praxis auch die Männer der Ausführung bilden. — So war es Friedrichs persönliches Verdienst, wenn wieder das Heer sich uns auf dem Höhepunkte kriegerischer Leistung zeigt; dazu war es im geheimen nicht unbedeutend vermehrt; die schlesischen Festungen werden ausgebaut und trotzdem ist ein Kriegsschatz von sechs Millionen Taler angesammelt.

Der böhmische Feldzug.

„Die sorgfältig vorbereitete Kriegsrüstung vollzog sich ohne jede Stockung schnell und geheim." Nachdem ein Teil des Heeres das feindlich gesinnte aber nicht im Kriegszustande befindliche Sachsen durchschritten hat, beginnt Ende August der konzentrische Vormarsch gegen Prag in drei Kolonnen aus der Linie Peterswald—Zittau—Braunau und in den ersten Septembertagen trafen die Preußen vor Prag zusammen. Die Festung wurde eingeschlossen und fiel am 16. September nach kurzer Belagerung.

Dieser konzentrische Vormarsch ist denkwürdig: er konnte diesmal allerdings leicht gewagt werden, weil mit einer Einwirkung des Gegners fast nicht zu rechnen war; aber wir sehen doch hier zum erstenmal die ungünstige

Digitized by Google

Gestaltung der preußischen Grenze mit Geschick zur Überraschung des Gegners ausgeglichen, und es zeugt die kluge Anlage, die sorgfältige Vorbereitung und pünktliche Durchführung für die Tüchtigkeit und Gewandtheit der Führung. Das Gelingen ist auch nicht ohne Einfluß auf das Wagnis von 1757 geblieben.

Mit Sorgfalt hatte der König den Kundschafterdienst zur Beobachtung der anmarschierenden Gegner geregelt. Die Aufklärung versagte erst, als die Armeen in taktische Berührung gerieten, da die Verwendung der Reiterei zu diesem Dienste noch unbekannt war und die österreichischen leichten Truppen ihre Überlegenheit geltend machten.

Während der Belagerung der schwach besetzten Festung war auch die kleinere österreichische Armeeabteilung unter General der Kavallerie Graf Batthyáni aus der Oberpfalz bis auf einige Tagemärsche herangekommen, sie zeigte sich aber ebenso untätig als die etwa 62 000 Preußen, welche in einer langen Einschließungslinie, großenteils mit der Front nach außen, an die Festung gebunden waren. Die österreichische Hauptarmee war unterdessen auf die Kunde vom Vormarsche der Preußen vom Rhein zurückgegangen und hatte auf ihrem weiten Marsche nach Böhmen am Tage der Übergabe von Prag die Gegend von Ingolstadt erreicht.

Der König hat uns später selbst gelehrt, was er nach dem Falle von Prag hätte tun sollen, d. h. entweder sofort Batthyáni und dann die feindliche Hauptarmee aufsuchen, oder in einer strategischen Bereitschaftsstellung im nördlichen Böhmen den Angriff abwarten. Wir können beides auch vom Standpunkte moderner Auffassung billigen, nicht aber, daß er jetzt, seinem Plane getreu, vom 19. September ab bis 3. Oktober am rechten Ufer der Moldau in unwegsamer, armer Gegend einen beschwerlichen Vorstoß in südlicher Richtung gegen Moldauthein ausführt. Die Österreicher erhalten dadurch Zeit, sich ungestört bei Pisek zu vereinen und die Sachsen, bezüglich deren Absichten und Verhalten sich der König völlig getäuscht hat, rüsten sich in aller Ruhe in der Gegend von Eger zum Eingreifen.

Aber noch konnte sich alles zum Guten wenden, als der König am 4. Oktober über die Moldau vorbrach, um den Gegner aufzusuchen und anzugreifen. Noch war trotz aller Mühen und Beschwerden der letzten Wochen Stimmung und Gesundheitszustand des Heeres vortrefflich, noch war die Gelegenheit da, die ganze Operation zu einem glücklichen und entscheidenden taktischen Abschlusse zu bringen. „Aber die vererbte Scheu vor dem Angriffe einer Stellung hemmte, wie in dem Ersten Schlesischen Kriege, so auch hier die Ausführung des richtigen Gedankens.“ . . . . . „Der König spielt mit der Hoffnung, daß sein Gegner durch unvorsichtigen Angriff ihm Gelegenheit zu einem überraschenden Vorstoße geben werde. An dieser Hoffnung hielt er fest, so oft sie ihn betrog.“*) Schließlich sah sich der König genötigt, den

*) „Dieser Feldzug ist besonders lehrreich für diejenigen, welche dem Grundsatze huldigen, daß man den Krieg angriffsweise führen, die Schlachten verteidigungsweise schlagen müsse (strategische Offensive, taktische Defensive).“

Digitized by Google

Rückzug anzutreten. Am 8. Oktober überschritt das Heer wieder die Moldau und es gelingt nun dem Feldmarschall Grafen Traun, dem Berater des Prinzen Karl, nachdem am 22. Oktober die Vereinigung mit den Sachsen hergestellt ist, die Preußen von der Moldau zur oberen Elbe und von da nach Schlesien hinauszumanövrieren. Es rächte sich bitter, daß der König fortgesetzt nicht den Entschluß zum taktischen Schlage findet; mehrfache Gelegenheit bot sich hierzu noch auf dem Rückzuge, so besonders bei Marschowitz am 24. und 25. Oktober. „Entschlossen den Feind anzugreifen, rückte er aus und vor der Unangreifbarkeit der Stellung wich er zurück. Der Friedrich, welcher Prag, Leuthen und Torgau schlug, würde nicht zurückgeschreckt sein. In der Tat war diese Stellung wohl angreifbar." Auch Prag mußte geräumt werden und Anfang Dezember ist Böhmen von den Preußen verlassen. Das Heer befand sich in einer traurigen Verfassung; es hatte eine Katastrophe erlitten.

Zum Glück drängten die Österreicher nicht mit allen Kräften nach; sie unternahmen nur unklugerweise einen Tellvorstoß nach Schlesien, der in Abwesenheit des Königs vom Fürsten Leopold leicht zurückgewiesen wurde, nicht ohne daß neuerdings eine Mißstimmung zwischen dem Fürsten und dem zu temperamentvoll vorgehenden König eintrat. Der Erfolg war in der jetzigen Lage wertvoll und erleichterte dem alten Dessauer die Aufgabe, das Heer aufzurichten, bis dann im Mai der König selbst wieder das Kommando übernahm und in unvergleichlicher Tatkraft und Geschicklichkeit es verstand, den Geist des Heeres noch höher zu stimmen.

Wir müssen dem König die Schuld am Mißlingen des Feldzuges 1744 geben, aber trotzdem dürfen wir seiner persönlichen Leistung unsere Bewunderung nicht versagen. Schon jetzt, in dieser körperlich und geistig anstrengenden Prüfungszeit, war die Naturanlage, der Vorzug seiner Abstammung, wenn ich so sagen darf, die Standhaftigkeit und der feste Wille zutage getreten. Und solche Eigenschaften waren auch fernerhin im Winter nötig, denn nicht bloß das Heer hatte eine schwere Erschütterung bis in das Offizierkorps hinein erlitten, auch der Bevölkerung bemächtigte sich eine gedrückte Stimmung. Dazu verschlimmerte sich die politische Lage durch neue Verträge der Gegner und durch Ausscheiden der bisherigen Verbündeten immer mehr. Preußen, und hier wieder der König war auf eigene Kraft angewiesen. Wie vor dem Einfall in Schlesien 1740, so war es auch jetzt wieder der diplomatische Berater, Graf Podewils, welcher jeden energischen Schritt mißbilligte und Nachgiebigkeit empfahl.

Wir würden es begreifen, wenn der König sich vom Unglück hätte niederbeugen lassen und weiterem Kampfe ausgewichen wäre; aber wir sehen das Gegenteil. Es vollzieht sich ein denkwürdiger, seelischer Vorgang; im harten Kampfe mit sich selbst ringt er sich durch alle Zweifel und Befürchtungen durch und kommt aus eigener Kraft zu dem Entschlusse, das

Digitized by Google

Äußerste zu wagen, d. h. er will, sobald der Feind nach Schlesien hereinkommt, sofort zur entscheidenden Schlacht ihm entgegengehen. Die Mißerfolge des Jahres 1744 haben ihn jetzt dahin gebracht, den Wert der Schlacht zu erkennen; jetzt ist die taktische Angriffslust geweckt und beherrscht zunächst voll den König. Durch den Drang der Verhältnisse hat er so die Form der Verteidigung gefunden, welche wir, noch heute auf seinen Lehren stehend, als richtig erkennen. Weit erhebt er sich damit über die Schwäche und Unentschlossenheit seiner Zeit.

Es tritt uns hier klar vor Augen, welche Zähigkeit und Unerschöpflichkeit des Widerstandes, welche Angriffslust in diesem geistig abgeklärten und willensstarken Fürsten vorhanden ist. Mit diesem Entschluß hat der König die Bahn des großen Feldherrn betreten, dem inneren Siege über sich selbst verdankt er die erste Großtat seines Lebens — den Sieg von Hohenfriedeberg. Groß im Unglück tritt er uns hier entgegen, so wird es auch bleiben; es war die Eigenart des gewaltigen Fürsten, daß die volle Kraft seines Gemüts, die ganze Spannkraft seiner Natur immer erst durch Mißgeschick herausgefordert und lebendig wird, — für uns noch heute das herrliche Vorbild.

Wie der Feldzug 1744 die Charakterentwicklung des Königs entscheidend beeinflußt hat, so hat er auch auf die militärische Anschauung nachhaltend eingewirkt. Von hier ab erscheint er uns als grundsätzlicher Gegner weit ausgreifender Kriegszüge. Die Tatsache, daß es Traun gelungen war, ihn ohne Schlacht aus Böhmen zu vertreiben, sowie die Schwierigkeit der Verpflegung in dem damals armen Lande gaben ihm fortgesetzt zu denken.

Die Geduld des Königs wurde im Frühjahr 1745, wie immer in solchen Lagen, auf eine harte Probe gestellt; wir lernen hier die nervenabspannende und aufregende Wirkung kennen, welche die Unsicherheit der Lage immer für den Verteidiger mit sich bringt, die Aufgaben der Führung erschwerend. Hohenfriedeberg.

In dieser Zeit tritt zum erstenmal Oberst v. Winterfeldt in den Vordergrund, diese prächtige Soldatenerscheinung — voll Schneid, Frische und scharfem Verstande. Seine Bedeutung liegt in dem Verhältnisse zum König, in der initiativen Art, wie er als Unterführer diesem vorarbeitet und seine Ansichten über die Lage und die zutreffenden Maßnahmen unterbreitet, „Ansichten, die manche Übereinstimmung mit den Entschlüssen des Königs aufweisen“. Wir haben hier ein Verhältnis vor uns, ehrenvoll für beide Teile, für den König, der dem Unterführer entgegenkommt, für Winterfeldt, der uns als das Muster eines unermüdlichen und geistig selbständigen Untergebenen erscheint.

In den Tagen der Vorbereitung sehen wir noch eine Reihe kleiner Gefechte, welche für die Fortschritte der Reiterwaffe und die Tüchtigkeit der Unterführer und Truppe Zeugnis geben. Diese Erfolge kamen jetzt gerade zur rechten Zeit, sie trugen bei, die moralische Kraft des Heeres zu stählen,

Digitized by Google

und mit seltenem Geschick verstand es der König, durch diese Erfolge einen edlen Wetteifer anzuregen. Es ist überhaupt erstaunlich, wie der König auf den seelischen Zustand seines Heeres einwirkte, bald mit Güte, oft mit harter Strenge, hier lobend und anweisend, dort tadelnd und strafend. Mehr als alles aber wog das persönliche Beispiel ungeheurer Arbeit und so war es des Königs Verdienst, wenn die Preußen, nach einem unglücklichen Feldzuge, in der Schlacht von Hohenfriedeberg unvergleichliche kriegerische Tugenden zeigen.

Endlich, Mitte Mai, geht die österreichisch-sächsische Armee — 70 000 Mann — langsam und sorglos durch das Waldenburger Gebirge über Landeshut (29. Mai) vor, mit der Absicht, gegen Breslau vorzustoßen. Der König vereint sein Heer rechtzeitig bei Frankenstein (27. Mai) und es stehen nun über 60 000 Mann zum Vorstoß längs des Gebirges bereit; alles Verfügbare ist herangezogen (Vergleich mit 1741). Es war das keine Flankenstellung in unserem Sinne; der König will nicht in die Flanke marschierender Kolonnen hineinstoßen oder eine Schlacht mit verkehrter Front suchen, seine Absicht, im Einvernehmen mit Winterfeldt, ist vielmehr, wenn der Gegner frontal aus dem Gebirge getreten ist, dessen linken Flügel anzugreifen, eine Bewegung, welche damals ausführbar war, weil der Flankenmarsch hart an der Front des Gegners vorbei in Rücksicht auf Waffenwirkung und Verhalten des Feindes gewagt werden konnte. Die seitliche Aufstellung sollte nur im Vereine mit anderen Mitteln — falsche Ausstreuungen über die Stimmung des Heeres, Vermeidung vorzeitiger Bewegungen, auch der Vortruppen — die Überraschung gewährleisten (Austerlitz 1805).

Nachdem der Gegner am 3. Juni bei Hohenfriedeberg aus dem Gebirge getreten ist, führt Friedrich in der Nacht sein Heer aus Striegau heran. Die Absicht, am 4. früh in geschlossener Schlachtordnung den linken Flügel anzugreifen, gelingt wegen ungenauer Kenntnis der feindlichen Aufstellung nicht, und es entsteht ein Begegnungsgefecht, in dem die aus der Marschkolonne unmittelbar zum Kampfe übergehenden Preußen zuerst die am linken Flügel stehenden Sachsen und sodann durch umfassenden Angriff den bis dahin untätigen österreichischen rechten Flügel überwältigen. Sowohl der König wie die Unterführer und die Truppe zeigen sich der unerwartet veränderten Sachlage gewachsen. Der Drang nach vorwärts, das Streben nach gegenseitiger Unterstützung und nach Flankenwirkung tritt scharf hervor, wie sich auch von selbst durch die Gefechtslage mehrfach Tiefengliederung ergibt. Das Denkwürdige für uns sind nicht so die fast der heutigen Gefechtsart nahestehenden Erscheinungen dieses Tages, als der Umstand, daß sie nicht weiter verfolgt und ausgebeutet werden. Im Gegenteil, auch der König erkannte sie nur als einen Notbehelf an, sein Streben ging dahin, die Wiederholung solcher Vorkommnisse zu vermeiden, und die künftige taktische Arbeit wird dahin zielen, die einheitliche Verwendung der Gesamtlinie sicherzustellen. (Nach 1870 Kampf zwischen Versammlungs- und Begegnungsverfahren.)

Digitized by Google

Hohenfriedeberg war ein großer moralischer Erfolg für den König, das Heer und das ganze Land; darin liegt die Bedeutung dieses Sieges — der materielle Nutzen war gering. Langsam folgt der König nach Böhmen und wir sehen nun hier in den nächsten Monaten einen Manöverkrieg der auf nächste Entfernung einander gegenüberstehenden Heere. So verliert der König allmählich wieder die Initiative und bald ist es der Gegner, der Besiegte von Hohenfriedeberg, welcher ihm das Gesetz vorschreibt!

Die Enttäuschung dieser Monate äußert einen niederdrückenden Einfluß auf die Stimmung des Königs, dazu kam, daß sein empfindsames Gemüt durch den Verlust zweier lieber Freunde — Jordan und Oberst v. Keyserlingk — mächtig erregt wurde. Doch hat ihn all das Leid nicht niedergeworfen, sondern in voller Kraft des Willens und des Entschlusses tritt er uns am Tage von Soor, 30. September 1745, entgegen. Der König ist bis in das Gebirge zurückgedrängt; sein nur 22 000 Mann starkes Heer ist in ungünstiger taktischer Stellung. Da gehen die doppelt so starken Österreicher und Sachsen in beschwerlichem Nachtmarsche heran und stehen am Morgen überraschend vor dem Lager. Es war ein Glück, daß sie diese Überraschung nicht ausnutzen, sie bleiben schwerfällig auf dem Höhenzuge der Graner Koppe stehen. Die Umfassung ist ihnen Selbstzweck. In dieser schlimmsten Lage faßt der König einen kühnen Entschluß, er ist sofort zum Gegenstoß bereit, und zwar „mußte der Angriff, wenn die Gefahr für die rückwärtigen Verbindungen des Heeres beseitigt werden sollte, gegen den linken Flügel, den stärksten Teil der feindlichen Stellung gerichtet werden". In heldenmütigen Teilangriffen werden dann die Graner Koppe und die südlichen Höhen genommen. Soor.

„Nirgends tritt die Überlegenheit des Angriffes schlagender hervor als in dieser Schlacht. In dem Augenblick, wo der König seinen Entschluß ausführt, windet er dem erstarrten und verblüfften Gegner die großen schon errungenen Vorteile mit einer um die Hälfte schwächeren Streitmacht wieder aus der Hand."

Nichts kann uns deutlicher lehren, daß selbst in schlimmster Lage die beste Rettung in einem herzhaften und kühnen Entschlusse liegt; allerdings muß zur Ausführung auch die Truppe eine vortreffliche sein; das war sie bei Soor. Die Reiterei hat Heldenhaftes geleistet; die Infanterie sich ihres bisherigen Ruhmes würdig gezeigt, „sie hat den Feind förmlich eingerannt". Nur eine solche Truppe war den Anforderungen an das Äußerste gewachsen, welche der König hier gestellt hat.

Ein großer Schritt war jetzt taktisch vorwärts getan. Was der Feldzug von Hohenfriedeberg eingeleitet, die Morgenstunde von Soor hat es zur Vollendung geführt. Nun ist alle Angriffsscheu überwunden, von jetzt ab gilt der taktische Angriff als erstes Gesetz, mag auch die Lage noch so ungünstig sein.

Digitized by Google

Auch Soor brachte keinen entscheidenden Erfolg und der König räumt bald darauf aus Verpflegungsrücksichten Böhmen. Er hielt den Feldzug für beendet, wieder hat er der Politik zuviel vertraut. Es kam noch zu einem Winterfeldzug in der Lausitz und Sachsen, über den ich mich kurz fassen kann.

Der Winterfeldzug.

Dem Einfall der Österreicher in die Lausitz begegnet Friedrich, von Winterfeldt unterstützt, durch einen Flankenstoß von Schlesien aus. Es kommt zu dem Überfall von Katholisch-Hennersdorf, 23. November, der nicht ausgenutzt wird. Auch die Gelegenheit, mit dem von Halle aus vorgehenden Fürsten Leopold gegen die in der Mitte stehenden Sachsen zusammenzuwirken, wird wohl zumeist aus politischen Rücksichten nicht ergriffen. Der Fürst aber seinerseits geht trotz allen Drängens langsam und methodisch vor und es bedarf der ganzen Tatkraft des Königs, welcher schließlich einen Flügeladjutanten entsendet, um den Fürsten zur Schlacht zu zwingen. In der Frontalschlacht bei Kesselsdorf, 15. Dezember, leisten die Truppen unter den Augen ihres strengen und heldenmütigen Lehrmeisters das Beste, alle auflösenden Einflüsse des winterlichen Schlachttages und des zum Teil tief eingeschnittenen Geländes werden glänzend überwunden.

Am 25. Dezember beendet der Friede zu Dresden den Krieg. Große Erfolge hatte dieser gebracht; der mächtige Anteil des Königs liegt klar zutage. Erfreulich und bewundernswert ist dem gegenüber die Anspruchslosigkeit und schlichte Bescheidenheit des Siegers.

Die militärische Entwicklung des Königs hat einen entscheidenden Schritt getan. Das große Unglück von 1744, die Zwangslage von Soor haben seine Energie herausgefordert und das Verfahren, welches er im Einzelfalle wählte, verdient unsere Bewunderung; es ist noch heute, allerdings in anderer Form, vorbildlich.

Die tiefe Bedeutung dieser Großtaten liegt aber darin, daß dem König der Weg gewiesen war, auf dem die Friedensarbeit vorwärtsschreiten konnte. Wer die Entwicklung des Königs in den beiden ersten schlesischen Kriegen verfolgt hat, kann nicht im Zweifel sein, wohin das Blickziel gerichtet war.

Die Friedenszeit 1745 bis 1756.*)

Es lag in der Eigenart des Königs, in seinem leidenschaftlichen Streben nach Vervollkommnung begründet, daß er sich jetzt „nach zwei siegreichen Kriegen keinen Augenblick Ruhe gönnt, sondern eine Tätigkeit ohnegleichen entfaltet, um sich selbst, seine Generale und seine Truppen in der Kriegsbereitschaft zu vervollkommnen".

Der König blieb auch im Frieden mit Leib und Seele Soldat; der Offizier und das Heer gewinnen täglich mehr Bedeutung im Staatswesen.

*) Einzelschrift 27 und 28/30.

Digitized by Google

Es spricht für seine praktische Verstandesrichtung, daß auch die geistige Arbeit*) auf der im Kriege gewonnenen Erfahrung aufbaut und auf den Bedarfsfall gerichtet ist.

In taktischer Beziehung vertieft und verschärft der König den Grundgedanken: „Angriff um jeden Preis." Er geht darin sogar zu weit, indem er auf Feuervorbereitung ganz verzichtet. Die Kriegserfahrung wird zeigen, daß ein solches Übertreiben schon damals gefährlich und unausführbar war; aber der mächtige Drang nach vorwärts, aus dem es entsprang, hat im preußischen Heer auf Generationen hinaus erzieherisch nachgewirkt.

Es ist klar, daß in einer so gearteten Natur die Schlachtenlust überwiegt. Obwohl der König weiß, daß er es mit der Zahl nach überlegenen Gegnern zu tun haben wird, will er nur Angriffsschlachten schlagen, auch wenn die Stellung des Feindes stark ist. Darum und um die Schlacht möglichst vernichtend zu gestalten, soll mit versammelter Macht ein Flügel umfaßt und zertrümmert werden. Das Mittel hierzu findet er in der schrägen Schlachtordnung. Die Anwendung war schwierig, sie erforderte außerordentliche Schulung des Heeres und große Eigenschaften des Führers. Friedrich war sich darüber nicht im Zweifel und es bleibt sein unvergängliches Verdienst, diese Form gewählt zu haben. Kühne Angriffslust und starkes Selbstvertrauen waren nötig; nur ein im Unglück gestählter Charakter, nur ein Feldherr, der entschlossen war, gegebenenfalls rücksichtslos das Äußerste zu wagen, konnte der taktischen Verwendung seiner Truppen eine Form geben, deren geistige Bedeutung noch heute vorbildlich ist.

Sehen wir so in der Taktik die Triebe seiner ungestümen Natur frei walten, so festigt sich auf strategischem Gebiete, zumeist auf den Erfahrungen von 1744, die bereits angebahnte Beschränkung. Es vollzieht sich hier ein Hineinfinden in die Bedingungen der Zeitverhältnisse, ein Erkennen des Möglichen. Wir müssen das Friedrich hoch anrechnen; denn sein ehrgeiziges und romantisches Naturell sowie die bisherigen Waffenerfolge konnten ihn auf abschüssige Bahnen führen, d. h. einem zu weit gesteckten Ziele in Politik und Strategie folgen lassen. Er findet aber nüchtern und klug alsbald das richtige Maß; er erkennt, daß die Zeitverhältnisse einer weitgehenden, strategischen Offensive entgegenstehen und daß es gerade dem kleinen Preußen frommt, eine mehr abwartende, vorsichtige, nicht herausfordernde Stellung einzunehmen. Es bleibt immer die Aufgabe des Feldherrn, sich klar zu sein über die Grenzen des Erreichbaren. Napoleon I. ist am Mangel dieser Gabe zugrunde gegangen; Friedrichs Feldherrntum im Siebenjährigen Kriege wurzelt gerade in dieser Kraft, die uns schon jetzt als klare und bewußte Erkenntnis entgegentritt. (Moltke 1870: zweiter Teil des Feldzuges.)

*) Die militärischen Schriften des Königs siehe Einzelschrift 27.

Digitized by Google

Immerhin aber will der König auch strategisch möglichst offensiv verfahren und sich die Initiative wahren. Sorgfältige Kriegsvorbereitung und überraschender Beginn soll die Überlegenheit schon im Anfange sichern. Wo es möglich, wird ein Vorstoß in das feindliche Gebiet ausgeführt, außerdem soll, wie bei Hohenfriedeberg oder Katholisch Hennersdorf, aus der strategischen Bereitschaft der Gegenstoß erfolgen. Mehreren Gegnern gegenüber soll der erste Stoß mit versammelter Kraft den gefährlichsten treffen, die anderen später daran kommen und einstweilen vernachlässigt werden. Wir sehen, es ist gerade das letztere nur der Ausbau von Gedanken, welche dem König schon in den ersten Monaten der Regierung vorgeschwebt haben. Er erhebt sich mit dieser Auffassung weit über die Ansichten seiner Zeit, welche bei der Schwierigkeit, die Kriege rasch zu beenden, die Feldherren immer wieder zu dem Versuche führte, gleichzeitig alles decken zu wollen.

In fortgesetztem innigen Zusammenhange mit der geistigen Entwicklung steht die unermüdliche praktische Arbeitsleistung — auch sie gewinnt von Jahr zu Jahr an Bedeutung; die Anforderungen werden gesteigert in bezug auf taktisches Verständnis der Führer und Beweglichkeit der Truppen. Die kriegsmäßige Ausbildung findet ihren Abschluß in den großen Herbstübungen der Jahre 1753 bis 1755. Die Begabung des Königs als Lehrmeister und Erzieher tritt in diesen Jahren glänzend hervor. In zwei Schöpfungen sehen wir die Friedensarbeit verkörpert: in der auf die verschiedenste Art gedrillten schrägen Ordnung und der ja bereits seit Mollwitz angebahnten, jetzt aber in bezug auf Selbständigkeit der Führer, Reitergeist und Ausdauer bei den Attacken der Vollendung entgegengehenden Gefechtstaktik der Reiterei. Es sind dies zwei „Neuerungen von so einschneidender Art, wie sie nur wenigen Feldherren und Organisatoren vorbehalten geblieben sind".

Das Heer erfuhr keine wesentliche Vermehrung; doch zeigte sich schon jetzt der Vorteil des von Friedrich Wilhelm I. eingeführten Kantonreglements, indem ein Überschuß von einheimischen, zumeist ausgebildeten Ersatzmannschaften vorhanden war, welcher demnächst eine nicht unerhebliche Vermehrung der Etatsstärken erlaubte und sodann es ermöglichte, die großen Verluste der ersten Kriegsjahre schnell zu decken. Die Gesamtstärke der Feldtruppen belief sich bei Ausbruch des Krieges auf 126 000 Mann. Unter wesentlichem Anteile des Königs war das schlesische Festungsnetz ausgebaut.*)

Die Finanzen befanden sich wieder in bester Ordnung.

Der Siebenjährige Krieg.

Einleitung.

Als nach Beendigung des Erbfolgekrieges Österreich wieder freie Hand erhielt, begann sich die Lage für Preußen alsbald zu verschlimmern. Zweimal war die Kriegsgefahr nahe. Das erste Mal 1749 droht ein gemein-

*) Siehe hierüber auch Oberstleutnant Duvernoy, Militär-Wochenblatt 1901, Beiheft 2.

Digitized by Google

schaftlicher Angriff der Russen und Österreicher und 1753 stand der Krieg mit England-Hannover und Österreich bevor. Beidemale ist der König rasch zum Eingreifen entschlossen und schüchtert dadurch seine Gegner ein. 1749 will er gegenüber den Russen Ostpreußen räumen und sich zuerst mit voller Kraft auf die Österreicher wenden. Später aber hat der König doch daran festgehalten Ostpreußen durch ein kleines Nebenheer zu schützen, nachdem es nicht möglich schien, auf dem Hauptkriegsschauplatze so rasch ein Ende zu machen, als nötig war, um rechtzeitig Hilfe zu bringen. Für das Besetzthalten Ostpreußens sprach auch, daß Friedrich von den Russen keine kraftvolle Kriegführung erwartete und einen Erfolg mit weit unterlegenen Kräften für möglich hielt. — 1749 will der König, so wie er es schon 1748 in den Principes généraux de la guerre ausgesprochen, an der Spitze einer starken Armee von Schlesien in Mähren eindringen. Dieser Stoß schien jetzt ausführbar, denn Österreich hatte sich noch nicht von den Anstrengungen des Erbfolgekrieges erholt, von Frankreich und England-Hannover aber war keine Gefahr zu erwarten. So hat Friedrich auch noch 1752 in dem politischen Testament dem Gedanken eines Einbruches nach Mähren Ausdruck gegeben und doch sehen wir ihn 1753 und ebenso 1756 darauf verzichten, weil die politische Lage die Berücksichtigung auch anderer Gegner forderte. Wir sehen, der König handelt von Fall zu Fall anders.

Die Erfahrung aber hatte den König belehrt, „daß die Vorbedingungen aller weiteren Operationen (gegen Österreich) die Besetzung Sachsens sein müsse und daß er sich nicht noch einmal derselben Gefahr wie im zweiten schlesischen Kriege aussetzen dürfe. Schon die geographische Lage wies ihn darauf hin, es in seine Gewalt zu bringen. Wie ein Keil schob es sich in seine eigenen Lande ein; war es in der Hand der mit den Sachsen verbündeten Österreicher, so standen sie damit schon vor den Toren Berlins und sprengten seine Besitzungen in zwei Teile. Hielt er dagegen Sachsen besetzt, so war die feste Verbindung mit seinen schlesischen Landen gesichert und im Besitze dieser Stellung und der reichen Hilfsmittel des Landes war die militärische Lage von vornherein wesentlich zu seinen Gunsten geändert. Das alles wies beim Ausbruche eines neuen Krieges auf eine schleunige Besetzung Sachsens hin, ehe die Österreicher imstande waren, ihrerseits dort festen Fuß zu fassen". So steht es schon 1749 bei ihm fest: vor allem Sachsen in Besitz zu nehmen; bei Ausbruch des Siebenjährigen Krieges aber, da der Kampf auch mit den Franzosen droht, gewinnt das Land als strategische Zentralstellung erhöhte Bedeutung.

Das Feldzugsjahr 1756.

Einleitung.

Schon im Frühjahr 1756 drohte Preußen große Gefahr. Rußland machte Österreich den Vorschlag, gemeinsam zum Angriff vorzugehen. Schlesien und Glatz sollte dem König wieder abgenommen werden, Ostpreußen an

Digitized by Google

Rußland fallen. Schweden und Sachsen aber für ihre Teilnahme durch Pommern bezw. Magdeburg entschädigt werden. Österreichs mangelhafte Kriegsrüstung und der Wunsch dieser Regierung, die politischen Verhandlungen mit Frankreich zuerst zu Ende zu führen, machten einen Aufschub nötig, und es wurde schließlich der Angriff auf das Frühjahr 1757 verschoben. Der Ernst der Lage blieb dem Könige lange verborgen. Erst die um den 19. Juni eingehenden Nachrichten über russische und österreichische Rüstungen ließen keinen Zweifel mehr, daß der Krieg drohe. „Unterstützt durch die Generale Winterfeldt und Retzow, und durch den Geheimen Kabinettssekretär Eichel begann nun eine anstrengende Tätigkeit des Königs", der Bereitstellung der Armee für den Krieg gewidmet. Noch am 19. Juni entwarf er eine Einteilung in drei Korps: Feldmarschall Lehwaldt 20 000 Mann in Ostpreußen, Feldmarschall Schwerin 26 000 in Schlesien, der König mit 60 000 in den Marken und im Magdeburgischen. Nur geringe Kräfte blieben als Reserve und Besatzung im Innern zurück. Die nächste Sorge war Ostpreußen sicherzustellen, gegen das die Russen um diese Zeit tatsächlich im Anmarsche waren. „Lehwaldt erhielt am 23. Juni unumschränkte Vollmacht die Operationen zu führen, wie er es für gut finde. Die geringe Meinung des Königs von den russischen Generalen ließ es ihm möglich erscheinen, daß der Feldmarschall, trotz seiner schwachen Kräfte, die Russen aus dem Lande jage." Meisterhaft ist in der Instruktion für Lehwaldt die allgemeine Lage mit kurzen Worten geschildert.

Es kommen nun bange Wochen voll unsicherer, widersprechender Nachrichten, welche auch ihren Einfluß auf das leicht erregbare Gemüt des Königs nicht verfehlen. Ende Juni weiß dann der König, daß die Russen ihre Vorwärtsbewegung wieder eingestellt haben und am 20. und 21. Juli ist er vollkommen über die bisherigen Maßnahmen und künftigen Absichten der Gegner klar. Er ist aber nicht gesonnen, den Angriff im nächsten Frühjahre abzuwarten, sondern sofort steht sein Entschluß fest, dem Angriffe zuvorzukommen und das praevenire zu spielen. Winterfeldt hat auch hier den König beeinflußt, aber das Verdienst des letzteren ist darum nicht geringer, umsomehr Graf Podewils, der „Monsieur de la timide politique", wieder von jedem entscheidenden Schritte abriet und ein abwartendes Verhalten empfahl.

Noch versucht der König durch mehrfache Anfragen in Wien einen Ausgleich herbeizuführen, doch umsonst. Wir wissen, daß seit langem feststand, zunächst Sachsen in Besitz zu nehmen. Winterfeldt hatte hierfür bereits 1754 oder Anfang 1755 einen ausführlichen Entwurf ausgearbeitet, der jetzt maßgebend wurde. Der König hoffte auch die sächsischen Truppen in ihren Quartieren überraschen und sie dann in sein Heer einreihen zu können. Nach der Niederwerfung Sachsens wollte er in diesem Jahre mit der Masse des Heeres noch in Böhmen bis zur Eger vordringen. Da die Österreicher noch

Digitized by Google

nicht gerüstet seien, nahm er an, daß sie nicht den Kampf suchen und sich bei Prag festsetzen würden. Der entscheidende Kampf sollte erst im nächsten Jahre erfolgen. Schwerin erhielt die Aufgabe, Schlesien zu decken. Das Kriegsziel ist also für 1756 ein beschränktes und mit Recht. Noch war die politische Lage Europas nicht genügend geklärt, noch war die Hoffnung berechtigt auf diplomatischem Wege im Winter zur Verständigung mit Österreich zu gelangen; anderseits aber wurde die militärische Lage durch die Besitznahme Sachsens und des nördlichen Böhmens um ein wesentliches gebessert. Der König hat hier eine „Aushilfe" gebraucht, welche wir als entsprechend und klug bezeichnen müssen. Schwerin, und mit ihm wohl mancher andere, waren jedoch mit dieser Beschränkung gar nicht einverstanden, sie drängten zu einem raschen noch in diesem Jahre entscheidungsuchenden Vorstoße nach Böhmen. Der König erscheint uns also hier, wie noch öfter, gegenüber dem ungestümen Drängen seiner Generale als der vorsichtige, der zurückhaltende.

Pirna und Lobositz.

Ende August erfolgt aus der weiten Aufstellung von Halle bis Bunzlau der sorgfältig vorbereitete und pünktlich durchgeführte konzentrische Einmarsch von etwa 60 000 Mann in Sachsen. Die gegnerischen Truppen aufzuheben gelingt nicht, denn diese haben sich, etwa 20 000 Mann, auf Rutowskis Drängen rechtzeitig nach der Hochfläche südöstlich Pirna zurückgezogen, woselbst sie nun von den Preußen eingeschlossen werden (10. September*). Der König trägt sich zunächst mit dem Gedanken an Sturm; Winterfeldt spricht dafür; aber persönliche Erkundungen lassen das Unternehmen dem Könige zu gewagt erscheinen, zudem hofft er, daß auch so die Stellung binnen wenigen Tagen in seine Hände fällt. Aus den Tagen werden lange Wochen der Ungeduld, die Verzögerung ist um so unangenehmer, als die geplante Festsetzung im nördlichen Böhmen dadurch in Frage gestellt wird und die Österreicher unter Browne ihre allerdings langsamen Vorbereitungen zum Entsatze der Sachsen treffen. Der König sieht sich genötigt, ein Beobachtungskorps nach Böhmen zu entsenden, das zuerst Prinz Ferdinand von Braunschweig, sodann vom 19. September ab Feldmarschall Keith befehligt. Der letztere zeigt wenig Unternehmungslust und Rührigkeit, er versteht es nicht, die Schwierigkeiten der Verpflegung, besonders der zahlreichen Reiterei, zu überwinden und die Eifersüchteleien seiner Unterführer zu unterdrücken. So entschließt sich der König selbst, mit Verstärkungen nachzurücken, während vor Pirna Markgraf Karl, dem als Ratgeber und Stellvertreter Generalleutnant von Winterfeldt beigegeben ist, den Oberbefehl übernimmt. Von Browne, der jetzt in Budin steht, heißt es, er wolle über Kommotau und Freyberg den Entsatz der Sachsen versuchen. Der König hofft durch einen Vorstoß durch das Mittelgebirge in Richtung Lobositz dieses zu hindern, und so kommt es am

*) Moltke hat sich eingehend mit diesen Vorgängen beschäftigt. Militärische Korrespondenz, 1866, Nr. 3.

Digitized by Google

1. Oktober dortselbst zur Schlacht. Man kann sich des Eindruckes nicht erwehren, daß in diesen Tagen und besonders am Schlachttage selbst eine starke nervöse Unruhe und Ungeduld sich des Königs bemächtigt hat.

Dichter Nebel verhindert die Übersicht, der König ist ohne sichere Nachricht und glaubt den Gegner im Abzuge. Um sich Klarheit zu verschaffen, befiehlt er einen Reiterangriff (16 Eskadrons). Der Führer der Reiterei, General v. Kyau, macht Einwendungen gegen die vom König befohlene Attacke, indem er seine Beobachtungen über die starke Stellung des Gegners meldet, aber „ungeduldig geworden durch den bisherigen Verlauf der Schlacht und das stundenlange Warten, nahm er die Meldung hiervon sehr ungnädig auf und befiehlt Kyau" den Angriff, welcher mißlingt. Diese Art war wohl geeignet Unruhe und Nervosität in den Reihen der Reiter zu erzeugen und ohne Befehl, ja gegen die Absicht des Königs, geht jetzt die gesamte, hier wegen des Geländes hinter der Mitte zusammengehaltene Reiterei zu einem zweiten Angriff vor. Allerdings war auch der Führer Feldmarschall Graf Geßler kein Seydlitz oder Driesen. Er hatte, statt an einem geeigneten Platze zu beobachten und abzuwarten, die erste Attacke mitgeritten und sich dann beschäftigt, einzelne Schwadronen zu ordnen. So kam der Rückschlag. Die gewaltige Attacke mißlingt. Dazu lassen jetzt auch die Nachrichten vom linken Infanterieflügel das Äußerste befürchten und der König gibt den Befehl zur Einleitung des Rückzuges; er übergibt das Kommando an Keith und reitet selbst zurück, doch kommt er nicht weit, denn im entscheidenden Augenblick gibt die vom König anerzogene Selbständigkeit und der Unternehmungsgeist der Unterführer und Truppe den Ausschlag; die Österreicher werden geworfen.

Es ist ein eigenartiges Verhängnis, daß gerade der König, welcher das leuchtende Vorbild im Unglück wurde, zweimal das Schlachtfeld verläßt, bevor der äußerste Widerstand geleistet ist und daß beidemal der Sieg dann ohne sein Zutun errungen wird. Beidemal haben ungünstige Gefechtserscheinungen und zwar jedesmal das Versagen der damals so wichtigen Reiterwaffe eine überwältigende Macht auf den für plötzliche Eindrücke empfänglichen König geäußert. Das war nur möglich, weil nicht von langer Hand her der Entschluß zum äußersten gereift war. Dem Streiter von Hohenfriedeberg, dem Helden von Kolin und Leuthen müssen wir eine größere innere Widerstandskraft zuschreiben, als dem Kämpfer von Mollwitz und auch von Lobositz. Es ist eben die menschliche Natur nicht immer die gleiche, dazu kam, daß, wie gesagt, hier nicht genug auf dem Spiele stand; mit dem Befehle zum Rückzug war noch keine endgültige Entscheidung gefallen; der Schritt zum äußersten stand noch frei.

Der Rückzug der Österreicher nach der Schlacht befreite den König von großer Sorge; das Schicksal der Preußen hing hier großenteils von dem Grade von Energie ab, über welches der Gegner verfügte. Pirna fällt

Digitized by Google

endlich am 14. Oktober. Der Versuch des Königs, die Sachsen in den preußischen Dienst zu übernehmen, mißlingt wegen ihrer Anhänglichkeit an das angestammte Herrscherhaus und ihrer tiefgehenden Abneigung gegen Preußen. Die Folgen sind eine Reihe unerquicklicher Erscheinungen. Ende Oktober räumt der König Böhmen und beschränkt sich auf die Besetzung Sachsens. Der Grund zu dieser Maßnahme lag einmal darin, daß durch den über Erwarten langen Widerstand der Sachsen die Verpflegungsverhältnisse sich schwieriger gestalteten, dann mag dazu auch der Tag von Lobositz, wo zum ersten Male kein völliger Sieg erfochten wurde, mitgewirkt haben. Es ist heute schwer zu beurteilen, ob die Räumung nicht doch zu vermeiden war — so viel steht fest, sie wurde damals als Zeichen der Schwäche vom Gegner und im eigenen Heere angesehen.

Wir müssen noch kurz des schlesischen Korps Schwerin gedenken:

Dieser war im Juli nach Potsdam zur persönlichen Entgegennahme der Befehle für die Verteidigung Schlesiens berufen worden und hatte am 2. August eine Instruktion erhalten, worin der König die Notwendigkeit die Truppen zusammenzuhalten betont; es bleibt aber Schwerins persönliches Verdienst, daß er seine Aufgabe, Schlesien gegen die im östlichen Böhmen und Mähren stehenden Truppen zu decken offensiv, d. h. durch Einmarsch in Feindesland zu lösen suchte. Doch geht auch er — etwa gleichzeitig wie das Hauptheer nach Sachsen — aus Verpflegungsschwierigkeiten Ende Oktober nach Schlesien zurück.

Wenn wir die Führertätigkeit des Königs 1756 überblicken, so sehen wir den gelungenen Einmarsch nach Sachsen, im übrigen aber eine sehr vorsichtige Zurückhaltung und manche Mißgriffe, so die falsche Einschätzung des sächsischen Widerstandes — das Verfahren mit den Kriegsgefangenen — das Verhalten am Schlachttage von Lobositz — vielleicht auch die Räumung Böhmens. Wir sehen, daß trotz der mühsamen und beispiellosen Vorbereitung im Frieden die ersten Schritte im Kriege sich nicht nach Erwarten gestalten; es mag das auch uns eine Mahnung sein, nicht in übertriebenem Vertrauen falsche Hoffnungen auf unsere Friedensarbeit zu setzen: alle Friedensarbeit wird uns nicht vor Enttäuschungen und Rückschlägen im Ernstfalle zu bewahren vermögen — es wird nicht immer für uns alles so glatt gehen wie 1870, umsomehr, als auch unsere Gegner fleißig gearbeitet haben. Und trotzdem wird unsere Friedensarbeit nicht umsonst sein: sie allein kann uns die Kraft geben, siegreich alles Mißgeschick zu überwinden; so war es auch bei Friedrich dem Großen; wenn ihn auch das Vorspiel nicht ganz befriedigt hat, so ist dadurch erst recht sein Wille zu zähem Widerstande gewachsen, und das nächste Jahr zeigt uns, daß all die viele Mühe der Friedenszeit nicht umsonst war. Das Heer wird eine nur durch lange Arbeit ermöglichte außerordentliche Kriegstüchtigkeit aufweisen und wir werden sehen, daß der König trotz mancher Schwächen und Mißgriffe seit 1756 in seiner Gesamterscheinung um ein gewaltiges gewachsen ist.

Digitized by Google

Winter 1756.

Die Preußen bezogen im November und Dezember die Winterquartiere in einer langen Linie vom sächsischen Voigtlande bis nach Oberschlesien, gegenüber die Österreicher in Böhmen und Mähren. Der stets unternehmungslustige Schwerin riet, sich während des Winters nach dem feindlichen Gebiete hin auszudehnen und Magazine wegzunehmen; der König aber geht nicht darauf ein, er will den Truppen die Ruhe nicht nehmen und auch die Magazine erst gefüllt sehen.

Ein ausgebreitetes Kundschafterwesen wurde eingerichtet. Hierbei unterstützten die Generale in eigener Selbständigkeit den König, vor allem, wie schon früher, Winterfeldt in Niederschlesien. (Die Napoleonischen Marschälle, Zweite preußische Armee 1866, Verdys Erinnerungen.) Noch im Laufe des November trat nun auch das Eingreifen der Franzosen, also „ein gleichzeitig von Böhmen her und aus westlicher Richtung erfolgender Angriff zum erstenmal in den Bereich der Möglichkeiten". Da das verbündete England-Hannover noch lange nicht kriegsbereit war, entschließt sich der König, Wesel zu räumen und erkundet selbst, wie später noch mehrere Offiziere, das Gelände in Richtung des wahrscheinlichen Angriffes.*)

Noch lehnt es der König „fortgesetzt ab, bestimmte Ansichten über den voraussichtlichen Verlauf der künftigen Operationen zu äußern". Er will abwarten, bis er klar sieht. Es war ein harter Winter voll Sorge und Befürchtungen wegen der Feinde, voll aufregendem Ärger über die Saumseligkeit seiner Verbündeten. Aber standhaft sieht er dem kommenden Kampfe entgegen, im stolzen Vertrauen auf sich selbst und auf das Heer, welches im Winter zumeist durch Etatserhöhung nicht unbedeutend (auf 147 000 Mann) erhöht wird. „Unter dem Eindruck der widrigen Verhältnisse ist die geheime Instruktion vom 10. Januar 1757 erlassen. Sie enthielt Anweisungen für den Fall eines unglücklichen Ausganges des bevorstehenden Riesenkampfes, der Gefangennahme oder des Todes des Monarchen." Trotz aller inneren Kämpfe „trug der König äußerlich eine erkünstelte Ruhe zur Schau und suchte nach unten zu beruhigen".

Am 29. Januar fand zu Haynau in Schlesien eine Besprechung des Königs mit Schwerin und Winterfeldt statt. Es wurde hier kein Feldzugsplan verabredet, aber wertvoll war jedenfalls der Gedankenaustausch. Der König vertrat hier wohl die Notwendigkeit, in strategischer Defensive in seiner Zentralstellung in Sachsen abzuwarten, während die Genannten für Offensive sprachen und zwar scheint Winterfeldt hier zuerst den Vorschlag gemacht zu haben, durch einen Einfall aus Sachsen und Schlesien nach Böhmen die

*) Über die Pläne für diesen Kriegsschauplatz siehe Generalstabswerk: Der Siebenjährige Krieg, II. Band.

Digitized by Google

österreichischen Kriegsvorbereitungen zu stören und das weitere Handeln des Hauptgegners zu lähmen. Es blieb bei dem Vorschlag.

Endlich Mitte März glaubt der König klar zu sehen. 50 000 Franzosen usw., nimmt er an, werden Wesel belagern, 30 000 gegen Magdeburg rücken. Die Österreicher aber werden, wenn der König sich durch Entsendungen nach Westen geschwächt hat, in Sachsen einbrechen. Der König will nun den Franzosen 30 000 Mann gegenüberstellen, mit 60 000 Mann in Sachsen die Hauptmacht der Österreicher erwarten, 30 000 Mann sollen die Lausitz und 15 000 Mann Schlesien decken. „Sobald die Franzosen verjagt oder die Österreicher geschlagen wären, würde Schlesien befreit und die Offensive ergriffen werden können. Indem der König am 16. von Dresden aus diese Gedanken an Schwerin in Neisse und Winterfeldt in Landeshut zur Begutachtung mitteilt, hebt er dem Feldmarschall gegenüber hervor, daß es bestimmte Nachrichten über das bevorstehende Eingreifen der Franzosen seien, die ihn veranlaßten, die Masse der schlesischen Truppen heranzuziehen und ihn verhinderten, auf einen von Schwerin (am 13.) gemachten Vorschlag, durch einen Vorstoß von Schlesien nach Böhmen den Feind von Sachsen abzuziehen, näher einzugehen."

Am 20. März übersendet der König ergänzende Erörterungen an Schwerin zur Begutachtung: auch hier wiegt die abwartende Absicht vor, doch sieht der König für den Fall, daß die Franzosen nicht kommen und die Österreicher sich verteidigungsweise in Böhmen verhalten wollen, einen Angriff in der Art vor, daß die Armee aus ihrer weiten Aufstellung von Sachsen bis Schlesien in Böhmen einrückt.

Schon am 19. beantwortet Winterfeldt das erstgenannte königliche Schreiben in seiner derben Art. Er ist gar nicht mit des Königs Absicht einverstanden, noch länger abzuwarten, sondern schlägt vor, sofort die aller hardiste Partie zu ergreifen, die zerstreuten Österreicher durch den Einmarsch aus Sachsen und Schlesien zu überraschen und ihre großen Magazine wegzunehmen. Auch Schwerin spricht sich am 24. unbedingt gegen das Abwarten aus und befürwortet alsbaldige Offensive. Maßgebend für den weiteren Gedankenaustausch zwischen dem König und seinen Generalen blieb Winterfeldts Vorschlag.

Dieser ganze Briefwechsel ist ebenso wie der daraus sich entwickelnde konzentrische Vormarsch gegen Prag noch heute des Studiums wert, weil er einen Einblick in die geistige Arbeit eines großen Feldherrn gibt. Wir sehen, daß der Kriegsplan nicht plötzlich als das schnelle Werk eines Augenblicks, sondern durch langwierige und sorgfältige Arbeit entstanden ist. Es bleibt das Verdienst des Königs, daß er diesen Gedankenaustausch anregte und den Generalen die Möglichkeit freier Meinungsäußerung gab. Er hat uns hier deutlich vorgeführt, daß zur Vorbereitung des Entschlusses beim „Wägen" die

Digitized by Google

gemeinsame Geistesarbeit anregend und nutzbringend wirken kann. Der König ist schon von anfang an für den kühnen Vorschlag seines Generals eingenommen, auch er ist ja eine wagemutige Natur, auch erkennt er klar die Vorteile, welche ein so überraschender Schlag bringen kann; aber er ist auch vorsichtig und so kann er sich nicht sofort entschließen, sondern fordert genaue Erwägung. „Langsam bedacht, dem Feind sein Dessein cachiret und frisch executiret, das macht alles aus." (21. März 1757 an W.)

Wir sehen nun in den folgenden Tagen mehrfach ein Schwanken in seiner Auffassung, indem er bald dem Vorschlag zuneigt, bald sich ablehnend verhält. Es ist das nicht nur ein erklärlicher, sondern auch berechtigter Zustand beim Wägen. Die Bedenken sieht er in der Schwierigkeit der Verpflegung in dem armen Böhmen, in der Besorgnis, daß die Österreicher sich rechtzeitig sammeln oder ihre Magazine verbrennen, endlich in der allgemeinen politischen Lage, welche sich erst in den letzten Märztagen dahin klärte, daß ein baldiges Eingreifen der Franzosen kaum zu erwarten war.

Am 30. März fand in Frankenstein zwischen Schwerin und Winterfeldt und dem vom Könige gesandten Generalmajor v. der Goltz noch eine Besprechung statt, in welcher die beiden Erstgenannten sich bemühten, die Bedenken des Königs zu beheben und nochmals mit aller Energie für die Offensive eintraten. Am 3. April kehrt Goltz zum König zurück und dieser ist nun ganz einverstanden; ausschlaggebend waren wohl die guten Nachrichten von Westen her. Denkwürdig ist nun die auffallende Veränderung im Verhalten des Königs; er tritt uns als ein ganz anderer im Briefwechsel entgegen. Gab er sich bisher während der Beratung als Gleichstehender, so wird er jetzt, nachdem er sich entschlossen hat den Vorschlag anzunehmen, wieder ganz der König und der Befehlende. Aber nicht nur formell tritt uns ein Wandel entgegen, noch größer ist der Wechsel in sachlicher Beziehung: nun gibt es kein Schwanken mehr und der ganze Plan gewinnt durch des Königs Eingreifen eine erhöhte Bedeutung; er stellt jetzt als Leitgedanken die Vereinigung der beiden aus Sachsen und Schlesien vorgehenden Gruppen zur Entscheidungsschlacht fest und zwar zunächst in Richtung Leitmeritz an der Elbe (1866 Gitschin). In vorbildlicher Weise sucht er so mit Klugheit und festem Willen die Einheit der Handlung zu wahren. Die feindliche Armee aber, nicht die Magazine, wie es den Generalen vorschwebte, soll das Operationsobjekt bilden.

Schwerin will sich dem Leitgedanken nicht fügen, er gibt dem König gegenüber mehrfach der Hoffnung Ausdruck, zunächst mit den Österreichern im östlichen Böhmen abrechnen zu können, erst in zweiter Linie will er die Vereinigung anstreben. Die Durchführung des königlichen Gedankens erscheint so in letzter Stunde ernstlich gefährdet, aber klar, scharf und bestimmt hält der König an seiner Forderung fest.

Digitized by Google

Das Feldzugsjahr 1757.

Die Österreicher stehen nun, nicht in bester Verfassung, Mitte April in vier Gruppen: Der Einmarsch in Böhmen. Prag.

bei Königgrätz General d. Kav. Graf Serbelloni . .	27 200	Mann,
bei Reichenberg, Gabel, Niemens Feldzeugmeister Graf Königsegg	22 900	=
zwischen Budin und Prag Feldmarschall Graf Browne	39 100	=
bei Plan Feldmarschalleutnant Herzog von Arenberg .	24 200	=
zusammen	113 400	Mann.*)

Demgegenüber die Preußen

zwischen Zwickau und Chemnitz Generalleutnant Fürst Moritz von Anhalt	19 300	Mann,
zwischen Dippoldiswalde, Pirna und Dresden der König	39 600	=
bei Zittau Generalleutnant Herzog von Bevern . .	20 300	=
in Schlesien (Landeshut, Wünschelburg) Feldmarschall Graf Schwerin	34 300	=
zusammen	113 500	Mann.

Die Aufstellung hat eine Ausdehnung von etwa 250 km. Dem Einmarsch gingen mehrfache Anordnungen zur Täuschung des Gegners voraus, doch haben weniger sie, als die Sorglosigkeit des rechtzeitig gewarnten österreichischen Oberbefehlshabers Browne zum Gelingen beigetragen.

Am 15. April soll der Vormarsch beginnen und zwar beim Korps Schwerin; aber es bedarf nochmals des energischen Eingreifens des Königs, um den Aufbruch für den 18. sicherzustellen. Das geplante Zusammenwirken mit Bevern gelingt wegen dieser Störung nur teilweise. Schwerin geht langsam über Miletin (22.) auf den Magazinspunkt Jungbunzlau (26.) vor, und vereint sich mit Bevern, welcher am 21. bei Reichenberg Königsegg zurückgeworfen hat. Letzterer zieht sich, als Schwerin naht, eiligst über Weißwasser (26.) nach Brandeis (27.) zurück. Serbelloni aber ist durch den Einmarsch vollständig überrascht und bleibt untätig bei Königgrätz stehen, froh, daß er nicht angegriffen wird, was allerdings nach unseren heutigen Anschauungen hätte geschehen müssen. Nachdem Königsegg am 2. Mai auf Prag zurückgezogen wurde, überschreitet Schwerin am 4. die Elbe bei Brandeis.

Der König tritt am 22. von Ottendorf an und vereint sich am 25. bei Hlinai mit dem Fürsten Moritz, welcher vor dem Einmarsch eine mühsame und zwecklose Scheinbewegung gegen Eger gemacht hat. Am 26./27. gewinnt der König bei Koschitz, gegenüber dem bei Budin stehenden Browne,

*) Außerdem bei Olmütz General d. Kav. Graf Nádasdy mit 15 000 Mann.

Digitized by Google

die Eger. Arenberg ist gerade im Anmarsch auf Budin, doch weicht er bei dem unvermuteten Zusammenstoß mit den Preußen kopflos nach Schlan aus, worauf sich die Österreicher auf Prag zurückziehen. Prinz Karl übernimmt am 30. April in Tuchomirschitz den Oberbefehl über das im schlechtesten Zustande befindliche Heer. Der König folgt verhältnismäßig rasch bis vor Prag (2. Mai).

Eine Reihe noch heute taktisch und operativ interessanter Lagen bietet dieser Vormarsch; auch sehen wir ganz bedeutende Leistungen einzelner Reiteroffiziere und Feldjäger im Verbindungs- und Meldungsdienst.*) Schwerins Vormarsch wurde langsam und methodisch ausgeführt, das Streben, die Vereinigung oder wenigstens die Verbindung mit dem König zu suchen, tritt nicht mit genügender Schärfe hervor. Dieser aber versteht es meisterhaft, der sich immer ändernden Lage sofort Rechnung zu tragen; nicht ein feststehender geographischer Punkt, sondern die marschierende feindliche Armee bildet das Operationsobjekt und der Gedanke, die Entscheidung für die Österreicher möglichst vernichtend zu gestalten, gelangt zum klaren und bestimmten Ausdruck.

Schon am 14. hat der König Schwerin einen größeren Spielraum in bezug auf den an der Elbe zu erreichenden Punkt gelassen, indem dieser je nach seinen Umständen auf Leitmeritz oder Melnik vorgehen soll.

Am 29. rechnet der König dann, daß die Österreicher sich westlich Prag zur Schlacht stellen, er will für diesen Fall, daß Schwerin ihm 6 bis 7 Bataillone und 25 Eskadrons über Melnik zuschicke. So glaubt er sich stark genug zur Schlacht; Schwerin aber soll über Brandeis auf Prag vorstoßen und der österreichischen Armee den Rückzug abschneiden, für den Fall daß sie über Kunratiz oder in dieser Richtung gegen die Sazawa zurückgehen will. Am 1. Mai faßt dann der König die Möglichkeit ins Auge, daß die Österreicher durch Prag auf das rechte Moldauufer gehen und sofort steht sein Entschluß fest, mit einem Teil seiner Heeresabteilung über die Moldau zu gehen, während Schwerin über die Elbe vorstoßen und sich beide dann zur Entscheidungsschlacht vereinen sollen. Am linken Ufer der Moldau wird Keith mit dem größeren Teil zurückbleiben, um die Einschließung fortzusetzen und die rückwärtigen Verbindungen zu decken. Von diesem Korps aber soll am Schlachttage eine Abteilung unter Fürst Moritz durch einen Moldauübergang oberhalb Prag einen Druck auf linke Flanke oder Rücken der Österreicher ausüben. Wenn auch die Ausführung dann infolge von mancherlei Mißgeschick nicht glückt, so sehen wir doch auch hier deutlich das Streben des Königs, den Feind von allen Seiten einzuschließen und die Entscheidung möglichst vernichtend zu gestalten.

*) Zum Beispiel erhält der König am 22. abends in Rollendorf die Meldung vom Gefechte von Reichenberg am 21.

Digitized by Google

Die Österreicher, 61 000 Mann, stehen nun seit anfang Mai auf den Höhen östlich Prag, den linken Flügel an die Festung angelehnt. Sie erwarten den Angriff. Daß sie die in den Tagen vor der Schlacht gebotene Gelegenheit, sich von Prag aus gegen einen der getrennten preußischen Heeresteile zu wenden, nicht benutzen, ist bei dem Zustand der Führung und der Truppen nicht zu verwundern; ein solches Verfahren erfordert eben gerade Eigenschaften, welche dem in die Abwehr gedrängten zumeist fehlen. Das Korps Serbelloni, jetzt vom Feldmarschall Grafen Daun befehligt, kommt nicht mehr rechtzeitig heran.

Am 5. früh überschritt der König mit 24 000 Mann und 50 Geschützen bei Selz, nur wenige Kilometer von der österreichischen Stellung, die Moldau und rückte bis Czimitz vor. Noch einmal sollte sich, wie schon öfter während des Vormarsches, zum Schluß die mit dem Vorrücken in getrennten Kolonnen verbundene Unsicherheit der Lage in voller Schärfe geltend machen. Schwerin hatte zwar am 4. nach dem Elbübergange bei Brandeis die Verbindung mit dem König durch einen Husarenoffizier aufzunehmen gesucht, aber dieser wurde auf dem Rückwege von österreichischen Reitern abgefangen. „Die Unsicherheit über die Absichten des nahen Gegners, wie das Ausbleiben bestimmter Weisungen des Königs scheint Schwerin veranlaßt zu haben, am 5. Mai mit seinem Korps stehen zu bleiben." Nachdem der König, welcher sich dieses Zögern nicht erklären konnte, den ganzen 5. in Ungeduld gewartet hatte, ließ er endlich am Abend dem Feldmarschall durch den Flügeladjutanten Major v. Stutterheim den Befehl zugehen, vermittels eines Nachtmarsches heranzurücken. So erfolgt am 6. früh, dem Tage der Schlacht von Prag, die Vereinigung der getrennten Heeresteile vor der Schlacht, bei Prosek, hart vor der österreichischen Front. Nach unseren Anschauungen wäre die getrennte Aufstellung am 5. günstig für den Anmarsch aus verschiedenen Richtungen zur Umfassung des Gegners auf dem Schlachtfelde gewesen. Dies lag aber der damaligen Zeit fern. Der König will nun hier den feindlichen rechten Flügel umfassend angreifen (schräge Ordnung). Der Flankenmarsch, anfangs vom Feinde unbemerkt, gestaltet sich wegen des Sumpfgeländes schwierig, der österreichische rechte Flügel (Browne) aber verändert rechtzeitig die Front und wird verstärkt. Wir sehen die Preußen zunächst in vergeblichen, aber durch die Lage begründeten Teilangriffen die Initiative ergreifen. Das Vorbild allen Heldenmutes, Schwerin, fällt, Winterfeldt wird schwer verwundet. Die Lage ist ernst, es gelingt aber dem allmählichen Zusammenwirken frischer Truppen — von Osten her und auch durch tiefe Schluchten von Norden — die österreichische Stellung ihrer ganzen Länge nach (6 km) aus der Flanke von Abschnitt zu Abschnitt aufzurollen. Sowohl die obere Führung als die Unterführer finden in dem wechselvollen Kampfe Gelegenheit, ihre Entschlußfähigkeit und taktische Beweglichkeit zu zeigen. Die Eigenart des Kampfes

Digitized by Google

bringt mehrfach ein Durcheinander der Verbände, ähnlich dem in unseren jüngsten Schlachten.

Der Sieg von Prag bildet den herrlichen taktischen Abschluß einer glänzenden operativen Einleitung. Dieser Feldzug zeigt uns vor allem das Schwergewicht der moralischen Faktoren. Der überraschende Einmarsch der Preußen aus verschiedenen Richtungen wirkt auf das ungünstigste auf die Haltung der Österreicher; die Überlegenheit des Angriffs über die Verteidigung liegt klar zutage.

Der Einmarsch in dieser Form war durch die gegebene Aufstellung in weiter Linie begründet, er bot den Vorteil leichterer Verpflegung; berechtigt war er durch die zerstreute Aufstellung der Österreicher, durch deren mangelhafte Kriegsrüstung und die Hoffnung, hier durch Überraschung einen entscheidenden Schlag ausführen zu können. Trotzdem bleibt er ein großes Wagnis, eine kühne Tat. Wenn nur einer der vier österreichischen Gruppenführer über ein besonderes Maß von Energie verfügte, so war eine große Störung gegeben und das Gelingen in hohem Maße gefährdet; noch mehr, wenn eine einheitliche Leitung es verstand, ein Zusammenwirken aller oder einzelner Gruppen sicherzustellen. Doch das Glück war überall mit dem König; es gab aber auch so noch eine Reihe von Reibungen zu überwinden. Es ist nicht des Königs Schuld, wenn Schwerin hier nicht genug auf den Gedankengang der obersten Führung eingeht, der König hat getan, was in seiner Macht lag.

Den Anstoß haben die wagemutigen Generale gegeben, das soll immer ihr Verdienst bleiben; darum ist das Verdienst des Königs nicht geringer, der sich fortreißen läßt, dann aber die Verantwortung auf sich nimmt und den ursprünglichen Gedanken weiter ausbaut. Zwei Punkte treten besonders hervor: einmal die innere Freiheit, mit welcher er stets von Fall zu Fall handelt und nirgends mehr befiehlt, als er mit Sicherheit vermag, zweitens das Streben, das feindliche Heer vernichtend zu schlagen.

Die Lehrzeit ist jetzt vorüber, der König steht auf der Höhe des Feldherrntums in bezug auf Wollen und Können; mit der Durchführung dieser Operation hat er sich weit über seine Zeit erhoben und darum vor allem bleibt der Feldzug von Prag für alle Zeiten „die größte Kriegshandlung des Jahrhunderts".*)

Kolin. Mit der Schlacht von Prag und dem Rückzuge der Österreicher in die Festung fand die Offensive des Königs ihr Ende. Er ist nun auf das Abwarten angewiesen und bald treten auch für ihn alle Nachteile zutage, welche immer damit verbunden sind (Paris 1870). Zunächst täuscht sich der König über die Widerstandskraft der seit dem 8. Mai eingeschlossenen Festung.

*) Über den Einfluß auf Moltkes Entwürfe siehe „Studien zur Kriegsgeschichte und Taktik". Herausgegeben vom preußischen großen Generalstabe; dritter Band: der Schlachtenerfolg.

Digitized by Google

Eine Ende Mai begonnene Beschießung bleibt mangels genügender artilleristischer Mittel ohne Wirkung, und die Befürchtung, daß sich die Festung nun doch noch wochenlang halten werde, macht sich um so unangenehmer fühlbar, als die Verpflegung des im ganzen 80 000 Mann zählenden Heeres immer schwieriger wird, das Eingreifen der Franzosen droht und die Sicherung der Einschließungslinie nach außen immer mehr Kräfte beansprucht.

Daun stand nach der Schlacht vom 7. bis 10. Mai bei Böhmisch Brod in gefährlicher Nähe (27 km) der Einschließungslinie. Der König erhielt hiervon erst Kenntnis, als Daun sich schon auf dem Rückzuge nach Kolin und von da nach Goltsch-Jenikau befand, und bestimmte am 10. Mai ein Sicherungskorps unter dem Herzog von Bevern, welches allmählich auf 24 000 Mann verstärkt wurde. Während nun der vorsichtige Daun fortgesetzt den Gegner überschätzt und die Furcht vor dem plötzlichen Herankommen des Königs immer wieder ihn beeinflußt, beobachten wir, daß dieser zu einer Unterschätzung des Gegners neigt. Wir sehen darin persönliches Selbstbewußtsein und das Gefühl der Überlegenheit, welches fortgesetzte Waffenerfolge gegeben haben. Der Eigensinn des immer herrischer und schroffer werdenden Königs sowie die Untätigkeit des Gegners haben ihn dann in dieser Auffassung bestärkt, auch als die Meldungen Beverns geeignet waren, selbe teilweise zu ändern.

Der König war daher mit Beverns zögerndem Verhalten nicht einverstanden, er drängte immer wieder zu entscheidendem Vorgehen. So wie der König die Lösung der Aufgabe wollte, waren aber Führereigenschaften nötig, wie sie eben nur er selbst besaß. Bevern, mit dem wir uns noch später zu beschäftigen haben, verfügte nicht über solche. Des Königs Bemühen, ihm durch einige Briefe Mut und Angriffslust einzuflößen, erwies sich als wenig wirksam, und schließlich beauftragt der König den beim Korps befindlichen Flügeladjutanten Oberst v. Fink dem Herzog mit seinem Rat behilflich zu sein, um womöglich einen Schlag auszuführen. Doch schon erwies sich die Lage so ernst, daß der König selbst mit einigen Verstärkungen von Prag heraneilt. Am 18. Juni wagt er dann bei Kolin mit 33 000 Mann den Angriff auf die in starker Höhenstellung stehende österreichische Armee (54 000), welche endlich am 12. Juni auf Befehl der Kaiserin den Vormarsch angetreten hat. Der König will den rechten Flügel des Gegners umfassend angreifen (schräge Ordnung); es gelingt aber den Österreichern diesen Flügel zu verlängern und zu verstärken, Mißverständnisse und nicht vorherzusehende Reibungen in der für alle Störungen so empfindlichen Angriffslinie zersplittern die Kräfte des Angreifers, dazu versagt, wie schon bei Prag, ein Teil der trefflichen Reiterei unter einem schwachmütigen Führer, und so mißlingt der Angriff trotz verzweifelten Heldenmutes des Königs und aller Tapferkeit der Unterführer.

Digitized by Google

Der König ist oft, aber mit Unrecht, getadelt worden, weil er bei Kolin angriff. Die allgemeine Lage und die inneren Verhältnisse des Heeres drängten zu rascher Entscheidung. Die Minderwertigkeit des Gegners war deutlich hervorgetreten, das Vertrauen auf eigenes Können und die innere Überlegenheit des Heeres sprachen für das Wagnis. Es war ein kühner, aber ein den Umständen und der Zwangslage entsprechender Entschluß, den wir umsomehr bewundern müssen, als er aus eigener Kraft erwachsen war. Bei Leuthen hat der König noch mehr gewagt; es gehörte freilich sein zäher Wille dazu, trotz der schlimmen Erfahrung von Kolin an dem Normalverfahren festzuhalten und bei Leuthen wieder in der schrägen Ordnung anzugreifen.

Der König brach nach der Schlacht infolge der Anstrengungen und Aufregungen der letzten Tage körperlich und seelisch zusammen. Auch eine weniger empfängliche Natur hätte solchen Eindrücken erliegen müssen, aber nur der starke Wille eines Friedrich konnte sich schon nach wenigen Tagen wieder zur vollen Freiheit des Geistes und zu ganzer Tatkraft erheben. Diese Tatsache verliert auch dadurch nicht an Wertschätzung, daß die österreichische Führung sich der Lage nicht gewachsen zeigt und nur zögernd nachrückt.

Der König muß die Einschließung von Prag aufheben; statt aber in einem Zuge Böhmen zu räumen, in Sachsen das Heer wiederherzustellen und dort das Weitere abzuwarten, läßt er seine Kräfte Schritt für Schritt in zwei Gruppen zu beiden Seiten der Elbe zurückgehen. Es zeugt das für die Zähigkeit und den ungebrochenen Mut des Königs, aber es war ein verhängnisvoller Schritt, denn die überlegene österreichische Hauptarmee folgt der ostelbischen Abteilung und deren Führer, zuvor Fürst Moritz von Anhalt, dann der Bruder des Königs, der Prinz von Preußen, zeigen sich der schwierigen Aufgabe nicht gewachsen. Dazu ließen die inneren Verhältnisse der oberen Führung viel zu wünschen übrig. Es war schon kein glücklicher Griff des Königs, seinem Bruder den diesem mißliebigen General v. Winterfeldt und dann auch noch auf Nachsuchen des Prinzen den General Graf Schmettau beizugeben. Damit war der Grund zu unerquicklichen Vorgängen gelegt. Auch verstand es der Prinz nicht, seine Unterführer im Zaum zu halten. So brachte der Rückzug in die Lausitz die Armeeabteilung in eine klägliche Verfassung und es war höchste Zeit, daß der König, von Winterfeldt gerufen, Ende Juli bei Bautzen eintraf und nun die Führung übernimmt. Auch die westelbische Abteilung wird größtenteils herangezogen, sie ist in guter Haltung, denn ihr Rückzug*) war nicht erheblich belästigt und die Truppen haben bei Kolin nicht mitgefochten.

Der König legte beim Zusammentreffen mit seinem Bruder die Mißstimmung gegen ihn und die unterstellten Generale in so schroffer Form zu-

*) Auch hier ist Keith dem Könige zu rasch zurückgegangen.

Digitized by Google

tage, daß der Prinz, auf das tiefste verletzt, die Armee verließ. Der König zeigt hier eine schonungslose Härte, eine gewalttätige Rücksichtslosigkeit sondergleichen. Es war gewiß gut, daß der König diese Eigenschaften besaß, ja sie waren notwendig, denn ohne sie wäre vieles nicht geleistet worden, und ebenso wie im Winter 1744/45 war auch jetzt ein schonungsloses, rücksichtsloses Auftreten nötig, um den Schwachmut und die Verzagtheit niederzukämpfen, welche nach der Niederlage sich zu regen begannen; aber in diesem Einzelfalle ist der König doch zu weit gegangen: der Prinz hatte eine Aufgabe, welche nur ein hervorragender Führer zu erfüllen befähigt war. Es trat eben wieder zutage, daß es an selbständigen Heerführern fehlte, es gab eine große Menge entschlossener Unterführer, welche auf dem Schlachtfelde Hervorragendes leisteten, dagegen zieht sich der Mangel an Heerführern durch die ganze Kriegszeit des Königs. Der Grund lag einmal daran, daß der König auf einsamer geistiger Höhe stand, daß es erst den späteren Nachkommen beschieden war, seine Gedanken und sein Verfahren zu verstehen und zu würdigen. Dazu kam, daß es „in der damaligen Heeresgliederung und Fechtweise begründet lag, daß die Befähigung eines Generals zur selbständigen Führung einer Armee eigentlich immer erst durch die Tat erprobt werden konnte". Endlich war auch die gewalttätige Art schuld, wie der König hier und später verfuhr, so daß er allmählich eine weitgehende Furcht vor jeder Verantwortung und selbständigen Aufgabe großzog. Trotz der von allen Seiten einlaufenden ungünstigen Nachrichten, trotz der schlimmen Verfassung des Heeres ist der Mut des Königs ungebrochen und er brennt vor Ungeduld die Österreicher anzugreifen, umsomehr das Herannahen der Franzosen und der Reichsarmee eine baldige Entscheidung in der Lausitz wünschenswert macht. „Er mußte über die geplante Angriffsbewegung gegen die Österreicher bereits hinausdenken" und ließ in Dresden schon Verpflegung für die Operation in westlicher Richtung bereitstellen. Das Drängen nach Schlachtentscheidung tritt nun von Anfang August bis Leuthen in den Vordergrund aller Erwägungen — kein moderner Führer kann mehr von dem Schlachtgedanken beseelt sein, als jetzt der König — was aber dieses Streben uns großartig und fast unheimlich erscheinen läßt, sind die äußeren Umstände: es ist nicht ein glücklicher Sieger an der Spitze überlegener Massen, es ist der Besiegte von Kolin, mit einem durch den Rückzug aufs äußerste mitgenommenen, an Zahl weit unterlegenen Heere. Diese Schlachten- und Angriffslust wird auch durch die vielen Enttäuschungen und niederdrückenden Einflüsse der nächsten Monate nicht geschwächt.

Zunächst erweist sich die österreichische Stellung als zu stark, sie ist auf den Flügeln unangreifbar: es war ein schwerer Entschluß für den König, von dem nach Möglichkeit vorbereiteten Angriffe abzustehen. „Wohl hatte er noch vor kurzem geäußert, daß seine verzweifelte Lage auch verzweifelte Mittel erheische, aber was er damals verzweifelt genannt hatte, war doch nur im Sinne eines großen Wagnisses gemeint. Hier aber stand mehr auf dem

Digitized by Google

Spiele. Mit 50 000 Mann die mehr als doppelt so starke Macht des Gegners in solcher Lage frontal überrennen zu wollen, blieb ein Ding der Unmöglichkeit." „Er hätte aber vielleicht trotzdem seine Truppen zum Sturmmarsch auf die Höhen geführt, wenn nicht die Erwägung, daß Europa gegen ihn in Waffen stand, ihre Schonung gebieterisch gefordert hätte." Immerhin war auch das ein Erfolg, daß das kleine preußische Heer, was heute kaum mehr denkbar, mehrere Tage (16. bis 20. August) unbehelligt den Österreichern gegenüberstehen konnte und letztere vorsichtig der Waffenentscheidung auswichen. Da ein Schlag gegen die Österreicher nicht ausführbar ist, wendet sich der König jetzt mit dem kleineren Teile seines Heeres nach Thüringen, wo die Franzosen unter Soubise und die Reichsarmee unter dem Prinzen von Hildburghausen immer näher rücken. Der Herzog von Bevern aber soll mit dem Hauptteil, etwa 41 000 Mann, der österreichischen Hauptarmee gegenüber die Lausitz und Schlesien decken. Der König „rechnet bestimmt darauf, mit den Gegnern im Westen bald fertig zu werden; bis Anfang Oktober hofft er wieder in Schlesien zu sein." Es sollten zwei Monate mehr werden.

Roßbach.

Am 25. August bricht der König von Bernstadt (32 km südöstlich Bautzen) auf und erreicht über Dresden, jetzt 25 000 Mann stark, am 13. September die Gegend von Erfurt (280 km). „Wir sehen ihn alles rücksichtslos hinter sich lassen, was auf dem Marsche nicht mitkommt, schwere Artillerie, Brückenfahrzeuge und Bagage; er macht sich von den Fesseln der sonst üblichen Verpflegung frei, was bei der geringen Stärke seines Heeres freilich leicht durchführbar war, um nur vorwärts zu kommen." Doch der doppelt überlegene Feind geht auf Eisenach zurück. Wenn ein einheitlicher Wille die Gesamtoperation der Gegner geleitet hätte, es konnte nichts für den König Empfindlicheres befohlen werden als dieser Rückzug, welcher in erster Linie aus Schwäche erfolgte. Ein weiteres Nachgehen war nicht möglich, ohne die Verbindungen mit Sachsen und der Elbe zu gefährden, ja der König ist jetzt genötigt, gegenüber den ihn von allen Seiten bedrohenden, übermächtigen Gegnern, sein kleines Heer in drei strategische Sicherungsgruppen zu teilen: er selbst bei Erfurt, Fürst Moritz bei Torgau zum Schutze gegen österreichische Truppen auf dem linken Ufer der Elbe und Prinz Ferdinand von Braunschweig im Halberstädtischen gegen das von Richelieu von der französischen Hauptarmee entsendete Korps.

Es kamen nun bange Wochen, welche immer mehr die Hoffnung auf einen Schlag nach dieser Richtung schwinden lassen, obwohl sich der Gegner noch einmal im September aus den Bergen Eisenachs hervorwagt, aber rasch nach Langensalza ausweicht. Und von allen Seiten schreitet das Verhängnis weiter. Schon Anfang September war die Kunde von dem mißglückten Angriff Lehwaldts auf die Russen bei Großjägerndorf am 31. August 1757 eingetroffen. Auch Lehwaldt*) zeigte sich der Stellung eines selbständigen Heer-

*) Zur Unterstützung ist der Flügeladjutant Major v. der Goltz zugeteilt, jedoch ohne daß dieser, wie sonst üblich, dem König unmittelbaren Bericht einreichen mußte.

Digitized by Google

führers nicht gewachsen, er versäumt es die Russen vor ihrer Vereinigung zu schlagen und zieht sich dann ängstlich zurück, bis ihn des Königs Machtgebot zum Angriff zwingt, über dessen Mißlingen der letztere jedoch kein Wort des Tadels hat. Anklam ist den Schweden in die Hände gefallen. Auch aus der Lausitz kam schlimme Kunde. Die Österreicher haben bei Moys unweit Görlitz am 7. einen Teilerfolg errungen, und Winterfeldt wird tötlich verwundet. Wir verstehen, was der Verlust dieses Mannes für den König bedeutete. Die Folge des Gefechtes war der Rückzug Beverns von der Lausitz nach Schlesien. Die österreichische Hauptarmee folgte mit 80 000 Mann und ließ 20 000 unter den Generalen Marschall und Hadick in der Lausitz zurück.

Es war nun vor allem ein großes Glück, daß die Feinde nicht zu gemeinsamem Zusammenwirken gelangen. Dann gehen die Russen wieder zurück, und schon denkt der König daran, Lehwaldt auf den westlichen Kriegsschauplatz heranzuziehen, als die französische Hauptarmee unter Richelieu, aus noch heute nicht ganz aufgeklärten Gründen, in die Winterquartiere geht und sich damit begnügt, einige Verstärkungen an Soubise abzugeben.

Nachdem nun Mitte Oktober der Zug des Generals Hadick mit 5000 Mann aus der Lausitz nach Berlin vorübergehende große Beunruhigung für die Führung und viele Anstrengungen für die sofort dahin in Marsch gesetzten Truppen gebracht hatte, steht der König am 18. Oktober auf dem rechten Elbeufer bei Herzberg, um sich nach Schlesien zu wenden. Dort ist Bevern bereits nach Breslau zurückgedrängt und ein österreichisches Korps schickt sich an, Schweidnitz zu belagern. Der König will auf Görlitz marschieren, hofft dort das österreichische Korps Marschall zu schlagen und dann Schweidnitz zu entsetzen. Bevern aber soll sich der Hauptarmee, wenn diese auf die Kunde von des Königs Anmarsch sich gegen ihn wendet, anhängen: Auch ein moderner Stratege könnte nichts Besseres planen!

Da kommt eine unerwartete, den König aber hoch erfreuende Nachricht. Keith, welcher mit 4000 Mann in der Gegend von Naumburg gestanden hatte und nach Leipzig zurückgedrängt wurde, meldet, daß die Verbündeten gegen ihn anrücken. Sofort ist der Entschluß des Königs gefaßt: ... „unter Hintansetzung aller Nebenrücksichten und mit zu damaliger Zeit unerreichten Marschleistungen erfolgt die außerordentlich schnelle Versammlung der am 24. Oktober früh noch in vier Gruppen (bei Leipzig, Magdeburg, Groß Ziescht und Grochwitz) stehenden Armee in vier Tagen bei Leipzig". Welch eine Enttäuschung war es wieder, als der König nun am 4. November die Verbündeten auf den Höhen bei Mücheln (zwischen Naumburg und Halle) angreifen will und er auch diesen Gegner in einer für seine kleine Streitmacht unangreifbaren Stellung

---

Eine bedeutende Leistung im Verbindungsdienste zeigt Premierleutnant v. Humboldt von den Plettenberg-Dragonern, welcher am 5. Juli von Insterburg zu dem König nach Böhmen gesandt war und schon am 18. nach Wehlau zurückkehrt, nachdem er täglich durchschnittlich 125 km zurückgelegt hatte.

Digitized by Google

findet. Es zeugt für die Besonnenheit des Königs, wenn er auch hier nicht das Unmögliche fordert, er geht zurück und „in der Erwartung, daß der Mangel an Lebensmitteln die Verbündeten bald zum Angriff oder Abmarsch zwingen werde, daß sich also die Gelegenheit zum Schlage so oder so ergeben werde, beschließt er jetzt, die Maßnahmen des Gegners abzuwarten".

Die Verbündeten, welche sich seit Tagen in schlechter materieller Verfassung befinden, beurteilen das Verhalten des Königs als Schwäche und wagen im Vertrauen auf ihre Zahlenüberlegenheit am 5. November den Angriff. Sie wollen die preußische Stellung auf den Höhen von Roßbach im großen Bogen südlich umgehen. Der König glaubt sie zuerst im Abmarsch nach Freyburg. Als er die Täuschung erkennt, ist er sofort entschlossen, die Umgehung nicht abzuwarten, sondern er rückt, gedeckt durch den Höhenzug von Lunstaedt, nach links und greift den anmarschierenden Gegner überraschend an. Seydlitz ist hier als Reiterführer vorbildlich. Der König aber zeigt uns, daß im Gegenangriffe der wirksamste Schutz gegen Umfassungsversuche liegt; allerdings muß man auch berücksichtigen, daß diese hier ohne taktisches Verständnis und Geschick mit zum Teil sehr minderwertigen Truppen ausgeführt wurden.

Der moralische Erfolg des Sieges war ungeheuer und lange nachwirkend. Daß die Reichsarmee militärisch nichts wert war, wußte man vor Roßbach, aber die Franzosen hatten einen guten Ruf, weit verbreitet war die Ansicht von ihrer Unbesiegbarkeit, und jeder Deutsche, ob er mit oder gegen Friedrich kämpfte, freute sich jetzt und später dieses Sieges. Der Wert des nur schwach ausgenützten Erfolges lag für Friedrich aber darin, daß er sich nun unbesorgt dem militärisch um vieles gefährlicheren Gegner zuwenden konnte und daß dieser Sieg den Mut stärkte und das Vertrauen erhöhte, um eine Tat ohnegleichen in der Geschichte zu wagen.

Von Roßbach bis Leuthen.

Der Herzog von Bevern zeigte sich der Aufgabe, die österreichische Hauptarmee am Vordringen gegen die Mark und Schlesien zu hindern, nicht gewachsen. Gewiß war die Aufgabe schwierig, denn die Zahlenüberlegenheit und das Übergewicht der leichten Truppen des Gegners war groß; dieser war aber schwerfällig und nicht zu entscheidenden Schritten geneigt; und tatsächlich hat es im Laufe dieses Feldzuges nicht an günstigen Lagen zu längerem Widerstande oder zu angriffsweisem Verfahren gefehlt. Der Herzog war ein tüchtiger und tapferer Unterführer, aber schon von Natur nicht der Mann, unter schwierigen Verhältnissen auf einem selbständigen Kriegsschauplatze rasche und entscheidende Entschlüsse zu fassen. So fühlte er sich von Anfang an der Aufgabe nicht gewachsen, wie er selbst dem König erklärt. Dazu mag noch die Erinnerung an das Mißgeschick des Prinzen von Preußen und dessen schroffe Behandlung niederdrückend eingewirkt haben; gewiß hat mehr als die Furcht vor dem Feinde die Angst vor den Weisungen des Königs ihn beherrscht. Der König hatte zwar Winterfeldt beigegeben, aber einmal ließ auch hier

Digitized by Google

das persönliche Verhältnis zu wünschen übrig, dann starb ja dieser bald und nun verfiel der Herzog „dem sich ihm aufdringenden, übervorsichtigen und ängstlichen Rate einiger seiner Generale und des Armeeintendanten, der seine Aufgabe, die Truppen zu verpflegen, als Selbstzweck ansah".*) Mehrfach warnt der König vor dem Kriegsrate, auch sucht er in seinen Zuschriften den Wagemut und das Selbstvertrauen seines Generals zu heben, aber, ich möchte sagen, naturgemäß umsonst. — So ist Bevern bald aus der Lausitz bis Breslau zurückgedrängt, Ende September, und bleibt dort wochenlang untätig stehen, auch als die Österreicher ihre Kräfte zur Belagerung von Schweidnitz teilen. Am 22. November greifen ihn dann endlich die letzteren auf Befehl aus Wien an, am 24. wird Breslau von Generalleutnant v. Lestwitz schmählich übergeben und am selben Tage Bevern selbst gefangen. Generalleutnant v. Kyau aber und, nach dessen Enthebung vom Kommando, Zieten, führen die Reste des Heeres, über 18 000 Mann und 46 „Brummer", über Glogau nach Parchwitz dem Könige zu (1. und 2. Dezember).

Dieser ließ den Prinzen Heinrich mit 3 Bataillonen, 6 Eskadrons an der Saale zurück, Keith wurde beauftragt, mit 12 Bataillonen, 14 Eskadrons eine Bewegung über das Erzgebirge gegen Prag zu machen, um das österreichische Korps aus der Lausitz abzuziehen, denn einen Kampf mit diesem, wie noch im Oktober, kann der König jetzt nicht mehr anstreben.

Friedrich selbst bricht am 13. November mit 13 000 Mann (18 Bataillone, 28 Eskadrons) von Leipzig auf und trifft über Torgau am 28. in Parchwitz ein (über 300 km) „eine für damalige Truppen bedeutende Marschleistung, die nur ermöglicht wurde, indem der König nicht lagern, sondern kantonieren und durch die Quartierwirte verpflegen ließ, eine Maßregel, die er auch später in ähnlichen, drängenden Kriegslagen angewendet und sich damit für einen wichtigen Zweck über die Pedanterie seiner Zeit hinweggesetzt hat".

Wir sehen auch in diesen Tagen den König rasch und frei von jedem Schema die der wechselnden Lage entsprechenden Befehle geben, ebenso tritt uns das Streben nach entscheidender Vernichtung des gegnerischen Heeres mit elementarer Gewalt entgegen. Wir müssen das umsomehr bewundern, wenn wir die Stärkeverhältnisse betrachten und in Erwägung ziehen, daß ein Mißlingen gleich war mit völligem Untergange. Die Korrespondenz des Königs in diesen Tagen ist ebenso ein Beweis für sein Heldentum als der Tag von Leuthen. Wie es schon im Oktober zum Ausdrucke gekommen, so bleibt auch jetzt noch zunächst der Leitgedanke, das feindliche Heer in die Mitte zu nehmen und es von seinen rückwärtigen Verbindungen abzuschneiden.

Zuerst kam dann am 17. November in Großenhain die Kunde vom Fall von Schweidnitz (12. November). Der König hofft, daß Bevern sofort

*) v. Leszczynski, Generalmajor: Breslau und Leuthen. Militär-Wochenblatt 1900, 7. Beiheft. Die Darstellung folgt von jetzt ab diesem Aufsatze, da der Band Leuthen des Generalstabswerks noch nicht erschienen ist.

Digitized by Google

angreift, um den Schlag auszugleichen — allerdings etwas viel für Bevern! — und will dann bei gutem Ausgange den Österreichern durch den Marsch auf Hirschberg und Landeshut den Rückzug abschneiden, im ungünstigen Falle aber über Glogau auf Breslau marschieren, das unbedingt gehalten werden soll. In den nächsten Tagen gestaltet sich dann der Plan dahin aus, daß der König gerade auf Breslau marschieren will; Bevern soll sich den Österreichern anhängen, und durch gemeinsamen Angriff aus verschiedenen Richtungen hofft er, dann den Gegner nach der Oder abzudrängen.

Nun folgen rasch die weiteren Enttäuschungen: am 25. in Naumburg kam die Kunde von der Niederlage bei Breslau (22.); Bevern soll jetzt Breslau halten, die anderen Truppen aber auf Leubus a. O. lenken, wo sich der König mit ihnen vereinen will. Am 27. in Lobendau erhält er dann die Nachricht vom Fall Breslaus und dem fluchtartigen Rückzuge der Armee. Die Enttäuschung war eine furchtbare, der König war innerlich tief erschüttert; aber auch so viel Unglück vermag ihn nicht niederzuwerfen und seine Spannkraft wächst mit der Gefahr. Am 28. November schreibt er seine letztwillige Verfügung nieder und trotz aller schwachmütigen Vorschläge, welche sich aus der Umgebung an ihn heranmachen, trotz aller Zweifel und Befürchtungen in der eigenen Brust, kommt er zu dem Entschlusse, das Äußerste zu wagen und die Österreicher unter allen Umständen anzugreifen, auch wenn sie „auf dem Zobten oder auf den Kirchtürmen von Breslau stehen". Denn ohne einen Sieg war er verloren. „Es war also das Gesetz der strikten Notwendigkeit, was zu einem verzweifelten Entschlusse führte, und eine höhere Weisheit gibt es in solchen Lagen nicht."*) Aber wie viele Männer hat es wohl überhaupt gegeben, welche diese schlichte Notwendigkeit erkannt und noch mehr den Heldenmut gehabt hätten, demgemäß zu handeln? Es war jetzt des Königs Glück, daß er schon lange mit vorsichtiger Klugheit sich und sein Heer mit dem Gedanken vertraut gemacht hatte, den Kampf gegen einen überlegenen Gegner bestehen zu müssen; darauf ist ja sein taktisches Verfahren zugeschnitten. Dazu kam, daß die natürliche Anlage des Fürsten durch die ganze bisherige Entwicklung und durch fortgesetzte Selbstzucht sich zu einer in der Geschichte einzig dastehenden Angriffslust und Zähigkeit des Widerstandes ausgewachsen hatte.

Der König weiß, daß die Österreicher in einem verschanzten Lager vor Breslau stehen; so will er denn über die Weistritz vorgehen und den linken Flügel angreifen.

Der kühne Entschluß übte einen gewaltigen Einfluß auf das fast nur noch aus Landeskindern bestehende Heer. Was der König auch in diesen Tagen Kluges getan hat, um die Stimmung und Leistung zu heben (neue

*) Clausewitz: Hinterlassene Werke, 10. Band.

Digitized by Google

Schlachtordnung — Verpflegung — Beförderungen — Ansprachen), das ausschlaggebende Mittel zum Erfolge war doch sein persönliches Beispiel an Wagemut und Entschlossenheit.

So ging das in scharfer Zucht erzogene Heer voll Begeisterung und in feierlicher, der Wichtigkeit des Tages entsprechender Stimmung dem Kampfe entgegen, bereit und fähig, das Äußerste zu wagen.

Am 4. Dezember bricht der König von Parchwitz auf, nimmt bei Neumarkt eine sorglos vor der Front befindliche österreichische Feldbäckerei weg und erhält am Abend die zuerst ungläubig aufgenommene, fast undenkbare Nachricht, daß die Österreicher ihre feste Stellung verlassen hätten und nun, mit der Weistritz im Rücken, dicht vor ihm ständen. Dadurch wurde nun freilich der Angriff wesentlich erleichtert, aber trotzdem bleibt Leuthen einzig in der Geschichte. Mit 31 000 Mann greift der König am 5. Dezember das mehr als doppelt so starke Heer der Österreicher an und führt fast seine ganze Macht in schräger Ordnung gegen den strategisch und taktisch schwachen linken Flügel des Gegners vor. Dieser wird schnell zertrümmert, und der Rest des österreichischen Heeres nimmt jetzt Stellung in Höhe von Leuthen mit Frontveränderung nach Süden. Ein heißer Kampf entbrennt in dieser Linie und besonders um den Ort und den dortigen Kirchhof. Als sich der an Zahl überlegene Gegner nochmals nördlich des Dorfes zum Widerstande setzt, ist die Gefechtskraft der preußischen Infanterie erschöpft, da bringt Generalleutnant v. Driesen mit den 55 Eskadrons des linken Flügels durch überraschendes Eingreifen von der Flanke her die Entscheidung. Es ist das Verdienst Nádasdys, welcher den Rückzug deckte, daß die Österreicher zumeist noch rechtzeitig die Weistritz-Übergänge gewinnen. Durch den Hochdruck der Lage und das Verlangen nach einem Vernichtungsschlage wird der König hier auch dahin gebracht, die Gedanken zu verwirklichen, welche ihn bezüglich Ausnützung des Sieges schon in den Friedensjahren vielfach beschäftigt haben. Wir sehen vom 6. Dezember ab den General Zieten mit 11 Bataillonen, 65 Eskadrons eine strategische Verfolgung ausführen. Auch hier stellt der König die höchsten Anforderungen, er treibt immer vorwärts. In tief zerrüttetem Zustande kam die österreichische Armee in Böhmen an, kaum 20 000 Mann mehr unter den Waffen.

Damit fand die kühne Tat des Königs einen über Erwarten reichen Lohn. Es war und bleibt ein Erfolg sondergleichen in der Geschichte. Auch bei Königgrätz und Sedan hat die preußische Führung großartige Erfolge erzielt, aber diese Großtaten überragt Leuthen, wo der vielgeprüfte König in einem Übermaß von Willenskraft ein heldenmütiges Heer aus tiefer Bedrängnis zum Vernichtungsschlage gegen den an Zahl überlegenen, tapferen und durch mehrfache Erfolge gehobenen Gegner führt.

Digitized by Google

Schlußbetrachtung.

Es ist eine eigenartige, in den damaligen Zeitverhältnissen begründete Entwickelung, welche der König bis Leuthen durchmacht. Der Lebensweg moderner Strategen ist ein anderer! Bildung und Charakterentwickelung, Erziehung und Selbstzucht setzen auf einem von damals verschiedenen Wege ein. Es ändert sich eben dieser Werdegang mit den allgemeinen Zeitverhältnissen, mit der fortschreitenden Kultur und Bildung. Napoleon, der Sohn der französischen Revolution, — Moltke der preußische General des 19. Jahrhunderts, haben eine andere persönliche Entwickelung als der große König durchgemacht. —

Wir haben manche Unvollkommenheit, viele Irrtümer und Mißgriffe im Verfahren des Königs festgestellt: auch dieser königliche Held hat eben, wie jeder Sterbliche, seine Mängel, aber um so gewaltiger treten die Vorzüge hervor. Sein Feldherrntum wurzelt in einem nie erlöschenden Ehrgeiz, in einem unvergleichlichen Pflichtgefühl, in unermüdlichem Schaffensdrange, einem stolzen Selbstbewußtsein und einer unbeugsamen Willenskraft. Dazu kommt eine vorsorgliche Klugheit, Klarheit des Geistes und von Jugend auf der praktische Sinn für das Wesentliche. Wir haben gesehen, der König ist eine vorsichtige Natur, — er bereitet sich mit allen Mitteln zum Kampfe vor, neigt wiederholt zum Abwarten und Zurückhalten, er verabscheut alle zu weit gehenden Pläne, er zeigt sich schon jetzt, wie später noch mehr, als Meister in der Beschränkung. Aber vor allem ist der König doch eine Kampfesnatur sondergleichen! Das zeigt er schon in der Jugend und als ihm das Geschick dann den Kampf mit einer gewaltigen Übermacht aufbürdet, will er streiten, solange ein Atemzug in ihm ist. So kämpft er mutig gegen die schwachen Anwandlungen im eigenen Innern, so streitet er herzhaft gegen allen Widerstand im eigenen Heere, so wählt er in jeder Notlage, statt nachzugeben, den Entschluß zum Widerstand auf das äußerste. Das Kraftvolle und Wagemutige dieser Kampfesnatur tritt am erhabensten dadurch hervor, daß er auch in der schlimmsten Lage niemals an reine Abwehr denkt, sondern stets angreifen, ja vernichten will. So wird die ganze Taktik der beiden Hauptwaffen der Ausdruck dieser persönlichen Eigenart. Niemals in der Geschichte hat ein kühnerer Geist die Kampfesarbeit vorbereitet und geleitet!

Als der König auftritt, findet er bereits ein vortreffliches Heer vor. Er begnügt sich nicht dieses auf der übernommenen Höhe zu erhalten, sondern bringt es durch neue Schöpfungen — schräge Ordnung, Treffentaktik der Reiterei — zu einer einzig dastehenden taktischen Leistungsfähigkeit. So sucht er seinesgleichen als Organisator, Taktiker und Erzieher; aber noch bedeutungsvoller ist die Art, wie er das Heer operativ verwenden will.

Digitized by Google

Hier hat er fast nichts Brauchbares vorgefunden, hier ist er fast durchweg Neuerer — hier steht er weit über fast allen seinen Generalen — und bleibt von seinen Zeitgenossen und nächsten Nachkommen unverstanden. — Er hat uns als erster gelehrt, das feindliche Heer zum Operationsobjekt zu nehmen und dessen entscheidende Vernichtung in der Schlacht anzustreben, er hat uns das Zusammenhalten der Kräfte, die Vorzüge des angriffsweisen Verfahrens, das Verhalten in der strategischen Verteidigung, den Anmarsch getrennter Heeresabteilungen aus verschiedenen Operationsrichtungen gegen das seine Aufstellung ändernde feindliche Heer, endlich das Verfahren im Kampfe gegen mehrere Gegner, zuerst in einer mustergültigen Weise vorgeführt. Unsere ganze moderne Theorie in all diesen Punkten hat als Ausgang das Verfahren des Königs; Clausewitz*) hat ebenso auf Friedrich dem Großen wie auf Napoleon I. aufgebaut, und darum ist nicht Napoleon, sondern der große König der Bahnbrecher auf dem Wege modernen Feldherrntums.

Darin liegt für uns die Bedeutung Friedrichs des Großen, und wenn auch die Einführung der Massenheere, die heutigen Verkehrsmittel und die gesteigerte Waffenwirkung die äußeren Formen der Kriegführung geändert haben, so wird es doch noch immer nutzbringend sein, in den Großtaten des Königs die unveränderlichen Grundbedingungen guter Heerführung, den Einfluß eines hervorragenden Charakters auf den Gang der Begebenheiten und das Gewicht der seelischen Kräfte im Gegensatz zu dem der toten Hilfsmittel zu erkennen.

*) Leider ist das gehaltvollste Werk der deutschen Militärliteratur, das Buch des Generals v. Clausewitz „Vom Kriege" der heutigen Generation nur wenig bekannt.

Gedruckt in der Königlichen Hofbuchdruckerei von E. S. Mittler & Sohn. Berlin SW., Kochstraße 68—71.

Digitized by Google

Digitized by Google

Kriegsgeschichtliche angewandte Übungen.

Die Operationen an der Iser im Juni 1866

von

C. Hauschild,
Hauptmann a. D.

(Mit einer Karte in Steindruck.)

Nachdruck verboten.
Übersetzungsrecht vorbehalten.

Inhalt: Vorbemerkung S. 125. — A. Die Operation der Armeeabteilung des Kronprinzen Albert von Sachsen (Iserarmee) vom 24. bis 29. Juni S. 126. — Kriegsgliederung S. 126. — Die Iserarmee am 24. und 25. Juni S. 127. — Dieselbe am 26. Juni S. 131. — Dieselbe am 27. Juni S. 139. — Dieselbe am 29. Juni vormittags S. 145. — Die Brigade Ringelsheim am 29. Juni nachmittags S. 149. — Die Iserarmee am 29. Juni nachmittags S. 151. — Dieselbe am 29. Juni abends S. 155. — Allgemeine Betrachtungen S. 160. — B. Die Operation der Ersten Armee unter Prinz Friedrich Karl vom 24. bis 29. Juni S. 167. — Kriegsgliederung S. 167. — Die Erste Armee am 24. Juni S. 168. — Dieselbe am 26. Juni S. 174. — Dieselbe am 28. Juni S. 180. — Dieselbe am 29. Juni S. 185. — Die 5. Infanteriedivision am 29. Juni S. 190. — Allgemeine Betrachtungen S. 197.

Vorbemerkung.

Die Kunst der Heer- und Truppenführung — einer durchaus praktischen Betätigung — wird auch außerhalb des Geländes am zweckmäßigsten durch Übung an bestimmten Einzelfällen gefördert. Die sachlichste Grundlage hierfür, zugleich die überzeugendste Kritik, bildet die Kriegsgeschichte. Derartige kriegsgeschichtliche angewandte Übungen sind als theoretisches Vorbereitungsmittel für die praktischen Aufgaben des Krieges von den bedeutendsten Führern geübt und anempfohlen worden.*) Die vorliegende Arbeit möge einen Beitrag zu dieser anregendsten und belehrendsten Art kriegsgeschichtlichen Studiums liefern.

Dem Lehrzweck entsprechend ist die heutige Organisation, Bewaffnung und Ausrüstung der deutschen Armee den Übungsaufgaben zugrunde gelegt worden.**)

Essen, Februar 1904.

*) Auch den zum preußischen großen Generalstabe kommandierten Offizieren sind die Schlußaufgaben im Jahre 1903 auf kriegsgeschichtlicher Grundlage gestellt worden (Kriegslagen in den ersten Augusttagen 1870).

**) Bezüglich der außerhalb der beigegebenen Karte liegenden Örtlichkeiten wird auf den Atlas oder auf Übersichtskarten wie die Vogelsche 1 : 500000 (Blatt Görlitz) verwiesen.

Digitized by Google

A.

Die Operation der Armeeabteilung des Kronprinzen Albert von Sachsen (Iserarmee) vom 24. bis 29. Juni.

Angenommene Kriegsgliederung der österreichisch-sächsischen Armeeabteilung an der Iser.*)

Kriegsgliederung.

1. österreichisches Armeekorps:
1. Infanteriedivision (13 Bataillone, 3 Eskadrons, 12 Batterien usw.),
2. Infanteriedivision, dabei drei Infanteriebrigaden (18 Bataillone, 3 Eskadrons, 12 Batterien usw.).

Sächsisches Armeekorps:
1. Infanteriedivision (12 Bataillone, 2 Eskadrons, 12 Batterien usw.),
2. Infanteriedivision (12 Bataillone, 2 Eskadrons, 12 Batterien usw.),
Kavalleriebrigade (12 Eskadrons, 1 Batterie).

1. Kavalleriedivision (12 Eskadrons, 3 Batterien, Maschinengewehr-Abteilung, Radfahrerabteilung, Pionierabteilung).
Munitionskolonnen und Trains in üblicher Zusammensetzung.

Der 24. und 25. Juni.

Kriegslage am 24. Juni nachmittags.

Truppenverteilung: 1. Armeekorps um Münchengrätz (verschanzte Stellung bei Kosmanos, Front gegen Norden, vorbereitet); Sicherungsabteilungen gegen Hühnerwasser und Weißwasser; eine gemischte Brigade der 2. Infanteriedivision**) nebst einem Regiment der 1. Kavalleriedivision war der sächsischen 2. Infanteriedivision aus der Gegend von Leitmeritz als Arrieregarde bis Melnik gefolgt.

Vom sächsischen Armeekorps sollten die 2. Infanteriedivision nach anstrengendem Marsch von Melnik her bis zum späten Abend die Gegend von Jung-Bunzlau und südlich erreichen, die 1. aus der Gegend westlich Chlumetz die Gegend zwischen Lustenitz und Nimburg, Munitionskolonnen und Trains Krshinetz und Umgegend.

---

*) Tatsächlich bestand das 1. Armeekorps aus fünf gemischten Brigaden (zu 2 Infanterieregimentern von 3 Bataillonen, 1 Jägerbataillon, 1 Batterie von 8 Geschützen), der Korpskavallerie (4¼ Eskadrons), der Korps-Geschützreserve (5 Batterien zu 8 Geschützen) usw.; das sächsische Armeekorps aus 2 Infanteriedivisionen (jede aus 2 Infanteriebrigaden von 5 selbständigen Bataillonen, 2 Eskadrons, 2 Batterien zu 6 Geschützen usw.), der Reiterdivision (2 Brigaden zu 2 Regimentern zu 3 Eskadrons, 1 reit. Batterie zu 6 Geschützen) und der Reserveartillerie (5 Batterien zu 6 Geschützen); die 1. Kavalleriedivision (dem Kommandierenden des 1. österreichischen Armeekorps, General d. Kav. Grafen Clam-Gallas, unterstellt) aus 3 Brigaden zu 2 Regimentern zu 5 Eskadrons (wovon ein Regiment abkommandiert) und 3 reitenden Batterien zu 8 Geschützen.

**) Brigade Ringelsheim.

Digitized by Google

Die 1. Kavalleriedivision stand um Turnau mit Aufklärung gegen Reichenberg, Gabel, Böhmisch-Leipa; die sächsische Kavallerie auf dem rechten Iserufer, westlich Jung-Bunzlau.

Ursprünglich hatte die Absicht bestanden, beim Vorrücken des Gegners das 1. Armeekorps von der Iser, das sächsische aus einer Versammlung bei Chlumetz an die Hauptarmee heranzuziehen, deren Spitzen am 26. Juni bei Josefstadt eintreffen sollten. Sie war durch den Befehl des Höchstkommandierenden vom 20. Juni abends dahin umgeändert worden, daß die Iser-Armeeabteilung in der Stellung Münchengrätz—Jung-Bunzlau vereinigt werden und vorläufig bleiben sollte, die 1. Kavalleriedivision um Turnau. „Werden diese Truppen von überlegenen Kräften zum Rückzug genötigt, so nehmen sie diesen gegen die . . . Aufstellung der Armee." Letztere sollte nunmehr bereits in den Tagen vom 25. ab bei Josefstadt eintreffen und mit der Masse bis zum 29. zwischen Josefstadt und Horschitz aufmarschieren, um daraufhin die Offensive in einer Richtung zu ergreifen, die von den Nachrichten über den Gegner abhängen würde.

Aus den bisher eingegangenen Nachrichten über den Feind hatte der Oberbefehlshaber der Iser-Armeeabteilung entnommen, daß mehrere Armeekorps (Zweite Armee) in Oberschlesien an der Neiße versammelt wären,*) daß die Erste Armee in Stärke von etwa drei Armeekorps von der Lausitz, die Elbarmee in Stärke von drei bis vier Infanteriedivisionen von Sachsen her die böhmische Grenze in den Richtungen Reichenberg, Gabel, Böhmisch-Leipa überschritten hätten, und zwar mit der Masse am 23., mit einzelnen Teilen (westlich Schluckenau) am 22. Die letzten Meldungen ergaben, daß starke Kräfte des Feindes sich auf Gabel und Niemes, geringere auf Reichenberg gewendet hatten, daß vorgeschobene Teile der österreichischen 1. Kavalleriedivision mit Vortruppen des I. preußischen Armeekorps zwischen Reichenberg und Kratzau zusammengestoßen waren, Reichenberg aber noch am 24. 3 Uhr morgens frei vom Feinde gewesen war, daß (nach Angabe von Zivilbehörden) am 23. starke feindliche Kolonnen bis Kreibitz und gegen Böhmisch-Leipa vorgedrungen waren, Massen dahinter bei Rumburg und Schluckenau standen, und daß sich der Feind nach der Richtung auf Prag erkundigt hatte.**)

Wie ist die Lage der Armeeabteilung aufzufassen?

Aufgabe und Vorschlag zur Lösung.

Falls der Gegner im Vormarsch bleibt, kann er einige Tage eher an der Iser eintreffen als die vordersten Teile der diesseitigen Hauptarmee, selbst wenn diese nach Eintreffen bei Josefstadt ohne Unterbrechung weitermarschieren sollten. Seine starke Überlegenheit über die Iser-Armeeabteilung

*) Sächsisches Generalstabswerk S. 46, Nachrichten vom 20. Juni.
**) Sächsisches Generalstabswerk, v. Lettow-Vorbeck (Krieg 1866, II.).

Digitized by Google

steht außer Zweifel. Es ist daher wahrscheinlich, daß diese am 26. oder 27. von überlegenen Kräften angegriffen werden wird. Im Sinne des Armeebefehls soll sie es alsdann nicht auf eine Entscheidung an der Iser ankommen lassen, sondern durch Abmarsch Anschluß an die Hauptarmee suchen; das wäre, da Horshitz als deren äußerster linker Flügel ausersehen ist, zweckmäßig in der allgemeinen Richtung auf Smidar, zur Verlängerung des linken Armeeflügels.

Solange es jedoch ohne Gefährdung des Anschlusses angängig ist, soll die Armeeabteilung in der Stellung Münchengrätz—Jung-Bunzlau bleiben. Es ist immerhin möglich, daß der Gegner durch die Anwesenheit der diesseitigen Kräfte zu vorsichtigem Vorgehen, zu zeitraubendem Aufmarsch nach Durchschreiten der Gebirgsengen veranlaßt wird. In diesem Fall wäre allerdings Aussicht vorhanden, daß die Armeeabteilung, von den vordersten Teilen der Hauptarmee rechtzeitig verstärkt und durch die Geländevorteile des linken Iserufers unterstützt, den Iserabschnitt bis zum Eintreffen weiterer Kräfte zu halten vermag. Solches wäre von wesentlichem Vorteil für eine Offensive der österreichischen Hauptarmee sowohl in dieser Richtung wie gegen Schlesien: in ersterem Falle würden die Kräfte an der Iser als Heeresavantgarde Zeit für das Aufmarschieren und Vorführen der Hauptarmee gewinnen, in letzterem als Flankenschutz der gegen Schlesien operierenden Hauptarmee dienen.

Die Armeeabteilung ist also zum Kampf um Zeitgewinn an der Iser bereitzustellen. Zu dem Zweck sind in erster Linie die Haupt-Anmarschrichtungen des Feindes näher festzustellen. Die 1. Kavalleriedivision wird die bei Reichenberg gewonnene Fühlung aufrecht erhalten und den dort anmarschierenden Teilen des Gegners, welche am weitesten vorgedrungen zu sein scheinen, Aufenthalt zu bereiten suchen. Hierfür ist das eingeengte Gelände günstig. Westlich ist von der Division auf den von Zittau und Rumburg her über das Lausitzer Gebirge führenden Straßen aufzuklären, östlich über Eisenbrod und Starkenbach gegen die Pässe des Iser- und Riesengebirges zu beobachten. Der sächsischen Kavallerie würde Aufklärung auf den von Kreibitz gegen Niemes und Habstein führenden Wegen und Beobachtung weiter westlich bis zur Elbe zufallen.

Um der Kavallerie Rückhalt zu geben und sie in der Verzögerung des feindlichen Vormarsches zu unterstützen, wären hinter ihr Aufnahmeabteilungen der anderen Waffen nachzusenden bezw. zu belassen: seitens des 1. Armeekorps an der Straße Münchengrätz—Niemes und den Hauptstraßen östlich, seitens des sächsischen Armeekorps westlich davon.

Der eigentliche Widerstand ist am linken Iserufer zu leisten. Hierzu ist dem sächsischen Armeekorps der Abschnitt vom Übergang bei Bakow bis zum Übergang der Straße Jung-Bunzlau—Besno bei Pod Krnsko (beide einschließlich) zuzuweisen, dem stärkeren 1. Armeekorps weiter oberhalb bis

Digitized by Google

Turnau. Das 1. Armeekorps hat sich, außer gegen Angriffe von Hühnerwasser und Böhmisch-Aicha her, besonders gegen solche aus nördlicher Richtung einzurichten, da die Übergänge von Podol, Turnau und Eisenbrod auf den kürzesten Anmarschrichtungen der preußischen Ersten Armee gegen die österreichische Hauptarmee liegen. Das sächsische Armeekorps hat, außer zur Verteidigung gegen Nordwesten und Westen, zur Unterstützung des 1. Armeekorps bereit zu sein.

Wenngleich für die angestrengten sächsischen Truppen am 25. Ruhe erwünscht wäre und das Erscheinen feindlicher Infanterie an der Iser nicht vor dem 26. zu erwarten ist, so werden doch auch diese Teile ihre Stellungen schon am 25. einzunehmen haben, um sich sorgfältig in ihnen einrichten zu können. Die bei Melnik eingetroffene Brigade des 1. Armeekorps und das Kavallerieregiment der 1. Kavalleriedivision sind zwecks besserer Einheitlichkeit wieder ihren höheren Verbänden anzugliedern.

Bei der ganzen Aufstellung ist wesentlich, daß im Bedarfsfalle unbehindert der Rückzug über Gitschin und südlich davon angetreten werden kann. Demgemäß sind Weisungen für die Kolonnen und Trains zu geben und die Abmarschstraßen zu verteilen.

Der Armeebefehl für den 25. würde also folgende Maßnahmen zu betreffen haben:

1. Für die 1. Kavalleriedivision Aufklärung auf den Straßen, welche aus der Linie Reichenberg—Rumburg gegen die Iser bei und oberhalb Münchengrätz führen; Verzögerung des feindlichen Vormarsches an den Gebirgsausgängen nördlich Liebenau und Oschitz; Beobachtung über Eisenbrod und Starkenbach gegen die Pässe des Iser- und Riesengebirges; Verbindung mit der Hauptarmee.
2. Für das 1. Armeekorps Bereitstellung zur Verteidigung der Iserstrecke Podol—Münchengrätz wie gegen ein Vordringen des Feindes weiter oberhalb aus nördlicher Richtung; Turnau und Eisenbrod besetzen, Aufnahmeabteilungen für die Kavallerie nach Sichrow, Libitz und Hühnerwasser; Abteilungen von der Straße Böhmisch-Leipa—Bakow sowie die gemischte Brigade nebst dem Kavallerieregiment von Melnik an das Korps heranziehen; Straße Wesela—Ober-Bautzen—Sedlischt und Gegend nördlich steht dem Korps für Bewegungen, Unterbringung, Verpflegung zu; Masse der Munitionskolonnen und Trains östlich Straße Sobotka—Unter-Bautzen.
3. Für das sächsische Armeekorps Bereitstellung zur Verteidigung der Iserstrecke Bakow—östlich Besno wie zur Unterstützung des 1. Armeekorps; Aufklärung auf den von Kreibitz gegen Niemes und Habstein führenden Wegen; Beobachtung westlich davon bis zur Elbe; Aufnahmeabteilung für die Kavallerie an der Straße Hirschberg—Weißwasser; Masse der Munitionskolonnen und Trains östlich Domausnitz.

Digitized by Google

Für eine eingehende Betrachtung der Verpflegungsangelegenheiten und der Etappen fehlen die kriegsgeschichtlichen Unterlagen. Jedenfalls wäre der Nachschub auf die Eisenbahn- und Elblinie Pardubitz—Neu-Kolin zu basieren, einer dieser beiden Orte als Etappen-Hauptort einzurichten; Etappenmagazine für 1. Armeekorps und 1. Kavalleriedivision etwa in Gitschin, für die Sachsen in Nimburg oder Liban.

Tatsächliche Entwicklung und Betrachtungen.

Die Absichten des Kronprinzen Albert entsprachen im allgemeinen der oben ausgeführten Auffassung der Lage. Die wesentlichsten Unterschiede in der Ausführung ergaben sich daraus, daß der Kronprinz aus Rücksicht auf die Bundesgenossenschaft und auf das höhere Alter des Kommandierenden der österreichischen Truppen, Grafen Clam-Gallas, diesem keine bindenden Befehle erteilte, sondern sich nur mit ihm über die allgemeinen Absichten ins Einvernehmen setzte und die Führung seines sächsischen Korps beibehielt. Es entstand dadurch der Nachteil, daß manche Anordnungen, welche für das Ganze von Wichtigkeit waren, insbesondere die Verwendung der 1. Kavalleriedivision, dem Ermessen des Grafen Clam überlassen blieben, während anderseits auf dem Kronprinzen außer der Führung der Armeeabteilung noch die Sorge für die beiden Infanteriedivisionen, die Reiterdivision und die Reserveartillerie des sächsischen Korps lastete.*)

So verblieb am 25. die 1. Kavalleriedivision (Edelsheim) mit ihrer Masse bei Turnau und behielt nur ein Regiment bis Sichrow—Liebenau vorgeschoben. Hätte nicht der Gegner die Masse seiner Kavallerie gleichfalls weit zurückgehalten, so würde jenes Regiment in seiner Vereinzelung keine Klarheit über die Lage haben schaffen, noch weniger den feindlichen Vormarsch haben verzögern können. Infanterie wurde nicht nach Turnau vorgeschoben, dagegen wurden die Brücken bei Podol und Laukow von der nach Brsheſina vorgeschobenen 1. Infanteriebrigade besetzt. Drei Brigaden des 1. Armeekorps standen in und um Münchengrätz, ihre Vorposten in Linie Böhmisch-Aicha—Hühnerwasser—Weißwasser bis gegen Dauba, wo sich eine Eskadron der sächsischen Reiterdivision anschloß. Die Brigade Ringelsheim mit dem einen Regiment der 1. Kavalleriedivision wurde nur bis Besno herangezogen.

Der linke Flügel der österreichischen Vortruppen stand somit vor dem sächsischen Korps. Von letzterem kam die 2. Infanteriedivision in enge Quartiere um Fürstenbruck und Bakow, die 1. Infanteriedivision um Kosmanos und Jung-Bunzlau (hier auch Hauptquartier des Kronprinzen), die Reiterdivision teils in enge Quartiere, teils in Biwaks um Auhelnitz (also gleichfalls weit zurückgehalten!); die Reserveartillerie blieb in Quartieren östlich Jung-Bunzlau. Die beiden Jägerbataillone der 2. Infanteriedivision besetzten den Übergang

*) Prinz Hohenlohe charakterisiert den Grafen Clam-Gallas in „Aus meinem Leben“ folgendermaßen: „Überaus geringes Wissen, vornehmer Grandseigneur, behandelt militärische Tätigkeit wie manchen anderen Sport, ohne Ernst, zu seinem Vergnügen.“

Digitized by Google

bei Debrsh. Mit dieser Aufstellung der Sachsen wurde die Absicht verbunden, sowohl dem 1. Armeekorps als Reserve zu dienen, falls dieses von Norden her angegriffen werden würde, als auch selbständig die Iserübergänge von Bakow, Debrsh, Jung-Bunzlau zu verteidigen, wenn diese von Weißwasser her bedroht würden. Die Iserbrücke bei Bakow wurde zur Zerstörung vorbereitet. Im ganzen war die Front der sächsischen Aufstellung gegen Norden hin gedacht, die linke Flanke gegen die Iser.

Der 26. Juni.

Kriegslage am 25. Juni abends.

Die Kriegslage am 25. abends läßt sich unter Übertragung auf neuzeitige Verhältnisse, wie folgt, zusammenfassen:

Armee-Hauptquartier: Jung-Bunzlau.

1. Kavalleriedivision: Masse in und um Turnau, ein Regiment nach Sichrow—Liebenau vorgeschoben, ein Regiment mit der gemischten Brigade der 2. österreichischen Infanteriedivision bei Melnik.

1. Armeekorps in und um Münchengrätz, Vortruppen in Linie Böhmisch-Aicha—Hühnerwasser—Weißwasser; eine gemischte Brigade der 1. Infanteriedivision bei Brshesina hält die Übergänge bei Podol und Laukow besetzt.

Sächsisches Armeekorps, eines Rasttages dringend bedürftig; Korps-Hauptquartier Jung-Bunzlau; 1. Infanteriedivision in Ortsbiwaks um Kosmanos und Jung-Bunzlau, 2. um Fürstenbruck und Bakow, unter Besetzung des Überganges bei Debrsh; Kavalleriebrigade in Ortsbiwaks um Auhelnitz—Sukorad (Stab), eine Eskadron nach Mscheno vorgeschoben.

Nachmittags war ein Schreiben des Höchstkommandierenden aus Böhmisch-Trübau vom 24. eingegangen, wonach „einem etwa aus der Richtung von Reichenberg oder Gabel kommenden feindlichen Angriffe entgegenzutreten" war und die Armeeabteilung hierbei „entweder von mittlerweile herangekommenen Truppenteilen des Gros der Armee unterstützt werden würde oder sich im Falle eines bedeutend überlegenen Angriffs gegen die Hauptarmee zurückzuziehen hatte". Gegen Ende des Schreibens hieß es, daß mit dem Eintreffen des Höchstkommandierenden in Josefstadt am 26. 10 Uhr vormittags der Oberbefehl über die Truppen an der Iser auf ihn übergehen solle, es sei denn, daß sich eine feindliche Aktion entspinnen sollte, ohne daß er an Ort und Stelle eingetroffen wäre.

Die in Jung-Bunzlau bis zum Abend eingegangenen Meldungen besagten, daß die Spitzen des Feindes am 25. bis zur Linie Kukan—Liebenau—Oschitz vorgerückt, von dort aber wieder zurückgegangen waren, und daß sich bei Gillowej eine geeignete Stellung für eine gemischte Infanteriebrigade zur Beherrschung des vorliegenden Liebenauer Tales befinde, daß sich starke, feindliche Kolonnen über Georgenthal auf Zwickau und Haida bewegten,

Digitized by Google

eine Seitenkolonne bis Böhmisch-Leipa vorgerückt, Tetschen vom Feinde besetzt worden sei. Bestimmt waren Teile des III., IV. und VIII. Armeekorps festgestellt, während über die übrigen, früher in Sachsen und in der Lausitz gemeldeten Teile (II. Armeekorps, 14. Infanteriedivision) weitere Nachrichten fehlten.

Wie hat sich die Lage der Armeeabteilung gegen die vom Abend vorher verändert und was ist zu beschließen?*)

Aufgabe und Vorschlag zur Lösung.

Aus dem Schreiben des Höchstkommandierenden ist zu entnehmen, daß nunmehr sein Entschluß zur Offensive gegen die Erste Armee feststeht: Vorführen von Unterstützungskräften aus der Hauptarmee zur Iser und persönliches Eintreffen dort „an Ort und Stelle" ist in Aussicht gestellt; für die Truppen an der Iser wird bestimmt, daß sie einem Angriff der Ersten Armee „entgegentreten" sollen; d. h. — da man diesen unbestimmten Ausdruck beliebig deuten kann — unter Umständen gegen diese vorgehen sollen; „im Falle eines bedeutend überlegenen Angriffs" — früher hieß es „vor überlegenem Angriff" — ist zurückzugehen, und zwar „gegen die Hauptarmee". Danach wäre im Rückzugsfall, wenn nicht die Mitte, so doch der rechte Flügel der Armeeabteilung über Gitschin zurückzuführen. Sollte Turnau in Besitz des Feindes geraten, so stände diese dort eine gute Meile näher an Gitschin als die eigene Truppe bei Münchengrätz—Jung-Bunzlau. Die Festhaltung jenes Punktes gewinnt damit an Bedeutung, wogegen die Iserübergänge unterhalb Bakow den Anmarschrichtungen des Feindes zufolge daran verlieren. Alles dieses empfiehlt ein Verschieben und Zusammenschließen der Armeeabteilung nach rechts hin, wobei Eisenbrod und Turnau mit zu besetzen sind, Debrsh und Jung-Bunzlau schwächer besetzt, die Übergänge weiter unterhalb nur beobachtet bleiben. Die ganze Bereitstellung muß sowohl die Verteidigung an der Iser wie das Vorgehen über diese hinaus begünstigen; Kavalleriemassen sind weit vorzutreiben, hinter ihnen bis an die Ausgänge des Lausitzer Gebirges und an den Abschnitt nördlich Hühnerwasser gemischte Abteilungen. Die Besetzung von Turnau mit Infanterie, das Vorgehen der Kavalleriegros, das Nachschieben von Infanterie ist jedenfalls am 26. in der Frühe ins Werk zu setzen. Die Bewegung der sächsischen Infanteriedivisionen flußaufwärts kann dagegen mit Rücksicht auf ihren ermüdeten Zustand bis zum Nachmittag, nötigenfalls bis zum 27. früh verschoben werden. Denn aus dem zögernden Vorgehen des Gegners über Reichenberg hinaus darf gefolgert werden, daß er zunächst nur die zurückbefindliche Elbarmee weiter vorlassen will und vor

*) Nach Moltke (Aufsatz „Über Strategie") besteht die Kunst des Feldherrn in der „Fortbildung des ursprünglich leitenden Gedankens entsprechend den stets sich ändernden Verhältnissen". Es empfiehlt sich daher bei dem Studium einer fortlaufenden Operation, sich von Zeit zu Zeit zur Übung die Frage vorzulegen: ob und wie sich die Lage durch neue Befehle, Meldungen, Mitteilungen usw. gegen früher wesentlich verschoben hat; hieraus wird sich dann die etwaige Notwendigkeit neuer Maßnahmen ergeben.

Digitized by Google

dem 27. kaum an der Iser zu erwarten ist; auch der Höchstkommandierende mag den gleichen Eindruck empfangen und darauf seinen Entschluß zum Vorführen der Hauptarmee an die Iser gegründet haben.

Der Oberbefehlshaber der Iser-Armeeabteilung würde sich demnach entschließen:

am 26. früh die gesamte 1. Kavalleriedivision gegen Liebenau—Oschitz zur Aufklärung und Verzögerung des feindlichen Vormarsches vorzutreiben; das 1. Armeekorps, unter Heranziehung der Teile von Melnik und Vorschieben einiger Bataillone hinter die Kavalleriedivision nach Gillowej und Eisenbrod, die Iserlinie von Turnau bis Mohelnitz besetzen und sich dahinter alarmbereit unterbringen zu lassen, um sowohl für Verteidigung wie für Vorgehen auf das rechte Ufer bereit zu sein; die Masse der sächsischen Kavallerie aufklärend gegen Gabel—Böhmisch-Leipa vorgehen zu lassen, zu ihrer Aufnahme die Vortruppen des 1. Armeekorps am Abschnitt nördlich Hühnerwasser durch eine gemischte sächsische Abteilung, bis zum 26. mittags durch eine andere Abteilung die Österreicher in Besetzung der Übergänge bei Münchengrätz ablösen zu lassen;

am 26. mittags das Armee-Hauptquartier nach Münchengrätz zu verlegen; vom gleichen Zeitpunkt ab die Straße Hühnerwasser—Münchengrätz—Ober-Bautzen—Sedlischt und anliegende Ortschaften seitens des 1. Armeekorps für das sächsische räumen zu lassen;

am 26. nachmittags, nötigenfalls am 27. früh, die Masse des sächsischen Armeekorps östlich Linie Münchengrätz—Bakow derart bereitstellen zu lassen, daß es sowohl diesen Abschnitt verteidigen wie das 1. Armeekorps unterstützen kann, während die Übergänge oberhalb Bakow bis Jung-Bunzlau besetzt bleiben.

Tatsächliche Entwicklung und Betrachtungen.

Kronprinz Albert erkannte die gesteigerte Bedeutung von Turnau und beschloß eine allgemeine Rechtsschiebung dorthin. Mit Rücksicht auf die Ermüdung der Sachsen und das langsame Vorgehen des Gegners wollte er sie aber auf den 27. verschieben. Da die Bedeutung von Turnau klar erkannt war, so wäre es besser gewesen, diesen Übergang schon am 26. seitens des 1. Armeekorps fest in die Hand nehmen zu lassen, selbst wenn ein Nachrücken der Sachsen bis Münchengrätz durchaus auf den 27. verschoben werden mußte. Denn die Spitzen der feindlichen Armee waren den Nachrichten zufolge am 25. von Turnau nur einen kleinen Marsch entfernt, die der Elbarmee von der Linie Münchengrätz—Jung-Bunzlau zwei Märsche. War es ausgeschlossen, daß sächsische Sicherungsabteilungen die österreichischen bei Hühnerwasser und Münchengrätz bis zum 26. mittags ablösten, so konnten letztere bis zum 27. dort verbleiben.

Das Schreiben des Kronprinzen an den Grafen Clam lautete im Auszuge: „Ew. Exzellenz erlaube ich mir anheimzugeben, am 27. d. Mts. mit dem

Digitized by Google

k. k. Armeekorps bis Turnau vorzurücken und Vortruppen gegen Liebenau und Eisenbrod zu poussieren.

Das k. sächsische Armeekorps würde für diesen Fall mit der 2. Infanteriedivision bei Brsheſina, mit der 1. Infanteriedivision bis nördlich Hoschkowitz folgen und die Sicherung des Iserabschnitts von Pod Krnsko bis Münchengrätz sowie die Beobachtung der nach Böhmisch-Aicha, Hühnerwasser und Weißwasser führenden Wege übernehmen.

Mein Hauptquartier beabsichtige ich, nach Münchengrätz zu verlegen."

Danach sollte also die Zusammenschließung nach rechts hin enger erfolgen, als oben vorgeschlagen ist. Da das Eintreffen einer feindlichen Kolonne in Böhmisch-Leipa und die Besetzung von Tetschen bestimmt gemeldet war, so dürfte ein Belassen stärkerer Kräfte bei Bakow zum Schutz einer Aufstellung zwischen Münchengrätz und Turnau immerhin erforderlich gewesen sein.

Die Absichten des Kronprinzen sollten betreffs der österreichischen Truppen aber auch nicht für den 27. zur Ausführung kommen. Das bloße Vertrauensverhältnis*) des Grafen Clam, statt eines bestimmten Unterordnungsverhältnisses, bewährte sich wiederum nicht. Dieser hielt das ihm „anheimgegebene" Vorrücken bis Turnau nicht für zweckmäßig und zog vor, seine Kräfte in der starken Stellung nordöstlich Münchengrätz zu vereinigen. Für die ihm unterstellte 1. Kavalleriedivision blieb es bei der bisherigen Weisung, die erteilt war, als der allgemeine Rückzug noch auf Chlumetz beabsichtigt war, der Gegner an der Iser nur aufgehalten und Turnau seitens der Kavallerie nach Erfüllung dieser Aufgabe geräumt werden sollte.

Kriegslage am 26. Juni nachmittags.

Als der Oberbefehlshaber am 26. zwischen 2 und 3 Uhr nachmittags von einem Erkundungsritt nach Jung-Bunzlau zurückkehrte, fand er folgendes Telegramm des Kommandos der Nordarmee aus Josefstadt vor:**)

„Oberkommando sogleich nach Münchengrätz verlegen, Münchengrätz und Turnau um jeden Preis festhalten. Eisenbrod wohl im Auge, überhaupt Fühlung mit dem Feinde behalten .... Nachdem dortige Truppen mit dem Feinde in Kontakt, Oberkommando vorläufig fortführen. 1. Korps und 1. Kavalleriedivision in Kenntnis setzen."

Ferner eine Meldung vom 1. Armeekorps aus Münchengrätz:

„Der Feind bis nahe an Turnau herangerückt, ganzen Vormittag dort ziemlich lebhafter Geschützkampf. Kavalleriegefecht bei Hühnerwasser."

*) Der Kronprinz glaubte, es bei einem solchen umsomehr bewenden lassen zu sollen, als Benedek bereits vom 26. Juni 10 Uhr vormittags ab mit seinem Eintreffen in Josefstadt den unmittelbaren Befehl über die beiden Korps der Iserarmee übernehmen zu wollen erklärt hatte.

**) Dieses wichtige Telegramm war bereits 10^{40} vormittags in Jung-Bunzlau eingetroffen; da aber für den Fall einer Abwesenheit des Oberbefehlshabers keinerlei Vorkehrungen getroffen waren, kam dieser mit seinen Maßnahmen zu spät, wie sich später zum schweren Nachteil der Iserarmee erweisen sollte.

Digitized by Google

Der sogleich nach Münchengrätz geeilte Oberbefehlshaber erfuhr dort vom Oberkommandierenden des 1. Armeekorps folgendes:

Die 1. Kavalleriedivision hatte sich vormittags vor überlegenem Feinde aller Waffen auf der Reichenberger Straße zurückgezogen und nach einem längeren Artilleriekampf bei Sichrow das wichtige Turnau, unter Abtragung der Chausseebrücke, geräumt; ohne verfolgt zu werden, war sie dann nach Mittag in die Gegend nordöstlich Münchengrätz zurückgegangen; Turnau war nach Meldung der 1. Kavalleriedivision ganz schwach vom Feinde besetzt worden, dagegen waren die zum Abbrennen vorbereiteten Brücken von Podol und Laukow noch in der Hand der Vorposten der nach Brshesina vorgeschobenen gemischten Brigade der 1. Infanteriedivision; die Masse des 1. Armeekorps lagerte um Münchengrätz, rückwärts bis Wesela hin (hier die von Melnik herangezogene Brigade). Von der gemischten Brigade der 2. Infanteriedivision, welche bei Weißlein stand und Vorposten beiderseits der Chaussee bis Hühnerwasser vorgeschoben hatte, war nichts Neues gemeldet worden, bis auf ein Kavalleriescharmützel vom Vormittage dicht nordwestlich Hühnerwasser.

Die sächsischen Truppen ruhten in ihren Stellungen vom 25. abends. Die nach Mscheno vorgeschobene Eskadron hatte schon am Morgen gemeldet, daß die feindlichen Spitzen am 26. abends von Böhmisch-Leipa und Haida gegen Gabel und Zwickau zurückgegangen waren, und war nach der Chausseegabel südöstlich Weißwasser herangezogen worden.

Aus dem Befehl der obersten Heeresleitung vom 20. abends wußte der Oberbefehlshaber, daß das 3. österreichische Armeekorps am 28. bei Miletin eintreffen sollte.

Wie ist dem Befehl der obersten Heeresleitung nachzukommen?

Aufgabe und Vorschlag zur Lösung.

Die Aufforderung des Höchstkommandierenden, Münchengrätz und Turnau um jeden Preis festzuhalten, muß den Oberbefehlshaber in der Auffassung bestärken, daß jener zur Offensive gegen den Teil des feindlichen Heeres entschlossen ist, welcher an die Iser vorrückt. Es wird ihm erwünscht sein, die Offensive weit nach vorn, über die Iser hinaus, zu verlegen, um sich einem Eingreifen der schlesischen Streitkräfte zu entziehen. Die Iser-Armeeabteilung hat sich also als Heeresavantgarde zu betrachten und dem Gros des Heeres Freiheit des Handelns für die Ausführung der Offensive sicherzustellen. Im besonderen erscheint es geboten, dem linken Flügel des anrückenden Gegners das Vorgehen über Eisenbrod—Turnau hinaus und Annäherung an den rechten Flügel der schlesischen Heeresteile zu verwehren.

Turnau selbst liegt in der Iserniederung; um sich seinen Besitz zu sichern, müßte man sich also der Höhen des rechten Ufers wieder bemächtigen. Es ist die Frage, ob dieses der Lage nach noch ausführbar ist, oder ob die Armeeabteilung sich begnügen muß, auf dem linken Iserufer weiteres Vordringen des Gegners zu verhindern.

Digitized by Google

Nach den ursprünglichen Nachrichten war die Erste Armee auf etwa drei Armeekorps, die Elbarmee auf drei bis vier Infanteriedivisionen zu schätzen. Von diesen Kräften sind nach den letzten Nachrichten bestimmt nur Teile des III. und IV. Armeekorps im Vorgehen über Reichenberg, des VIII. auf Niemes festgestellt worden. Jedenfalls ist mit beträchtlicher Überlegenheit des Gegners zu rechnen. Aber das Vorgehen des Gegners über Reichenberg erfolgte bisher langsam, auch heute bei seiner Ersten Armee nur auf der Straße Liebenau—Turnau. Es ist also wahrscheinlich, daß man es dort diesseits des Lausitzer Gebirges nur mit einer Avantgarde zu tun hat, und daß das Gros noch im Gebirge steckt. Unterhalb Turnau sind die Iserübergänge noch diesseits in der Hand, Turnau selbst soll nur ganz schwach vom Feinde besetzt sein. Es erscheint demnach möglich, noch heute Turnau wieder zu nehmen und morgen in der Frühe mit der Masse der Armeeabteilung die über Liebenau vorgedrungenen Teile in das Gebirge zurückzuwerfen. Ist dieses gelungen, so ist Aussicht vorhanden, mit vorgeschobenen Abteilungen in den Stellungen von Böhmisch-Aicha, Gillowej und weiter östlich bis zum Eintreffen stärkerer Kräfte Widerstand zu leisten, jedenfalls Zeit zu gewinnen. Am 29. oder 30. aber kann das 3. Armeekorps von Miletin her an der Iser eintreffen und die Aussicht stärken, sich den Besitz der Iserlinie zu erhalten.

Am 27. freilich können die Spitzen der Elbarmee an der Iser vor Münchengrätz erscheinen, wenn es nicht gelingt, sie aufzuhalten. Dieses wird man durch Nebenkräfte zu erreichen suchen. Am wirksamsten wird auch hierzu ein Zurückwerfen des Gegners über Liebenau beitragen. Im übrigen ist für die Gesamtlage Turnau wichtiger als Münchengrätz. Unter allen Umständen erforderlich ist nur, daß ein über die Linie Mohelnitz—Jung-Bunzlau vordringender Gegner von der Straße Podol—Unter-Bautzen—Liban ferngehalten wird, damit diese für einen etwaigen Rückzug gesichert bleibt. Solange der Armeeabteilung die Möglichkeit offen steht, sich ungeschwächt auf den linken Flügel der inzwischen vorgehenden Hauptarmee zurückzuziehen, bleibt diese in der Lage, die Offensive gegen die Erste Armee zu unternehmen.

Sollte es sich jedoch für die Armeeabteilung als unmöglich herausstellen, gegen den Südfuß des Lausitzergebirges vorzudringen, bevor beträchtliche Teile des Gegners dort oder vor Münchengrätz erschienen sind, so würde sie sich auf dem rechten Iserufer der Vernichtung aussetzen. Sie hätte sich für diesen Fall auf Behauptung des linken Ufers bis zum Eintreffen der Hauptarmee zu beschränken. Die Offensive der letzteren würde damit freilich beeinträchtigt sein.

Die Maßnahmen hätten demnach folgendes zu umfassen:

1. Noch am Nachmittag des 26. hat

   das 1. Armeekorps den Übergang bei Turnau wieder besetzen und herstellen zu lassen und für Offenhaltung der Übergänge von dort bis Mohelnitz Sorge zu tragen,

Digitized by Google

die 1. Kavalleriedivision im Anschluß daran nach Turnau vorzurücken und die Übergänge von Eisenbrod und Semil besetzen zu lassen, um am 27. früh gegen Linie Gablonz—Liebenau aufzuklären,

die sächsische Kavallerie bei Bakow das rechte Iserufer zu gewinnen, um am 27. früh in den Richtungen Böhmisch-Aicha, Oschitz, Niemes aufzuklären, gegen Hirschberg und die Elbe zu beobachten;

2. Am 27. 8 Uhr morgens hat das

1. Armeekorps an den Straßen Turnau—Sdjar und Lashan—Podol—Daubraw,

das sächsische an den Straßen Laukow—Hoschkowitz und Mohelnitz—Wesela zum Vorgehen bereitzustehen.

An beiden Tagen verhindert die Brigade des 1. Armeekorps an der Straße Münchengrätz—Hühnerwasser ein Vorgehen des Gegners gegen Münchengrätz; seitens des sächsischen Armeekorps bleiben die Übergänge zwischen Bakow und Münchengrätz von einigen Bataillonen besetzt. Alle diese Teile sind stark mit Artillerie zu versehen und — einschließlich der sächsischen Kavallerie — einem gemeinsamen Führer zu unterstellen, dem Fernhalten des Gegners von der Straße Podol—Unter-Bautzen—Liban unter allen Umständen zur Pflicht gemacht wird.

Bis auf die Gefechtstrains sind Munitionskolonnen und Trains östlich der Linie Rowensko—Sobotka—Unter-Bautzen zu belassen.

Tatsächliche Maßnahmen.

Kronprinz Albert faßte in Übereinstimmung mit obigen Ausführungen seine Lage im Sinne einer vorgeschobenen Avantgarde auf. Er verabredete mit dem Kommandierenden des 1. Armeekorps, am 27. mit der Masse angriffsweise über die Iser hinaus gegen Sichrow vorzugehen, um den aus dem Gebirge herausgetretenen Feind, welcher nur für eine Avantgarde gehalten wurde, in dieses zurückzuwerfen und weiterhin in der Stellung von Gillowej das Heraustreten feindlicher Massen zu erschweren. Als Vorbereitung hierfür sollten noch am Abend des 26. die Übergänge vou Podol durch Vorschieben der Avantgardenbrigade (Poschacher) von Brshesina auf die Höhen nördlich Podol fester in die Hand genommen und Turnau durch nächtlichen Überfall genommen werden. Für die eigentliche Offensive am 27. wurde angeordnet (sächsisches Generalstabswerk): „. . . daß um 6 Uhr morgens die Brigade Poschacher mit drei Eskadrons Husaren als vorderste Staffel von Swigan über Lastiborshitz gegen Sichrow vorzugehen hatte, gefolgt von der Brigade Abele als zweiter Staffel; die Brigade Piret sollte beiden als Reserve folgen und ebenso wie die Brigade Abele bei Laukow die Iser überschreiten. Auf der großen Hauptstraße über Podol wollte man 6 Uhr morgens mit der 1. Kavalleriedivision, rechts von der österreichischen Infanterie, gegen Turnau und Sichrow vorrücken, dahinter die 2. sächsische Infanteriedivision, die österreichische Geschützreserve, die 1. sächsische Infanteriedivision und die sächsische

Digitized by Google

Geschützreserve folgen lassen.“ [Die sächsische Reiterdivision war bestimmt, als äußerster rechter Flügel bei Prsheperšh die Iser zu durchfurten und über Turnau sich an die Armee wieder anzuschließen.

Die Brigade Leiningen (an der Straße Münchengrätz—Hühnerwasser) war beauftragt, den in der Flanke von Niemes her etwa zu erwartenden Feind aufzuhalten; die Brigade Ringelsheim, bei Hoschkowitz zu etwaiger Aufnahme stehen zu bleiben.

Als Rückzugslinie ward für das sächsische Armeekorps die Straße nach Sobotka bezeichnet.

Oberhalb Münchengrätz wurde für den 27. zunächst nur eine Jägerkompagnie zur Bewachung der Brücke von Debrsh bestimmt.“

Betrachtungen. An diesen Marschanordnungen muß auffallend erscheinen, daß die 1. Kavalleriedivision, das ganze sächsische Armeekorps und die österreichische Geschützreserve auf eine Straße gesetzt wurden, was selbst bei den damaligen geringeren Marschtiefen*) für eine Entwicklung zum Gefecht ungünstig sein mußte; ferner, daß die hinten befindlichen Sachsen auf den äußersten rechten Flügel, für einen Rückzug aber über Sobotka gewiesen wurden. Eine Rückzugsstraße würde man nach heutiger Gepflogenheit überhaupt nicht offenkundig bezeichnen.

Ein ganz besonderer Nachteil für den Vormarsch mußte aber daraus entstehen, daß das sächsische Armeekorps, für das man unbedingte Ruhe am 26. nötig erachtet hatte, nachträglich mittels Nachtmarsches in eine Marschversammlung nahe an Münchengrätz herangezogen wurde. Dazu kamen den Sachsen österreichische Trainkolonnen auf der Straße Jung-Bunzlau—Münchengrätz entgegen, so daß jene erst zwischen 11 und 2 Uhr nachts in ihre neuen Biwaks einrückten. In der Frühe wurde eine gemischte Brigade (5—2—1) der 1. Infanteriedivision wieder zurückgenommen. Sie wurde auf Grund der abends bekannt gewordenen Besetzung Hühnerwassers durch die Avantgarde des preußischen VIII. Armeekorps mit Sicherung der Iserübergänge von Bakow und Debrsh sowie Aufklärung gegen Weißwasser beauftragt. Es beweist dieses, daß der Rechtsabmarsch der Armeeabteilung mit mehr Erfolg und weniger Anstrengung bereits am Nachmittag des 26. ins Werk gesetzt werden konnte. Nachdem solches nun einmal unterblieben war, wäre gewiß ein entsprechend früherer Aufbruch der Sachsen am Morgen des 27. dem Nachtmarsch vorzuziehen gewesen.

Die Kavallerie sehen wir nach damaliger Anschauung in ihrer Masse als Schlachtenkörper in engem Anschluß an die Infanterie zurückgehalten. Nicht nur, daß die Kavalleriedivision Edelsheim der Instruktion des Grafen Clam gemäß die wichtigen Punkte Semil, Eisenbrod, Turnau preisgegeben

*) Unter Zugrundelegung der österreichischen Marschtiefen nach Moltkes Aufsatz vom 15. September 1865 „Über Marschtiefen“ insgesamt 21 bis 22 km, Sicherungsabstände nicht eingerechnet.

Digitized by Google

hatte, unterließ sie auch eine Beobachtung der Straße Turnau—Gitschin. So entging es ihr, daß nachmittags eine ganze feindliche Infanteriedivision — nicht „ganz schwacher Feind“ — Turnau besetzt hatte und eine andere Infanteriedivision am späten Nachmittag von Sichrow gegen Podol vorging. In der bedrohten linken Flanke blieb die Aufklärung wenigen Eskadrons überlassen.

Wenn der kühne Plan des hochbegabten, verständnisvoll vorausschauenden Führers der Iser-Armeeabteilung mißglückte, so lag dies gewiß in erster Linie daran, daß er als Bundesgenosse in übergroßer Rücksichtnahme die österreichischen Truppen sich nicht entschieden untergeordnet, sondern nur beigeordnet hatte und sie dadurch nicht so in der Hand behielt, wie es bei der Nähe des Gegners unbedingt erforderlich war; dann aber auch wohl daran, daß seine Ausführungsorgane den auf die Marschtiefen gegründeten Marsch- und Befehlsmechanismus Moltkescher Schulung nicht zur Genüge beherrschten.

Der 27. Juni.

Kriegslage um 2 Uhr morgens.

Um Mitternacht 26./27. Juni hatte der Oberbefehlshaber in Münchengrätz folgendes Telegramm der obersten Heeresleitung (ab Josefstadt 9^{10} abends) erhalten:

„Starke feindliche Abteilungen stehen vor Trautenau und Nachod. Infolgedessen wurde Aufmarsch der Armee bei Josefstadt beschleunigt. Kurier noch immer nicht eingetroffen. Muß es daher, da ich Ihre Absicht nicht kenne, Ihrem Ermessen überlassen, ob für den 27. beabsichtigtes Vorgehen auch nach dieser Mitteilung vorteilhaft erscheint. Heute nacht geht Kurier von hier nach Jung-Bunzlau ab.“

Abends war bekannt geworden, daß Vortruppen der westlich Münchengrätz vorgeschobenen österreichischen gemischten Brigade vor Vortruppen des preußischen VIII. Armeekorps Hühnerwasser geräumt und sich bis Nieder-Kruppai zurückgezogen hatten, ohne weiter verfolgt worden zu sein; ferner, daß am 26 zwei Eskadrons der 1. Kavalleriedivision von Eisenbrod sowie eine Jägerkompagnie des 1. Armeekorps aus Wurzelsdorf über Lomnitz gegen Gitschin zurückgegangen waren.

Das 1. Armeekorps hatte durch nächtlichen Überfall Dorf und Brücke Podol verloren, um 2 Uhr morgens den starken feindlichen Kräften gegenüber die Versuche zur Wiedernahme aufgegeben und auch den Überfall auf Turnau infolgedessen unterlassen.

Um jene Zeit befanden sich die größere Masse des 1. Armeekorps und die 1. Kavalleriedivision bei und nordöstlich Münchengrätz, eine gemischte Brigade des ersteren zwischen Münchengrätz und Nieder-Kruppai; vom sächsischen Armeekorps waren soeben die 1. Infanteriedivision in ihren Biwaks bei Wesela, die 2. südöstlich Münchengrätz, die Kavalleriebrigade bei Boshin eingetroffen.

Digitized by Google

Was ist unter den veränderten Verhältnissen zu beschließen?

Aufgabe und Vorschlag zur Lösung.

Die Offensive gegen Sichrow war in der Voraussetzung beschlossen worden, daß man es dort nur mit einer Avantgarde der gegnerischen Armee zu tun haben werde. Da nunmehr jedoch starke feindliche Kräfte bis Turnau, Podol und Hühnerwasser vorgedrungen sind, dürfte der Angriff in der Front auf überlegenen Gegner im Besitz des Iserabschnitts stoßen und außerdem in der linken Flanke bedroht werden. Die Armeeabteilung würde sich einer Niederlage vor dem Eintreffen der Hauptarmee aussetzen. Unter solchen Umständen ist von dem beabsichtigten Vorgehen abzustehen, zumal die oberste Heeresleitung solches anheimstellt.

Es fragt sich, ob der Widerstand ferner an der Iser oder weiter rückwärts, unter Annäherung an die Hauptarmee, geleistet werden soll. Günstige Gelegenheit zur Verteidigung bieten die beherrschenden Höhen des linken Iserufers ober- und unterhalb Münchengrätz, mit der Artilleriestellung auf dem Muskyberg. Von dort aus würde die Armeeabteilung ein Vorgehen des Gegners über Turnau auf Gitschin flankieren und Aussicht haben, diesen auf sich zu ziehen. Von einem Aufgeben der allgemeinen Offensive gegen die Erste Armee sagt das Telegramm der obersten Heeresleitung nichts; die Entsendung eines Kuriers nach Jung-Bunzlau deutet auch an, daß jene das Oberkommando der Iser-Armeeabteilung am 27. noch an der Iser annimmt.

Unter solchen Umständen erscheint es gerechtfertigt, dem Feinde weiteres Vordringen über die Iser hinaus nach Möglichkeit zu verwehren und dadurch der Hauptarmee die Gelegenheit zum Ergreifen der Offensive gegen die Erste Armee zu erhalten. Es muß erwünscht sein, diese weit nach vorn zu verlegen, zumal starke feindliche Abteilungen aus Oberschlesien am 26. bereits vor Trautenau und Nachod in der rechten Flanke der Nordarmee erschienen sind.

Andererseits gibt der Wortlaut des Telegramms, daß infolge dieses letzteren Umstandes der Aufmarsch der Hauptarmee bei Josefstadt beschleunigt werden soll, zu denken: Vielleicht ist der Höchstkommandierende unsicher geworden, ob eine Offensive gegen die Erste Armee noch ausführbar ist. Auch für diesen Fall des Aufgebens der allgemeinen Offensive gegen die Erste Armee wird die Armeeabteilung allerdings dem Ganzen am besten nützen können, indem sie durch zähen Widerstand an der Iser die Annäherung der Ersten Armee an die Zweite nach Möglichkeit aufhält; aber sobald beträchtliche Teile der Ersten Armee über Turnau hinaus auf Gitschin vorgehen, würde die Armeeabteilung bei längerem Verbleiben an der Iser von der Hauptarmee abgedrängt, letztere von zwei Seiten her bedroht werden. Ein Offensivstoß auf dem linken Iserufer von Münchengrätz aus nach solcher Gestaltung der Lage würde noch bedenklicher sein als unter den augenblicklichen Verhältnissen auf dem rechten gegen Sichrow.

Digitized by Google

Die Armeeabteilung hat daher ihren Widerstand an der Iser so einzurichten, daß beim Eintreten jenes Falles einem sofortigen Abmarsch zur Annäherung an die Hauptarmee nichts im Wege steht.

Das Oberkommando würde sich demnach entschließen, die Masse der Infanterie des 1. Armeekorps am Westabhang des Muskyberges und bei Fürstenbruck, die des sächsischen Armeekorps bei Wesela und östlich Bakow bereitzustellen; eine Brigade des 1. Armeekorps erhält den Nordabfall des Muskyberges gegen Sdjar—Brsheſina, eine des sächsischen Armeekorps die Höhen des linken Iserufers südlich Mohelnitz zur Verteidigung zugewiesen, dahinter die Masse der Artillerie der betreffenden Armeekorps. Das 1. Armeekorps entsendet eine gemischte Abteilung mit mehreren Batterien nach Sehrow zur Sperrung der von dort nach Sobotka führenden Straße und beläßt die gemischte Brigade westlich Münchengrätz auf dem rechten Iserufer zur Verhinderung feindlichen Vormarsches über Nieder-Kruppai; das sächsische Armeekorps läßt die Übergänge bei Bakow und Debrsh besetzen. Die 1. Kavalleriedivision hat die rechte Flanke zu decken, gegen Turnau, Eisenbrod, Semil aufzuklären, mit der Hauptarmee über Arnau Verbindung zu halten; die sächsische Kavallerie hat die linke Flanke zu decken und in den Richtungen Böhmisch-Aicha, Hühnerwasser, Hirschberg aufzuklären. Große Bagagen, Munitionskolonnen und Trains — bis auf den Gefechtsbedarf — östlich Linie Sobotka—Unter-Bautzen—Domausnitz; Straße Boshin—Ober-Bautzen—Liban—Kopidlno für 1. Armeekorps freimachen.

Tatsächliche Maßnahmen.

Der Entschluß des Kronprinzen Albert ist aus dessen Drahtantwort auf das Telegramm der Heeresleitung zu ersehen: „Infolge des Nachtgefechtes des 1. Korps und Verlustes der Brücke von Podol sehe ich von der Offensive für heute ab, und werden beide Korps die Stellung von Münchengrätz besetzen."

„Wenn man sich entschied, vorläufig stehen zu bleiben" — berichtet das sächsische Generalstabswerk —, „so geschah dieses vornehmlich, weil aus dem zuletzt eingegangenen Telegramm des Feldzeugmeisters nicht zu ersehen war, ob die Offensive der Nordarmee gegen die Armee des Prinzen Friedrich Karl eingestellt sei, und ob ein vorzeitiges Verlassen der Position an der Iser vor Eingang detaillierter Befehle dem allgemeinen Operationsplane nicht zuwiderlaufe. Durch die Annahme eines feindlichen Angriffs auf die taktisch starke Stellung bei Münchengrätz konnte jedenfalls ein Zeitgewinn erzielt werden, welcher der angedeuteten Offensive der Nordarmee zugute kommen mußte."

Die Besetzung der Stellung geschah folgendermaßen:

Vom 1. Armeekorps verblieb die eine Brigade bei und westlich Kloster (westlich Münchengrätz) zur Deckung der von Nieder-Kruppai und Weißwasser gegen die linke Flanke führenden Straßen; die übrigen Teile östlich der Straße Münchengrätz—Turnau, und zwar: 1 Brigade bei Brsheſina, 2 Bri-

Digitized by Google

gaben dahinter bei Honssob, 1 Brigade in dritter Staffel bei Hoschkowitz und Dneboch (hier auch die 1. Kavalleriedivision); die Geschützreserve auf dem Muskyberge.

Das sächsische Armeekorps westlich genannter Straße: die Divisionsartillerie der 2. Infanteriedivision in Geschützständen auf dem Podolberge (nördlich Münchengrätz); südlich dieses Berges, verdeckt, die Infanterie der Division, die Brigaden nebeneinander, nebst 2 Batterien der Reserveartillerie; dahinter bei Münchengrätz als allgemeine Reserve die halbe 1. Infanteriedivision, die Reiterdivision, 3 Batterien der Reserveartillerie. Die andere Hälfte der 1. Infanteriedivision besetzte die Iserübergänge von Bakow und Debrsh. Die Brücke bei Mohelnitz wurde seitens der 2. Infanteriedivision, die westlich Münchengrätz seitens der dortigen Reserven besetzt, letztere auch zur Zerstörung vorbereitet. Zur Sicherung der Straße Sdjar—Sobotka wurde nur eine sächsische Infanteriekompagnie nach dem Passe von Podkost entsendet.

Betrachtungen.

Es muß zugegeben werden, daß die Anhäufung von 8 Infanterie- und 5 Kavalleriebrigaden in dem Raum Kloster—Mohelnitz—Brshesina—Musky dem Gebrauch dieser Kräfte zur Verteidigung nicht günstig sein konnte, jedenfalls aber nicht der im sächsischen Generalstabswerk mitgeteilten Absicht entsprach, „vorläufig stehen zu bleiben", also jederzeit zum Abmarsch bereit zu sein, zumal die Abmarschstraßen um Mittag noch nicht von den Trains frei waren.

Im übrigen wird das später zu betrachtende Verfahren des Gegners erweisen, daß der durch die Stellung von Münchengrätz erhoffte Zeitgewinn ausgiebigst erzielt wurde.

Schlichting („Moltke und Benedek", S. 41) zollt dem Unternehmen des Kronprinzen Albert folgende Anerkennung: „Da die Iserarmee nach dem Verlust der Übergänge bei Turnau und Podol viel zu schwach war, um allein frontalen Widerstand zu leisten, da sie aber doch den Auftrag hatte, diesen Abschnitt zu behaupten, griff sie mit großem Geschick zu einer Flankenstellung unter vorläufiger Festhaltung der Übergänge von Münchengrätz. Die geniale Maßregel glückte über alles Erwarten, zog die nahezu dreifache feindliche Überlegenheit auf sich, brachte sie zum Stillstand und leitete sie so für einen neuen Tag von ihrem eigentlichen Operationsziele ab. Damit war diese Maßregel imstande, das Schicksal des ganzen Feldzuges zu wenden, falls Benedek am 27. von Josefstadt her mit seinem Heere in die Bewegung nach Norden*) wieder eintrat, wie nach seinen Bestimmungen bei den Austro-Sachsen sicher vorausgesetzt werden mußte. Aber wenn er auch den Vormarsch erst am 28. mit aller Entschiedenheit wieder aufnahm, gelangte er doch noch zum erwünschten Ziele, vorausgesetzt nur, daß die Iserarmee alsdann in südlicher statt in öst-

*) Schlichting meint gegen die Erste Armee, also richtiger „nach Nordwesten".

Digitized by Google

licher Richtung nachgab. Beim Ausbleiben solchen Auftrags blieb ihr freilich nichts anderes übrig, als wiederum bei Gitschin vor die Front des Benedekschen Heeres zu treten. Anderenfalls war sie imstande, auf Tagesmarschabstand den äußersten Flügel zu bewahren, und kam bei konzentrischem Zusammenwirken am 29. mit Benedek gleichzeitig zu offensivem Kampf. Indessen sind das Träume nach Moltkeschen Grundsätzen über rationelle Teilung der Arbeit in der Operation zum Zweck des Zusammenwirkens in der Schlacht."

Der Charakterisierung der Stellung von Münchengrätz als einer „Flankenstellung" kann man übrigens nur bedingt zustimmen, wenigstens sofern man mit Moltke*) das Hauptkriterium einer solchen in ihrem Offensivvermögen erkennt. Es ist bei den oben angestellten Erwägungen bereits darauf hingewiesen worden, daß die Iserarmee sowohl dem Stärkeverhältnis wie der operativen Lage nach nicht wagen konnte, gegen die Flanke der Ersten Armee vorzustoßen, falls diese oder nur ein stärkerer Teil von ihr an der Stellung vorbei über Turnau auf Gitschin vorgehen sollte. Die demnächst zu betrachtende Kriegslage vom 27. mittags wird Gelegenheit bieten, auf diese Frage noch näher einzugehen.

Kriegslage am 27. Juni mittags.

Weder von Norden noch von Westen her war feindliches Vorgehen gegen die Stellung von Münchengrätz erfolgt. Nur feindliche Patrouillen waren weit vor dem linken Flügel am rechten Iserufer bemerkt worden. Gegen Mittag meldeten die Beobachtungsposten auf dem Musky- und dem Podolberge den Marsch stärkerer feindlicher Kolonnen von Sichrow gegen Turnau sowie mehrerer Abteilungen von Turnau auf Gitschin.

Um jene Zeit lief auch der Generalbefehl des Oberkommandos der Nordarmee vom 26. Juni aus Josefstadt ein. Aus diesem ging folgendes hervor: Das Eintreffen der Hauptarmee sollte schon am 28. beendet sein; je ein Armeekorps wurde nach Skalitz—Nachod und nach Trautenau zur Deckung gegen den starken Feind vorgeschoben, welcher am 26. in diesen Richtungen sowie auf Starkenbach vorgegangen war; das 3. Armeekorps sollte am 27. von Königgrätz nicht, wie früher befohlen, nach Miletin, sondern links neben das bei Königinhof bleibende 4. rücken und „eine Brigade zur Deckung der von Neu-Paka und Gitschin herkommenden Straßen nach Maßgabe seiner neuen Stellung nach links entsenden"; „das 3. und 4. Korps hatten die Deckung der linken Flanke der Armee durch weitausgehende Kavalleriepatrouillen durchzuführen". Für die Iser-Armeeabteilung bestimmte der Befehl nichts.

Die Truppen waren wie am frühen Morgen verteilt (vergl. die Angaben über die tatsächlichen Maßnahmen S. 141/42) und sehr erschöpft, da

*) Randbemerkung Moltkes zu einer Vorarbeit zum Aufsatze vom Jahre 1859 „Über Flankenstellungen": „Eine Flankenstellung, die kein Offensivvermögen besitzt, ist gar keine."

Digitized by Google

sie sämtlich die Nacht vorher unter den Waffen oder auf dem Marsche zugebracht hatten.

Wie ist die Lage zu beurteilen?

Aufgabe und Vorschlag zur Lösung.

Daraus, daß der Gegner von Sichrow aus die Richtung über Turnau gegen Gitschin und nicht gegen Münchengrätz eingeschlagen hat, ist zu schließen, daß er sich den aus Schlesien vorgehenden Teilen (rechter Flügel Starkenbach) nähern und sich bei Gitschin zwischen Iser-Armeeabteilung und Hauptarmee schieben will. Letztere scheint unter dem Eindruck des feindlichen Vorgehens auf Trautenau und Nachod die Offensive gegen die Erste Armee aufgegeben oder doch aufgeschoben zu haben. Denn die Richtung gegen diese wird in dem Armeebefehl als linke Flanke bezeichnet, zu deren Deckung das 3. Armeekorps nebst dem 4. bei Königinhof bestimmt ist, während jenes bisher über Miletin vorrücken sollte.

Wenn es auch nach wie vor im Interesse der Hauptarmee liegt, daß die Iser-Armeeabteilung den ihr gegenüber befindlichen Gegner möglichst fern hält, so steht doch noch höher die Bedingung, daß diese den Anschluß an sie nicht verliert. Diese Gefahr liegt bei fernerem Verbleiben in der Stellung von Münchengrätz vor; auch ist eine Verstärkung seitens der Hauptarmee später zu erwarten als nach den bisherigen Anordnungen und damit die Aussicht gesunken, dem stark überlegen anzunehmenden Gegner dort längeren Widerstand zu leisten. Die Iser-Armeeabteilung muß sich also notgedrungen ihrer bedenklichen Lage durch Annäherung an die Hauptarmee entziehen. Ein Abmarsch in die Gegend südlich Gitschin würde den doppelten Vorteil haben, daß die Armeeabteilung das Vorgehen der Ersten Armee flankiert und für eine Offensive der Hauptarmee gegen diese die erforderliche Operationsbreite schafft.

Für den Rest des Tages kann den erschöpften Truppen ein stärkerer Marsch nicht mehr zugemutet werden; ein solcher ist allerdings nicht zu vermeiden, sobald heute noch das Vordringen beträchtlichen Feindes über Turnau auf Gitschin oder Sobotka festgestellt wird. Jedenfalls müssen die Truppen hierfür in der Weise bereitgestellt werden, wie es bereits in der Lage 2 Uhr morgens vorgeschlagen wurde (S. 140/41), wonach sie sowohl zu vorläufigem Widerstand in der Münchengrätzer Stellung wie zu sofortigem Abmarsch bereit sind. Außer der Sperrung der Straße Sehrow—Sobotka noch heute durch eine gemischte Brigade mit viel Artillerie ist Aufklärung und Sicherung der Straße Turnau—Gitschin und Festhaltung der Höhen an dieser Straße nördlich Gitschin durch die 1. Kavalleriedivision zu verfügen. Telegraphisch ist der Heeresleitung zu melden und Auskunft über deren Absichten einzuholen, um danach zu ermessen, ob der Rechtsabmarsch am 28. früh Billigung findet, falls nicht Vormarsch beträchtlichen Feindes über Turnau hinaus auf Gitschin solchen ohnedies bedingt.

Digitized by Google

Kronprinz Albert faßte im Hinblick auf die Möglichkeit einer Verwicklung der Hauptarmee an der oberen Elbe und die eigene ausgesetzte Lage den Entschluß zum Abmarsch, und zwar mit dem 1. Armeekorps nach Sobotka, dem sächsischen Korps nach Domausnitz—Brshesno. Er verschob ihn auf den folgenden Morgen, um den erschöpften Truppen Zeit zur Erholung zu gönnen und den Kolonnen und Trains Vorsprung zu lassen. Für den Rest des Tages wurden die Truppen zum Biwakieren in ihren enggedrängten Gefechtsstellungen belassen, auch wurde der Kavallerie keinerlei größere Tätigkeit zugewiesen; die großen Bagagen und Verpflegungsfahrzeuge blieben bis zum 28. früh nahe bei den Truppen. Wenn daraus am 27. keine Gefahr für die Armeeabteilung entstand, so hatte sie dies nur dem Umstande zu danken, daß der Gegner nicht über die am 26. erreichte vorderste Linie hinausging. Am 28. aber kam es bei Münchengrätz zu einem verlustreichen Gefecht für die Arrieregardenbrigade des 1. Armeekorps. Diese war gezwungen, den Kampf mit der Iser im Rücken gegen den von Hühnerwasser vordringenden Gegner zur Deckung der durch Fuhrwerk in Münchengrätz aufgehaltenen Sachsen und der flußabwärts stehenden Parks aufzunehmen und später hinter dem Fluß bis gegen Mittag fortzusetzen. Auch am Muskyberge wurden verlustreiche Kämpfe einer anderen Brigade und der Korpsartillerie der Österreicher gegen Angriffe von Podol her zur Deckung des auf Sobotka abmarschierenden Gros erforderlich. Die Gesamtverluste der Österreicher betrugen gegen 1650 Offiziere und Mann, wovon beinahe die Hälfte unverwundete Gefangene.

Tatsächliche Entwicklung und Betrachtungen.

Das Mißliche des Beiordnungsverhältnisses der österreichischen Heeresteile zeigte sich wiederum daran, daß Gitschin erst am späten Abend des 28. gesichert wurde, und zwar nur auf wiederholte, dringende Vorstellungen der Kavalleriedivision Edelsheim, welche sich dort durch starken Gegner von Rowensko her sehr bedroht fühlte. Dabei hatte doch gerade die Gefährdung jenes für die Verbindung mit der Hauptarmee so wichtigen Punktes den Kronprinzen zum Rechtsabmarsch veranlaßt.

Der 29. Juni.

Es befanden sich in Ortsbiwaks bezw. Biwaks:

Kriegslage am 28. Juni abends.

Vom 1. Armeekorps das Gros bei und zwischen Sobotka (Korps-Hauptquartier) und Ober-Bautzen, eine gemischte Brigade bei Podkost; eine andere gemischte Brigade war spät abends von Sobotka zur Besetzung von Gitschin entsendet worden; bis zu deren Eintreffen stand

die 1. Kavalleriedivision bei Podulsh (nordwestlich Gitschin);

vom sächsischen Armeekorps das Gros in und zwischen Domausnitz—Brshesno (Korps-Hauptquartier Unter-Bautzen), eine gemischte Brigade als Arrieregarde bei Kosmanos, die Kavallerie in der Gegend Wobruwetz—Martinowitz.

Digitized by Google

Das Oberkommando der Armeeabteilung hatte noch am 27. abends seitens der obersten Heeresleitung die telegraphische Mitteilung erhalten: „Armee-Hauptquartier am 29. nach Miletin, am 30. Gitschin. Morgen geht Kurier nach Münchengrätz"; ferner am 28. vormittags mit der Zustimmung zu den bereits in der Ausführung begriffenen Maßnahmen die Weisung: „Um zu verhindern, daß sich der Feind zwischen das Gros der Armee und Ihre Truppen werfe, wollen Sie Ihren Abmarsch rechts mit dem Ganzen antreten."

Bis zum Abend war jener Kurier nicht eingetroffen, auch sonst keinerlei Nachricht seitens der Hauptarmee über die dortigen Ereignisse des 27. und 28. und die weiteren Absichten. Über die eigene Lage hatte man im Hauptquartier der Armeeabteilung zu Unter-Bautzen folgendes in Erfahrung gebracht: Unterhalb Münchengrätz hatte kein Feind die Iser überschritten; der von Münchengrätz und Podol aus vorgegangene Feind war nach den Kämpfen des Vormittags nicht über Boshin hinausgegangen; die nach dem Engpaß von Podkost entsendete gemischte Brigade hatte tagsüber nur feindliche Patrouillen sich gegenüber gehabt; die Avantgarde der 1. Kavalleriedivision hatte mittags bei Gitschin mehrere feindliche Eskadrons angetroffen, welche darauf über Podulsh zurückgegangen waren; nach übereinstimmenden Nachrichten lagerten nachmittags 10 000 bis 12 000 Preußen um Rowensko und Groß-Skal, mit Vorposten bei Aujesd-Skal; über das Eintreffen der gemischten Brigade des 1. Armeekorps in Gitschin und den Verbleib der 1. Kavalleriedivision war noch keinerlei Nachricht eingegangen.

Wie ist das Zusammenwirken mit der Hauptarmee herbeizuführen?

Aufgabe und Vorschlag zur Lösung.

Ein Zusammenwirken der Hauptarmee mit der Armeeabteilung an der Iser ist nicht mehr zu erreichen. Immerhin muß jetzt dem Gegner weiteres Vordringen möglichst verwehrt werden, damit jenes Zusammenwirken noch außerhalb des Einflußbereichs der schlesischen Armee stattfinden kann. Daraus, daß das Große Hauptquartier am 30. in Gitschin einzutreffen gedenkt, darf gefolgert werden, daß es an jenem Tage dort dieses Zusammentreffen herzustellen hofft. Günstigenfalls kann das 3. Armeekorps bereits am 29. abends bei Gitschin eintreffen, wenn es nämlich am 28. aus seiner für den 27. beabsichtigten Aufstellung westlich Königinhof*) westwärts geschoben sein sollte, wofür allerdings keinerlei Anhalt vorliegt.

Der Feind andererseits zeigt das Bestreben, jenen Punkt mit dem linken Flügel seiner Ersten Armee zu gewinnen, offenbar, um dort das Zusammenwirken mit der schlesischen Armee herzustellen, deren rechter Flügel am 26. im Vorgehen gegen Starkenbach gemeldet worden war.

*) Vergl. den Generalbefehl des Oberkommandos der Nordarmee vom 26. Juni, S. 143.

Digitized by Google

Gitschins Besitz hat also für beide Teile große Bedeutung und muß möglichst der Armeeabteilung erhalten werden. Es fragt sich, ob ihr solches bis zum 30. ohne unverhältnismäßig große Einbuße an Kraft gelingen kann. Die Stadt liegt am Ostfuß ausgedehnter, zerrissener, waldbedeckter Erhebungen. Für Annahme entscheidenden Kampfes gegen beträchtliche Überlegenheit ist das Umgebungsgelände keineswegs vorteilhaft. Ein günstiges Verteidigungsgelände für größere Verhältnisse findet sich erst weiter rückwärts zwischen Zidlinabach und Straße Gitschin—Miletin (am Dubwalde). Dort würde man aber dem Feinde zuviel Gelände preisgegeben haben und den Anmarsch der eigenen Armee beengen. Es empfiehlt sich daher mehr, eine Entscheidung in einer Flankenstellung auf dem rechten Zidlinaufer, Front gegen Norden, anzunehmen; der Talrand östlich Liban würde eine starke Stütze für den linken Flügel bilden. Wegen der Nähe des Sudetengebirges kann der Feind nicht weit über Lomnitz hinaus links ausbiegen; sollte er es dennoch versuchen, mit seinen Hauptkräften an der Armeeabteilung vorbeizumarschieren, so würde diese gegen seine rechte Flanke vorstoßen. Die Nähe der Hauptarmee verleiht ihr das nötige Offensivvermögen. Falls die Armeeabteilung vor deren Eintreffen zum Rückzug in Richtung Smidar gezwungen wird, so würde sie dort günstiger für operatives Zusammenwirken stehen als eng heran- und zusammengedrängt bei Horshitz.

Auch für den Fall, daß die Hauptarmee die Offensive gegen die Erste Armee aufgeben und sich gegen die Zweite wenden sollte, würde es vorteilhaft wirken, daß die Erste zum Abzweigen beträchtlicher Kräfte gegen die Flankenstellung südlich Gitschin veranlaßt und in ihrem Vormarsch gegen die linke Flanke der Hauptarmee aufgehalten wird.

Wenn somit die Annahme einer Entscheidung vorwärts Gitschin zu verwerfen ist, so ist doch fernerhin zu versuchen, den Feind an den Hauptanmarschstraßen über Libunj, Samschin, Wissopol und Domausnitz durch Arrieregarden aufzuhalten und über die Flankenstellung südlich Gitschin möglichst lange im ungewissen zu lassen. Das Gelände erscheint hierfür durchaus günstig. Für die Aufklärungstätigkeit handelt es sich ganz besonders darum, festzustellen, inwieweit der Feind nördlich der Straße Rowensko—Gitschin vorgeht, ferner, ob etwa von Brshesno her Bedrohung zu erwarten ist.

Maßnahmen: Eiliges Handeln tut bei der drängenden Nähe des Gegners not; daher wäre folgendes zu veranlassen:

Das 1. Armeekorps marschiert am 29. mit dem Gros so frühzeitig auf Gitschin ab, daß dessen Ende mit Tagesanbruch Sobotka durchschritten hat, und rastet in mehreren Kolonnen längs und zwischen den Straßen Gitschin—Militschowes, Podhrad—Gitschinowes, Enden in Linie Gitschin—Podhrad; starke Arrieregarden mit viel Artillerie halten die Höhen südlich Podulsh und östlich Samschin.

Digitized by Google

Das sächsische Armeekorps marschiert bei Tagesanbruch mit dem Anfang des Gros von Domausnitz über Liban und rastet zwischen Bystrshitz- und Leshinabach, Front an der Straße Liban—Strshevatsch gegen Norden; Arrieregarden wie beim 1. Armeekorps halten die Höhen östlich Wissopol und Domausnitz besetzt.

Die sächsische Kavallerie klärt südlich der Straße Podol—Sobotka—Gitschin gegen die Iser auf.

Die 1. Kavalleriedivision sichert an den von Gitschin auf Turnau und Podol führenden Straßen, klärt gegen Starkenbach, Semil, Eisenbrod auf, gewinnt Verbindung mit dem linken Flügel der Hauptarmee (über Miletin) und hält sich zum Eingreifen östlich Chaussee Rowensko—Gitschin bereit.

Große Bagagen, Munitionskolonnen und Trains (bis auf die Feldlazarette und einen Tagesbedarf an Munition und Verpflegung) des 1. Armeekorps an Straße Smidar—Chlumetz, des sächsischen an Straße Knjeshitz—Shehun.

Tatsächliche Anordnungen und Betrachtungen.

Die Anordnungen des Kronprinzen Albert zielten darauf hin, sich am 29. möglichst bald mit vereinten Kräften den Besitz von Gitschin zu sichern, nötigenfalls zu erkämpfen und sich dort bis zum Eintreffen der Hauptarmee zu halten. Eine gemischte Brigade des 1. Armeekorps hatte noch nachts nach Gitschin aufzubrechen, um die bereits am Abend voraufgegangene gemischte Brigade und die 1. Kavalleriedivision frühzeitig zu unterstützen; das Gros des Armeekorps sollte mit dem frühen Morgen folgen, eine gemischte Brigade zunächst bei Podkost als Arrieregarde bleiben und sich später über Sobotka anschließen. Vom sächsischen Armeekorps sollte die vordere (2.) Infanteriedivision nebst der Reserveartillerie von Domausnitz über Liban vormittags bei Podhrad zur unmittelbaren Unterstützung der Österreicher eintreffen, die hintere, unter Heranziehung der Arrieregardenbrigade von Kosmanos, eine Aufnahmestellung bei Gitschinowes, Front gegen Norden, nehmen, die Masse der Kavallerie in die Gegend westlich hiervon nachfolgen. Die Masse der sächsischen Kolonnen und Trains wurde längs und beiderseits der Straße Gitschinowes—Königstadtl gestaffelt.

Aus diesen Anordnungen ist die Absicht zu erkennen, es bei Gitschin selbst auf entscheidenden Kampf ankommen zu lassen, einen aufgezwungenen Rückzug aber in südlicher Richtung zu nehmen. Die Art der Ausführung durch den Grafen Clam-Gallas und zugleich dessen übermäßiges Verfügungsrecht erhellen aus der Aufforderung, welche dieser am 29. um 9 Uhr vormittags dem Kronprinzen nach Podhrad entgegensandte:

„Brigade Poschacher hat den Bradaberg besetzt, Brigade Leiningen hinter selber in Reserve, Brigade Piret in Eisenstadtl, zwischen ihnen Kavallerie und Geschützreserve. Brigade Abele besetzt die waldige Höhe

Digitized by Google

nördlich Lochow.*) Ich erlaube mir, gehorsamst zu ersuchen, daß die vorderste königlich sächsische Brigade Diletz**) besetze, die andere hinter selber in Reserve verbleibe."

Kronprinz Albert begab sich nach Gitschin zum Grafen Clam und stimmte jenem Vorschlage zu. Als aber bis Mittag kein Vorgehen des Feindes von Rowensko her gemeldet wurde, wurde die durch Anstrengungen und Hitze stark mitgenommene 2. sächsische Infanteriedivision vorläufig in ihrer Rast im Umkreis Podhrad—Brsheshina—Tschejkowitsch—Welisch, die Reserveartillerie bei Bukwitz belassen.

Eine flankierende Verteidigung, wie bei Münchengrätz, wurde also bei Gitschin vom Kronprinzen nicht gewählt. Trotzdem hätte gerade einer Flankenstellung zwischen Liban und Kosteletz die wesentlichste Eigenschaft einer solchen, die des Offensivvermögens, innegewohnt: Das ungünstige Kräfteverhältnis war durch die Annäherung an die Hauptarmee und die Hoffnung auf Unterstützung von dorther gebessert, vor allem aber war etwaiger Rückzug in einer Richtung möglich, welche nicht nur die Verbindung mit der Hauptarmee erhielt, sondern das operative Zusammenwirken mit dieser noch begünstigte. Die tatsächlichen Anordnungen des Kronprinzen wiesen die sächsischen Munitionskolonnen und Trains in jene südliche Richtung; das beweist, daß diese auch die natürlichste Rückzugsrichtung war.

Die gemischte österreichische Brigade Ringelsheim am 29. Juni nachmittags.

Die gemischte Brigade Ringelsheim (Infanterieregimenter Nr. 42 und 73, Jägerbataillon Nr. 26, zugeteilt eine Kavalleriebrigade von 7 Eskadrons, eine Feldartillerie-Abteilung von 3 Batterien)***) war am Vormittage ihrem Armeekorps als Arrieregarde über Sobotka auf Gitschin gefolgt, nachdem sie nachts einen Angriff von Teilen der 3. preußischen Infanteriedivision bei Podkost abgewiesen hatte. Der Feind war auf Sehrow zurückgegangen.

Als der Anfang der Infanterie um 1 Uhr nachmittags Unter-Lochow erreichte, erhielt der Brigadekommandeur den Befehl, in einer Stellung in dortiger Gegend die Deckung der linken Flanke des Armeekorps zu übernehmen; dieses, nebst der 1. Kavalleriedivision, habe eine Verteidigungsstellung in Linie Eisendstadtl—Prachow gegen den bei Rowensko festgestellten starken Feind eingenommen; vom sächsischen Armeekorps ruhe die 2. Infanteriedivision vorläufig zwischen Brsheshina und Welisch mit der Bestimmung, bei feindlichem Angriff nach Diletz in die Mitte der österreichischen Verteidigungsstellung einzurücken, die Masse der Kavallerie bei Dolan und südlich, um gegen Abend die Gegend westlich Gitschin zu erreichen, während die 1. Infanteriedivision

*) Die Arrieregardenbrigade Ringelsheim war um jene Zeit noch im Marsch von Sobotka auf Lochow, wo sie eine Stellung zur Sperrung der Straße einnehmen sollte.

**) Also die Mitte der Aufstellung.

***) In Wirklichkeit nur eine Batterie zu acht Geschützen.

Digitized by Google

im Marsch über Domausnitz, Liban auf Gitschinowes sei. Von einem feindlichen Vorgehen war bisher nichts bekannt geworden.

Wie gedenkt der Brigadekommandeur seinen Auftrag auszuführen?

Aufgabe und Vorschlag zur Lösung.

Die Straße zwischen Samschin und Lochow kann von der Höhe 330 östlich Lochow aus weithin unter Artilleriefeuer genommen werden und ist auf beiden Seiten von Höhen begleitet, die sich auf der nördlichen zu den schwer zugänglichen Prachower Felsen erheben. Es ist daher anzunehmen, daß ein Angreifer nur mit Nebenkräften längs der Straße vorgehen, mit Hauptkräften südlich ausholen wird. Dort scheinen sich auf den Höhen südlich Woharshitz günstige Artilleriestellungen dem Angreifer zu bieten. An und für sich würde sich wohl ein feindlicher Vormarsch am wirksamsten aus der Gegend zwischen Samschin und Woharshitz verhindern lassen, aber der bestimmte Befehl und die Notwendigkeit, im Rahmen des Armeekorps zu bleiben, bindet die Brigade an die Gegend von Lochow.

Indem ein Infanterieregiment mit der Besetzung von Ober-Lochow und dem Festhalten der Chaussee, die Artillerieabteilung dahinter mit Stellungnahme auf Höhe 330 beauftragt wird, ist der Anschluß nach rechts an die übrigen Teile des Armeekorps bei Prachow gesichert. Die Hauptbeachtung verdient die linke Flanke, sowohl mit Rücksicht auf die Geländegestaltung wie darauf, daß sie nach dem Fortziehen der 2. sächsischen Infanteriedivision offen sein wird. Dort würde zunächst das Jägerbataillon die Fläche hinter der Wiesenniederung westlich Wohawetz besetzen, das andere Infanterieregiment zur Verfügung dicht östlich Wohawetz zu stehen haben. Die Kavalleriebrigade hat die Aufklärung gegen Podkost—Sehrow, Ober- und Unter-Bautzen fortzusetzen, Verbindung mit der 1. sächsischen Infanteriedivision zu halten und, sobald der Gegner ihr Verbleiben vor der Front unmöglich macht, bei Wohawetz die Deckung der linken Flanke zu übernehmen.

Da ein Anmarsch des Feindes noch nicht gemeldet ist, so ist die verfügbare Zeit auszunutzen, um die Stellung mit allen Mitteln künstlich zu verstärken.

Tatsächliche Entwicklung und Betrachtungen.

Der Generalmajor Baron Ringelsheim hatte die Gefahr für die linke Flanke erkannt und das Infanterieregiment Nr. 73 nebst dem Jägerbataillon dicht westlich des tiefgelegenen Dorfes Wohawetz bereitgestellt. Dort waren die Bataillone zwar gedeckt, würden aber bei der heutigen weitreichenden Feuerwirkung Schwierigkeiten für eine etwaige Seitwärtsschiebung gefunden haben. Auch entspricht es nicht unseren heutigen Grundsätzen, daß das bei Ober-Lochow aufgestellte Infanterieregiment Nr. 42 ein Bataillon nebst acht Geschützen in eine Vor-Stellung nordwestlich Unter-Lochow vorschob. Die beiden Kavallerieregimenter schlossen sich von vornherein dem linken Infanterieflügel

Digitized by Google

bei Wohawetz an. Für künstliche Verstärkung der Stellung geschah, wie auch bei den übrigen Teilen des Armeekorps, nichts.

Die vorgeschobene Stellung nordwestlich Unter-Lochow mußte vor dem Angriff der 3. preußischen Infanteriedivision, welcher um 5½ Uhr nachmittags begann, alsbald geräumt werden. Die Fortführung des frontalen Angriffs gegen Ober-Lochow stieß auf solche Schwierigkeiten, daß Generalleutnant v. Werder sich in der Tat entschloß, den Hauptangriff gegen den linken österreichischen Flügel zu führen und einen Teil seiner Kräfte über Wostrushno in die linke Flanke des Gegners zu entsenden. Es gelang dem Generalmajor Baron Ringelsheim, seine Stellung zu halten, bis er um 8 Uhr abends, noch vor dem Wirksamwerden jener Umgehung, den Befehl zum Rückzug auf Gitschin erhielt. Er leitete diesen durch einen Offensivstoß seines rechten Flügels ein und führte ihn von dort aus ungehindert durch.

Kriegslage der Armeeabteilung am 29. Juni nachmittags.

Dem Armee-Oberkommando war bekannt, daß 10 000 bis 12 000 Preußen seit dem 28. nachmittags um Rowensko und Groß-Skal lagerten, und daß Teile der 3. preußischen Infanteriedivision nach einem mißglückten nächtlichen Überfallsversuch bei Podkost auf Sehrow zurückgegangen waren. Die Truppen ruhten, größtenteils seit dem Vormittag, in Gefechtsstellungen bei Gitschin, und zwar:

vom österreichischen 1. Armeekorps die 1. Infanteriedivision mit einer Hälfte in und südlich Eisenstadtl, mit der anderen in Reserve südwestlich Rybnitschek, die 2. Infanteriedivision zwischen Podulsh und Prachow, ihre 3. Infanteriebrigade nebst einer Feldartillerie-Abteilung und einer aus österreichischer und sächsischer Kavallerie zusammengestellten Kavalleriebrigade bei Lochow—Wohawetz;

von der 1. Kavalleriedivision zwei Brigaden, die Maschinengewehr-Abteilung, die Artillerieabteilung, verstärkt durch eine Artillerieabteilung der 1. Infanteriedivision, bei Diletz zwischen Höhe 324 und dem Zidlinabach, die 3. Brigade südlich Rybnitschek;

vom sächsischen Armeekorps die 2. Infanteriedivision auf Rastplätzen zwischen Brsheshina und Welisch, die Kavalleriebrigade bei Dolan—Ketten, während die 1. Infanteriedivision noch im Anmarsch über Liban nach ihren Marschzielen Gitschinowes, Kosteletz, Dolan war.

Die Munitionskolonnen und Trains des 1. Armeekorps parkierten größtenteils südöstlich Gitschin zwischen den von dort auf Horshitz und Smidar führenden Straßen, diejenigen des sächsischen Armeekorps waren längs und beiderseits der Straße Gitschinowes—Königstadtl gestaffelt.

Um 2 Uhr nachmittags hatte der Oberbefehlshaber einen Befehl der Heeresleitung erhalten, der vom 27. aus Josefstadt datiert, aber erst am Abend des 28. abgegangen war; ihm zufolge sollten vier Armeekorps, vier Kavalleriedivisionen und die Geschützreserve der Hauptarmee sich auf die

Digitized by Google

vier feindlichen Armeekorps (II., III., IV., VIII.) werfen, welche im nordwestlichen Böhmen eingebrochen waren, zwei Armeekorps in ihrer gegen Nachod—Trautenau vorgeschobenen Stellung den dortgegen vorgerückten vier feindlichen Armeekorps Widerstand leisten. Im besonderen sollten am 29. das 3. Armeekorps bis Chotetsch (seine Avantgarde bis gegen Gitschin), das 6. gegen (Avantgarde bis) Falgendorf marschieren, das große Hauptquartier nach Miletin kommen; am 30. das 3. bis in Höhe von Rowensko, das 6. nach Lomnitz, das 8. nach Libunj, das 2. nach Aulibitz, das große Hauptquartier nach Gitschin kommen; die Armeeabteilung des Kronprinzen von Sachsen sollte ihre Vereinigung mit dem Gros der Armee bewirken.

Irgend welche Nachricht über die Ereignisse bei der Hauptarmee seit dem 27. war nicht mitgeteilt worden, Verbindung mit ihr nicht hergestellt.

Kurz nach 4 Uhr nachmittags erhielt der Oberbefehlshaber in Wokschitz aus Gitschin die erste Nachricht über den Gegner: daß starke Infanteriekolonnen mit Kavallerie auf der Turnauer Straße vorrückten. Über feindliches Vorgehen aus Richtung Sobotka war nichts gemeldet.

Welche Maßnahmen hat der Oberbefehlshaber zu beschließen?

Aufgabe und Vorschlag zur Lösung.

Wenngleich das unübersichtliche, zerrissene Höhengelände nördlich und westlich Gitschin zur Annahme einer Entscheidung einem stark überlegenen Feinde gegenüber nicht geeignet schien, so kann und muß doch die Armeeabteilung bei der jetzigen Gestaltung der Lage dort standhalten. Es stehen nur noch knapp 5 Stunden Tageslicht bevor.*) Überlegene Kräfte kann also der Feind heute überhaupt nur dann zur Geltung bringen, wenn er gleichzeitig auch noch aus anderen Richtungen als von Rowensko her vorgeht, wofür vorläufig keine Anzeichen vorliegen. Zudem steht Unterstützung über Chotetsch in Aussicht. Verdächtig ist nur, daß bis jetzt noch gar keine nähere Nachricht darüber vorliegt, ebensowenig wie über die Ereignisse bei der Hauptarmee seit dem 27. Aber auch ohne das heutige Eintreffen von Unterstützung ist nunmehr die Erwartung berechtigt, mit der Armeeabteilung die Höhen nördlich und westlich Gitschin halten zu können. Diese müssen aber auch gehalten werden mit Rücksicht auf das für morgen beabsichtigte Vorgehen der Nordarmee gegen Lomnitz—Rowensko. Wenn jene Höhen dem Feinde überlassen würden, würde dieses Vorgehen bedeutend erschwert werden. Es sind daher alle Maßnahmen zum unbedingten Festhalten der Höhen zu treffen und bereits mit dem geplanten Vorgehen des Gesamtheeres in Einklang zu bringen.

Da es in der Absicht der Heeresleitung liegt, den linken Flügel der Hauptarmee über Gitschin, Rowensko vorzuführen, so würde die Armeeabteilung sich dieser Bewegung zweckmäßig über Sobotka, Unter-Bautzen anschließen. Sie kann so gegen den am 28. bei Sehrow und Boschin festgestellten

*) Sonnenuntergang 8^{24}.

Digitized by Google

Gegner vorgehen und gegen einen etwa weiter südlich vorgegangenen Gegner die linke Armeeflanke decken. Ziemlich sicher ist schon morgen auf ein Zusammentreffen mit der Masse des Gegners an und nördlich der Turnauer Straße zu rechnen. Die Heeresleitung wird dann auch von der Armeeabteilung starke Teile dort zur Verfügung zu haben wünschen. Indem dem 1. Armeekorps für heute die Verteidigung zwischen Sametz und Prachow überwiesen wird, ist es bereit, morgen, je nach Bedarf, nördlich oder südlich der Prachower Felsen gegen Westen vorzugehen.

Eine nähere Betrachtung des Geländes zeigt, daß dieses dem feindlichen Angriff bei Sametz, im Zidlinatal, besondere Vorteile gewährt. Demgegenüber müßten ansehnliche Kräfte zur Verteidigung des rechten Flügelabschnitts von Höhe 324 über die Zidlina hinüber bis zu den Erhebungen westlich Eisenstadtl zur Beherrschung des Zidlinatales verfügbar gemacht werden. Hierfür wäre die ganze 1. österreichische Infanteriedivision zu bestimmen. Die gemischte Brigade bei Lochow—Wohawetz wäre durch die 2. sächsische Infanteriedivision abzulösen und dem 1. Armeekorps als Reserve zuzuführen. Die Ausdehnung des Verteidigungsabschnitts des 1. Armeekorps würde damit zwar $4^1/_2$ bis 5 km betragen,. mit Rücksicht auf die Stärke des Armeekorps und die vorgerückte Tageszeit sowie darauf, daß der Feind bisher nur auf einer Straße gemeldet ist, dürfte dieses aber nicht zu viel sein. Außerdem überhebt die Aussicht, von Chotetsch her unterstützt zu werden, das Armeekorps der Sorge um starken Flankenschutz. Die Avantgarde des 3. Armeekorps, der Marschrichtung Radim, Eisenstadtl zu geben wäre, wird dort die Reserve des rechten Flügels bilden. Bis zu ihrem Eintreffen wird die 1. Kavalleriedivision die rechte Flanke decken, zunächst allerdings durch Fußgefecht Diletz für die 1. österreichische Infanteriedivision festhalten müssen. Die 2. sächsische Infanteriedivision übernimmt an Stelle der gemischten Brigade (Ringelsheim) die Verteidigung bei Lochow; da dortgegen feindliches Vorgehen noch nicht gemeldet ist, hat die Ablösung keine Bedenken, dagegen den großen Vorteil, daß Vermengung der beiden Armeekorps vermieden wird. Die zusammengestellte Kavalleriebrigade, durch Artillerie und Maschinengewehre unterstützt, kann dort für die kurze Zeit bis zum Eintreffen der 2. sächsischen Infanteriedivision den Schutz der linken Flanke übernehmen. Die 1. sächsische Infanteriedivision ist von Liban auf Podhrad, statt auf Gitschinowes vorzuziehen, um als allgemeine Reserve zu dienen und gegen Markwartitz—Liban zu decken.

Sollten sich die Verhältnisse so ungünstig gestalten, daß der Rückzug nötig wird, so wäre dieser nicht in Richtung auf die Hauptarmee, sondern zur Gewinnung vorteilhafter Operationsbreite seitwärts zu nehmen, also mit dem 1. Armeekorps auf Horshitz, dem sächsischen auf Smidar. Die Kolonnen und Trains dürfen dem nicht im Wege stehen.

Digitized by Google

Da mit Übermittlung der Nachricht über Gitschin vom Anmarsch des Feindes bereits Zeit verloren gegangen ist, ist Eile nötig. Der Oberbefehlshaber wird unmittelbar die halbe 1. österreichische Infanteriedivision auf Diletz, die 2. sächsische auf Ober-Lochow — Artillerie voraus —, die 1. sächsische auf Podhrad in Marsch setzen*); zum 3. Armeekorps auf Chotetsch wird ein Generalstabsoffizier entsendet, um es über die Lage aufzuklären und um Unterstützung in Richtung Radim, Eisenstadtl zu ersuchen, seine Avantgarde aber beim Antreffen sofort dorthin in Marsch zu setzen.

Darauf wird der Oberbefehlshaber sich zum 1. Armeekorps begeben und anordnen für

1. Armeekorps: Verteidigung zwischen den Höhen westlich Eisenstadtl und nördlich Prachow mit besonderer Stärkung des rechten Flügels; Heranziehung der Brigade von Lochow unter Belassung der Kavalleriebrigade dort;

1. Kavalleriedivision: Festhaltung von Diletz bis zum Eintreffen von Infanterie, dann Schutz der rechten Flanke und Verschleierung des Anmarsches des 3. Armeekorps;

sächsisches Armeekorps: Behauptung der Höhen von Lochow, Flankenschutz und Aufklärung gegen Sobotka—Unter-Bautzen—Domausnitz, 1. Infanteriedivision zur Verfügung des Oberbefehlshabers bei Podhrad;

Kolonnen und Trains des 1. Armeekorps: Räumung der Straße Gitschin—Liban für das sächsische Armeekorps, der Straße Eisenstadtl—Chotetsch für das 3. Armeekorps und Zurückgehen mit den für den heutigen Tag nicht nötigen Teilen hinter die Linie Wojitz—Hochweseli.

Meldung an das in Miletin vermutete große Hauptquartier (telegraphisch wie durch Generalstabsoffizier im Selbstfahrer) und Bitte um Weisungen.

Tatsächliche Entwicklung.

Kronprinz Albert hatte auch bei dieser Gelegenheit die Rücksicht geübt, sich mit dem Grafen Clam-Gallas nur zu verabreden und dessen Vorschlägen zur Besetzung der Stellung (vergl. S. 148/49) zuzustimmen. So sah sich denn letzterer befugt, auf die Nachricht vom Anrücken des Feindes auf der Turnauer Straße der 2. sächsischen Infanteriedivision unmittelbar das Vorrücken gegen Diletz zu befehlen, und schickte auch den im Anmarsch vermuteten Truppen des 3. Armeekorps von sich aus eine Aufforderung zur Unterstützung des rechten Flügels entgegen. Die 2. sächsische Infanteriedivision, anstatt unverzüglich von ihren hintereinander gestaffelten Rastplätzen aus in Marschformation dem Gefechtsfelde zuzueilen, sammelte sich zuvor westlich Gitschin und brach erst um 6 Uhr abends von dort gegen Diletz auf. Die Masse der 1. Kavallerie-

*) Falls sich der — in Wirklichkeit nicht ernannte — stellvertretende Führer des sächsischen Armeekorps bei dem Oberbefehlshaber in Wolschitz befinden sollte, würden diese Befehle an ihn zu richten sein.

Digitized by Google

division, durch Artillerie verstärkt, versuchte, in der 3 km breiten Lücke zwischen Eisenstadtl und Podulsh den Höhenrücken westlich Sametz bis zum Eintreffen der 2. sächsischen Infanteriedivision mittels Fußgefechtes zu halten. Es gelang ihr jedoch nicht, da die Sachsen sehr spät eintrafen und die Brigade Piret aus ihrer Stellung in und rückwärts Eisenstadtl den Angriff des Feindes gegen Sametz nicht unter Feuer nehmen konnte.

Durch das Einschieben der 2. sächsischen Infanteriedivision in die Verteidigungsstellung des 1. Armeekorps und das Belassen der Brigade Ringelsheim bei Lochow – Wohawetz erhielt das Korps eine Ausdehnung von 8 km, noch dazu in unübersichtlichem Gelände. Eine einheitliche Leitung wurde dadurch sowohl für den kommandierenden General wie für den Oberbefehlshaber unmöglich. Die 1. sächsische Infanteriedivision erhielt Befehl, aus ihren erst gegen 8 Uhr abends erreichten Biwaks bei Gitschinowes in eine Aufnahmestellung nördlich Kosteletz vorzurücken, war also zu entfernt, um auf den Ausgang des Gefechts einzuwirken. Die Kavallerie, sowohl die sächsische wie die österreichische, wurde lediglich als Schlachtenkavallerie verwendet; weitergehende Aufklärung um die Flanken des Gegners herum unterblieb, so daß die bedeutend übertriebenen Eindrücke der Brigade Ringelsheim über die Stärke des später von Sobotka vorgegangenen Feindes nicht richtiggestellt wurden.

Besondere Maßnahmen zum Freimachen der Straßen von Fuhrwerk im Rücken der Armeeabteilung scheinen nicht getroffen worden zu sein. Dieses sollte später sehr nachteilige Folgen haben.

Kriegslage am 29. Juni abends.

Um 7^{15} abends erhielt der Oberbefehlshaber auf der Höhe südlich Diletz, wo sich auch die Führer der beiden Armeekorps und der 1. Kavalleriedivision befanden, folgenden Befehl der Heeresleitung:

„Hauptquartier Josefstadt, den 29. Juni 1866.

Ich sehe mich genötigt, meine Bewegung gegen die Iser heute zu sistieren; die Armee wird im Laufe des heutigen Tages die in der Beilage ersichtliche Aufstellung einnehmen. Ew. Königliche Hoheit wollen Ihre zur Vereinigung mit dem Gros der Armee begonnene Bewegung danach einrichten und fortsetzen, bis die Vereinigung erfolgt ist, jedoch größeren Gefechten ausweichen."

Die Beilage ergab, daß das 3. Armeekorps am 29. bei Miletin bleiben, die Masse der Hauptarmee an der Elbe unterhalb Königinhof eine Front nach Nordosten gegen die schlesische Armee einnehmen sollte.

Von der gemischten Brigade der 2. österreichischen Infanteriedivision bei Lochow—Wohawetz war Meldung eingegangen, daß sie von einer vierfachen Überlegenheit angefallen sei.

Um jene Zeit hatte der Feind gegenüber dem rechten Flügel und der Mitte Sametz und Podulsh in seinen Besitz gebracht und stand bis Brsheska

Digitized by Google

hin in lebhaftem Feuergefecht. Die waldigen Höhen nördlich Prachow und Brada wurden von der Masse der 2. österreichischen Infanteriedivision gehalten. Weiter rechts, bei Diletz, schloß sich die vordere Brigade der 2. sächsischen Infanteriedivision an. Auf den Höhen zwischen Diletz und Kbelnitz war eine starke Geschützlinie von Batterien der 2. österreichischen und 2. sächsischen Infanteriedivision in Stellung. Nahezu vollzählig standen außerhalb des Feuergefechts verfügbar: die hintere Brigade der 2. sächsischen Infanteriedivision südlich Kbelnitz, dabei die Masse ihrer Artillerie, für welche vorwärts kein Platz war, und die 1. österreichische Infanteriedivision mit je einer Hälfte in bezw. südlich Eisenstadtl und südwestlich Rybnitschek. Von der 1. Kavalleriedivision stand eine Brigade wie bisher in Reserve südlich Rybnitschek, die Teile, welche die Höhe westlich Sametz bis zum Eintreffen der Sachsen vergeblich durch Fußgefecht zu halten versucht hatten, waren mit je einer Brigade nach Karthaus und hinter Diletz zurückgegangen. Die sächsische Kavalleriebrigade war im Anmarsch von Dolan auf Gitschin, die 1. sächsische Infanteriedivision zwischen Gitschinowes und Dolan eingetroffen; diese hatte den Befehl erhalten, eine Aufnahmestellung nördlich Kosteletz einzunehmen.

Es ist klares Wetter und Vollmond.

Wie ist dem Befehl der Heeresleitung nachzukommen?

Aufgabe und Vorschlag zur Lösung.

Der Befehl der Heeresleitung ist von den Ereignissen überholt. Es fragt sich, ob das Gefecht sofort oder erst unter dem Schutze der Dunkelheit abzubrechen, ferner in welcher Richtung abzumarschieren ist.

Der Kampf ist auf der ganzen Linie auf Nahentfernung im Gange. Ein Loslösen aus dem Gefecht bei Tageslicht, unter dem Feuer des Feindes, wird also schwere Opfer kosten, zumal der Befehl zum Abbrechen bei der großen Gefechtsausdehnung und dem unübersichtlichen Gelände von allen Teilen nicht gleichzeitig aufgenommen und befolgt werden wird. Während hier Abteilungen das Zurückgehen beginnen, werden dort andere gerade einen Vorstoß unternehmen, der unmöglich sofort eingestellt werden kann. Ohnedies erfordert es geraume Zeit, im Rücken der Armeeabteilung die Abmarschstraßen freizumachen.

Anderseits dürfte die Armeeabteilung recht wohl in der Lage sein, den Kampf die kurze Zeit bis zum Eintritt der Nacht fortzusetzen und dann erst in der hellen Mondscheinnacht abzumarschieren: Der größte Teil der Gefechtskraft ist noch unverbraucht, in den Flanken droht bisher keinerlei Gefahr. Auf diese Weise erscheint der Abmarsch als ein freiwilliger, er kann besser vorbereitet werden, die moralische Kraft bleibt ungebrochen, der Hauptarmee wird ein geordneter, vollauf kampffähiger Heeresteil zugeführt.

Es empfiehlt sich demnach, zunächst an den bedrohten Stellen den Widerstand aus den Reserven zu stärken, den Abmarsch sorgfältigst vor-

Digitized by Google

zubereiten, ihn aber mit den ins Gefecht geratenen Truppenteilen erst nach Einbruch der Dunkelheit anzutreten.

Für die Wahl der einzuschlagenden Richtung zur verlangten „Vereinigung mit dem Gros der Armee" ist es erforderlich, die demnächstige Gestaltung der allgemeinen Lage vorauszubedenken. Daraus, daß die Masse der Hauptarmee nunmehr an der Elbe unterhalb Königinhof versammelt wurde, ist zu folgern, daß die Linie Nachod—Trautenau aufgegeben worden ist und die Schlesische Armee über diese hinaus im Vorgehen ist. Im Zusammenhang damit steht das Vorgehen der feindlichen Ersten Armee nach bisherigem Zögern. Nach Aufgeben Gitschins diesseits wird die Erste Armee ihr Vorgehen zum Zusammenwirken mit der Zweiten fortsetzen, mit dem linken Flügel also etwa über Neu-Paka. Ihre Stärke ist auf mindestens vier Armeekorps festgestellt; zur Ausnutzung des Straßennetzes für schnelle Vorbewegung wird sich ihr rechter Flügel — der am 28. über Münchengrätz vorgedrungene Teil — bis gegen Liban ausdehnen. Die österreichische Hauptarmee hat also, bei Verbleib in ihrer Aufstellung, am 30. Juni nachmittags oder am 1. Juli einen gemeinschaftlichen Angriff von Norden wie von Westen her zu erwarten, wobei Miletin etwa die Richtungsmitte für den Feind abgeben dürfte.

Würde sich nun die Iser-Armeeabteilung unmittelbar an das bei Miletin stehende 3. Armeekorps heranziehen, so wäre damit einer Umfassung des linken Heeresflügels Vorschub geleistet, die bei der engen Zusammendrängung besonders verderbliche Folgen nach sich ziehen müßte. Es ist also beim Abmarsch der Iser-Armeeabteilung die Gewinnung größerer Frontbreite anzustreben, welche dem Heere Operationsfreiheit gewährleistet. Zugleich würde durch Zurückgehen in größerer Breite der an und für sich sehr schwierige nächtliche Abzug angesichts des Feindes erleichtert, diesem Aufklärung über den Verbleib der einzelnen Heeresteile erschwert.

Indem dem 1. Armeekorps die Rückzugsstraßen Eisenstadtl—Horshitz und Gitschin—Wolmishtjan, dem sächsischen Gitschin—Smidar und Podhrad—Groß-Kosojed—Winar zugewiesen werden, hat es die oberste Heeresleitung in der Hand, am 30. die Teile der Iser-Armeeabteilung mehr gegen Horshitz zusammenzuziehen, im Sinne einer Defensivflanke, oder mehr gegen Smidar, unter gleichzeitiger Verstärkung durch rückwärtige Heeresteile, im Sinne einer Entscheidung bringenden Offensivflanke.

Die zur Ausführung dieses Operationsgedankens zunächst erforderlichen Anordnungen hätten sich auf folgendes zu erstrecken:

Für das 1. Armeekorps: Verstärkung der bei Lochow bedrängten gemischten Brigade durch die bei Rybnitschek bereitstehende halbe 1. Infanteriedivision, Vorgehen der anderen Hälfte dieser Infanteriedivision von Eisenstadtl bis zu den Höhen westlich dieses Orts, um den Angriff des linken feindlichen Flügels zum Stehen zu bringen.

Digitized by Google

Für das sächsische Armeekorps: Vorziehen der Artillerie der 1. Infanteriedivision unter dem Schutz der Kavalleriebrigade in eine Stellung bei Podhrad, um etwaiges Vordringen des Gegners von Lochow auf Gitschin flankieren zu können; einige Bataillone dieser Division folgen der Artillerie zur Bedeckung; die sächsische Infanteriebrigade südlich Kbelnitz bleibt zur Verfügung des Oberbefehlshabers, die Masse der Infanterie der 1. Infanteriedivision bei Kosteletz; die südlich Kbelnitz verwendungsbereite Artilleriemasse der 2. Infanteriedivision nimmt Stellung auf den Höhen nordöstlich Gitschin und bekämpft den feindlichen linken Flügel.

Für die 1. Kavalleriedivision: Vereinigung mit der zusammengestellten Kavalleriebrigade bei Wohawetz unter gemeinsamen Befehl des Divisionskommandeurs zum Schutz der linken Flanke; die bei Karthaus befindliche Brigade deckt die rechte Flanke bei Eisenstadtl.

Nach Ausgabe dieser ersten Befehle, welche das Vorschreiten des feindlichen Angriffs bis zur Dunkelheit aufzuhalten bezwecken, wären die Anordnungen für den nächtlichen Abzug zu treffen: in erster Linie sofortiges Abschieben allen Fuhrwerks beim 1. Armeekorps auf Horshitz, beim sächsischen auf Neu-Bidschow, Beauftragung von Offizieren mit Freihalten einer Wegeseite, Beleuchten und Bezeichnen der Wegegabelungen.

Von 9 Uhr abends ab haben auf möglichst vielen, sofort zu erkundenden Wegen zurückzugehen: der rechte Flügel des 1. Armeekorps von Eisenstadtl über Radim auf Horshitz, die 2. sächsische Infanteriedivision über Gitschin, Militschowes bis Smidar, die 1. sächsische Infanteriedivision über Kosteletz, Groß-Kosojed bis Winar, letztere unter Belassung einer Arrieregarde bei Kosteletz Nachdem Gitschin von den Sachsen durchschritten ist, geht die österreichische Mitte über Gitschin, Tursh bis Wolmishtjan zurück; zum Schluß folgt die zusammengestellte Division des 1. Armeekorps von Lochow—Wohawetz über Gitschin und bleibt als Arrieregarde am Dubwalde. Die österreichische und sächsische Kavallerie bleibt bei den bezüglichen Arrieregarden und übernimmt am folgenden Morgen unter gemeinschaftlichem Befehl des Kommandeurs der 1. Kavalleriedivision die Aufklärung in den Richtungen Neu-Paka—Gitschin—Liban.

Tatsächliche Entwicklung.

Kronprinz Albert glaubte es infolge der Bedrohung der Brigade Ringelsheim bei Lochow (die übrigens übertrieben stark hingestellt war) nicht auf ein Standhalten bis zum Eintritt der schützenden Dunkelheit ankommen lassen zu dürfen. Nach kurzer Beratung mit dem Grafen Clam befahl er den sofortigen Antritt des Rückzuges. Dieser war als Rückwärtsschwenkung um das von der Brigade Piret zu haltende Eisenstadtl gedacht; die zunächst stehenden Sachsen sollten die Stellung am Sebinberge und Gitschin besetzen, alles andere hatte unter dem Schutze der intakten Artillerie und Kavallerie den Marsch hinter Gitschin anzutreten, der Ort selbst sollte von der Brigade Ringelsheim

Digitized by Google

besetzt werden. Die im Anmarsch befindliche sächsische Reiterdivision hatte westlich der Stadt, Front gegen Sobotka, Vorposten auszusetzen. Aus diesen Aufstellungen gedachte man, am folgenden Morgen um 3 Uhr mit den österreichischen Truppen den Marsch auf Miletin und Horshitz, mit dem sächsischen Korps auf Smidar fortzusetzen (v. Lettow-Vorbeck, 1866, II.).

Indessen war die Brigade Piret gerade vor Eingang des Rückzugsbefehls vorgegangen, um das den Sachsen entrissene Diletz wiederzunehmen; bei der Brigade Poschacher am Bradaberge traf es sich gleichfalls so unglücklich, daß kurz zuvor ein Offensivstoß gegen Klein-Ginolitz gemacht war und in dem Waldgelände einzelne Abteilungen den Rückzugsbefehl gar nicht oder verspätet erhielten. Auch bei der Brigade Ringelsheim verspäteten sich einzelne Bataillone und kamen ab. So ermöglichte sich das Loslösen vom Gegner nur unter starken Verlusten, besonders an Gefangenen.*) In Gitschin waren die Straßen von Truppen und Fuhrwerk wegen mangelnder Vorbereitung des Rückzuges verstopft. Obgleich der Rückzugsbefehl um $7\frac{1}{2}$ Uhr abends erteilt worden war, wurde es $10\frac{1}{2}$ Uhr, bis die Masse des Gros Gitschin geräumt hatte; die sächsische Leibbrigade, welche an Stelle der Brigade Ringelsheim den Abzug deckte und nachts in Gitschin mit dem vorher eingedrungenen Gegner zusammenstieß, konnte die Stadt erst nach Mitternacht behufs Vereinigung mit den übrigen Teilen der 2. Infanteriedivision bei Militschowes verlassen. Die 1. sächsische Infanteriedivision war am Abend zur Deckung des Rückzuges bis nahe an Starjemisto vorgezogen worden und kehrte um Mitternacht auf ihre alten Lagerplätze bei Gitschinowes zurück.

Das Gefecht von Gitschin bestätigt die Bemerkung, welche Moltke zwei Jahre vorher zu einer Generalstabsreise machte: „Wer sein Gros mit dem Feinde engagiert, kann in den seltensten Fällen den Kampf noch beliebig abbrechen, er wird genötigt sein, unter Heranziehung seiner Reserven ihn bis zur vollen Entscheidung durchzukämpfen. Ein unter diesen Umständen verlorenes Gefecht wird — wenn man vom rückwärtigen Terrain nicht ganz besonders begünstigt ist oder über eine sehr überlegene und noch nicht verwendete Kavallerie verfügt — in der Regel auch eine Niederlage sein.“**)

*) Gesamtverlust der Österreicher und Sachsen im Gefecht von Gitschin etwa 5500 Offiziere und Mannschaften, wovon 2000 unverwundete Gefangene.

**) Die Schwierigkeit des Abbrechens von Gefechten zeigte einige Tage nach dem Gefecht von Gitschin auch das Gefecht bei Dermbach. Die Division Goeben war bestimmt, die etwa anmarschierenden Bayern durch einen kurzen Vorstoß in östlicher Richtung zurückzuwerfen und sich demnächst dem allgemeinen Marsch nach Südwesten anzuschließen. Das Gefecht mußte aber wider Absicht und Befehl bis zum späten Nachmittag durchgekämpft werden, da es bei dem unübersichtlichen Gelände infolge feindlicher Gegenangriffe und verschiedener Mißverständnisse unmöglich war, die sämtlichen Truppen zum gewünschten Zeitpunkt aus dem Nahkampf herauszuziehen. (v. Goeben. „Das Gefecht bei Dermbach am 4. Juli 1866.“)

Digitized by Google

Auch der weitere Abzug erlitt infolge verspäteter und ungenügender Regelung mannigfache Störungen. Schon im Abenddunkel hatten einige österreichische wie sächsische Truppenteile bei Unkenntnis der Ausgänge Gitschins falsche Straßen eingeschlagen und waren von ihren Korps abgekommen. Die Masse des 1. Armeekorps erreichte am Morgen und Vormittag des 30. Miletin und Horshitz, jedoch in einem Zustande, der den Kommandierenden des 3. Armeekorps beim Erscheinen der ersten Abteilungen zu der Meldung an das Armee-Oberkommando veranlaßte: „Abteilungen des 1. Armeekorps kommen bereits an, dasselbe kampfunfähig; Korps ohne Verpflegung . . . .“ Am Nachmittage setzten die Trümmer, ohne verfolgt zu sein, haltlos ihren fluchtartigen Rückzug gegen Königgrätz fort.

Für das sächsische Korps gestaltete sich der Marsch zu einem der beschwerlichsten des ganzen Feldzuges. Den Trains hatte der nötige Vorsprung nicht verschafft werden können. Dazu warfen sich österreichische Munitionskolonnen und Trains auf dessen Rückzugslinie. Erst nachmittags, nach stundenlangen Marschstockungen, erreichte das Armeekorps die Marschziele Smidar und Neu-Bidschow.

Die sächsische Reiterdivision und die Kavalleriedivision Edelsheim deckten Rücken und Flanke des sächsischen Korps und erreichten mit diesem Smidar unter Aufgeben der Fühlung mit dem Gegner.

Allgemeine Betrachtungen zur Operation der Iser-Armeeabteilung vom 24. bis 29. Juni.

Die Operation der Iser-Armeeabteilung hat die bedeutenden Führereigenschaften des Kronprinzen Albert in das hellste Licht gesetzt und ihn zu der glänzenden Rolle vorausbestimmt, welche er vier Jahre später an der Maas spielen sollte. Bereits an der Iser erkennen wir bei ihm treffende Auffassung der Kriegslagen, verständnisvolles Eingehen auf die Absichten der Heeresleitung, richtiges Vorausahnen, wo Nachrichten und Befehle ausbleiben. Kluges Abwägen sehen wir gepaart mit frischem Wagemut, Festigkeit und Ruhe in schwieriger Lage mit tatenlustiger Ausnutzung sich darbietender Vorteile.

Solange ein Eintreffen von Unterstützung an der Iser vor dem des Gegners unwahrscheinlich bleibt, plant er, dort nur Zeit zu gewinnen und Raum zu erhalten. Sobald aber das Zusammenwirken der Hauptarmee an der Iser in sichere Aussicht gestellt und zugleich das zögernde Vorgehen des Gegners durchschaut ist, wird in Berücksichtigung der Geländeverhältnisse kühner Vorstoß als beste Lösung erkannt und beschlossen. Als veränderte Umstände den Erfolg in Frage stellen, paßt sich der Kronprinz ihnen sofort an und beschränkt sich in weiser Mäßigung auf das Verteidigungsverfahren. Gesicherter Anschluß an die Hauptarmee wird dabei richtig als leitender Gesichtspunkt erkannt, und der Rechtsabmarsch wird angetreten, sobald der Anschluß gefährdet erscheint, ohne mit Abwarten höheren Befehls den günstigen Zeitpunkt zu versäumen. Hierbei wird das Einstellen der Offensive der Hauptarmee

Digitized by Google

gegen die Erste Armee aus den Maßnahmen der obersten Heeresleitung vorausgeahnt, noch ehe es dieser zum eigenen Bewußtsein kommt. Gitschin wird als der Punkt erkannt, dessen Besitz das Zusammenwirken mit der Hauptarmee sicherstellt, sei es, daß dieses weiter rückwärts anzustreben ist oder — wie es die letzten Weisungen wieder bestimmen — dort vorwärts zur allgemeinen Offensive gegen die Erste Armee. Das Verhängnis in Gestalt einer heillosen Verwirrung und Lässigkeit in der Operationskanzlei des großen Hauptquartiers*) will es, daß das endgültige Einstellen jener Offensive dem Kronprinzen erst bekannt wird, nachdem er, entgegengesetzter Weisung folgerichtig entsprechend, bereits bei Gitschin entscheidenden Kampf angenommen hat.

So findet die geschickt und planvoll geführte Iseroperation ihren tragischen Abschluß, der sich in dem Telegramm Benedeks vom 30. nachmittags ausdrückt: „Débâcle des 1. und sächsischen Armeekorps nötigt mich, den Rückzug in der Richtung von Königgrätz anzutreten."

Bezüglich des sächsischen Armeekorps war Benedek übrigens falsch berichtet: es war vollkommen schlagfertig, wofür auch die Tatsache spricht, daß der Kronprinz, der selbst unter jenen schwierigen Verhältnissen seine Ruhe und Festigkeit vollbewahrt hatte, am 1. Juli früh das gesamte Armeekorps auf seinem Marsche von Smidar über Nechanitz hinter die Bistritz an sich vorbeimarschieren ließ und sich hierbei von der ungeminderten Haltung und Marschdisziplin der Truppen überzeugte.**)

---

*) Im offiziellen österreichischen Feldzugsbericht heißt es: „Im Korrespondenzdienste herrschte bei der Armee eine ganz unerklärliche Langsamkeit, welche manches Unheil anrichtete."

Der vom 27. datierte Armeebefehl, welcher dem Kronprinzen am 29., 2 Uhr nachmittags bei Gitschin zugegangen war und ihn dort im Annehmen entscheidenden Kampfes bestärkt hatte, war erst am 28. abends zwischen 5 und 6 Uhr von Josefstadt abgeschickt worden. Wenige Stunden später, um 10 Uhr abends, beschloß Benedek das Einstellen der Operation gegen die Iser nach Empfang der Nachricht von der Niederlage des 10. Armeekorps bei Soor — Burkersdorf und von dessen Rückzug nach Neuschloß. Der Befehl für das 3. Armeekorps, in seiner Stellung bei Miletin zu verbleiben, wurde um 11 Uhr abends ausgegeben, der allgemeine Armeebefehl am 29., 7¾ morgens. Der entsprechende Befehl für den Kronprinzen von Sachsen (siehe S. 155) soll nach der offiziellen österreichischen Darstellung ebenfalls am 29. früh ausgefertigt, jedoch erst nachmittags abgesandt worden sein. Lettow-Vorbeck (III. Nachtrag 12) weist jedoch durch zuverlässige Augenzeugen nach, daß der Überbringer dieses bedeutungsvollen Befehls bereits vor 8 Uhr morgens im Schloß Militschowes eingetroffen war, es aber für das bequemste gehalten hatte, den dort zur Einquartierung angekündigten Kronprinzen Albert bei guter Verpflegung und angenehmer Gesellschaft zu erwarten, obwohl der sächsische Quartiermacher ihn über den Weg zu ihm unterwiesen hatte. Erst längere Zeit nach Vernehmen des Kanonendonners entschloß sich der Ordonnanzoffizier, den Kronprinzen auf dem 10 km entfernten Schlachtfelde aufzusuchen; hier erfuhr dieser den gänzlich abgeänderten Entschluß Benedeks um 7¼ Uhr abends — 21 Stunden, nachdem er in dem sechs Meilen entfernten Josefstadt gefaßt worden war!

**) Sächsisches Generalstabswerk, S. 154.

Digitized by Google

Bei jenem unverschuldeten, verhängnisvollen Abschluß hatte die Führung des Kronprinzen immerhin den Erfolg gehabt, daß der beträchtlich mehr als doppelt überlegene Gegner sich übermäßig imponieren ließ und in den sechs Tagen vom 24. bis 29. Juni nur 60 km vordrang, die preußische Zweite Armee aber sich während dieser Zeit „trotz einer Reihe siegreicher Gefechte in einer schwierigen Lage befand".*) Für das geplante Operieren Benedeks auf der inneren Linie, für das Gewinnen der hierzu erforderlichen Freiheit des Handelns war bis zur Krisis im großen Hauptquartier seitens der Iser-Armee mehr als Genüge geschehen. Es ist lehrreich, nochmals zusammenfassend zu betrachten, unter welchen Umständen es in noch vollerem Maße hätte geschehen können — Umstände, die freilich zum größten Teil außerhalb des Machtbereichs ihres Oberbefehlshabers lagen. Da in der vorliegenden Arbeit die Nutzbarmachung jener kriegsgeschichtlichen Vorgänge zu Übungszwecken durch praktische Anwendung auf unsere Verhältnisse versucht werden soll, so sei gleichzeitig bei dieser Gelegenheit hervorgehoben, wie sich jene Umstände bei unserer heutigen Organisation, Bewaffnung und Ausrüstung voraussichtlich gestalten würden.

Als die größte und schließlich zum Verhängnis werdende Erschwerung für das Handeln des Kronprinzen Albert hatten wir die mangelhafte Nachrichtenverbindung zwischen seinem und dem großen Hauptquartier erkannt. Über die Absichten der obersten Heeresleitung, selbst über die allgemeine Lage bei der Hauptarmee war er meist ungenügend, öfters gar nicht, ja sogar infolge gröblicher Nachlässigkeit falsch berichtet. Er hatte tatsächlich — wie Moltke es in seinem Aufsatz „Über Strategie" zu den erschwerenden Anforderungen an den Feldherrn zählt — „die in den Nebel der Ungewißheit gehüllte Sachlage zu durchschauen, das Gegebene richtig zu würdigen, das Unbekannte zu erraten". Wenn dann aber Moltke fortfährt, daß der Feldherr mit einer bekannten und einer unbekannten Größe — dem eigenen und dem feindlichen Willen — zu rechnen hat, so war für den Kronprinzen Albert oft nicht einmal der eigene Wille, wenigstens nicht der der eigenen obersten Heeresleitung bekannt.

Die Hauptursache hiervon war allerdings wohl, daß der Wille bei dieser selbst oft genug nicht klar feststand und schließlich gänzlich in Abhängigkeit vom Feinde geriet. Als weitere Ursache haben wir bereits die Nachlässigkeit und Langsamkeit im Schriftverkehr des Hauptquartiers erkannt. Es herrschten dort Verhältnisse, wie sie unserer heutigen Schulung und unserem einheimischen Ordnungssinn mit der im Auslande oft bespöttelten Wertschätzung des Großen im Kleinen eben unglaublich erscheinen. Aber auch abgesehen von diesen Umständen, haben seitdem die Nachrichtenmittel eine der-

*) Aus dem Befehl des Königs an den Prinzen Friedrich Karl vom 29. Juni, 7½ Uhr nachmittags.

Digitized by Google

artige Verbesserung und Erweiterung erfahren, daß eine Vereinsamung, wie sie dem Oberkommando der Iser-Armeeabteilung beschieden war, unter jetzigen Verhältnissen ausgeschlossen sein dürfte. Mit Unterbrechung der telegraphischen Nachrichtenvermittlung durch Witterung und feindliche Einwirkung sowie mit Mißverständnissen muß freilich auch heute gerechnet werden. Aber durch die Mannigfaltigkeit der Nachrichtenmittel dürfte doch eine ziemliche Sicherheit gewährleistet sein. Unter heutigen Verhältnissen würde das Oberkommando der Iser-Armeeabteilung mit Brieftauben der Festung Josefstadt ausgerüstet werden; Nachrichtenoffiziere würden im Selbstfahrer oder selbst mit Fahrrad die Entfernungen von Josefstadt bis Gitschin und Münchengrätz (45 bezw. 80 km) in wenigen Stunden, von Gitschin nach Miletin (26 km) sogar in weniger als Stundenfrist zurücklegen; optische Feldsignalstationen und Funkentelegraphenstationen würden etwa auf dem Muskyberge bei Münchengrätz, dem Bradaberge bei Gitschin, dem Siebojedberge südlich Königinhof und dem Libinaberge westlich Josefstadt eingerichtet werden und schnellste unzerstörbare Verbindung zwischen den verschiedenen Hauptquartieren bewirken.

Allerdings sollen alle diese Hilfsmittel neuzeitiger Heerführung nicht als Gängelband für die abgetrennten Heeresteile dienen. Zur Mitteilung einschränkender Befehle, wie „Münchengrätz und Turnau um jeden Preis festhalten", deren Zweckmäßigkeit und Ausführbarkeit sich nur an Ort und Stelle übersehen läßt, dürfen sie nicht mißbraucht werden. Aber das Wesen der Strategie, das nach Moltke in der „Getrenntthaltung der Massen unter Wahrung rechtzeitiger Versammlung" besteht, wird doch durch solche Vervollkommnung und Erweiterung der Nachrichtenmittel gehoben. Immerhin hätte auch schon zu damaliger Zeit in dieser Hinsicht mehr geschehen können: die Entsendung eines Nachrichtenoffiziers am 29. früh von Gitschin nach Miletin behufs gegenseitiger Benachrichtigung und Verständigung war — wenigstens nach heutiger Gepflogenheit — unabweisbare Pflicht und hätte das ganze Unheil von der Iser-Armeeabteilung abgewendet; auch war Relaisverbindung mit dem großen Hauptquartier herzustellen.

Der „Nebel der Ungewißheit" über Absicht und Lage der eigenen Hauptarmee wurde auch über die Verhältnisse beim Feinde nur mangelhaft durch die zahlreich verfügbare Kavallerie gelüftet. Zwar war die Aufklärungstätigkeit der Kavalleriemasse vor der Front der Armeeabteilung immerhin reger als beim Gegner, bei dem von solcher überhaupt nicht die Rede war, aber doch nur höchst unzureichend im Vergleich zu unseren heutigen Anforderungen. Von einer Verwendung der sächsischen Reiterdivision in Masse vor der Front ist überhaupt nichts zu finden, wenn auch einzelne ihrer Eskadrons Vorzügliches im Aufklärungsdienst geleistet haben. Die Kavalleriedivision Edelsheim war zwar zu Beginn der Operationen vor die Front des 1. Armeekorps geschoben, blieb aber mit ihrer Masse im Isertal bei Turnau. Sie unterstützte später bei Sichrow das an den Feind geratene Regiment, ging jedoch

Digitized by Google

vor feindlichen Schützen bald zurück, gab das wichtige Turnau preis, verkroch sich hinter die Infanterie des Armeekorps und verlor derart die Fühlung mit dem Gegner, daß das Vorrücken einer ganzen feindlichen Infanteriedivision nach Turnau unbekannt, die Straße Turnau—Gitschin unbeobachtet blieb. Von da ab finden wir die Division Edelsheim ebenso wie die sächsische Reiterdivision hinter der Infanterie bis zum 28., wo erstere vorwärts Gitschin die Fühlung mit dem Feinde wiedergewinnt und bis zum Eintreffen der eigenen Infanterie aushält. Anzuerkennen ist der — allerdings mißlungene — Versuch, während des Gefechts von Gitschin durch Schützen dreier ihrer Regimenter die Höhe westlich Diletz bis zum Eintreffen der sächsischen Infanterie zu halten; aber die Nachricht vom Anrücken des Feindes von Rowensko her hatte doch das 1. Armeekorps nicht durch seine Kavallerie, sondern gänzlich überraschend durch seine Vorposten erhalten, und in den Tagen nach dem Gefecht ging die Fühlung mit dem Gegner wieder völlig verloren, indem die Kavallerie sich aus Besorgnis vor dem Zusammentreffen mit der Infanterie des Verfolgers unmittelbar bei und hinter der eigenen Infanterie hielt.

Dabei hatte Baron Edelsheim allgemein den Ruf eines schneidigen tätigen Reiterführers, der sich bei Magenta und Solferino durch glänzende Attacken ausgezeichnet hatte und auch nach dem Kriege 1866 als Umgestalter der österreichischen Kavallerie Hervorragendes zu leisten berufen war. Doch er war eben damals noch in den Anschauungen seiner Zeit befangen, die den Hauptwert der Kavallerie in ihrer Schlachtentätigkeit suchte, ihr weitgehende operative Tätigkeit, zumal in unebenem Gelände und bis an das feindliche Schützenfeuer heran, nicht zutraute. Aber auch wenn Edelsheim sich für seine Person über die Anschauungen seiner Zeit hinweggesetzt hätte, so waren ihm doch die Hände durch Benedek gebunden. Dieser hatte dem aufstrebenden Reiterführer von vornherein in schärfster Tonart alles selbständige Handeln verboten und ihn sogar unter Androhung der kriegsgerichtlichen Behandlung angewiesen, nur erhaltene Befehle zu befolgen.*)

Von „selbständiger" Kavallerie in unserem Sinne konnte damals auch schon deshalb nicht die Rede sein, weil sie in Bewaffnung und Organisation hinter ihrer Zeit zurückgeblieben war. Heute, wo unsere Kavallerie mit einem ausgezeichneten Karabiner bewaffnet ist, die Division mit vollwertigen Geschützen, mit Maschinengewehren, Radfahrern, Pionieren, Nachrichten-, Übersetz- und Zerstörungsmitteln versehen ist, ist sie erst wirklich zu selbständigem Auftreten weit vor der Front der Armee befähigt worden.**)

Hieran sei die Bemerkung angeknüpft, daß eine neuzeitige Bewaffnung und Organisation auch der übrigen Truppengattungen

*) Lettow-Vorbeck, II. S. 17.

**) Die 1. leichte Kavalleriedivision hatte zwar 1866 statt der Pistole ein verkürztes Infanteriegewehr erhalten, aber erst während der Mobilmachung.

Digitized by Google

der Iser-Armeeabteilung ihre defensive Aufgabe von Zeitgewinn und Raumerhaltung bedeutend erleichtert hätten. Die weitreichende, vernichtende Wirkung und die starke Vermehrung der Artillerie, die gleichfalls gesteigerte Fernwirkung und Genauigkeit des Kleingewehrs zwingen den heutigen Angreifer, das Gefecht auf größerer Entfernung anzusetzen, die Entscheidung sorgfältiger vorzubereiten und durch zeitraubende Umfassung zu unterstützen. Der Einwurf, daß die starke Vermehrung der Artillerie dem Verteidiger wegen Raummangels Verlegenheit bereiten könnte, trifft z. B. auf die Verhältnisse bei Gitschin nicht zu. Damals kamen zwar auf dem Entscheidungsflügel bei Diletz sechs sächsische Batterien teils wegen Raummangels, teils wegen unzulänglicher Wirkungsweite nicht zur Verwendung. Aber bei der heutigen Wirkungsweite würden außer den damals verwendbaren Stellungen die Höhen zwischen Eisenstadtl und Gitschin einer mehr als doppelt so starken Artillerie vorzügliche Stellung bieten, während die vor- und rückwärts gelegenen Geländevertiefungen für leichte und schwere Feldhaubitzen ausgenutzt werden könnten. Schon allein die längeren Aufmarschzeiten*) hätten es unter heutigen Verhältnissen bei Gitschin bewirkt, daß das Gefecht bei Eintritt der Dunkelheit nicht über die Einleitung hinausgekommen wäre und die Armeeabteilung ohne Schwierigkeiten ihren Abmarsch hätte bewerkstelligen können. Auch würde die Gefechtsausdehnung, welche unter damaligen Verhältnissen viel zu groß war, es bei der heutigen Stärke frontalen Widerstandes für einen Kampf um Zeitgewinn keineswegs sein.

Anderseits darf nicht übersehen werden, daß jene Umstände, welche die Widerstandsdauer des Verteidigers erhöht haben, ihm auch das Abbrechen von Gefechten — wenn nicht die Dunkelheit zu Hilfe kommt — erschweren. Der ungenügend vorbereitete Abmarsch der enggedrängten Armeeabteilung von Münchengrätz angesichts des nahen Gegners würde bei heutigen Waffen und Marschtiefen ungleich bedeutendere Verluste gekostet haben. Heute noch mehr als früher verdient die alte Soldatenregel Beherzigung: „Wer gehen will, der gehe schnell, wer stehen will, der stehe fest!“ Bei Gitschin freilich war „schnelles Gehen“ nicht mehr möglich, nachdem es einmal zum Entscheidung suchenden und verlangenden Nahkampf gekommen war, zumal die Maßnahmen dazu nicht vorbereitet waren.

Belehrend ist eine Betrachtung der Marschleistungen der Iser-Armeeabteilung, besonders der braven Sachsen. Vom 21. Juni an, wo der Eisenbahntransport Lobositz—Prshelautsch mit Bewegungen eingeleitet und teilweise ausgeführt wurde, bis zum 1. Juli war das sächsische Armeekorps ununterbrochen in Bewegung, mit Ausnahme des 27. Juni, der nach nächtlichem Marsche in völliger Gefechtsbereitschaft zugebracht wurde. Die Hitze

*) Die Marschtiefe einer damaligen preußischen Infanteriedivision ohne Sicherungsabstände ist etwa auf 6 km, einer heutigen auf 10 km zu berechnen.

Digitized by Google

jener Tage war drückend, die Mehrzahl der Tagesleistungen ging dabei über drei Meilen hinaus, ja steigerte sich am 24. Juni bis zu fünf. Am Gefechtstage von Gitschin brach die 2. Infanteriedivision 3 Uhr morgens von Domausnitz auf, kämpfte bei Diletz (28 km), erreichte durch Nachtmarsch am 30. 4½ Uhr morgens Militschowes (12 km), marschierte nach einstündiger Rast bis südlich Smidar weiter (15 km), unter erschwerenden Rückzugsverhältnissen, so daß erst am späten Nachmittag ins Biwak gerückt werden konnte, setzte sich nebst den übrigen Teilen des Armeekorps um 2 Uhr morgens nach Lubno—Nieder-Prshin, östlich Nechanitz (22 km), in Marsch und marschierte dabei vormittags in guter Haltung und Marschzucht vor dem kronprinzlichen Kommandierenden vorbei. Der 2. Juli wird der erste Ruhetag nach elf höchst anstrengenden Marsch- und Gefechtstagen! Man sieht, was eine wohldisziplinierte Truppe leisten kann, wenn sie zu ihrem Führer das Vertrauen hat, daß ihr nur das abverlangt wird, was die Lage erfordert, zwecklose Anstrengung aber erspart bleibt. Wir haben gesehen, daß in dieser Beziehung seitens der Gehilfen der Führung stellenweise noch rationeller verfahren werden konnte. Sorgfältigster Marsch- und Befehlsmechanismus ist die notwendige Grundlage aller operativen Anordnungen. Moltke wies in seinen Bemerkungen zu den Generalstabsreisen auf diesen Punkt immer wieder hin. In seinem Aufsatz „Über Marschtiefen" (1865), der seine operativen Anschauungen aufs klarste zum Ausdruck bringt, spricht er es geradezu aus: „Die Marschanordnungen bilden sonach einen der wichtigsten Zweige des Generalstabsdienstes."

Ein glattes Funktionieren des Befehlsmechanismus mußte auch schon unter dem Beiordnungsverhältnis des Grafen Clam-Gallas leiden. Wir wissen bereits, daß dieses politischen und persönlichen Rücksichten entsprang; zum Nutzen der Sache gereichte es nicht und war auch eins der Erschwernisse verbündeter Kriegführung gegenüber einheitlicher Kommandogewalt. An Stelle bestimmter Befehle des Oberkommandos trat so das „Anheimgeben". Der Erfolg bewies, daß solches nicht genügte, z. B. in dem wichtigen Punkte des Besetzens von Turnau, mit dessen Unterlassen die ganze Operation von Anbeginn an eine mißliche Wendung erhielt; ferner in der Regelung der Verhältnisse im Rücken, deren Unterbleiben den glatten Verlauf der Operationen mehrfach stark beeinträchtigte. Bei so enger Berührung mit dem Gegner traten auch in Moltkes Befehlsart eingehende Anordnungen an Stelle allgemeiner Weisungen. Zwar heißt es aus seiner Feder in den Verordnungen für die höheren Truppenführer vom 24. Juni 1869: „Im allgemeinen wird man wohltun, nicht mehr zu befehlen, als durchaus nötig ist"; doch der Schluß dieses Abschnitts vom Befehlen lautet: „Es ist aber die erste Pflicht eines Befehlshabers, daß er befiehlt, daß er nicht die Dinge gehen läßt, wie der Zufall sie führt, und selbstverständlich, daß er sich überzeugt, ob und wie seine Befehle ausgeführt werden."

Digitized by Google

Indem der Kronprinz Albert neben dem Oberkommando das Kommando über das sächsische Armeekorps beibehielt, wendete er unwillkürlich diesem seine Aufmerksamkeit vermehrt zu, wogegen die Entscheidung auf dem rechten Flügel der Armeeabteilung lag. Eine weitere Folge des Beiordnungsverhältnisses der österreichischen Truppen war, daß die Kavalleriedivision Edelsheim dem 1. Armeekorps unterstellt blieb und mehr zu dessen Sonderzwecken denn als strategischer Aufklärungskörper der Armeeabteilung ausgenutzt wurde.

Der begrenzt exzentrische Rückzug auf Horschitz und Smidar geschah ganz im Moltkeschen Sinne. Nur ein solcher konnte dem Ganzen die operative Freiheit der Bewegung zurückgewähren und vor dem Untergang retten, zu welchem das Zusammenlaufen in eine enggedrängte Zentralstellung notwendig führen mußte und infolge der späteren Anordnungen der obersten Heeresleitung tatsächlich führte. Bei Smidar konnte das sächsische Armeekorps — besser noch die ganze Iser-Armeeabteilung — die Offensivflanke bilden, welche aus beibehaltener Trennung durch Zusammenschließen gegen den Feind während der Schlacht die Entscheidung zu bringen berufen wäre.

Allerdings scheinen dem Kronprinzen Albert auf diesen Weg mehr die angeborenen Führergaben als bewußtes Nachdenken gewiesen zu haben; wenigstens kann solches daraus geschlossen werden, daß er sich in seinem Bericht an Benedek vom 30. Juni 8 Uhr morgens aus Smidar für den vorläufigen Verbleib dort entschuldigen zu müssen glaubt: „Die rückkehrenden Trains warfen sich sämtlich auf meine Rückzugslinie, was mich zwingt, das sächsische Armeekorps hier zu sammeln."

Erst in der Folge lebte er sich ganz in die Gedankenwelt des großen Strategen ein. Aber die glänzenden natürlichen Gaben und die hervorragenden Charaktereigenschaften des späteren ruhmreichen Führers der Maasarmee müssen wir doch schon an seiner Iseroperation bewundern.

B.

Die Operation der Ersten Armee unter Prinz Friedrich Karl vom 24. bis 29. Juni.

Angenommene Kriegsgliederung der Ersten Armee.*) Kriegsgliederung.

II. Armeekorps,
III. " ,
IV. " .

Kavalleriekorps (1. und 2. Kavalleriedivision).

Schwere Artillerie des Feldheeres (zwei Bataillone schwerer Feldhaubitzen).

*) In Wirklichkeit bestanden für das III., IV. und VIII. Armeekorps nicht der Korpsverband, bei der Elbarmee an Stelle der 3. Kavalleriedivision eine schwächere

Digitized by Google

Unterstellt:

Elb-Armeeabteilung

(Oberbefehlshaber General der Infanterie Herwarth v. Bittenfeld).

VIII. Armeekorps,

14. Infanteriedivision, 3. Kavalleriedivision, 1. Reservedivision, ein Mörserbataillon.

Die Korps und Divisionen in der jetzt üblichen Zusammensetzung.

Der 24. Juni.

Kriegslage am 24. Juni abends.

Im Heeresbefehl vom 19. Juni hatten die für die Erste Armee bestimmten Weisungen folgendermaßen gelautet:

„Die sächsische Armee*) hat sich nach Böhmen zurückgezogen. Alle Nachrichten bestätigen, daß das 1. und 2. österreichische Armeekorps zunächst der sächsischen Grenze zu beiden Seiten der Elbe stehen,**) das 3. Korps in Bewegung auf Pardubitz, das 8. auf Brünn ist. Auch das 4. Korps scheint sich westlich auszudehnen.***)

Alles das läßt darauf schließen, daß die feindliche Hauptmacht sich nach Böhmen konzentriert.

Es ist der Wille Seiner Majestät des Königs, daß, bevor dieses vollständig bewirkt sein kann, die Erste Armee die Offensive ergreift.

General v. Herwarth hat Befehl erhalten, nur eine demnächst zu verstärkende Division am linken Elbufer zurückzulassen,†) mit dem Rest seines Truppenkorps aber morgen, den 20., in der Richtung auf Stolpen abzurücken und sich dem rechten Flügel der Ersten Armee anzuschließen. Derselbe tritt unter die Befehle Seiner Königlichen Hoheit des Prinzen Friedrich Karl.††)

Die Erste Armee soll sodann unverzüglich ihren Vormarsch beginnen und hat sich mit dem linken Flügel an das Gebirge zu halten. . .“

Reservekavallerie und mehr Divisionskavallerie, an Stelle der 1. Reservedivision die Garde-Landwehr-Infanteriedivision, bei beiden Armeen an Stelle der schweren Artillerie eine Reserve an Feldartillerie, im ganzen aber bedeutend weniger Artillerie.

*) Bekannte Stärke: ein Armeekorps mit starker Kavallerie.

**) Abweichend davon wurden in jenen Tagen wiederholt zwei Brigaden des 2. österreichischen Korps südlich der Südspitze der Grafschaft Glatz gemeldet (Lettow, II. S. 134).

***) Außer den genannten wußte man noch das 6. und 10. Korps bei der österreichischen Nordarmee.

†) Hierzu wurde eine zusammengestellte Landwehrdivision bestimmt.

††) Wenn demnach auch die Elb-Armeeabteilung einen Teil der Ersten Armee bildete, so soll doch in folgendem der Kürze halber die Bezeichnung „Erste Armee“ in engerem Sinn auf deren linke Flügelmasse (II., III., IV. Armeekorps, Kavalleriekorps) beschränkt bleiben und für die Gesamtheit der Ausdruck „Erste und Elbarmee“ gebraucht werden.

Digitized by Google

Am 23. Juni hatte die Erste Armee den Vormarsch über die Grenze angetreten. Es erreichten:

	Armee-Oberkommando	Grafenstein,
vom II. Armeekorps:		
	3. Infanteriedivision	Gegend südlich Zittau,
Generalkommando u.	4. "	Wetzwalde,
vom III. Armeekorps:		
Generalkommando u.	5. Infanteriedivision	Dittersbach (Avantgarde Einsiedel),
	6. "	Raspenau (" Philippsgrund),
vom IV. Armeekorps:		
Generalkommando u.	7. Infanteriedivision	Weißkirchen (Avantgarde Kratzau),
	8. "	Pankraz (" Schönbach),
vom Kavalleriekorps:		
Generalkommando u.	1. Kavalleriedivision	Berzdorf,
	2. "	Arnsdorf, Schönwald,
	Schwere Artillerie	Friedland.

Die Elb-Armeeabteilung hatte gemeldet, daß sie am 25. mit ihren Anfängen Haida—Zwickau erreichen werde.*)

Von der Zweiten Armee (vier Armeekorps, eine Kavalleriedivision) wußte das Oberkommando der Ersten Armee, daß sie am 23. von der Neiße her die Grafschaft Glatz erreichen und von dort aus in Böhmen einrücken wollte, um für alle Fälle einen großen Teil der feindlichen Kräfte von der Ersten Armee ab und auf sich zu ziehen, und daß an deren rechtem Flügel das 1. Armeekorps am 25. Liebau, am 27. Trautenau und am 28. Arnau erreichen sollte.**)

Am 22. nachmittags hatte der Oberbefehlshaber der Ersten Armee folgendes Telegramm der obersten Heeresleitung erhalten:

„Seine Majestät befehlen, daß beide Armeen in Böhmen einrücken und die Vereinigung in der Richtung auf Gitschin aufsuchen."

In einem erläuternden Schreiben Moltkes hieß es:

„. . . Es ist damit natürlich nicht gemeint, daß dieser Punkt unter allen Umständen erreicht werden muß, vielmehr hängt dies von dem Gang der Ereignisse ab.

Es ist nach allen hier vorhandenen Nachrichten durchaus unwahrscheinlich, daß die Hauptmacht der Österreicher in den allernächsten Tagen schon im nördlichen Böhmen konzentriert stehen könnte. Die von uns ergriffene Initiative dürfte leicht Gelegenheit geben, sie in geteiltem Zustande mit überlegenen Streitkräften anzugreifen und den Sieg in anderer Richtung zu ver-

*) Lettow, II. S. 122.

**) Lettow, II. S. 135 und 173.

Digitized by Google

folgen. Dennoch bleibt die Vereinigung aller Streitkräfte für die Hauptentscheidung stetig im Auge zu behalten.

. . . Da der schwächeren Zweiten Armee die schwierige Aufgabe des Debouchierens aus dem Gebirge zufällt, so wird, sobald nur erst die Verbindung mit dem Truppenkorps des Generals v. Herwarth bewirkt ist, der Ersten Armee umsomehr obliegen, durch ihr rasches Vorgehen die Krisis abzukürzen."

An neueren Nachrichten über den Feind waren dem Oberkommando der Ersten Armee zugegangen:

eine des Nachrichtenbureaus vom 20., daß bedeutende Truppentransporte von Pardubitz nach Reichenberg stattfanden,*)

und unverbürgte Nachrichten, wonach österreichische Truppen Reichenberg besetzt hätten;**)

andererseits hatte es nach den Meldungen der Vortruppen des III. und IV. Armeekorps, die am 23. nur auf Abteilungen eines feindlichen Husarenregiments gestoßen waren, den Anschein, daß ein stärkerer Feind nicht bei Reichenberg, sondern erst an der oberen Iser angetroffen werden würde,***) wo Verschanzungen angelegt sein sollten.†)

Eine Bedrohung aus dem nordöstlichen Bayern war noch immer nicht ausgeschlossen.††)

Es war regnerisch geworden.

Wie gedenkt das Armee-Oberkommando den Vormarsch für die nächsten Tage einzurichten?

Aufgabe und Vorschlag zur Lösung.

Zur Erwägung stehen die Fragen:

1. Ob die Erste Armee die zwei Tagemärsche bis zur Iser unverzüglich zurücklegen oder zuvor das Herankommen der Elb-Armeeabteilung abwarten soll.
2. Welche Breite für das Vorgehen zulässig, welche besonderen Maßnahmen erforderlich sind.
3. Wie die Operation nach Gewinnen des Iserabschnitts fortzusetzen ist.

---

*) Lettow, II. S. 110.

**) Vergl. den Wortlaut des am 23. 6^0 abends ausgegebenen Armeebefehls (Lettow, II. S. 170).

***) Telegraphische Meldung des Oberkommandos an die oberste Heeresleitung vom 23. Juni, 7^{15} abends (Lettow, II. S. 172).

†) Brief Moltkes an den Oberquartiermeister der Ersten Armee, Generalmajor v. Stülpnagel (Lettow, II. S. 119).

††) Randbemerkung des Königs zu einem Bericht des Obersten v. Stiehle vom 24. Juni (Lettow, II. S. 169). In einem Schreiben des Generaladjutanten v. Alvensleben vom 22. Juni wird mit dem möglichen Erscheinen von 20 000 Bayern in Böhmen gerechnet (Lettow, II. S. 117).

Digitized by Google

Zu 1.:

Es ist nicht anzunehmen, daß bereits am 24. beträchtliche Kräfte in der Reichenberger Gegend angetroffen werden, da sich bisher dort, nördlich der Ausgänge des Lausitzer Gebirges, nur einzelne Kavallerieabteilungen des Gegners gezeigt haben. Wohl aber muß man damit rechnen, südlich des Lausitzer Gebirges auf zwei Armeekorps zu treffen, und — wenn tatsächlich das ganze 2. Armeekorps in Nordböhmen ist — sogar auf drei Armeekorps. Eine Überlegenheit über die drei Armeekorps der Ersten Armee könnte der Feind an der Iser aber frühestens vom 26. Juni ab geltend machen, falls nämlich sein in Bewegung auf Pardubitz gemeldetes 3. Armeekorps am 19. Juni bereits diese Gegend erreicht haben und unverzüglich vom 20. ab die rund 100 km bis zur Iser weiter marschiert sein sollte.

Für die Erste Armee liegen also Bedenken gegen ein Erreichen der Iser bereits am 25., wo die Elb-Armeeabteilung erst die Linie Haida—Zwickau erreichen kann, nicht vor; erwünscht aber ist ein solches, um sich der Gebirgsausgänge und des Iserabschnitts für das demnächstige „rasche Vorgehen" auf Gitschin zeitig zu versichern. Dahingegen könnte für die zunächst nur drei Divisionen der Elb-Armeeabteilung aus dem weiten Zurückbleiben eine Gefahr durch Bedrohung ihrer rechten Flanke entstehen, falls der Gegner in Nordböhmen überlegene Kräfte an der Elbe unterhalb der Moldaumündung verfügbar haben und über den Polzenabschnitt vorgehen lassen sollte.

Wollte man zur Abwendung solcher Gefahr die Vorbewegung der Ersten Armee zur Iser verzögern, so würde späterhin die Möglichkeit raschen Vorgehens mit der Gesamtheit auf Gitschin durch den Widerstand eines inzwischen verstärkten Feindes an der Iser in Frage gestellt werden. Es empfiehlt sich daher mehr, jener Gefahr dadurch vorzubeugen, daß ein Teil, etwa eine Division, des rechten Flügels der Ersten Armee zurückgestaffelt bleibt und so in der Lage ist, nötigenfalls die Elb-Armeeabteilung jederzeit zu verstärken.

Zu 2.:

Die für rasches Vorgehen erwünschte Breite wird durch die Bedingung, am 25. mit der Ersten Armee gegen einen ansehnlichen Gegner gefechtsbereit zu sein, auf etwa Tagesmarschbreite eingeschränkt. Der linke Flügel ist dabei so anzusetzen, daß er sich bei Fortsetzung des Vormarsches auf Gitschin der Weisung vom 19. gemäß nahe dem Riesengebirge halten kann:

III. Armeekorps am 24. auf zwei zu erkundenden Parallelwegen von Dittersbach und Raspenau über Reichenberg (Ost) nach Gablonz; Avantgarden über das Gebirge hinüber bis Kukan bezw. Schumberg, so daß am 25. mit dem linken Flügel auf Eisenbrod weitergegangen werden kann, falls nicht die Anwesenheit beträchtlichen Feindes iserabwärts auffordert, jenen nach rechts heranzuführen;

vom IV. Armeekorps am 24. die 7. Division über Reichenberg (West) nach Eichicht—Langenbrück, ihre Avantgarde über das Gebirge bis Liebenau,

Digitized by Google

am 25. nach Turnau, falls nicht der Feind ein Abbiegen nach rechts (Podol) veranlaßt; die 8. Division würde am 24. nur einen kleinen Marsch bis Schönbach (Avantgarde Kriesdorf) machen, so daß sie ebensowohl über Böhmisch-Aicha zur Unterstützung der Ersten Armee wie über Gabel zu der der Elb-Armeeabteilung vorgeführt werden kann, am 25. hätte sie mit dem Gros Oschitz zu erreichen und in ähnlicher Weise nach beiden Seiten hin bereit zu sein;

das II. Armeekorps und die schwere Artillerie folgen am 24. bis Reichenberg, am 25. über Liebenau;

das Kavalleriekorps ist am 24. zur Avantgarde nach Liebenau vorzuziehen und mit Aufklärung über Münchengrätz, Turnau, Semil zu beauftragen.

Die Elb-Armeeabteilung ist anzuweisen, ihren Marsch auf Münchengrätz—Bakow nach Kräften zu beschleunigen und gegen die Linie Jung-Bunzlau—Münchengrätz sowie gegen das Elbetal unterhalb der Moldaumündung aufzuklären.

Armee-Hauptquartier am 24. Bahnhof Reichenberg.

Zu 3.:

Ein Zusammentreffen mit beträchtlichem Feinde am 25. oder 26. würde für Fortführung der Operation eine neue Grundlage schaffen. Leitender Gesichtspunkt für ein solches Zusammentreffen gleichwie für Fortsetzung des Vormarsches nach Gewinnung des Iserabschnitts ohne ernstlichen Kampf muß sein: durch rasches Vorgehen auf Gitschin die Krisis der Zweiten Armee abzukürzen, gegen untergeordnete feindliche Kräfte nicht mehr von dieser Vormarschrichtung abzuzweigen und zu versammeln, als dringend nötig ist. Sollte jedoch vor oder an der Iser, außer dem sächsischen und dem 1. österreichischen Armeekorps, das 2. und gar noch das 3. angetroffen werden, so müßte ein derart ernstlicher Gegner mit Gesamtkräften angegriffen werden; eine Versammlung gegen einen so beträchtlichen Teil der gegnerischen Gesamtmacht würde ein für den Ausgang des Feldzuges entscheidendes Unternehmen bedeuten, also gerechtfertigt sein; der alsdann der Zweiten Armee gegenüber verbliebene Teil der feindlichen Gesamtmacht würde zudem jener eine Krisis schwerlich bereiten können.

Ein Ruhetag nach Gewinnung des Iserabschnitts — falls kein Gefecht nötig wird — würde für die Erste Armee nach den drei Marschtagen — zum Teil über Gebirge und bei regnerischem Wetter — auf jeden Fall erwünscht sein. Am 27. würde auch die Elb-Armeeabteilung die Iser bei Münchengrätz—Bakow erreichen können, falls sie nicht vorher Aufenthalt durch den Feind erfährt. Am 28. und 29. wäre die Vereinigung für die Hauptentscheidung mit der Zweiten Armee (deren rechter Flügel am 28. Arnau) in der allgemeinen Richtung auf und beiderseits Gitschin anzustreben (linker Flügel über Semil „nahe dem Gebirge").

Digitized by Google

Im Gegensatz zu obigen Ausführungen hatte Prinz Friedrich Karl für den 24. in erster Linie die 5., 7. und 8. Infanteriedivision, hinter der 5. die 6. zum Angriff auf Reichenberg angesetzt, ihnen aber für den Fall, daß der Feind weiche, gleich folgende Marschziele angegeben: 8. Eichicht, Avantgarde Langenbrück; 7. Proschwitz, Avantgarde Gablonz; 5. und 6. Reichenberg (dort auch Armee-Hauptquartier); II. Armeekorps Quartiere südlich Kratzau, Kavalleriekorps dahinter. Tatsächliche Entwicklung und Betrachtungen.

Die Annäherung der Elbarmee, glaubte man, würde sich von selbst ergeben, indem diese bei ihrem Vormarsch nur auf unbedeutenden, die Erste Armee aber bei Reichenberg auf starken Widerstand treffen würde. In dieser letzteren — nach allen Nachrichten unbegründeten — Besorgnis und zur unbedingten Sicherstellung eines Erfolges beim ersten Zusammentreffen hatte Prinz Friedrich Karl die Erste Armee gegen Reichenberg vereinigt und daraufhin auf die eine Straße Kratzau—Reichenberg—Langenbrück gesetzt.*)

Wie Moltke auf Grund der Nachrichten, die er seinen beiden oben im Auszuge mitgeteilten amtlichen Schreiben zufolge in Berlin hatte, sich das Vorgehen der Ersten Armee dachte, geht aus seinem Brief vom 22. an den Oberquartiermeister der Ersten Armee, Generalmajor v. Stülpnagel, hervor:

„Vielleicht meldet Ihnen schon Ihre Avantgarde, daß die Konzentration so bedeutender Kräfte gegen Reichenberg nicht erforderlich sein wird, die — außer wenn sie unmittelbar zur Entscheidungsschlacht führt — an und für sich eine Kalamität ist. Ich glaube nicht, daß die Österreicher dort sehr stark sein werden, dagegen bin ich nicht ohne Besorgnis, daß General v. Herwarth bei seinem Heranmarsch von der Elbseite von der rechten Flanke durch das 1. und 2. österreichische Korps angegriffen werden wird. Sollte es nicht ratsam sein, ihn mindestens mit der 8. Division zu unterstützen, indem diese bei St. Pankraz bis zu seinem Herankommen halten bliebe? Gingen die Österreicher in dieser Weise vor, so wäre es wohl der Mühe wert, unter Sicherung der linken Flanke, mit sehr überlegenen Kräften sie gegen die Elbe zu drängen und zu vernichten. Aus meinem offiziellen Schreiben**) von heute werden Sie ersehen, daß die Richtung Gitschin zwar im allgemeinen maßgebend ist, aber wirkliche Erfolge Ausnahmen gestatten. Nur darf die Abweichung nicht zum Lufthieb werden. Vor dem wirklichen taktischen Sieg verschwinden alle strategischen Rücksichten.***) Ohnehin kann der Kronprinz vor dem 26. kaum die Grenze überschreiten."

*) In Übereinstimmung mit seinem Stabschef, Generalleutnant v. Voigts-Rhetz (Lettow, II. S. 109).

**) S. 169/70 mitgeteilt.

***) Vergl. hierzu die Bemerkung Moltkes zur Schlacht von Spichern in seiner „Geschichte des deutsch-französischen Krieges": „Man hat nachträglich behauptet, die Schlacht von Spichern sei am unrechten Ort geschlagen und habe höhere Pläne durchkreuzt. Allerdings war sie nicht vorgesehen. Im allgemeinen aber wird es wenig Fälle geben, wo

Digitized by Google

Prinz Friedrich Karl beließ es bei jenen um 6 Uhr abends erteilten Anordnungen, obwohl er um 7^{15} abends an den König telegraphieren konnte: „. . . . . Feind wird allem Anscheine nach nicht bei Reichenberg halten. Kann erst an der Iser auf ihn rechnen . . . ."

In der Tat wurden die befohlenen Marschziele am 24. ohne jeglichen Widerstand erreicht; man stieß nur auf einige feindliche Kavallerieabteilungen. Die „Kalamität" des unbegründeten Vorgehens in enger Versammlung machte sich bereits durch Mangel an Verpflegung bemerkbar.

Das nach heutigen Begriffen unverständliche Zurückhalten des Kavalleriekorps weit hinten läßt sich nur dadurch erklären, daß man ihm bei der damaligen ungenügenden Bewaffnung der Kavallerie und der verkehrten Anschauung über ihre operative Verwendung ein selbständiges Voraufgehen über das schwierige Gebirgsgelände nicht zumuten zu dürfen glaubte.

Der 26. Juni.

Kriegslage am 26. Juni nachmittags.

Am 24. ward Reichenberg unbesetzt gefunden und das in der Nacht vorher erfolgte Zurückgehen von drei Regimentern und einer Batterie der Kavalleriedivision Edelsheim auf Turnau festgestellt.*) Es wurden daher von der Ersten Armee die vorgeschriebenen Marschziele (vergl. S. 173) erreicht, wobei es nur zu leichten Zusammenstößen mit Abteilungen der Division Edelsheim gekommen war.

Am 25. wurde allgemein geruht, um das Herankommen der Elb-Armeeabteilung abzuwarten, und auch am 26. aus gleichem Grunde größtenteils an den erreichten Punkten verblieben. Nur die 8. Infanteriedivision sowie die aus drei Regimentern der 2. Kavalleriedivision und den Divisionskavallerien der 5., 6., 7. und 8. Infanteriedivision zusammengestellte Kavallerie unter dem Kommandeur der 2. Kavalleriedivision wurden darüber hinaus zur Erkundung gegen Turnau und die Iserlinie vorgeschoben. Das Gros der 8. Infanteriedivision besetzte vormittags ohne Kampf Liebenau, während ihre Avantgarde, gefolgt von der zusammengestellten Kavalleriedivision, bei Sichrow auf mehrere Eskadrons Husaren und Dragoner und eine Batterie der Kavalleriedivision Edelsheim traf.**) Der Feind ging vor der Avantgarde der 8. Infanteriedivision südwärts zurück, erneuerte nach Hinzutreten weiterer Artillerie den Geschützkampf auf großer Entfernung gegen drei Batterien der 8. Infanteriedivision und zog nachmittags auf Podol ab.

---

der taktische Sieg nicht in den strategischen Plan paßt. Der Waffenerfolg wird immer dankbar akzeptiert und ausgenutzt werden". Ferner im Aufsatz „Über Strategie" vom Jahre 1871: „Vor dem taktischen Siege schweigt die Strategie, sie fügt sich der neugeschaffenen Sachlage an."

*) Meldung des Armee-Oberkommandos an das große Hauptquartier (Lettow, II. S. 173).

**) Meldung des Armee-Oberbefehlshabers an den König abends (Lettow, II. S. 186).

Digitized by Google

Der Oberbefehlshaber, welcher dem Gefecht bei Sichrow beigewohnt hatte, erhielt Meldung, daß Turnau unbesetzt sei.*) Außer den erwähnten Nachrichten über den Feind war ihm, seit dem 23., nur am 24. nachmittags aus dem Nachrichtenbureau (Berlin) telegraphisch die eines bisher zuverlässigen Spions zugegangen, daß das 4., 6., 8., 10. österreichische Korps sich zum 25. in der Gegend nördlich und östlich Olmütz zum Vormarsch auf Oberschlesien versammle, die Kavalleriereserve ebendorthin marschiere, das 1. Korps und die Sachsen in die Stellung Theresienstadt—Loboschitz zurückgingen, 33 000 Bayern diese verstärkten (vielleicht auch nach dem südwestlichen Sachsen gingen), Division Edelsheim bei Königinhof und das 2. Korps die Verbindung mit der Hauptarmee hielten (vielleicht auch zu Umgehungen Verwendung fänden). Die Mitteilungen des Nachrichtenbureaus hatten sich bisher übrigens häufig widersprochen.**)

Am gleichen Nachmittage war auf eine Anfrage beim preußischen Gesandten in London, von wo der letzte Bericht des Times-Korrespondenten im österreichischen Hauptquartier datiert gewesen wäre, die Antwort eingegangen: „Times-Korrespondent datiert letzten Bericht vom 19. aus Olmütz und erwähnt, daß er den nächsten Bericht aus Trübau***) senden werde."

Von der Zweiten Armee war keine neue Nachricht eingegangen. Die Elb-Armeeabteilung, welche ihren Marsch hatte beschleunigen und mit der Masse bereits am 25. Gabel und Gegend erreichen können, war vom Oberkommando der Ersten Armee angewiesen worden, am 26. mit dem VIII. Armeekorps nach Niemes, der 14. Infanteriedivision über Gabel und Oschitz, der 1. Reservedivision möglichst bis Gabel vorzugehen und „bei den noch immer sehr mangelhaften Nachrichten, welche über die Stärke und Stellung der österreichischen Truppen bei Prag und Leitmeritz vorhanden sind," auch fernerhin auf Deckung der rechten Flanke ernstlich Bedacht zu nehmen.†) Von General v. Herwarth war eine am 26. morgens abgeschickte Meldung eingegangen, wonach er an diesem Tage nach Niemes gehen und weiteren Befehl erwarten wollte und für seine Truppen Ruhe am 27. zwar für sehr wünschenswert, aber nicht unbedingt notwendig hielt.

Es war früher Nachmittag, das Wetter wieder heiß geworden. Die 8. Infanteriedivision kochte bei Sichrow ab, wo sich auch die zusammengestellte Kavalleriedivision, der Oberbefehlshaber und der kommandierende General des IV. Armeekorps befanden.

---

*) Lettow, II. S. 185.

**) Lettow, II. S. 174.

***) Gemeint ist offenbar das an der Bahn gelegene Böhmisch-Trübau, nicht Mährisch-Trübau.

†) Aus einem Schreiben des Prinzen Friedrich Karl an Herwarth vom 25. nachmittags.

Digitized by Google

Was ist vom Oberkommando für den heutigen Tag zu beschließen, was für die nächstfolgenden Tage zu beabsichtigen?

Aufgabe und Vorschlag zur Lösung.

Die Mitteilung des Nachrichtenbureaus, wonach ein Vorgehen der feindlichen Heeresmasse nach Oberschlesien gegen die Zweite Armee zu erwarten wäre, ist nicht ohne Zweifel hinzunehmen: die Nachricht des Times-Korrespondenten deutet vielmehr auf eine Bewegung gegen die obere Elbe hin; auch erweckt die offenbar falsche Angabe über die Kavalleriedivision Edelsheim*) Bedenken gegen die Richtigkeit der ganzen Spionennachricht. Es ist also in erster Linie mit dem Vorgehen der feindlichen Hauptmacht gegen die Erste Armee zu rechnen. Selbst wenn deren Oberkommando bereits am 20. bei Böhmisch-Trübau gewesen sein sollte, so wäre ihr Eintreffen an der Iser frühestens und nur bei stark beschleunigten Märschen vom 27. ab zu erwarten (Böhmisch-Trübau—Turnau etwa 150 km). Über das 3. Armeekorps, das früher in Bewegung auf Pardubitz gemeldet war, ist Neues nicht bekannt geworden. Das 2. Armeekorps, welches bisher an der Elbe südlich der sächsischen Grenze angenommen wurde, wäre nach der Mitteilung des Nachrichtenbureaus an der schlesischen Grenze zwischen der Hauptarmee und den Truppen im nördlichen Böhmen zu suchen. Hier sind also zur Zeit nur das 1. österreichische Korps, die Sachsen und die Masse der Kavalleriedivision Edelsheim mit Bestimmtheit anzunehmen, vielleicht noch das 1. und 2. Korps, zu denen möglicherweise die Masse der österreichischen Hauptarmee und 33 000 Bayern hinzustoßen.

An der oberen Iser ist schon früher geschanzt worden.**) Es dürfte demnach dort außer der Division Edelsheim jedenfalls noch ein Teil der nordböhmischen Heeresteile des Gegners anzunehmen sein. Nach der Rückzugsrichtung der Division Edelsheim wären diese unterhalb Podol, bei Münchengrätz, zu suchen. Sehr unternehmungslustig scheinen diese Teile jedoch nicht zu sein, da die Erste Armee an den Gebirgsausgängen nur schwachen Widerstand gefunden hat und der für die Verbindung mit der oberen Elbe wichtige Übergang von Turnau unbesetzt ist. Andere feindliche Teile befanden sich oder befinden sich noch in der Gegend von Prag und Leitmeritz, in der rechten Flanke der Elb-Armeeabteilung.

Falls letztere nicht in Front und Flanke heute belästigt worden ist oder morgen belästigt werden wird, kann sie morgen die Iser in der Gegend von Münchengrätz erreichen, wird dort aber sehr wahrscheinlich starken Widerstand finden. Die Erste Armee wird ihr von seitwärts zu gewaltsamer Öffnung

*) Diese Nachricht erklärt sich daher, daß das Regiment Windischgrätz-Dragoner der Kavalleriedivision Edelsheim abgesondert von deren übrigen Teilen in der Gegend von Trautenau stand.

**) Nach dem Brief Moltkes an den Oberquartiermeister der Ersten Armee (Lettow, II. S. 172).

Digitized by Google

der Iserengen behilflich, zur Unterstützung gegen starke Überlegenheit bereit sein müssen. Sollten tatsächlich drei oder mehr Armeekorps an und westlich der Iser angetroffen werden, so müßte solche Unterstützung mit ganzer Kraft erfolgen; denn in dem Falle würde es sich um einen entscheidenden Schlag gegen einen beträchtlichen Teil der feindlichen Gesamtmacht handeln. Andernfalls würde einem Abbiegen von der Richtung Gitschin nur der Wert einer Nebenunternehmung beizulegen sein, die Entscheidung nach wie vor in der Sicherstellung des Zusammenwirkens der Ersten und Zweiten Armee gegen die feindliche Hauptmacht liegen. Die Erste Armee hätte dann mit Hauptkräften die Richtung Gitschin beizubehalten und gegen Münchengrätz nur so viel abzuzweigen, als zur Sicherstellung raschen Vorgehens ihrer Gesamtheit behufs Vereinigung mit der Zweiten Armee notwendig erscheint.

Das erforderliche Maß des Eingreifens nach rechts wird sich erst aus dem Widerstand ergeben, welchen die Elb-Armeeabteilung heute etwa in Front und rechter Flanke gefunden hat und aus dem, was noch heute und morgen früh über die Verhältnisse an der Iser festgestellt werden kann. Bevor Klarheit geschaffen ist, ist die Erste Armee für beide Fälle bereiter zu machen, und zwar noch heute, da beide Schnelligkeit erfordern. Vor allem ist der Iserabschnitt bei Turnau und Podol in Besitz zu nehmen; er ist für uns zu raschem Vorgehen auf Gitschin wichtig, für den Gegner aber sowohl zur Verteidigung an der Iser wie zur Offensive über diese hinaus. Das IV. Armeekorps hätte hierzu noch heute seine beiden Divisionen nach Podol und Turnau vorzuschieben, Avantgarden auf das linke Iserufer. Diesen voraus hätte die zusammengestellte Kavalleriedivision Turnau zu besetzen und gegen Münchengrätz und Gitschin aufzuklären. Die Divisionskavallerien der 7. und 8. Infanteriedivision wären ihren Divisionen zur Aufklärung auf dem rechten Iserufer, Sicherung der rechten Flanke und Verbindung mit der Elb-Armeeabteilung wieder zur Verfügung zu stellen. Das Vorschieben des IV. Armeekorps den übrigen Teilen der Armee voraus an die Iser kann gewagt werden, da bisher keine Anzeichen für eine Anwesenheit sehr starken Feindes bei und oberhalb Podol vorliegen; zudem rechtfertigt die Wichtigkeit schleuniger Besitznahme des Iserabschnitts das Wagnis. Um aber starken Rückhalt nicht zu weit hinter sich zu lassen und um die mit Warten auf das Herankommen der Elb-Armeeabteilung verlorene Zeit wieder einzubringen, haben das III. Armeekorps noch heute Kukan (südlich Gablonz), das II. mindestens Langenbrück mit ihren Anfängen zu erreichen. Durch dieses Ansetzen des III. Armeekorps auf die östliche Straße ist zwar dessen Eingreifen nach rechts erschwert, aber das in erster Linie zu beachtende rasche Vorgehen auf Gitschin begünstigt. Das III. Armeekorps wird hierzu bestimmt, um ihm, als dem vorderen, den weiteren Weg zuzuweisen, und weil seine Kolonnen und Trains sich von dem bisherigen Vormarsch her östlich derjenigen des II. befinden. Das IV. Armeekorps darf nur eine Gefechts- und Verpflegungs-

Digitized by Google

staffel dicht hinter sich haben, die übrigen Kolonnen und Trains hinter den Truppen des II. Armeekorps. Über das II. Armeekorps hinaus, mindestens bis Liebenau, hat noch heute das Kavalleriekorps vorzukommen, um wenigstens morgen frühzeitig zur Aufklärung über die Iser zur Stelle zu sein.

In diesem Sinne würden das IV. Armeekorps und die zusammengestellte Kavalleriedivision vom Armee-Oberbefehlshaber persönlich, das II. und III. Armeekorps und das Kavalleriekorps telegraphisch (Bahntelegraph) angewiesen werden. Zum General v. Herwarth nach Niemes würde ein Radfahreroffizier über Oschitz (14. Infanteriedivision), ein ebensolcher über Reichenberg—Wartenberg geschickt werden*) mit Mitteilung über Lage und Absicht und mit der Weisung, daß die Elb-Armeeabteilung am 27. morgens gegen Münchengrätz—Mohelnitz vorgehen und frühzeitig zwischen rechtem Iser- und Elbufer aufklären lassen solle (3. Kavalleriedivision). Armee-Hauptquartier: Sichrow.

Von den Nachrichten, die jene Offiziere aus Niemes und Oschitz mitbringen, sowie von dem Ergebnis der Unternehmungen des IV. Armeekorps und der zusammengestellten Kavalleriedivision wird es abhängen, was für morgen beabsichtigt wird: sollten Anzeichen für die Anwesenheit mehrerer feindlicher Armeekorps zwischen Polzenfluß und Elbe und weiterer feindlicher Kräfte an der Iser bei und oberhalb Münchengrätz vorliegen, so wäre eine allgemeine Rechtsschwenkung der Ersten Armee (II. Armeekorps über Liebenau—Böhmisch-Aicha, III. über Sichrow—Lastiborschitz, IV. über Podol und Sdjar) zur Unterstützung der Elb-Armeeabteilung erforderlich; letztere hätte ihrerseits nötigenfalls gegen Oschitz auszuweichen. Damit würde ein Hinausschieben der Vereinigung mit der Zweiten Armee in den Kauf genommen werden, aber durch den zu erwartenden entscheidenden Erfolg und die alsdann geringere Bedrohung der Zweiten Armee gerechtfertigt sein. Kann jedoch die Elb-Armeeabteilung den Iserabschnitt aus eigener Kraft erreichen, so würde nur das IV. Armeekorps westwärts über Podol und Sdjar abbiegen, um die Öffnung der Iserübergänge für die Elb-Armeeabteilung und damit die allgemeine Vorbewegung zu beschleunigen, das Überschreiten der Iser durch das II. und III. Armeekorps bei Turnau bezw. Eisenbrod gegen feindliche Bedrohung von Münchengrätz her zu decken, zugleich aber, um für die Erste Armee breitere Marschfront zu gewinnen. Da dieses Verfahren die Anwesenheit schwächeren Feindes vor der Ersten Armee zur Voraussetzung hat, so hat die Annahme breiterer Marschfront kein Bedenken, hingegen den Vorteil größerer Beweglichkeit, günstigerer Kräftegliederung, erleichterter Fürsorge. Es würde dann der 27. und 28. für Gewinnung des Iserabschnitts, Bereitstellung zu weiterem Vorgehen und Ruhe verwendet werden, am 29. die

*) Bei Verfügbarsein von Selbstfahrern Generalstabsoffiziere, zugleich als Nachrichtenoffiziere.

Digitized by Google

Vereinigung beider Armeen in der Richtung auf Gitschin*) durchgeführt werden können. Hierbei würde das III. Armeekorps am linken Flügel von Eisenbrod über Lomnitz nahe dem Gebirge**) vorgehen, um dem rechten Flügel der Zweiten Armee (I. Armeekorps, das am 28. Arnau erreichen sollte) die Hand zu reichen; das II. Armeekorps von Turnau über Libunj, das IV. von Sdjar über Sobotka, die Elb-Armeeabteilung rechts anschließend oder gestaffelt über Unter-Bautzen, Sedlischt und Domausnitz, Liban; Frontbreite Liban—Lomnitz: ein Tagemarsch, Gitschin Mitte.

Auf diese Weise würde der ursprüngliche Operationsgedanke trotz des bisherigen zögernden und zusammengedrängten Vorgehens der Ersten Armee immer noch zur Durchführung gelangen. Ein Rechtsschwenken der Ersten Armee für den anderen Fall — Anwesenheit eines beträchtlichen Teiles der gegnerischen Gesamtmacht an der Iser — würde eine Fortsetzung der Bewegung mit breit entwickelter Gesamtheit von der Iser auf Gitschin vor dem 30. ausschließen; aber es würde einerseits „Gelegenheit geben, die Österreicher in geteiltem Zustand mit überlegenen Streitkräften anzugreifen und den Sieg in anderer Richtung zu verfolgen", anderseits würde der Teil des Gegners, welcher der Zweiten Armee gegenüber verbleibt und damit deren „Krisis" entsprechend geringer sein. Die Zweite Armee würde schneller vorkommen, als ursprünglich gedacht ist, die „Vereinigung aller Streitkräfte für die Hauptentscheidung, welche stetig im Auge zu behalten bleibt", westlich Gitschin erfolgen; umgekehrt: östlich Gitschin, wenn die Zweite Armee auf sehr starken, die Erste nur auf geringen Widerstand stößt. Es ist eben mit dem telegraphischen Befehl zur Vereinigung in der Richtung auf Gitschin „nicht gemeint, daß dieser Punkt unter allen Umständen erreicht werden muß, vielmehr hängt dies von dem Gang der Ereignisse ab".

Tatsächliche Entwicklung und Betrachtungen.

In Wirklichkeit wurde der 8. Infanteriedivision befohlen, nach dem Abkochen bis Prshepersh vorzurücken (Vorposten gegen Podol,***) der 7. bis Turnau, 6. Liebenau, 5. Gablonz, während das II. Armeekorps und die Kavalleriedivisionen stehen blieben.†) Armee-Hauptquartier: Schloß Sichrow.

Die Besetzung Turnaus ohne Kampf durch die 7. Infanteriedivision, die Wiederherstellung der Chausseebrücke und die Erbauung einer Kriegsbrücke dort wurde noch abends dem Armee-Oberkommando bekannt. Der Abendmeldung des Prinzen an den König zufolge sollte am 27. mit Rücksicht auf die Elb-Armeeabteilung im allgemeinen stehen geblieben werden, nur das

*) Vergl. Heeresbefehl vom 22. Juni S. 169 und erläuterndes Schreiben S. 169/70.

**) Vergl. Heeresbefehl vom 19. S. 169.

***) Generalstabswerk; nach Lettow, II. S. 186: „Podol besetzen".

†) Nach dem Generalstabswerk sollte das II. Armeekorps bis Reichenberg marschieren, nach dessen Skizze des Standes am 26. Juni abends und nach den Angaben Lettows blieb es jedoch bei Kratzau.

Digitized by Google

II. Armeekorps nach Reichenberg, die zurückgebliebene Masse des Kavalleriekorps in dessen Quartiere bei Kratzau vorrücken.*)

Demnach wurden zwar die vordersten Heeresteile für den Weitermarsch zur Vereinigung mit der Zweiten Armee in breiter Front in den Richtungen Podol(—Sobotka), Turnau(—Ktowa), Gablonz(—Eisenbrod—Semil) angesetzt; aber die Masse der Ersten Armee blieb auf die eine Straße Turnau—Reichenberg in tiefer Staffelung angewiesen. Sie war damit wohl zur Unterstützung der Elbarmee, nicht aber zu raschem Vorgehen auf Gitschin befähigt. Die Mitwirkung zur Öffnung des Überganges von Münchengrätz durch Gewinnung des linken Iserufers bei Podol scheint mehr auf die Selbsttätigkeit bei der Avantgarde der 8. Infanteriedivision als auf die Absicht des Armee-Oberkommandos zurückzuführen zu sein. Die Kavallerie blieb weit zurück, so daß man über die Lage beim Feinde wie bisher im unklaren blieb; da man es mit feindlicher Infanterie noch nicht zu tun gehabt hatte, so kann hier nicht einmal die damalige unzureichende Bewaffnung der Kavallerie als Erklärung für deren mangelhafte Verwendung geltend gemacht werden. Der Infanterie der 8. Infanteriedivision sollte es vorbehalten bleiben, durch das Nachtgefecht von Podol die Berührung mit der feindlichen Infanterie zu gewinnen.

Die Verbindung zwischen dem Armee-Oberkommando und dem General v. Herwarth wurde seitens des ersteren erst am 27. mittags aufgenommen,**) seitens des letzteren zwar schon am 26. abends, jedoch mit dem Umweg über Berlin. So erhielt das Armee-Oberkommando erst am 27. 8^{30} abends Kenntnis davon, daß die Elb-Armeeabteilung nur in der Front auf Feind, und zwar schwachen, gestoßen war.

Der 28. Juni.

Kriegslage am 27. Juni abends.

Bei der Ersten Armee hatte am 27. nur ein Aufrücken gegen die Iser stattgefunden. Am Abend befanden sich:

Armee-Oberkommando in Sichrow,

vom IV. Armeekorps:

7. Infanteriedivision in Turnau,

Generalkommando u. 8. = = Prsheperſh (Avantgarde Podol, im Besitz der dortigen Brücken);

*) In Wirklichkeit erreichte — vielleicht unter dem Eindruck der nächtlichen Besitznahme Podols — am 27. die 5. Infanteriedivision Eisenbrod (Avantgarde Semil), 6. Lashan, II. Armeekorps Liebenau—Langenbrück, Kavalleriekorps und Armee-Reserveartillerie die Gegend nördlich Reichenberg (die halbe 2. Kavalleriedivision südlich Liebenau) (Generalstabswerk und Mitteilung des Armee-Oberkommandos an die Elbarmee vom 27. mittags; vergl. Lettow, II. S. 252).

**) Dabei war die Verbindung Gabel—Reichenberg während des ganzen 26. offen, die zwischen Niemes und Reichenau vom Nachmittag ab, wo Böhmisch-Aicha von österreichischen Vorposten verlassen wurde (Lettow, II. S. 189).

Digitized by Google

vom III. Armeekorps:

5. Infanteriedivision in Eisenbrod (Avantgarde Semil),
Generalkommando u. 6. = = Laschan;

vom II. Armeekorps:

Generalkommando u. 3. Infanteriedivision = Liebenau,
4. = = Langenbrück,
die unterstellte schwere Artillerie = Rochlitz;

vom Kavalleriekorps:

½ 2. Kavalleriedivision südlich Liebenau,
Generalkommando u. die übrige Masse zwischen Reichenberg und Kratzau.

Nach einer Meldung der Elb-Armeeabteilung hatte am 26. die Avantgarde des VIII. Armeekorps nach Überwindung geringen Widerstandes von Teilen der Brigade Leiningen (österreichisches 1. Armeekorps) Hühnerwasser erreicht, das Gros des VIII. Armeekorps die Gegend südlich und nördlich Niemes, die 14. Infanteriedivision westlich Oschitz, die 1. Reservedivision westlich Gabel, schwere Artillerie westlich Wartenberg, und war am 27. nur die 14. Infanteriedivision bis südlich Böhmisch-Aicha, die 1. Reservedivision bis Wartenberg und Grünau weitermarschiert; auch am 28. glaubte die Armeeabteilung den Marsch auf Münchengrätz schwerlich ausführen zu können, da die Verhältnisse in der rechten Flanke zu einer mehr westlichen Marschrichtung oder zum Stehenbleiben zwingen dürften (die Brigade Ringelsheim sei nämlich wahrscheinlich über Böhmisch-Leipa gegen Leitmeritz gegangen, wo die Sachsen am 24. gestanden hätten; das linke Ufer des Polzenflusses sei allerdings vom Feinde frei).

Bei dem Gefecht von Podol war die Teilnahme eines Regiments der Brigade Kalik des 1. österreichischen Armeekorps festgestellt worden; bekannt war ferner die Anwesenheit der Brigade Abele jenes Korps und der Kavalleriedivision Edelsheim bei Münchengrätz sowie das dortige Eintreffen sächsischer Truppen — dabei ihr kommandierender General — von Jung-Bunzlau her.

Im Laufe des 27. hatte man auf dem Gasowberge (△ 350 südlich Mohelnitz) Schanzarbeiten bemerkt. Wschen war vom Feinde besetzt gemeldet. Spät abends ging im Armee-Hauptquartier die Meldung ein, daß die Brücke von Mohelnitz in Brand stehe. Von einer Anwesenheit von Teilen anderer österreichischer Armeekorps war nichts bekannt geworden.

Über die Zweite Armee und über die österreichische Hauptarmee lagen seit dem 24. keine neuen Nachrichten vor.

Auffassung der Lage und Entschluß.

Aufgabe und Vorschlag zur Lösung.

Die Besorgnis bei der Elb-Armeeabteilung um ihre rechte Flanke ist augenscheinlich stark übertrieben und auf Nachrichten gegründet, die durch die Ereignisse überholt sind: offenbar befindet sich die Masse des österreichischen

Digitized by Google

1. Armeekorps und des sächsischen Armeekorps nebst der Kavalleriedivision Edelsheim am linken Iserufer zwischen Wschen und Münchengrätz, anscheinend in befestigter Stellung; vielleicht auch ein Teil der Sachsen noch weiter flußabwärts; Teile des 1. österreichischen Armeekorps mögen sich noch auf dem rechten Iserufer zwischen Hühnerwasser und Münchengrätz befinden. Eine Bedrohung der Elb-Armeeabteilung in der rechten Flanke aus Richtung Leitmeritz wäre demnach höchstens von der Brigade Ringelsheim und dem geringeren Teil der Sachsen zu erwarten.

Es spricht also kein Grund dafür, daß die Elb-Armeeabteilung am 28. stehen bleiben oder gar westlich abmarschieren sollte, wohl aber der gewichtige Grund dagegen, daß damit nicht nur jene für ein allgemeines, rasches Vorgehen auf Gitschin ausfallen würde, sondern auch die Erste Armee selbst nicht am 29. der Zweiten bei Gitschin die Hand würde reichen können. Denn in deren rechter Flanke kann der auf etwa zwei Armeekorps zu schätzende Feind in der Münchengrätzer Gegend nicht unberücksichtigt bleiben. Die Erste Armee liefe Gefahr, bei ihrem weiteren Vorgehen auf Gitschin von jenem in der Flanke und gleichzeitig von einem über Gitschin vorgehenden Teil des feindlichen Hauptheeres in der Front gefaßt zu werden, während dessen übriger Teil die Zweite Armee festhalten könnte. Der Gegner bei Münchengrätz muß also zuvor beseitigt, womöglich nach Süden abgedrängt werden. Hierzu sind zwei bis drei Armeekorps aufzuwenden. Wenn somit die Elb-Armeeabteilung sich nicht beteiligen würde, so müßte fast die gesamte Erste Armee hierzu eingesetzt werden, d. h. von der Richtung Gitschin abschwenken und würde damit auf die zum Anmarsch der Elb-Armeeabteilung vorgesehenen Straßen geraten.

Ein gemeinsames Vorgehen am 28. mit der Elb-Armeeabteilung von Hühnerwasser und Böhmisch-Aicha, dem IV. Armeekorps auf dem linken Iserufer über Podol und Wschen wird zudem den Vorteil haben, daß die starke Stellung des Feindes konzentrisch gefaßt wird, daß mehrere gute Anmarschstraßen ausgenutzt werden und daß nach Erreichung des nächstvorliegenden Zweckes der Vormarsch in die Gegend von Gitschin ohne weiteres fortgesetzt werden kann: mit dem IV. Armeekorps über Sobotka auf Gitschin, der Elb-Armeeabteilung über Unter-Bautzen und Domausnitz in die Gegend südlich Gitschin.

Der Angriff auf die Stellung von Münchengrätz soll nur Mittel zum Zweck des Marsches auf Gitschin sein. Die erwähnten Heeresteile, zu denen noch die schwere Artillerie auch der Ersten Armee heranzuziehen wäre, erscheinen hierzu völlig ausreichend. Mehr dagegen einzusetzen, würde ein Abirren vom operativen Ziel bedeuten. Ein solches würde verderblich für das Ganze ausschlagen, indem der Zweiten Armee gegenüber die stark überlegene feindliche Hauptmacht anzunehmen ist. Nur falls sich inzwischen herausstellen sollte, daß doch noch das 2., vielleicht auch das 3. österreichische Korps bei Münchengrätz oder im nahen Anmarsch sind, wäre aus den bereits zur Lage am 26. erwogenen

Digitized by Google

Gründen*) ein Einsetzen der Gesamtheit von Erster Armee und Elb-Armeeabteilung dortgegen gerechtfertigt.

Es sind daher das II. und III. Armeekorps am 28. so in Marsch zu setzen, daß sie bei Bedarf gegen Münchengrätz bezw. zum Schutz gegen eine Bedrohung von Gitschin her mit herangezogen werden können, bei Nichtbedarf aber den Marsch zur Vereinigung mit der Zweiten Armee fortsetzen können. Das würde erreicht werden, indem vorläufig das III. Armeekorps mit den Enden seiner auf Ktowa und Lomnitz auszusetzenden Marschkolonnen am linken Iserufer bliebe, das II. Armeekorps bis an das rechte Iserufer nachrückte. Schließlich wären noch Maßnahmen zu ergreifen, um die Verhältnisse in der rechten Flanke der Elb-Armeeabteilung und in Richtung Gitschin zu klären, sowie um sich der Paßstraße Sehrow—Sobotka zeitig zu versichern.

Die zunächst zu erteilenden Aufträge würden demnach sein:

Die Elb-Armeeabteilung soll am 28., 9 Uhr vormittags, zum Angriff gegen die verschanzte Stellung bei Münchengrätz von Kloster und Mohelnitz her bereit sein, bei letzterem Ort die (unmittelbar vom Armee-Oberkommando der Ersten Armee benachrichtigte) 14. Infanteriedivision, gefolgt von der 1. Reservedivision, das Mörserbataillon zeitig vorziehen, die rechte Flanke sichern sowie gegen das Elbetal und über Jung-Bunzlau aufklären (3. Kavalleriedivision).

Das IV. Armeekorps greift zu gleicher Zeit von Podol her und über Wschen ein, bemächtigt sich zeitig des Passes von Podkost; zu seiner Verfügung bei Prshepersh die schweren Feldhaubitzbataillone.

Das III. Armeekorps marschiert so vor, daß um 9 Uhr vormittags eine seiner Divisionen auf Straße Turnau—Ktowa (Ende südlich Turnau), die andere auf Straße Eisenbrod—Horensko (Anfang südlich Horensko) mit verkürzten Marschtiefen stehen und abkochen; Verbindung mit Zweiter Armee (Arnau) aufnehmen.

Das II. Armeekorps soll um gleiche Zeit in zwei Kolonnen mit verkürzter Marschtiefe, die Anfänge an der Chaussee- bezw. Kriegsbrücke von Turnau stehen und abkochen.

Von den Munitionskolonnen und Trains dürfen nur Gefechtsstaffeln bei den Armeekorps sein, die übrigen des IV. Armeekorps bleiben mit denen des II. nördlich des Passes von Liebenau, die des III. bei Gablonz.

Vom Kavalleriekorps soll die südlich Liebenau vorgeschobene halbe 2. Kavalleriedivision frühzeitig gegen Sobotka und Gitschin aufklären, während die zurückbefindliche Masse um 9 Uhr vormittags bei Laschan zur Verfügung des dort befindlichen Armee-Oberkommandos einzutreffen hat.

---

*) Siehe S. 176/77.

Digitized by Google

Tatsächliche Entwicklung und Betrachtungen.

Die vom Prinzen Friedrich Karl tatsächlich getroffenen Anordnungen unterschieden sich von den hier vorgeschlagenen im wesentlichen dadurch, daß am 28. um 7½ Uhr morgens die 6. Infanteriedivision und die Hälfte der Armee-Reserveartillerie nördlich Prsheperšh, um 9 Uhr vormittags die andere Hälfte der Armee-Reserveartillerie bei Wohrašhenitz, das II. Armeekorps bei und östlich Sichrow, die vordere Kavalleriedivision bei Lašhan zur Unterstützung des vereinigten Angriffs der Elb-Armeeabteilung und der 7. und 8. Infanteriedivision gegen die Stellung von Münchengrätz bereit sein sollten. Die 1. Kavalleriedivision sollte nur bis zur Linie Liebenau—Reichenau vorgehen, die 5. Infanteriedivision sich westlich Rowensko von der Straße Eisenbrod—Lomnitz an die Straße Turnau—Gitschin heranziehen und zur Aufnahme eines Detachements von sechs Eskadrons, einer reitenden Batterie dienen, welches allein die Aufklärung gegen Gitschin zu besorgen hatte.

Solches Anhäufen von acht Infanteriedivisionen*) und starken Kavalleriemassen — noch dazu unter Ablenkung vom Operationsziel — gegen einen Feind, den man höchstens auf zwei Armeekorps und eine Kavalleriedivision zu schätzen hatte,**) war nicht gerechtfertigt. Erklären läßt es sich nur aus dem schwankenden, unentschlossenen Charakter des Prinzen Friedrich Karl***) und aus seiner Neigung, immer alle Kräfte zur Sicherung des Erfolges zusammenzuhalten.†) Bei kleinen Heeresabteilungen mag diese Neigung angebracht sein, um der Gefahr des Zersplitterns in kleinste Abteilungen vorzubeugen; bei großen Heeresmassen führt sie nach Moltkes Urteil††) zur „Kalamität", es sei denn, daß sich unmittelbar eine Entscheidungsschlacht anschließt.

In der Tat waren am 27. abends bei Münchengrätz nur das 1. österreichische und das sächsische Armeekorps sowie die Kavalleriedivision Edelsheim versammelt; bereits in der Frühe des 28. marschierten sie mit der Masse über Fürstenbruck und Brshesno nach Osten ab. Nur Arrieregarden blieben zunächst an der Iser und gaben bereits vor Mittag nach leichten Kämpfen (preußische Verluste nur 8 Offiziere, 333 Mann) Münchengrätz und den Muskyberg auf. Trotzdem wurden die 6. Infanteriedivision nach Brshesina,

*) Wobei von der Garde-Landwehrdivision, welche nur möglichst bis Böhmisch-Aicha folgen sollte, abgesehen wird.

**) In dem am 27. an Herwarth geschickten Befehl hieß es: „Wie es scheint, steht bei Münchengrätz nur das Korps Clam und die Division Edelsheim, vielleicht auch Brigade Kalik, möglicherweise auch die Sächsische Armee." Das preußische Generalstabswerk erwähnt zwar S. 152, die eingegangenen Nachrichten hätten annehmen lassen, daß auch das 2. österreichische Korps bereits zur Armee des Grafen Clam gestoßen sei — doch ist in anderen Quellen, auch in dem 7 Uhr abends ausgegebenen Armeebefehle, nichts hiervon erwähnt.

***) Urteil Goebens aus dem Feldzuge 1864 (Zernin, I. S. 313/14, 316 u. 323).

†) Lettow, II. S. 266.

††) Vergl. S. 173.

Digitized by Google

das II. Armeekorps nach Sehrow und Daubraw vorgezogen, das Kavalleriekorps auf dem rechten Iserufer belassen, statt alle diese Teile auf Gitschin in Marsch zu setzen. Nur ein schwaches Kavalleriedetachement gelangte bis vor Gitschin, wo an diesem Tage gut das ganze Kavalleriekorps und die 5. Infanteriedivision den Österreichern hätten zuvorkommen können.

Die „Kalamität" des Anhäufens von mehr als 100 000 Mann auf dem Raum einer Quadratmeile am Abend des 28. machte sich alsbald durch Mangel an Bewegungsfreiheit und an Verpflegung fühlbar. Das Generalstabswerk enthält hierzu folgende Bemerkungen (S. 160): „Für das Vorrücken der zwischen Münchengrätz und Podol konzentrierten Armee standen jetzt nur zwei Straßen zur Verfügung, die über Fürstenbruck und Podkost; es konnte daher nur echelonweise marschiert werden. Beide Straßen stoßen bei Sobotka zusammen, und die zuletzt genannte bildet ein starkes Fels- und Walddefilee." (S. 159): „Die Verpflegung der Truppen fiel kärglich aus, umsomehr, als nur ein Teil der Proviantkolonne eintraf." Oberst v. Stiehle berichtete an den König: „Noch ein bis zwei Tage, und die Armee hungert, was jetzt schon einzelnen Truppenteilen passiert."

Das gegen Gitschin entsandte Kavalleriedetachement fand die Stadt von schwacher Infanterie besetzt. Es wurde nach der rechten Flanke von einer Kavallerieabteilung mit einer reitenden Batterie in Kampf verwickelt und ging nach Ktowa zurück, als Staubwolken auf der Straße von Sobotka her das Herannahen größerer Truppenmassen anzeigten. Da das Kavalleriekorps auf dem rechten Iserufer zurückgelassen war, erfuhr das Oberkommando mit Bestimmtheit nur, daß der über Fürstenbruck zurückgegangene Feind vornehmlich nur aus der Brigade Leiningen bestanden hatte, blieb aber über den Verbleib der anderen feindlichen Heeresteile auf Vermutungen beschränkt. Das oben vorgeschlagene Vorausschicken der halben 2. Kavalleriedivision (drei Regimenter) gegen Sobotka—Gitschin würde freilich angesichts der Kavalleriedivision Edelsheim bei Gitschin kaum ein besseres Ergebnis gehabt haben; es wäre wohl vorzuziehen, das Aufrücken der hinteren Teile jener Division zuvor abzuwarten. Eine Entnahme der Kavallerie von den Infanteriedivisionen behufs Verstärkung der zur Stelle befindlichen Teile empfahl sich dagegen hier bei der Nähe des Feindes nicht.

Der 29. Juni.

Kriegslage am 28. Juni abends.

Es befanden sich:

das Armee-Oberkommando in Münchengrätz,

= II. Armeekorps in Biwaks bei Sehrow und Daubraw,

vom III. Armeekorps:

5. Infanteriedivision bei Rowensko (Avantgarde Ktowa, dabei das zusammengestellte Kavalleriedetachement),

Generalkommando u. 6. Infanteriedivision bei Brsheſina;

Digitized by Google

das IV. Armeekorps bei Boshin und Dobrawuda,
vom Kavalleriekorps 1/2 bei Laschan, 1/2 bei Liebenau,
das VIII. Armeekorps bei Wesela und Haber,
die 14. Infanteriedivision bei Münchengrätz,
" 1. Reservedivision bei Hühnerwasser,
" 3. Kavalleriedivision bei Münchengrätz.

Wegen Ermüdung der Truppen und Verpflegungsmangels war ein früher Aufbruch am 29. nicht erwünscht*)

Die Chaussee Liebenau—Podol war von den Kolonnen und Trains derart verfahren, daß die Proviantkolonnen voraussichtlich nicht vor dem 29. mittags den Truppen würden zugeführt werden können.*)

Es herrschte starke Hitze.

Beim Armee-Oberkommando wußte man, daß man am 28. nur das 1. Korps nebst der Brigade Kalik**) und die Sachsen sich gegenüber gehabt hatte (Bericht des Prinzen an den König); hiervon war jedenfalls die Brigade Leiningen des 1. Korps über Fürstenbruck abmarschiert, ziemlich sicher ein Teil der Sachsen nach Jung-Bunzlau, wahrscheinlich aber viel mehr von der gegnerischen Gesamtheit nach letzterem Ort. Eine Offizierpatrouille war spät abends bei Kosmanos auf Feind gestoßen, ohne bei der Dunkelheit näheres erkennen zu können; nach Einwohneraussagen sollte eine feindliche Marschkolonne auf Jung-Bunzlau zurückgegangen, Kosmanos von Sachsen besetzt sein.***)

Was war für den 29. zu beschließen?

Aufgabe und Vorschlag zur Lösung.

Da am 28. nur zwei Armeekorps der Ersten Armee gegenübergestanden haben, so ist die Zweite Armee der feindlichen Hauptmasse gegenüber in schwieriger Lage zu vermuten. Bei der Ersten Armee muß, nach dem zeitraubenden Abbiegen gegen den überschätzten Gegner, nunmehr das Bestreben, beschleunigt der Zweiten Armee die Hand zu reichen, den Wunsch überwiegen, jenen etwa weiterhin abzudrängen und zu vernichten. Gegen ihn, dessen Hauptteile anscheinend auf Jung-Bunzlau ausgewichen sind, ist mit dem kleineren

*) Bericht des Prinzen Friedrich Karl an den König (Lettow, II. S. 263), Schreiben des Kommandierenden des II. Armeekorps an das Oberkommando (Lettow, II. S. 265). Die Truppen der Elb-Armeeabteilung hatten am 27., die der Ersten Armee am 26. und 27. nur kurze Bewegungen gemacht, zum Teil geruht.

**) Wurde seit dem 20. Juni vom Generalmajor v. Abele geführt.

***) Lettow, II. S. 265 u. 347. Der Chef des Generalstabes der Ersten Armee, Generalleutnant v. Voigts-Rhetz, schrieb noch am 29. an den Kommandeur der 5. Infanteriedivision: „ . . . Der Feind verließ die formidable Position (von Münchengrätz) und zog nach Jung-Bunzlau und mit einem kleinen Teil nach Sobotka ab." Die im Generalstabswerk, S. 195, erwähnten Nachrichten über die Ereignisse bei der Zweiten Armee vom 27. und 28. und über die ihr gegenüberstehenden Kräfte scheinen beim Oberkommando der Ersten Armee vor dem 29. nicht eingegangen zu sein (Lettow, II. S. 280 u. 326).

Digitized by Google

Teil der Ersten Armee der Marsch des größeren auf Gitschin zu decken. Da mehr oder minder starke Teile des gegenübergestandenen Gegners die Richtung Gitschin eingeschlagen haben und zugleich Teile des feindlichen Hauptheeres von Osten her dorthin im Vorrücken sein können, so ist auch in dieser Richtung mit Gefecht zu rechnen. Es muß energisch aufgeklärt werden, dortgegen sowohl (Kavalleriedetachement und Kavalleriekorps), wie gegen Jung-Bunzlau (3. Kavalleriedivision). Die zusammengedrängte Heeresmasse ist wieder auf mehrere Straßen auseinanderzuziehen, sowohl um zum Gefecht besser bereit zu sein, wie um sich schneller der Zweiten Armee zu nähern, auch um die bisherigen Schwierigkeiten für Verpflegung und Unterbringung herabzumindern. Störend ist das schwierige Gelände zwischen den über Rowensko und Sobotka auf Gitschin führenden Straßen. Letztere ist zudem zwischen Sehrow und Podkost engpaßartig. Dieses Passes, der voraussichtlich seitens des über Fürstenbruck zurückgegangenen feindlichen Teiles besetzt ist, muß man sich noch während der Nacht zu versichern suchen, der Höhen von Gitschin, wohin der Feind von Osten her Verstärkungen heranziehen könnte, im Laufe des morgigen Tages (Kavalleriekorps und 5. Infanteriedivision, dahinter zur etwaigen Unterstützung über Libunj 6. Infanteriedivision, über Samschin II. Armeekorps).

Verpflegungs- und Ruhebedürfnis gestattet ein Aufbrechen der Masse morgen erst zu vorgerückter Stunde. Um durch die Versorgung mit Verpflegung und Munition nicht zu sehr aufgehalten zu werden, wird das Oberkommando die gerade zunächstbefindlichen Munitions- und Proviantkolonnen den Heeresteilen ohne Rücksicht auf Zugehörigkeit zuweisen.

Ein frühzeitiges Vorausschicken der 5. Infanteriedivision und des nachts nach Podkost entsendeten Detachements des II. Armeekorps zur Gewinnung der Höhen zwischen Gitschin und Eisenstadtl könnte bei der ungeklärten Lage diese Teile vereinzelt den Angriffen stark überlegener Kräfte aussetzen.

Das VIII. Armeekorps hat nach Bakow, die 14. Infanteriedivision nach Kopernik, die 1. Reservedivision zur etwaigen Unterstützung nach Münchengrätz zu gehen, um unter gemeinschaftlicher Führung des Generals v. Herwarth (dazu die zur Aufklärung gegen Jung-Bunzlau—Domausnitz voraufgegangene 3. Kavalleriedivision) den Marsch der übrigen Heeresteile in der rechten Flanke zu decken. Das IV. Armeekorps kommt am frühen Nachmittag nach Ober- und Unter-Bautzen, dort sowohl zur Unterstützung in der Operationsrichtung (über Sedlischt) wie nach der rechten Flanke bereit (Vortruppen über Wissopol und gegen Martinowitz). Sofern stärkerer Feind in der Gegend von Jung-Bunzlau nicht angetroffen wird, sind die Truppen Herwarths auf die Richtungen Domausnitz—Skyschitz zu setzen. Kolonnen und Trains bis zur Iser; Armee-Hauptquartier Ober-Bautzen.

Auf diese Weise würde die Erste Armee befähigt sein, falls sich die feindliche Hauptmasse gegen die Zweite Armee gewandt hat, sich dieser am 30.

Digitized by Google

über Liban—Bystrschitz—Welisch—Gitschin—Eisenstadtl in fünf getrennten Kolonnen zu konzentrischem Zusammenwirken zu nähern — falls aber die gegnerische Hauptmasse ihr auf Gitschin entgegengegangen sein sollte, dort verteidigungsbereit die Annäherung der Zweiten Armee abzuwarten. Am 29. würde das vorausgehende Kavalleriekorps in der Lage sein, unsere vordersten Infanteriedivisionen von etwaiger Anwesenheit starken Feindes bei Gitschin rechtzeitig zu benachrichtigen und dagegen zu unterstützen. Außerdem würden die vordersten Teile der in zweiter Linie nachfolgenden Infanteriedivisionen und, von Wissopol her, die Avantgarde des II. Armeekorps, wenn auch erst zu vorgerückter Stunde, Unterstützung bringen können. Bei Anwendung verkürzter Marschtiefen auf den guten Chausseen würde diese Unterstützung entsprechend früher eintreffen.

Tatsächliche Anordnungen.

Statt dessen wurde vom Oberkommando eine allgemeine Rechtsschwenkung nach Süden beschlossen, deren Drehpunkt die Elbarmee zu bilden hatte, und 9 Uhr abends für den 29. befohlen:

Ruhe am Vormittage:

14. Infanteriedivision bei Münchengrätz bleiben,

Garde-Landwehrdivision dorthin heranziehen,

16. Infanteriedivision bis 6 Uhr abends auf dem rechten Iserufer an den Abschnitt Retschkow—Klein-Weisel heranziehen,

15. Infanteriedivision auf dem linken Ufer bis Bakow,

II. Armeekorps über Straßengabel westlich Podkost nach Martinowitz marschieren (zur Aufklärung gegen Podkost ein Detachement noch am 28. abends vorschieben),

5. Infanteriedivision 6 Uhr abends Sobotka in Besitz nehmen, Vorposten gegen Gitschin und gegen Süden.*)

Betrachtungen.

Mit Ausführung dieser Anordnungen würde die am 22. befohlene Vereinigung mit der Zweiten Armee ganz aus dem Auge gelassen, das Abirren vom Operationsziel gegen einen nunmehr bestimmt als sehr viel schwächer erkannten Gegner ein völliges geworden sein.

Moltke hatte grundsätzlich den Oberkommandos die denkbar größte Freiheit in der Art der Ausführung seiner allgemeinen Weisungen gelassen und auch in dem erläuternden Schreiben zu dem denkwürdigen Telegramm vom 22. verfügt: „Die Armeekommandos haben von dem Augenblick an, wo sie dem Feind gegenübergetreten sind, die ihnen anvertrauten Heeresabteilungen nach eigenem Ermessen und nach Erfordernis der Sachlage zu verwenden, dabei aber stets auch die Verhältnisse der Nebenarmee zu berücksichtigen."

*) Eine Angabe über die anderen Heeresteile fehlt bei Lettow; jedenfalls aber wurde für diese keine Verschiebung nach Osten befohlen. Im preußischen Generalstabswerk sind diese Anordnungen, welche am folgenden Vormittag durch das Eingreifen der obersten Heeresleitung eine völlige Änderung erhielten, überhaupt nicht mitgeteilt.

Digitized by Google

Die oben mitgeteilten Anordnungen der Ersten Armee berücksichtigten aber offenbar ganz und gar nicht die schwierigen Verhältnisse der Zweiten Armee noch den allgemeinen Operationszweck. Daher sah sich Moltke zu telegraphischem Eingriff veranlaßt, der übrigens der erste Heeresbefehl seit dem 22. ist:*)

„Berlin, den 29. Juni 1866, 7^{30} vormittags.

Weitere Entwicklung am 29. Juni.

Seine Majestät erwarten, daß die Erste Armee durch beschleunigtes Vorrücken die Zweite Armee degagiert, welche trotz einer Reihe siegreicher Gefechte dennoch sich augenblicklich noch in einer schwierigen Lage befindet."

An den Oberquartiermeister der Ersten Armee, Generalmajor v. Stülpnagel, gelangte kurz hinterher folgendes Telegramm Moltkes:

„Berlin, den 29. Juni 1866, 6^{45} morgens.

Die Zweite Armee ist bis Arnau, Könighof, Skalitz gestern vorgedrungen. General Steinmetz unter zwei blutigen Gefechten.

Der Kronprinz mit nur drei Korps**) hat die Gebirgsdefileen hinter, das österreichische 10., 4., 6. und 8. Korps vor sich, das 2. in der linken Flanke.

Es scheint mir durchaus nötig, daß die Erste Armee ihn degagiert, welche, fünf Korps stark, nur dem 1. und 3. österreichischen und dem sächsischen Korps gegenüber hält.

Die Gelegenheit, eine so große Übermacht geltend zu machen, wird vielleicht nicht wieder geboten. Sollte ein Teil des Gegners exzentrisch auf Prag ausweichen, so ist die Erste Armee stark genug, um durch Herwarth ihn in dieser Richtung verfolgen zu lassen. . . . ."

An neueren Nachrichten über den gegenüberbefindlichen Feind (die bisherigen siehe S. 186) lag nur eine über den nächtlichen Zusammenstoß einer kleinen Abteilung der 3. Infanteriedivision mit Vorposten — offenbar der Brigade Ringelsheim — bei Podkost vor.

Es wurde nunmehr bei der Ersten Armee um $9\frac{1}{2}$ Uhr vormittags in Abänderung des Befehls vom vergangenen Abend angeordnet:

5. Infanteriedivision alsbald zur Besitznahme Gitschins aufbrechen, hinter ihr 4. Infanteriedivision und halbes Kavalleriekorps;
3. Infanteriedivision mittags von Sehrow aufbrechen, Podkost und Sobotka nehmen, dann auf Gitschin; zu ihrer etwaigen Unterstützung 7. Infanteriedivision von Boshin auf Sobotka gehen, dann der 3. folgen;

*) Ein Telegramm Moltkes mit näheren Angaben über die Lage der Zweiten Armee und der Andeutung, die Durchführung ihres Debouchierens durch Vorrücken zu erleichtern, war bereits am 28., 1^{25} nachmittags, aus Berlin abgegangen, aber auch erst am 29. früh in Münchengrätz eingegangen.

**) Das am 27. nach Süden abgezweigte VI. Armeekorps war noch nicht wieder herangelangt.

Digitized by Google

8. Infanteriedivision um 8 Uhr abends bei Unter-Bautzen,
6. = = $8\frac{1}{2}$ = = = Ober-Bautzen eintreffen,
beide Avantgarden gegen Jung-Bunzlau vorschieben; der 6. folgen $\frac{1}{2}$ Kavalleriekorps und Armee-Reserveartillerie.

Armee-Hauptquartier: Ober-Bautzen.

Für die Elbarmee blieb es bei den Anordnungen vom Abend vorher (S. 188); am 30. sollte sie eventuell Jung-Bunzlau den Sachsen wegnehmen, wozu nötigenfalls die 6. Infanteriedivision von Ober-Bautzen aus einzugreifen hatte.

Die Vorbewegung auf Gitschin fand also nur auf zwei Straßen statt. Man mußte auf Zusammentreffen mit der Kavalleriedivision Edelsheim, dem 3. und Teilen des 1. Armeekorps, vielleicht auch dem ganzen 1. Armeekorps und den Sachsen, möglicherweise noch mit weiteren Kräften des gegnerischen Hauptheeres gefaßt sein. Die 3. und die 5. Infanteriedivision konnten in schwierige Lage geraten, da sie bei Gitschin erst spät abends an den vordersten Teilen der in zweiter Staffel nachfolgenden Divisionen (7. bezw. 4.), an der erst 8 Uhr abends bei Unter-Bautzen eintreffenden 8. Infanteriedivision überhaupt nicht Unterstützung finden würden.

In der Tat stießen sie am späten Nachmittage vor Gitschin auf das ganze 1., das halbe sächsische Korps und die Kavalleriedivision Edelsheim. Rein zahlenmäßig betrachtet, konnte es auch ohne das ursprünglich beabsichtigte Einsetzen des 3. österreichischen Korps zu einem Mißerfolg auf preußischer Seite kommen, wenn sich nicht der Gegner am Abend auf höheren Befehl zum Abmarsch vor gefallener Entscheidung entschlossen hätte.*)

Zu solchen nachteiligen Folgen der unzeitigen Versammlung bei Münchengrätz gibt das preußische Generalstabswerk folgende Bemerkung aus Moltkes Feder: „An diesem Tage traten die großen Schwierigkeiten recht deutlich hervor, welche in der Fortbewegung einmal versammelter Massen liegen. Es leuchtet ein, wie wichtig es ist, solange wie irgend möglich, in der Trennung der Kolonnen zu verharren. Denn mit der Verengung der Front mindert sich die Zahl der für das Vorrücken verfügbaren Straßen, und wächst auf ihnen die Zahl der Echelons bis zur Ausdehnung von Tagemärschen. Die rechtzeitige Konzentration zur Entscheidung aber wird ebensosehr durch die Entfernungen in der Tiefe wie durch die in der Front bedingt."

Kriegslage der 5. Inf. Div. am 29. Juni 4 Uhr nachm.

Die 5. Infanteriedivision (12—31—2 usw.**) hatte am frühen Nachmittag des 29. in ihren Biwaks bei Ktowa—Rowensko folgenden Armeebefehl erhalten:

*) Um jene Zeit — $7\frac{1}{4}$ Uhr — standen dem Kronprinzen Albert noch drei Infanteriebrigaden, eine Kavalleriebrigade und starke Artillerie fast unberührt zur sofortigen Verfügung, ferner die sächsische Reiterdivision bei Starjemisto, eine sächsische Infanteriedivision, allerdings im erschöpften Zustande, bei Kosteletz und Gitschinowes. Vergl. S. 156.

**) Nach heutigen Verhältnissen angenommene Stärke.

Digitized by Google

„Die 5. Division erhält den Befehl, alsbald aufzubrechen und Gitschin wegzunehmen, sich daselbst festzusetzen und Avantgarden vorzuschieben. Die 3. Infanteriedivision bricht um 12 Uhr von Sehrow auf und geht über Sobotka ebenfalls auf Gitschin, welches sie noch heute erreicht. Die 7. Infanteriedivision wird der 3. folgen, vielleicht bis Podhrad gelangen. Die 4. Infanteriedivision folgt (von Sdjar aus) über Turnau der 5. noch heute, gleichfalls die 1. Kavalleriedivision (von Liebenau aus) . . . ."

Durch Kavallerie war am späten Nachmittag des 28. festgestellt worden, daß Gitschin vom Feinde besetzt war und starke Kavallerie mit Artillerie von Sobotka her sich Gitschin genähert hatte. In einem Schreiben des Generalstabschefs der Ersten Armee an den Divisionskommandeur hieß es über den Verlauf des 28.: „. . . Der Feind (der . . . aus dem 1. und sächsischen Korps und der Kavalleriedivision Edelsheim bestehen sollte) verließ die formidable Position (von Münchengrätz) und zog nach Jung-Bunzlau und mit einem kleinen Teil nach Sobotka zu . . ."

Der mit der 3. Infanteriedivision marschierende General v. Schmidt war mit dem Oberbefehl gegen Gitschin betraut.

Die Avantgarde der Division (3—2—3) erreichte um 3^{30} nachmittags Ober-Knischnitz, nachdem ihre Kavallerie vorher bereits bei Libunj eine feindliche Eskadron vertrieben hatte. Als südwestlich Sametz mehrere feindliche Batterien in Stellung gemeldet wurden, wurde die Infanterie der Avantgarde durch Ober-Knischnitz und östlich des Dorfes gegen das unbesetzte Groß-Ginolitz entwickelt, die Artillerieabteilung nach dem Südostausgang von Ober-Knischnitz vorgeholt. Unter dem Feuer der feindlichen Artillerie gelangte letztere dort mit Verlusten zum Abprotzen. Der vorgaloppierte Divisionskommandeur beobachtete von der Höhe östlich des Nordausganges von Ober-Knischnitz aus außer der bereits gemeldeten Artillerie eine Artillerielinie zwischen Diletz und Brada; Podulsh und Klein-Ginolitz schienen von Infanterie besetzt zu sein. Es ist 4 Uhr geworden.*)

Beurteilung der Lage und Anordnungen.

Aufgabe und Vorschlag zur Lösung.

Der bestimmte Befehl, Gitschin zu nehmen und zu besetzen und Avantgarden darüber hinaus vorzuschieben, erfordert Angriff.

Der Feind ist nach den bisherigen Nachrichten mindestens auf die Kavalleriedivision Edelsheim und einen kleinen Teil der an der Iser gegenübergestandenen beiden Armeekorps zu schätzen. Nach der erkannten starken Artillerie zu urteilen, ist es aber nicht ausgeschlossen, daß beträchtliche oder gar sämtliche Teile dieser beiden Korps nach Gitschin zurückgegangen oder Kräfte der feindlichen Hauptarmee herangezogen sind. Vorsicht ist also mit Rücksicht auf die mögliche Stärke des Gegners geboten; Vorsicht auch mit

*) Preußisches Generalstabswerk und Lettow, II., Sonnenuntergang 8^{24}.

Digitized by Google

Rücksicht darauf, daß dieser bereits eine Front von über 2 km gegenüber der Division entwickelt hat.

Es muß daher vor dem Herankommen der vorderen Teile auf entscheidende Gefechtsentfernungen der Gefechtsbreite durch Fortsetzung des Aufmarsches eine größere Ausdehnung gegeben werden. Durch diese Notwendigkeit geht freilich Zeit verloren, was im Hinblick auf die Forderung des Oberkommandos, noch heute Avantgarden über Gitschin hinaus vorzuschieben, mißlich ist. Anderseits hat das Hinausschieben des Eintritts in entscheidenden Kampf den Vorteil, daß mittlerweile zur Rechten der Anfang der 3. Infanteriedivision, der nach 5 Uhr bei Woharschitz zu erwarten ist, eingreifen wird und von rückwärts her die 4. Infanterie- und 1. Kavalleriedivision weiter vorgekommen sein können.

Es fragt sich, ob der Aufmarsch nach rechts oder nach links fortgesetzt werden soll. Auf dem rechten Zidlinaufer fällt das Gelände ziemlich gleichmäßig und sanft bis zum Fuß der bewaldeten Bradahöhen und deren östlichen Ausläufer ab, um dann steil anzusteigen, besonders westlich der Chaussee. Dagegen bietet der Zidlinagrund selbst gedeckte Annäherung an Sametz und Diletz. Von dorther also ist der entscheidende Angriff anzusetzen.

Freilich bleibt bei solchem Linksaufmarsch der weite Zwischenraum zwischen der 3. und 5. Division bestehen. Dieser kann aber im weiteren Gefechtsverlauf zweckmäßig dadurch ausgefüllt werden, daß die 4. Infanteriedivision über Libunetz und Libunj geradeswegs auf Prachow und Klein-Ginolitz vorgezogen wird. Damit würde auch das II. Armeekorps wieder vereinigt werden.

Mangels genügender Kavallerie vor der Front ist es ganz ungewiß geblieben, wie weit sich die feindliche Stellung nach rechts ausdehnt, ob Sametz und Eisenstadtl besetzt sind, was sich östlich Eisenstadtl befindet oder im Anmarsch ist. Die vorläufig hinter der 4. Infanteriedivision marschierende 1. Kavalleriedivision könnte bei alsbaldigem beschleunigtem Vorziehen allenfalls noch am Abend zur Ausbeutung eines Erfolges herankommen, nicht aber mehr für das Gefecht Nachrichten beibringen. Den wenigen Eskadrons der Divisionskavallerie dürfte die feindliche Kavalleriedivision mit leichter Mühe Einblick in jene fraglichen Verhältnisse verwehren. Es muß daher durch Bereithaltung starker Reserven hinter dem linken Flügel einer Bedrohung von Eisenstadtl oder Neu-Paka—Roschkopow her vorgebeugt werden.

Die Infanterie der Avantgarde ist im Vorgehen auf Groß-Ginolitz; ihre Artillerie steht im Kampfe mit überlegener Artillerie; die Infanterie des Gros nähert sich dem Punkte, wo sie von der Marschstraße links abbiegen soll. Es sind daher kurze Sonderbefehle für diese Teile einem gemeinsamen Gefechtsbefehl vorzuziehen. Die Verfügung über die 4. Infanterie- und 1. Kavalleriedivision ist Sache des mit dem Oberbefehl gegen Gitschin betrauten Generals v. Schmidt; da aber Stunden vergehen können, ehe die Be-

Digitized by Google

nachrichtigung über das trennende Waldgebirge an ihn zur Straße Sobotka—Gitschin und Befehle von ihm an jene Heeresteile gelangen, so ist diesen seitens der 5. Infanteriedivision das für zweckmäßig Erachtete anheimzustellen.

Der Kommandeur der 5. Infanteriedivision würde demnach folgendes anzuordnen haben:

1. Mündlicher Befehl an den Artilleriekommandeur, die gesamte Artillerie auf den Höhen zwischen Ober-Knischnitz und Zidlina sowie südlich Zidlina in Stellung zu bringen, besonders starke Feuerkraft gegen Sametz und Diletz zu entwickeln, für die Stellungnahme südlich Zidlina aber mit Rücksicht auf die starke feindliche Kavallerie und das bedeckte Gelände in der linken Flanke jedenfalls das Eintreffen der vordersten Infanterie des Gros abzuwarten; leichte Munitionskolonnen zur Verfügung.
2. Schriftlicher Befehl an den Avantgardenführer (Kommandeur der vorderen Infanteriebrigade), daß das Avantgardenverhältnis aufhöre, vor weiterem Vorgehen der Aufmarsch fortgesetzt werden und dann die Hauptkräfte gedeckt durch das Zidlinatal über Sametz gegen den feindlichen rechten Flügel vorgeführt werden sollen;

   daß seine Infanteriebrigade zwischen den Wegen Ober-Knischnitz—Groß-Ginolitz und Zidlina—Sametz zum Angriff auf Podulsh und Sametz zu entwickeln wäre;

   die rechte Flanke der Division wäre gegen den Feind in Klein-Ginolitz und vorläufig auch der linke Artillerieflügel gegen Kavalleriebedrohung zu decken,*) der Kavallerieführer zu benachrichtigen, daß er mit allen Eskadrons gegen Diletz und Eisenstadtl zur Feststellung des feindlichen rechten Flügels aufklären, in den Richtungen Chotetsch, Neu-Paka und Roschkopow beobachten, Patrouillen zur Sicherung des linken Flügels belassen solle.
3. Schriftlich an den Kommandeur der hinteren Infanteriebrigade, diese über Unter-Knischnitz—Zidlina vorzuführen und zwischen Zidlina und Daubrawitz gedeckt zum Vorgehen gegen Eisenstadtl—Sametz bereitzustellen.

Derselbe Radfahrer besorgt:

4. Befehl an die hinter der Division marschierenden Gefechtstrains (etwa 4 Feldlazarette, 1 Infanterie-, 2 Artilleriemunitionskolonnen), auf Unter-Knischnitz weiterzumarschieren,

   und
5. Mitteilung an die 4. Infanterie- und 1. Kavalleriedivision über Lage und Absicht nebst Anheimstellung für erstere, sich zwischen 3. und 5. Infanterie-

*) Falls eine Maschinengewehr-Abteilung verfügbar ist, würde diese zu letzterem Zweck verwendet werden und dort beträchtlich schneller Schutz gewähren können. Etwa zugeteilte Pioniere würden dem Kommandeur der vorderen Infanteriebrigade verbleiben.

Digitized by Google

division auf Prachow und Klein-Ginolitz zu entwickeln, für letztere beschleunigt auf Zidlina vorzukommen,

sowie

6. Befehl an die große Bagage (voraussichtlich hinter der 4. Infanteriedivision), zunächst mit dem Anfang bis zur Chausseegabel nördlich Ktowa zu folgen.
7. Meldung an den Oberführer, General v. Schmidt, über Lage, Absicht und das an die 4. Infanterie- und 1. Kavalleriedivision Mitgeteilte.
8. Befehl an den Divisionsarzt, die Sanitätskompagnie nach Brsheska (südlich Zidlina) vorkommen und an dessen Südausgang einen Hauptverbandplatz erkunden zu lassen.

Tatsächliche Entwicklung und Betrachtungen.

Generalleutnant v. Tümpling, der Kommandeur der 5. Infanteriedivision, erteilte in Wirklichkeit nachfolgenden gemeinsamen Gefechtsbefehl:

„Der allgemeine Direktions- und endliche Vereinigungspunkt ist der Kirchturm von Gitschin. — Die Artillerie des Gros*) geht im Trabe vor und vereinigt sich mit der bereits aufgefahrenen Artillerie der Avantgarde.**) Die Füsilierbataillone der Regimenter Nr. 12 und 48***) marschieren im Zidlinagrunde über Sametz und Diletz. Die 9. Infanteriebrigade†) folgt, ebenso das 1. Brandenburgische Ulanenregiment Nr. 3.††) Das Regiment Nr. 18†††) folgt den Füsilierkompagnien des Leib-Grenadierregiments*†) und dirigiert sich auf den Wald. Das Grenadierregiment Nr. 12 marschiert bis Ober-Knishnitz und hat als Reserve zu dienen."

Das Generalstabswerk bemerkt zu diesen Anordnungen: „General v. Tümpling entschloß sich mit richtigem Blick, den feindlichen rechten Flügel anzugreifen, durch welche Bewegung zugleich die Verbindung des 1. österreichischen Korps mit der Hauptarmee an der oberen Elbe am wirksamsten bedroht wurde."

Was an jenem Gefechtsbefehl zunächst auffällt, ist die frappante Kürze. Es ist eine stets wiederkehrende Erscheinung, daß im Kriege viel weniger und

*) Zwei Batterien.

**) Zwei Batterien.

***) Infanterie des Haupttrupps der Avantgarde, deren Vortrupp aus drei Kompagnien des Leib-Grenadierregiments Nr. 8 bestand.

†) Vordere Brigade des Gros, bestehend aus den Regimentern Nr. 48 u. 8, ohne deren Füsilierbataillone.

††) Drei Eskadrons im Gros hinter der der 9. Infanteriebrigade folgenden Artillerie; eine Eskadron bei der Avantgarde.

†††) Bildete mit dem Grenadierregiment Nr. 12 zusammen die hintere (10.) Infanteriebrigade.

*†) Waren von Ober-Knishnitz westlich der Chaussee auf Ginolitz vorgegangen, bis auf zwei östlich abgewichene Züge.

Digitized by Google

kürzer befohlen wird als im Frieden, schon weil man im Kriege selten Zeit zu vielen und ausführlichen Befehlen hat. Wenn wir nun auch bei unseren Friedensgewohnheiten wie alles, was uns die Kriegswirklichkeit lehrt, so auch diesen Punkt wohl beherzigen sollten, so darf doch auch in der Kürze der Befehle nicht zu weit gegangen werden. Es könnte sonst gegen die durch Moltke charakterisierte Befehlspflicht verstoßen werden (siehe S. 166/67). Wenn unsere Felddienst-Ordnung vorschreibt: „... daß ein Befehl nur das enthalten soll, was der Untergebene wissen muß, um zur Erreichung des Zwecks selbständig handeln zu können", so stellt sie doch dem „nur das" voraus: „alles das".

Betrachten wir unter diesem Gesichtspunkt den Befehl des Generals v. Tümpling, so können wir bei aller Achtung vor seiner Kürze und Bestimmtheit uns doch nicht verhehlen, daß den Truppenführern der drei Waffen zur Erreichung des Zwecks sicherlich noch einiges mehr zu wissen nötig war: Nachrichten über den Feind, allgemeine Gefechtsabsicht, die Gefechtsaufgaben für jeden selbständigen Truppenteil (nicht nur die Richtungen für ihr Vorgehen), Verfügung über große Bagagen und Gefechtstrains, sanitätstaktische Maßnahmen, Aufenthalt des Führers.

Moltke kritisierte das „Gewährenlassen" in seinem Memoire über die Erfahrungen von 1866 mit den Worten: „Bei fast nur glücklichen Gefechten ist 1866 der Mangel an Leitung von oben, das selbständige Handeln der unteren Kommandobehörden ohne erheblichen Nachteil geblieben; in einem neuen Feldzuge könnte das Gewährenlassen von den bedenklichsten Folgen sein."*)

Es bleibe übrigens dahingestellt, ob nicht im vorliegenden wie in vielen anderen Fällen ergänzende Befehle, Weisungen, Erläuterungen nachträglich gegeben wurden, welche uns die Kriegsgeschichte nicht überliefert hat. Auch die Moltkeschen Operationsbefehle, deren Knappheit wir anstaunen, wurden vielfach durch erläuternde Schreiben an die betreffenden Generalstabschefs, Oberquartiermeister usw. ergänzt.

Aus dem Inhalt des Gefechtsbefehls geht hervor, daß General v. Tümpling die unvorzügliche Fortführung des Angriffs einem geplanten Verfahren mit Fortsetzung oder Beendigung des Aufmarsches vor Eintritt in die Gefechtshandlung vorzog. Er hatte den Erfolg für sich, obschon die 3. Infanteriedivision erst 1½ Stunden später bei Lochow eingriff, die 4. und 7. Infanteriedivision erst nachts nach gewonnener Entscheidung und nur mit ihren vordersten Abteilungen auf dem Gefechtsfelde eintrafen, die 1. Kavalleriedivision überhaupt nicht, und obschon 1½ Armeekorps und eine Kavalleriedivision bei Gitschin gegenüberstanden. Aber man darf nicht übersehen, daß der Gegner infolge mangelhafter Aufklärung anfangs nur mit Teilen gefechts-

*) Daß dieser Mangel an Einheitlichkeit mit seinen nachteiligen Folgen sich auch im neuen Feldzuge noch geltend machte, hat Woide in seinen „Ursachen der Siege und Niederlagen im Kriege 1870" treffend nachgewiesen.

Digitized by Google

bereit, mit der Masse selbst überrascht und zum Begegnungsverfahren gezwungen war und zudem infolge übermäßiger Ausdehnung*) an keiner Stelle eine entscheidende Überlegenheit geltend zu machen vermochte; daß von ihm die Geländevorteile auf dem rechten Flügel keineswegs ausgenützt waren,**) z. B. die Höhen nordwestlich Eisenstadtl unbesetzt geblieben waren; daß die geringere Wirkung der damaligen Waffen die Fortsetzung oder Beendigung des Aufmarsches und die planmäßige Vorbereitung des Angriffs gegen eine zum Teil oder vollentwickelte Verteidigungsfront nicht in dem Maße als Vorbedingung des Erfolges erforderte wie die weite, schnelle, vernichtende Wirkung der heutigen Waffen; und schließlich, daß der Gegner schon nach wenigen Stunden auf höheren Befehl das Gefecht abbrach, als er einen beträchtlichen Teil seiner Kräfte überhaupt noch nicht eingesetzt hatte (vergl. S. 156).

Daß General v. Tümpling sich mit seinem Gefechtsbefehl unmittelbar an einzelne Füsilierbataillone wandte, findet darin seine Erklärung, daß diese nach damaliger Gewohnheit verschiedenen Regimentern zur Bildung der Avantgarde entnommen waren und damit außer Verbindung mit ihnen gerieten.

Die Divisionskavallerie wurde nicht für die Gefechtsaufklärung verwendet, nachdem die Division schon beim Anmarsch zum Gefecht die Nähe des Feindes nur wenige Augenblicke, bevor sie ins Gefecht geraten war, erfahren hatte.***) Anzuerkennen ist das rasche und einheitliche Einsetzen der Artillerie, freilich auf einer für damalige Geschützwirkung zu großen Entfernung, so daß die zwölfpfündige Batterie sich vorerst nicht am Feuer beteiligen konnte.

Als unvorteilhaft sollte sich das Ausscheiden der beiden Grenadierbataillone Regiments Nr. 12 als allgemeine Reserve von den übrigen Teilen ihrer Brigade ergeben: nachdem sich bei letzteren das Bedürfnis nach Unterstützung herausstellte, empfanden sowohl der Brigadekommandeur wie das Regiment das Mißliche solchen Abtrennens, und jener zog die beiden Bataillone, über die er irrtümlicherweise glaubte verfügen zu können, nach dem rechten Flügel heran; diesem Rufe zur Unterstützung der Brigadekameraden folgten die Grenadiere gern — aber gänzlich gegen den Willen und die Absichten des Divisionskommandeurs. Es bedurfte dessen ganzer Energie und der großen Gefechtsdisziplin dieses Regiments, um es aus dem Gefecht wieder loszulösen.†)

---

*) Eisenstadtl—Sametz—Klein-Ginolitz—Unter-Lochow = 8 km.

**) Lettow, II. S. 354.

***) Moltkes Memoiren 1866, S. 124, wo die gleiche Erscheinung bei den meisten Gefechten jener Zeit auf preußischer Seite nachgewiesen wird.

†) Verdy, „Truppenführung": Infanteriedivision, I. S. 40: Lettow, II. S. 358 und 361.

Digitized by Google

Allgemeine Betrachtungen zur Operation der Ersten Armee vom 24. bis 29. Juni.

Eine österreichische Kritik*) hatte gegen die Moltkeschen Operationen im Kriege 1866 den Vorwurf erhoben: „Jeder, welcher den Verlauf des Feldzuges nur in den allgemeinsten Zügen kennt, wird zugeben, daß die Gefahr sehr nahe war, einzeln geschlagen zu werden, und daß die Preußen es nur einem ganz besonders glücklichen Umstand in der österreichischen Heeresleitung zu danken haben, daß die vermeintliche geniale strategische Konzeption nicht das entschiedenste Fiasko machte." Auch wurde ebendort behauptet: „Jeder Laie wird nun leicht ein unwiderlegbares Urteil fällen können, . . . ob die strategischen Kombinationen, welche ihre Armee in ein so nachteiliges Verhältnis gebracht, sich über das Niveau der Mittelmäßigkeit erheben."

Moltke widerlegte solches „Laienurteil" mit seiner vornehm ruhigen Art in den „Betrachtungen über Konzentrationen im Kriege 1866". Seine „Mittelmäßigkeit" gab er darin zu, schob jedoch den schließlichen Erfolg nicht auf „einen ganz besonders glücklichen Umstand in der österreichischen Heeresleitung", sondern auf die „verständig angeordnete und energisch durchgeführte Abhilfe einer ungünstigen, aber notwendig gebotenen ursprünglichen Situation" — das ist auf die beschleunigte, damit freilich weit getrennte erste Aufstellung der Armeen und ihr Zusammenwirken vorwärts gegen den Feind.

Er verschwieg dabei in seiner Rechtfertigungsschrift diskreterweise die Bedrohung, welche sein kühn gewagter, aber wohlerwogener Plan im eigenen Heerlager erfahren hatte: bei der Ersten Armee durch die „Kalamität" ungerechtfertigter Massierung gegen Münchengrätz, bei der Zweiten durch das überflüssige Abzweigen des VI. Armeekorps gegen Süden und das unnötige Zurückgehen des I. Armeekorps nach dem Tage von Trautenau bis hinter das Gebirge. Solche Fehler der Unterführung lagen außerhalb der Berechnung Moltkes, welche Gitschin als das vor der gegnerischen Masse zu erreichende Ziel beider Armeen hingestellt hatte; sie entsprangen veralteter Anschauung, die lieber mit Unterstützung von rückwärts als von seitwärts rechnete, umfangreiche Entsendungen gegen Flankenbedrohungen für nötig erachtete, sich mit Vorliebe in schmaler Operationsfront bewegte und übertriebenen Wert darauf legte, stets konzentriert zu sein.

Das Wesen der „Kalamität" solcher unzeitigen Massierung erläutert Moltke in seinen „Betrachtungen über Konzentrationen im Kriege von 1866": „Je enger der Raum, auf welchem die Armee zusammengedrängt ist, je weniger Straßen werden in demselben nach dem einen beabsichtigten Zielpunkte führen. Man hat nur die Wahl, entweder sich erst wieder aus-

*) Feldmarschallleutnant v. Nagy in Streffleurs „Österreichischer militärischer Zeitschrift", Februar 1867.

Digitized by Google

einander zu ziehen, um deren mehrere zu gewinnen oder auf wenigen in mehreren Tagesechelons zu marschieren. Ein Armeekorps mit seinem Fuhrwerk hat bekanntlich mehr als drei Meilen Marschtiefe,*) zwei können daher an demselben Tage dieselbe Straße nicht benutzen, es sei denn, daß man neben der Straße marschieren will, was auf Kosten der Kräfte der Truppen geschieht. Man verliert daher beim Vorgehen aus enger Konzentration entweder in der Frontausdehnung oder in der Marschtiefe den Vorteil eben jener Konzentration, den, im Fall man auf den Feind stößt, alle Kräfte am selben Tag versammeln zu können."

Und als Schlußergebnis jener Betrachtungen: „Jede enge Anhäufung großer Massen ist an sich eine Kalamität. Sie ist gerechtfertigt und geboten, wenn sie unmittelbar zur Schlacht führt. Es ist gefährlich, in Gegenwart des Feindes sich wieder aus derselben zu trennen, und unmöglich, auf die Dauer in ihr zu verharren.

Die schwere Aufgabe einer guten Heeresleitung ist, den getrennten Zustand der Massen, mit diesem aber die Möglichkeit der zeitgerechten Versammlung zu wahren.

Dafür lassen sich keine allgemeinen Regeln geben; die Aufgabe wird jedesmal eine andere sein."**)

Was 1866 die zeitweise kritische Lage herbeiführte, war der damalige Mangel an Verständnis eines Teils der Unterführer für diese Ausdehnungslehre Moltkes, nicht sein Plan oder seine Lehre an sich. Mit solchen Mißverständnissen und Fehlern muß der Feldherr freilich rechnen, gleichwie mit

*) Heute mit Sicherungsabständen, großen Bagagen, Munitionskolonnen und Trains gegen 60 km, ohne große Bagagen, Munitionskolonnen und Trains gegen 24 km.

**) Moltke hat diese Grundlage seiner Operationsweise vielfach beleuchtet. Bei der Wichtigkeit des Gegenstandes sei hier auch wiedergegeben, wie er zu den gleichen Schlußfolgerungen in seinem Aufsatz „Über Marschtiefen" (1865) gelangte: „Die Schwierigkeiten in der Bewegung wachsen mit der Größe der Truppenkörper. Mehr als ein Armeekorps kann auf einem Wege (d. h. auf ein und derselben Wegestrecke!) an einem Tage nicht fortgeschafft werden. Sie wachsen aber auch mit der Annäherung (an den Feind), welche die Zahl der zu benutzenden Straßen beschränkt. Daraus ergibt sich, daß bei Armeen die Getrenntheit der Korps der normale Zustand, daß ihre Versammlung ohne ganz bestimmten Zweck ein Fehler ist.

Die dauernde Konzentration wird, schon mit Rücksicht auf die Ernährung, eine Kalamität, oft eine Unmöglichkeit; sie drängt zur Entscheidung (Österreicher bei Königgrätz!) und darf daher nicht stattfinden, wenn der Augenblick zur Entscheidung nicht gekommen ist (Erste Armee bei Münchengrätz!)

Die versammelte Armee kann überhaupt nicht mehr marschieren, sie kann nur noch querfeldein bewegt werden. Um zu marschieren, muß sie erst wieder getrennt werden, was angesichts des Gegners eine Gefahr wird. — Wenn nun dennoch die Vereinigung aller Streitkräfte zur Schlacht unbedingt geboten ist, so liegt in der Anordnung getrennter Märsche, unter Berücksichtigung rechtzeitiger Versammlung, das Wesen der Strategie."

Digitized by Google

anderen nicht vorgesehenen Einwirkungen im Kriege. Moltke tat es auch und fand „Abhilfe", indem er die schließliche Vereinigung beider Armeen näher der Zweiten verlegte. Das Gefährliche und Schwierige seines Unternehmens hatte er keineswegs verkannt; aber — wie er sagt — „im Kriege ist schließlich alles gefährlich, und wer das Gefährliche nicht wagen will, sollte das Kriegführen lieber lassen", und „wer im Kriege völlig sicher gehen will, der wird schwerlich überhaupt das Ziel erreichen".*)

Ein gänzlich verfehltes Vorbeugungsmittel gegen ein solches Abirren und Fehlschlagen würde es sein, einen abgetrennten Heeresteil durch eng einschränkende Vorschriften ängstlich am Gängelband führen zu wollen. Das lehrt ein Vergleich des Endergebnisses bei der Iserarmee und der Ersten Armee. Jener glaubte Benedek durch einengende Anordnungen helfen zu müssen, wie „Münchengrätz und Turnau um jeden Preis festzuhalten", wogegen er sie über die allgemeine Absicht bis zum Schluß im unklaren ließ; daher mußte sie, trotz der vorausschauenden, genialen Führung des Kronprinzen Albert, Schiffbruch erleiden. Der Ersten Armee rief Moltke durch das Telegramm vom 29. lediglich den ursprünglichen Operationsgedanken vom 22. in Erinnerung: „durch rasches Vorgehen die Krisis abzukürzen", und half ihm damit zur Durchführung.

Daher sagt auch Schlichting („Moltke und Benedek", S. 16) im Hinblick auf jene Ereignisse mit Recht: „Unmöglich kann ein Feldherr die Art der Fehler voraussehen, welche seine Absichten durchkreuzen werden, und darum darf er nicht in den größten verfallen, einem jeden vorschreiben zu wollen, was er selbst nur nach Maßgabe der Entwicklung der Dinge anordnen könnte".

Innerhalb der Zweiten Armee wurde der Rückschlag des I. Armeekorps durch die Erfolge der Nachbargrößen ausgeglichen und das Heraustreten der Gesamtheit aus den Gebirgspässen sichergestellt; in gleicher Weise machte das verständnisvolle und dabei kühne Verhalten unter schwierigen Verhältnissen beim Oberkommando der Zweiten Armee die fehlerhafte Anschauung bei dem der Ersten wieder gut: „Wer Großes will, muß Großes wagen", schrieb Blumenthal an Moltke unterm 24. Juni bei Mitteilung der Befehle und Absichten für das Überschreiten der schlesisch-böhmischen Pässe in getrennten Kolonnen.

Die „Anordnung getrennter Märsche unter Berücksichtigung rechtzeitiger Versammlung" erfordert eine reife Einsicht der Unterführer in dieses Wesen Moltkescher Strategie, weitreichende Aufklärung durch eine wirklich „selbständige" Kavallerie, sichere, schnelle Übermittlung der Aufklärungsergebnisse und der auf diese gegründeten Anordnungen, einen Heeresmechanismus und

*) Aus Moltkes „Betrachtungen über Konzentrationen im Kriege 1866".

Digitized by Google

ein Straßennetz, welche die zuverlässige Ausführung der Anordnungen, die rechtzeitige Versammlung zur Entscheidung gewährleisten. Wo diese Vorbedingungen nicht vorhanden sind, rät General v. der Goltz in seiner „Kriegs- und Heerführung" von grundsätzlicher Bevorzugung getrennter Anmärsche und Umfassungen ab und empfiehlt eher sichergehende Vereinigung vor der Entscheidung.*) Wie Moltke, auch bei Vorhandensein jener Vorbedingungen für getrenntes Operieren, stets die Möglichkeit rechtzeitiger Versammlung berücksichtigte, hat er praktisch 1870/71 mit dem durch Lage und Gelände gebotenen engen Heeresaufmarsch gezeigt.**)

Gewiß findet Moltkesche Operationsweise in der heutigen Armee einen viel empfänglicheren Boden vor als in der damaligen. In besonderem Maße ist diese vertiefte Einsicht den Verdyschen Anregungen zu angewandter Betrachtung lehrreicher Lagen und Fälle aus der Kriegsgeschichte sowie Schlichtingscher erläuternder Lehre zu danken. Aber auch auf dem Gebiet der Bewaffnung, der Organisation, der Nachrichten- und Verkehrsmittel sind die Vorbedingungen für getrenntes Operieren bedeutend günstiger geworden; unter heutigen Verhältnissen würde ein Verfahren der Ersten Armee in Moltkeschem Sinne wesentlich erleichtert sein, wie es schon für die Iserarmee durch Übertragung auf die Jetztzeit nachzuweisen versucht wurde.

Daß die überreichlich verfügbare Kavallerie der Ersten Armee auch nach dem Überschreiten des Lausitzer Gebirges und der Iser beständig weit hinten belassen und von ihr so gar kein operativer Nutzen gezogen wurde, wie es uns heute unbegreiflich erscheinen möchte, lag zum großen Teil mit in mangelhafter Bewaffnung begründet. Diese machte sie ungeeignet für selbständige Tätigkeit weit vor der Front. Die sechs Eskadrons des Detachements Heinichen vermochten am 28. nachmittags nichts gegen das von 150 österreichischen Jägern besetzte Gitschin auszurichten; nach heutiger Bewaffnung und Ausbildung hätten sie 600 bis 700 Karabiner, gegebenenfalls auch noch eine Maschinengewehr-Abteilung in Wirksamkeit treten lassen können.

Die Sorge um Flankenbedrohung einer in heutiger Weise bewaffneten und ausgerüsteten Elb-Armeeabteilung konnte weit geringer sein; solche Heereskörper lassen sich in der Verteidigung selbst von beträchtlicher Überlegenheit nicht mehr einfach überrennen.

Auch nimmt mit der geringeren Zahl der selbständigen Unterabteilungen die Gefahr falscher Auffassung und mangelhafter Ausführung sicherlich ab. Schon aus diesem Grunde ist bei größeren Armeen die Einfügung des Korpsverbandes zwischen Armee- und Divisionsverband ein Vorteil, ab-

*) Einleitung zur „Kriegführung" und Abschnitt 12 der „Heerführung".

**) Man sieht, daß das populäre Schlagwort: „Getrennt marschieren, vereint schlagen!" Moltkes Anschauungs- und Handlungsweise höchst unvollständig wiedergibt.

Digitized by Google

gesehen davon, daß die Befehlstätigkeit erleichtert wird. Diese war bei der Ersten Armee infolge teilweiser Aufhebung des Korpsverbandes eine recht komplizierte.

Die Erste und Zweite Armee sowie die Elb-Armeeabteilung hatten telegraphische Verbindung mit dem großen Hauptquartier in Berlin,*) aber nicht unter sich. So erfuhr das Oberkommando der Ersten Armee erst in der Nacht zum 25., daß die Elb-Armeeabteilung nicht, wie früher gemeldet, einen Tagesmarsch hinter ihren ursprünglichen Marschzielen zurückbleiben würde, obgleich dieser abändernde Entschluß schon am 23. gefaßt und ausgeführt worden war; erst am 27. 8^{30} abends ging bei jenem die Meldung ein, daß diese bereits am 26. mittags Hühnerwasser nach leichtem Widerstande genommen hatte. Von den Gefechten des 27. und 28. und der schwierigen Lage bei der Zweiten Armee erhielt das Oberkommando der Ersten Armee erst am 29. Kenntnis. Die Technik der Neuzeit würde die für das getrennte Operieren der Heeresteile so überaus wichtige Nachrichtenverbindung untereinander viel schneller und sicherer bewirken. Die Feld-Telegraphenanstalten weisen ganz andere, ausgedehntere Leistungen auf als damals. Optische oder funkentelegraphische Stationen auf den Bergen östlich Niemes und nördlich Liebenau würden vom 26. ab eine vor Zerstörung sichere Verbindung zwischen Elb- und Erster Armee bewirkt haben; dazu Nachrichtenoffiziere zu Pferde, auf Fahrrädern oder in Selbstfahrern.

Oberst v. Stiehle hätte unter heutigen Verhältnissen in seinem Bericht an den König vom 29., nach Schilderung des Hungers und der Mattigkeit der Truppen und der Ratlosigkeit der Intendantur, zur Abhilfe dagegen nicht die Bitte auszusprechen brauchen: „Vielleicht könnten im Vaterlande Frachtwagen mit Brot und Hafer beladen nebst Bespannung auf die Eisenbahn gesetzt und so Train hinter Train bis Liebenau bezw. weiterbefördert werden ...“ — die heute vermehrten, besser ausgerüsteten und ausgebildeten Eisenbahntruppen würden die Unterbrechung der Bahnstrecke Reichenberg—Münchengrätz schneller beseitigt oder zur Ergänzung Feldbahnen hergestellt haben; oder Selbstfahrerzüge würden vom Eisenbahnendpunkt aus in dem Etappengebiet die Verpflegung und sonstigen Heeresbedürfnisse den Munitionskolonnen und Trains beschleunigt zugeführt haben, und auch letztere würden durch verbesserte Organisation und Ausrüstung schnellere Abhilfe schaffen.

---

*) Diese stockte übrigens wiederholt, so daß z. B. am 29. Juni die 9^{45} vormittags aus Münchengrätz abgegangene Depesche, welche die Befolgung des Mahnrufs zum Vorgehen der Ersten Armee auf Gitschin meldete, erst 7^{16} abends in Berlin anlangte. Diese Verspätung veranlaßte eine Rückfrage von einer gewissen Erregung, von der die oberste Heeresleitung sonst gänzlich frei war. Auch die 6^{2} abends auf diese Rückfrage aufgegebene Drahtantwort kam erst am anderen Morgen 7^{2} in Berlin an (Lettow, II. S. 349).

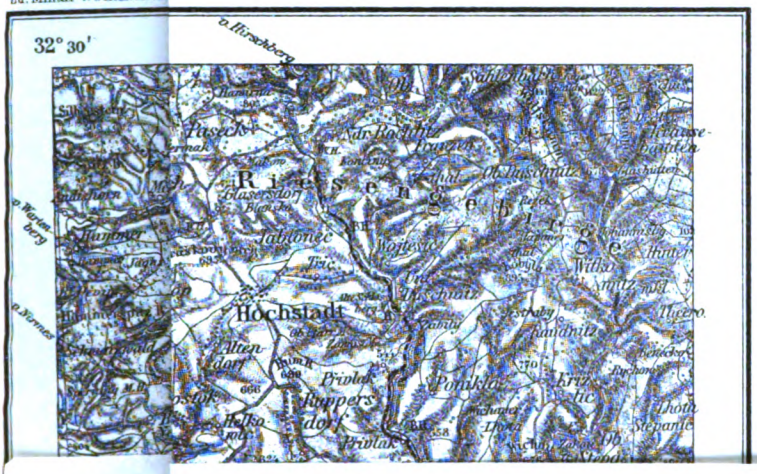
Digitized by Google

Die Verbesserung und Erweiterung der Führungsmittel kommt freilich auch dem Gegner für eine „Anordnung getrennter Märsche unter Berücksichtigung rechtzeitiger Versammlung“ zugute — eine Mahnung, jedes Mittel zur Vervollkommnung in ihrer Handhabung auszunutzen. Angewandte Übungen auf der Karte, zumal unter Zugrundelegung lehrreicher kriegsgeschichtlicher Lagen, dürften ein ganz besonders geeignetes und jedem zugängliches Förderungsmittel sein. Die Bedeutung der Zahl und besonders der Tüchtigkeit der Truppen ist gegen früher gewiß gesteigert. Doch politische Kombination ist bemüht, die Gesamtheit der Streiterzahl auszugleichen, und auch der Wert der Truppe erlangt, wenigstens in bezug auf Bewaffnung, Ausrüstung, Organisation, selbst Ausbildung, innerhalb der großen Militärmächte mehr und mehr die gleiche Höhe. Desto ausschlaggebender wird daher das Gewicht sein, welches die Führung, die Meisterschaft in der Benutzung des allgemein verfeinerten und komplizierter gewordenen Kriegsinstruments in die Wagschale wirft.

Gedruckt in der Königlichen Hofbuchdruckerei von E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW12, Kochstraße 68—71.

Digitized by Google

Zu: Militär-Wochenblatt



Digitized by Google

Digitized by Google

Die modernen technischen Mittel des militärischen Nachrichtenwesens

insbesondere

für die Befehlsübermittelung.

Vortrag, gehalten in der Militärischen Gesellschaft zu Berlin am 17. Februar 1904

von

Groß,
Hauptmann und Lehrer im Luftschifferbataillon.

Nachdruck verboten.
Übersetzungsrecht vorbehalten.

Einteilung.

Die modernen Verkehrs- und Nachrichtenmittel, welche das verflossene Jahrhundert in seiner zweiten Hälfte schuf und auch bis zu einer gewissen Vollkommenheit weiter entwickelte, haben nicht nur die Länder und Völker der Erde in engere Berührung miteinander gebracht und einen enormen Aufschwung des Handels, der Industrie und der Kultur herbeigeführt, sie haben auch einen so wesentlichen Einfluß auf die Art der Kriegführung ausgeübt, daß kein Feldherr und Führer der Gegenwart sie mehr entbehren oder vernachlässigen kann. Sie sind Faktoren geworden, mit denen die moderne Strategie und Taktik unbedingt rechnen muß.

Wenn Moltke das Wesen der Strategie in der Anordnung getrennter Märsche unter Berücksichtigung rechtzeitiger Versammlung sah, so konnte er diesen heute allgemein anerkannten Grundsatz moderner Kriegsführung nur auf Grund der Möglichkeit aufbauen, getrennt marschierende Heeresteile von einem zentral liegenden Punkte aus einheitlich zu dirigieren und in der leitenden Hand zu behalten. Diese Möglichkeit schuf, in Verbindung mit dem Ausbau des Eisenbahnnetzes aller Länder, in erster Linie die elektrische Telegraphie. Sie machte die militärische Führung auf allen Punkten einer Operationsarmee gleichzeitig gegenwärtig.

Die Einteilung der gesamten Streitmacht eines Landes in mehrere Armeen auf einem Kriegstheater ist heute eine zwingende Notwendigkeit geworden. Der Platz des Oberbefehlshabers bei einem dieser Heere ist keineswegs mehr der günstigste, zumal solange diese noch in räumlicher Trennung verharren und doch einheitlich handeln müssen. Der erweiterte

Digitized by Google

Abstand von der Handlung wird ein Erfordernis für die Übersicht. Der Telegraph, sowie die weiteren technischen Nachrichtenmittel, gleichen die Differenzen zwischen eingehenden Nachrichten und auf sie begründeten Anordnungen aus.

So sehen wir, wie die Erfindung und Einführung eines mit einer bisher unbekannten Schnelligkeit arbeitenden Nachrichtenmittels, verbunden mit dem Anwachsen der Heere und der Möglichkeit, diese auch schnell zu befördern, einen vollständigen Umschwung zugunsten der freier entwickelten, operativen Teilungen der Armeen zuwege gebracht hat; andererseits aber auch, welche hervorragende und wichtige Rolle das Nachrichtenwesen infolge hiervon in der modernen Kriegführung zu spielen berufen ist.

Die elektrische Telegraphie, welche zunächst diesen Umschwung anbahnte, ist indessen allein nicht mehr imstande, das gesteigerte Bedürfnis schnellster und sicherer Nachrichtenübermittelung zu bewältigen, auch haften ihr in ihrer militärischen Verwendung einige schwerwiegende Mängel an, so daß es wünschenswert, ja erforderlich wurde, noch andere durch den Fortschritt der Technik sich darbietende Organe der Nachrichtenmittel in den Dienst des Heeres zu stellen. Sie sind nicht etwa dazu berufen, jene zu verdrängen, sondern vielmehr sie zu ergänzen und ihr behilflich zu sein, die Riesenarbeit des Nachrichtenwesens eines modernen Kriegsschauplatzes zu bewältigen und namentlich bis in die vordersten Zonen zu verzweigen.

So besitzen wir denn gegenwärtig eine ganze Reihe von Nachrichtenmitteln, die nur in ihrer Gesamtheit und in sachgemäßem Zusammenwirken bei zweckmäßiger Verwendung die Zuverlässigkeit des Nachrichtenwesens gewährleisten können. Jedes einzelne von ihnen kann zeit- und stellenweise unter dem störenden Einfluß des Gegners, des Klimas, des Geländes, der Witterung oder sonstiger Umstände versagen, auch ist das Bedürfnis der Verwendung je nach der Lage, dem Verwendungsgebiet, den Entfernungen und der verfügbaren Zeit ein außerordentlich verschiedenartiges.

Vielseitige Aufgaben sind es, die das militärische Nachrichtenwesen zu lösen hat. Schon im Frieden erfordert die stetige Kriegsbereitschaft einen wohl organisierten Nachrichtendienst, um über alle wichtigen militärischen und politischen Maßnahmen und Verhältnisse fremder Staaten dauernd orientiert zu sein. Da dieses jedoch weniger in den Rahmen des eigentlich militärischen, als vielmehr in den des politischen Nachrichtenwesens fällt, so kann es hier mit dem Hinweis übergangen werden, daß diese umfangreiche Aufgabe auch nur mit voller Ausnutzung moderner, technischer Nachrichtenübermittelung geleistet werden kann.

Das eigentliche militärische Nachrichtenwesen erlangt erst mit dem Beginn der kriegerischen Operationen auf den Kriegsschauplätzen seine volle Bedeutung. Hier tritt es zunächst in den Dienst der Aufklärung und Erkundung, um deren Ergebnisse so schnell als möglich dem obersten Führer

Digitized by Google

zu übermitteln, der nur auf Grund genauester Kenntnis der eigenen Lage und der Verhältnisse beim Gegner seine Entschließungen fassen und seine weit voneinander getrennten Kräfte einheitlich dirigieren kann, der ferner während des Fortschreitens der Ereignisse von allen Änderungen der Gesamtlage und deren Einzelheiten dauernd unterrichtet bleiben muß, um rechtzeitig klar überblicken zu können, was fördernd oder störend seine Entschließungen und deren Ausführung beeinflussen könnte.

Eine schwierigere, weil weit verzweigtere Aufgabe des Nachrichtenwesens besteht darin, die Entschließungen des Führers in Form von Direktiven und Befehlen an alle Dienststellen sicher und so rechtzeitig zu übermitteln, daß sie nicht von den Ereignissen überholt werden.

Schließlich bedürfen auch die Unterführer unter sich und nach den ihnen unterstellten Kommandostellen einer direkten Nachrichtenübermittelung, um im Rahmen der gemeinsamen Führung und Arbeit sicher und richtig handeln zu können.

Um allen diesen vielseitigen Aufgaben gewachsen zu sein, die mit dem Anwachsen der Heere und der räumlichen Trennung der einzelnen Heeresteile immer schwieriger wurden, genügten die altbewährten Mittel der Fußgänger und Reiter schon längst nicht mehr. Es mußten neue und zwar technische Hilfsmittel hinzutreten, die allein imstande sind, Raum und Zeit genügend schnell zu überbrücken.

Der Gedanke lag nahe, die tierische Kraft durch mechanische Arbeit zu ersetzen, und diese durch Menschen- oder Maschinenkraft zu leisten. Hierzu bot sich zunächst durch die Erfindung und Vervollkommnung des Fahrrades und später des Selbstfahrers eine willkommene Gelegenheit.

Das Fahrrad.

Das Fahrrad hat sich in den letzten Jahrzehnten aus einem Sportfahrzeuge zu einem wohl gegenwärtig die Erde umspannenden menschlichen Transportmittel entwickelt. In seiner gegenwärtigen, fast einheitlichen Gestalt als Sicherheits- oder Niederrad mit zwei verhältnismäßig kleinen, in Kugellagern laufenden Rädern mit Pneumatikreifen, mit Kurbeltretmechanismus und Ketten- oder Zahnradübertragung, hat das nur etwa 12 bis 15 kg wiegende Fahrrad gegenwärtig eine so große technische Vollkommenheit bereits erreicht, daß es kaum noch verbesserungsfähig sein dürfte. Der Ersatz der Menschenkraft durch einen leichten Motor, der neuerdings immer mehr Verwendung findet, versetzt das Fahrrad in die Klasse der Selbstfahrer und wird besonders behandelt werden.

Das Fahrrad stellt eine verhältnismäßig einfache Maschine dar, deren Behandlung und Wartung zwar eine sorgfältige und sachgemäße sein muß, wie die Fahrradvorschrift besonders betont, die aber andererseits doch leicht zu erlernen ist, wenn man es nicht vorzieht, solche Leute als militärische

Digitized by Google

Radfahrer weiter auszubilden, die schon vor ihrem Diensteintritt sich dieses Transportmittels bedient haben. Bei der enormen Verbreitung dieses Fahrzeuges, namentlich unter der arbeitenden Bevölkerung, ist an solchen Leuten kein Mangel.

Der Verwendungsbereich des Radfahrers im Nachrichten- und Meldedienst ist im allgemeinen der gleiche wie der des Fußgängers, des Meldereiters und des berittenen Offiziers, nur in etwas erweitertem Sinne, da er unter günstigen Umständen, namentlich auf großen Entfernungen, dem Reiter an Geschwindigkeit und Ausdauer überlegen ist. Da aber der Radfahrer an Straßen und nicht allzuschlechte Wege gebunden ist, da ferner seine Leistungsfähigkeit durch die jeweilige Beschaffenheit dieser Wege und durch die Witterung mehr als die des Reiters beeinträchtigt, ja sogar öfter gänzlich fraglich gemacht wird, so kann der Radfahrer den Meldereiter nie völlig ersetzen, wohl aber sind Radfahrer dazu befähigt, ganz erheblich die Kavallerie im Melde- und Nachrichten-, ja auch im Aufklärungsdienste zu entlasten und zu unterstützen.

Die mittlere Geschwindigkeit des Zweirades beträgt pro Kilometer drei bis fünf Minuten. Eine Tagesleistung von 100 bis 150 km strengt einen gut ausgebildeten, kräftigen Radfahrer nicht sonderlich an, und kann unter günstigen Verhältnissen auch noch gesteigert werden. Unsere Fahrradvorschrift bezeichnet eine Leistung von 30 bis 40 km in zwei Stunden, bei günstigem Wetter und guter Straße, als eine zufriedenstellende, betont aber, daß sie sich unter günstigen Umständen noch erheblich steigern lasse.

Es kann nicht bestritten werden, daß der Radfahrer namentlich auf größeren Entfernungen, wo bessere Straßen meistens zur Verfügung stehen werden, dem Reiter an Leistungsfähigkeit überlegen ist; daß auch die Dunkelheit der Nacht seine Schnelligkeit nicht wesentlich beeinträchtigt, und daß die lautlose Annäherung bei feindlicher Bevölkerung ein nicht zu unterschätzender Vorzug des Radfahrers ist.

Die Felddienstordnung gibt für die Verwendung des Radfahrers ausreichenden Anhalt. Nach dieser soll er zum Überbringen von Meldungen und Befehlen in erster Linie dienen und soll hierzu statt der Meldereiter oder auch neben diesen den Stäben zugeteilt werden. Ferner soll er als Ersatz des Fußgängers, zur Verbindung der einzelnen Glieder der Marschsicherung und an Stelle der Meldereiter im Vorpostendienste Verwendung finden. Als Aufklärungsmittel allein marschierender Infanterie soll er eventuell fehlende Kavallerie ersetzen und diese Waffe namentlich im Relaisdienste entlasten. Bei Radfahrerrelais kann der Abstand der einzelnen Posten bis auf 50 km, gegen 20 km bei der Kavallerie, erweitert werden. Von einer Verwendung geschlossener Radfahrerabteilungen als fechtende Truppe oder als Ersatz der Aufklärungstätigkeit der Kavallerie erwähnt dagegen die Felddienstordnung nichts. Nur die Verteidigungsanleitung empfiehlt Radfahrer-

Digitized by Google

abteilungen zusammenzustellen und diese in den ersten Stadien der Einschließung einer Festung als Ersatz der Kavallerie zu Aufklärungszwecken und zur Besetzung wichtiger Punkte im Vorterrain der Festung zu verwenden. Einzelne begeisterte Anhänger des Fahrrades im In- und Auslande, namentlich in Frankreich, möchten gerade diesen Dienstzweig den Radfahrern zuweisen, um hierdurch die Notwendigkeit einer besonderen Spezialtruppe zu begründen.

Um eine solche Radfahrertruppe von den Straßen unabhängig zu machen, ist in Frankreich ein besonderes Rad konstruiert worden, welches zusammenklappbar ist und vom Manne auf dem Rücken getragen werden kann. Der praktische Wert einer solchen Einrichtung, der von vielen maßgebenden Stellen angezweifelt wird, bleibe dahingestellt, er gehört auch nicht in den Rahmen dieses Vortrages. Eine angenehme Last kann ein solches Rad, auch wenn es nur 12 kg wiegt, nicht sein.

Die vielseitige und erfolgreiche Verwendungsmöglichkeit des Fahrrades im Heeresdienste hat gegenwärtig in allen Armeen bereits zur Feststellung eines Armeefahrrades, einer Fahrradvorschrift und einer besonderen Bekleidung und Ausrüstung des Militärradfahrers geführt. In der deutschen Armee besitzt das Generalkommando 8, jede Infanteriedivision 115 Radfahrer. Auch in den fremden Staaten ist die Ausstattung der Truppen mit Fahrrädern eine reichliche, einzelne Armeen besitzen sogar besondere Radfahrerkompagnien als Spezialtruppe. Bei allen größeren Feldmanövern finden die Radfahrer gegenwärtig eine ausgedehnte Verwendung, wobei deren Wert und Brauchbarkeit sich immer mehr Anerkennung verdient.

Die Personenselbstfahrer.

Durch die rapide Entwicklung und die großen Fortschritte, welche die Motorwagentechnik in den letzten Jahren erst gemacht hat, erwuchs der Heeresleitung ein neues, willkommenes Nachrichtenmittel, welches infolge seiner großen Schnelligkeit für den Erkundungs- und Meldedienst, sowie namentlich für die dauernde Aufrechterhaltung der geistigen Verbindung zwischen Heeres- und Truppenführung für die Befehlsübermittelung und Rückmeldung von großer Bedeutung gegenwärtig schon ist und hierfür bei noch weiterer Entwickelung sich bald unentbehrlich machen dürfte.

Das Verwendungsgebiet des Personenselbstfahrers liegt in erster Linie im Rahmen der höheren Truppenführung. Er ermöglicht durch seine große Schnelligkeit und die bequeme Art der Beförderung einen direkten Verkehrs- und Meinungsaustausch zwischen den höheren Stäben unter sich und mit deren Oberbefehlshabern, was in vielen Fällen von höchster Bedeutung ist; er ist also dazu berufen, das Pferd als Transportmittel überall da zu ersetzen, wo dessen Schnelligkeit oder Leistungsfähigkeit nicht mehr ausreichen. In der Gestalt des Motorzweirades wird der Selbstfahrer aber auch

Digitized by Google

der niederen Truppenführung ausgezeichnete Dienste zu leisten vermögen und den Radfahrer überall da mit Vorteil ersetzen, wo größere Schnelligkeit erwünscht erscheint.

Erst in allerneuester Zeit hat sich der Personenselbstfahrer, nachdem er jahrelang infolge seiner Betriebsunsicherheit sich nicht recht einzubürgern vermochte, dank dem ungemein regen Interesse, das sportliche Kreise seiner Weiterentwicklung entgegenbrachten, zu einem wirklich brauchbaren Fahrzeug entwickelt. Man mag nun, je von seinem Standpunkte, an den stattgehabten großen sportlichen Veranstaltungen manches auszusetzen haben, eins steht trotzdem fest, daß diese großen internationalen Rennen ganz außerordentlich viel zu der schnellen Lösung technischer Einzelfragen beigetragen haben. Es konnten hierbei in wenigen Tagen Beobachtungen, Feststellungen, Prüfungen und Anregungen gewonnen werden, für welche im gewöhnlichen Laufe der Dinge Jahre erforderlich gewesen wären. Eine weitere Förderung erfuhr das Motorwagenwesen durch das Interesse, welches die Heeresverwaltung dieser neuen Sache entgegenbrachte. Nur dieser war es möglich, fortdauernd so ausgedehnte Prüfungen vorzunehmen, wie es die Sache erforderte, um auf rationellem, wissenschaftlichem und praktischem Wege zur Vervollkommnung zu gelangen. Private hätten in so kurzer Zeit weder Mittel, noch Zeit, noch Menschenkräfte genügend hierfür zur Verfügung stellen können.

Die Erfahrungen der Versuchsabteilung der Verkehrstruppen, der die Entwicklung dieses Dienstzweiges anvertraut wurde, haben bereits dazu geführt, aus der Fülle unzähliger Systeme und Typen, welche die Industrie auf den Markt warf, ganz bestimmte Formen und Anordnungen zu entwickeln, welche immer mehr zu einer Einheitlichkeit und zu Normalien für den Motorwagenbau führten. So sind denn bereits jetzt die Anforderungen, die man an einen militärisch brauchbaren Personenselbstfahrer stellen muß, festgelegt und die zu erbauenden Typen bestimmt. Hiermit sind der Industrie die Wege gewiesen, die sie auf diesem Gebiete einzuschlagen hat. Gerade dieser Erfolg ist von nicht zu unterschätzender Bedeutung, da die Interessen der Armee sich hier völlig mit denjenigen des öffentlichen und privaten Verkehrs decken. Solche Fahrzeuge und Typen, welche für das Heer als geeignet bezeichnet werden, bieten auch dem Publikum jede Gewähr für Leistungsfähigkeit und Zuverlässigkeit, und werden in erster Linie von diesem bevorzugt. Hierdurch entsteht dem Lande ein Selbstfahrerpark, der im Mobilmachungsfalle der Heeresverwaltung zur Verfügung steht, und treffliche Dienste zu leisten vermag.

Der wenig leistungsfähige und betriebsunsichere, sogenannte Voiturettetypus, der infolge seiner Wohlfeilheit bisher von Privaten bevorzugt wurde, ist erfreulicherweise gegenwärtig bereits durch den viel leistungsfähigeren, vier- und sechssitzigen Wagen in „Tonneauform" stark zurückgedrängt worden. Dieser letztere Typ, mit vorn vor dem Führersitz eingebautem kräftigem,

Digitized by Google

möglichst vierzylindrigem Motor von $2^1/_2$ bis 3 Pferdestärken pro Person, eignet sich vorzugsweise für die Bedürfnisse des Nachrichtenwesens im Kriege.

Als Betriebsstoff wird im allgemeinen noch Benzin oder karburierter Spiritus verwendet. Motoren für reinen Spiritusbetrieb, der zur Hebung der für die Landwirtschaft so wichtigen Spiritusindustrie von der Regierung unterstützt wird, sind auf Allerhöchsten Befehl eingehend geprüft worden, konnten indessen bisher nicht siegreich aus dem Wettstreit hervorgehen. Es haftet ihnen der Mangel an, daß sie einer größeren Menge des immer noch kostbareren Betriebsstoffes benötigten, als die Benzinmotoren und daß sie, zum ersten Angehen des Motors, des Benzins doch nicht gänzlich entbehren können.

Der elektrisch angetriebene Selbstfahrer hat gegenwärtig noch einen zu geringen Aktionsradius. Seine Abhängigkeit von besonderen Ladestellen macht ihn nur in den Fällen gebrauchsfähig, wo solche Stellen vorhanden sind, also auf ganz bestimmten Strecken. Hier aber dürfte ihm auch wegen seiner vielen großen Vorzüge die Zukunft gehören.

Ob die in Frankreich und namentlich in Amerika verbreiteten Dampf-Personenselbstfahrer, System Serpolett und Stanley, welche bei Schnell- und Dauerfahrten sehr gute Leistungen zu verzeichnen hatten, auch in Deutschland weitere Verbreitung finden werden, steht noch dahin. Diese Maschinen haben den großen Vorzug eines sehr ruhigen Ganges, einer sehr leichten Steigerung und Verlangsamung der Geschwindigkeit, dahingegen besitzen sie nicht die Fahrbereitschaft der Explosionsmotoren, weil das Anheizen des Dampfkessels, welches übrigens auch mit flüssigem Brennstoff erfolgt, immer etwas Zeit erfordert; auch ist der Aktionsradius geringer, er beträgt etwa nur 100 km, gegen das drei- und vierfache des Benzinmotors. Da ferner der zarte Röhrenkessel, namentlich im Winter bei Frost, leicht defekt wird, so ist dieser Typ vorläufig für militärische Zwecke noch nicht genügend betriebssicher.

Einen großen Fortschritt in der Leistungsfähigkeit aller Explosionsmotoren bedeutet die erst seit etwa einem Jahre zur Ausführung gebrachte Verbesserung der Motoren in bezug auf die Regelung der Geschwindigkeit und Krafterzeugung. Während bisher alle Motoren nur eine ganz bestimmte Kraft entwickeln konnten, und alle Geschwindigkeitsänderungen während der Fahrt durch Ein- und Ausschalten verschiedener Übertragungszahnräder und durch Bremsen ausgeführt werden mußten, ist es jetzt gelungen, durch Drosselung des Explosionsgemisches von Gas und Luft, und durch die Möglichkeit der Verlegung des Zündmomentes je nach Bedarf eine direkte Einwirkung auf den Gang der Maschine auszuüben, ähnlich wie dies bei der Dampfmaschine durch den Dampfregulator geschieht.

Die fabelhaften Geschwindigkeiten, welche gegenwärtig mit Rennselbstfahrern erreicht werden können, haben militärisch keinen Wert, da man

Digitized by Google

sie im Kriege doch nicht ausnutzen könnte. Mit den besten Fahrzeugen der Militärverwaltung, welche eine Höchstgeschwindigkeit von 60 km entwickeln können, sind nicht mehr als 35 km Durchschnittsgeschwindigkeit bei weiten Fahrten erreicht worden und zwar auf guten Wegen. Bedenkt man aber, daß bei der Überbringung von Meldungen im Kriege innerhalb des Rayons der Truppen die Wege nicht immer frei sein werden, ferner daß der Hauptverkehr für Nachrichten, Meldungen usw. sich meist in der Nacht abspielen wird, und man nicht immer auf gute und feste Wege rechnen kann, so wird man mit einer Durchschnittsgeschwindigkeit von 20 bis 25 km zufrieden sein müssen. In einzelnen Fällen kann natürlich die Geschwindigkeit zeitweise verdoppelt werden.

Der empfindlichste und schwächste Teil dieser Fahrzeuge ist keineswegs mehr, wie früher, der Motor, vielmehr das Fahrzeug selbst und namentlich die Bereifung seiner Räder. Auf diesem Gebiete bedarf es noch der Erzielung einer größeren Einheitlichkeit, damit ein Auswechseln von schadhaft gewordenen Reifen mehr vereinfacht wird, als dies gegenwärtig der Fall ist, wo jedes Fahrzeug fast noch eine ganz besondere Gummibereifung aufweist.

Die modernen, kräftig gebauten Selbstfahrer sind keineswegs nur an ausgezeichnete Kunststraßen gebunden, wenn sie natürlich diese auch stets vorziehen werden, sie können auch weiche und schlechte Wege, allerdings mit verminderter Geschwindigkeit, überwinden, ja auch streckenweise über freies Feld, wenn es nicht gar zu weich ist, fahren. Daß diese Fahrzeuge jede auf Straßen vorkommende Steigung zu überwinden vermögen, beweisen am besten zahlreiche Fahrten von Selbstfahrern über die Alpenpässe.

Das Motor-Drei- und Vierrad, welches vor wenigen Jahren noch vielfach im Gebrauch war, kann heute nicht mehr ernstlich in Frage kommen, an seine Stelle ist das Motorzweirad getreten, welches sich gegenwärtig einer zunehmenden Verbreitung mit Recht erfreut, nachdem es gelungen ist, sein Gewicht beträchtlich — auf 40 bis 60 kg — zu verringern und das ganze Fahrzeug wesentlich zu vervollkommnen.

Seine Verwendbarkeit ist im allgemeinen die des gewöhnlichen Fahrrades, unter außerordentlicher Steigerung der Leistungen des letzteren. Die Tagesleistung eines geübten Motor-Zweiradfahrers beträgt bei günstigen Verhältnissen 400 km, gegenüber etwa 100 bis 150 km des gewöhnlichen Rades, wobei die Kräfte des Fahrers außerdem außerordentlich geschont werden. Ein weiterer Vorzug des Motorrades ist der, daß es auch in gebirgigem Terrain verwendbar bleibt, indem alle vorkommenden Straßensteigungen mit ihm genommen werden können und das Befahren gleich starker Gefälle keine Schwierigkeiten bietet. Ein schmaler Streifen der Straße, der nicht allzu zerfahren und zu schlammig ist, erlaubt dem Motorzweirad auch ein Fortkommen auf Straßen und Wegen, die dem großen Personenselbstfahrer Schwierigkeiten bieten.

Digitized by Google

Die Betriebssicherheit moderner, den Angaben der Heeresverwaltung entsprechender Selbstfahrer ist nur dann eine gute, wenn dem Fahrzeug die nötige Pflege und Wartung von sachverständiger Hand zuteil wird. Nur auf kurze Zeit im Notfalle, wenn es nicht anders geht, darf sich diese Pflege nur mit einer oberflächlichen Reinigung begnügen. Bei angestrengtem Betriebe muß dem Wagenführer wenigstens an jedem vierten Tage eine mehrstündige Betriebspause zur gründlichen Reinigung und Instandsetzung seines Fahrzeuges belassen werden. Der Selbstfahrer ist eben eine Maschine und zwar eine recht komplizierte, und muß dementsprechend behandelt werden, wenn er lange Zeit betriebsfähig und betriebssicher erhalten werden soll.

Die Heeresverwaltung ist nicht in der Lage, durch fortlaufende größere Beschaffungen sich selbst einen den Bedürfnissen entsprechenden Selbstfahrerpark zu sichern. Ganz abgesehen von der Geldfrage würde dies nicht einmal zweckmäßig sein, da die Fortschritte der Technik auf diesem Gebiete immer noch so bedeutende sind, daß in ganz kurzer Zeit die jeweilige Konstruktion durch Neues und Besseres überholt wird. Dahingegen wird die Heeresverwaltung die immer wieder neu auftauchenden Verbesserungen und Typen auch praktisch weiter erproben müssen und schon hierdurch zu Beschaffungen in geringen Grenzen gezwungen sein.

Wie die übrigen größeren Staaten, so rechnet auch Deutschland im Mobilmachungsfalle mit dem Erwerb der im Lande im Besitze Privater befindlichen Selbstfahrer.

Zur Nachrichtenübermittelung können ferner alle Arten von sich darbietenden Transport- und Verkehrsmitteln dienen, sobald sie den Überbringer der Nachricht sicher und schnell an den befohlenen oder gewünschten Ort zu befördern vermögen; bespannte Wagen, die Eisenbahn, Wasserfahrzeuge, ja sogar im Notfalle, wenn alle übrigen Wege vom Feinde gesperrt sind, der Luftballon, trotz seiner immer noch vorhandenen Abhängigkeit vom Winde.

Der Luftballon.

Der Luftballon ist eigentlich weder ein Organ der Nachrichtenübermittelung noch auch ein Verkehrsmittel, solange es noch nicht gelungen ist, ihn in Form des lenkbaren Luftschiffes von der jeweiligen Luftströmung unabhängig zu machen, d. h. ihm einen gewollten, bestimmten Kurs zu erteilen. Er gehört vorläufig in der Gestalt des gefesselten Ballons zu den kriegstechnischen Hilfsmitteln der Erkundung und Aufklärung und ist berufen, die Kavallerie in diesem wichtigen Dienste wesentlich zu unterstützen.

Nur in einem ganz bestimmten Falle wird der freifliegende, vom Winde getriebene Ballon auch ein wertvolles, vielleicht einzig mögliches Nachrichtenmittel darbieten können, nämlich um den Verkehr zwischen einer belagerten Festung mit der Außenwelt auf dem Luftwege aufrecht zu erhalten, wenn Land- oder Wasserweg sowie die sonstigen Verkehrsmittel vom Belagerer

Digitized by Google

gesperrt oder zerstört sind. Die Belagerung von Paris im Kriege 1870/71 bietet hierfür ein klassisches Beispiel.

Nur mit Hilfe des Luftballons gelang es schließlich der belagerten Hauptstadt, in dauernder Verbindung mit dem Lande und dem Sitze der Regierung zu bleiben, wobei Brieftauben, welche im Ballon aus der Festung mitgeführt wurden, den Nachrichtenverkehr nach dieser vermittelten. In der Zeit vom 23. September 1870 bis zum 28. Januar 1871, also innerhalb von vier Monaten, verließen 65 bemannte Ballons die eingeschlossene Festung, von denen nur fünf in deutsche Hände fielen und zwei im Meere verloren gingen. Sie beförderten: 155 Personen (darunter Gambetta), 363 Brieftauben, 3 Millionen Briefe und etwa 3600 kg andere Postsachen. Von den 363 Brieftauben kamen zwar im ganzen nur 57 nach Paris zurück, indessen führten diese doch über 100 000 Depeschen in die Festung.

Wenn es gelingt, ein Luftschiff zu konstruieren, welches mit Hilfe von Maschinenkraft eine genügende Eigenbewegung zu erzielen vermag, wird ein neues Kriegsgerät dadurch geschaffen sein, welches auch für die Nachrichtenübermittelung sowie für die Aufklärung und Erkundung im größten Maßstabe höchst wichtige Dienste leisten kann. Bei dem großen Interesse und der regen Tätigkeit, welche gerade gegenwärtig der Lösung dieses hochinteressanten Problems allenthalben entgegengebracht wird, sei es mir vergönnt, mit wenigen Worten den gegenwärtigen Stand der Arbeiten auf diesem Gebiete sowie dessen Konstruktionsbedingungen zu streifen.

Das Problem zerfällt in zwei Teile, den ärostatischen und mechanischen. Die ärostatische Seite, d. h. die Führung des Luftschiffes in der Vertikalen, kann im allgemeinen als gelöst betrachtet werden durch die Vervollkommnung des Freiballons und die Erfahrungen, welche bei den zahlreichen Fahrten mit diesem gesammelt worden sind, immerhin wird aber auch dieser Teil der Führung bei der enormen Größe, welche lenkbare Luftschiffe besitzen müssen, noch Schwierigkeiten genug bereiten.

Der mechanische, ungleich schwierigere Teil des Problems soll dem Schiffe die erforderliche Eigenbewegung in horizontaler Richtung verleihen. Da eine Windstärke von 10 m pro Sekunde in den Höhen, in denen sich ein Luftschiff zu bewegen hat, eine mittlere genannt werden kann, so muß man von einem kriegsbrauchbaren Luftschiffe wenigstens eine Eigenbewegung von 12 bis 15 m pro Sekunde, d. h. von 43 bis 50 km pro Stunde verlangen, wenn dasselbe etwa an 50 pCt. der Tage im Jahre Aussicht haben soll, den Wind zu überwinden und sein Ziel, wenn auch nur mit geringer Geschwindigkeit, zu erreichen. Um eine Eigenbewegung von etwa 50 km zu erhalten, muß das Luftschiff einmal eine langgestreckte, dem Torpedo ähnliche Form besitzen, um dem Winde eine möglichst geringe Widerstandsfläche zu bieten, und ferner eine sehr kräftige Maschine mit sich führen, welche durch Antrieb eines oder mehrerer Propeller den Luftwiderstand zu

Digitized by Google

überwinden vermag. Da das leichteste aller Gase, das Wasserstoffgas, nur wenig mehr als 1 kg pro Kubikmeter trägt, so muß das Luftschiff, um außer seiner toten Last und der Bemannung noch eine möglichst kräftige Maschine sowie Betriebsmaterial für eine längere Fahrt tragen zu können, eine Größe von mehreren tausend Kubikmetern besitzen, wodurch natürlich der Luftwiderstand, trotz der günstigsten Form des Luftschiffes, ein sehr bedeutender wird.

An diesem Mißverhältnis zwischen Tragkraft, Maschinenstärke und Gewicht, und Luftwiderstand bei schneller Fahrt, scheiterte bisher die Lösung des Problems. Noch andere technische Konstruktionsbedingungen, wie z. B. Starrheit der Form des Luftschiffes, günstige Anbringung der Propeller und der Maschine, Stabilität der Längsachse u. a. m., komplizieren und erschweren den Bau wesentlich. In neuerer Zeit hat nun, namentlich durch die rapide Entwicklung des Selbstfahrerwesens, die Maschinentechnik so enorme Fortschritte gemacht, daß das Gewicht eines Motors pro Pferdekraft von 50 kg auf 4 kg herabgesunken ist. Hiermit aber tritt das Problem der Eigenbewegung des Luftschiffes in ein ganz neues Stadium; die Aussichten auf eine genügend große Geschwindigkeit werden günstige. Wir sehen daher gegenwärtig wieder, nachdem seit dem Bau des lenkbaren Luftschiffes „La France" des Kommandanten Renard im Jahre 1884 die Arbeiten auf diesem Gebiete keine wesentlichen Fortschritte erzielen konnten, sich eine rege Tätigkeit namentlich in Frankreich, wo reiche Sportsleute sich für dieses Problem interessieren und große Summen hierfür opfern, entfalten. So ist es denn auch gegenwärtig bereits gelungen, die Eigenbewegung des Renardschen Luftschiffes, welche 5 bis 6 m pro Sekunde betrug, auf das Doppelte zu steigern. Das Luftschiff der Gebrüder Lebaudy hat bei seinen 32 Probefahrten im verflossenen Jahre 11 m pro Sekunde, d. h. 40 km pro Stunde, Eigenbewegung erwiesen.

Noch ein weiterer Schritt in der Verbesserung der Motoren und der sonstigen Organe dieser Type von Luftschiffen und das Problem, welches vor wenigen Jahren noch als Utopie verschrieen war, ist so weit gefördert, daß das lenkbare Luftschiff mit in die Reihe der Kriegsfahrzeuge eintritt und den Wettstreit der Kräfte auch in das Gebiet des Luftozeans überträgt. Solange wir aber derartige Luftschiffe noch nicht besitzen, bietet uns die moderne Luftschiffahrt nur im Fesselballon ein höchst wertvolles, bewegliches Höhenobservatorium, welches sachgemäß verwendet und mit einem taktisch gut geschulten Offizier besetzt, dem höheren Truppenführer ausgezeichnete Dienste zu leisten vermag, indem es diesem ein umfassendes Bild der jeweiligen Kräfteverteilung des Feindes und auch der eigenen Truppen gibt, so umfassend gleichzeitig und rechtzeitig, wie es die Kavallerie nicht verschaffen kann, deren Aufklärung sich aus lauter einzelnen, nicht gleichzeitigen Erkundungen zusammensetzt.

Digitized by Google

Die modernen Feld-Luftschifferabteilungen, insonderheit die Deutschlands, stehen bereits auf einer beträchtlichen Höhe der Vollkommenheit. Die Einführung des Drachenballons läßt die Verwendung des Fesselballons auch bei starken Winden zu, die dem früher bei uns und auch jetzt noch in vielen anderen Staaten verwendeten Kugelballon sehr bald eine Grenze setzten. Die Mitführung komprimierten Gases in beweglichen Kriegsfahrzeugen ermöglicht die Füllung des Ballons in wenigen Minuten, während früher hierzu einige Stunden erforderlich waren und schafft hiermit eigentlich erst die taktische Verwendbarkeit dieses Kriegsmittels auch im Feldkriege.

Wichtigere Dienste noch als im Feldkriege vermag der Fesselballon im Festungskriege dem Verteidiger und Angreifer zu leisten, da hier die übrigen Aufklärungsmittel auf erhebliche Schwierigkeiten stoßen, ja teilweise überhaupt versagen, und eine dauernde Überwachung der Maßnahmen des Gegners hier noch notwendiger ist, als im Feldkriege.

Nach dieser Abschweifung auf das dem Nachrichtenwesen engverbundene Gebiet der Aufklärung und Erkundung, kehren wir zu unserem eigentlichen Thema, den Nachrichtenmitteln zurück.

Sämtliche bisher behandelten Nachrichtenmittel beruhten auf der Benutzung irgend eines Verkehrs- oder Transportmittels durch eine die Nachricht überbringende Person. Aber auch einzelne Tiere lassen sich, vermöge ihres ihnen innewohnenden Orientierungsvermögens und einer geeigneten Dressur, hierfür direkt ausnutzen. Unter diesen nehmen die Taube und der Hund die hervorragendste Stelle ein.

Die Brieftaube.

Die Eigenschaft der Taube, vermöge ihrer Heimatsliebe, ihres geradezu wunderbaren Orientierungsvermögens und Gedächtnisses sowie ihres ausgezeichneten Flugvermögens selbst aus weiten Entfernungen ihren Heimatsschlag wiederzufinden, war schon den alten Völkern, insonderheit im Orient bekannt. Gegen Ende des achtzehnten und zu Anfang des verflossenen Jahrhunderts wurden Tauben hauptsächlich zur Überbringung kaufmännischer Mitteilungen gebraucht und so dem Handel dienstbar gemacht, bis der sicherer und schneller arbeitende Telegraph sie ablöste.

Daneben entwickelte sich zunächst in Holland und Belgien, dann in Frankreich und auch in Deutschland der Brieftaubensport, der namentlich am Rhein und in Westfalen gegenwärtig noch in umfangreicher Weise betrieben wird. Im deutsch-französischen Kriege 1870/71 fand die erste Verwendung von Brieftauben im Dienste des Heeres in größerem Maßstabe statt. In Verbindung mit dem Luftballon gelang es dem belagerten Paris, eine Ballon-Brieftaubenpost zu improvisieren, welche allein imstande war, den Nachrichtenverkehr der eingeschlossenen Festung mit dem Lande und umgekehrt aufrecht zu erhalten. Die Erfolge, welche die Franzosen mit ihren

Digitized by Google

Brieftauben während der Belagerung von Paris erzielten, veranlaßten nicht nur diese selbst, sondern auch alle übrigen größeren Staaten, der Weiterausbildung des Brieftaubenwesens und dessen Verwendung als militärisches Nachrichtenmittel eine besondere Aufmerksamkeit zu schenken und eine Organisation für den Kriegsfall zu schaffen, wobei die zahlreichen Sport- und Liebhabervereine bereitwilligst ihre Unterstützung gewährten.

Es wurden in sämtlichen Festungen Militär-Brieftaubenstationen errichtet und den betreffenden Fortifikationen überwiesen. Diese Militär-Brieftaubenstationen enthalten Heimats- und Außenschläge. Ferner sind besondere sogen. Patrouillenschläge eingerichtet, welche die Tauben für die Patrouillen enthalten. In den Außenschlägen werden die aus den fremden Heimatsschlägen überführten Tauben, nach Geschlecht getrennt, so lange eingesperrt, bis man sie mit Depeschen zum Rückfluge nach ihrer Heimat entsendet.

Besitzen zwei Stationen nun wechselseitig je einen Heimats- und einen Außenschlag, so ist zwischen ihnen ein unmittelbarer Verkehr möglich. Ferner ist eine Art Relaisverbindung eingerichtet, indem zwei Stationen über eine dritte verkehren können, wenn beide nicht untereinander, wohl aber mit der dritten Station in Taubenverkehr stehen. In dieser Weise sind sämtliche Militär-Brieftaubenstationen an unserer West- und Ostgrenze miteinander verbunden. Auf nicht zu große Entfernung, nicht über 50 km, ist es auch gelungen, Tauben für den Hin- und Rückflug abzurichten und hiermit einen dauernden, wechselseitigen Verkehr zwischen den Orten, die solche Tauben besitzen, zu ermöglichen.

Außer über diese Militär-Brieftaubenstationen verfügt nun noch die Heeresverwaltung im Mobilmachungsfalle über zahlreiche Tauben, welche der „Verband deutscher Brieftauben-Liebhabervereine“ zur Verfügung stellt. Diese sind schon im Frieden für die einzelnen Festungen designiert und dazu bestimmt, den Verkehr der Festung mit dem offenen Hinterlande aufrecht zu erhalten.

Während jede flugkräftige Brieftaube, ohne besondere Ausbildung, in einem Umkreise von 50 bis 70 km um ihren Heimatsschlag Verwendung finden kann, bedürfen Tauben, welche Patrouillen mitgegeben oder von Luftballons abgelassen werden sollen, einer eigenen Ausbildung für diese Art ihrer Verwendung. Diese Tauben müssen an den Transport in den Umhängen des Reiters und dessen Reitbewegungen bezw. an den Transport im Luftballon gewöhnt werden.

Zur Ausrüstung einer aus zwei Reitern bestehenden Brieftaubenpatrouille gehören:

4 Tauben mit je 1 bis 2 Gummihülsen an den Ständern,
1 Umhang mit Beuteln zur Aufnahme der Tauben,
1 zusammenlegbarer Käfig mit Tragevorrichtung, Futter- und Trinkgefäß.

Digitized by Google

Die Tauben werden während des Reitens im Umhang, während der Ruhe aber stets im Käfig untergebracht. Jede Depesche wird in mehrfacher Ausfertigung abgesandt. Auf Entfernungen bis 50 km genügen bei günstiger Witterung zwei Tauben, bei unsicherem Wetter oder bei Entfernungen über 50 km ist es ratsam, sämtliche vier Tauben hierzu zu verwenden.

Die Taube muß so rechtzeitig am Tage abgelassen werden, daß sie vor Sonnenuntergang ihr Ziel erreichen kann, da sie bei eintretender Dämmerung ihren Flug unterbricht. Hierbei kann, da die Tiere durch den unbequemen Transport stark ermüdet sind, nur auf eine durchschnittliche Fluggeschwindigkeit von etwa 30 km pro Stunde gerechnet werden, während eine frische Taube 50 bis 60 km pro Stunde bequem zurücklegt. Bei starkem Regen, Schneefall, Nebel oder Sturm Tauben aufzulassen, ist zwecklos, da sie unter diesen Umständen versagen. Brieftauben, die vom Ballon aus in die Festung zurückkehren sollen, werden bis zum Umkreise von 50 bis 60 km auf alle Flugrichtungen abgerichtet, sonst aber ähnlich wie die Patrouillentauben behandelt.

Tauben, welche weite Strecken in ganz bestimmter Richtung zurücklegen sollen, müssen hierauf sorgfältig etappenweise abgerichtet und auch dauernd im Zurücklegen dieses Weges geübt werden. Gute Rassetauben können auf sehr bedeutende Entfernungen abgerichtet werden. Bei uns in Deutschland geht man jedoch nicht gern über 800 km, in Belgien dagegen noch über 1000 km Entfernung in der Dressur. Etwa 500 km dürfte die mittlere Entfernung sein, auf welche gute Tauben abgerichtet werden können, die sie bei günstiger Witterung in 10 bis 12 Stunden zurücklegen.

Die Depeschen trägt die Taube nicht mehr wie früher in einem an einer Schwanzfeder befestigten Federkiele, sondern in einer oder zwei Gummihülsen, welche an den Ständern der Taube befestigt werden. Die Depeschen werden entweder auf ganz feinem Pflanzenpapier geschrieben und dann event. chiffriert oder sie werden, wenn eine große Zahl von Depeschen von einer einzelnen Taube getragen werden soll, auf mikrophotographischem Wege hergestellt. Die einzelnen Nachrichten werden hierzu zunächst zusammengestellt und dann auf einer mit Kollodium präparierten Glasplatte in stark verkleinertem Maßstabe photographiert. Das Kollodiumhäutchen wird von der Glasplatte in einem Säurebade abgezogen und getrocknet. Solcher Häutchen kann eine Taube eine große Anzahl tragen, so daß man schon während der Belagerung von Paris einer einzigen Taube bis 40 000 Depeschen mitgeben konnte, welche nur wenige Gramm wogen.

Mit Hilfe eines Vergrößerungsapparates können diese mikrophotographisch hergestellten Depeschen wieder auf die normale Schriftgröße vergrößert werden.

Die Erfahrungen, welche man während größerer Festungs- und auch Feldmanöver in allen Staaten gesammelt hat, haben gezeigt, daß Brief-

Digitized by Google

tauben zwar nicht zuverlässige Nachrichtenübermittler sind, daß sie aber in den Fällen, wo viele der sonstigen Nachrichtenmittel versagen, wertvolle Dienste leisten können und der sorgsamen Pflege, die man ihnen zuteil werden läßt, daher wohl wert sind.

Der Kriegshund.

Auch der Hund eignet sich, vermöge seiner Gelehrigkeit, seiner scharf ausgebildeten Sinne, seiner Schnelligkeit und Ausdauer zur Überbringung von Meldungen, namentlich in der vordersten Linie, auf dem Kriegsschauplatz. Er hat sich vorzugsweise im Vorposten- und Sicherungsdienste als Zuträger von Meldungen der vorgeschobenen Posten an die rückwärtigen Abteilungen und als Begleiter von Patrouillen brauchbar erwiesen. Auch im Gefechte selbst können Hunde zur Nachrichtenübermittelung in vorderster Linie Verwendung finden. Als am geeignetsten für diese Verwendung haben sich Pudel, Schäfer- und Hühnerhunde erwiesen, welche naturgemäß besonders für diesen Dienstzweig dressiert werden müssen. Die betreffenden Meldungen oder Nachrichten werden von den Hunden in einer Tasche getragen. Kriegserfahrungen mit diesem originellen Nachrichtenmittel stehen bisher noch nicht zur Verfügung, die in den Manövern angestellten Versuche haben aber gute Erfolge gehabt.

Die elektrische Stromtelegraphie.

Das bedeutendste und leistungsfähigste Nachrichtenmittel, dem sich alle übrigen nur ergänzend und helfend angliedern können und sollen, bietet uns der elektrische Strom in seiner Verwendung für die Telegraphie. Dieses wichtige Hilfsmittel zur Orientierung, Lenkung und gemeinsamen Leitung der Handlungen getrennter Teile beschleunigt schon im Frieden den diplomatischen Verkehr ebenso wie den Kriegsausbruch, die Mobilmachung und den Aufmarsch.

Während des Krieges begünstigt und beherrscht der Telegraph das gesamte Nachrichtenwesen, dem er gewissermaßen das feste Gerippe verleiht, ermöglicht die schnelle und einheitliche Leitung weit getrennter und nach verschiedenen Richtungen handelnder Heeresteile, gestattet den raschen Verkehr mit der Heimat und der Operationsbasis, und erlangt selbst taktische Bedeutung auf dem heut weit ausgedehnten Schlachtfelde. Sein Verwendungsgebiet ist also ein universelles, er ist gleich unentbehrlich für die höhere, wie auch für die niedere Truppenführung.

In Preußen zuerst zu militärischer Ausgestaltung gebracht, leistete die Telegraphie schon in den Feldzügen der Jahre 1864, 1866 und 1870/71 und seither auch auf allen fremden Kriegsschauplätzen Bedeutendes. Der Ausspruch Moltkes: „Ohne den Telegraphen hätten wir Paris nicht gewonnen", ist der beste Beweis für die Wertschätzung und Bedeutung dieses

Digitized by Google

Nachrichtenmittels schon in damaliger Zeit. Seitdem hat die Telegraphie durch das weitere Anwachsen der modernen Heere und deren Raumbedarf noch ganz wesentlich an Bedeutung gewonnen. Die Ansprüche an dieses Nachrichtenmittel haben sich so enorm gesteigert, daß es trotz der Vervollkommnung der Technik auf diesem Gebiete, dem Ausbau des Telegraphennetzes in allen Kulturländern, einer wohl überlegten Organisation und der Schaffung besonderer Telegraphentruppen nicht mehr möglich ist, diesen gesteigerten Ansprüchen allein gerecht zu werden.

Den eigenartigen Vorzügen der elektrischen Stromtelegraphie, die in der fast momentanen Übermittelung von Nachrichten auf beliebige Entfernungen und zwar in Schrift bestehen, können die Mängel, die ihr, wie jedem technischen Kriegsmittel, anhaften, nur geringen Abbruch tun. Diese Mängel, welche hauptsächlich nur in der vorderen Zone des Kriegsschauplatzes die Verwendungsfähigkeit und Bereitschaft des Telegraphen einschränken, sind die Abhängigkeit des elektrischen Stromes von dem Vorhandensein eines bestimmten Weges, einer besonderen Leitung und die leichte Zerstörbarkeit dieser Leitungen durch Wind und Wetter sowie namentlich durch den Feind.

Den Bedürfnissen der Heeresleitung entspricht eine Gliederung der gesamten Telegraphie in vier Zonen, um sowohl auf dem Kriegsschauplatze selbst, als auch nach rückwärts, bis zur Heimat, den telegraphischen Verkehr aufrecht erhalten zu können.

Während die vorhandene Staatstelegraphie hierbei die erste Zone bildet, welche, von der Heimat ausgehend, die permanenten Staatsleitungen bis zur Landesgrenze benutzt und bedient, auch das Netz eventuell weiter ausbaut, bildet die Etappentelegraphie die zweite Zone, die hier ihre Leitungen anschließt und das Netz der ersten Zone bis zu den Armee-Oberkommandos fortsetzt. An diese schließt dann, als dritte Zone, die eigentliche Feldtelegraphie mit ihren Leitungen an, durch die sie die höheren Truppenkommandeure, insonderheit die Generalkommandos mit dem Oberkommando, verbindet.

Die vierte Zone soll die Verbindung zwischen den höheren Truppenführern mit ihren Truppenkörpern, auch mit denen der weit vorgeschobenen, aufklärenden Kavallerie, herstellen und aufrecht erhalten. Hierbei ist die Telegraphentruppe nur für den erstgenannten Teil der Aufgabe befähigt und ausgerüstet, während der Kavallerie die telegraphische Verbindung in sich und mit der Führung allein obliegt. Sie ist hierzu mit einem ungemein leichten, auf dem Pferde transportablen Geräte ausgestattet.

Der Gliederung der vier Zonen Rechnung tragend, gliedert sich auch das Material. Es besteht im wesentlichen aus den Zeichengebern und Empfängern nebst den stromerzeugenden Batterien sowie aus der Leitung. Als Zeichengeber und -empfänger dient ein dem Apparate der Staatstelegraphie sehr ähnlicher Morse-Schreibapparat, der sogen. Feldtelegraphen-

Digitized by Google

apparat mit besonderen Übertragungsvorrichtungen, die es ermöglichen, mehrere Apparate so zusammenzuschalten, daß dem Strom auf den in einer Station zusammentreffenden Leitungen der gewünschte Weg nur durch Umsetzen eines oder mehrerer Stöpsel gegeben werden kann. Zu Batterien werden der besseren Transportfähigkeit wegen Trockenelemente verwendet. Apparate und Batterien können in einem Stationswagen eingebaut werden, welcher es ermöglicht, überall die Telegraphenstation aufzuschlagen. In der Regel werden Gebäude, im Notfalle können auch Zelte hierzu benutzt werden.

Der Leitungsdraht bestand, dem Hervorgehen der Feldtelegraphie aus der Staatstelegraphie entsprechend, zunächst fast durchweg aus blankem Draht. Dieser mußte auf mitzuführenden Stangen in Ebonit-Isolatoren isoliert aufgehängt werden. Die Stangen bildeten den unbequemsten Teil des Materials, da sie zu ihrem Transporte schwerfälliger, wenig feldmäßiger Fahrzeuge bedurften. Dieser Übelstand, sowie auch der zeitraubende Bau einer solchen Leitung konnte nur durch Verwendung einer isolierten Leitung, also eines Kabels, beseitigt werden, das auf vorhandenen Unterstützungen, wie z. B. Bäumen oder auch direkt auf dem Erdboden verlegt werden kann. Mit der Einführung eines Feldkabels konnte eine vollständige Umwandlung der Feldtelegraphie Platz greifen. Die schwerfälligen, großen Fahrzeuge mit dem Stangenmaterial wurden in den vorderen Zonen ausgeschieden, leichte feldmäßige Fahrzeuge, von denen das Kabel im Marsche abgerollt und auch selbsttätig, durch Benutzung der Radumdrehung, wieder aufgerollt werden kann, traten an ihre Stelle. Als Rückleitung konnte die Erde benutzt werden. Das bauende Fahrzeug kann jederzeit Verständigung mit der Anfangsstation erzielen und bildet so eine fahrbare Telegraphenstation.

Eine weitere, höchst wertvolle Verbesserung erfuhr die Feldtelegraphie durch die Erfindung und Vervollkommnung des Telephons und Mikrophons, welche gegenwärtig auch im bürgerlichen und geschäftlichen Verkehr eine große Rolle spielen.

Während die elektrische Stromtelegraphie mit Morsebetrieb zur Betätigung ihrer Schreibapparate den von Batterien erzeugten galvanischen Strom ausnutzt, der einer sorgfältig isolierten Leitung bedarf, werden das Telephon und Mikrophon durch eine ganz andere Art von elektrischen Strömen, den Induktionsströmen, betätigt, die keiner sorgfältig isolierten Leitung bedürfen.

Für die Fortleitung solcher Induktionsströme genügt ein ganz schwacher, blanker Stahldraht, der auf Bäumen verlegt oder auch einfach auf der Erde abgerollt wird. Als Apparat dient ein Fernsprecher, welcher ein Telephon zum hören und ein Mikrophon zum sprechen in handlicher Weise vereinigt.

Die auf den ersten Blick blendenden Vorteile dieses neuen Gerätes, des sogen. Patrouillenapparates, welches infolge des leichten Materials und der höchst einfachen und schnellen Verlegung der Leitung besonders für die Zwecke der vierten Zone, also der Kavallerie, geeignet ist, stehen aber anderer-

Digitized by Google

seits schwerwiegende Nachteile gegenüber. Die außerordentlich geringe Zugfestigkeit des nur $^1/_2$ mm starken Drahtes, von dem ein einzelner Reiter mehrere Kilometer mühelos bei sich tragen und mit Hilfe einer höchst einfachen Vorrichtung im Trabe verlegen kann, führt sehr häufig zu groben Störungen im Betriebe. Ferner entbehrt der nur akustische Betrieb des schriftlichen Dokuments, den das geschriebene Telegramm des Morseapparats liefert. Diese Unsicherheit beschränkt diese Art der Telegraphie oder besser gesagt Telephonie auf kurze, weniger wichtige Leitungen. Trotzdem ist sie gerade in vorderster Linie, wo das Bedürfnis der Meldung oft ein gesteigertes ist, dazu berufen, in Ermangelung anderer Nachrichtenmittel gute Dienste zu leisten und so lange unentbehrlich, bis die Funken- und optische Telegraphie sie zu ersetzen vermag.

Schließlich ist es gelungen, an eine galvanisch betriebene Morseleitung auf demselben Draht einen Fernsprechbetrieb gleichzeitig so anzuschließen, daß einer den andern nicht stört und somit einen Doppelbetrieb einzuführen, der es ermöglicht hat, die Leistungsfähigkeit einer telegraphischen Verbindung zu verdoppeln. Diese höchst wichtige Kombination beider Arten der elektrischen Übertragung wird durch Einschaltung eines Apparats erreicht, welcher die galvanischen Ströme nicht passieren läßt, während Induktionsströme durch ihn unbehindert hindurchgehen.

Die Dauer der Herstellung der Leitung mit Feldkabel ist sehr verschieden, sie ist von der Beschaffenheit des Geländes und der Witterung stark abhängig, durchschnittlich wird man 20 bis 30 Minuten für den Kilometer, einschließlich aller Aufenthalte und der Einrichtung der Stationen, rechnen müssen. Der Bau flüchtiger Leitungen für Fernsprechverkehr geht erheblich schneller von statten; hier erfordern 4 bis 5 km Leitungslänge nur etwa eine Stunde Bauzeit.

Die Telegraphiergeschwindigkeit eines geübten Feldtelegraphisten beträgt durchschnittlich 500 Worte in der Stunde; verlangsamt wird sie indessen erheblich, sobald auf einer Zwischenstation ein Umtelegraphieren einer Depesche erforderlich wird.

Bei der enormen Überlastung des Feldtelegraphen, namentlich zu bestimmten Stunden, ist es Pflicht aller derer, die ihn benutzen, sich möglichster Kürze im Inhalt und namentlich im Wortlaut des Telegramms zu befleißigen. Man bedenke hierbei, daß der Feldtelegraphist grundsätzlich den genauen Wortlaut der Depesche wörtlich abtelegraphieren muß und keinerlei Abkürzungen selbständig vornehmen darf. Gerade auf diesem Gebiete wird noch viel versehen und gesündigt. Geschickte Ausnutzung des Telegraphen ist eine Kunst, die zu üben namentlich Pflicht und Aufgabe der Generalstabs-, aber auch aller übrigen Offiziere ist.

Bis zum Jahre 1899 lag der Pioniertruppe der Telegraphendienst neben ihrem vielseitigen Dienste ob. Mit der immer mehr zunehmenden

Digitized by Google

Bedeutung der Telegraphie für den Feld- und Festungskrieg erwies sich diese Organisation als nicht mehr ausreichend und auch den Aufgaben nicht gewachsen. Es wurden daher im Jahre 1899 drei Telegraphenbataillone zu je drei Kompagnien aufgestellt, einem Inspekteur der Telegraphentruppen unterstellt und diese neue Truppe, gemeinsam mit der Eisenbahnbrigade und dem Luftschifferbataillon, zu einer Verkehrstruppe unter einem besonderen Inspekteur vereinigt.

Die optische Telegraphie.

Die Mängel, welche der elektrischen Stromtelegraphie in ihrer militärischen Verwendbarkeit insonderheit in der vorderen Linie und vor der Front des Kriegsschauplatzes anhaften, verschafften einem beinahe in Vergessenheit geratenen uralten Nachrichtenmittel wieder neues Interesse und neue Bedeutung. Es ist originell, daß gerade die elektrische Stromtelegraphie die optische Telegraphie, die sie erst fast völlig verdrängt hatte, auch wieder neu zu beleben berufen war.

Uralt ist die Übermittelung von Nachrichten durch Signale, namentlich durch Lichtsignale bei Nacht, durch Rauchentwicklung oder weithin sichtbare Flaggen oder sonstige Gegenstände bei Tage. Die Griechen besassen bereits zur Zeit der Perserkriege vollständige Signalalphabete, deren Buchstaben durch Flaggen bezw. Fackeln gegeben wurden. So wurde z. B. der Fall Trojas durch Lichtsignale in einer Nacht nach Griechenland gemeldet. Hannibal und Cäsar benutzten gleichfalls die optische Telegraphie auf große Entfernungen; in dem weiten römischen Reiche war ein wohlorganisierter optischer Signal-Telegraphendienst eingerichtet.

Im Laufe der Zeit entwickelte sich die optische Telegraphie zu weiterer Vervollkommnung. Die Erfindung des Fernrohrs im Anfang des 17. Jahrhunderts gestattete die Signalentfernung ganz erheblich zu steigern. Die größte Vollkommenheit erlangte dieses Nachrichtenmittel zur Zeit der großen Kriege Napoleons I. in der Konstruktion des Chappeschen Zeigertelegraphen zu Ende des 18. Jahrhunderts. Mit Hilfe desselben wurde zunächst in Frankreich, dann in England und 1832 auch in Preußen ein Netz langer Telegraphenlinien eingerichtet, auch bedienten sich die Handels- und Kriegsmarinen aller Staaten dieses Signalmittels. Die Zeichengebung erfolgte bei Tage durch verschiedenartige Stellung von drei großen Signalbalken zu einander, bei Nacht durch farbige, an diesen Armen angebrachte Laternen.

Die Einführung des elektrischen Telegraphen in den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts verdrängte in ganz kurzer Zeit dieses Signalmittel und ließ es fast gänzlich in Vergessenheit geraten. Hieran konnte selbst die geniale Erfindung des Mathematikers Gauß, vermittelst des Heliotropen das Sonnenlicht zum Signalisieren zu benutzen, nicht viel ändern, obwohl es

Digitized by Google

gelang, mit auf diesem Prinzip beruhenden Apparaten auf mehr als 100 km Entfernung zu signalisieren.

Während namentlich auf dem europäischen Festlande die elektrischen Telegraphennetze sich mehr und mehr ausbreiteten und den schnellen Nachrichtenverkehr fast allein bewältigten, wurde die optische Telegraphie in den verkehrsärmeren Ländern, namentlich in den englischen und spanischen Kolonien sowie in den Vereinigten Staaten Nordamerikas, mit Hilfe des von Mance verbesserten Heliographen zu einem wichtigen Nachrichtenmittel für Heereszwecke weiter ausgebildet.

Als bei uns die Organisation der Militärtelegraphie in den vorderen Zonen des Operationsgebietes die hier offenbaren Mängel dieses Nachrichtenmittels erkennen ließ, wurden die Versuche einer weiteren Ausgestaltung der optischen Telegraphie für diesen Zweck wieder aufgenommen. Die Fähigkeit, ohne großen Materialaufwand und zeitraubende Vorbereitungen bedeutende Entfernungen zu überbrücken, die Möglichkeit, solche Linien unabhängig von der Einwirkung des Gegners und feindlich gesinnter Bevölkerung im Betrieb halten und schnell wechseln zu können; ferner die völlige Unabhängigkeit derartiger Signallinien davon, ob das Zwischengelände gangbar ist, sind Vorzüge der optischen Telegraphie, die sie vor den übrigen Mitteln des Nachrichtendienstes auszeichnen und die sie nur noch mit der Funkentelegraphie gemeinsam besitzt.

Diesen Vorteilen stehen aber auch wieder Nachteile gegenüber, die ihre Verwendung beschränken. Nebel, Rauch, Schnee und Regen können ihre Verwendbarkeit bis zum völligen Versagen beeinträchtigen; doch sind diese Fälle selten, auch ist für ihre Verwendung ein Terrain mit hochgelegenen Punkten erforderlich, da die einzelnen Stationen sich gegenseitig sehen können müssen. Schließlich kann der Gegner, wenn er sich geschickt aufstellt, die Zeichen mitlesen. Es war daher wohl erklärlich, aber nicht gerechtfertigt, daß die Wertschätzung der optischen Telegraphie in unserer Armee seit der Einführung der elektrischen Telegraphie tief gesunken war. Es bedurfte eines ganz besonderen Anlasses, um ihre militärische Nutzbarmachung wieder anzuregen.

Seiner Majestät dem Kaiser waren im Herbst 1889 die Leistungen der englischen Signalisten vorteilhaft aufgefallen. Allerhöchstdemselben waren von der großbritannischen Regierung Signalapparate zur Verfügung gestellt worden, welche sich namentlich in Indien und Südafrika nützlich erwiesen hatten. Auf Allerhöchsten Befehl sollten mit diesen Apparaten Versuche und auf Grund dieser Erwägungen über die Nutzbarmachung der optischen Telegraphie auch in unserem Heere angestellt werden. Das Ergebnis einer fast zehnjährigen Prüfungsarbeit läßt sich dahin zusammenfassen, daß die englische Signalausrüstung von allen übrigen geprüften die beste und brauchbarste war, daß selbst diese aber in unserem Klima zur schnellen und sicheren

Digitized by Google

Signalverständigung auf große Entfernungen bei Tage und bedecktem Himmel nicht genügte. Allerdings erwies sich der tragbare englische Heliograph bei Tagen mit Sonnenschein als ein bis auf 100 km auch in unseren Breiten vortrefflich geeignetes Signalinstrument, während die englische Kalklichtlampe dagegen an Tagen ohne Sonnenschein nur bis zu Entfernungen von 8 km benutzbar war.

Die Erfolge der optischen Telegraphie im Burenkriege ließen es ratsam erscheinen, durch weitere Arbeiten und Versuche die Apparate so zu verbessern, daß sie auch für unser Klima mit Erfolg nutzbar gemacht werden könnten. Es gelang durch eifriges, jahrelanges Zusammenarbeiten der Versuchsabteilung der Verkehrstruppen mit dem Telegraphenbataillon Nr. 1 und der Kavallerie-Telegraphenschule, schließlich ein Signalgerät zu konstruieren, welches, dem englischen an Leistungsfähigkeit überlegen, nunmehr auch in unserem Klima dem Nachrichtendienst des Heeres ein weiteres Hilfsmittel an die Hand gibt, welches der Heeresleitung und höheren Truppenführung, insonderheit im Dienste der Aufklärung der Kavallerie, von großem Nutzen sein kann.

Der Heliograph allein ist für unser Klima, in welchem die Sonne sehr häufig tagelang nicht scheint, nicht geeignet; es muß vielmehr mit ihm eine künstliche Lichtquelle verbunden werden, die es gestattet, auch bei Tageslicht genügend weit Lichtsignale zu geben. Die bisher üblichen und bekannten Lichtquellen waren entweder nicht genügend lichtstark oder ihre Herstellung und Mitführung war in leichten Apparaten feldmäßig nicht möglich. Bei den Arbeiten auf diesem Gebiete fand ein hiesiger Chemiker, Dr. Knöfler, daß eine aus Acetylengas und Sauerstoff im richtigen Mischungsverhältnisse hergestellte Stichflamme eine bedeutend größere Hitze erzeugt, als das bisher für Signalzwecke übliche Knallgasgebläse. Mit dieser Stichflamme können Glühplättchen aus Thorium in Weißglut versetzt werden, welche dann mit einer Lichtstärke von etwa 500 Normalkerzen leuchten. Werden die von dem glühenden Teile des Glühkörpers ausgehenden Lichtstrahlen durch ein Linsensystem, wie es unsere Leuchttürme besitzen, konzentriert und zur Parallelität der Ausstrahlung gebracht, so steigert sich die Lichtstärke auf 80 000 Normalkerzen. Wir erhalten so eine Lichtquelle von einer ganz enormen Stärke.

Auf diesem Prinzip ist die neue Feldsignallampe des Feldsignalgerätes C/1902 konstruiert. Sie enthält in einem zerlegbaren Kopf das Linsensystem, den Glühkörper und die Ausströmungsöffnungen für die Gase. Letztere werden mittels Gummischläuchen ihr zugeleitet. Die Lampe kann nach allen Richtungen drehbar auf ein leichtes Stativ aufgesetzt werden. Mit der Lampe ist ein Heliograph und ein Fernrohr zu einem festen System so vereinigt, daß die optischen Achsen dieser drei Organe genau parallel gerichtet sind. Hierdurch ist es möglich, während des Signalisierens vom Heliographen auf die Lampe und umgekehrt sofort überzugehen, sobald die Sonne z. B. hinter einer Wolke verschwindet bezw. wieder erscheint. Es ist ferner hier-

Digitized by Google

durch sehr erleichert, die Lichtstrahlen sowohl der Lampe, als auch des Heliographen auf die Gegenstation zu werfen, die hierzu nur durch das Fernrohr anzuvisieren ist.

Die Apparate zur Erzeugung der Gase sind durchaus feldmäßig. Das Azetylengas wird in einem Entwicklungsgefäße aus Calciumcarbit und Wasser hergestellt, in derselben Weise, wie dieses jeder Radfahrer heute für seine Laterne macht. Der Sauerstoff wird, fertig in verdichtetem Zustande in Stahlbehältern mitgeführt, wie dies ebenso mit dem Wasserstoffgas der Luftschifferabteilungen geschieht. Ein solcher kleiner Behälter, welcher am Sattel eines Pferdes getragen werden kann, enthält Sauerstoff für mehrere Stunden.

Mit diesem Signalgerät kann unter günstigen Umständen bis auf eine Entfernung von etwa 50 km, in Ausnahmefällen auch noch weiter signalisiert werden. Da es aber nicht darauf ankommen kann, irgendwo besonders geeignete Punkte zu verbinden, sondern die Stationen der Kriegslage entsprechend gewählt werden müssen, hat sich als Durchschnittsentfernung für den Feldkrieg ein Stationsabstand von nur 12 bis 15 km ergeben.

Bei einer wohl vorbedachten Verwendung und guten Friedensausbildung darf man sich nach den Erfahrungen, welche während der Kaisermanöver und namentlich in China mit Feldsignalpatrouillen gesammelt sind, in folgenden Fällen von ihnen Erfolge versprechen:

1. zur Herstellung der Verbindung von Heeresteilen, welche durch ungangbares Gelände, z. B. einen größeren Strom oder namentlich auch im Festungskriege, getrennt sind;
2. zur Herstellung der Verbindung zwischen gemeinsam operierenden Teilen des Landheeres und der Marine, falls Funkentelegraphie, die hier überlegen ist, nicht zur Verfügung steht;
3. im Aufklärungsdienste, zur Beförderung dringlicher Meldungen von Offizierpatrouillen, Aufklärungseskadrons und voraus befindlicher Kavallerie auf große Entfernungen nach rückwärts;
4. ferner als vorübergehender Ersatz für zeitweise unterbrochene Telegraphen und sonstige Nachrichtenlinien.

Die technische Entwicklung des Signalgerätes ist im großen abgeschlossen. Sache der mit diesem Dienstzweige betrauten Truppe wird es sein, in der Handhabung dieses durchaus nicht leicht zu bedienenden Gerätes sich die größtmöglichste Gewandheit zu verschaffen. Hierzu wird es freilich zunächst einer festen Organisation dieses Dienstzweiges und einer gründlichen Ausbildung schon im Frieden bedürfen.

Die Funkentelegraphie.

Große Ähnlichkeit und Verwandschaft mit der optischen Telegraphie, namentlich hinsichtlich ihrer Unabhängigkeit von einer Leitung und auch

Digitized by Google

ihrer Beweglichkeit, hat die neueste Art der Telegraphie, die Funkentelegraphie.

Während bei der optischen Telegraphie Lichtstrahlen zur Übermittelung von Nachrichten mit Hilfe der Morsezeichen verwendet werden, bedient sich die Funkentelegraphie einer anderen Gattung von Strahlen, nämlich der elektrischen, welche sich von jenen nur durch eine andere Länge und Schwingungszahl der Wellen in der Zeiteinheit unterscheiden, sonst aber denselben Gesetzen unterworfen sind.

Wie bei allen Telegraphensystemen haben wir es auch bei der Funkentelegraphie mit zwei Stationen, einer Sende- und einer Empfangsstation zu tun. Das Kennzeichen der Funkentelegraphie ist es, daß man zwischen den beiden Stationen, die miteinander in Verkehr treten, keiner Drahtleitung wie bei der elektrischen Stromtelegraphie und auch keiner Augenverbindung wie bei der optischen Telegraphie bedarf, daß man vielmehr zur Übertragung der Morsezeichen frei durch die Luft sich verbreitende elektrische Strahlen oder Wellen benutzt.

Die Sendestation muß daher so beschaffen sein, daß an ihr elektrische Wellen erzeugt und ausgestrahlt werden. Die Empfangsstation muß diese Wellen empfangen und in Morsezeichen lesbar oder hörbar umgestalten können.

Elektrische Wellen werden von einer Funkenstrecke, d. h. durch die oscillierende Entladung von Elektrizität in der Form von Funken erzeugt. An dieser Funkenstrecke wird der Äther gewissermaßen elektrisch erschüttert. Diese Bewegung pflanzt sich wellenförmig mit Lichtgeschwindigkeit nach allen Richtungen im Raume fort. Die Erzeugung einer solchen Funkenstrecke geschieht am einfachsten durch schnell hintereinander auftretende Wechselströme, wie man sie entweder durch eine Wechselstrommaschine direkt hervorrufen oder auch durch kurz hintereinder erfolgende Unterbrechungen eines Gleichstromes erzeugen kann.

Um die nötige Energie zu besitzen, muß der Strom sehr hoch gespannt sein, man setzt daher die galvanischen Ströme in Induktionsströme um und speichert sie in Kondensatoren auf, aus denen man Funken von ganz bestimmter Wellenlänge und Schwingungszahl überspringen läßt. Um Morsezeichen geben zu können, wird ein Telegraphiertaster in den Stromkreis eingeschaltet.

Da der Mensch kein besonderes Organ besitzt, mit dem er elektrische Wellen wahrnehmen könnte, so müssen die auf der Empfangsstation eintreffenden elektrischen Wellen erst durch einen besonderen Apparat dem Auge oder dem Ohr wahrnehmbar gemacht werden. Hierzu dient der Fritter, ein von dem Franzosen Branly erfundenes, einfaches Instrument. Dasselbe besteht aus einem Glas- oder Ebonitröhrchen, in welchem zwischen Metallkolben Nickel- oder Silberkörner gelagert sind. Diese haben die wunderbare

Digitized by Google

Eigenschaft, daß sie einen gewöhnlichen, z. B. von einer Batterie erzeugten elektrischen Strom nur passieren lassen, wenn elektrische Wellen auf sie treffen, während sie in gewöhnlichem Zustande also nicht leitend sind. Sie verlieren aber sofort ihre Leitungsfähigkeit, sobald man diese durch Klopfen erschüttert und werden erst wieder leitend, wenn neue elektrische Wellen sie treffen. Man kann also mit diesem Apparate leicht elektrische Wellen in elektrische Arbeit umsetzen und so diese dem menschlichen Auge oder auch dem Ohr wahrnehmbar machen, indem man z. B. einen solchen Fritter in den Stromkreis eines Telegraphenapparates oder eines Telephons einschaltet und dafür sorgt, daß ersterer durch Anklopfen immer wieder von neuem für elektrische Wellen empfänglich wird.

Alles dieses war bereits bekannt und vorhanden, als Marconi im Jahre 1896 seine Telegraphie ohne Draht durch geschickte Ausnutzung der bekannten Naturerscheinung und Kombination der vorhandenen Apparate schuf. Er fand weiter durch rastloses Experimentieren, daß die Ausstrahlung elektrischer Energie, wie sie zur Überbrückung größerer Entfernungen notwendig wurde, ganz wesentlich gesteigert werden konnte, wenn mit der Funkenstrecke, also der Kraftquelle, ein langer in die Luft ragender Leiter, z. B. ein Draht verbunden wird, der die elektrischen Schwingungen an die Luft abgibt, und ein gleicher Draht an der Empfangsstation angebracht wird, der diese Schwingungen wieder aufnimmt. Sehr bald beschäftigten sich auch andere Gelehrte mit dieser aussichtsvollen Erfindung und trugen ganz wesentlich zu deren Vervollkommnung bei, insonderheit zwei deutsche Männer der Wissenschaft, die Professoren Slaby und Braun. Alle diese Systeme beruhen indessen auf demselben hier kurz skizzierten Prinzip, sie unterscheiden sich im wesentlichen nur durch die Art der Verstärkung der elektrischen Energie.

Da die Länge der in die Luft ragenden Drähte, die in einem ganz bestimmten Verhältnis zur Länge der elektrischen Welle stehen muß, bei der Funkentelegraphie über Land eine so beträchtliche sein mußte, daß Kirchtürme oder eigens hierfür aufgestellte Masten im allgemeinen nicht ausreichten, und da ferner für die militärische Ausnutzung im Felde die Stationen beweglich sein müssen, so lag der Gedanke nahe, kleine Luftballons oder auch Drachen zum Emporheben der Drähte zu verwenden. So kam es, daß zunächst das Luftschifferbataillon mit der Weiterentwicklung dieses ganz neuen Dienstzweiges betraut wurde, zumal da damals noch keine Telegraphentruppen bestanden, welche naturgemäß hierfür berufen wären. In wenigen Jahren ist es durch unermüdliche Tätigkeit gelungen, brauchbare feste und fahrbare Funkentelegraphenstationen zu schaffen, die, wenn sie auch noch nicht vollkommen sind, doch ihre Brauchbarkeit in den Kaisermanövern und bei zahlreichen Übungen bereits gezeigt haben.

Die detaillierte Anordnung der fahrbaren Funkentelegraphenstationen hier zu entwickeln, würde zu weit führen; erwähnt sei nur, daß ein einziges

Digitized by Google

nach dem Protzsystem gebautes Feldfahrzeug, welches durchaus beweglich ist, sowohl die Sende- als auch die Empfangsstation enthält, erstere auf dem Hinter-, letztere auf dem Vorderwagen montiert, und daß dieses Fahrzeug auch das zur Füllung der Ballons erforderliche Gas mit sich führt. Nur den Verlauf der elektrischen Wellen wollen wir hier zum besseren Verständnis verfolgen. Zur Erzeugung des elektrischen Stromes dient eine Gleichstrom-Dynamomaschine, die von einem kleinen Benzinmotor betrieben wird. Nachdem der so erzeugte Gleichstrom durch einen Unterbrecher in Wechselstrom umgewandelt ist, wird er einem Induktor zugeführt. In diesem werden hochgespannte Induktionsströme hervorgerufen, welche eine angeschlossene Leydener Flaschenbatterie laden. Von dieser springen in der angeschlossenen Funkenstrecke Funken über, sobald ihre Ladefähigkeit überschritten wird. Die hierdurch erzeugten elektrischen Wellen teilen sich dem Luftdraht mit, der sie in den Äther ausstrahlt. Durch längeres oder kürzeres Niederdrücken einer Taste entstehen hierbei länger oder kürzer dauernde Wellenbewegungen.

Die an der Empfangsstation ankommenden Wellen erregen den dortigen Luftdraht. Dieser teilt seine elektrischen Schwingungen einem Stromkreis mit, in welchem der Fritter, ein Klopfapparat, eine kleine Batterie und ein Telegraphenrelais eingeschaltet sind. Sobald der Fritter von den Wellen erregt wird, fließt der Strom der Batterie durch den Stromkreis und schließt das Relais, unmittelbar darauf schlägt der Klopfer gegen den Fritter und macht ihn wieder nichtleitend. Das Relais schließt und öffnet den Stromkreis einer Lokalbatterie, in den ein Telegraphenapparat eingeschaltet ist. Der Druck auf die Taste der Sendestation hat also ein Morsezeichen auf der Empfangsstation zur Folge.

Der Luftdraht, welcher bei unseren fahrbaren Stationen etwa 200 m, gleich einer viertel Wellenlänge lang ist, wird durch kleine nur 5 bis 10 cbm enthaltende Drachenballons oder bei genügend starkem Winde durch Drachen gehoben.

Statt des Morse-Schreibapparates, dessen Betätigung immerhin eine gewisse Stromstärke erfordert, kann auch hier, ähnlich wie bei der elektrischen Stromtelegraphie, ein Hörapparat eingeschaltet werden, der weit empfindlicher ist und es gestattet, auf viel weitere Entfernungen noch die geringsten Spuren der Funkentelegraphie für das Ohr wahrnehmbar zu machen. Eine mit einem solchen Hörapparat ausgestattete Patrouille, welche auf einem Fahrrad einen Drachen mit Empfangsdraht mit sich führt, kann jederzeit im Wirkungsbereiche elektrischer Wellenübertragungen die gegebenen Depeschen abhören.

Durch die Erfindung und Nutzbarmachung der Funkentelegraphie auch für das Landheer ist dem militärischen Nachrichtendienst ein neues, ganz eigenartiges und in besonderen Fällen höchst brauchbares Hilfsmittel er-

Digitized by Google

standen, dessen Bedeutung bei nicht ausbleibender weiterer Vervollkommnung sich noch erheblich steigern dürfte.

Gegenwärtig bereits, also nach einer Entwicklungszeit von nur sieben Jahren, ist die Funkentelegraphie über Land bis zu einem Umkreise von 50 km mit Schreibapparaten, und bis zu 100 km mit Hörapparaten mit Sicherheit verwendbar, während ihr Wirkungsbereich über Wasser mehrere hunderte von Kilometern reicht und fast beliebig gesteigert werden kann, da er nur von der Energiemenge abhängt, die man in den Äther hinausstrahlt.

Die Funkentelegraphie besitzt im Vergleiche zur Drahttelegraphie einzige und nur ihr eigene Vorzüge. Geländeschwierigkeiten, die den Bau einer Drahtleitung erschweren oder ganz hindern, kommen für sie nicht in Betracht, ebensowenig mechanische Störungen der Leitung, die immer schwer zu finden sind. Sie wirkt ferner nach allen Richtungen, gestattet also die Aufnahme der Verbindung, ohne daß der Standort der anderen Station bekannt ist. Sie braucht gegenüber der Drahttelegraphie viel weniger Personal, Material und Zeit. Die fahrbaren Stationen sind so beweglich, daß sie den Bewegungen einer Kavalleriedivision folgen können.

Diesen einzigartigen Vorzügen der Funkentelegraphie stehen aber auch grobe Nachteile gegenüber, deren Beseitigung bisher noch nicht gelungen ist. Der Betrieb kann durch luftelektrische Erscheinungen, wie sie hauptsächlich an heißen, sonnigen Sommertagen häufig vorhanden sind, zeitweise gestört werden.

Da ferner jede im Wirkungsbereiche der elektrischen Wellen, also etwa in einem Umkreise von etwa 50 bis 100 km liegende Station, jede von einer anderen Station gegebene Depesche mit empfängt, so ist die Wahrung der Geheimhaltung vor dem Feinde nur durch Chiffrierung zu erreichen, falls die feindlichen Stationen sich innerhalb dieses Wirkungsbereiches befinden. Es kann ferner immer nur eine Station zu einer bestimmten Zeit Telegramme geben, da sonst eine Störung eintreten muß. Dieser recht empfindliche Mangel schränkt den Wert der Funkentelegraphie vorläufig noch sehr ein.

Die Telegraphiergeschwindigkeit beträgt etwa 300 Worte in der Stunde, ist also nur etwa halb so groß wie die der elektrischen Stromtelegraphie. Nur bei einer ausgezeichneten Organisation und Disziplin ist es möglich, ein funkentelegraphisches Netz von mehreren Stationen in geordnetem Betriebe zu erhalten, indem eine Station als leitende bezeichnet wird, ohne deren vorher eingeholte Genehmigung keine andere Station Telegramme abgeben darf; die anderen müssen in Empfangsstellung warten, bis ihnen das Wort von der leitenden Station erteilt wird. Die Beseitigung der gegenseitigen Störung der einzelnen Stationen unter sich selbst bezw. durch den Feind bildet gegenwärtig auf dem Gebiete der Funkentelegraphie den Gegenstand eifrigsten Studiums und eingehender Versuche, die bisher zwar

Digitized by Google

noch nicht zu einem befriedigenden Abschluß gelangt sind, aber doch die Möglichkeit einer solchen Störungsfreiheit durch scharfes Abstimmen der Wellen aufeinander, bei nicht zu kleinen Entfernungen, bereits erwiesen haben. Durch eine solche Abstimmung der Wellenlänge wird erreicht, daß ein Empfangsapparat nur auf eine ganz bestimmte Wellenlänge anspricht, dahingegen schwingt, wenn Wellen anderer Längen auf ihn treffen.

Ob eine vollkommene Störungsfreiheit jemals erreicht werden kann und wird, muß abgewartet werden. Bei dem gegenwärtigen Stande wird die Funkentelegraphie bereits in folgenden Fällen von besonderem Werte sein können:

1. Um überhaupt eine Verständigung zwischen zwei Punkten zu erzielen, denen andere Verbindungen entweder fehlen oder zwischen denen sie zerstört sind;
2. um eine schnelle Verbindung von Ort zu Ort so lange herzustellen bis ein Drahttelegraph gelegt ist;
3. für alle Verbindungen, die nur kürzere Zeit gebraucht werden, so daß sich das Legen einer Drahtleitung nicht lohnen würde, also hauptsächlich während der Operationen;
4. zur Herstellung der Verbindung zwischen dem Führer und weit vorgeschobenen Abteilungen, deren Standort dauernd wechselt und zeitweise überhaupt nicht bekannt ist, z. B. Kavalleriedivisionen;
5. zur Verbindung zwischen der Landarmee und der Flotte bei gemeinsamer Aktion, oder zwischen einem Landungskorps und seinen Schiffen;
6. im Festungskriege, zur Verbindung einer eingeschlossenen Festung mit der Außenwelt, über den Feind hinweg;
7. in einem Kolonialkriege, in dem es an Personal und Material zur Herstellung von Drahtleitungen fehlt und der ganze Kriegsschauplatz als insurgiert anzusehen ist, wobei Drahtleitungen stets zerstört sein werden.

Die Funkentelegraphie kann und soll niemals einen Ersatz der Feldtelegraphie bilden; sie kann diese wie die übrigen Nachrichtenmittel nur ergänzen und die Lücken ausfüllen, welche die Drahttelegraphie ihrer Eigenart nach gelassen hat. Zur Übermittelung sehr langer Befehle und Meldungen, überhaupt für den dauernden Verkehr mehrerer Dienststellen untereinander, wird besonders seit der Einführung des Doppelbetriebes, der erst die richtige Ausnutzung von Drahtleitungen ermöglicht, immer nur die Drahttelegraphie berufen sein. Für kurze Befehle und Meldungen, vor allem während der Operationen, ist in erster Linie die Funkentelegraphie geeignet. Vermöge ihrer großen Beweglichkeit erweist sie sich unter Umständen schon bei ihrem heutigen noch unvollkommenem Stande zu der so lange entbehrten und doch so überaus wichtigen Gefechtstelegraphie brauchbar.

Digitized by Google

Schlußbemerkung.

Den vielseitigen Anforderungen des militärischen Nachrichtenwesens suchen, wie wir gesehen haben, zahlreiche technische Nachrichtenmittel gerecht zu werden. Ein jedes von ihnen hat seine eigenartigen Vorzüge, Nachteile und Schwächen, die ich hier vorurteilsfrei gegeneinander abzuwiegen versucht habe.

Nur durch eine geschickte Ausnutzung und Kombination aller dieser Mittel kann es gelingen, unter den wechselvollen und schwierigen Lagen des Krieges die geistige Verbindung und die Befehlsübermittelung zwischen allen Teilen eines Heeres und dessen Oberhaupt dauernd aufrecht zu erhalten.

Da aber eins das andere ergänzt und da eingreifen muß, wo das andere versagt oder erlahmt, so müssen diese verschiedenartigen Nachrichtenmittel in einer sachkundigen Hand vereint und von einer Spezialtruppe bedient werden, die schon im Frieden gewöhnt und geübt ist, mit ihnen umzugehen.

Hierzu ist der erste bedeutsame Schritt in der Bildung der Verkehrstruppen bei uns bereits getan. Aber auch in dieser verhältnismäßig kleinen und doch so vielseitigen Truppe könnte der Dienstzweig der Nachrichtenübermittelung noch mehr konzentriert werden.

Auch die technischen Nachrichtenmittel teilen das Loos der gesamten Kriegstechnik. Ihr Wert kommt nur im Kriege, unter dem störenden Einfluß des Feindes zu voller Geltung und Entfaltung. In Friedensmanövern sind sie meist lästige Impedimente, die man vielleicht nur benutzt, weil sie eben mitgenommen wurden. Ihre allgemeine Wertschätzung tritt zurück, da man ihren vollen Wert nicht zu erkennen vermag.

Wenn auch die wenigen, meist in fremden Erdteilen und zwischen nicht gleichwertigen Gegnern ausgefochtenen Kriege und Kämpfe der letzten Jahrzehnte die Notwendigkeit und Bedeutung des militärischen Nachrichtenwesens erkennen ließen, so kann und wird doch erst ein großer, zwischen modern ausgerüsteten Heeren geführter Krieg ihre volle Bedeutung zeigen.

Ich schließe mit der Hoffnung, daß die hier behandelten Nachrichtenmittel imstande sein mögen, zum Heile und Siege des Vaterlandes den hohen Anforderungen gerecht zu werden, die man alsdann an sie stellen wird.

Digitized by Google

Oltenizza.

Ein Blatt aus der Psychologie des Krieges

von

Thilo v. Trotha.

(Mit einer Skizze im Text.)

Nachdruck verboten.
Übersetzungsrecht vorbehalten.

1. Einleitung.

Der Orientkrieg, dieser vor einem halben Jahrhundert ausgefochtene, blutige Waffengang zwischen Rußland einerseits und der Türkei nebst den mit dieser verbündeten Westmächten anderseits, ist von der Gegenwart in kriegswissenschaftlicher Beziehung gewissermaßen zum alten Eisen geworfen; die Erscheinungen jenes Krieges gelten als längst veraltet und als durchaus unergiebig für modernes Studium des Krieges, und die allgemeine Charakteristik der vorgekommenen Aktionen wird in der Überlegenheit der zum Teil gezogenen Infanteriebewaffnung der Verbündeten gegen die glatten (zum Teil noch Steinschloß-)Gewehre der Russen gesucht, sowie in der elastischen und modernen Kampfform der Verbündeten den schwerfälligen russischen Massenbewegungen gegenüber.

Schließlich wird die allgemeine Intelligenz der Westeuropäer dem stupiden Stumpfsinn des russischen Soldaten gegenübergestellt. Die ganze Charakteristik bezieht sich ausschließlich auf die Taktik; von der Einwirkung strategischer Beziehungen ist fast garnicht die Rede und von den moralischen Faktoren der Kriegführung noch weniger.

Dies ist das Bild, das sich die große Menge von dem Orientkriege macht — wenn sie seiner überhaupt gedenkt — und wie anders gestaltet sich das Bild für denjenigen, der diesen gewaltigen Kampf in seinen verschiedenen Phasen, nicht nach oberflächlichen, tendenziösen Darstellungen, sondern nach zuverlässigen und eingehenden Quellen studiert.

Das Studium dieses Krieges und seiner blutigen Kämpfe gewährt einen tiefen Einblick in das Wesen des Krieges im allgemeinen, in die

Digitized by Google

grundlegenden, Erfolg und Mißerfolg bedingenden Faktoren, die zwar mit dem damaligen technischen Unterschied in der Bewaffnung und mit dem damaligen reglementarischen Unterschied in der Kampfweise gewisse Berührungspunkte haben, aber ihrem innersten Wesen nach über diese Äußerlichkeiten hoch erhaben und in dem Gebiet der „moralischen Hauptpotenzen" zu suchen sind, das Clausewitz so meisterhaft behandelt und zur Anschauung gebracht hat.

Die Überlegenheit der Verbündeten in der Bewaffnung und die moderne Kampfform machen sich natürlich geltend und kommen namentlich in den weit größeren Verlusten der Russen zum Ausdruck, — aber es ist geradezu erstaunlich, wie wenig diese technische und reglementarische Überlegenheit bei der Entscheidung des Erfolges zur Sprache kommt.

Nicht die besser bewaffneten und rationeller ausgebildeten Verbündeten siegten über die schlechter bewaffneten und mangelhaft ausgebildeten Russen, sondern die gerade in den höchsten Instanzen von meist absolut unfähigen Männern geführten Russen unterlagen ihren von durchweg auch nur mittelmäßigen Generalen geführten Gegnern.

Daß die Führer der Verbündeten meist nur eben mittelgut waren, ist im Hinblick auf die internen Verhältnisse der betreffenden Armeen nicht allzusehr zu verwundern; aber daß Kaiser Nikolaus an die Spitze seiner Heere tatsächlich Männer stellte, welche sich als geradezu unfähig erwiesen, das ist eine merkwürdige Erscheinung — und zwar um so merkwürdiger, als der Kaiser selbst, wie aus seiner Korrespondenz mit seinen vor dem Feinde stehenden Generalen hervorgeht, wenn auch keine genialen, so doch durchaus gesunde Anschauungen vom Kriege hatte, deren Befolgung durch die Generale dem mit unerschütterlichem Heldenmut kämpfenden russischen Heere manches Mißgeschick hätte ersparen und manchen schönen Waffenerfolg ermöglichen können.

Diesen und so manche andere interessante und lehrreiche Punkte, welche sich aus dem Studium des Orientkrieges ergeben, hier übergehend, werde ich in den nachstehenden Zeilen versuchen, in dem Treffen von Oltenizza — dem ersten Waffengange dieses Krieges — ein Gefechtsbild vorzuführen, welches für die unaufhörlichen Mißerfolge der russischen Waffen im ganzen Verlaufe des Krieges wahrhaft typisch ist und das andererseits einen deutlichen Beweis dafür bildet, daß jede taktische Aktion von irgend welcher Bedeutung nur innerhalb ihres strategischen und häufig auch ihres politischen Rahmens völlig verständlich wird und sachgemäß beurteilt werden kann.

Digitized by Google

2. Politische Sachlage.

Die orientalische Frage, im besonderen Rußlands Bestreben, als Protektor der griechischen Christen maßgebenden Einfluß auf die inneren Verhältnisse des türkischen Reiches zu gewinnen, und die hieraus hervorgegangene Streitfrage über das Besitzrecht der heiligen Stätten, welche Rußland ausschließlich für die griechische Kirche in Anspruch nahm, während ein Ferman des Sultans der römisch-katholischen Kirche die Gleichberechtigung zusprach, führte 1853 zunächst zu einem diplomatischen Konflikt Rußlands mit der Türkei, welche durch die Westmächte — Frankreich und England — zum Widerstande gegen die russischen Forderungen ermutigt wurde.

Nachdem eine Sendung des Fürsten Mentschikow nach Konstantinopel, im Frühjahr 1853, erfolglos geblieben, beschloß Kaiser Nikolaus — obgleich Rußland auf einen Krieg militärisch durchaus nicht vorbereitet war — seinen Forderungen durch Androhung von Gewalt Nachdruck zu geben.

Am 26. Juni verkündete Kaiser Nikolaus in einem Manifest, daß er — ohne der Türkei den Krieg zu erklären — die (von türkischen Truppen nicht besetzten) Donaufürstentümer „als Pfand" in Besitz nehmen werde, bis die Türkei in seine Forderungen eingewilligt haben würde.

Am 3. Juli überschritt die Avantgarde der Okkupationsarmee den Pruth, und ohne auf Widerstand zu stoßen, besetzten die Russen die Moldau und den größten Teil der Wallachei. Fürst Gortschakow I, der Oberbefehlshaber der Okkupationsarmee, schlug sein Hauptquartier in Bukarest auf; zur Beobachtung der wichtigsten Donauübergänge wurden Truppenabteilungen in den betreffenden Richtungen vorgeschoben. Ein Überschreiten der Donau war den russischen Generalen ausdrücklich untersagt.

Die türkischen Streitkräfte — unter dem Oberbefehl von Omer-Pascha — sammelten sich inzwischen an den verschiedenen Punkten des rechten Donauufers.

Am 9. Oktober wurde Fürst Gortschakow durch ein Schreiben Omer-Paschas zur Räumung der Donaufürstentümer aufgefordert mit dem Zusatz: falls binnen 15 Tagen keine befriedigende Antwort erfolge, werde die Türkei sich mit Rußland im Kriegszustande befindlich erachten und die Feindseligkeiten eröffnen.

Gortschakow lehnte die Aufforderung mit dem Bemerken ab, daß er zu Unterhandlungen überhaupt nicht ermächtigt sei.

Ende Oktober wurden türkischerseits die Feindseligkeiten längs der ganzen Donaulinie eröffnet, wobei es zunächst allerdings nur zu Posten-Scharmützeln kam.

Digitized by Google

3. Strategische Sachlage.

Die zur Besetzung der Donaufürstentümer bestimmten russischen Streitkräfte bestanden aus dem ganzen 4. Infanteriekorps, unter dem General der Infanterie Dannenberg — 10., 11. und 12. Infanterie- und 4. leichte Kavalleriedivision — sowie aus der 15. Infanterie- und der 5. leichten Kavalleriedivision, welche zu dem unter General Lüders stehenden 5. Infanteriekorps gehörten. Das Gros der 15. Infanteriedivision blieb zur Sicherung der unteren Donau noch östlich des Pruth bei Kilia, Ismail und Reni stehen; nur ein schwaches Detachement dieser Division, unter Generalmajor Engelhard, wurde über den Pruth nach Galaz und Braila vorgeschoben.

Tatsächlich verfügte Gortschakow also für die Operationen in der Wallachei über 3 Infanteriedivisionen mit 48 Bataillonen, 2 Kavalleriedivisionen mit 64 Eskadrons, einige Kasakenregimenter, 12 Fußbatterien mit 144 Geschützen und 5 reitende Batterien mit 40 Geschützen. Die Sollstärke dieser Truppen — ausschließlich der 15. Infanteriedivision — belief sich auf etwa 70 000 Mann, hinter welcher Zahl die wirkliche Stärke erheblich zurück blieb; bei Eröffnung der Feindseligkeiten scheint letztere nur 55 000 Mann betragen zu haben.

General Anrep, welcher mit der 4. leichten Kavalleriedivision die Avantgarde Gortschakows bei dem Einmarsch in die Donaufürstentümer bildete, hatte die Instruktion erhalten: falls er diesseits der Donau auf türkische Truppen stoßen sollte, diese durch Parlamentäre zum Rückzuge hinter die Donau aufzufordern und erst bei erfolgter Weigerung Waffengewalt anzuwenden; stärkeren türkischen Abteilungen gegenüber sollte die Avantgarde sich unter keinen Umständen in ein zweifelhaftes Gefecht einlassen, sondern in diesem Falle auf die Hauptarmee zurückgehen.

Die Russen stießen übrigens nirgends auf türkische Truppen und besetzten die Wallachei im Laufe des Juli und August ohne Zwischenfall.

Fürst Gortschakow nahm sein Hauptquartier in Bukarest, in dessen nächster Umgebung die 12. Infanteriedivision (Generalleutnant Liprandi) und die Ulanenbrigade der 5. Kavalleriedivision die sogenannte „Hauptreserve“ bildeten.

Auf dem äußersten rechten Flügel wurde General Fischbach (Kommandeur der 5. Kavalleriedivision) mit der ersten Brigade der 10. Infanteriedivision und der Husarenbrigade der 5. Kavalleriedivision nach der Kleinen Wallachei vorgeschoben.

Zur Beobachtung der wichtigsten Donauübergänge südlich von Bukarest wurden drei Detachements aufgestellt:

Digitized by Google

1. gegen Rustschuk: Generalleutnant Soimonow, Kommandeur der 10. Infanteriedivision, mit der zweiten Brigade dieser Division;
2. gegen Turtukai: Generalmajor Pawlow, Kommandeur der 11. Infanteriedivision, mit der ersten Brigade dieser Division und sechs Eskadrons Olviopolulanen (der 4. Kavalleriedivision);
3. gegen Silistria: Generalleutnant Nirod, Kommandeur der 4. Kavalleriedivision, mit dem Gros dieser Division und der zweiten Brigade der 11. Infanteriedivision; dieses Detachement stand über Slobodsia in Verbindung mit dem bei Braila stehenden Detachement der 15. Infanteriedivision unter General Engelhard.

Einige Kasakenregimenter gaben die Vorposten längs der Donau und unterhielten die Verbindung zwischen den einzelnen Detachements.

Die Kommandeure aller gegen die Donau vorgeschobenen Abteilungen hatten vom Fürsten Gortschakow die Weisung erhalten: falls türkische Abteilungen den Fluß überschreiten sollten, zunächst nicht die Feindseligkeiten gegen diese zu eröffnen, sondern sie durch einen entgegengesandten Parlamentär zum Rückzuge über den Fluß aufzufordern; nur im äußersten Notfalle sei Waffengewalt anzuwenden.

Nachdem durch den Brief Omer-Paschas die Eröffnung der Feindseligkeiten angekündigt war, wurde obige Weisung indessen am 24. Oktober durch die andere Weisung ersetzt: „bei dem ersten Versuche des Feindes, über die Donau zu gehen, ist derselbe womöglich während des Überganges selbst anzugreifen".

Die türkischen Streitkräfte, deren Gesamtstärke auf etwa 130 000 Mann angenommen werden kann, waren zum Teil in der rückwärtigen Stellung von Schumla, zum Teil in verschiedenen Korps längs des rechten Donauufers versammelt; das bei Widdin zusammengezogene Korps von 20 000 Mann ging Ende Oktober auf das linke Ufer der Donau über und verschanzte sich in der vorteilhaften Stellung von Kalafat. Kleine Streifabteilungen wurden von hier aus in der Richtung gegen die Aluta vorgeschoben.

4. Die Örtlichkeit.

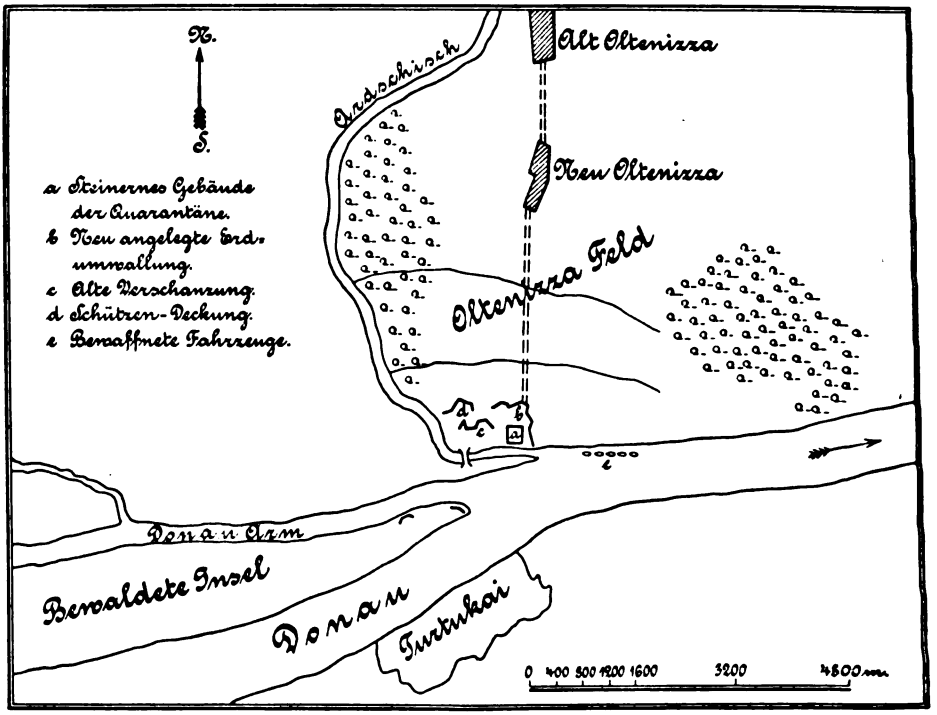
Die Donau wird dicht oberhalb der Mündung des Ardschisch durch eine 3 km lange bewaldete Insel in zwei Arme geteilt, von denen der wallachische 160 m, der türkische 500 m Breite hat. Dicht unterhalb der Ardschischmündung verengert sich die Breite des vereinigten Stromes auf 430 m; das steil ansteigende rechte Ufer überhöht das flache linke Ufer vollständig.

Am linken Ufer, unmittelbar unterhalb der Ardschischmündung, liegt ein großes viereckiges, steinernes Gebäude, die „Quarantäne von Oltenizza";

Digitized by Google

etwa 4 km nördlich dieses Gebäudes, an der nach Bukarest führenden Straße, liegt das Dorf Neu-Oltenizza, etwa 1 km nördlich desselben das Dorf „Alt-Oltenizza".

Das sogenannte „Oltenizza-Feld", d. h. das Gelände zwischen Neu-Oltenizza und der Quarantäne, ist eine leicht zur Donau geneigte Ebene, deren Boden infolge häufiger Überschwemmungen feucht und schlüpfrig ist, und die von mehreren mit knietiefem Schlamme angefüllten Wasserrinnen durchschnitten wird.



Das niedrige linke Ufer des Ardschisch ist in einer Breite von etwa 200 m mit Buschwerk bedeckt, welches nur geringe Deckung bot, aber die Bewegung sehr erschwerte.

Östlich der Quarantäne, etwas über 1 km entfernt, befand sich ein kleines Wäldchen mit sumpfigem Untergrunde.

5. Aufstellung der Russen zwischen Turtukai, Oltenizza und Bukarest Ende Oktober.

Drei Sotnien des donischen Kasakenregiments Nr. 34 — dessen Kommandeur seinen Sitz in Neu-Oltenizza hatte — beobachteten die 60 km lange Donaustrecke vom See Gretschilov bis Karnizeli; stromaufwärts hatten sie Verbindung mit den Kasaken Soimonows, stromabwärts mit den Kasaken

Digitized by Google

Nirods. Den ersten Rückhalt dieser dünnen Postenlinie bildeten zwei Eskadrons Olviopolulanen in Negojeschti, 18 km hinter Oltenizza.

Bei Budeschti, 4 km hinter Negojeschti, also 22 km von Oltenizza entfernt, stand General Pawlow mit dem Regiment Selenginsk, sechs Eskadrons Olviopolulanen, je acht Geschützen der 3. schweren und der 5. leichten Batterie und zwei Geschützen der 9. donischen Kasakenbatterie.

Bei Dobreni endlich, etwa 20 km hinter Budeschti, stand das Regiment Jakuzk mit je vier Geschützen der 3. schweren und der 5. leichten Batterie; hier in Dobreni befand sich auch das Hauptquartier des Generals Dannenberg.

Die Entfernung von Dobreni bis Bukarest, wo das Hauptquartier des Generalissimus war und wo die 12. Infanteriedivision als allgemeine Reserve stand, beträgt annähernd ebenfalls 20 km.

Von der Übergangsstelle bei Turtukai—Oltenizza, welche nur durch schwache Kasakenposten beobachtet wurde, hatten also die nach rückwärts aufgestaffelten Abteilungen folgende Entfernungen:

2 Eskadrons	18 km,
Divisionskommandeur mit 4 Bataillonen, 4 Eskadrons und 18 Geschützen	22 „
Korpskommandeur mit 4 Bataillonen und 8 Geschützen	42 „
Der Generalissimus mit 16 Bataillonen und 48 Geschützen	62 „.

6. Übergang der Türken über die Donau.

Türkischerseits waren inzwischen bei Turtukai etwa 14 000 Mann zusammengezogen, mit denen Omer-Pascha sich am linken Ufer in derselben Art festzusetzen beabsichtigte, wie dies bereits von Widdin aus bei Kalafat geschehen war.

Als Vorbereitung des Überganges wurden auf den das linke Ufer beherrschenden steilen Höhen östlich von Turtukai eine Anzahl Batterien angelegt und mit etwa 20 bis 30 Geschützen, zum Teil schweren Kalibers, bewaffnet; für den Übergang standen den Türken außer einer großen Anzahl Kähne auch fünf größere, mit zusammen sechs Geschützen bewaffnete Fahrzeuge zur Verfügung.

Kleinere türkische Streifabteilungen waren bereits mehrfach nach dem wallachischen Ufer übergesetzt; am 22. Oktober war ein Kasakenposten von solcher Streifschar überfallen worden.

In der Nacht vom 31. Oktober zum 1. November setzten türkische Abteilungen in Kähnen nach der vorn erwähnten bewaldeten Insel über und errichteten auf ihr im Laufe des 1. November zwei Batterien, von denen

Digitized by Google

die eine, an der Ostspitze der Insel, mit drei Geschützen, die andere, weiter westlich gelegene, mit sechs Geschützen bewaffnet wurde.

Am 2. November, nachmittags 5 Uhr — also bereits nach Eintritt der Dämmerung — begann das Übergehen türkischer Abteilungen nach dem linken Ufer; das Quarantänegebäude wurde besetzt, gleichzeitig schritt man zur Anlage von Erdverschanzungen, wobei die hier befindlichen Überreste früherer Verschanzungen benutzt wurden.

Während der Nacht wurde sowohl das Übersetzen der Truppen wie die Schanzarbeit fortgesetzt; über den Ardschisch wurde eine Schiffbrücke geschlagen.

Nach Norden und Osten zu wurde die Quarantäne mit einer Umwallung umgeben, deren Brustwehr 1,25 m hoch und 3 bis 4 m dick war; vor ihr lag ein Graben von 2 m Tiefe. In der Brustwehr waren mit Faschinen und Schanzkörben Schießscharten für Geschütze hergestellt, und zwar auf der Nordfront für neun, auf der Ostfront für vier Geschütze.

Westlich der Quarantäne war ein vorhandener alter Wall in gleicher Weise für die Aufstellung von sieben Geschützen eingerichtet; vor diesem Wall war eine Deckung für Schützen erbaut. Ob wirklich sämtliche vorbereiteten Geschützstände — zwanzig an der Zahl — mit Geschützen besetzt worden sind, bleibt zweifelhaft; jedenfalls aber hat eine Anzahl von Geschützen in den Werken des linken Ufers Aufstellung gefunden.

Auch die Zahl der nach dem linken Ufer übergesetzten Truppen steht nicht ganz fest; jedenfalls betrug sie mehrere tausend Mann, darunter zwei mit gezogenen Gewehren bewaffnete Jägerbataillone, auch befand sich Kavallerie unter den übergesetzten Truppen.

Die mit Geschützen bewaffneten Fahrzeuge nahmen unterhalb der Quarantäne am Ufer Aufstellung.

7. Russischerseits getroffene Anordnungen.

Das in der Nacht zum 1. November unter dem Schutze eines starken Nebels erfolgte Festsetzen der Türken auf der bewaldeten Insel war von den Kasakenposten nicht bemerkt worden; erst das Geräusch der auf der Insel vorgenommenen Arbeiten, namentlich das Fällen von Bäumen, machte die Russen aufmerksam, die nun auch den Bau von Batterien auf der Insel bemerkten. Die über diese Wahrnehmungen abgeschickte Meldung — sie scheint durch einen Kasaken mündlich erfolgt zu sein — erreichte den General Pawlow in Budeschti (22 km von Oltenizza) am 1. November im Laufe des Nachmittags. Pawlow sah sich hierdurch in dreifacher Richtung zu Maßregeln veranlaßt:

Digitized by Google

1. Er sandte seinen eigenen Adjutanten nach Oltenizza, um nähere Nachrichten über die dortige Sachlage einzuziehen;
2. er setzte sofort das bei Budeschti stehende Detachement — 4 Bataillone, 4 Eskadrons und 18 Geschütze — nach Negojeschti in Bewegung;
3. endlich sandte er über die erhaltene Nachricht sowie über die getroffenen Maßnahmen Meldung nach Dobreni (20 km) an den Korpskommandeur General Dannenberg.

Dannenbergs Verfahren nach dem Eingang der Meldung Pawlows war ein ganz eigentümliches:

An General Pawlow schickte er die Antwort: er solle sich und seine Truppen nicht beunruhigen, wenn ein paar Dutzend Türken über die Donau setzten; im übrigen möge Pawlow zur persönlichen Rücksprache nach Dobreni kommen.

Gleichzeitig übersandte Dannenberg die erhaltene Meldung — der er demnach doch wohl größere Bedeutung beigelegt zu haben scheint — an Gortschakow nach Bukarest (20 km) und knüpfte daran die Bitte, den Feind angreifen zu dürfen.

Als Pawlow die Antwort Dannenbergs erhielt, ließ er seine Truppen von Negojeschti nach Budeschti zurückmarschieren und begab sich selbst nach Dobreni, wo er im Laufe des Nachmittags des 2. November eingetroffen sein dürfte. Nach kurzer Unterredung scheint er Dobreni wieder verlassen zu haben, da er jedenfalls während der gleich zu erwähnenden Vorgänge am Abend des 2. November nicht mehr in Dobreni anwesend war.

Als nun Pawlows Adjutant inzwischen — am Vormittage des 2. November — bei Oltenizza eintraf, fand er hier folgende Sachlage vor:

Die schwache Kasakenabteilung, welcher hier die Uferbewachung obgelegen hatte, war vor überlegener türkischer Kavallerie, die den Ardschisch durchfurtet und sich im Oltenizza-Feld ausgebreitet hatten, auf Oltenizza zurückgewichen. Die Quarantäne zeigte sich stark besetzt, auch wurde dort an Verschanzungen gearbeitet; dabei wurden fortgesetzt Truppen über die Donau gesetzt.

Als der Adjutant mit diesen Nachrichten im Laufe des Nachmittags nach Budeschti zurückkehrte, fand er General Pawlow nicht vor; der als Rangältester ihn vertretende Kommandeur der Olviopolulanen schickte den Adjutanten mit seiner Meldung sofort weiter nach Dobreni und versprach gleichzeitig, zwei Eskadrons Ulanen zur Aufnahme der Kasaken nach Oltenizza vorgehen zu lassen.

Der Adjutant traf am Abend des 2. November in Dobreni ein (unterwegs muß er sich mit dem nach Budeschti zurückkehrenden Pawlow gekreuzt haben, worüber indessen keine näheren Angaben vorliegen) und

Digitized by Google

meldete dem General Dannenberg die von ihm bei Oltenizza in Erfahrung gebrachte Sachlage.

Bei Dannenberg war, infolge seiner an Gortschakow abgesandten Meldung, von Bukarest aus General Semjakin eingetroffen, um im Sinne der von Dannenberg ausgesprochenen Bitte Gortschakows Ermächtigung zum Angriff zu überbringen.

Dannenberg — „hoch erfreut, sich schlagen zu dürfen" — fertigte noch an demselben Abend den Adjutanten Pawlows mit einem an diesen gerichteten Befehl folgenden Inhalts ab:

Pawlow soll mit seinem Detachement von Budeschti am 3. November um 9 Uhr morgens aufbrechen und zwar in der heute mündlich befohlenen Marschordnung; das bei Dobreni stehende Regiment Jakuzk (nebst der bei diesem befindlichen Artillerie) wird bereits um 7 Uhr morgens aufbrechen, um sich mit Pawlow zu vereinigen. Nachdem dieser bei Fundeni einen dreistündigen Halt gemacht, soll er von hier aus den Oberst Kosljäninow mit zwei Eskadrons Ulanen, den beiden Kasakengeschützen und allen zur Stelle befindlichen Kasaken zur Erkundung der feindlichen Stellung gegen die Donau vorgehen lassen. Pawlow selbst soll ebenfalls den Vormarsch fortsetzen und dabei die übrigen vier Eskadrons Ulanen seiner Infanterie auf 1 km Abstand folgen lassen. Weitere Befehle wird Dannenberg erteilen, sobald er persönlich bei dem Detachement Pawlows eingetroffen sein wird.

Auf Grund dieses Befehls, der erst in später Nachtstunde in Budeschti eintraf (der Überbringer hatte binnen 30 Stunden eine Wegstrecke von zusammen 84 km zurückgelegt und außerdem die türkische Stellung am Donauufer erkundet), trat Pawlow am 3. November um 9 Uhr vormittags den Vormarsch an und setzte denselben bis Alt-Oltenizza fort, wo er das Biwak bezog; hier traf später auch das Regiment Jakuzk ein.

Die von Dannenberg angeordnete Erkundung der türkischen Stellung kam unter etwas veränderten Umständen zur Durchführung.

Durch die von Dannenberg erhaltenen Mitteilungen sich nicht genügend orientiert erachtend, schickte Fürst Gortschakow aus seinem Hauptquartier den Generalstabs-Oberstleutnant Ernrot nach Oltenizza mit dem Auftrage vor genaue Nachrichten über die dortige Sachlage einzuziehen. Ernrot traf auf die zur Erkundung vorgeschickte Abteilung des Obersten Kosljäninow und führte unter ihrem Schutze um Mittag seinen Auftrag aus, der folgendes Ergebnis hatte:

Zum Schutz des Quarantänegebäudes werden Erdwerke aufgeführt, aber bis jetzt ist ein Teil des Gebäudes noch ungedeckt. Die Zahl der am linken Ufer befindlichen feindlichen Truppen genau zu bestimmen, ist

Digitized by Google

nicht gut möglich, aber mehr als drei Bataillone scheinen es nicht zu sein, — außerdem eine Abteilung Kavallerie. Die Geschütze einer der auf dem Höhenrande des rechten Ufers gelegenen Batterie reichen bis Neu-Oltenizza.

Bei Erstattung dieser Meldung soll Oberstleutnant Ernrot sich dem Fürsten Gortschakow gegenüber anheischig gemacht haben, mit zwei ihm zur Verfügung gestellten Bataillonen die Quarantäne zu nehmen.

Fürst Gortschakow hatte am 2. November dem General Dannenberg die Ermächtigung erteilt, die bei Oltenizza übergegangenen Türken anzugreifen, — und Dannenberg hatte darauf hin das Detachement Pawlow (8 Bataillone, 6 Eskadrons und 26 Geschütze) nach Oltenizza in Bewegung gesetzt; während diese Truppen aber im Laufe des 3. November die vorgeschriebenen Bewegungen ausführten, ergingen aus dem Hauptquartier des Fürsten Gortschakow hintereinander noch drei Befehle, welche die schwankende Stimmung des Generalissimus scharf charakterisieren und auf die Durchführung der angeordneten Offensive einen verhängnisvollen Einfluß ausüben sollten.

Am Morgen des 3. November schrieb Gortschakow an Dannenberg: „Ich billige vollständig den von Euer Exzellenz gefaßten Entschluß, die Türken spätestens morgen anzugreifen; beginnen Sie den Angriff bei Tagesanbruch."

Dieser Erlaß war nur eine zweite Auflage der bereits gestern durch General Semjakin dem General Dannenberg mündlich übermittelten Ermächtigung zum Angriff und ist, aller Wahrscheinlichkeit nach, abgeschickt bevor Semjakin von Dobreni nach Bukarest zurückgekehrt war.

Nun folgte im Laufe des 3. November ein zweiter Erlaß Gortschakows an Dannenberg: „Der Feind muß um jeden Preis vom linken Ufer vertrieben werden. Wenn Sie das feste Vertrauen haben, den Feind mit den Ihnen zur Verfügung stehenden Truppen (zwei Infanterieregimenter und ein Kavallerieregiment) zu schlagen, so greifen Sie morgen an, andernfalls lassen Sie sich in kein ernstes Gefecht ein."

Dieser zweite Erlaß ist sicherlich hervorgerufen durch die inzwischen bis zu Gortschakow gelangte Meldung des Pawlowschen Adjutanten, nach welcher die Türken bereits mit beträchtlichen Kräften am linken Ufer sich festgesetzt hatten.

Inzwischen kehrte nun aber Oberstleutnant Ernrot von seiner Erkundung zu Gortschakow zurück; sein Bericht — man denke nur an das ihm in den Mund gelegte Anerbieten, mit zwei Bataillonen die Quarantäne nehmen zu wollen, — scheint die Bedenklichkeit Gortschakows beseitigt zu haben, denn nun erfolgte, bereits in der Nacht, der dritte Erlaß des Fürsten an Dannenberg: „Greifen Sie morgen, den 4. November, an, so

Digitized by Google

früh als möglich, ohne auf weitere Verstärkungen zu warten. Ein Zeitverlust von 24 Stunden kann nicht wieder gut zu machende Folgen haben. Soeben erhalte ich die Nachricht vom Übergange der Türken bei Dschurdschewo, — dies ist ernster, ich konzentriere daher die 12. Division bei Krizeschti."

Was die in dem letzten Erlaß Gortschakows erwähnte Meldung von dem Übergange der Türken bei Dschurdschewo betrifft, so hatte dort am 1. November eine ganz unbedeutende Kanonade stattgefunden; zu einer — allerdings wohl beabsichtigt gewesenen — Landung türkischer Truppen war es gar nicht gekommen, die hierüber an Gortschakow gelangten Meldungen müssen also sehr übertrieben gelautet haben.

8. Dannenbergs Angriffsdisposition.

Die Truppen Pawlows, welche in der Nacht vom 3. zum 4. November nördlich von Alt-Oltenizza im Biwak standen, waren in vorzüglicher Stimmung und sahen mit Ungeduld dem Kampfe entgegen.

Am 4. November, 9 Uhr morgens, traf General Dannenberg bei den Truppen ein, beritt zunächst die vorgeschobenen Posten und berief dann die Kommandeure nach Alt-Oltenizza, wo er ihnen für den bevorstehenden Angriff folgende Dispositionen zur Kenntnis brachte:

Das Regiment Selenginsk tritt den Vormarsch in folgender Ordnung an: an der Spitze alle Scharfschützen des Regiments (pro Bataillon 24, im ganzen also 96), dann das I. Bataillon in Marschkolonne, aus der Kolonne nach der Mitte abgebrochen; dann vier leichte Geschütze. Dann das II. Bataillon in derselben Formation; dann die zwölf Geschütze der schweren Batterie; dann das III. und IV. Bataillon. Ist Alt-Oltenizza durchschritten, so wendet sich General Ochterlone (Kommandeur der das Detachement bildenden Infanteriebrigade) mit den Scharfschützen, dem I. und II. Bataillon und vier leichten Geschützen rechts und bildet, am Ardschischufer entlang vorgehend, den rechten Flügel; die Scharfschützen sind in dem Ufergebüsch möglichst weit vorzuschieben, um die feindliche Artillerie beschießen zu können. Im Zentrum fährt die schwere Batterie auf; links von ihr nehmen das III. und IV. Bataillon Selenginsk staffelartig Aufstellung; Regiment Jakuzk mit acht leichten Geschützen in Reserve dahinter. Alle acht Bataillone sind in Angriffskolonnen formiert. Die Ulanen mit den beiden reitenden (Kasaken-)Geschützen halten links von Neu-Oltenizza, außerhalb der feindlichen Schußweite.

General Pawlow kommandiert die ganze Infanterie; General Sixtel (Chef der Artillerie des 4. Korps) befehligt die beiden Batterien.

Das Kommando über die Kavallerie behält sich der Korpskommandeur selbst vor, der seinen Standpunkt am Ausgange von Neu-Oltenizza haben wird.

Digitized by Google

9. Der Angriff.

Auf dem schlüpfrigen Boden und sehr bald im Bereiche des Feuers der schweren türkischen Geschütze auf den Höhen des rechten Donauufers, vollführten die Truppen den Vormarsch in tadelloser Ordnung.

Die schwere Batterie entwickelte sich auf 1300 m vor der feindlichen Stellung aus der Marschkolonne zur Linie, avancierte so bis auf 900 m und eröffnete hier das Feuer; — es war $12^1/_2$ Uhr mittags.

Nachdem das Feuer aus dieser Stellung eine Zeitlang unterhalten war, führte General Sixtel die Batterie persönlich, mit großer Umsicht und Energie, weiter vor; nach je 100 m wurde erneut Stellung genommen und eine Zeitlang gefeuert. Als die schwere Batterie der feindlichen Stellung so bis auf 500 m nahe gekommen war, begannen auch die vier leichten Geschütze Ochterlones auf dem rechten Flügel das Feuer gegen die Verschanzungen, während auf dem äußersten linken Flügel die beiden Kasakengeschütze das Feuer gegen die unterhalb der Quarantäne liegenden bewaffneten Fahrzeuge richteten.

Bald darauf fuhren die acht leichten Geschütze der Reserve links von der schweren Batterie ebenfalls auf; vier von diesen Geschützen richteten ihr Feuer gegen die rechte Flanke der feindlichen Verschanzungen, während die anderen vier Geschütze ihr Feuer mit dem der beiden Kasakengeschütze zusammen gegen die bewaffneten Fahrzeuge richteten, von denen das eine in den Grund gebohrt wurde. Innerhalb der türkischen Verschanzungen erfolgten um diese Zeit zwei Explosionen.

Die Infanterie hatte ihre Bewegungen dem Vorgehen der Artillerie angepaßt und sich so der feindlichen Stellung mehr und mehr genähert.

Als die Infanterie gegen 3 Uhr die Höhe der auf 500 m Entfernung feuernden Artillerie erreicht hatte, führte General Sixtel die Geschütze in schnellster Gangart 100 m weiter vor und ließ Kartätschfeuer eröffnen, während die Infanterie auf beiden Flügeln zum Angriff ansetzte.

Als die Bataillone, rechts und links an der Artillerielinie vorüber, weiter vordrangen und das Schußfeld der Artillerie zum Teil maskierten, brachen die Flügelgeschütze das Feuer ab, während die mittleren Geschütze dasselbe zwischen der Infanterie hindurch fortsetzten.

Etwa 200 m vor der feindlichen Stellung stießen das III. und IV. Bataillon Selenginsk auf einen der erwähnten morastigen Wasserrisse, welcher das Vorgehen einige Zeitlang innerhalb des wirksamsten feindlichen Geschütz- und Gewehrfeuers zum Stocken brachte.

Nachdem die Truppen sich hindurchgearbeitet hatten, wurde der Vormarsch fortgesetzt, aber bald durch einen zweiten morastigen Wasserriß aufgehalten, in den die Mannschaften bis zum Knie einsanken.

Digitized by Google

Auch dieses Hindernis wurde überwunden, beide Bataillone, welche bisher in der Angriffskolonne geblieben, formierten jetzt endlich Kompagniekolonnen; dasselbe taten die Bataillone des Regiments Jakuzk, welche inzwischen die beiden Bataillone des ersten Treffens eingeholt und zum Teil überholt hatten.

Die beiden Bataillone (I. und II.) Selenginsk des rechten Flügels hatten gleiche Schwierigkeiten zu überwinden, dabei sehr große Verluste erlitten und waren zum Teil in Unordnung geraten, blieben aber nichtsdestoweniger im Vorgehen.

Die Geschütze hatte General Sixtel inzwischen bis auf 250 m an den Feind herangeführt; soweit ihr Schußfeld nicht durch die Infanterie maskiert wurde, feuerten sie lebhaft mit Kartätschen.

Innerhalb der feindlichen Verschanzungen wurde jetzt sichtliche Unruhe bemerkbar. Das bis dahin äußerst lebhafte Feuer wurde schwächer; die Geschütze wurden von der Brustwehr zurückgezogen, und deutlich sah man Abteilungen den am Ufer liegenden Booten zueilen.

Schon hatten einige der an der Spitze der Stürmenden befindlichen Freiwilligen den Graben erreicht, waren in ihn hinabgesprungen und begannen die Brustwehr zu ersteigen, dicht hinter ihnen folgten unaufhaltsam die Kompagniekolonnen, — da traf der Befehl Dannenbergs ein, das Gefecht abzubrechen und die Truppen zurückzuführen!

10. Der Rückzug.

Die Truppen, welche ihrer Überzeugung nach den unbedingten Sieg jetzt in Händen hatten, waren über den allen unbegreiflichen Befehl zum Rückzuge aufs äußerste bestürzt, aber — wenn auch mit innerem Widerstreben — sie gehorchten.

Nachdem die beiden Wasserrisse wieder überschritten waren, machten die Bataillone Front, um das Zurückschaffen der Verwundeten zu sichern; der Versuch einer türkischen Kavallerieabteilung zum Vorgehen wurde durch Kartätschfeuer abgewiesen.

Das türkische Feuer hatte merkwürdigerweise fast ganz aufgehört. Langsam und in völliger Ordnung setzten die Russen den Rückzug fort.

Um 5 Uhr war das Gefecht zu Ende; das Detachement bezog sein altes Biwak hinter Oltenizza, — aber die freudige, zuversichtliche Stimmung, welche gestern geherrscht hatte, war einer dumpfen Niedergeschlagenheit gewichen.

Der russische Verlust betrug: 5 Offiziere, 231 Mann tot, 39 Offiziere, 695 Mann verwundet.

Die Türken gaben ihren Verlust an auf: einen Pascha und 17 Mann tot, 72 Mann verwundet.

Digitized by Google

11. Strategische Wirkungen des Treffens.

Fürst Gortschakow, welcher nunmehr eine energische Offensive der Türken gegen Bukarest erwarten zu müssen glaubte, versammelte durch Heranziehung verschiedener Abteilungen zwischen Bukarest und Oltenizza eine verhältnismäßig starke Streitmacht und verlegte am 10. November sein Hauptquartier von Bukarest nach Budeschti.

In den ersten Tagen nach dem Treffen von Oltenizza hatten die Türken ihre auf das linke Donauufer übergegangenen Truppen verstärkt und sich am linken Ufer des unteren Ardschisch festgesetzt; bereits am 12. November aber wurden alle übergesetzten Truppen auf das rechte Donauufer zurückgezogen. Die auf dem linken Ufer errichteten Werke wurden zerstört, das Quarantänegebäude und die über den Ardschisch geschlagene Brücke wurden den Flammen überliefert.

Irgendwelche strategische Bedeutung hat das Treffen von Oltenizza also nicht gehabt, — wohl aber eine sehr große moralische: der erste Zusammenstoß russischer Truppen mit dem Gegner war für erstere unglücklich verlaufen.

Wir wenden uns nunmehr zu den Gründen des Mißerfolges.

12. Kritische Bemerkungen des Kaisers Nikolaus.

Kaiser Nikolaus ließ, nachdem ihm die Einzelheiten des Tages von Oltenizza bekannt geworden waren, dem Generalissimus Fürsten Gortschakow folgende „Bemerkungen“ zugehen:

1. Zwei Batterien waren zu wenig, um die Artillerie der feindlichen Verschanzungen zum Schweigen zu bringen, und zwar umsomehr, als der Feind auch auf dem beherrschenden rechten Ufer Batterien erbaut hatte.
2. Der Angriff der Infanterie erfolgte, allen Regeln zuwider, in Angriffskolonnen, fast in einer kompakten Masse, da die Bataillone fast gar keine Intervallen und Abstände hielten.
3. Der Artillerie hätten alle Scharfschützen der Brigade zugeteilt werden müssen, mit der Aufgabe, ihr Feuer auf die feindlichen Schießscharten zu richten.
4. Die erste Linie oder die beiden ersten Linien mußten den Angriff in Kompagniekolonnen, in schachbrettförmiger Ordnung führen, mit Schützen in den Intervallen.
5. Die dritte Linie oder Reserve, in der Angriffskolonne bleibend, mußte mindestens 300 Schritt Abstand halten und durfte nicht das Feuer der eigenen Artillerie maskieren.
6. Bei einem derartigen Verfahren würde der Angriff geringere Verluste herbeigeführt und wahrscheinlich Erfolg gehabt haben.

Digitized by Google

13. Betrachtungen.

Die obigen Bemerkungen des Kaisers sind sämtlich richtig, aber sie treffen nicht die wirklich entscheidenden Punkte, welche das Mißgeschick der russischen Waffen am Tage von Oltenizza herbeiführten.

Des Kaisers Entschluß, die Donaufürstentümer „als Pfand" zu besetzen, ohne der Türkei den Krieg zu erklären, setzte von vornherein seine Truppen in eine schwierige Lage und spielte dem Gegner eine wichtige Chance des Erfolges in die Hand.

Zunächst wurde den Türken hierdurch die Wahl des Zeitpunktes überlassen, wann es ihnen im Hinblick auf die allgemeine politische Lage und auf den Stand ihrer Rüstungen zweckmäßig erscheinen würde, die Feindseligkeiten zu eröffnen.

Die „pfandweise" Besetzung der Fürstentümer führte ferner, um der „Besitznahme" einen deutlichen Ausdruck zu geben, zu einer kordonartigen Aufstellung längs der Donaulinie, wodurch den Türken Gelegenheit geboten wurde, durch überraschenden Vorstoß mit überlegenen Kräften die schwache russische Kordonlinie zurückzudrücken und sich im Angesicht der russischen Truppen am linken Ufer festzusetzen.

Die überhöhende Lage, welche das steil ansteigende bulgarische Ufer im Vergleich zu dem flachen wallachischen Ufer hat, machte es für die Russen sehr schwer, ja fast unmöglich, in rein defensiver Abwehr ein Festsetzen der Türken am linken Donauufer, unter dem Schutz ihrer auf dem rechten Ufer befindlichen Festungen oder neu erbauter Verschanzungen zu verhindern; schon das bloße Festsetzen der Türken aber am linken Ufer, im Angesicht der russischen Truppen, war nach Lage der Dinge für die Türken ein moralischer Erfolg, für die Russen das Gegenteil.

Die durch eine falsche Politik geschaffene ungünstige strategische Sachlage ist also als der erste Grund des Mißgeschickes von Oltenizza zu bezeichnen.

Nimmt man die geschilderte, ungünstige politisch-strategische Lage als gegeben an, so handelte es sich für die russische Heeresleitung um die grundsätzliche Entscheidung der Frage: will man einer eventuellen türkischen Offensive gegenüber die Donaulinie selbst halten — oder will man die Türken zunächst ungehindert in die Wallachei vordringen lassen, um ihnen hier mit versammelten Kräften entgegenzutreten und ihnen, womöglich unter Abdrängung von der Donau, eine vernichtende Niederlage beizubringen.

Letzteres Verfahren entsprach nicht nur den Lehren der Kriegsgeschichte im allgemeinen, sondern mußte dem ersten Verfahren ganz besonders deshalb vorgezogen werden, weil die örtliche Beschaffenheit der beiden Donau-

Digitized by Google

ufer eine direkte Verteidigung des linken Ufers sehr schwer, wenn nicht unmöglich machte.

Trotzdem entschloß sich Fürst Gortschakow zu dem ersteren Verfahren: die Donaulinie unmittelbar zu behaupten, — dies ist der zweite Grund des Mißgeschickes von Oltenizza.

Die Aufgabe einer direkten Verteidigung der Donaulinie, unter den erwähnten schwierigen Umständen, stellte an die Umsicht und Entschlossenheit der betreffenden Unterführer hohe Anforderungen.

Da ein defensives Behaupten des linken Ufers für die Russen taktisch ziemlich unmöglich war, so kam es darauf an, im entscheidenden Augenblick, nicht zu früh und nicht zu spät, aus einer rückwärtigen Bereitschaftsstellung über den im Übersetzen begriffenen Feind herzufallen, die bereits gelandeten Abteilungen in die Donau zu werfen, die noch mit übersetzenden Truppen vollgestopften Fahrzeuge in Grund und Boden zu schießen und dann möglichst schnell vom Ufer wieder zu verschwinden, um nicht länger als unbedingt notwendig sich dem überhöhenden Feuer der auf dem hohen bulgarischen Ufer aufgestellten Geschütze auszusetzen.

Im Sinne dieser Erwägungen hatte der Generalissimus die betreffenden Unterführer allerdings angewiesen: „den Feind womöglich während des Überganges selbst anzugreifen".

Dieser Befehl war am 24. Oktober erlassen, also acht Tage vor dem Beginne der Feindseligkeiten; die Detachementsführer hatten also vollkommen Zeit, die ihnen eventuell zufallende Rolle in allen ihren Beziehungen sich klar zu machen und auch ihre Untergebenen über die wahrscheinliche Natur der zunächst bevorstehenden Ereignisse zu orientieren. Grundsätzliche Zweifel über das einzuschlagende Verfahren mußten rechtzeitig durch Anfragen beim Generalissimus beseitigt werden.

Ein derartig auf die Ereignisse vorbereiteter Detachementsführer mußte dann von dem Augenblick an, wo er den Beginn des feindlichen Überganges innerhalb seines Bezirks erfuhr, im Sinne des erhaltenen allgemeinen Befehls, aber ohne irgend welche weiteren Befehle abzuwarten, vollkommen selbständig handeln, ohne eine Minute unnütz zu verlieren; kurze und klare Meldungen an die oberen Instanzen mußten diese über die Sachlage genau informieren.

Rascher Entschluß und unaufhaltsame, rücksichtslose Durchführung desselben ohne kleinliche Bedenken, dabei der feste Wille, den gelandeten Feind um jeden Preis in die Donau zu werfen, — das waren die Faktoren, welche zur Führung einer derartigen schwierigen Aufgabe unerläßlich waren, deren Vorhandensein aber auch taktische Fehler in den Einzelheiten des Verfahrens

Digitized by Google

sowie Mängel in der Bewaffnung und in den reglementarischen Formen ausgleichen konnte.

Diese Faktoren fehlten in dem vorliegenden Falle aber vollständig.

Am 1. November erhielt der Divisionskommandeur General Pawlow die erste Meldung über den Beginn des feindlichen Überganges; im ersten Augenblick scheint er das richtige Gefühl für das Erfordernis der Sachlage gehabt zu haben, denn er setzte sofort das unmittelbar unter seinen Händen befindliche schwache Detachement nach der Übergangsstelle in Bewegung, — aber nun greift der Korpskommandeur General Dannenberg hindernd ein; zwischen ihm und Pawlow einerseits und dem Generalissimus andererseits finden mehrfache Auseinandersetzungen statt. Gortschakow selbst, der doch ursprünglich den Befehl gegeben: „den Feind sofort, womöglich während des Überganges, anzugreifen", schwankt unschlüssig hin und her; läßt sich durch unmotivierte Meldungen von anderen Punkten her beeinflussen und erlaubt schließlich dem General Dannenberg, mit dem schwachen Detachement Pawlows anzugreifen, ohne die Verstärkung dieses Detachements aus den rückwärtigen Reserven zu veranlassen, wozu Zeit genug gewesen wäre.

Inzwischen sind nämlich drei ganze Tage verflossen, und erst am 4. November erfolgte der Angriff, der, falls Pawlow seinem ersten richtigen Antriebe folgte, vielleicht schon am Nachmittage des 1., spätestens aber am Morgen des 2. November hätte unternommen werden können.

Pawlows und Dannenbergs Unselbständigkeit und Gortschakows zaghafte Unentschlossenheit, — das ist der dritte Grund für den Mißerfolg von Oltenizza.

Dannenberg in erster Linie trifft die Schuld, daß der Angriff viel zu spät erfolgte; Gortschakow trägt die Verantwortung, daß die zum Angriff verfügbaren Kräfte viel zu schwach waren, während sie ganz gut um das Doppelte hätten stärker sein können.

Als der Angriff aber schließlich erfolgte, da waren die braven acht Bataillone und die nicht minder braven zwei Batterien, welche gegen die türkischen Verschanzungen geführt wurden, auf dem besten Wege, durch ihre glänzende Tapferkeit die von ihren Generalen begangenen schweren Fehler wieder gut zu machen.

Aber das wahrhaft unheimliche Verhängnis, welches im Laufe dieses ganzen blutigen Krieges über den russischen Waffen schwebte und alle Anstrengungen dieses tapferen, von glühender Vaterlandsliebe und hohem militärischen Ehrgefühl erfüllten Heeres scheitern ließ, entriß auch in diesem ersten Waffengange den russischen Fahnen den fast sicheren Sieg.

Nicht die türkischen Kugeln und Bajonette waren die Vollstrecker dieses düsteren Verhängnisses, sondern das Befehlswort des russischen Heerführers

Digitized by Google

selbst, der in einer unglaublichen Anwandlung von moralischer Schwäche — dies ist der mildeste Ausdruck für Dannenbergs Benehmen — seinen siegreich vordringenden Truppen den Rückzug anbefahl.

Über die Art und Weise, in welcher dieser unglaubliche Befehl gegeben wurde, liegen zwei Angaben vor.

Nach der einen gab General Dannenberg den Befehl zum Rückzuge, „weil die Russen, selbst wenn sie die Verschanzungen genommen haben würden, diese doch nicht hätten behaupten können unter dem Feuer der überhöhenden Batterien des rechten Ufers".

Nach der anderen, eingehenderen Darstellung schickte Dannenberg — dessen Standpunkt am Südausgange von Oltenizza gewesen zu sein scheint — einen Ordonnanzoffizier an Pawlow (der danach weiter vorwärts angenommen werden muß) mit der Frage: „ob er hoffe, die Quarantäne nehmen zu können"? — Pawlow habe geantwortet: „wegen der sehr großen Verluste seiner Truppen könne er die Quarantäne nicht nehmen", — nach einigen Minuten (also kann die Entfernung zwischen Dannenberg und Pawlow nicht groß gewesen sein) habe Pawlow dann den Befehl zum Rückzuge erhalten.

An der Beurteilung der ganzen Sache ändert es gar nichts, ob nun Pawlow erst gefragt worden ist oder nicht, nur fällt ein Teil des Vorwurfs dann auch auf Pawlow, ohne indessen Dannenberg irgendwie zu entlasten.

Daß die Behauptung der Quarantäne nicht möglich oder mindestens nicht ratsam war unter dem Feuer der starken türkischen Artillerie des rechten Ufers, darüber mußte Dannenberg sich längst klar sein, wenn er sich die Sache überhaupt überlegt hatte.

Hielt er unter diesen Umständen den Angriff für aussichtslos, so mußte er soviel moralischen Mut haben, dem Generalissimus gegenüber diesen seinen Standpunkt zu vertreten. Dannenberg erbat aber im Gegenteil die Erlaubnis, angreifen zu dürfen, muß also die Sache damals nicht so aussichtslos betrachtet haben.

Sobald er aber einmal seine Truppen wirklich zum Angriff in Bewegung gesetzt hatte — mochte dies seinerseits mit oder ohne Hoffnung auf Erfolg geschehen sein — dann hatte er, wenn auch natürlich formell, aber nicht mehr moralisch das Recht, den Angriff abzubrechen, bevor eine wirkliche Entscheidung erfolgt war.

Der Wert des Ausfalls einer kriegerischen Aktion darf nicht engherzig und kleinlich nur nach taktischen und technischen Gesichtspunkten und nach dem erlittenen Verlust beurteilt werden.

In dem vorliegenden Falle handelte es sich gar nicht um die „Behauptung" der Quarantäne, sondern um deren Einnahme, um die

Digitized by Google

Vertreibung der Türken vom linken Donauufer, — kurz: um den Sieg, und zwar um den Sieg im ersten Waffengange des Krieges. Dieser Sieg war nicht zu teuer erkauft, wenn auch der russische Verlust doppelt und dreifach so groß gewesen wäre.

Gewiß ist es eine heilige Pflicht des Führers, Blut und Leben seiner Untergebenen zu schonen soweit als möglich, — aber das Leben des Einzelnen und selbst das Leben tausender braver Männer an und für sich ist nicht das Höchste; höher steht die Ehre des Vaterlandes und der Fahne, das Vertrauen der Truppe zu ihren Führern und zu sich selbst. Diesen unantastbaren Palladien müssen Opfer gebracht werden, auch ohne die Aussicht auf unmittelbaren praktischen Erfolg.

Die „Niederlage von Oltenizza", von der russen-feindlichen Presse Westeuropas mit frenetischem Jubelgeschrei begrüßt, wirkte ganz entschieden ungünstig auf das Selbstgefühl der russischen Donau-Armee und lähmte namentlich die Tatkraft ihrer oberen Führer, welche schon an und für sich viel zu wünschen übrig ließ.

Dannenbergs kopfloser Rückzugsbefehl, der den heroischen Gehorsam des russischen Soldaten in unerhörter Weise mißbrauchte und der der Truppe den Glauben an ihre Führer und das Vertrauen auf sich selbst raubte, war geradezu ein Verbrechen an der Heiligkeit der Mannszucht.

Dieser moralische Defekt Dannenbergs im Augenblicke der Entscheidung ist der vierte und weitaus wichtigste Grund des Mißgeschickes von Oltenizza.

Neben den vorstehenden, eingehend besprochenen vier entscheidenden Gründen für den Mißerfolg von Oltenizza treten die verschiedenen Verstöße auf taktischem Gebiete — so interessant sie an und für sich sind — sehr in den Hintergrund.

Schon in der Kritik des Kaisers Nikolaus war der Umstand hervorgehoben, daß die Infanterie der beiden vorderen Linien nicht in (nach der Mitte formierten) Angriffskolonnen, sondern in Kompagniekolonnen hätte formiert sein müssen sowie, daß der Abstand der Reserve von der vorderen Linie zu gering gewesen sei.

Dannenberg verteidigt sich gegen diese Vorwürfe mit dem Bemerken: „da seine Truppen vor dem Tage von Oltenizza noch niemals im Feuer gewesen seien, habe er das Zusammenhalten in größeren Massen für zweckmäßig gehalten, namentlich auch mit Rücksicht auf das offene Gelände vor der feindlichen Stellung".

Der mangelnde Abstand zwischen der Reserve und der vorderen Linie wurde von Dannenberg mit dem Bemerken entschuldigt: „bei dem Angriff auf Befestigungen müßten die Unterstützungen nahe zur Hand sein".

Digitized by Google

Gortschakow erkannte Dannenbergs Rechtfertigungsgründe nicht an und verlangte für die Zukunft strenge Beachtung des Reglements, von dem nur aus ganz besonderen stichhaltigen Gründen abgewichen werden dürfe.

Die Kritik des Kaisers vermißt ferner mit Recht eine sachgemäße Verwendung der Scharfschützen.

In der Angriffsdisposition wurden die Scharfschützen des Regiments Selenginsk — 96 Gewehre — zusammengezogen und der durch das bedeckte Gelände am Ardschischufer vorgehenden rechten Kolonne zugeteilt; ob und in welcher Weise diese Scharfschützen als Spezialwaffe wirklich Verwendung gefunden haben, ist aus den vorliegenden Berichten nicht zu ersehen.

Die Scharfschützen des Regiments Jakuzk scheinen gar nicht zusammengezogen, sondern (je sechs Mann) in ihren Kompagnien verblieben zu sein; ihre Schießfertigkeit kam dann also gar nicht zur Geltung.

Bedenkt man die zum Teil vortrefflichen Leistungen der, wenn auch der Zahl nach schwachen russischen Scharfschützen in den Kämpfen vor Sewastopol, so darf man wohl annehmen, daß die 192 Scharfschützen, welche bei Oltenizza zur Verfügung standen, bei sachgemäßer Verwendung gutes hätten leisten können.

Meine eingehende Darstellung hat wohl zur Genüge gezeigt, wo die wirklichen Gründe für das Mißgeschick von Oltenizza zu suchen sind. Weder dem „schwerfälligen" Reglement, noch der „minderwertigen" Bewaffnung darf man die Schuld zuschieben.

Diejenigen Bestimmungen des Reglements, welche den modernen Verhältnissen einigermaßen Rechnung trugen, wurden von den Generalen einfach nicht beachtet; die, wenn auch wenig zahlreichen, aber immerhin doch vorhandenen, gut bewaffneten und gut ausgebildeten Scharfschützen kamen als solche, wie es scheint, gar nicht zur Geltung.

Als Kuriosität sei schließlich noch bemerkt, daß während des ganzen Gefechts eine Sappeurkompagnie untätig bei Oltenizza stand, „als Bedeckung des Kommandierenden"; bei dem Übergang über die morastigen Gräben und bei dem beabsichtigten Sturm der Verschanzungen hätte diese Truppe wohl eine sachgemäßere Verwendung finden können!

Gedruckt in der Königl. Hofbuchdruckerei von E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW 12, Kochstraße 68—71.

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Lehren des Burenkrieges für die Gefechtstätigkeit der drei Waffen.

Vortrag, gehalten in der Militärischen Gesellschaft zu Berlin am 30. März 1904

von

Balck,
Major im großen Generalstabe.

Nachdruck verboten.
Übersetzungsrecht vorbehalten.

Inhalt: I. Allgemeine Verhältnisse und Lehren für den Infanteriekampf S. 253. Die Kampfweise der Buren. Die Kampfweise der englischen Infanterie in den ersten Gefechten. Die Verluste. Die Waffenstreckungen. Ursachen des Mißlingens der englischen Angriffe. Englische Urteile über Mannschaften und Offiziere. Einfluß der Friedensgewöhnung. Änderung des englischen Angriffsverfahrens im Januar 1900. Scheu vor dem Frontalangriff; Überschätzung der Schwierigkeiten des Angriffes. Lehren für den Angriff über die freie Ebene: Anmarschformen, Aufklärung, Gefechtsentwicklung, Feuereröffnung, dünne und dichte Schützenlinien, Verstärkungen, Vorgehen auf den mittleren und nahen Entfernungen, Wirkung des Nahfeuers, der Sturm. — II. Die Artillerie. S. 275. Das beiderseitige Material. Kampfweise der Buren. Lehren für die Artillerieverwendung. — III. Die Kavallerie. S. 281. Die Buren eine berittene Infanterie. Ausbildungsart, Seetransporte und erste Eindrücke der englischen Kavallerie. Die Kavalleriedivision French. Angaben über Pferdeverbrauch. Die berittene Infanterie. Attacken der Buren. Lehren des Feldzuges. — IV. Schlußwort. S. 292. Schwächen eines Milizheeres. — V. Anlagen. S. 298. 1. Gefechtsverluste der Infanterie. 2. Waffenstreckungen vom Beginn des Krieges bis zum 1. Juni 1900. 3. Das Gefecht am Modder River.

I. Allgemeine Verhältnisse und Lehren für den Infanteriekampf.

Für die taktische Betrachtung, insofern es sich nicht um den Kleinkrieg handelt, kommen im wesentlichen nur die Kämpfe bis zur Einnahme von Prätoria (5. Juni 1900) in Betracht.*)

Die Fechtweise der Buren kennzeichnet sich als rein passive Verteidigung, die wohl eine Niederlage vermeiden, eine Entscheidung von Tag zu Tag hinausschieben, aber niemals siegreich sein kann. Nur der kann sich Sieger nennen, der den Feind angegriffen und vernichtet hat. Den Buren fehlte

*) Dieses wird besonders von den Buren hervorgehoben, wenn sie auch gegen die Kundgebung von Lord Roberts vom 13. September 1900 Einspruch erhoben, den Krieg als Guerillas zu führen. „Die Wahrheit ist, daß wir eine neue Art Kriegführung begonnen haben; wofür der Gegner den alten verkehrten Namen Guerilla braucht. Nachdem wir in der ersten Hälfte des Krieges auf die alte Weise gekämpft hatten, haben wir jetzt, überzeugt, daß die englische Übermacht für uns zu groß ist, einen anderen Weg eingeschlagen, wobei Strategie, Beweglichkeit, Verteilung geringer Streitkräfte über ausgedehnte Geländeräume von viel größerer Wichtigkeit sind als das eigentliche Gefecht." Bericht des Staatsprokurators J. C. Smits, abgedruckt in dem „Nieuwe Rotterdamsche Courant" vom 23. Juni 1901.

Digitized by Google

das Verständnis, daß der Feuerabwehr auch ein Nachstoß folgen müsse. Im Dezember 1899 wurden die englischen Angriffe bei Magersfontein und bei Colenso abgewiesen. Die Buren lassen den Engländern aber vollauf Zeit, Verstärkung heranzuholen, um dann fünf Wochen später am oberen Tugela, nach neun Wochen bei Paardeberg ihre Angriffe zu wiederholen. Da die Buren den Feind nur fernhalten, ihn „nur zurückschießen wollen", so verzichten sie auf Reserven. Es ist erstaunlich, mit welch geringen Kräften schon eine solche Abwehr möglich ist. Da mit seltenen Ausnahmen*) Front- und Flankenangriffe der Engländer gleichzeitig erfolgen, so vermögen sie, dank ihrer Beweglichkeit, von den weniger bedrohten Stellen Schützen wegzuziehen und an anderer Stelle wieder zu verwenden. Aber nicht alles kämpft in der Schützenlinie. Wider den Willen der Führung bleiben in sicherer Deckung schwachherzige Leute zurück, um die Entscheidung abzuwarten oder sich von den Anstrengungen des Kampfes zu erholen. So schreibt u. a. z. B. Dr. Schiel,**) während auf den Nahentfernungen auf dem Spionskop am 24. Januar 1900 ein heftiger Kampf tobte, jedes Gewehr vonnöten war: „Ich kam, nach einem Marsche von etwa einer Stunde, an dem Fuß des Spionskops an. ... Darauf gelangte ich an einer ziemlich großen Zahl Buren vorüber, die im Schutze einiger überhängender Felsen Kaffee kochten; einzelne Leute gefellten sich zu ihnen, vom Berge kommend, andere brachen auf, um von neuem in den Kampf zu gehen, nachdem sie sich erholt und gestärkt hatten. ... Alles geschah gemessen, still und ruhig, kein Mensch dachte daran, die Leute ins Gefecht zu treiben; sondern wer ins Feuer gehen wollte, der tat es, und wer sich drücken wollte, der konnte es auch mit der größten Leichtigkeit." In einer nicht veröffentlichten Zuschrift bestätigt dieses auch ein anderer Mitkämpfer, ein ehemaliger deutscher Offizier. Solche Drückeberger sind aber keine taktischen Reserven. Eine eigentliche Offensive war den Buren fremd; griffen sie an, so schlichen sie sich von Deckung zu Deckung vor, um ihre Gegner besser niederschießen zu können. Das kühne Anstürmen gegen den Feind verspotteten sie anfänglich als Dummheit der Ausländer.

Die Verteidigungsstellungen bestanden aus lang auseinandergezogenen Gruppen tief eingeschnittener Schützengräben,***) welche, so unauffällig als möglich, meist dort angelegt waren, wo das Auge des Feindes sie am wenigsten vermutete. Geflissentlich wurde vermieden, daß das Ziel sich vom Himmel abhebt. Um das Aufwirbeln des Sandes beim Abfeuern des Schusses zu verhindern, wurde der Boden vor den Geschützen besprengt oder mit den Häuten frisch geschlachteter Tiere belegt. Vor der Front wurde vielfach das

*) Kriegsgeschichtliche Einzelschriften Nr. 32 S. 24 ff., z. B. bei Elandslaagte am 21. Oktober 1899, Driefontein am 10. März 1900; ebenda Nr. 33 S. 86 ff.

**) „Mit den Deutschen im Burenkriege" S. 103.

***) Felsblöcke erwiesen sich nur bei dünnen Schützenlinien als gute Deckungen, bei dichteren Linien würde das Urteil weniger günstig gelautet haben, da abgerissene Steinsplitter die Geschoßwirkung erhöht und die Nachbarleute gefährdet hätten.

Digitized by Google

Gras abgebrannt, damit die in Khaki gekleideten Engländer sich um so deutlicher von dem schwarzen Untergrund abheben sollten.

Erfinderisch ist der Bur, um seinen Gegner zu täuschen. So entstehen Scheinanlagen, in denen scheibenartige Figuren aufgestellt werden (Colenso); Schüsse, mit Schwarzpulver verfeuert, sollen die Aufmerksamkeit von den eigentlichen Stellungen abziehen (Magersfontein), abgefeuerte Kanonenschläge den feindlichen Artilleristen in der Beobachtung seiner Schüsse irreführen.

In dem Naturell des Buren lag es begründet, daß er die Tragweite seines Gewehres schon auf den weitesten Entfernungen, selbst über 2000 m, ausnutzte, daß nur in vereinzelten Fällen der Führer es durchsetzen konnte, daß das Feuer bis auf die Nahentfernungen zurückgehalten wurde. Geschah dieses aber, dann war die Wirkung auch gewaltig.*) Von einem geleiteten Fernfeuer kann keine Rede sein. Jeder Schütze stellte sein Visier selbständig und änderte dieses nach seinen Beobachtungen. Da der Bur mit Feinkorn schoß, die Metereinteilung der Mausergewehre ohne weiteres als Schritte, mit denen er schätzte, übernahm, begann man das Feuer mit leichter zu beobachtenden Kurzschüssen und ließ den Feind in die Geschoßgarbe hineinlaufen. Bemerkenswert war die Gewohnheit, beim Feuergefecht mit einem liegenden Gegner die Gelegenheit abzupassen, wenn sich ein Mann erhob. Sofort fielen mehrere Schüsse; wenn diese auch nicht trafen, so erweckten sie doch das Gefühl der Unsicherheit — erstickten vielfach schon im Keime jeden Versuch, vorzugehen. Eins fehlte jedoch den Buren, das war der Wille, entschlossen bis zum Sturm auszuharren, es bis auf einen Kampf Mann gegen Mann ankommen zu lassen.

Die englische Infanterie war fast in allen Kämpfen gezwungen, über eine völlig deckungslose Ebene gegen einen Feind vorzugehen, dessen Stellung schwer zu erkennen war. Eine Armee kann nicht in gleicher Weise verschwinden, wie es die Burendetachements taten. Gewiß hätte die englische Aufklärung Besseres leisten können, auch wurde kein Versuch gemacht, den Schleier, den die Buren in großer Breite über das ganze Gelände gespannt hatten, zu zerreißen; schließlich versäumten die englischen Reiter, die Aufklärung zu Fuß fortzusetzen, wenn sie zu Pferde nicht weiter kommen konnten. Wie auch immer die langsam ihres Weges ziehende Infanterie vorgeführt wurde, stets verstanden es die schneller beweglichen Buren, ihrem Gegner eine neue Front entgegenzustellen. Die Sache wurde erst anders, als die zunehmende Stärke es den Engländern gestattete, mit räumlich weit getrennten Kolonnen mehrere Stellen dieses Schleiers gleichzeitig anzufassen und die Buren zum Besetzen eines bestimmten Geländestreifens zu zwingen, sie dadurch unbeweglich zu machen. Falsch wäre es, diese unter ganz außergewöhnlichen Bedingungen ins Leben gerufene Taktik ohne weiteres auch auf unsere Kriegsschauplätze zu übertragen. Der Verlauf der Angriffe in den ersten Kämpfen war etwa folgender:

*) Militär-Wochenblatt Nr. 138/1903.

Digitized by Google

Ein oder zwei Tage vor dem eigentlichen Angriff beginnt die Artillerie mit Schrapnells und Lyddit-granaten aus Flachbahnkanonen die Stellung zu beschießen. Dieses Feuer hat gar keine Wirkung, da versäumt wird, gleichzeitig stärkere Infanterie vorzuführen, um die Buren zum Besetzen ihrer Stellung zu zwingen. Auch die Absicht, die Buren zum Erwidern des Feuers zu veranlassen, damit Anhaltspunkte für die Besetzung zu gewinnen, verwirklichte sich nicht.

Der Angriff spielt sich überhastet nach Art eines Manöverangriffes ab. In dünnen Schützenlinien, die zurückgehaltenen Abteilungen ebenfalls aufgelöst, wird meist mit geringen Verlusten die Entfernung von etwa 800 m erreicht. Das vom Reglement vorgeschriebene Salvenfeuer läßt sich nicht weiter durchführen, da in den dünnen Linien der Offizier seinen Einfluß nur auf die nächsten Schützen ausüben kann. Die Nutzlosigkeit dieses Feuers und die zunehmende Feuerwirkung des Feindes lähmte die Willenskraft, erzeugte bald jene fatalistische Untätigkeit und Bewegungslosigkeit, die dem Angriff früher ein Ziel setzte, als es nach der Höhe der Verluste anzunehmen war. „Die »Leere des Schlachtfeldes« ist der bezeichnende Ausdruck geworden für eine neue Erscheinung, der gegenüber die englische Gefechtsschulung versagte. Die Unsichtbarkeit wirkt unmittelbar auf den moralischen Zustand des Mannes, auf die eigentlichen Quellen seiner Tatkraft und seines Mutes. Der Kämpfer, der seinen Feind nicht vor Augen hat, ist versucht, ihn überall zu sehen. Von diesem Eindruck bis zur Unsicherheit und dann zur Furcht ist nur ein Schritt.“ Diese Leere bezeichnet ein englischer Offizier als das Peinlichste in der modernen Angriffsschlacht. „Sie entstand durch das rauchschwache Pulver, das in Südafrika zum ersten Male zur Anwendung kam, und durch die Kunst der Buren, sich dem Gegner unsichtbar zu machen. Als Angreifer habe man das Gefühl, einem unsichtbaren Verhängnisse entgegenzugehen, gegen das man selbst keine Waffe besitze. Wolle man bereits auf den weiteren Entfernungen feuern, so schieße man mehr oder weniger aufs Geratewohl. Der Verteidiger aber feuere, sobald man sich erhebe und vorwärts gehe, ohne daß man ihn selbst sehen könne.“

Schon nahen jetzt die Truppen der zweiten Linie, um im Sinne des Reglements alles zum Bajonettangriffe fortzureißen, mit der festen Überzeugung, daß die Buren einem Angriffe mit der blanken Waffe nicht standhalten würden. Das Vertrauen zur blanken Waffe war durchaus berechtigt, es mußte nur begründet sein durch den Feuererfolg. Ehe jedoch noch die Feuerüberlegenheit gewonnen war, begann schon das sprungweise Vorgehen. Die Abteilungen erhalten heftiges Feuer, werfen sich nieder und erwidern das Feuer, vielfach ohne das Ziel zu erkennen, nur in der allgemeinen Richtung, wo man den Feind vermutet. Meist stockt jetzt der Angriff. Kommt es aber schließlich an einzelnen Stellen zum Sturm, so brechen nur immer Teile der Gefechtslinie vor, gegen die der Verteidiger sein Feuer um so wirksamer richten kann, als die Artillerie frühzeitig ihr Feuer einstellte.

Digitized by Google

Verglichen mit früheren Kämpfen, fällt die geringe Höhe der Verluste, aber die große Zahl der Gefangenen auf. Gewiß haben auch in Südafrika einzelne Truppenteile, namentlich in kurzer Zeit, schwere Verluste erlitten; auf das Ganze bezogen, ist die Einbuße jedoch nur gering gewesen. Sie betrug in den Gefechten nicht mehr als 14 v. H.; wenn auch natürlich einzelne, namentlich kleinere Abteilungen erheblich mehr verloren haben. In den Kolonialkriegen hatten englische Truppen den Sieg zwar unter großen körperlichen Anstrengungen, jedoch nur mit geringen, blutigen Opfern erkämpft. Derartige Kämpfe haben den Nachteil, daß sie die Anschauungen in der Armee trüben, welche Verluste ein jeder heute durchzuführende, ernste Angriff erfordert.*) Die hohen Verluste, welche englische Truppen auf der Halbinsel, bei Waterloo und in der Krim erlitten hatten, waren vergessen. Die in England allgewaltige, durch sensationsdurstige, unwissende Berichterstatter beeinflußte, öffentliche Meinung ging sogar vielfach so weit, geringe Verluste als das Kennzeichen guter, taktischer Anordnungen anzusehen. So hätten denn Führer, die mit ehernem Griffel ihren Namen in die Geschichte eingeschrieben haben, vor Generalen zurücktreten müssen, die dem Grundsatz huldigten, daß der bessere Teil der Tapferkeit die Vorsicht sei. Es ist begreiflich, daß die englischen Führer mehr oder weniger von dieser krankhaften Strömung beeinflußt waren, die sie hinderte, mit kurzen, kräftigen Schlägen den Krieg zu Ende zu führen. Wie treffend und mustergültig für alle Zeiten sagt Clausewitz: „Wir mögen nichts hören von Feldherren, die ohne Menschenblut siegen. Wenn das blutige Schlachten ein schreckliches Schauspiel ist, so soll das nur eine Veranlassung sein, die Kriege mehr zu würdigen, aber nicht die Schwerter, die man führt, nach und nach aus Menschlichkeit stumpf zu machen, bis einmal wieder einer kommt mit einem scharfen, der uns die Arme vom Leibe weg haut." Daß solche langhingezogenen Kriege ohne blutige Vernichtungsschlachten schließlich doch am verlustreichsten zu sein pflegen, beweist gerade der Feldzug in Südafrika.**)

Je ernster und erbitterter ein Krieg geführt wird, je weniger sich die Gegner untereinander verständigen können, um so geringer pflegt die Zahl

*) Kapitän Battyne schreibt im „Journal of the Royal United Service Institution", Juni 1903: „Man darf nicht vergessen, daß die englische Armee nicht allein mit dem rauchschwachen Pulver des Feindes, sondern auch mit den Kriegsberichterstattern zu rechnen hatte. Eine lange Reihe von Siegen mit geringem Verlust an Leben über Wilde davongetragen und die Anschauungen der Bevölkerung zu Hause, welche ihre Anschauungen über Krieg und Kriegführung aus den Berichten von mehr oder weniger unwissenden Berichterstattern schöpfte, beeinflußte in verhängnisvoller Weise die Entschlüsse unserer Führer."

**) Conan Doyle, „The Great Boer War" S. 535 ff., gibt folgende Zahlen der Verluste bis zum 8. September 1900 an:

Es fielen im Gefecht . . .	283	Offiziere,	2 683	Mann,
es wurden verwundet . . .	1064	= ,	12 868	= ,
davon starben . . .	85	= ,	779	= ,

Digitized by Google

der Gefangenen zu sein. Bei Isandlwana (1879) erliegt ein englisches Bataillon (24.) bis auf wenige Entkommene den Speeren der Zulus, auch bei Maiwand (1880) hat sich wohl kaum ein Mann den Afghanen ergeben, da auf Schonung nicht zu rechnen war. Wie anders in Südafrika: Bur und Brite verstanden die gleiche Sprache, die Absicht, seine Gegner zu töten, lag bei dem Buren so leicht nicht vor, den gefangenen Mannschaften wurden Ausrüstung, Pferde und Waffen abgenommen, meist ließ man sie dann laufen, nur ein Teil wurde in Prätoria interniert, aber durchaus schonend behandelt. Man vergleiche hiermit, welchen Insulten unsere Gefangenen mehrfach in Frankreich ausgesetzt waren.*) Gleich in den ersten Tagen des Feldzuges kamen Waffenstreckungen stärkerer Abteilungen vor, die anscheinend auch nicht mit gebührender Strenge geahndet wurden. Fast gewinnt man den Eindruck, als wenn der Waffenstreckung sogar eine gewisse Berechtigung von den Mannschaften zuerkannt wurde, um sich aus schwieriger Lage zu befreien.

In dem deckungslosen, weithin von feindlichen Geschossen beherrschten Gelände war ein Durchbruch allerdings schwer, ein Zurückgehen unzweifelhaft mit großen Verlusten verknüpft. Es kam hinzu, daß es den berittenen Buren leicht war, einzelnen Abteilungen den Weg zu verlegen; man muß ferner berücksichtigen, daß der Krieg in der heißesten Jahreszeit in einem wasserarmen Gelände geführt wurde, daß die Mannschaften früher als unter anderen Verhältnissen glaubten schon an der Grenze ihrer körperlichen Leistungsfähigkeit angekommen zu sein. So sind denn z. B. wohl die nach einem Nachtmarsch erschöpften Mannschaften, die bei Stormberg kapitulierten, zu entschuldigen, nicht so aber z. B. das Detachement des Obersten Carleton,

Vermißte und Gefangene . .	283	Offiziere,	7 330	Mann,
von diesen wurden ausgewechselt oder entkamen	240	" ,	6 299	" ,
es starben	3	" ,	86	" ,
es starben an Krankheiten . .	149	" ,	5 472	" ,
" " durch Unglücksfälle	3	" ,	101	" ,
als Invaliden entlassen . .	1219	" ,	27 937	" ,
es sind in der Zahl der Invaliden eingeschlossen				
noch Lazarettkranke			920	" ,
Dienstunbrauchbare			740	" ,
später gestorben			173	" .

Den Todesfällen durch feindliches Blei von 368 Offizieren, 3462 Mann stehen gegenüber: tot durch Krankheit und Unglücksfälle 152 Offiziere, 5573 Mann. Der Gesamtverlust der Armee einschließlich Gefangener betrug 1782 Offiziere, 38 003 Mann. Bis zum 1. August 1900 waren eingesetzt 5880 Offiziere, 151 546 Mann. (Siehe Anlage 1.)

*) Die Berichte der am 24. November 1870 bei Neuville aux Bois gefangenen Leutnants Püttmann und Brüggemann vom 3. Brandenburgischen Infanterieregiment Nr. 20 in der Geschichte des Regiments S. 390 ff. geben Auskunft über die unwürdige Behandlung, der die deutschen Gefangenen in Frankreich ausgesetzt waren. Siehe auch die Geschichte des 8. Westfälischen Infanterieregiments Nr. 57 S. 190.

Digitized by Google

welches nach schwacher Gegenwehr bei Nicholson Neck kapitulierte; hier kam allerdings hinzu, daß einzelne Engländer, die sich bereits ergeben hatten, untermischt mit den Buren standen, daß der Führer nicht recht wußte, wie er sich in dieser Lage benehmen sollte, so daß dieses Zögern dann auch über sein Schicksal entschied.*) Unbedingt muß auch in Zukunft verlangt werden, daß eine im freien Felde eingeschlossene Truppe erst einen ernsten Versuch macht, sich durchzuschlagen, ehe der Gedanke auftauchen darf, die Waffen zu strecken. Im Gegensatze zu dieser Auffassung hat das englische Untersuchungsgericht den bis zum 1. Juni 1900 vorgekommenen 226 Waffenstreckungen bis auf drei, wo nur einzelne Leute sich gefangen nehmen ließen, eine Berechtigung zugestanden.**)

Das Mißlingen der englischen Angriffe war zurückzuführen auf eine mangelhafte Bewaffnung und eine unzureichende Ausbildung im gefechtsmäßigen Schießen,***) dann vor allem auf eine nicht genügende taktische Schulung der höheren Führer, denen Mangel an Selbsttätigkeit und Scheu vor Verantwortung zum Vorwurf gemacht wurde, während die jüngeren Offiziere erheblich Besseres leisteten. Die Truppe selbst war brav, aber nicht auf derartige Aufgaben, wie sie ihr in Südafrika gestellt wurden, vorbereitet.

Lord Roberts äußerte sich vor der „War Commission“ in folgender Weise: „Die Selbsttätigkeit des englischen Soldaten war recht wenig entwickelt, so daß er sich, namentlich bei Beginn des Krieges, wenig zu helfen wußte. Er war in der Art der Geländeausnutzung und in seiner wenig geschulten Beobachtungsfähigkeit das gerade Gegenteil vom Buren. Ruhe im Gefecht und

*) Unverständlich ist es, wenn bei Lindley, am 31. Mai 1899, nach dreitägiger Einschließung die weiße Flagge zuerst von einem Korporal gehißt und dieses Beispiel dann sogar von einzelnen Offizieren nachgeahmt wurde. Allerdings handelte es sich hier um Yeomanry und nicht um eine Truppe des stehenden Heeres. (War Commission, Appendices S. 416.)

**) Siehe Anlage 2.

***) Bei einem Vergleichsschießen ausgesuchter Schützen in Schanhaikwan, am 18. und 19. August 1902, erreichten auf 200 m gegen die deutsche Ringscheibe mit 10 Schuß (höchstmöglichstes Ergebnis 120 Ringe) die englische Abteilung 84,6, die deutsche 79,2, die französische 73,2, die japanische 70,9, die russische 66,9 und die italienische 46,8 Ringe. — „Eine Forderung, die die Engländer nicht erfüllten, erfüllten wir jedenfalls ganz anders: Entfernungsschätzen und selbständiges Visierwählen durch den einzelnen Mann. Hierin waren die Engländer, soweit wir feststellen konnten, wirklich nicht oder, was noch schlimmer ist, falsch ausgebildet. Vielleicht hat dieser Umstand eine größere Rolle gespielt, als man denkt. Von 35 Mann, die wir gefangen nahmen, nachdem sie uns bis auf 350 Schritt beschossen hatten, hatte auch nicht ein einziger das richtige Visier gestellt. Die meisten hatten das anfängliche von 800 und 850 Yards beibehalten, weil es nicht umkommandiert war. Dergleichen war bei den Buren nicht möglich. Sicher hat niemals eine ganze Burenlinie das richtige Visier gehabt, sicher aber auch nie das falsche. Jeder Mann konnte selbst stellen, er konnte dabei irren, aber er hatte das Bestreben, die Veränderung der Entfernungen zu beobachten. Selber ist der Mann, auch wenn er mal falsch handelt.“ (Mitteilung eines Burenkämpfers.)

Digitized by Google

sparsamer Patronenverbrauch traten jedoch vorteilhaft hervor. Ihm fehlte aber die Schießfertigkeit, schnell vorübergehende Gelegenheiten auszunutzen, Gutes auch in schwierigen und ungewohnten Lagen zu leisten. So muß die Schießausbildung als durchaus unzureichend, keineswegs der der Buren auf den Nahentfernungen gleichwertig bezeichnet werden. Ungenügend war die Treffwirkung auf den nahen Entfernungen, bei denen es sich vielfach um einen lange dauernden Feuerkampf mit einem gut gedeckten Gegner handelte; auf den weiten Entfernungen schätzte die Infanterie recht ungenau. Gering war das Verständnis für die Benutzung künstlicher und natürlicher Deckungen. Beim Ausheben von Schützengräben glaubte die Mannschaft mehr, daß es sich um Befolgung eines Befehls zur Ausführung einer Arbeitsleistung handelte, als um die Herstellung von Deckungen für den eigenen Gebrauch. Wenig Geschicklichkeit zeigte der Mann, wenn er in solchen Fällen sich selbst überlassen war.

Im Laufe des Feldzuges wurde es besser, wohl der beste Beweis, daß es nicht an Verständnis, sondern an entsprechender Schulung gefehlt hatte. Viel zu viel Gewicht war auf das Einhalten von Ordnung und Gleichförmigkeit gelegt, viel zu wenig auf die Erziehung des Mannes zur Selbsttätigkeit. Nicht überall war begriffen, daß die Erziehung des Mannes zu einem gewandten und geschickten Schützen nicht weniger wichtig sei, als Ruhe und Genauigkeit in Ausführung geschlossener Bewegungen."

Alle Berichte sind sich darüber einig, daß die Zug- und Kompagnieführer in fast allen Gefechten Schneid, Selbsttätigkeit und Entschlossenheit gezeigt haben, daß ihre taktische Schulung jedoch unzureichend gewesen sei, daß den älteren Offizieren aber die Verantwortungsfreudigkeit gefehlt habe; sei es, daß sie mit zunehmendem Alter bedenklicher geworden, oder daß ihnen die Übung in Führung stärkerer Abteilungen gemangelt habe. Aber auch das ganze System der Friedensausbildung war der Erziehung selbsttätiger Führer durchaus ungünstig gewesen, alles wurde vorgeschrieben, jeder selbsttätige Entschluß eingedämmt. So führte General Colvile aus: „Es ist noch besser, daß ein junger Offizier Fehler macht und deren Folgen kennen lernt, als daß er erzogen wird, Fehler zu vermeiden; so wird er denn zu einer Puppe, die sich nur bewegen kann, wenn der Vorgesetzte die Strippe zieht." Die Furcht, einmal in der Wahl der Mittel fehlzugreifen, war ungemein, sie führte zur Untätigkeit und war die Veranlassung, daß sich die Führung vielfach günstige Gelegenheiten entgehen ließ.

Der Führung muß der Vorwurf gemacht werden, daß sie es nicht verstanden hatte, das Zusammenwirken der Waffengattungen zu regeln, einen einheitlichen Angriff durchzuführen. Vor allem verzichtete sie darauf, in schwankender Lage durch Einsetzen des letzten, in Reserve gehaltenen Mannes, den Sieg an die englischen Fahnen zu fesseln. Bei Colenso (15. Dezember 1899) werden von 15 600 Mann gegen 5000 Buren nur etwa 4800 ein-

Digitized by Google

gesetzt, die einen Verlust von 15 v. H. erleiden. Am 24. Januar 1900, dem Tage von Spionskop, sind zum Angriff 20 000 Mann verfügbar, von denen von 3 Uhr vormittags bis 9½ Uhr abends zunächst nur 2600 kämpfen. Um 11 Uhr werden sie durch 1600, um 5 Uhr durch 1500 Mann verstärkt. Wie stark die Buren waren, läßt sich nicht feststellen; jedenfalls standen aber an dieser Stelle etwa 3000 Mann. Die Engländer werden jedoch geschlagen, obwohl 14 000 Mann noch nicht ins Gefecht geführt waren. Hier fehlte es am Willen der Führung.

Mannigfache Entschuldigungsgründe sind hierfür geltend gemacht worden: die anfängliche Minderzahl der englischen Streitkräfte, das Mißverhältnis der Truppen zur Größe des Kriegsschauplatzes, die Schwierigkeit Ersatz aus dem entfernten Mutterlande herbeizuschaffen, die etwaige Einwirkung großer Verluste auf die auf freier Werbung beruhende Ergänzung des Heeres und sogar der Einfluß, den eine Niederlage auf die Haltung der europäischen Mächte hätte haben können. Doch alle diese Entschuldigungsgründe können den Führer auf dem Schlachtfelde nicht entlasten. Für diese Unterlassung sind in erster Linie die englischen Dienstvorschriften verantwortlich zu machen, welche geradezu einem Zurückhalten der Reserven in einer Aufnahmestellung das Wort redeten. Gerade diese nicht mehr zeitgemäßen Vorschriften waren für die englische Armee eine schwere Fessel. Das Reglement für die Infanterie maß dem Feuergefechte nur geringe Bedeutung bei, legte den Schwerpunkt auf den Angriffsstoß eines starken, zweiten Treffens mit der blanken Waffe, es überschätzte die Bedeutung vereinzelter Angriffe auf den Verlauf des ganzen Kampfes. Ungünstige Ausbildungsverhältnisse im Mutterlande wirkten der Entwicklung einer modernen Taktik entgegen. Die Bedeutung der Umfassung wurde zwar gewürdigt, Frontalangriffe sogar vielfach als Zeichen ungenügenden taktischen Könnens angesehen. Nicht erkannt aber wurde, daß die Umfassung unbedingt auch des festen Anfassens der Front bedarf, wenn sie wirksam sein soll; wenn man dem Feind nicht die Freiheit lassen will, sich ihr nach Belieben zu entziehen, sobald die Bedrohung seiner Flanke empfindlich wird. Die festhaltende Frontgruppe der Engländer verhielt sich aber derart, daß ihr schwächliches und zögerndes Auftreten keinen Zweifel über die wahre Absicht des Angreifers ließ. So war sie nur eine leere Drohung mit unzureichenden Mitteln. Auch die Erkenntnis, daß Artillerie und Infanterie zusammen wirken müssen, um die Feuerüberlegenheit zu erringen, war nicht Allgemeingut der Armee. Artillerievorbereitung und Infanterieangriff waren zwei voneinander scharf getrennte Handlungen.

Gesundere Anschauungen hatten sich in den Jahren vor Ausbruch des Krieges in Südafrika in den Kämpfen an der Nordwestgrenze Indiens entwickelt. Aber die Truppen, die hier gefochten hatten, ließen sich nach anfänglichen Erfolgen in Ladysmith einschließen.

Digitized by Google

Nur mühsam und langsam konnten sich die unter ganz anderen Anschauungen herangebildeten Truppen des Mutterlandes, verstärkt durch Reservisten früherer Jahrgänge, an die neuen Verhältnisse gewöhnen.

Jede neu ins Feld rückende Truppe hat eine Menge unbewußt auf dem Übungsplatze angeeigneter Friedensgewöhnung abzustreifen, die sich meist auf eine ungenügende Würdigung der Waffenwirkung zurückführen läßt. Derartige Erscheinungen lassen sich bei den Österreichern 1866, in den Augustkämpfen des Jahres 1870 und bei den blutig abgewiesenen Plewnastürmen der Russen feststellen. Während der schnelle Verlauf des Feldzugs in Böhmen unsere damaligen Gegner hinderte, ihre Taktik zu ändern, sehen wir im deutsch-französischen Kriege einen, selbst für den oberflächlichen Beobachter deutlich erkennbaren Unterschied in der Art des anfänglichen und des späteren Angriffsverfahrens. Man vergleiche z. B. nur den Angriff der Königsgrenadiere auf Schloß Geisberg und des Grenadierregiments Nr. 11 an der Straße Gorze—Rézonville mit den Angriffen des badischen Leib-Grenadierregiments auf den Eisenbahneinschnitt von Nuits und den Angriff der Garde auf Le Bourget, um die Tragweite der Änderung unserer damaligen Taktik zu erkennen.

In jedem Kriege wird der Eindruck von der Feuerwirkung des Feindes auf den nur im Frieden herangebildeten Soldaten so überwältigend sein, da im Frieden ja alle Mittel fehlen, diesen Eindruck auf sich wirken zu lassen, daß alle, wie die Österreicher nach den ersten Kämpfen von 1866, wir im deutsch-französischen Kriege, die Russen auf der Balkanhalbinsel, erstaunt über das angeblich noch nie dagewesene heftige Feuer sein werden. Auch aus Südafrika kamen die gleichen Beobachtungen. Die Kriegsgeschichte zeigt aber, daß bis jetzt noch eine jede tüchtige Truppe dieses Eindrucks voll und ganz Herr geworden ist. Die Führer aller Grade müssen nur vorbereitet sein, das Heilmittel gleich an Ort und Stelle zu finden. Dieses kann aber niemals in der Verteidigung, sondern nur im Angriff liegen. Major Kunz hat recht, wenn er empfiehlt, die von einer Truppe bei Beginn eines Krieges gemachten Erfahrungen möglichst schnell zum Gemeingut der ganzen Armee zu machen. Nur so wäre es vermieden, daß noch am 18. August 1870 ein Bataillon (III./86) versuchte, den wirksamen Feuerbereich des Feindes in Doppelkolonne zu durchschreiten. Weit ausschauend sagt daher auch unser Reglement vom Jahre 1889 (II. 4): „Die normalen Formationen müssen anstandslos aufgegeben werden, wo die Wechselfälle des Gefechts dieses erfordern." In diesem Satze gipfelt die Anpassungsfähigkeit unserer Vorschriften an moderne Verhältnisse. Auch die englische Führung suchte den neuen Verhältnissen gerecht zu werden,*) indem sie unter dem Eindruck der

*) Siehe auch den Tagesbefehl von Lord Roberts vom 26. Januar 1900: „Gegen solch' einen Gegner wird jeder Versuch, eine Stellung durch einen frontalen Angriff

Digitized by Google

ersten Mißerfolge von dem schon 1898 bei den irischen Manövern von Lord Roberts geäußerten Grundsatze von der Unangreifbarkeit der Front ausging.

Zwei grundverschiedene taktische Verfahren entstehen in den ebenen Gefilden des Freistaates und in dem Berglande Natals. Hier in dem Streben zu umfassen, eine von Gefecht zu Gefecht immer mehr wachsende Verbreiterung der Front, unter völligem Preisgeben einer jeden Tiefengliederung, ehe noch das Feuer des Feindes einmal begonnen hatte; dort schmalere Frontbreiten mit weitgehendster Schichtung nach der Tiefe, ohne diese im Laufe des Kampfes aufzugeben. Im Westen mißlingen die Angriffe, weil der stets vorwärts drängende Nachschub, der in die Feuerlinien hineingeführten Verstärkungen fehlt; im Osten, weil die schwache Anfangskraft niemals gesteigert wird, weil der Feuerkraft des Gegners niemals etwas Gleichartiges entgegengesetzt wird. Die Warnung des Exerzierreglements für die Infanterie (II. 23), an die Durchführung einer Gefechtshandlung aus falsch angebrachter Sparsamkeit unzureichende Kräfte zu setzen, ist nach unseren Feldzugserfahrungen nicht ohne Grund ausgesprochen. „Man würde unausgesetzt mit Minderheiten gegen eine Mehrheit kämpfen und sich freiwillig des Vorteils der Überzahl begeben. Auch führt ein mißlungenes Unternehmen nicht nur nutzlose Verluste herbei, sondern schädigt den moralischen Wert der Truppe." Die englische Gefechtsführung scheitert, weil sie Breitenausdehnung und Tiefengliederung nicht in Einklang zu bringen vermag.

Bestimmend für die ganze spätere englische Taktik werden die Operationen von Lord Roberts über Paardeberg auf Bloemfontein.*) Er sollte den Feind niederwerfen, selbst aber jeden Mißerfolg vermeiden. Neue Niederlagen würden das Ansehen Englands geschädigt haben, konnten sogar das Eingreifen irgend einer europäischen Macht herbeiführen. Wie sehr dieses in England befürchtet wurde, ergibt sich aus den umfangreichen Sicherungsmaßregeln, welche von der Marine zum Schutze der Truppentransporte getroffen wurden. So war denn von vornherein seiner Kriegführung der Stempel des Vorsichtigen aufgedrückt. Gewiß war auch die Schwierigkeit des Ersatzes bei den Verlusten von Einfluß. So beabsichtigt er, frontale Angriffe zu vermeiden; er will den Feind aus seinen Stellungen herausmanövrieren, jedoch nicht mit der Absicht, ihn dann zum Begegnungsgefechte im freien Felde zu zwingen, sondern nur um in den Besitz des von den Buren besetzten Geländes zu gelangen. Das ist der Grundzug der Operationen: Ortsgewinn, nicht Vernichtung des Gegners!

„direct attack") zu nehmen, zweifellos fehlschlagen. Die einzige Aussicht auf Erfolg liegt in der Möglichkeit, eine oder beide Flanken zu umgehen, oder was meist die gleiche Wirkung haben wird, die Rückzugslinie des Gegners zu bedrohen."

*) Siehe Kriegsgeschichtliche Einzelschriften Nr. 33 S. 108: Tagesbefehl von Lord Roberts vom 26. Januar 1900.

Digitized by Google

Durch schnellen Rechtsabmarsch bedroht Lord Roberts die Verbindung der bei Magersfontein stehenden Buren, durch nächtlichen Abmarsch wollen sie sich ihm entziehen, werden aber am 17. Februar 1900 in sehr geschickter Weise von der Kavallerie gestellt, weisen dann am nächsten Tage einen in Abwesenheit von Lord Roberts angesetzten Angriff ab. Die weitere Fortsetzung des Angriffs verhindert Lord Roberts; nach zehntägiger Einschließung und Beschießung müssen die Buren die Waffen strecken. Ebenso ist es auch im Gefechte von Poplar Grove am 6. März. Der Feind wird angefaßt, ein Angriff jedoch unterlassen, in der sicheren Erwartung, daß der Feind seine Stellung in der Nacht räumen würde. Gewiß tut er dieses, aber nur, um nach wenigen Kilometern erneut Widerstand zu leisten. Der Vormarsch wird von vornherein mit der ausgesprochenen Absicht angeordnet, den Feind zu umklammern. In voller Gefechtsentwicklung gehen die Truppen vor. Im Treffen von Diamond Hill (11. Juni 1900) bewegt sich die 40 000 Mann zählende Streitmacht Lord Roberts in einer Frontbreite von 37 km vor, zwischen den Schützen 20 bis 30 Schritte Zwischenraum. Nur einem gebrochenen Feinde gegenüber, von dem man weiß, daß er nicht zum Angriff neigt, kann man sich derartige Freiheiten erlauben. Der Vernichtungsgedanke tritt völlig in den Hintergrund.

Was hier aber an einem Gefechtstage an Blut gespart wird, wurde durch die mit der Verlängerung des Krieges verbundenen Opfer mehr als ausgeglichen. Die Scheu vor der Front des Feindes tritt am deutlichsten in den Kämpfen Bullers am Tugela in die Erscheinung. Glücklich eingeleitete Gefechte werden abgebrochen, Teilerfolge nicht ausgenützt, nur weil der weitere Angriff gegen die Front geführt haben würde. Nichts wäre verhängnisvoller, als in der Truppe den Gedanken aufkommen zu lassen, daß ein Frontalangriff unausführbar sei. Im Gegenteil, die Truppe muß wissen, daß in der großen Schlacht fast alle Angriffe frontal sein werden. Voraussetzung bleibt nur, wie für jeden anderen Angriff, das Erkämpfen der Feuerüberlegenheit. Reichen die Mittel hierfür nicht aus, so bleibt nichts anderes übrig, als wie von unserem Exerzierreglement (II. 82) empfohlen wird, unter dem Schutze der Dunkelheit an den Feind heranzugehen, um dann mit Tagesanbruch das Feuer auf den Nahentfernungen zu eröffnen. Letzteres wurde auch in Südafrika mehrfach versucht. Die englische Armee hatte im Frieden eine gute Schulung in Führung nächtlicher Kämpfe erfahren; in Erinnerung an die Erstürmung der ägyptischen Linien bei Tel-el-Kebir (1882) im Morgengrauen und an den glücklich ausgeführten Anmarsch zum Sturme auf die Stellung des Mahdi am Atbara (8. April 1898) hatte man gerade viel Hoffnung auf die nächtlichen Kämpfe gesetzt. Die im Jahre 1882 gesammelten Erfahrungen waren jedoch verblaßt, man legte geringeres Gewicht auf die für den Erfolg unerläßlichen Vorbereitungen und Erkundungen.

Digitized by Google

So kam es, daß bei Stormberg und Magersfontein die Truppe zu spät an den Feind kam und anstatt selbst zu überfallen, durch feindliches Feuer in geschlossener Ordnung überrascht wurde, die eine ausgiebige Massenwirkung beeinträchtigte. So schwand denn das Vertrauen zu dieser Fechtart, die Dunkelheit wurde nicht ausgenutzt, z. B. am Abend, nach noch nicht völlig ausgefochtenen Entscheidungskämpfen, wo, wie wir es jetzt übersehen können, ein Nachtangriff unbedingt von Erfolg gewesen wäre.

Nur ein kleiner Schritt war von der Scheu vor der Front des Feindes bis zu dem Gedanken, daß ein Angriff überhaupt unmöglich sei. General Baden-Powel befürwortet grundsätzlich die operative Offensive verbunden mit taktischer Defensive, nur unter besonders günstigen Bedingungen hält er einen Angriff noch für ausführbar.*) Aber gerade der südafrikanische Krieg zeigt, daß wer die Entscheidung will, trotz aller Schwierigkeiten unbedingt angreifen muß. Nur der Angreifer kann aus den Unvollkommenheiten, Fehlern und Irrtümern des Feindes Nutzen ziehen. Wer von vornherein Abwehr und Verteidigung plant, hat schon vor der Entscheidung die Überlegenheit des Feindes anerkannt.

Den von den Engländern gemachten Fehlern ist es zuzuschreiben, wenn schwachbesetzte Stellungen von einer Überzahl nicht genommen werden konnten. Dieses Mißverhältnis zwischen Angreifer und Verteidiger ist sowohl in früheren Kriegen, als auch in Südafrika um so größer gewesen, je unzureichender die Mitwirkung der Artillerie war, je weniger Unterstützung das Gelände bot, je schwerer eine Umfassung war. Eine geschickte und energische Führung hat aber auch in Südafrika ohne große Überlegenheit gesiegt.

Zweifelsohne ist der Angriff für die Infanterie schwieriger und verlustreicher geworden. Die Truppe kann der Forderung aber nur genügen, wenn sie einen Rückhalt an dem unbeugsamen Willen des Führers findet, der allen Schwierigkeiten zum Trotze, den Sieg erkämpfen will. Verhängnisvoller denn je sind halbe Maßregeln. Unsere Angriffe werden blutig sein, sie

---

*) Baden-Powel, Generalinspekteur der Kavallerie, Verteidiger von Mafeking, empfiehlt in seinem Buche „War in practice" den Feind mit kleinen Detachements zu umklammern, dann zu versuchen ihn einzuschließen, so daß ihm nichts anderes übrig bleibt, als sich zu ergeben oder durchzubrechen. Getrennt fechten und der erleichterten Verpflegung durch Eisenbahnen wegen vereint marschieren und ruhen!

Ein geplanter Angriff („deliberate attack") sei nur noch möglich (S. 45):

1. Wenn der Feind überrascht werden kann;
2. gegen einen an Zahl, Wert, Bewaffnung und Schießvorrat unterlegenen Feind;
3. wenn dieser sich noch in ungünstiger Stellung befindet, so daß gedeckte Annäherung bis auf Nahentfernungen möglich ist;
4. wenn der Angriff unter dem Schutze der Dunkelheit ausgeführt werden kann.

Nach den Manöverbestimmungen von 1904 sollte einem Frontalangriff nur bei sechsfacher Überlegenheit die Möglichkeit des Gelingens zuerkannt werden.

Digitized by Google

werden aber gewiß nichts höheres von uns fordern, als seinerzeit von der friedericianischen Infanterie in allen ernsten Kämpfen verlangt wurde. Weil dem Führer die Höhe der zu erwartenden Verluste abgehalten hat anzugreifen, weil es, bei der Scheu der Buren vor dem Nahangriff, fast immer gelungen ist, sie aus ihrer Stellung herauszumanövrieren, weil ein bereits angesetzter Angriff nicht durchgeführt wurde, darf noch nicht gefolgert werden, daß ein Angriff überhaupt unausführbar sei. Der südafrikanische Krieg kann auch nur die Lehren früherer Kriege bestätigen:

Erstens, daß der Angreifer im allgemeinen der Überlegenheit bedarf, daß diese am besten in der Umfassung zum Ausdruck kommt.

Zweitens, daß jeder gut vorbereitete Angriff, der auf dem Grundsatze der Feuerüberlegenheit aufgebaut ist, gelingen muß. (Elandslaagte, Driefontein.)

Drittens, daß das angebliche Gesetz von der Unangreifbarkeit der Front sich nicht aufrecht erhalten läßt.

Viertens, daß die Truppen unter dem Schutze der Dunkelheit das erreichen müssen, was ihnen am Tage versagt blieb. (Modder River, Spionskop, Paardeberg.)

Wie gestaltet sich nun der Infanterieangriff, nachdem die ersten Erfahrungen hatten verwertet werden können; was können wir daraus lernen für das Vorgehen über die Ebene, wenn wir von der feindlichen Artillerie nichts zu leiden haben?

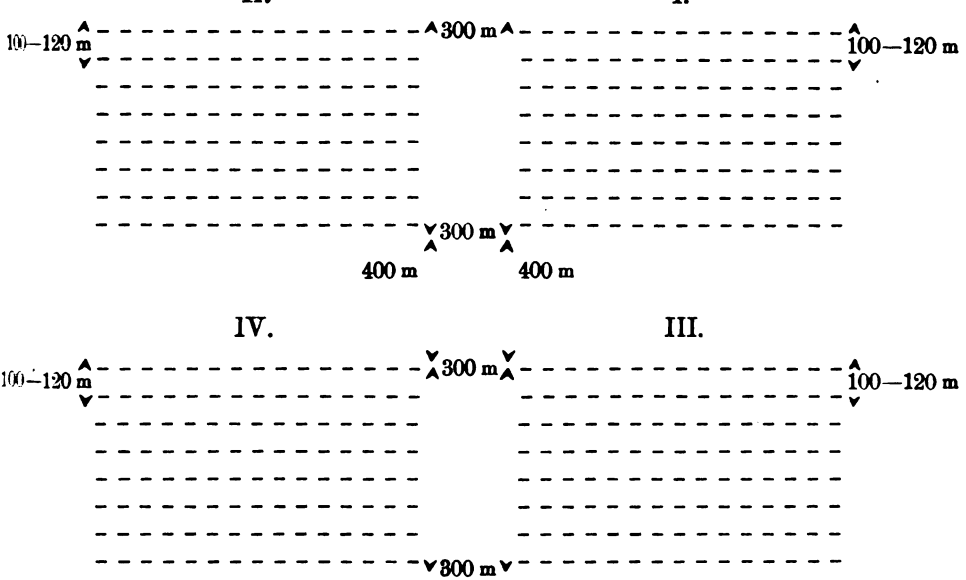
Englische Infanterie war bei Magersfontein und Colenso in dichtgeschlossenen Formationen, bei Belmont und am Modder River in Gefechtsgliederung durch feindliches Feuer überrascht worden. Um ähnliches zu vermeiden, wurde schon auf weiteren Entfernungen vom Feinde, bei Poplar Grove*) z. B. sogar schon auf 10 km eine Art Gefechtsgliederung eingenommen, welche nur noch Bewegungen geradeaus gestattete; sie war nur möglich, da die Steppe keine Hindernisse bot und es nur darauf ankam, den Feind festzuhalten. Die Brigaden bildeten in sich mit ihren vier Bataillonen eine Art offene Doppelkolonne, mit einem Abstand und Zwischenraum von 300 bis 400 m zwischen den Bataillonen. Die Bataillone lösten ihre Bataillonskolonnen derart auf, daß ihre acht Kompagnien, jede in einer dünnen Linie, mit zwei schließlich bis zu 20 Schritte Zwischenraum von Mann zu Mann, sich mit einem Abstand von 100 bis 120 Schritten folgten.

*) Kriegsgeschichtliche Einzelschriften Nr. 33 S. 79.

Digitized by Google

Gliederung einer Brigade von vier Bataillonen der 6. Infanteriedivision am 7. März 1900 beim Vormarsch auf Poplar Grove.*)

Frontbreite etwa 800 m, Tiefe 1800 bis 2000 m.



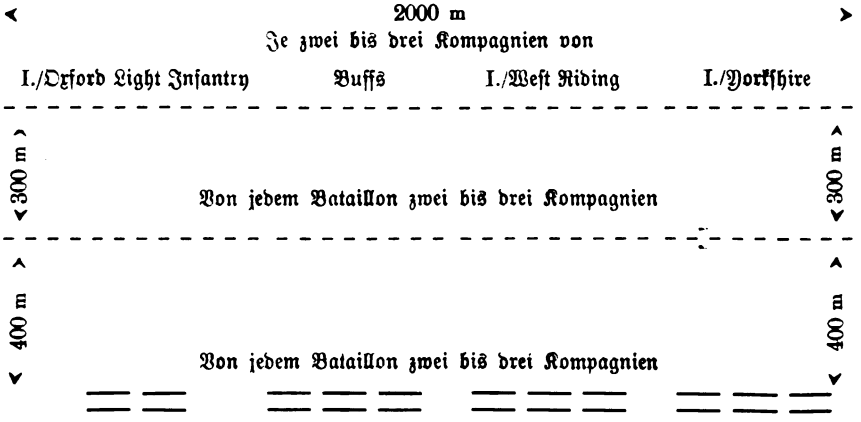
Die Vorteile der Tiefengliederung, Truppen in der Hand zu haben, die auch anders, als rein frontal, verwendet werden können, waren geschwunden. Da die Brigaden in voller Gefechtsgliederung vorgingen, so reichte die flüchtige, durch das Heranprellen von Reitern an die feindlichen Postierungen gewonnene Aufklärung aus. Aber ein solches Verfahren muß die Ausnahme bilden. Für den eigentlichen Angriff genügt diese Aufklärung jedoch nicht. Vorgeschobene Posten vermögen die Annäherung zu verhindern, während Patrouillen zu Fuß, geringe Deckungen des Geländes ausnutzend, sich der Stellung so weit nähern können, daß sie Einzelheiten erkennen. Dieses wurde von den Engländern fast immer versäumt, obwohl die Notwendigkeit genauerer Gefechtsaufklärung, sowohl für die Infanterie, wie auch für die Kavallerie zu wiederholten Malen hervortrat. Hier müssen Offizierpatrouillen der Infanterie einsetzen, die sich in Deckungen vor der Stellung einnisten, mit scharfen Gläsern das Gelände absuchen, Entfernungen festlegen und ihre Beobachtungen mit Winkerflaggen zurückmelden. Aus solchen sogen. Patrouillennestern vermag das Vorgehen der eigenen Infanterie durch Feuer, selbst auf den weiten Entfernungen, unterstützt zu werden.

*) Ebenso ist das Vorgehen der Division Clery am 6. Januar 1900 gegen Colenso; drei Bataillone in erster, zwei mit 300 m Abstand in zweiter Linie.

Digitized by Google

Ist die Stellung des Feindes ungefähr festgestellt, so findet eine weitere Verbreiterung der Gefechtslinie statt.*) Am 18. Februar werden bei Paardeberg von den fünf Bataillonen der 6. Division sofort vier in die vordere Linie genommen. Jedes Bataillon zu acht Kompagnien nahm etwa 400 bis 500 m Front ein, gliederte sich in drei Linien, von denen die beiden vorderen in dünner Schützenlinie, mit Zwischenräumen von etwa 2 m, vorgingen; die dritte Linie bestand aus zwei bis drei Kompagnien in geschlossener Linie. Die Frontausdehnung der vier Bataillone betrug mehr als 2000 m.

Vorgehen von vier Bataillonen der 6. Division am 18. Februar 1900 bei Paardeberg.



Die rechts von der 6. Division fechtende Hochländerbrigade war in Ausdehnung ihrer Gefechtsbreite noch weitergegangen. Die Hochländerbrigade war gegen 7½ Uhr morgens von ihrem Biwaksplatz östlich der Paardeberg Drift aufgebrochen. Die Bataillone gingen von hier aus in der Reihenfolge: I./Argyll and Sutherland, II./Black Watch, II./Seaforth, 2500 m von der feindlichen Front entfernt, in einer langen Reihe zu einem hintereinander, mit vier Schritt Abstand von Mann zu Mann, in östlicher Richtung vor, bis die Spitze der Argyll and Sutherlands in Höhe der Artillerie am Kanonenhügel, hinter dem linken Flügel der 6. Division, angelangt war. Hier wurde linksum gemacht, und die ganze Brigade, außer zwei Kompagnien Seaforth, die hinter dem linken Flügel folgten, ging in einer ausgedehnten, lichten Schützenlinie von mehr als

*) Schon am 26. November 1899 berichtet Lord Methuen über seine ersten Erfahrungen: „Unsere Verluste sind nicht größer, als man erwarten mußte. Festhalten an der zerstreuten Ordnung, indem man eine bedeutende Front einnimmt, die feindlichen Stellungen noch vor Tagesanbruch erreichen, schützt in erster Linie gegen Feuer in der Flanke und in zweiter Linie gegen große Verluste in der Ebene. Es kann überhaupt nicht in Frage kommen, den Feind zu umfassen, denn zu Pferde ändert er seine Front in einer Viertelstunde."

Digitized by Google

4000 m Breite, ohne Unterstützungstrupps und Reserven, über die freie Ebene gegen den Fluß vor. So sind die Engländer in Verbreiterung der Front zweifelsohne zu weit gegangen; die neuen Waffen gestatten aber durchweg eine Verbreiterung der Angriffsräume der einzelnen Verbände, die jedoch geringer als in der Verteidigung sein wird.

Im Besitze eines weitschießenden, mit bequemer Visiervorrichtung für die größeren Entfernungen versehenen Gewehrs, ließ sich die englische Infanterie durch das Fernfeuer der Buren schon auf Entfernungen von 1200 und 1300 m (Garde am Modder River), sogar auf 1600 und 1700 m (6. Division bei Paardeberg) verleiten, das Feuer gegen einen Feind zu eröffnen, dessen Stellung selbst mit den schärfsten Gläsern nicht zu erkennen war. Die immer und immer in allen Berichten wiederkehrende Klage, daß es vielfach unmöglich gewesen sei, den Feind, der regungslos hinter seinen Deckungen lag, zu erkennen, weist auf die Notwendigkeit hin, die Augen von Mannschaften und Führern im Erkennen schwieriger Ziele auf mittleren und weiteren Entfernungen zu üben. Die Kämpfe in Südafrika bestätigen die alte Regel, daß, wenn ein Angreifer einmal auf den weiten Entfernungen das Feuer eröffnet hat, er dann meist die nahen Entfernungen überhaupt nicht erreicht. Es zeigt sich das Verhängnisvolle der Friedensschulung darin, sofort bei Beginn des feindlichen Feuers sich hinzuwerfen und dieses zu erwidern. Die Verluste waren jedenfalls gering, gar nicht zu vergleichen mit denen, die unsere Garde beim Vorgehen gegen St. Privat durch Chassepotfeuer erlitt, ohne es erwidern zu können. Geringe Verluste müssen ertragen werden; erst größere Verluste können dazu zwingen, mit einzelnen Abteilungen das Feuer aufzunehmen, um den Hauptteilen das Weitervorgehen zu ermöglichen.*)

Gerade für diese Aufgaben hätten Maschinengewehre gutes leisten können. Jedes englische Bataillon war mit einem Maschinengewehr ausgerüstet. Während man diese im Sudan gegen die dichten Massen der Derwische batterieweise verwendete, ließ man sie hier bei den Bataillonen. Vielfach mangelte es an Gelegenheit zur Verwendung, die dem Ermessen des Kommandeurs überlassen blieb. Im Angriffsgefechte war es schwierig, die auf einer Lafette befindlichen Gewehre, die Ziele wie ein Geschütz boten, vorzuführen. Nicht mit Unrecht sagte ein Offizier: „Es war, als ob das äußere Aussehen Führer und Mannschaften immer wieder vergessen ließ, daß man eine Waffe von der beschränkten Leistungsfähigkeit eines Gewehrs in Händen hatte.“ Da die Buren in keiner Weise günstige Ziele für das Maschinengewehrfeuer boten, so war die Truppe mit der Wirkung nicht

*) Vorgehen des linken Flügels der Hochländerbrigade bei Paardeberg am 18. März 1900 ohne Schuß bis auf 450 m, allerdings unter dem Feuer des auf 750 m eingenisteten rechten Flügels der Brigade.

Digitized by Google

zufrieden. Beim Angriff auf Talana Hill fand ein Maschinengewehr günstige Verwendung in einem Wäldchen hinter einer Mauer; im offenen Gelände wurden die Gewehre jedoch sehr schnell zum Schweigen gebracht. So z. B. am Modder River das Gewehr der Scots Guards auf 900 m, bei Magersfontein das der Seaforth Hochländer auf 600 m, ebenso bei Rietfontein, am 26. Oktober 1899, das Gewehr des Bataillons Gloucestershire auf etwa 900 m.

Wo es aber versucht wurde, hat englische Infanterie in dünnen Schützenlinien mit nur geringen Verlusten die Entfernungen von 700 und 800 m vom Feinde erreichen können, dann freilich erwiesen sich diese dünnen Feuerlinien als viel zu schwach, um noch weiter vorzugehen, oder gar die Feuerüberlegenheit zu gewinnen. Die neuen englischen Vorschriften fordern daher, daß in dünnen Schützenlinien, mit 6 bis 20 Schritte Zwischenraum, eine Entfernung von 600 m vom Feinde erreicht wird, dann soll die Schützenlinie durch Nachfüllen bis auf das Höchstmaß ihrer Dichtigkeit, d. h. ein Mann auf je 90 cm, gebracht werden. Den dünnen Schützenlinien wird als Vorteil nachgerühmt, daß sie weniger vom Feuer zu leiden haben, daß der einzelne Mann eine größere Bewegungsfreiheit hat, daß sie schwerer zu erkennen seien, daß vermutlich der Feind auch später auf sie das Feuer eröffnen werde. Aber gewiß nicht ohne Grund wurde auch geltend gemacht, daß das Pflichtbewußtsein eines Mannes, der in der Gefahr in einer lichten Schützenlinie sich selbst überlassen ist, eher ins Wanken kommt, als wenn er seinen Nachbar im Gefecht dicht neben sich sieht.

Die Frage, ob grundsätzlich dünne oder dichte Schützenlinien anzuwenden seien, läßt sich ein für allemal nicht beantworten. Unsere Aufgabe muß sein, eine dem Verteidiger überlegene, d. h. dichtere Feuerlinie auf den Nahentfernungen in Stellung zu bringen. Haben wir bedecktes Gelände zu durchschreiten, welches die Geschoßwirkung des Feindes beeinträchtigt, treten wir sofort in den Entscheidungskampf ein, so wird man den Vorteil des einheitlichen Vorführens feuerstarker Schützenlinien ausnutzen müssen; hat man eine freie Ebene zu überschreiten, so bleibt nichts anderes übrig, als mit dünnen Linien vorzugehen, erst nach und nach, im Laufe längerer Zeit, die höchste Dichtigkeit zu erreichen. Man hat gegen dieses Vorgehen in mehreren Linien hintereinander geltend gemacht, daß ein Vermischen der Verbände stattfinden würde, daß auch ein Beschießen der vorderen durch die hinteren Linien möglich sei. Ersteres muß zugegeben werden, letzteres war in Südafrika nicht in dem befürchteten Maße der Fall.

Es sind auch Bedenken geäußert, ob die Verstärkungen die Feuerlinie erreichen würden. Der Krieg in Südafrika beweist dieses. Bei Magersfontein wird die auf den Nahentfernungen ausharrende Hochländerbrigade durch ein sprungweise vorgehendes Bataillon verstärkt und sogar noch ein Stück vorgerissen, bei Paardeberg glückt dasselbe einem Halbbataillon Cornwall, welches springend und kriechend die Gefechtslinie erreicht.

Digitized by Google

Im allgemeinen hat es sich aber empfohlen, mit Verstärkungen bis auf etwa 200 m sprungweise an die Feuerlinie heranzugehen, die letzte Strecke sobald die Mannschaften in den Bereich der gegen die Schützenlinie gerichteten Geschoßgarbe kamen, kriechend zurückzulegen.

Auf welchen Entfernungen die Hauptfeuerstellung liegen wird, hängt vom Gelände und von Beleuchtungsverhältnissen ab sowie von der Wirkung der Artillerie des Feindes. Der heutige Angriff besteht vor allem in dem Gewinn von Feuerstellungen. Jedes übereilte Vorbrechen aus diesen, in das noch nicht geschwächte Feuer des Verteidigers, kann sogar zur Vernichtung des Angreifers führen. Stunden-, ja tagelang kann dieses Ringen mit allen seinen Täuschungen und Rückschlägen dauern. Der Angreifer wird versuchen müssen, die Stärken der Verteidigung sich selber anzueignen und unter Umständen sogar zum Spaten greifen. So werden sich die Aussichten zwischen Angriff und Verteidigung allmählich immer mehr ausgleichen, ja im weiteren Verlaufe des Kampfes wird die moralische Überlegenheit des vorschreitenden Angreifers in dem Maße zunehmen, als der Verteidiger sich in seiner Stellung zu verbluten beginnt.

Ist es einmal gelungen, das Feuer des Verteidigers zu schwächen, so wird das weitere Vortragen des Angriffs, je nach den Verhältnissen, verschieden sein. Zunächst hatte man geglaubt, in dem sprungweisen Vorgehen mit Kompagnien oder gar stärkeren Abteilungen, das beste Mittel gefunden zu haben, vorwärts kommen zu können, sobald Verstärkungen die Schützenlinie erreichten.*)

Aber gerade diese Verstärkungen, welche sich im feindlichen Feuer ohne Schuß vorwärts gearbeitet hatten, waren froh, endlich einmal das Feuer eröffnen zu können. Sprang nun die verdichtete Linie auf, so schlug ihr heftiges Feuer entgegen, was sie bald zum Hinwerfen zwang. Soll ein Sprung gelingen, so muß das Feuer erst einige Zeit gewirkt haben, jede Regelmäßigkeit ist zu verwerfen. Die Zugführer müssen selbständig jede Gelegenheit benutzen, ihre Abteilungen näher an den Feind zu bringen. Gerade hierbei haben es die englischen Schützenoffiziere mehrfach versehen. Jede lange Vorbereitung, die namentlich für das einheitliche Vorstürmen

*) In den „Militärischen Betrachtungen über den Krieg in Südafrika" (Beiheft 8 Militär-Wochenblatt 1900) wird uns folgendes erzählt: „Das Aufstehen erfolgt zögernd und nach und nach. Dadurch gewinnt der aufmerksam gemachte Feind Zeit, die später sich erhebenden Leute schon beim Aufstehen mit wohlgezieltem Feuer zu empfangen. So werden auch kurze Sprünge, in längeren Linien ausgeführt, zu verlustreich werden, um auf die Dauer durchgeführt werden zu können. Kleinere Gruppen dagegen lassen sich überraschend bewegen und Überraschung ist nach meiner Überzeugung das einzige, was einen Sprung glücken lassen kann. Deshalb darf er auch nur so lange dauern, wie die Überraschung vorhält. Jedes Aufmerksammachen des Feindes durch auffälliges Stopfen des Feuers muß daher sorgfältig vermieden werden. Auch das ist meistens nur bei kleinen Gruppen zu erreichen."

Digitized by Google

langer Linien erforderlich ist, ist, da sie die Aufmerksamkeit des Feindes erregt, von Übel. Blitzschnell muß das Aufspringen und Vorstürzen erfolgen, ob der Mann mit geöffneter Kammer, mit ungeladenem oder gespanntem Gewehr läuft, ist gleichgültig. Wirft der Mann sich hin, so ist er meist so außer Atem, daß er doch nicht sofort schießen kann. Schnelligkeit bleibt die Hauptsache.

Schon im deutsch-französischen Kriege erfuhren wir die mit jedem Sprunge wachsende Schwierigkeit, die Schützen aufzureißen und den Sprung weit genug auszuführen. Englische Offiziere haben mir dieses in vollem Maße bestätigt. Es ist naheliegend, den kritischen, am schwersten zu überwindenden Moment möglichst selten zu wiederholen, d. h. die Sprünge grundsätzlich möglichst lang zu machen. Diese Ansicht vertreten auch das neue österreichische und das englische Reglement.*) Eine Grenze findet die Ausdehnung des Sprunges an dem Kräftezustand der Mannschaften und am feindlichen Feuer. Leichter wird es sein, die Sprünge zu verkürzen, als grundsätzlich kurz eingeübte Sprünge zu verlängern. Wenn unter günstigen Verhältnissen ein Sprung etwa 80 m lang sein kann, wird er auf den nahen Entfernungen bis auf 40 m und noch weniger herabsinken. Von ausschlaggebender Bedeutung für die Länge des Sprunges erwies sich der Umstand, ob die Verluste schon beim Erheben aus der Deckung oder während des Vorlaufens eintraten. Im ersteren Falle kam es oft gar nicht zum Sprung oder die Leute warfen sich schon nach 10 oder 15 m nieder.

Dieser geringe Raumgewinn steht aber nicht mehr im Einklang mit dem Verbrauch moralischer Kraft beim Aufreißen der Mannschaft. Ganz naturgemäß ergab sich daraus im Felde das Vorkriechen. Die Leute kommen unter geringen Verlusten schnell und ohne große Ermüdung vorwärts. Die Schwierigkeit, eine solche Truppe zum Sturme vorzureißen,

---

*) Das neue englische Reglement führt folgendes aus: „Sprünge über offenes Gelände sollen 80 bis 160 Yards (73 bis 91 m) nicht übersteigen und selten diese Ausdehnung erreichen. Auf den entscheidenden Entfernungen, d. h. unter 540 m, sollen sie nur so weit ausgeführt werden, daß der Feind keine Gelegenheit findet, die Leute mit gezieltem Feuer zu beschießen. Sind Deckungen vorhanden, so gehen die Sprünge von Deckung zu Deckung."

An einer anderen Stelle sagt das Reglement: „Im offenen Gelände und innerhalb wirksamer Schußweiten werden lange Linien sich gleichzeitig erhebender Schützen, selbst bei kurzen Sprüngen, schwere Verluste erleiden. Plötzliche Bewegung kleinerer Abteilungen vermag den Feind zu überraschen, so daß wenigstens für einige Zeit gezieltes Feuer vermieden wird. Der Sprung wird nur so lange fortgesetzt, als die Überraschung des Feindes anhält. Je geringer die Entfernung vom Feinde, um so kleiner müssen die vorlaufenden Abteilungen und um so kürzer die Sprünge werden."

Der Führer soll beim sprungweisen Vorgehen seine Befehle geben, ohne sich zu zeigen, dann als erster aufspringen und den Weg weisen. Sobald er sich hinwirft, tun seine Leute das gleiche und eröffnen das Feuer. Über eine schon im Feuer liegende Abteilung wird ein Stück hinaus vorgelaufen.

Digitized by Google

wurde nicht empfunden. Im offenen Gelände geschah dieses Vorkriechen unter beständigem Feuer. Englische Offiziere behaupten, daß ein Überschießen dieser vorkriechenden Abteilungen sogar ohne Bedenken ausführbar sei.

Auch den Buren ist es auf diese Weise mehrmals gelungen, den bereits erschütterten Feind aus der Stellung herauszuschießen. Die Schützenlinie blieb, fortwährend feuernd, in einer beständigen, langsamen Vorbewegung, einer Art Vorschleichen, die auf den unbeweglichen und in seiner Stellung festgebannten Verteidiger einen um so beunruhigenderen und lähmenderen Eindruck ausgeübt haben soll, je näher ihm die unheimlich vorschleichende, feuernde Schlangenlinie kam und je weniger er imstande war, diesen kleinen, liegenden Zielen merkliche Verluste beizubringen, zumal er selbst beständig unter wirksamem Feuer gehalten wurde.

Der Krieg zeigt, entgegen der Auffassung in unserer Felddienstordnung (623), daß Schützenlinien auf den Nahentfernungen sich stundenlang gegenüberliegen können, ohne daß eine Entscheidung eintritt. Englische Offiziere finden eine Erklärung, die auch von gegnerischer Seite bestätigt wird, in dem Umstande, daß die Buren auf den Nahentfernungen ohne den Kopf aus der Deckung zu erheben ihr Gewehr abfeuerten, und nur die schützende Deckung verließen, wenn die Engländer sich zum Vorgehen erhoben. Auf dem Spionskop liegen sich auf 250 m die beiderseitigen Schützenlinien von Sonnenaufgang bis zur Dunkelheit gegenüber.

In andern Fällen hatten die Buren die Feuerüberlegenheit errungen, setzen das Feuer aber dauernd fort. Kaum würde die englische Truppe einem Vorgehen zum Sturme noch stand gehalten haben. Da dieser nicht erfolgte, aufstehen und zurückgehen gleichbedeutend mit Vernichtung war, ließ in dem langen Feuerkampfe der Wille, Widerstand zu leisten, nach, und um aus dieser unerträglich scheinenden, sich von Minute zu Minute noch verschärfenden, einen jeden kräftigen Entschluß lähmenden Lage herauszukommen, schien nur noch ein einziger Ausweg möglich, nämlich die Waffenstreckung.*) Nur des Eintretens irgend eines unbedeutenden Umstandes

*) „Als wir uns bis auf etwa 300 m in dieser Weise, immer feuernd und kriechend, an den Gegner herangeschlichen hatten, sahen wir beim Gegner viele weiße Taschentücher zum Zeichen der Übergabe winken, da wir jedoch diesen Zeichen der Unterwerfung, infolge mancher böser Erfahrung, keinen Glauben mehr schenkten, setzten wir das Vorkriechen fort; erst als wir sahen, wie die meisten Mannschaften beim Gegner ihre Waffen fortwarfen, erhoben wir uns, um die Engländer gefangen zu nehmen. Als wir herangekommen waren, bemerkte ich, wie zahlreiche Mannschaften wie die Kinder weinten. Als ich später den englischen Offizieren mein Erstaunen über den moralischen Zustand ihrer Truppe aussprach, meinten sie, die Schuld daran trüge die unheimliche Art unseres Vorgehens.

Das Gefühl, die Gefahr immer näher auf sich zukommen zu sehen, ohne sich ihrer recht erwehren zu können, habe für die Truppe etwas ungemein Niederdrückendes und Beängstigendes; denn die über die Ebene, unter Benutzung des vorhandenen

Digitized by Google

hätte es bedurft, um die Schützen in wilder Flucht zurückfluten zu lassen. Gerade hierin liegt die Bedeutung des Sturmangriffs. Ein vollkräftiger Gegner weicht nicht dem Blei allein, nicht freiwillig wird er im Verfolgungsfeuer sich der sicheren Vernichtung aussetzen, es bedarf erst des Vorgehens eines zum Handgemenge entschlossenen Angreifers, um ihn zum Aufgeben seiner Stellung zu zwingen. Der Angreifer wird sprungweise und kriechend so nahe wie möglich an den Verteidiger herangehen, jedes verfrühte Vorbrechen, jedes vereinzelte Vorprellen einzelner Abteilungen kann den ganzen bisherigen Erfolg in Frage stellen.

Gerade hier ist eine Täuschung über die eigene Waffenwirkung so leicht. Das Schweigen oder Schwächerwerden des feindlichen Feuers gibt nur einen trügerischen Anhalt, ein Irrtum rächt sich gewöhnlich mit Vernichtung. Nicht unbedenklich scheint es, das Recht, die Linie zum Sturm vorzureißen, in die Hände eines jeden, selbst des jüngsten Zugführers zu legen. Warten und weiterfeuern ist meist immer besser, als verfrüht vorzubrechen. Bei Driefontein wird zum Sturme vorgegangen, als man deutlich Teile sich aus der Feuerlinie loslösen sieht. An anderer Stelle, z. B. bei Elandslaagte, machte sich das Gefühl in der ganzen Linie geltend, daß jetzt der entscheidende Augenblick gekommen sei, daß man entweder vorwärts oder zurück müsse.

Aber wie soll gestürmt werden?

Das Eine steht fest, daß ein Vorgehen ohne Feuerunterstützung unmöglich ist, wenn nicht der Verteidiger in hellen Haufen seine Stellung räumt. Eine Zeitlang kann die Artillerie wohl diese Unterstützung leisten, aber dann muß sie schweigen, oder besser ihr Feuer auf das Gelände hinter der Stellung richten, um die eigene Infanterie nicht zu gefährden. Vielleicht bleibt der Verteidiger in seinen Deckungen. Wie aber, wenn er sich aufrichtet, und wie wenn er sein Gewehr selbst nur im wagerechten Anschlag abfeuert? Englische Angriffe sind noch auf Entfernungen von 50 bis 80 Schritte gescheitert. Das österreichische Reglement erkennt den Wert der Feuerunterstützung an, bestimmt, daß ein Teil liegen bleiben soll; dieses scheint aber, wenn das Schlagen der Tamboure, das Blasen der Hornisten alles, auch das Letzte in Bewegung setzt, bedenklich. Was leistet denn schließlich auch ein einzelner Zug, selbst für die Front eines Bataillons. Sollen die Schützen sich etwa hinwerfen und den Feuerkampf aufnehmen, wenn der Feind sein Schnellfeuer eröffnet? Kann dieses nicht der Anfang eines Rückschlages werden? Was wird dann aus den nachrückenden Abteilungen?

Dies kann die Lösung nicht sein. Der Feind ist im Feuerkampf niedergerungen, d. h. er sucht sich gegen den über seine Deckung hinwegbrausenden

Steingerölls, vorkriechenden Buren hätten ein so wenig günstiges Ziel geboten, daß ihr Feuer nur von geringer Wirkung gewesen sei, während sie selbst dauernd von den Buren beschossen worden seien. Dies alles habe dazu beigetragen, die Nerven der Truppe zu zerstören." — Militär-Wochenblatt 1900, Beiheft 8.

Digitized by Google

Sturm von Geschossen und Schrapnellkugeln zu schützen. Während des Sturmes muß man ihn in diesen Deckungen halten und darf ihn nicht wieder hoch kommen lassen. Das scheint nur möglich durch das früher allgemein übliche Feuer in der Bewegung. Dieses gegen einen unerschütterten, gedeckten Gegner anwenden zu wollen, um, wie es in den achtziger Jahren mehrfach empfohlen wurde, ihn niederzuringen, kommt der Vernichtung gleich. Hier handelt es sich aber nur darum, den schon erschütterten Verteidiger weiter niederzuhalten. Im südafrikanischen Kriege ist es in dieser Weise mehrfach mit Erfolg angewendet worden.

Einer der hervorragendsten Generale und vielleicht der beste englische Infanterietaktiker, Sir Jan Hamilton, dem es vergönnt war bei Elandslaagte und Doornkop seine Truppe bis in den Feind hineinzuführen, schreibt mir über diese Frage: „Meine Ansicht ist, daß, gleichviel welche Bestimmungen auch im Frieden getroffen sind, die Leute beim Sturme feuern werden. Nichts wird sie daran hindern, verlassen Sie sich darauf. Man tut daher gut, von vornherein damit zu rechnen. Die größte Gefahr bleibt, daß die Leute sich niederwerfen, anstatt im Vorgehen zu bleiben. Werfen beim Sturme die Leute sich aber einmal hin, so stehen sie nur auf, um zurückzugehen."

Die Ansicht eines der kriegserfahrensten Offiziere der englischen Armee, verdient jedenfalls Beachtung.*)

II. Die Artillerie.

Die englische Feldartillerie war mit einem den Forderungen der Zeit und des südafrikanischen Kriegsschauplatzes nicht mehr entsprechenden, zwar leicht beweglichen, aber wenig wirksamen Feldgeschütz von 7,62 cm Kaliber in den Krieg gezogen. Als Nachteile des Hauptgeschosses, des Schrapnells, wurden genannt: ein sehr kleiner Kegelwinkel, dann daß der nur bis 3060 m reichende Brennzünder unzuverlässig wirkte, so daß es also schwer hielt, die Sprengpunkte genau mit dem Ziel in Übereinstimmung zu bringen. Ein solches Geschoß war völlig unzureichend für das Beschießen der tief eingeschnittenen Schützengrabenstellungen der Buren. Die in die Artillerie ein-

*) Oberst v. der Goltz schreibt in „Ausbildung der Infanterie für den Angriff" S. 63 über einen praktischen Versuch: „Je näher die Linie dem Verteidiger kam, desto mehr zeigte sich das anerzogene Bestreben jedes Einzelnen, so schnell wie möglich in die feindliche Stellung zu gelangen; aus dem Niederlegen zum Schuß wurde ein Niederknien, schließlich eine Feuerabgabe im Stehen, und ganz naturgemäß ergab sich zuletzt ein Feuern in der Bewegung. Feuer in der Bewegung ist reglementarisch gestattet und an dieser Stelle gewiß geboten. Es entspringt hier dem sehr richtigen Gefühl, den niedergehaltenen Gegner nicht wieder hoch kommen zu lassen. Man verwechsele dieses Feuer in der Bewegung nicht mit dem seinerzeit verurteilten Bewegungsfeuer langer Schützenlinien auf weiten Entfernungen, bei denen es nicht auf Niederhalten eines niedergekämpften, sondern auf Niederzwingung eines intakten Gegners abgesehen war."

Digitized by Google

gestellten, ballistisch guten 12,7 cm Feldhaubitzen waren in viel zu geringer Zahl vorhanden, als daß sie bei der Ausdehnung der Gefechtsfelder irgendwie von Wert hätten sein können. Die Schwierigkeit, die eigentlichen Gefechtsstellungen der Buren aufzufinden, beeinträchtigte die Wirkung. Bei Colenso und Magersfontein wurden erhebliche Munitionsmengen gegen Stellen im Gelände eingesetzt, welche von den Buren überhaupt nicht besetzt waren. Im weiteren Verlauf des Krieges, als die Truppe sich mehr mit diesem Geschütz angefreundet hatte, wurden einzelne Haubitzzüge den Kanonenbatterien der fliegenden Kolonnen zugeteilt. Die Lyddit geschosse, welche nicht befriedigt hatten, wurden im Feldzuge zum Teil durch Schrapnells ersetzt, über ihre Wirkung beim Bogenschuß ist jedoch nichts zuverlässiges bekannt geworden.

Die Schießausbildung gegen feststehende Ziele auf den nahen Entfernungen, auf denen auch im Frieden die Schießübungen auf 1300 bis 1900 m abgehalten waren, genügte;*) keine Übung hatte die Artillerie im Erkennen, Schießen und Beobachten gegen schwer zu erkennende Ziele auf den weiten Entfernungen. In den Dienstvorschriften wurden Entfernungen von 2300 bis 3200 m bereits als große bezeichnet, als wirksame Schußweiten 1350 bis 2750 m genannt.

Kurz vor dem Treffen von Colenso sprach sich ein höherer Artillerieoffizier, dem die ballistische Überlegenheit der Burengeschütze bekannt war, dafür aus, in schneller Gangart gar bis auf 450 und 600 m an den Feind heranzufahren. Da bei Colenso die Buren ihr Feuer erst auf nächste Entfernung eröffneten, konnten zwei englische Batterien dieses ausführen; sie protzten auf etwa 1100 m von den feindlichen Schützengräben ab, verfeuerten innerhalb einer Stunde annähernd ihre ganze Protzenmunition, stellten dann ihr Feuer ein, schließlich wurden sie aber von Buller im Stiche gelassen, nachdem mehrere Versuche, Bespannungen zum Zurückführen der Geschütze heranzubringen, mißlungen waren. Nur zwei Geschütze konnten aufgeprotzt und zurückgebracht werden. Die Verluste der beiden Batterien waren gering gewesen, sie betrugen nur 5 Offiziere, 34 Mann. Ein solches Herangehen wurde aber unausführbar, als die Buren die größere Schußweite ihrer Feldgeschütze bis zum äußersten Wirkungsbereich ihres Brennzünders ausnutzten und außerdem noch schwere Flachbahngeschütze heranholten. Die geringe Zahl dieser Geschütze, die nicht immer sicher wirkenden Zünder und auch die mangelnde Schulung der Bedienungsmannschaften ließ indessen die ballistische Überlegenheit nicht zur vollen Geltung kommen. Dennoch wurden die Engländer ge-

*) Der k. u. k. Hauptmann des Generalstabskorps Trimmel — Militärattaché bei der englischen Armee — schreibt in seinen Eindrücken gelegentlich der Beschießung der Burenstellungen am Paardeberg: „Für die Präzision dieses Feuers sprechen die Hülsen der Schrapnells, die die Schützengräben der Buren auf fünf bis zehn Schritte beiderseits garnierten." Die Wirkung gegen den gut gedeckten Gegner war aber gleich Null.

Digitized by Google

zwungen, wirksamere Flachbahngeschütze von der Flotte heranzuziehen, die auf improvisierte Lafetten gestellt und von 28 Ochsen gezogen wurden. In recht wünschenswerter Weise ergänzten diese Kanonen die Geschoßwirkung, wenn sie auch ursprünglich für ganz andere Aufgaben konstruiert waren und die Buren nur ausnahmsweise Ziele für Flachbahngeschütze boten. Gegen Schützengräben war ihre Wirkung recht gering.

Für die Buren, welche von vornherein auf die Verteidigung angewiesen waren, war die Verwendung schwerer Flachbahngeschütze aber durchaus zweckentsprechend. Sie entfalteten eine geradezu staunenswerte Geschicklichkeit, derartige Geschütze selbst auf steilen Höhen in Stellung zu bringen. So wird am 6. Februar 1900 eine lange 15,5 cm Kanone aus der Einschließungsstellung vor Ladysmith nach der 20 km entfernten Stellung am Vaalkranz herangezogen und auf der steilen Klippe des Doornkloof in Stellung gebracht, am 8. stand das Geschütz schon wieder vor Ladysmith. Diese Leistungen haben die englische Heeresleitung wohl bestimmt, die Korpsartillerie eines Armeekorps aus drei reitenden, drei Haubitz- und drei schweren Flachbahnbatterien zusammenzusetzen.

Weniger günstig erwies sich die Verwendung von Maschinenkanonen — Pom-Poms — von 37 mm Kaliber, die in der Minute bis zu 60, etwa ein Pfund schwere Granaten verfeuerten. Der erste große Eindruck auf Mann und Pferd verwischte sich bald, da fühlbare Verluste ausblieben.*) Aus moralischen Gründen wurden schließlich 53 Pom-Pom-Züge zu zwei Kanonen in die englische Feldarmeee eingestellt. Gegenwärtig wird auch jedes Kavallerieregiment mit einem Pom-Pom-Geschütz ausgerüstet.

Den Buren war bei ihrer geringen Geschützzahl ihre Taktik von vornherein vorgeschrieben.**) Bei der Überlegenheit der englischen Artillerie hätte

*) „Das Pom-Pom macht einen hölischen Lärm wenn es arbeitet und es kann vielleicht einen demoralisierenden Eindruck auf den Feind ausüben. Aber damit sind auch seine Tugenden erschöpft, denn seine Leistungen sind gleich Null. Mangels besserer Stücke mußten wir uns allerdings glücklich preisen, wenigstens im Besitze eines Pom-Pom zu sein. Damit machten wir Lärm, um die Aufmerksamkeit des Feindes abzulenken.“ Ben Viljoen, „Im Kampfe um Afrika“, II.

„Die artilleristischen Streiflichter über den südafrikanischen Krieg“ — Militär-Wochenblatt 1903, Nr. 93 — überschätzen die Wirkung der Pom-Pom-Geschütze ganz erheblich. Siehe auch Kriegsgeschichtliche Einzelschriften Nr. 33, S. 92: „Episode aus dem Gefecht von Driefontein“.

**) Zahlenverhältnis der beiderseitigen Artillerie:

Talana Hill (19. Oktober 1899)	4 : 18	Geschütze,
Elandslaagte (21. Oktober 1899) . . .	2 : 18	„ , nach Ausscheiden von 6 wertlosen Vorderladern
	2 : 12	„ ,
Ladysmith (30. Oktober 1899)	16 : 40	„ ,
Modder River (28. November 1899) . .	9 : 22	„ ,
Magersfontein (10. Dezember 1899) . .	10 : 33	„ ,
Colenso (15. Dezember 1899)	5 : 44,	darunter 14 schwere Geschütze,

Digitized by Google

immer nur ein Teil bekämpft werden können, während der andere in seiner Feuerabgabe ungestört, den Buren jeden Erfolg wieder entrissen hätte. Die Geschütze nahmen aus stets wechselnden Stellungen den Feuerkampf mit den englischen Batterien nur auf solchen Entfernungen auf, bei denen eine Entscheidung nicht sofort zu erwarten war. Kamen die Engländer näher, so stellten die Buren das Feuer ein; schußbereit aber standen die Geschütze in Deckung, um etwaige Fehler auszunutzen.

Nur in den Kämpfen am oberen Tugela kamen die Geländeverhältnisse den Buren besonders zu Hilfe. Das Flußtal war so breit, daß die englischen Batterien gezwungen waren, den eigenen Talrand zu verlassen und unten in der Tiefe aufzufahren, um die etwa 100 m höher gelegenen Burenstellungen zu bekämpfen. Bei der schwierigen Beobachtung war natürlich die Wirkung recht gering. So zögerten denn auch am 5. Februar 1900 vier Burengeschütze (7,5 cm Kaliber) nicht, den Kampf mit 42 englischen Geschützen auf 3500 bis 4000 m aufzunehmen, ihre Minderzahl durch erhöhte Feuergeschwindigkeit auszugleichen. Dennoch verlor in dem zweistündigen Kampfe die englische Artillerie nur sieben Mann, obwohl die Berichte von einem „höllischen Geschoßhagel sprachen, der sich über die Batterien ergossen" haben soll. Es gelang sogar, im Feuer aufzuprotzen und einen Flankenmarsch auszuführen. Wohl der beste Beweis, daß auch die Burenartillerie nicht auf der Höhe artilleristischer Leistungen stand.*)

Abgesehen von den ersten Gefechten in Natal, wurden die Geschütze stets einzeln, in geschickt angelegten und gut maskierten Geschützbedeckungen verwendet. Mit dieser Taktik konnten die Buren wohl Zeit gewinnen, aber niemals eine Entscheidung herbeiführen. Nur die Übertragung der Beobachtung von einem Geschütz auf das andere, also das Zusammenfassen von Geschützen zu Batterien, kann bei der Feldartillerie zu rascher Wirkung führen; nur das räumliche Vereinigen mehrerer Batterien gewährleistet eine straffe Leitung und Konzentration des Feuers.**) Auf alles dies verzichteten

Spionskop (20. bis 27. Januar 1900)	6 : 60	Geschütze,
Vaalkranz (6. Februar 1900)	7 : 60	"
Pieters Hill (23. bis 27. Februar 1900)	10 : 70	"
Paardeberg (18. Februar 1900)	8 : 24	"
" (19. bis 27. Februar 1900)	6 : 91	"
Driefontein (10. März 1900)	16 : 30	"

*) Es handelte sich in diesem Gefecht nur um eine Demonstration, um die Aufmerksamkeit von den Umfassungskolonnen abzulenken. „Die englische Infanterie warf sich nieder, ohne weiter vorzugehen, während sich ein heftiges Artilleriegefecht entspann. Nachdem dieses einige Zeit zum entschiedenen Nachteil der Engländer gedauert hatte, protzten die englischen Geschütze plötzlich auf, jagten im Galopp davon, ihre Infanterie im Stiche lassend. . . . Bald darauf zog sich auch die Infanterie zurück, von unseren Schrapnells verfolgt." Schiel, „Mit den Deutschen im Burenkriege", S. 120.

**) Diese vereinzelte Verwendung von Schnellfeuergeschützen kann gelegentlich im hinhaltenden Gefecht von Vorteil sein. In England — Major Callwell, „Tactics of

Digitized by Google

die Buren, denn sie sagten sich mit Recht, daß ihre Geschütze im Artilleriekampf dem sicheren Untergange ausgesetzt gewesen wären, daß Ersatz für sie zu schaffen nicht möglich sein würde. Dieses bedingte in einem ungünstig verlaufenden Verteidigungsgefecht meist auch ein frühzeitiges Zurückführen der Geschütze.

Aber auch die englische Artilleriewirkung erwies sich keineswegs als so mächtig, als daß sie dem Verteidiger schon durch das Feuer allein zum Räumen der Stellung gezwungen hätte; immer erst bedurfte es des Einsetzens der Infanterie. So war denn auch die Beschießung der Stellungen in den Tagen vor dem eigentlichen Angriff ganz wertlos, da kein Versuch gemacht wurde, durch Vorgehen mit der eigenen Infanterie die Buren zum Besetzen ihrer Stellung zu zwingen. Eine Masse Munition wurde vergeudet, da die Buren keine Ziele boten. So war es nur eine Mahnung für diese, sich auf einen Angriff vorzubereiten. Größeren Erfolg hatte das Artilleriefeuer bei dem eigentlichen Angriff, da es die feindlichen Geschütze zwang, ihr Feuer einzustellen, die Schützen in die Deckungen trieb, und dadurch es der englischen Infanterie ermöglichte, nahe an den Feind heranzukommen. Die englische Artillerie beging dann aber in den meisten Gefechten den Fehler, ihr Feuer zu früh einzustellen, so daß nun nichts mehr die Buren hinderte, ihr ganzes Feuer auf die vorstürmende Infanterie zu richten. Dieses ist immer viel schlimmer, als wenn einmal ein zu kurz gehendes Schrapnell inmitten der Infanterie krepiert. Beim Sturme auf Pieters Hill sagte Oberst Kitchener zu seinen Artilleristen: „daß er ihnen zwei, höchstens drei zu kurz gehende Schrapnells nicht übelnehmen würde".

Schon während des Feldzuges wurde die Erweiterung des Brennzünderschusses und eine weitgehende Verwendung der Steilfeuergeschütze gefordert, die Notwendigkeit gründlicherer Erkundung der Stellung und des Zieles betont, dann die dauernde Zuweisung einer Bedeckung an die Artillerie verlangt.

Die Nachteile, welche sich aus der erschwerten Beobachtung ergaben, sind zum Teil auf die Eigenart des Kriegsschauplatzes zurückzuführen, indem eine fast regelmäßig im Sommer von 9 Uhr vormittags bis 6 Uhr nachmittags beobachtete Strahlenbrechung das Erkennen des Zieles, die Einförmigkeit des Kampfgeländes das Auffinden und Bezeichnen von Zielen erschwerte.

---

to-day" — ist die Frage aufgeworfen worden, ob man nicht besser die Batterien den Infanteriebrigaden zuteilt, anstatt sie in größeren Verbänden den Divisionen zu unterstellen. Auch die Teilung der Batterien kann häufig nötig werden, da ein einzelnes Geschütz oder ein Zug sich immer leichter verborgen aufstellen läßt, als eine ganze Batterie. Und ein einzelnes Geschütz, das der Feind nicht aufzufinden vermag, wird meist eine bedeutend größere Wirkung in den Reihen des Feindes anrichten, als eine offen aufgefahrene Batterie, die mit dem Moment ihres Erscheinens allen feindlichen Geschützen ein deutliches Ziel bietet.

Digitized by Google

Ferngläser mit Linsen aus kobaltblauem Glas waren vorteilhaft, um den Feuerstrahl der mit rauchschwachem Pulver feuernden Geschütze besser sichtbar zu machen. Der anfänglichen Neigung, nach dem Vorbilde der Buren einzelne Geschütze zu verwenden, wurde beim Angriff entgegengearbeitet, eine Berechtigung in der Verteidigung jedoch zuerkannt, obwohl es auch dann schwerhalten mußte, das Feuer auf wichtige Ziele zu vereinen und viel Munition durch das Einschießen mit jedem einzelnen Geschütz vergeudet wurde. Mit Vorteil wurde andererseits in der Batterie davon Gebrauch gemacht, sich mit einem einzelnen Geschütz einzuschießen, dann Erhöhung und Brennlänge auf die ganze Batterie zu übertragen; auch nur so viel Geschütze feuern zu lassen, als zum Erreichen eines bestimmten Zweckes erforderlich waren.

Die Hauptlehren, welche die englische Artillerie für die Führung des Angriffes aus dem südafrikanischen Kriege gezogen hat, entsprechen im wesentlichen den in unseren Dienstvorschriften für einen Angriff auf einen entwickelten Gegner in vorbereiteter Stellung niedergelegten Anschauungen. Auf einzelne Punkte sei besonders hingewiesen. Die Verwendung schwerer Geschütze kann von Vorteil sein, um den Feldbatterien überhaupt erst das Herangehen auf wirksame Entfernungen zu ermöglichen. Der Angriff fordert in erster Linie Steilfeuer-, die Verteidigung Flachbahngeschütze.

Eine gesonderte Artillerievorbereitung und ein sich selbständig abspielender Infanteriekampf sind zu verwerfen; beide müssen Hand in Hand gehen. Das Vorgehen der Infanterie muß den Verteidiger zwingen, seine Stellungen zu besetzen und Ziele für das Schrapnellfeuer zu bieten.*) Der Zusammenhang zwischen Infanterie und Artillerie wurde sehr zweckmäßig durch Signaltrupps der letzteren, ausgerüstet mit Winkerflaggen, aufrecht gehalten.**) In den Gefechten am oberen Tugela wurden auf diese Weise Meldungen von Zielaufklärern, Wünsche der Infanterie an die feuernden Batterien, übermittelt; bei Colenso wurde dieses zum Schaden der Artilleriewirkung versäumt.

Ein Begleiten des Infanterieangriffes durch Stellungswechsel wird von vielen Artilleristen in England nicht mehr für erforderlich gehalten, da die Treffgenauigkeit der Geschütze wesentlich zugenommen hat. Gegen die Buren mag dieses auch nicht immer erforderlich gewesen sein, in Europa aber würde die stark durcheinander gekommene Infanterie, nach Eindringen in eine Stellung, die Unterstützung der schnell voreilenden Artillerie nur ungern entbehren, wenn der Feind zum Gegenangriff vorgeht. Es sei nur an die Gefechts-

*) Siehe Exerzierreglement für die Feldartillerie, Ziffer 354.

**) Beim Angriff auf Monte Christo (27. Februar 1900) erhielt eine auf 7200 m von den Schützengräben der Buren stehende Haubitzbatterie Befehl, zur Vorbereitung des Angriffes von 5½ bis 6¼ Uhr vormittags mit Lyddit-granaten zu feuern. Als die Batterie ihr Feuer einstellte, war die Infanterie noch zu weit zurück, so daß sie durch Heliographen angewiesen wurde, von 7½ bis 8 Uhr vormittags weiter zu feuern.

Digitized by Google

situationen von Elsaßhausen erinnert. Beim Angriff auf Talana Hill blieben die englischen Batterien zurück, beschossen schließlich die eigene Infanterie, welche die Höhe genommen hatte, und zwangen diese zum Zurückgehen.

Unbedingt wird aber gefordert, daß die Artillerie die zum Sturme vorgehende Infanterie solange als möglich überschießt; mehrfach ist es vorgekommen, daß einzelne Schrapnells dicht über oder gar selbst unter den vorgehenden Schützen krepiert sind. Bei Bergendal (28. August 1900) fielen die letzten Granaten 45 m von der stürmenden Infanterie in die feindlichen Schützengräben, so daß deren Besatzungen von dem Angriff völlig überrascht wurden. Man hatte recht drastisch der Infanterie gesagt, daß sie so lange vorgehen müsse, bis sie den Dampf der Lyddit geschosse riechen könne. In mustergültiger Weise scheint hier die englische Artillerie das Vorgehen der Infanterie über eine deckungslose Ebene unterstützt zu haben. Durch geschickte Verbindung von Steil- und Flachbahnfeuer wurde der Verteidiger in seinen Deckungen niedergehalten, während die Infanterie rein frontal über die freie Ebene hinweg zum erfolgreichen Angriff vorging.

III. Die Kavallerie.

Den englischen Reitern stand eine recht bewegliche berittene Infanterie auf leistungsfähigen Pferden gegenüber, die indessen auf jede aktive Aufklärung verzichtete, sich nur mit einer rein passiven Verschleierung begnügte. Diese Postierungen können aber einen beweglichen Gegner, der in genügender Stärke auftritt, der rechtzeitig zu Pferde und zu Fuß zu kämpfen weiß, am Sehen nicht verhindern. Einer kühnen Aufklärung kann man nur offensiv entgegentreten, dazu muß man die feindlichen Reiter attackieren. Die Aussichten hierfür wären nicht ungünstig gewesen, da die Beweglichkeit des einzelnen Mannes aufgehoben wurde durch die fehlende Selbsttätigkeit der Führer, durch die Schwerfälligkeit des die Burenkommandos begleitenden Trosses. Wenn die englische Kavallerie mit wenigen Ausnahmen diesen Forderungen nicht entsprach, so lag es an ihrer Ausbildungsart und an ihrem den Anstrengungen des Feldzuges nicht genügenden Pferdematerial.

Die englische Kavallerie trat, in einseitigster Weise für die Attackentätigkeit vorgebildet, in den Krieg, jedoch ohne im Zurücklegen langer Strecken in scharfer Gangart und unter Gepäck geschult zu sein. Dem Fußgefecht hatte man nur geringe Beachtung geschenkt, da es in früheren Feldzügen vorwiegend von der berittenen Infanterie geführt wurde, deren Aufstellung auch in dem kommenden Feldzuge vorgesehen war. In der militärischen Presse suchte man die Aufgaben der Reiterei scharf von denen der berittenen Infanterie zu trennen. Nicht unberechtigt war der Vorwurf, daß die Selbsttätigkeit von Offizieren und Reitern nur wenig entwickelt gewesen, daß,

Digitized by Google

trotz endloser Zeit, die man im Frieden auf den Stalldienst verwandt habe, das Verständnis für Pferdepflege ganz unzureichend gewesen sei.

Durch eine 20- bis 30tägige Seefahrt stark mitgenommen, erreichten die erst verhältnismäßig spät eingeschifften Regimenter im Dezember 1899 Südafrika. Hier herrschte der heißeste Sommer. Eine Erholungszeit konnte den Pferden nicht gewährt werden. Die von allen Seiten des Kriegsschauplatzes eintreffenden ungünstigen Nachrichten riefen die Regimenter sofort zur Front. Die Haferverpflegung stieß schon jetzt auf Schwierigkeiten, nur langsam gewöhnten sich die Pferde an das freie Weiden auf der mit dürftigem Graswuchs bedeckten Steppe. Die Belastung der Pferde mit etwa 145 kg erwies sich unter diesen Umständen als viel zu hoch.

Auch die schon länger in Afrika befindliche Kavallerie hatte den Feldzug nicht glücklich begonnen. Am 19. Oktober 1899 hatten bei Talana Hill zwei Eskadrons und eine Kompagnie berittener Infanterie, die gegen den Rücken der zurückgehenden Buren angesetzt waren, als ihnen der Weg verlegt wurde, sich in ein Gehöft geworfen, waren hier umstellt und zur Waffenstreckung gezwungen. Der glücklichen Attacke von Elandslaagte stand wieder die Untätigkeit bei Ladysmith am 30. Oktober gegenüber. Gerüchte sagten der Kavallerie „Feuerscheu" nach, sprachen sogar von einem panikartigen Zurückgehen der Kavallerie, ohne Rücksicht auf die andern Waffen.*)

Die ersten Eindrücke, welche die Truppe bei ihrer Ankunft in Südafrika erhielt, waren somit einer Gefechtstätigkeit nicht günstig. Die steilen Kopjes, das vielfach mit Steinblöcken bedeckte Gelände, dann die dünnen Schützenlinien erschwerten eine Attacke. Aber wenn man nicht die Schützen überreiten wollte, wäre es da nicht möglich gewesen, die Handpferde der Buren auseinander zu sprengen? Alle Nachrichten betonten die Schwierigkeit eines jeden Angriffes, sprachen von der ungeahnten Wirkung des Feuers schon auf den weiten Entfernungen. Es ist wohl begreiflich, daß man sich noch nicht vor Augen hielt, daß eine Infanterie, die, wie z. B. die Garde am Modder River, die Hochländerbrigade bei Magersfontein, stundenlang in beständiger Nervenanspannung auf deckungsloser Ebene, in glühendster Sonnenhitze gelegen hatte, gerade derjenigen Eigenschaften entbehren mußte, die zu allen Zeiten für Abwehr eines Kavallerieangriffes ausschlaggebend gewesen sind. Die Infanterie war in diesen Gefechten, obwohl die materiellen Verluste nur gering gewesen waren, völlig verbraucht; für eine solche Truppe ist es ganz gleichgültig, ob sie eine Luntenflinte oder ein Magazingewehr führt, sie ist die sichere Beute einer jeden energisch eingesetzten Kavallerie.**)

*) „The Times History of the War", II. S. 235.

**) Lord Scarborough macht in der War Commission, Appendices S. 170 der Kavallerie den Vorwurf: „Unzweckmäßig ist die Ausbildung nach deutschem Vorbilde, Bewegungen in geschlossenen Massen, Knie an Knie-Exerzieren, völliges Fehlen von

Digitized by Google

Zehn Stunden lang hatte die Hochländerbrigade bei Magersfontein auf den Nahentfernungen ausgehalten, noch stundenlang hätte es so weitergehen können. Als dann aber auf dem einen Flügel durch Zurückschwenken eine Defensivflanke gebildet wurde, ging die ganze Linie ohne Befehl zurück; ein glücklich einschlagendes Schrapnell riß alles in panikartiger Flucht fort. Eine solche Truppe würde einem ernsten Reiterangriff sicherlich nicht standgehalten haben.

Weil günstige Lagen nicht erkannt wurden oder, bei dem Mangel an leistungsfähigen Pferden, nicht ausgenutzt werden konnten, darf noch nicht gefolgert werden, daß die Tage der Schlachtentätigkeit der Kavallerie vorüber sind. Im Gegenteil, bei den gesteigerten Nerveneindrücken der Schlacht und bei der Schwierigkeit, mit unseren kleinkalibrigen Geschossen ein galoppierendes Pferd niederzuwerfen, sind die Aussichten der Kavallerie für eine glückliche Attacke gegen Infanterie eher gewachsen als gesunken. Im Drange der Ereignisse bedurfte es allerdings eines kühl abwägenden Führers von gesundem taktischen Urteil, um sich dieses klar zu machen.

Die englische Armee besaß ihn in der Persönlichkeit des Obersten French, der, 47 Jahre alt, in England eine Kavalleriebrigade kommandiert hatte, rechtzeitig noch mit dem letzten Zuge vor der Einschließung aus Ladysmith entkommen war, und jetzt zum Kommandeur einer Kavalleriedivision mit dem lokalen Range eines Generalleutnants bestimmt war. Kavallerieführer können nicht nach dem Dienstalter gewählt werden. Die englische Armee besitzt die Einrichtung, durch Verleihung eines nur auf dem Kriegsschauplatze gültigen Ranges geeignete jüngere Offiziere in höhere Stellungen zu bringen. So wurden denn auch zu Brigadekommandeuren Obersten mit dem Range eines Generalmajors bestimmt.

Die Kavalleriedivision mußte erst neu zusammengestellt werden; alle irgendwie erreichbaren Kavallerietruppenteile wurden herangeholt, sogar den Infanteriedivisionen wurden ihre Eskadrons genommen. Die Brigaden traten erst zwei Tage vor Beginn der Operationen auf Bloemfontein zusammen, einzelne Abteilungen konnten sich sogar erst während des Vormarsches diesem anschließen. Die Division war somit nur eine lockere Zusammenstellung von Einheiten, ohne inneren Zusammenhang. Gelegenheit, die Division einmal einheitlich zu bewegen, hatte sich nicht gefunden. General French klagte später mit Recht darüber, daß Führer, Stäbe und Truppen sich nicht gegenseitig gekannt hätten, er wies darauf hin, daß gerade Kavalleriedivisionen, wenn sie sofort etwas leisten sollten, schon im Frieden formiert sein müßten.

Die Division zählte in drei Brigaden 24 Eskadrons mit sieben reitenden Batterien. An Divisionstruppen waren acht Kompagnien berittener Infanterie, eine Abteilung berittener Pioniere,*) vier Abteilungen kolonialer

selbständigem Denken und Handeln; viel zu vieles Putzen von Zaumzeug und Knöpfen; langer Stalldienst, ermüdend für Mann und Pferd."

*) 122 Mann, 88 Pferde, 51 Maultiere.

Digitized by Google

berittener Infanterie, zwei Sanitätskompagnien mit zwei Feldlazaretten vorhanden. Die im Signalisieren ausgebildeten Mannschaften waren zu besonderen Signalpatrouillen vereinigt. Die Gefechtsstärke betrug 3600 Säbel, 1400 Gewehre, 42 Geschütze und 14 Maschinengewehre.

Am 11. Februar 1900 brach die Kavallerie auf, legte in drei Märschen etwa 80 km zurück, ruhte am 14., um den Verpflegungskolonnen Zeit zu geben, heranzukommen. Am 15. brach die Division von Klipdrift auf, um geradenwegs nach dem eingeschlossenen Kimberley vorzugehen. Der Weg war durch eine Burenabteilung von 900 Mann mit drei Krupp-Geschützen verlegt worden. Diese hatten zwischen zwei Hügeln eine etwa 2 km breite Stellung mit nach dem Feinde zu abfallendem Schußfelde genommen. Zunächst entwickelte General French, unter dem Schutze seiner berittenen Infanterie, auf 2000 m seine gesamte Artillerie, die die feindlichen Geschütze rasch zum Schweigen brachten und dann, allerdings mit nur geringer Wirkung, ihr Feuer gegen die Buren richtete.

Während die Infanterie der 6. Division das Gefechtsfeld erreichte, entschloß sich General French zu attackieren. Die 3. Brigade, mit vier Eskadrons, sollte, mit zehn Schritte Zwischenraum, in geöffneter Linie geradenwegs auf einen anscheinend weniger dicht besetzten Teil der feindlichen Stellung losreiten. Die zweiten Glieder folgten mit etwa 20 Schritte Abstand. Die 2. Brigade folgte auf 500 m hinter dem linken Flügel in Eskadronskolonnen; die 1. Brigade mit der gesamten Artillerie als drittes Treffen in Brigadekolonne. Die englischen Dienstvorschriften hatten darauf hingewiesen, daß es von Vorteil sei, bergauf zu attackieren, da dann die feindliche Infanterie leichter das Ziel überschießen würde.

Die Burenartillerie nahm sofort das Feuer auf, da aber die Sprengpunkte ihrer Schrapnells zu hoch lagen, war die Wirkung gleich Null.*) Das vordere Treffen setzte sich auf etwa 1600 m in Galopp, erhielt auf etwa 1000 bis 1200 m Infanteriefeuer. Mit einem Verluste von nur 19 Mann und 32 Pferden brach es durch die feindliche Linie hindurch und wurde etwa 1500 m jenseits dieser wieder gesammelt. Etwa 2000 m waren im Galopp zurückgelegt. Das zweite und dritte Treffen hatten den ersten Galopp mitgemacht und waren dann in Trab gefallen. Nur ein Mann wurde hierbei außer Gefecht gesetzt. In der feindlichen Stellung wurden 15 tote Buren gefunden.

Die Kavallerie hatte ihren Erfolg, dank des Willens ihres Führers, nur mit einem sehr geringen Verlust erkauft. Selbst wenn auch der Verlust des ersten Treffens das Zwanzigfache betragen hätte, so würde man diese Attacke doch stets als einen Beweis für die Möglichkeit der Attacke eines größeren Kavalleriekörpers anführen können. Erleichtert wurde die Attacke

*) Es wurden etwa 70 Schrapnells von der Artillerie beobachtet.

Digitized by Google

dadurch, daß die Buren in ihrer Aufregung zu hoch schossen, daß sie, anstatt liegen zu bleiben und weiter zu feuern, flüchteten. Eine Verfolgung des Feindes fand wegen Erschöpfung der Pferde nicht statt.

Nach einstündiger Rast, während welcher die Artillerie auch Zeit fand, heranzukommen, trat die Division den Weitermarsch auf Kimberley an, wo sie um 5 Uhr nachmittags, nach einer Marschleistung von 45 km, eintraf. Für den 16. früh 5 Uhr hatte General French die Verfolgung der Einschließungstruppen mit zwei Brigaden in nördlicher Richtung angeordnet, die zu belanglosen Arrieregardengefechten führte.

Die Kavallerie, welche sich kaum von der Seefahrt erholt hatte, war durch diesen Streifzug stark erschöpft, früher Aufbruch sowie Wassermangel trugen nicht wenig dazu bei. Von den am 11. Februar noch gut berittenen 9. Ulanen konnten am 17., bei einem Pferdeappell, nur noch 28 Pferde traben; eine reitende Batterie hatte an Erschöpfung allein 32 Pferde verloren. Am ungünstigsten für die Leistungsfähigkeit war aber, daß die Haferration, auf welche das englische Pferd vorwiegend angewiesen war, verringert werden mußte; als dann noch am 15. de Wet eine Verpflegungskolonne genommen, mußte sie gerade in diesen Tagen der größten Anstrengungen abermals herabgesetzt werden, sie sank während der Tage von Paardeberg sogar bis auf 1,8 kg.*) Heu fehlte ganz; die Pferde waren auf die freie Grasung angewiesen. Diese war bei den zusammengehaltenen Massen nur schwer zu ermöglichen, außerdem erwies sich das dürftige Gras als wenig nahrhaft. Die Kavallerie kam immer mehr herunter, verfügbare Pferde wurden den neugebildeten Abteilungen berittener Infanterie**) überwiesen.

Am 17. hatte French noch einmal einen Erfolg zu verzeichnen, indem es ihm gelang, mit der 2. Brigade sich den Buren im Fußgefechte, unterstützt durch das Feuer der Maschinengewehre und zweier reitender Batterien, bei Koedoesdrift vorzulegen. Sein Verlust betrug an diesem Tage nur 18 Mann. Abgesehen von dem nicht zu rechtfertigenden Verfolgungsversuch in nördlicher Richtung war die Verwendung der Kavalleriedivision, die sich aber von allen Impedimenten frei gemacht hat, mustergültig. Als Kavallerietruppe war sie jedoch verbraucht. Die Brigade Gordon konnte am 18. nur mit 160 Pferden, von denen sie sich 120 von Diamond Field Horse geborgt hatte, die Gegend von Paardeberg erreichen; in den nächsten Tagen trafen noch einzelne Abteilungen ein. Bei ungenügender Ernährung konnte sie sich auch in den 16 Tagen des Stillstandes vor Paardeberg nicht erholen. Die Division hatte am 12. Februar mit 5027 Pferden den Modder River überschritten, am 27., am Tage vor der Waffenstreckung Cronjes, zählt sie nur

*) Die Verpflegungskolonne der Division konnte die Division nach den Erfahrungen des Generals French nur erreichen, wenn nach zwei Marschtagen am dritten Tage gehalten wurde. War Commission II. S. 317.

**) Kitcheners and Roberts Horse.

Digitized by Google

noch 3533 Pferde, d. h. 1474 Pferde = 29 v. H. waren den Anstrengungen, nur etwa 100 Pferde den Kugeln erlegen.

Bis zum Gefechte von Poplar Grove am 6. März war es gelungen, die Stärke der Division, einschließlich der stark vermehrten berittenen Infanterie, durch Einstellen von Beutepferden bis auf 5625 Pferde zu bringen. Infolge von nicht zweckmäßigen Anordnungen versagte jedoch auch hier die Kavallerie, gerade als sich die beste Gelegenheit geboten hätte, zu attackieren. Wegen vollständiger Erschöpfung mußte sie untätig zusehen, wie die Buren in voller Auflösung, etwa 5 km vor ihrer Front, vorbeiflüchteten. Der Tag kostete der Division 213 Pferde, bis zum Einmarsche in Bloemfontein am 13. März verlor die Kavallerie noch 314, die Artillerie 134 Pferde. Die noch in der Truppe befindlichen Pferde waren derart in ihrer Leistungsfähigkeit herunter, daß größere Leistungen nicht mehr verlangt werden konnten. Die meisten Pferde konnten nicht einmal mehr 400 m galoppieren, manche nicht einmal so weit traben. Pferdedepots waren nicht in genügender Größe vorhanden, es fehlte an durchgerittenen Reitpferden, die ihren Platz in den Eskadrons sofort einnehmen konnten. Was die Truppe erhielt, waren Pferde, die kaum durchgeritten, jedenfalls Anstrengungen nicht gewachsen waren, daher in kürzester Zeit zusammenbrachen.

Im August 1900 wurden an die Kavalleriebrigade Mahon und an die berittene Infanterie Pilchers 500 ungarische Pferde ausgegeben; obwohl nun besondere Anstrengungen nicht verlangt wurden, diese Pferde besonders geschont worden sind, erlagen in den ersten zehn Tagen doch schon 350 Pferde. Eine Ulaneneskadron verbrauchte bis zum April 1900 etwa 400 Pferde. Am schlimmsten aber stand es mit den Pferden, die von der nördlichen Halbkugel kamen und ihr volles Winterhaar hatten, während auf dem Kriegsschauplatze heißester Sommer herrschte. Wie ungemein schnell die Kavallerie herunterkam, mögen folgende Zahlen zeigen: Am 9. Februar 1900 zählten die drei Kavalleriebrigaden der Kavalleriedivision in 24 Eskadrons 2754 Mann und 2871 Pferde. Am 31. März waren in dieser Division nur 830 Pferde der Kavallerie verwendbar, jede Batterie konnte nur vier Geschütze bespannen. Es mußten, als nicht marschfähig, im Lager zurückgelassen werden

von der 1. Brigade . . . 305 Pferde,
" " 3. Brigade . . . 481 " .

Am 22. April 1900 zählte die 3. Brigade 1350, die 4., neu auf dem Kriegsschauplatz eingetroffene Brigade 1400 Pferde; am 2. Mai war die Stärke gesunken bei der 3. Brigade auf 950, davon 250 nicht marschfähige, bei der 4. auf 950, darunter etwa 300 nicht marschfähige Pferde. Am 11. war die 4. Brigade nur noch 552 Pferde stark. Während des Haltes in Kroonstadt erhielt die Kavallerie 352 Pferde, von denen 112 sofort als unbrauchbar bezeichnet werden mußten.

Digitized by Google

Die Stärke stellte sich bei der

	1. Brigade	4. Brigade
am 9. Mai .	1337 Mann, 1195 Pferde,	1050 Mann, 770 Pferde,
= 19. = .	1014 = , 795 = ,	1031 = , 719 = ,
= 3. Juni .	921 = , 783 = ,	921 = , 484 = .

Am 28. Juni stellte sich die Ausrückestärke

der 2. Brigade auf 476 Mann, 504 Pferde,
= 3. = = 964 = , 487 = .

Die Geschichte weiß zwar noch von zwei Attacken bei Diamond Hill und am Sand River zu berichten,*) doch das war eine Ausnahme; eine eigentliche Attackentätigkeit der Kavallerie war von jetzt an ganz ausgeschlossen. Wollte die Kavallerie nicht untätig zusehen, so mußte sie im Gefecht ein für allemal zum Karabiner greifen, sie war damit zu einer berittenen Infanterie herabgesunken. Die Operationen in Südafrika lehren, daß im Kriege nichts schwerer ist, als Kavallerie neu zu bilden; setzt man selbst gut durchgebildete Reiter auf nicht durchgerittene Pferde, so hat man noch lange keine Kavallerie.

Im Gegensatz zur Schlachtenreiterei tritt jetzt die berittene Infanterie in den Vordergrund. Sie wird immer von Bedeutung sein, wenn durch das unerwartete Erscheinen selbst schwacher Infanterie an entfernten Punkten der Gegner in seinen Entschlüssen sich beeinflussen läßt. Die Engländer unterscheiden zwischen der berittenen Infanterie (Mounted Infantry) und den berittenen Schützen (Mounted Rifles), welche von freiwilligen Abteilungen der Kolonien und des Mutterlandes gebildet wurden.

Die Einheit der berittenen Infanterie ist die Kompagnie, welche aus 110 bis 130 Mann, unter Führung eines Hauptmanns, besteht. Die Kompagnie wird eingeteilt in vier Züge unter je einem Zugführer, die Züge wieder in Sektionen zu je vier Mann, von denen die Nr. 1 als Vormann dem Zugführer für das richtige Tränken, Füttern, Putzen usw. der Pferde sowie für den kleinen inneren Dienst verantwortlich ist.

Alle Formen der Kompagnie sind eingliederig, die Bewegungen so einfach wie nur möglich. Zum Absitzen zum Gefecht marschieren die Züge auf,

*) Am 10. Mai 1900 versuchte General French die Stellung der Buren am Sand River mit der 4. Brigade (770 Pferde) zu umgehen, wurde im Flankenmarsch von etwa 200 Reitern attackiert, die schon von 1000 m an zu feuern begannen, aber sofort kehrt machten, als die 4. Kavalleriebrigade einschwenkte und mit mehreren Eskadrons in aufgelöster Ordnung anritt. Es gelang jedoch nicht mehr, die Buren zu erreichen, die drei Gefangene und sieben Tote zurückließen; Verlust der 4. Brigade nicht zu ermitteln.

Diamond Hill (Donkerhoek), 11. Juni 1900. Zur Unterstützung der von 200 Buren des Bethelkommandos hart bedrängten Q-Batterie attackierten mit Erfolg Ulanenregiment Nr. 12 und kombinierte Gardekavallerie, Stärke etwa 400 Mann. Das Bethelkommando wurde überritten, dann die Attacke aber abgebrochen, als andere Burenabteilungen und ein Geschütz das Feuer aufnahmen. Verlust: 3 Offiziere, 17 Mann. Goldman, With General French, S. 281.

Digitized by Google

die Leute nehmen ihre Gewehre aus den Gewehrschuhen und werfen den Pferden die Zügel über die Köpfe. Dann bleiben die Pferde stehen, bis die Pferdehalter (das sind die Flügelleute und der Mittelreiter des Zuges) sie geschlauft haben.

Das Marschtempo ist abwechselnd Schritt und Trab; Galopp ist nur ausnahmsweise einzulegen. Man kann dann als Marschleistung durchschnittlich 7 km in der Stunde rechnen.

Die Bewaffnung ist die des Infanteristen: Gewehr und Seitengewehr. An Munition führt jeder Mann 150 Patronen mit sich, entweder in Taschen oder — was vorzuziehen — im Bandolier. Patrouillen haben das Gewehr stets auf dem rechten Oberschenkel aufgesetzt.

Als Sattel dient der Armeesattel, als Zäumung eine einfache Wassertrense. An Ausrüstung kommen noch hinzu: Woilach, Mantel, eine hintere Packtasche und Spannfesseln (da Stallungen nur sehr selten vorhanden sind, müssen die Pferde sich ihr Futter selbst suchen; damit sie nicht zu weit fortlaufen und leichter eingefangen werden können, werden sie gefesselt — „gespannt") sowie Wassersack, Feldflasche und Kochgeschirr.

Friedensstämme für Bildung berittener Infanterie waren nicht vorhanden. In Südafrika stellte jedes der dort befindlichen Bataillone eine berittene Kompagnie auf. In England wurden zwei Bataillone zu je vier Kompagnien zu vier Zügen formiert, und zwar derart, daß jedes Bataillon einen berittenen Zug stellte. Da man nun bei der Mobilmachung über eine große Zahl gut ausgebildeter, zum Teil bereits als berittene Infanterie geschulter Reservisten verfügte, so machte die Bildung dieser Abteilungen keine Schwierigkeiten. Schwieriger war es jedoch, sie dauernd in gleicher Stärke zu erhalten. Das war nur möglich, wenn Offiziere und Mannschaften der mobilen Bataillone, und zwar aus erklärlichen Gründen die besten, abgegeben wurden. Die Infanterie wurde dann noch mehr ihrer besseren Elemente beraubt, als die zuerst aufgestellten Kompagnien nicht mehr genügten und von allen Seiten eine zunehmende Nachfrage nach berittenen Truppen laut wurde. So blieben nur minderwertige Elemente in den Bataillonen zurück, schlechte Schützen, wenig aufgeweckte Leute.

Die immer schlechter werdende Infanterie war also nur noch Trainbedeckung, Besatzung von Blockhäusern und ein immer mehr versagendes Reservoir für die berittene Infanterie. Die Zuweisung von Volunteerkompagnien an die Feldbataillone war nur noch ein ungenügendes Aushilfsmittel, um die Leistungsfähigkeit der Infanterie zu erhöhen. Schließlich wurden auch die Mannschaften von Batterien, die man bei Bekämpfung des Volkskrieges entbehren zu können glaubte, in Abteilungen berittener Infanterie umgewandelt.

Die Klagen über die berittene Infanterie waren beim Beginn des Krieges nicht gering. Die Mannschaften der zuerst gebildeten Abteilungen

Digitized by Google

besaßen nur geringe Reitfertigkeit, so daß sie beim Trabe querfeldein sich kaum im Sattel halten konnten. Nach einigen Monaten wurde es besser, doch blieb ihre Reitfertigkeit so gering, daß sie nicht in der Lage waren, die Aufklärung übernehmen zu können.

Sie sollten eine schnellbewegliche Infanterie darstellen, da bei der Ausdehnung der Gefechtsfelder die Marschgeschwindigkeit der Infanterie für Verschiebungen der Reserven nicht mehr ausreichte. Sie sollten Verwendung finden zur Bedeckung schnell vorgehender Batterien und zur Aufnahme von Kavallerie an Hindernissen, in Arrieregardengefechten und bei Unternehmungen im Rücken des Feindes. Seltsamerweise wurde die Zuweisung von Aufklärern für die Infanterie, die gerade in den ersten Gefechten des Feldzuges mehrfach durch Feuer überrascht war, nicht gefordert. Dies erklärt sich dadurch, daß die eigentliche Gefechtstruppe nicht mehr die Infanterie, sondern die berittenen Truppen waren.

Noch im Kriege vollzog sich ein bemerkenswerter Umschwung. Das Absitzen auf weitere Entfernung vom Feinde wurde als lästiger Übelstand empfunden. Oberst Pilcher verzichtete z. B., wenn ihm das Gelände günstig erschien, auf das Absitzen in Deckung und ging, während einzelne Abteilungen gegen die Flanke angesetzt wurden, im Galopp, unter dem Feuer seiner Geschütze, bis auf wirksame Entfernung heran, wo er absitzen ließ und zu Fuß weiter vorging („to galop a position"). Stets war dieses von Erfolg.*)

Auch die Buren nahmen erfolgreich dieses Verfahren auf. Während aber die meisten Buren und Engländer bei Beginn des Krieges jede Attacke für aussichtslos hielten, ereignete sich das Seltsame, daß gegen Ende des Feldzuges die Buren, die bis dahin nur berittene Infanterie gewesen waren, jetzt tatsächlich attackierten. Was zu dieser Zeit bei den Buren noch zusammenhielt, brauchte den Vergleich an Schießfertigkeit und auch an Manneszucht mit regulären Truppen nicht zu scheuen. Die Erfolge im kleinen Kriege hatten die Buren mit starkem Selbstvertrauen und mit dem Bewußtsein erfüllt, daß, wenn sie nur vorwärts reiten würden, nichts ihnen standhalten könne. Bei diesen Attacken hielten sie das Gewehr möglichst wagerecht und gaben im Vorreiten Schnellfeuer.

So attackierten etwa 2000 Reiter, stellenweise zu zwei Gliedern Bügel an Bügel, im Galopp von 1500 m an, am 11. April 1902 ein Detachement des Generals Sir Jan Hamilton bei Roival. Die englischen Aufklärer und weit vorgeschobenen Schützen, welche schon auf großer Entfernung das Feuer eröffnet hatten, wurden überritten; dann hatten die Buren auf 600 m die Hauptkräfte gegenüber. Erst auf etwa 80 m scheiterte der Angriff. Die Buren ließen in den Händen der Engländer 51 Tote, 40 verwundete und 36 unverwundete Gefangene. Gewiß

*) Zum Beispiel bei Baalbank, am 27. November 1900, und bei Tabaksberg, am 29. Januar 1901; beidemal gegen de Wet.

Digitized by Google

hätte hier eine Attacke entschlossener Lanzenreiter, in mehreren Linien hintereinander, Erfolg gehabt. Es ließen sich noch weitere Fälle anführen; so z. B. attackierten am 31. März 1902 etwa 1500 Buren unter Delarey in weitgeöffneter Linie eine Kolonne unter Kolonel Cookson, bestehend aus den berittenen Schützen der reitenden Artillerie, den Kanadiern und dem 28. Bataillon berittener Infanterie.

Am 30. Oktober 1901 wurde die Arrieregarde der Kolonnen des Obersten Benson ebenfalls in dieser Weise bei Brakenlaagte attackiert. Zwei Geschütze, unter dem Schutze einer Kompagnie der Buffs, und etwa 50 Mann berittener Infanterie (25. Bataillon) standen auf einem Höhenrücken, während zahlreiche Aufklärer vor der Front waren. Diese wurden überritten; es gelang den Buren, in die Stellung einzudringen, die Geschütze zu nehmen und zurückzuführen, obwohl einige Schützen der berittenen Infanterie sich auf dem Höhenrücken behaupteten und zwei Kompagnien der Buffs herangeführt wurden, die jedoch keine geeignete Feuerstellung erreichen konnten. Der Verlust betrug

bei der Artillerie	7	Tote,	20	Verwundete,
= = 1. Kompagnie Buffs . .	8	= ,	—	= ,
= = Yorkshire Light Infantry	13	= ,	10	= ,
= = Scottish Horse . . .	26	= ,	?	= ,
= = Kings Royal Rifle Corps	10	= ,	?	= ,
	64	Tote,	30	Verwundete.

Nach anderen Angaben wurden von den auf dem Gefechtsfelde anwesenden 160 Mann 123 getötet oder verwundet.

Auch die englische berittene Infanterie attackierte mehrfach, entgegen ihrer Bestimmung, im Laufe des Krieges. Der Mangel einer blanken Waffe machte sich geltend, ein schwacher Ersatz war das nach Art einer Lanze gebrauchte Gewehr mit aufgepflanztem Seitengewehr. So hatte sich mit den letzten Gefechten des Feldzuges der Kreis geschlossen; die berittene Infanterie war schließlich wiederum Reiterei geworden, aber eine Reiterei von recht minderwertiger Beschaffenheit.*)

*) Bezeichnenderweise spricht sich gerade ein höherer englischer Offizier, der alle seine Erfolge im Kriege der berittenen Infanterie verdankt, Oberst Pilcher, in „Some Lessons from the Boer War“ S. 53 für die Kavallerie aus: „Wenn in Zukunft der Kavallerist, wie es sich gehört, im Gebrauch der Schußwaffe geübt ist, wird die berittene Infanterie zu einer Kavallerie, die, wenn es darauf ankommt, eine blanke Waffe nicht hat. — — Ist es der Mühe wert, die besten Leute aus den mobilen Bataillonen herauszunehmen, um sie zu einer minderwertigen Kavallerie zu machen, die bei ihrer verhältnismäßig schlechten Reitfertigkeit und ihrer ungenügenden Kenntnis der Pferdepflege eine größere Zahl Pferde verlieren wird, die im Kriege ebenso wertvoll sind, wie Mannschaften; oder wird es auf die Dauer nicht doch billiger sein, schon im Frieden bestehende und gründlich durchgebildete Dragoner- oder berittene Infanterieregimenter zu haben, die anstatt des Bajonetts den Säbel führen?“ — Sein Ideal ist somit eine gut im Fußgefecht ausgebildete Kavallerie.

Digitized by Google

In Würdigung der Lehren aus dem südafrikanischen Kriege für die Verwendung der Kavallerie muß berücksichtigt werden, daß den englischen Reitern keine Kavallerie, sondern nur berittene Infanterie gegenüberstand, daß die Buren erst zu Attacken ermutigt wurden, als die englische Kavallerie im Dezember 1900, bis auf einige Regimenter unter General French, Säbel und Lanze ablegten.*) Während Lord Roberts sich auf das Entschiedenste für eine größere Bevorzugung des Fußgefechts aussprach, sogar so weit ging, dieses als die Regel, die Attacke nur als eine seltene Ausnahme zu bezeichnen,**) schließlich sogar die Lanze ganz und gar abschaffte, den Karabiner durch ein Gewehr ersetzte, betonte General French mit Recht die Notwendigkeit, schon aus erzieherischen Gründen, den Kavalleristen in erster Linie für die Attacke und für den Gebrauch der blanken Waffe zu erziehen. Ohne Attacke ist eine Aufklärung nicht möglich.

„Das Ideal einer Kavallerie", sagt sein Stabschef Oberst Haig,***) „ist diejenige, welche gleich gut zu Fuß fechten als zu Pferde attackieren kann. Die Notwendigkeit, den Reiter in der Attacke zu schulen, ist nach den Erfahrungen in Südafrika noch ebenso groß, als zu Napoleons I. Zeit." Dann spricht dieser folgende Grundsätze aus: „Berittene Infanterie ist nur ein Notbehelf, um die geringe Beweglichkeit der Infanterie auf dem Schlachtfelde auszugleichen und um gelegentlich auch zur Geschützbedeckung und zur Aufnahme für die Kavallerie zu dienen. Die Aufgaben von Kavallerie und berittener Infanterie müssen scharf getrennt werden, niemals darf Kavallerie zu berittener Infanterie herabsinken, noch die Letztere versuchen, Reiterei zu werden."

Die operativen Aufgaben der Kavallerie und ihre Verwendungsmöglichkeit auf dem Gefechtsfelde haben stetig zugenommen. Abgesehen von wenigen Lagen, in denen ihr die berittene Infanterie gelegentlich eine Unterstützung gewähren kann, ist die Kavallerie allen Aufgaben gewachsen, während die berittene Infanterie nur im Zusammenhange mit der Kavallerie auftreten kann, da sie sonst weder im Angriff noch in der Verteidigung wirksam gegen Kavallerie fechten kann. Berittene Infanterie ist abgesessen stets durch Rücksicht auf ihre Handpferde behindert; beritten ist sie wehrlos gegen Kavallerie. Der Hauptvorteil der Kavallerie über berittene Infanterie besteht darin, jederzeit wirksam zum Angriff übergehen zu können.

---

*) War Commission 19 471.

**) Ebenda 13 247. Generalleutnant Sir Ian Hamilton (W. C. 13 941 [S. 110]) sagt: „Säbel und Lanze sind im Vergleich zum Gewehr nur mittelalterliches Spielzeug. Selbst gegen demoralisiert fliehende Infanterie vermag ein Reiter, der die Geschwindigkeit seines Pferdes ausnutzt, um sein Gewehr auf wirksame Entfernung zu gebrauchen, mehr und unter geringerer Ermüdung zu leisten, als einer, der sich nur auf Säbel und Lanze verläßt."

***) Ebenda 19 299 (S. 103).

Digitized by Google

Offiziell ist in England, durch Weisungen von Lord Roberts, zu ungunsten der Schlachtenkavallerie entschieden, auch auf dem Festlande hört man Stimmen, die für Umwandlung der Kavallerie in berittene Infanterie eintreten. Vorurteilsfreie Prüfung der Ereignisse auf dem Kriegsschauplatz in Südafrika lehrt aber gerade, daß die Kavallerie zwar der weitgehendsten Schulung im Fußgefecht, im Angriff und in der Verteidigung bei Tage und bei Nacht bedarf, daß aber gerade infolge des starken Anwachsens der Artillerie, mit ihrem ganzen Apparat von Kolonnen, und infolge der Eigenart unseres Infanteriekampfes, die Aussichten einer glücklichen Attacke sich eher erheblich gesteigert, als vermindert haben.*) Für eine berittene Infanterie findet sich in den großen Festlandsheeren kein Raum.

IV. Schlußwort.

Der Feldzug der Engländer lehrt vor allem die Überlegenheit der operativen Offensive über die an die Scholle klebende Verteidigung, welche noch dazu durch einen schwer beweglichen Troß gefesselt war. Wie ganz anders hätte das Geschick Cronjes sein können, wenn er es noch bei Paardeberg verstanden hätte, sich von seinen Ochsenwagen loszulösen und sich auf eine der Flügelkolonnen der Engländer oder auf ihre Trains zu stürzen. Dann hätte sich gezeigt, wie wenig die englische Armee fähig zur Führung einer solchen operativen Offensive war, die auf die Schnelligkeit und Freiheit aller Bewegungen begründet sein muß. So beweglich und bedürfnislos der einzelne Bure war, so schwerfällig waren ihre Führer im Entschluß, so sehr waren die Kommandos durch ihren Troß in schnellen Bewegungen gehemmt. Erst die Operationen von de Wet bei dem Vormarsch der Engländer auf Prätoria, dann aber vor allem die wohldurchdachten, lange nicht genug gewürdigten Unternehmungen Delareys zeigen die Ansätze einer richtigen Kampfesweise, die denn auch große Erfolge zu verzeichnen hatte.

Die Notwendigkeit, eine gut ausgebildete, zahlreiche Kavallerie für die Aufklärung, für die Schlacht und für die Verfolgung zu haben, tritt

*) Ein urteilsfähiger Mitkämpfer auf der Burenseite schrieb mir: „Überhaupt lehrt der Krieg, daß die Kavallerieattacke mehr wie je berechtigt ist. Ich habe mir in unzähligen Situationen gesagt, daß jetzt eine Kavallerieattacke oft ohne Verlust eines einzigen Mannes Erfolg haben müßte. Im Frieden kommen solche Momente einfach nicht vor und lassen sich auch nicht darstellen. Eine im Feuer zurückgehende Truppe wird im Ernstfalle nicht zum Halten und Feuern zu bringen sein. Wir haben zuweilen mit wenigen Mann auf Engländer geschossen, die eine Farm in Brand gesteckt hatten und zum Lagerplatz zurückmarschierten. Das Feuer in dem Rücken war selbst für diese ganz intakten Truppen stets das Signal zum Laufschritt. Auch die Artillerie fährt im Kriege oft bei sich drängenden Ereignissen ohne Bedeckung, so daß sie einer Kavallerieattacke gegenüber wehrlos ist."

Digitized by Google

deutlich hervor. Wir wissen jetzt, welche Wirkung eine Verfolgung z. B. nach Elandslaagte, Modder River, Poplar Grove und nach dem Entsatz von Ladysmith hätte haben können. Gerade das Ausbleiben einer Verfolgung gab den Buren Gelegenheit, sich immer wieder auf neuen Widerstand vorzubereiten. Wäre den Engländern nach Einnahme von Bloemfontein und Prätoria nicht zur Regelung des Nachschubes ein längerer Halt aufgezwungen worden, der Krieg wäre bald zu Ende gewesen. Schon im Februar 1900 waren die Buren durchaus bereit Frieden zu schließen, es fehlten aber die wuchtigen Hammerschläge, um die Unterwerfung zu erzwingen. Die englische Kriegführung hatte mit dem Vernichtungsgedanken gebrochen. Das ganze taktische Verfahren war darauf berechnet, nicht den Feind zu vernichten, sondern selbst Verluste zu vermeiden.

Kavallerie und Artillerie haben nur geringe Erfahrung sammeln können, destomehr aber die Infanterie. Aber auch die von der Infanterie gesammelten Erfahrungen sind nicht einwandfrei. Falsch wäre es, wenn man die geringen Verlustzahlen als maßgebend für europäische Kämpfe ansehen wollte. Die englische Infanterie hat so gut wie nichts vom Artilleriefeuer zu leiden gehabt; sie hat nicht kennen gelernt, was es heißt, sich durch gut geleitetes Fernfeuer der Infanterie hindurcharbeiten zu müssen; andererseits dürfte sich schwerlich in Europa ein Kampffeld unter so eigenartigen Verhältnissen finden wie in Südafrika.

Ihre Feuerwirkung hat sich auf den mittleren und nahen Entfernungen anders gezeigt, als sie in den Anhaltspunkten für die Schiedsrichter in der Felddienstordnung zum Ausdruck kommt: Gegen aufrechte Ziele noch viel stärker, gegen liegende Ziele weniger entscheidend. Jedes Gefecht zeigt die Stärke eines reichlich mit Patronen versehenen Verteidigers, der größere Räume als früher unter Verzicht auf Unterstützungen hinter der Feuerlinie besetzen kann. Die Wirkung des Massenfeuers, namentlich des Schnellfeuers zur Vorbereitung des Sturmes, hat den Erwartungen des Angreifers durchaus nicht entsprochen. Nur Mangel an Patronen darf uns, rein schieß-technisch gesprochen, daran hindern, die Leistungsfähigkeit unseres guten Gewehrs auf den weiten Entfernungen auszunutzen, im Vertrauen auf die guten Schießleistungen unserer Infanterie können wir von dem Fernfeuer im Angriff auch gegen niedrige Ziele, jedenfalls eine recht empfindliche Belästigung des Feindes erwarten.

Das Auftreten irgendwelcher geschlossener Abteilungen im wirksamen Feuerbereich muß als unmöglich bezeichnet werden. Es hilft solchen Abteilungen nichts, wenn vor ihnen starke Schützenschwärme im Feuer liegen; im Gegenteil, gerade dieses Verhältnis ist besonders unerträglich. Die Forderung unseres Reglements, im offenen Gelände in breiten Formen vorzugehen, mit starken Schützenschwärmen und Linienformationen dahinter, würde zu sehr großen Verlusten

Digitized by Google

führen, selbst auch, wenn die zurückgehaltenen Abteilungen sich gleichfalls in Schützenlinien auflösen. Die Aufgabe, die heute noch unseren geschlossenen Abteilungen nach der Vorschrift zufällt, die Schützenlinien anzutreiben und unter Umständen in der Entscheidung den Ausschlag zu geben (II. 20), konnte auf englischer Seite nicht mehr erfüllt werden. Nichts wäre aber verhängnisvoller als gänzlich auf Unterstützungen im Angriffe zu verzichten, sie sind unbedingt nötig um den Angriff in Fluß zu erhalten.

Stundenlang ohne Entscheidung und ohne große Verluste ist der Kampf auf den Nahentfernungen geführt worden. Die in anderen Anschauungen erzogene Truppe war ganz besonders Täuschungen ausgesetzt. Das Schwächerwerden oder gar das Schweigen des Verteidigungsfeuers war ein trügerischer Anhalt für den Feuererfolg, der daraufhin zum Sturme aufspringende Angreifer brach selbst auf ganz kurze Entfernungen nach wenigen Augenblicken zusammen.

Alle Versuche, Angriffe überhastet und nach einem schematischen Verfahren durchzuführen, versagten. Weitgehendste Individualisierung ist hier am Platze. Diese in Einklang zu bringen mit der Forderung, vereinzelten Angriffen vorzubeugen und einen einheitlichen Angriff zu ermöglichen, bleibt nach wie vor die schwierigste Aufgabe. Dies ist die Grenzscheide zwischen dem, was ein Reglement geben kann und dem, was die Taktik leisten muß.

Eins lehrt aber dieser Krieg mit überzeugender Klarheit, das ist die Unfähigkeit aller Milizheere — d. h. von Volksaufgeboten ohne gründliche Friedensschulung, ohne straffe Gliederung und ohne Stäbe — große, lang andauernde Kämpfe zu führen, bei denen es sich um Sein oder Nichtsein eines Staates handelt. Auch die französischen Massenaufgebote Gambettas waren Milizen, sie fanden aber einen Rückhalt an einer schon bestehenden Organisation, ausgebildete Mannschaften und Offiziere waren hinreichend vorhanden, und ein strenges Strafgesetz erleichterte das Aufrechthalten der Disziplin. Was ihnen an Schulung abging, ersetzte die Zahl. So wissen denn auch die Schlachtfelder von Beaune la Rolande und Beaugency wohl vom heldenmütigen Anstürmen der jungen französischen Truppen zu berichten aber nicht vom zähen Ausharren, vom festen Zusammenhalten auch auf dem Rückzug. Aber alles, dieser Opfermut, der Rückhalt an ausgebildete Elemente und die Zahl fehlte den Buren. Der einzelne, in seinem Friedensleben stets auf sich selbst angewiesene Bure besaß ein hohes Kraftgefühl und Selbstbewußtsein. Ein stark entwickelter Egoismus hinderte ihn, einem großen Gedanken zuliebe, Opfer zu bringen, sein Interesse den Forderungen des großen Ganzen unterzuordnen. Stets verlangte er das „Warum?“ zu wissen, und nicht nur mitzuarbeiten, sondern auch mitzuraten.

Digitized by Google

Zusammenberufen eines Kriegsrates vor wichtigen Unternehmungen war eine offizielle Einrichtung.*) Diejenigen, welche gegen den Mehrheitsbeschluß waren, konnten nicht gezwungen werden, sich ihm zu fügen. So z. B. gingen bei dem Gefecht am Modder River (Cronje gegen Methuen, am 28. November 1899) von den Freistaatburen nur 1000 Mann in den Kampf. Mehr als doppelt so viele blieben untätig hinter der Stellung und gingen auch dann noch nicht vor, als die Schlacht einen für die Buren ungünstigen Verlauf nahm.**) Viele hatten sich überhaupt nur widerwillig den Burenkommandos angeschlossen und benutzten die erste beste Gelegenheit, sich wieder von ihnen loszulösen. Verhängnisvoll wurde es schließlich, daß einem Buren, dem es nicht mehr bei seinem Kommando gefiel, gestattet war, sich einer anderen Abteilung anzuschließen. Hierzu kamen noch Eifersüchteleien und Argwohn zwischen den beiderseitigen Verbündeten, die meist gerade dann eintraten, wenn ein kräftiger und energischer Entschluß am notwendigsten gewesen wäre.

Ein solches Heer ist wohl zu einem Streifzuge, zur Verteidigung von Haus und Hof geeignet, wenn die gemeinsame Gefahr alles auf kurze Zeit einigt. War die Gefahr aber vorüber, dann verlangten das Ruhebedürfnis und die Sonderinteressen der einzelnen berücksichtigt zu werden. Einem geschulten Gegner gegenüber vermochten sie sich nur durch die abstoßende Kraft der Feuerwirkung in verschanzten Stellungen zu behaupten. Die Defensive ist die natürliche Kampfesform aller Milizheere, ihnen fehlen alle Vorbedingungen zur Durchführung der Offensive. Wie konnte ein Führer im Kriegsrate die Opfer an Menschenleben rechtfertigen, die ein jeder ernster Angriff, nicht ein Überfall auf eine Wagenkolonne oder eine sorglos ruhende Truppe fordert?

Der ersten hellauflodernden Begeisterung, mit der die Buren über den Tugela in Natal eingeritten waren, folgte die Zeit der passiven Ergebenheit, mit der man die Anstürme der Engländer über sich ergehen ließ. Der Krieg

*) Wie es dabei zuging, mag folgendes Gespräch zeigen: „... Seht Brüder, da drüben über den Berg kommt morgen der Engländer. Da wollen wir noch nicht schießen, wenn wir ihn oben sehen, denn dann legt er sich oben hin. Wir warten erst, bis er unten in die Ebene kommt, bis an die Stelle, wo der Strauch da steht. Das sind 600 Schritt; da wollen wir schießen!" — »Nein, General, das werden wir nicht tun, das sind 800 Schritt!« — „Nun, Bruder," sagte der General zu einem Kommandanten, „Ihr legt Euch mit Euren Leuten hinter dies Kopje." — »Nein, General, das werde ich nicht tun, hier stehen die Pferde zu schlecht.« — „Aber Du, Hendrik." — »Nein, mein Lager ist zu weit weg von dieser Stelle.« — »Ich will mich hier hinlegen,« sagte ein Dritter. — „Nein," erwiderte der General, „Ihr habt 70 Bürger, und dieses Kopje können 40 Bürger verteidigen." — (Franz Henkel.) „Aus dem Burenkriege, Erlebnisse und Beobachtungen eines deutschen Mitkämpfers." Schalke 1901.

**) Siehe Anlage 3.

Digitized by Google

dauerte den vom Staate nicht bezahlten Leuten schon zu lange. Ihre Selbstverleugnung wurde auf eine harte Probe gestellt. Der von Anfang an dem Kriege abgeneigte General Joubert wollte durch Unternehmungen die Engländer nicht mehr reizen, um für den von Tag zu Tag schon im Februar 1900 erwarteten Friedensschluß die Gegensätze nicht noch mehr zu verschärfen. Seine Anschauungen übertrugen sich auf seine Leute, die für sich ein aus den Kaffernkriegen hergeleitetes Recht geltend machten, nach dreimonatlicher Tätigkeit im Felde Anrecht auf vierzehn Tage Urlaub zu haben. Wenn die Führer diesen auch nicht gewähren konnten, so hatten sie doch kein Mittel, den Gehorsam ihrer Mannschaften zu erzwingen. Mit oder ohne Einverständnis der Führer verließen diese das Heer. Was half es, daß auf unerlaubte Entfernung eine Strafe von 750 Mark, zahlbar erst nach dem Kriege, gesetzt wurde; siegten die Buren, so wäre sicherlich diese Strafe erlassen worden, unterlagen sie hingegen, wo blieb dann die Behörde, sie einzuziehen?*)

Ganz unerwartet trifft die Nachricht von der Waffenstreckung Cronjes dann ein. Überhastet wird die Tugela-Linie geräumt; Mutlosigkeit überall. Aus dem Rückzuge wird eine haltlose Flucht, die bis an die Biggarsberge geht. Ebenso ist es auch im Westen. Schon nach dem Gefecht am Modder River (28. November 1899) fielen ernste Worte des Präsidenten Steijn, um die Leute zur Mannszucht und zur Pflichterfüllung zu ermahnen. Nach dem unentschiedenen Gefecht von Poplar Grove vermochten aber weder Bitten noch Drohungen des alten ehrwürdigen Krüger die Flucht zu hemmen. Kein Führer fand den Mut, seinen Befehl, auf die Flüchtlinge zu schießen, auszuführen. Die meisten erklärten, sie hätten genug, sie wollten nach Hause.**)

Nach dem unglücklichen Treffen von Diamond Hill (10. und 11. Juni 1900) fanden bei den meisten Kommandos Versammlungen statt, in denen die Leute von ihren Offizieren Auskunft über die Pläne der Regierung verlangten. Eine ganze Anzahl erklärte, nicht mehr weiter fechten zu wollen. Hätten die Offiziere nur etwas mehr Ansehen besessen oder nur verstanden zu befehlen, so hätte ein ernstes Wort genügt, die Leute zusammenzuhalten. So kehrte ein großer Teil unter den Augen ihrer Offiziere in die Heimat zurück, die in dem Besitz der Engländer war, indem sie sich seltsamerweise auf das Bibelwort beriefen: „Seid untertan der Obrigkeit, die Gewalt über Euch hat."

Erst nach Monaten wurde es anders; die schwachherzigen Elemente waren abgestoßen, was jetzt noch zusammenhielt, hatte reiche Kriegserfahrung

*) Nach der Einnahme von Bloemfontein sah sich de Wet gezwungen, seine entmutigten Mannschaften für einige Zeit zu beurlauben, damit sie sich erholen konnten. Kriegsgeschichtliche Einzelschriften Nr. 33 S. 97.

**) v. Loßberg, „Mit Sankta Barbara in Südafrika".

Digitized by Google

gewonnen. Die Notwendigkeit, strenge Mannszucht aufrecht zu halten, wurde jetzt empfunden. Zu spät wird, nachdem schon Prätoria gefallen war, ein Versuch zur Reorganisation gemacht.*) Die Leute erhielten eine tägliche Löhnung von fünf Schilling, die Beaufsichtigung der Mannschaften wurde schärfer; aber nichts geschah, um den Führern Mittel in die Hand zu geben, den Gehorsam nötigenfalls zu erzwingen. Es war zu spät, das Schicksal der Buren war besiegelt. Sie mußten zugrunde gehen, da sie bis zuletzt das wahre Wesen eines Krieges verkannten, bei dem es sich um Sein und Nichtsein handelte, in dem entschieden werden mußte: ob den Holländern oder den Briten Südafrika gehören sollte.

An Hingebung und Vaterlandsliebe hat es den Buren wahrlich nicht gefehlt, wohl aber an allen denjenigen Eigenschaften, die das Kennzeichen eines aus strenger Friedensschulung hervorgegangenen Heeres ausmachen.

---

*) „Steijn, de Wet und die Orange-Freistaater." Tagebuchblätter aus dem südafrikanischen Kriege. Tübingen, 1902.

Digitized by Google

V. Anlagen.

Anlage 1.

Gefechtsverluste der Infanterie.

Nach den „Kriegsgeschichtlichen Einzelschriften" und anderen Quellen lassen sich folgende Angaben über die Gefechtsverluste zusammenstellen:

Bei Elandslaagte (21. Oktober 1899) verliert das Detachement des Generals Jan Hamilton von 1400 Gewehren und 1600 Reitern 23 v. H. der Offiziere und 7,5 v. H. der Mannschaften.

Gefecht von Colenso (15. Oktober 1899), 15 000 Mann; Verlust nur 6,4 v. H. Die 4800 Gewehre, welche den Infanteriekampf in vorderer Linie geführt hatten, verlieren 31 Offiziere, 448 Mann, d. h. 15 v. H. (24 v. H. der Offiziere). Ein Bataillon der Royal Dublin Füsiliere 23,9 v. H.

Bei Nicholsons Neck (30. Oktober 1899) wird ein englisches Detachement von 1140 Mann umstellt und nach längerem Feuergefecht auf den Nahentfernungen zur Waffenstreckung gezwungen. Verlust 46 Tote, 138 Verwundete, d. h. 16 v. H.

Gefecht von Magersfontein (10. Dezember 1899), die Division Lord Methuen verliert von 7300 Gewehren 65 Offiziere, 871 Mann, d. h. 13 v. H. Die Hochländerbrigade verliert von 3200 Mann 47 Offiziere, 693 Mann, d. h. 23 v. H. (einschl. 39 v. H. der Offiziere). Das Bataillon Black Watch von 29 Offizieren, 800 Mann 17 Offiziere (50 v. H.) und 337 Mann (42 v. H.); die Seaforth Highlanders 23,9 v. H.

Bei Graspan (25. November 1899) fand ein glücklicher Angriff des Landungsdetachements statt, von 8½ bis 9½ Uhr vormittags; Feuer von 540 m ab. Sprungweises Vorgehen, unterstützt durch Artilleriefeuer; Sprünge von 45 bis 60 m Länge. Buren gehen erst zurück, als die Angreifer bis auf 20 m herankommen. Von 190 Mann Seesoldaten Verlust 11 Tote, 73 Verwundete = 44 v. H.

Am 28. Mai 1901 gelang es einem Burendetachement überraschend bei Vlakfontein zwei Geschütze der 28. Batterie und ein Pom-Pom-Geschütz zu nehmen, die Bedeckung von 230 Mann Yeomanry zurücktreibend; durch schnelles Vorgehen mit der blanken Waffe gelang es einer Kompagnie des I. Derbyshire mit einem Verlust von 18 Toten und 70 Verwundeten (75 v. H.) von 120 Mann, die Geschütze wiederzunehmen. Die Artillerie verlor 5 Tote und hatte 12 Verwundete.

Verluste der englischen Infanterie auf dem Spionskop (24. Januar 1900):

Truppenteil	Vermutliche Gefechtsstärke	Tot		Verwundet		Vermißt		Zusammen		v. H.
		Offiziere	Mann	Offiziere	Mann	Offiziere	Mann	Offiziere	Mann	
II. Lancashire Fus. . . .	800	3	39	5	97	3	170	11	306	
II. Royal Lancashire (6 Kp.)	600	3	34	8	98	1	51	12	183	
Imperial Light Inf. . . .	800	2	31	—	72	—	19	2	122	
2 Komp. South Lancashire .	200	1	3	1	22	—	13	2	38	
Thorneycroft Mtd. Inf. . .	194	6	20	4	40	1	12	11	72	
17. Pionierkompagnie . . .	100	1	—	1	—	—	—	2	—	
Von 3⁰ vorm. bis 9³⁰ nachm. = 18½ Std.	2694	16	127	19	329	5	265	40	721	28,2

Digitized by Google

Truppenteil	Vermutliche Gefechtsstärke	Tot		Verwundet		Vermißt		Zusammen		v. H.
		Offiziere	Mann	Offiziere	Mann	Offiziere	Mann	Offiziere	Mann	
Brigade Coke:										
II. Middlesex	800	3	20	4	58	1	16	8	94	
II. Dorset	800	—	—	—	1	—	—	—	1	
Von 11^{0} vorm. bis 9^{30} nachm. $= 10^{1}/_{2}$ Std.	1600	3	20	4	59	1	16	8	95	6,4
II. Scotsh Rifles	750	3	20	3	64	—	1	6	85	
I. Kings Royal Rifle Corps	750	3	19	6	65	—	1	9	85	
Von 5^{0} bis 9^{30} nachm. $= 4^{1}/_{2}$ Std.	1500	6	39	9	129	—	2	15	170	12,3
Stäbe	—	1	—	4	—	—	—	5	—	
Zusammen	etwa 6000	26	186	36	517	6	283	68	986	17,5

Digitized by Google

Anlage 2.

Waffenstreckungen vom Beginn des Krieges bis zum 1. Juni 1900.

Datum	Ort	Truppe	Verluste		Gefangene		Bemerkung
			Offiziere	Mann	Offiziere	Mann	
1899 20./10.	Adelaide Farm nach dem Gefecht von Talana Hill	10 Offz., 213 Berittene, Husaren und beritt. Inf.	3	23	10	205	—
—	Kleinere Zusammenstöße	—	—	—	10	196	darunter 8 Offz., 171 Mann im Lazarett von Dundee
30./10.	Nicholsons Neck	10½ Inf. Komp. und 1 Gebirgsbattr., etwa 31 Offz., 1109 Mann	7	136	24	973	—
—	Kleinere Zusammenstöße	—	—	—	6	172 (?)	einschl. Wegnahme der Besatzung eines Panzerzuges bei Chieveley
10./12.	Stormberg	3 Bataillone	8	127	13	548	—
—	Kleinere Zusammenstöße	—	—	—	1	120	einschl. 107 Mann auf dem Gefechtsfelde von Magersfontein
15./12.	Colenso	etwa 16 000 Mann	51	834	20	214	—
—	Kleinere Zusammenstöße	—	—	—	3	16	—
1900 6./1.	Colesberg	4 Kompagnien I. Suffolk	5	43	6	107	—
—	Kleinere Zusammenstöße	—	—	—	3	26	—
		Transport	74	1163	96	2577	

Digitized by Google

Datum	Ort	Truppe	Verluste		Gefangene		Bemerkung
			Offiziere	Mann	Offiziere	Mann	
		Übertrag	74	1163	96	2577	
1900 24. u. 25./1.	Spionskop	7 Batl., Pion. Komp. und Detach. beritt. Inf.	62	693	6	283	—
—	Kleinere Zusammenstöße	—	—	—	3	89	—
14./2.	Rensburg	2 Kompagnien II. Wiltshire, etwa 200 Mann	3	42	—	140	einschl. Offiziere
—	Zusammenstöße und Gefechte bis 30./3. 1900	—	—	—	10	222	—
31./3.	Sannahs Post	Household Kav., 10. Husaren, beritt. Inf. Q und U, Battr.	19	133	18	408	—
4./4.	Reddersburg	3 Komp. Royal Irish Rifles und 2 beritt. Komp., etwa 600 Mann	4	41	8	550	—
—	Zusammenstöße und Gefechte bis 30./5. 1900	—	—	—	20	275	—
31./5.	Lindley	13. Batl. Imperial Yeomanry, etwa 500 Mann	6	52	21	440	—
		Zusammen	168	2124	182	4984	

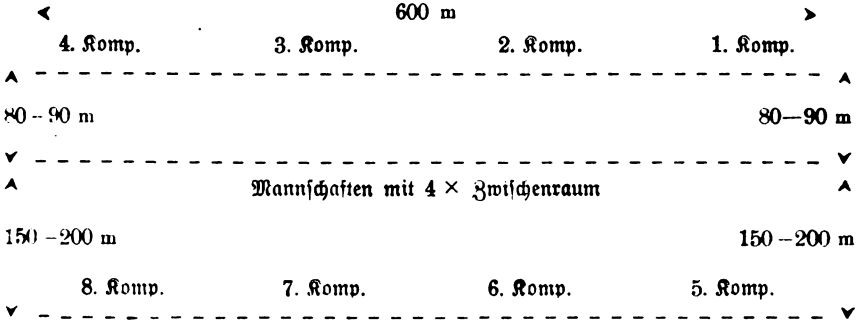
Digitized by Google

Anlage 3.

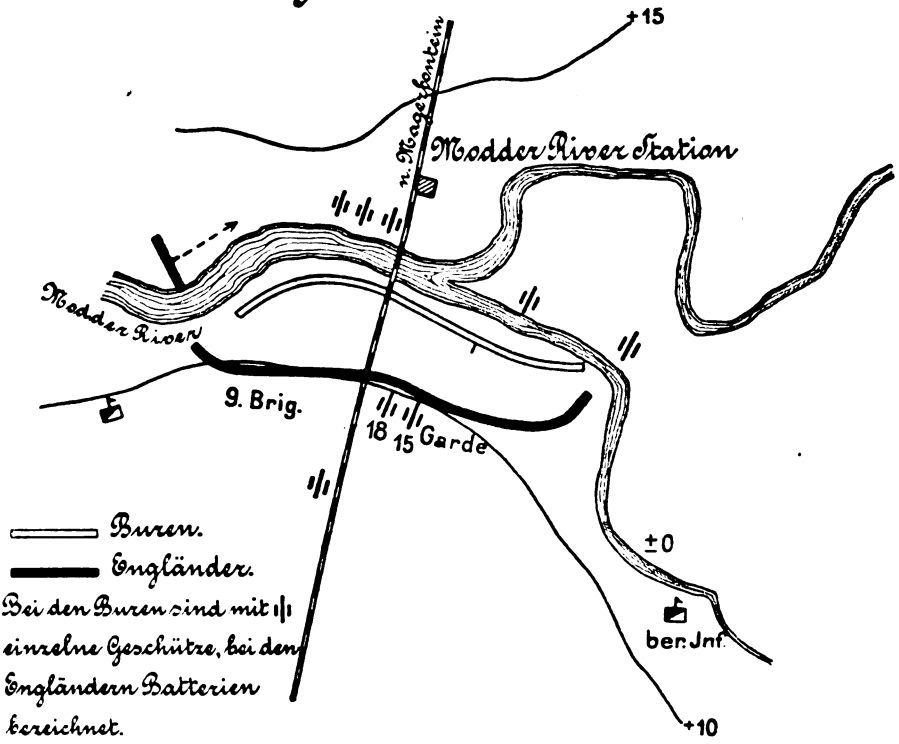
Einzelheiten aus dem Gefecht am Modder River.

Am 28. November 1899 ging die Division des Lord Methuen (8—3—3), die beiden Brigaden nebeneinander, jede mit drei Bataillonen in erster und einem Bataillon in zweiter Linie, völlig zum Gefecht entwickelt, gegen einen Feind vor, den man in der Nähe des Bahnhofes, etwa 800 m nördlich vom Modder River vermutete.

Gliederung eines englischen Bataillons der Gardebrigade vor Eröffnung des Feuers.

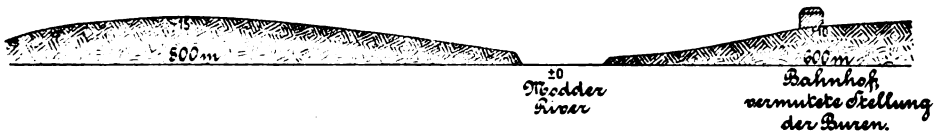


Lage etwa 2° Nachm.



Digitized by Google

Ganz unerwartet eröffneten jedoch auf etwa 1200 bis 1300 m ungefähr 2800 Buren,*) die in befestigter Stellung in einer Breite von 3500 m am Südrande des Flusses standen, obwohl Zurückhalten des Feuers befohlen war, unterstützt durch vier Feldgeschütze und zwei Pom-Poms das Feuer gegen die vorgehenden englischen Schützen.



Die Schützenlinie, welche in sechs Bataillonen bei einer Frontbreite von etwa 3000 m etwa 1000 Gewehre zählte, warf sich hin; die auf 80 bis 100 m Abstand folgenden Unterstützungen verstärkten die Feuerlinie und riffen sie vorwärts. Wo eigentlich die Buren standen, war nicht zu erkennen; jenseits des Flusses sah man hinter Erddeckungen nur das Aufblitzen einzelner Schüsse beim Abfeuern der Geschütze, dort vermutete man auch die Buren.

Ein heftiges Feuer ergoß sich in dieser Richtung. Bald schoben sich auch die in geöffneter Linie vorgehenden Kompagnien der zweiten Linie in die Feuerlinie ein. In weiteren Sprüngen gelang es, bis auf 800 und 900 m, an günstigen Stellen sogar bis 650 m an den Feind heranzukommen, dessen Stellung nun endlich auch im Flußtale erkannt wurde, und beide Flügel zu überragen schien. Ziele waren gar nicht zu sehen.

Die beiden hinter den Flügeln noch zurückgehaltenen Bataillone verlängerten die Gefechtsfront. Das Feuergefecht nahm auf englischer Seite erheblich an Heftigkeit zu, in dichter Schützenlinie standen auf 4500 m jetzt etwa 7000 Schützen. Aber noch immer war es auf der ganzen Front nicht gelungen, das Ziel richtig aufzufassen. I. Northumberland feuerte lange Zeit gegen einen Erdwall, der gar nicht besetzt gewesen war.

In zwei Stunden hatten die Mannschaften fast den größten Teil ihrer Taschenmunition von 150 Schuß verfeuert, im Durchschnitt waren am Abend nur noch fünf Patronen für jedes Gewehr vorhanden; an Munitionsersatz war nicht zu denken, da einzelne Mannschaften, die sich erhoben, sofort das Feuer einer größeren Zahl von Gewehren auf sich lenkten. Die Munitionsmaultiere waren gleich beim Beginn des Gefechts durchgegangen; ebenso hatten sich auch die Kaffern mit den Patronenwagen in Sicherheit gebracht.

Das Gefühl begann sich bei den Mannschaften geltend zu machen, als ihre Patronen zur Neige gingen und als sie ohne Wasser den glühend heißen Strahlen der Sommersonne ausgesetzt waren, daß jedes Vorgehen über die glatte, völlig deckungslose Ebene unmöglich sei. Sieht man aber die sehr geringen Verluste an, so gewinnt man die Überzeugung, daß, wenn weitere Kräfte und Patronen verfügbar gewesen wären, ein Angriff recht wohl durchführbar gewesen wäre, in kleinen Sprüngen oder kriechend wäre es jedenfalls möglich gewesen näher an den Feind heranzukommen.

Den Flügelabteilungen gelang es, da sie keinen Feind gegenüber hatten, den Fluß zu überschreiten, links sogar sich den Burengeschützen so weit zu nähern, daß sie von Kartätschen Gebrauch machen mußten, um den Angriff abzuweisen. Eine Entlastung trat erst ein, als zwei Batterien auf 2300 m auffuhren, dann bis auf 1500 m und

*) Lord Methuen schätzte die Stärke der Buren nach dem Gefecht auf 8000 Mann, mit zwei schweren und vier Krupp-Geschützen.

Digitized by Google

schließlich mit einer Batterie — diese verbrauchte 1100 Schrapnells — sogar bis auf 1000 m an den Feind herangingen. Dieses ist wohl der beste Beweis dafür, daß ein weiteres Vorgehen der Infanterie keineswegs aussichtslos gewesen wäre. Obwohl die Geschoßwirkung gegen die recht gut gedeckten Buren nur sehr gering war, verließen doch eine größere Zahl Buren die Gefechtslinie.

Fehlende Tiefengliederung, welche den steten Nachfluß von rückwärts und die Ausführung einer Umfassung ermöglicht hätte, das dichte Auffolgen der Unterstützungen, welche sofort in der Gefechtslinie aufgingen, war die Ursache, daß in der Folge die Schwierigkeit des Angriffes überschätzt wurde, daß die Überzeugung immer mehr Boden gewann, daß ein Frontalangriff unmöglich sei.

Das Gefecht dauerte etwa zehn Stunden. Die Truppe verlor 72 Tote und hatte 396 Verwundete = 7 v. H.

Gedruckt in der Königlichen Hofbuchdruckerei von E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW., Kochstraße 68—71.

Digitized by Google

Die Kämpfe am Holawalde
in der Schlacht bei Königgrätz.

Von

Hans Fabricius,
Oberstleutnant a. D.

(Mit einer Situationsskizze.)

Nachdruck verboten.
Übersetzungsrecht vorbehalten.

Inhalt: 1. Vorbemerkung S. 305. — 2. Einleitendes S. 307. — 3. Vormarsch gegen die Bistritz S. 308. — 4. Aufstellung der Österreicher S. 312. — 5. Der Kampf um die Bistritz S. 315. — 6. Einnahme des Holawaldes durch die 8. Division S. 321. — 7. Eingreifen des 61. Regiments in den Kampf am Holawalde S. 333. — 8. Vorstöße aus dem Holawalde gegen Lipa S. 339. — 9. Behauptung des Waldes bis zum Eingreifen der 6. Division S. 347. — 10. Bis zum Eintreffen der Zweiten Armee S. 355.

1. Vorbemerkung.

Vor einiger Zeit habe ich Veranlassung gehabt, den Ausspruch Seiner Majestät des Königs Wilhelm I. über die Schlacht bei Königgrätz, den er auf dem Paradefelde bei Gänserndorf vor Wien den versammelten Generalen des IV. Armeekorps gegenüber tat, in Erinnerung zu bringen.*) Er lautete dahin, daß „nächst Gott die Ehre des Tages der 7. und 8. Division gehöre, durch deren zähe Tapferkeit und Ausdauer allein der glänzende Sieg möglich geworden sei". Seine Majestät erkannte keiner der beiden Divisionen einen Vorrang zu. Wie tapfer die 7. gestritten, bewies ihm ihr heißes Ringen und standhaftes Festhalten im Swiepwalde, bis die Zweite Armee Luft schaffte; von der zähen Tatkraft der 8. hatte er sich persönlich fünf Stunden lang von seinem unmittelbar hinter ihr befindlichen Standpunkte auf dem Roskosberge aus überzeugen können. Daß ihm ein maßgebendes Urteil zustand, dürfte niemand bestreiten wollen. Und doch stößt man noch bis in die neueste Zeit auf Äußerungen, die darauf hinauslaufen, die Leistungen der 8. Division gegenüber denen der 7. herabzumindern. Weit entfernt, die Verdienste der letzteren auch nur im geringsten anzuzweifeln oder gar beeinträchtigen zu wollen, habe ich mich in den vorigen Jahren wiederholt**) bemüht, dem Anteile ihrer Kollegin im Korpsverbande bei den Kämpfen im

*) „Jahrbücher für die deutsche Armee und Marine" 1902, Nr. 374 S. 564.
**) Militär-Wochenblatt 1901, Nr. 112 u. 113; „Jahrbücher usw." 1902, Nr. 374.

Digitized by Google

Swiepwalde vor Königgrätz die gebührende Stelle nachzuweisen. Aber in nicht geringerem Grade sehe ich den Ruhm der 8. Division und ihres wackeren, heldenhaften Kommandeurs geschmälert durch zwei Bemerkungen, die sich in hervorragenden Werken der kriegsgeschichtlichen Literatur aus den letzten Jahren finden. Bei der ersten handelt es sich um die Person des Divisionskommandeurs. Sie besteht in einer Fußnote in den von der kriegsgeschichtlichen Abteilung des großen Generalstabes 1900 herausgegebenen „Taktisch-strategischen Aufsätzen Moltkes" und zwar zu seinem „Memoire an Seine Majestät den König vom 25. Juli 1868 über die bei der Bearbeitung des Feldzugs 1866 hervorgetretenen Erfahrungen". Es heißt auf S. 157 in Fußnote 1:

„Das Tagebuch der 4. Division schildert den Vorgang im Walde von Sadowa folgendermaßen: »Nachdem Teile des 21. Regiments aus dem Walde wieder zurückgekommen waren, habe Generalleutnant v. Horn gemeldet, daß er den rechten Flügel des Waldes habe aufgeben müssen.«"

Es handelt sich an der betreffenden Stelle des „Memoires" um den vom kommandierenden General des II. Armeekorps, Generalleutnant v. Schmidt, für das 21. Regiment erteilten Befehl zum Rückzuge hinter die Bistritz nach dem von ihm in den Nachmittagsstunden angeordneten verunglückten Vorstoß auf Lipa. Es wird die Möglichkeit ins Auge gefaßt, daß durch die im Tagebuche der 4. Division erwähnte Meldung des Generals v. Horn dieser Rückzugsbefehl veranlaßt oder beeinflußt sein mochte. Nach dem Wortlaut der Fußnote ist aber nicht anzunehmen, daß die kriegsgeschichtliche Abteilung den Inhalt der Auslassung des Tagebuchs der 4. Division zu ihrer eigenen Überzeugung gemacht hat, sondern sie teilt sie nur mit als Material zur Beurteilung des Falles. Leser, die mit den Vorgängen nicht näher vertraut sind, können aber daraus den Eindruck gewinnen, daß General v. Horn den rechten Flügel des Waldes wirklich aufgegeben habe, was tatsächlich nicht einen Augenblick der Fall gewesen ist.

Die zweite Bemerkung ist zwar nicht unmittelbar gegen die 8. Division gerichtet, sondern gegen den Kampf im Holawalde im allgemeinen. Sie findet sich im zweiten Bande des vortrefflichen Werkes des Generals v. Lettow-Vorbeck, „Geschichte des Krieges von 1866 in Deutschland" und lautet auf S. 465:

„Es entsteht ein solcher auf die Sinne wirkender Höllenlärm, daß der dem Auge des Offiziers entzogene gemeine Mann nicht zu widerstehen vermag und die Gelegenheit wahrnimmt, sich der Gefahr zu entziehen. Und so geschah es hier im Holawalde. Ein auffallender Gegensatz zu den wahrhaft heldenhaften Kämpfen der 7. Division. Da die Pommern und Polen des II. Armeekorps den Magdeburgern in nichts nachstehen, ist das so verschiedene Verhalten allein durch die Untätigkeit zu erklären."

Digitized by Google

Wenn auch hier besonders die Pommern und Polen hervorgehoben sind und später das Festhalten der Truppen der 8. Division auf den beiden Flügeln ausdrücklich betont wird, so enthält doch die scharfe Gegenüberstellung der Kämpfe im Swiepwalde und im Holawalde zu ungunsten des letzteren auch einen schweren Vorwurf gegen die 8. Division, da sie den größten Teil der Streitkräfte zur Verteidigung dieser Schlachtstellung geliefert hatte. Aber auch die kränkende Herabsetzung der Leistungen unserer Kameraden vom II. Armeekorps erscheint nicht gerechtfertigt, wie ich hoffe im nachstehenden näher darlegen zu können. Eine aktenmäßige Darstellung des Kampfes wird Gelegenheit geben, die gemachten Vorwürfe zu entkräften, sowie zu untersuchen, was von jener Meldung des Generals v. Horn zu halten ist und wie sie in das Tagebuch der 4. Division gekommen sein mag.

2. Einleitendes.

Auf Grund der in den Nachmittagsstunden des 2. Juli im Hauptquartier der Ersten Armee eingegangenen bestimmten Nachrichten über Anwesenheit von vier österreichischen Korps an der Bistritz und ihrer Vorposten hinter Benatek und Dub hatte Prinz Friedrich Karl beschlossen, sie am folgenden Morgen anzugreifen. Hierzu sollten um 2 Uhr vormittags die 7. Division (Franseckỳ) am Schlosse zu Cerekwitz, die 8. (Horn) bei Milowitz, die Divisionen des II. Armeekorps bei Pšanek und Bristan, die Divisionen des III. Armeekorps und die Armee-Reserveartillerie um 3 Uhr als Rückhalt südlich Horsitz, das Kavalleriekorps bei Baschnitz versammelt stehen und General v. Herwarth so viel als möglich Truppen der Elb-Armee bei Nechanitz vereinigen. In Übereinstimmung mit diesen Maßregeln ordnete der König um Mitternacht das Vorrücken der Zweiten Armee mit allen Kräften und schleunigstes Eingreifen gegen die rechte Seite der im Anmarsch vermuteten Österreicher an. Wenngleich die Aufmarschzeiten der gänzlich aufgeweichten Wege und der schwarzen Finsternis halber, die durch den Nebel und den sich daraus von 3 Uhr ab entwickelnden starken Regen noch undurchdringlicher wurde, nicht durchweg eingehalten werden konnten, so befand sich doch Prinz Friedrich Karl in der Lage, nach Eingang der Meldung v. Herwarths, daß er mit der Elb-Armee zwischen 7 und 9 Uhr vormittags bei Nechanitz eintreffen würde, für die Erste Armee um 6 Uhr den Vormarsch gegen die Bistritz anzuordnen. Dort sollte eine geeignete Stellung eingenommen werden, um den Feind so lange in der Front festzuhalten, bis der geplante doppelte Flankenangriff durch die Elb- und Zweite Armee wirksam wurde, was vor Mittag nicht zu erwarten war. Die den äußersten linken Flügel bildende 7. Division wurde bei Cerekwitz vorläufig zurückgehalten; sie sollte den Vormarsch über Benatek erst antreten, sobald die auf Sadowa in Bewegung gesetzte 8. Division dort ins Gefecht getreten wäre. Mit dieser in gleicher Höhe sollte sich auf dem rechten Flügel das II. Armee-

Digitized by Google

korps halten, dem das Kavalleriekorps zu folgen hatte, während die 5. und 6. Division neben der Kaiserstraße Horsitz—Königgrätz und die Armee-Reserveartillerie auf dieser der 8. Division als Rückhalt folgen sollten. Auch von der Elb-Armee konnte der Vormarsch um 6 Uhr angetreten werden, bei der Zweiten Armee dagegen war um diese Zeit der Befehl zum Aufbruch erst dem Garde- und V. Armeekorps zugegangen.

3. Vormarsch gegen die Bistritz.

In der Versammlungsformation mit vergrößerten Abständen bewegten sich die in vorderster Linie befindlichen Divisionen der Ersten Armee*) unter großen Beschwerlichkeiten quer durch die mit fast mannshohem, triefenden Getreide, Kohl oder Rüben bestandenen, tief durchweichten Felder, über kotige Sturzäcker, nasse, von Wassergräben durchzogene Wiesengründe hinweg vorwärts. Der Marsch auf dem schlüpfrigen Boden, der die Füße bei jedem Schritt wieder zurückgleiten ließ und das Gewicht der Stiefel durch den zähe anklebenden Lehm um ein mehrfaches vergrößerte, ermüdete die durch den Regen bald bis auf die Haut durchnäßten Mannschaften in hohem Grade.

Das Kavalleriekorps nahm während seines Vormarsches über Petrowitz, Pšanek und Neresow den äußersten rechten Flügel, gewann die Verbindung mit der Elb-Armee und marschierte bald nach 8 Uhr nördlich von Sucha auf. Zu derselben Zeit etwa erreichte die 3. Division (Werder) über Lhota Zawadilka; schon um 7½ Uhr war die 4. (Herwarth) mit ihrer Vorhut nördlich an Stracow vorbei in eine breite Mulde nördlich Mzan gelangt und darin gedeckt aufgestellt worden.

Die 8. Division stand um 4 Uhr bei Milowitz in folgender Truppeneinteilung aufmarschiert:

Vorhut: Oberstleutnant v. Valentini.
Die Füsilierbataillone Regiments Nr. 31 und 71,
4. Schwadron Ulanenregiments Nr. 6,
3. vierpfündige Batterie (Kipping) und
3. Pionierkompagnie.

Hauptteil: Generalmajor v. Bose.
Die Musketierbataillone Regiments Nr. 31 und 71,
1., 2. und 3. Schwadron Ulanenregiments Nr. 6,
3. sechspfündige und 4. vierpfündige Batterie.

Rückhalt: Generalmajor v. Schmidt.
Infanterieregiment Nr. 72,
Jägerbataillon Nr. 4,
3. zwölfpfündige Batterie.

*) Von der 4. und 8. Division steht dies fest, und v. Lettows Bemerkung (2. Bd., S. 430 u. 431) über das Unterlassen dieser erwünschten Maßregel trifft für diese Heeresteile nicht zu.

Digitized by Google

Die Gesamtstärke der Division betrug sonach: 9 Infanteriebataillone, 1 Jägerbataillon, 4 Schwadronen, 4 Batterien, 1 Pionierkompagnie.

Da bei Versammlung der Division die Vorhut ihre Vorposten in der Annahme eines sofortigen Abmarsches eingezogen hatte, wurde sie um $4^3/_4$ Uhr von Milowitz auf Klenitz vorgeschoben. Dadurch wurden die nahe gegenüber in der Linie Stracow—Dub—Sowetitz—Hnewcowes stehenden Vorposten der Brigade Prochazka des 3. österreichischen Armeekorps aufmerksam und das in Dub stehende 34. Jägerbataillon und eine Schwadron 11. Ulanenregiments begannen den Ort zu räumen, so daß er von den Streifen des nach Ankunft der Vorhutschwadron auf den Höhen nordwestlich von diesem Dorfe in seiner Gesamtheit an die Spitze der Division vorgezogenen 6. Ulanenregiments frei gefunden wurde; dagegen zeigte sich Sadowa und die westlich gelegene Ziegelei von Infanterie besetzt. Von der Höhe nördlich von Dub konnte die preußische Vorhut den Abzug feindlicher Kürassiere beobachten: die Brigaden Mengen und Windischgrätz der 3. Reserve-Kavalleriedivision (Coudenhove) hatten in der Bistritzniederung, nördlich und südlich von Unter-Dohalitz, gelagert. Jedoch verhinderten Nebel und anhaltender Regen das Erkennen der Gegend und der Vorgänge auf weitere Entfernungen.

Die die Spitze der Vorhut bildende 9./71 erhielt, als sie gegen 7 Uhr nördlich von der Ziegelei sich Sadowa näherte, aus diesem Dorfe Feuer und besetzte sofort die die Ziegelei im Osten begrenzenden Gräben; das in Kompagniekolonnen auseinandergezogene, zu beiden Seiten der Straße nach Königgrätz vorgegangene Füsilierbataillon zog noch die 10. Kompagnie hinter die Ziegelei, ließ in gleicher Höhe die 11. an der Straße und schickte die 12. zur Bedeckung der Vorhutbatterie zurück. Kaum waren nämlich die preußischen, von der Höhe bei Dub herabsteigenden Heersäulen sichtbar geworden, so wurden sie von der nordwestlich von Cistowes stehenden Batterie 3/VIII. der Brigade Appiano beschossen.*) Gegen sie protzte zunächst an der Straße die Vorhutbatterie ab und antwortete mit einigen Schüssen. Da das österreichische Feuer außerordentlich heftig wurde, befahl General v. Horn, daß die 3. sechspfündige Batterie (Anton) des Hauptteiles auf dem eine bessere Wirkung gewährenden, nördlich von der Ziegelei gelegenen Roskosberge auffahren solle. Kurze Zeit, nachdem sie ins Feuer getreten war, gesellte sich auf ihrer Linken die Batterie Kipping zu ihr. Während die Kompagnien an der Ziegelei sowohl aus den Häusern von Sadowa als auch aus den Stockwerken der zwischen diesem Dorfe und Unter-Dohalitz gelegenen Zuckerfabrik nicht ohne Verluste beschossen wurden, war das F./31 schon von Dub aus über Mzan auf der von hier nach Sadowa südlich an der Ziegelei vorbei-

*) Nach österreichischen amtlichen Angaben um $7^1/_2$ Uhr, nach preußischen schon vor 7 Uhr (Generalstabswerk [fernerhin Gen. St. W.] S. 266), was übrigens mit der späteren Angabe (ebenda S. 267), wonach der erste Schuß bei der 8. Division gegen $7^1/_2$ Uhr fiel, nicht recht übereinstimmt.

Digitized by Google

führenden Allee abgezweigt worden. An ihrem Kreuzungspunkte mit dem von der Kaiserstraße nach Unter-Dohalitz führenden Wege blieb das mittlere Halbbataillon stehen, das Flügelhalbbataillon ging bis auf 250 m an Sadowa heran, wo ihm das heftige Infanteriefeuer Halt gebot und bald auch noch Artilleriefeuer starke Verluste beibrachte, so daß es ebenfalls hinter die Ziegelei zur besseren Deckung zurückgezogen werden mußte.

Mittlerweile war der Hauptteil der in entwickelter Schlachtordnung zu beiden Seiten der Straße marschierenden 8. Division nach 7 Uhr vormittags bei Dub eingetroffen und, nachdem er die nördlich des Dorfes gelegene Höhe ostwärts umgangen, auf dem nordöstlichen, gegen Sadowa abfallenden Abhang aufmarschiert; hinter der 15. Brigade stellte sich in zweiter Linie, in sich in zwei Treffen gegliedert, die 16. Brigade auf. Das Ulanenregiment sammelte sich nach Eröffnung des Feuers in der Nähe der Infanterie, nördlich von der Straße, außer der 4. Schwadron, die auf Benatek die Verbindung mit der 7. Division aufsuchte und fand. In dieser Stellung mußte die 8. Division zwei Stunden lang, aber ohne erhebliche Verluste untätig im Artilleriefeuer stehen bleiben, da man preußischerseits in der Mitte der Schlachtlinie nicht drängen wollte, um den Flügeln Zeit zum Anmarsch zu lassen, österreichischerseits aber die Brigade Prochazka mit der Weisung stehen blieb, das durch die sumpfige Bistritzniederung widerstandsfähige Sadowa als Nachhutstellung so lange zu verteidigen, bis das 3. Armeekorps in die ihm vorgeschriebene Schlachtstellung Lipa—Chlum eingerückt sein würde. Sie hatte das 33. Jägerbataillon nach dem Skalkagehölz, das IV. Bataillon Gorizutti Nr. 56 zur Besetzung des Westsaumes des Holawaldes abgezweigt. Ihre Batterie 6/III. trat in dieser Zeit mit vier Geschützen östlich von Sadowa, auf der Südseite der Straße zwischen dem Sadowaergehölz und dem Holawalde, mit der anderen Hälfte nördlich der Straße, etwas weiter rückwärts, ins Gefecht.

Als General v. Franseckỳ in Cerekwitz um $7^1/_2$ Uhr den Kanonendonner von Sadowa herüberschallen hörte, glaubte er die Zeit gekommen, um nach eigenem Ermessen in das dortige Gefecht eingreifen zu müssen und ließ bald darauf die Vorhut der 7. Division gegen Benatek, das nur von einer Vorpostenkompagnie des 4. Armeekorps besetzt war, vorgehen. Nachdem die beiden vierpfündigen Batterien der Division das Feuer feindlicher Batterien auf den Höhen von Horenowes und Maslowed gedämpft hatten, gelang es leicht, sich in Besitz des in Brand geschossenen Dorfes zu setzen. Hierauf wandten sich die vordersten Teile der Vorhut gegen den von den Vortruppen der Brigade Brandenstein besetzten Swiepwald, zu dessen Bewältigung indessen die Hauptkräfte der Vorhut erst abgewartet werden mußten.

Nicht lange nach der 8. Division war auch die 4. ins Gefecht getreten. Als die 4. Ulanen an der Spitze ihrer Vorhut aus Mzan, das vom 49. Regiment besetzt wurde, hervorzubrechen begannen, wurden sie durch die nördlich vom

Digitized by Google

Holawald stehende Batterie der Brigade Prochazka beschossen, der südlich von Mzan die 3. vierpfündige Batterie (Leo) entgegentrat. Die diesem Dorfe südöstlich vorliegenden Ortschaften Dohalitzka und Unter-Dohalitz, sowie die zwischen letzterer und Sadowa gelegene Zuckerfabrik wurden schleunigst von der Brigade Knebel des 10. Korps mit fünf Bataillonen besetzt, ihre beiden Batterien 2 und 3/III. deckten deren Vormarsch durch lebhaftes Feuer aus einer Stellung südlich von Unter-Dohalitz. Die Batterie Leo mußte daher durch die 4. vierpfündige und um 8 Uhr noch durch die 3. sechspfündige Batterie verstärkt werden. Die nebelige Luft beeinträchtigte aber das Richten der Geschütze auf beiden Seiten ebenso wie der durchnäßte Boden das Zersprengen der Granaten. Die Reserveartillerie des II. Armeekorps stand gedeckt hinter der 4. Division.

Die Divisionen des III. preußischen Armeekorps waren seit 7 Uhr im Aufmarsch bei Klenitz zu beiden Seiten der Kaiserstraße begriffen, auf der sich die Reserveartillerie der Ersten Armee, noch gegen zwei Stunden zurück, im Vormarsch befand.

Wenngleich Prinz Friedrich Karl, der sich zur Erkundung des Geländes und der feindlichen Stellung zur 4. Division begeben hatte, durch Regen und Nebel einen klaren Überblick zu gewinnen verhindert wurde, so erkannte er doch an der Zahl der auftretenden Batterien die Stärke der feindlichen Streitkräfte und der von ihnen eingenommenen Stellung und gewann die Überzeugung von der Aussichtslosigkeit eines Angriffs in der Front. Hier konnte mithin nur ein hinhaltendes Gefecht geführt werden, bis Mittag, wo das Eingreifen des Kronprinzen mit Bestimmtheit erwartet wurde. Allerdings war dem Oberbefehlshaber der Ersten Armee gegen 8 Uhr bekannt, daß um diese Zeit das Garde- und I. Armeekorps ihren Abmarsch von Königinhof und Gradlitz erst angetreten hatten. Als er jetzt wieder auf der Höhe von Dub eintraf, erteilte er den Befehl, daß die Artillerie das Feuer bis zur Aufklärung des Wetters nur langsam erwidern und die Infanterie ihre Bewegungen nicht über die Bistritz hinaus fortsetzen sollte. Den General v. Horn im besonderen wies er an, vor Sadowa das Gefecht nur mit seiner Vorhut hinzuhalten, mit seinen übrigen Kräften aber auf Sowetitz links abzumarschieren, einesteils, um die breite Lücke bis zur 7. Division zu schließen, anderenteils, um für ein später in Aussicht genommenes Überschreiten der Bistritzlinie den Übergang bei Sadowa für das II. Armeekorps frei zu machen.

Bevor es aber zur Ausführung dieser Bewegung kam, traf Seine Majestät der König mit großem Gefolge auf der Höhe bei Dub ein. Mochte die starke Reiterschar trotz des trüben Wetters den zunächststehenden Batterien der Österreicher nicht entgangen sein oder war es Zufall, genug, es schlug gerade in diesem Augenblick eine Anzahl Granaten in der Nähe des Königs ein, glücklicherweise ohne zu zerplatzen. „General v. Horn, der zur Meldung

Digitized by Google

über den Chausseegraben setzte", so wird berichtet,*) „rief in größter Besorgnis um seinen königlichen Herrn ihm zu: »Majestät, ich beschwöre Sie, diesen Punkt zu verlassen: der Feind enfiliert die Chaussee!« Der König aber blieb ruhig halten" und war auch durch Graf Bismarck nicht zum Fortreiten zu bewegen.**)

In der Erkenntnis, daß es darauf ankam, den Gegner in der Front dauernd festzuhalten, um seine Kräfte von den im Angriff begriffenen preußischen Flügeln abzuziehen, während auch die Möglichkeit nicht ausgeschlossen war, daß der Feind in der Mitte zum Angriff gegen die Erste Armee überging, erachtete der König die Gewinnung der Bistritzlinie für geboten, die beim Eintreten des letzteren Falles die Verteidigungsfähigkeit der von den Preußen eingenommenen Stellung wesentlich erhöhen mußte. Demzufolge erteilte er dem Prinzen Friedrich Karl den Befehl, nunmehr die Bistritz zu überschreiten, zumal die Vorhut der 7. Division bereits auf ihrem linken Ufer festen Fuß gefaßt hatte.

4. Aufstellung der Österreicher.

Zwei bis drei Stunden westlich der Elbe erstreckt sich, zum großen Teil den linken Talrand des Bistritzbachs bildend, ein Höhenkranz, der aus 40 bis 50 m durchschnittlich über diesen ansteigenden sanften Wellen mit einzelnen Erhebungen von höchstens 80 bis 100 m (bei Lipa und Chlum) besteht. Er bildete von Prim und Problus zur Linken an, über Lipa und Chlum in der Mitte, rechts bis Maslowed und Horenowes die von den Österreichern eingenommene Schlachtstellung. Die Höhen des uns hier beschäftigenden mittleren Teils, die sich von der Westseite von Langenhof über Lipa nach dem Norden Chlums erstrecken, fallen in nördlicher Richtung gegen den Hola- und Swiepwald schärfer ab, während sie sich nach Westen gegen die Dörfer Dohalitzka und Mokrowous allmählicher abdachen. In ersterer Richtung war der Abhang auf 1000 m, in letzterer auf 1500 bis 2000 m vollständig kahl, nur mit hohen Getreidefeldern bedeckt und durch eine Anzahl von Wiesenschlenken begleiteter Gräben durchschnitten, konnte daher vom Kamme der Höhen vollständig beherrscht werden. Die an ihrem Fuße in sumpfiger Wiesenniederung fließende, durch Regengüsse zur Zeit stark angeschwollene Bistritz bildete ein nicht zu unterschätzendes Fronthindernis, da sie von allen Waffen nur auf den wenigen bei den Dörfern befindlichen Brücken, sonst nur von einzelnen Infanteristen unter Schwierigkeiten überschritten werden konnte.

Die Anmarschstraße der Ersten preußischen Armee von Gitschin über Horsitz überschreitet bei Sadowa auf einer steinernen Brücke die Bistritz und

*) Regensberg, Königgrätz S. 50.

**) Dieser Vorgang ist auf Befehl des Königs von dem Maler A. Schulz auf einem im Königlichen Schlosse zu Berlin befindlichen Gemälde dargestellt worden.

Digitized by Google

führt sanft ansteigend den Höhenzug hinauf in das Herz der österreichischen Stellung bei Lipa hinein. Der dortige, nach Chlum noch stärker sich erhebende Höhenzug eignete sich vortrefflich zur Aufstellung von Batterien, die zum Teil stockwerkartig 30 m übereinanderliegend, die Bistritz mit ihren Übergängen und die Abhänge bis zu den Gipfeln der jenseitigen, vom Roskosberge über Dub auf Mzan hinstreichenden Höhenzüge beherrschte. Am Nordausgange von Chlum, sowie in und westlich des zwischen diesem Dorfe und Lipa liegenden Hölzchens hatte der Oberbefehlshaber drei Batterieeinschnitte, die durch Schützengräben gesichert waren, zur Wirkung gegen den Swiep- und Holawald herrichten lassen. Nach allen Seiten waren die Entfernungen nach besonders hervortretenden Punkten gemessen und an Waldrändern und Gebäuden bezeichnet worden. Die wellenförmige Gestaltung des Geländes gestattete fast überall eine gedeckte Aufstellung der Infanterie und Reiterei und gewährte in den tiefer gelegenen Gründen zwischen Stresetitz und Wsestar den Hauptreserven vollständigen Schutz gegen Einsicht und Feuerwirkung. Besondere Verteidigungsstützpunkte in der Mitte der österreichischen Schlachtstellung bildeten die hochgelegenen Dörfer Lipa und Chlum mit dem dazwischen gelegenen Gehölz. An der Bistritz entlang und an dem zu ihr hinabführenden Abhange befand sich eine Anzahl von Dörfern und Örtlichkeiten, die den Vorposten Stützpunkte gewährten und die Verteidigungsfähigkeit der Wasserlinie verstärkten. Diese zahlreichen Ortschaften mit ihren, von Zäunen, Hecken und Gräben eingefaßten Gärten bildeten ebenso störende Hindernisse für den Angreifer, wie sie die Verteidigung begünstigten.

In der Nacht vom 2. zum 3. Juli hatte das österreichische 3. Korps (FML. Erzherzog Ernst) mit dem Hauptquartier in Lipa, mit drei Brigaden hinter Sadowa zu beiden Seiten der Kaiserstraße, mit der Brigade Kirchsberg hinter dem Holawalde, mit der Korps-Geschützreserve und zwei Schwadronen Mensdorff-Ulanen in und östlich von Chlum gestanden. Vorposten waren von der Brigade Prochazka, wie schon erwähnt, nach Dub und Hnewcowes, von der Brigade Appiano in den Swiepwald vorgeschoben. Für den Fall eines Angriffs beabsichtigte der Erzherzog mit zwei Brigaden Sadowa, mit den übrigen die Gegend nördlich von Cistowes zu verteidigen. Unweit in der Niederung bei Unter-Dohalitz lagerte die 3. Reserve-Kavalleriedivision. Hinter dem 3. Korps biwakierte das 10. mit zwei Brigaden südlich von Lipa und der Kaiserstraße, mit $1^1/_2$ bei Chlum.

Die eigentliche Schlachtstellung sollte nach der erst um 6 Uhr vormittags am Schlachttage den Hauptquartieren der Korps zugegangenen Schlachtdisposition beim Anrücken des Feindes eingenommen werden. Hiernach hatte das 3. Korps nicht Sadowa, sondern die Linie Lipa—Chlum zu verteidigen. Ehe aber den Brigaden hierzu Weisungen zugehen konnten, hatten diese infolge des Anrückens der 8. Division schon die vom Erzherzog Ernst am vorigen Tage bereits angewiesenen Stellungen besetzt, aus denen sie nun nach der

Digitized by Google

Stellung Lipa—Chlum zurückgehen mußten, gedeckt durch die vorläufig in Sadowa zurückbleibende Brigade Prochazka. In der neuen Stellung besetzte die Brigade Benedek beide Dörfer und das zwischen ihnen liegende Gehölz, die Brigade Kirchsberg stellte sich südwestlich von Lipa auf. Die in den Swiepwald vorgerückte Brigade Appiano befand sich, als ihr der Befehl zur Besetzung von Chlum um 8 Uhr zuging, mit ihrem rechten Flügel schon im Gefecht mit der 7. Division und konnte vorläufig nicht herausgenommen werden.

Zur Aufnahme der bereits ins Gefecht verwickelten beiden Brigaden protzten später die Batterien 7 und 8/VIII. von der Korps-Geschützreserve nordwestlich von Lipa in der Nähe der Kaiserstraße ab, die beiden anderen Reservebatterien und die der Brigade Benedek fuhren in die Geschützdeckungen am Lipaer Walde ein.

Nach des Feldzeugmeisters Schlachtdisposition sollte das 10. Korps rechts neben dem auf den Höhen von Tresowitz und Popowitz aufmarschierten sächsischen Korps bei Langenhof Stellung und nach rechts mit dem 3. Korps auf Lipa Fühlung nehmen. Statt diesem Befehle Folge zu leisten, hielt es FML. Baron Gablenz für angemessener, in die Bistritzniederung hinabzurücken, durch die Brigade Knebel nebst zwei Batterien Unter-Dohalitz mit der Zuckerfabrik (28. Jägerbataillon, zwei Divisionen III./1, zwei Divisionen I./1 und eine Division II./3) und Dohalitzka (II./1 und im Meierhof 9. Division III./3) besetzen und ihr um $8^1/_2$ Uhr nach dem Abessen die Brigade Wimpffen von Lipa aus folgen zu lassen. Die Brigade Mondel, die durch die seit Trautenau zu vier schwachen Bataillonen zusammengeschmolzenen Reste der früheren Brigade Grivicic verstärkt wurde, blieb zunächst bei Chlum stehen, bis das zur Ablösung bestimmte 3. Korps eingetroffen war; um $8^1/_2$ Uhr setzte sie sich, gefolgt von der Korps-Geschützreserve, nach den Höhen westlich von Langenhof in Bewegung. Da das sächsische Korps der Disposition zuwider, anstatt die vorgeschriebene Stellung einzunehmen, sich weiter rückwärts zwischen Prim und Problus aufgestellt hatte, so fiel das 10. Korps weit nach vorwärts aus der Schlachtlinie hinaus. Stundenlang duldete der Oberbefehlshaber dieses Verhalten, ohne einzugreifen.

Seine Armee-Reserven häufte er dicht hinter der Mitte seiner vorderen Schlachtlinie auf: das zwischen Wsestar und Swety um $8^1/_2$ Uhr aufmarschierte 6. Korps (FML. Baron Ramming) ließ er kurz nach dem Eintreffen nach der Niederung südöstlich von Langenhof abrücken, ebendahin zu seiner Linken später von Rosnitz das 1. Korps nachziehen; die 1. Reserve-Kavalleriedivision wurde südlich Chlum, die 2. südwestlich Briza aufgestellt und die 3. von Unter-Dohalitz nach Swety zurückgezogen. Die Armee-Geschützreserve stand südöstlich von Rosnitz.

Zur Zeit der Ankunft des Königs von Preußen auf dem Schlachtfelde befanden sich die nach der Bistritzniederung vorgeschobenen Truppen unter dem Eindruck der Wirkung der sie mit Granaten überschüttenden Batterien der 4.

Digitized by Google

und 8. preußischen Division ohne Aussicht auf Verstärkung. Die Batterien der Hauptstellung von Lipa und Chlum verhielten sich vorerst schweigend, um ihre Munition für das Eintreten der feindlichen Infanterie in wirksame Schußweite aufzusparen; die österreichische Infanterie verharrte in ihrer verdeckten Aufstellung. Die Brigade Prochazka machte sich bei Sadowa gefechtsbereit: das IV./56, das in der verflossenen Nacht als Vorpostenrückhalt gedient hatte, besetzte den Nordwestsaum des Holawaldes und das 33. Jäger-Bataillon das Skalkagehölz.

5. Der Kampf um die Bistritz.

Das österreichische Feuer veranlaßte die 3. Division bald nach 8 Uhr zum Aufmarsch bei Zawadilka, der binnen einer Stunde sich vollzog. Vom Hauptteil der 4. Division waren die letzten Truppen schon um 8 Uhr bei Mzan eingetroffen. Währenddessen dauerte der Artilleriekampf fort, nicht ohne Verluste; daher ließ Generalleutnant v. Schmidt die vier Batterien der 3. Division im Trabe vorgehen und um $8^1/_4$ Uhr vormittags auf dem rechten Flügel der Artillerie der 4. Division vorwärts Zawadilka auffahren; ihre zwölfpfündige Batterie, die ohne Wirkung aber mit Verlust feuerte, mußte bald wieder abfahren. Augenblicklich wirkten auf beiden Seiten 48 Geschütze, sechs österreichische Batterien gegen acht preußische des II. Armeekorps und der 8. Division. Anstatt der zwölfpfündigen Batterie der 3. Division wurden aus der Korps-Reserveartillerie die 2. vierpfündige und 2. sechspfündige zur seitlichen Bestreichung der feindlichen Artillerie in eine Stellung zwischen Mzan und der Ziegelei von Sadowa vorgezogen. Eine Bitte des Generals v. Gablenz um Verstärkung an Artillerie wurde vom Erzherzog Ernst abgeschlagen. In dieser Weise dauerte der Artilleriekampf bis 9 Uhr fort ohne wesentliche Wirkung der meist über die österreichischen hinwegschießenden preußischen Geschütze.

Zur Vorbereitung seines Linksabmarsches ließ General v. Horn die 4. vierpfündige Batterie in der Verlängerung der auf dem Roskosberge bereits im Feuer stehenden beiden gezogenen Batterien auf dem nordöstlichen Abhange westlich von Sowetitz auffahren; später wurde auch noch die 3. zwölfpfündige Batterie links neben die 3. vierpfündige auf den Roskosberg vorgezogen. Zur Deckung der Artillerie und Verstärkung der den Linksabmarsch deckenden Vorhut wurde das I./71 gegen Sadowa vorgeschoben, jedoch mit der Weisung, sich eines Angriffs zu enthalten. Aus einem empfindlichen Granatfeuer in der hinter dem Roskosberge eingenommenen Stellung wurde das Bataillon erlöst, als österreichische Jäger aus dem Skalkagehölz auf das gegenüberliegende Dorf Sowetitz vorzugehen begannen. Da hierdurch die linke Seite der Artilleriestellung gefährdet wurde, ließ Major v. Hagen bei dieser nur die 4. Kompagnie zurück, warf sich mit den übrigen und der 12. Kompagnie nach Sowetitz hinein und nahm das Dorf in Besitz.

Digitized by Google

Inzwischen war der Nebel gefallen; wenn es auch noch zu regnen fortfuhr, so war doch eine größere Fernsicht eröffnet. Als nach 8½ Uhr die 7. Division sich von Benatek mit vier Bataillonen zum Angriff auf den Nordrand des Swiepwaldes in Bewegung setzte, ordnete General v. Horn zur Erleichterung des Vorgehens die Besitznahme des zwischen ihm und Sowetitz gelegenen Skalkagehölzes an. Generalmajor v. Bose beauftragte damit das II./71. Vergegenwärtigen wir uns die Entfernungen. Von dem Aufstellungsplatz der Division nordöstlich von Dub bis Sowetitz sind in gerader Linie 2500 m, von hier bis zur nördlichen Brücke 750, bis zur südlichen 1000 m. Bei den überaus schwierigen Marschverhältnissen durch aufgeweichte, fast mannshohe Getreidefelder und bei dem Durchziehen durch das Dorf erforderte die ganze Strecke fast eine Stunde Zeit. Es wurde daher 9½ Uhr, als II./71 Sowetitz erreichte und gegen die Bistritz vorzugehen begann.

Inzwischen hatte sich der Artilleriekampf zu furchtbarer Heftigkeit gesteigert. Mit zunehmender Aufklärung der Luft hatten die österreichischen Batterien bei Lipa und Chlum ihr Feuer eröffnet, und bis 9 Uhr war fast die gesamte Artillerie des 3. und 10. Korps zwischen Lipa und Langenhof und des 4. Korps bei Chlum—Maslowed, letzteres bald nach 9½ Uhr noch durch die Geschützreserve 2. Korps verstärkt, entwickelt. An 256 Geschütze traten von da an gegen die Erste preußische Armee in Tätigkeit.

Gegen 9 Uhr war der König von Dub nach dem Roskosberge mit seinem Hauptquartier vorgeritten und verfolgte nun über sechs Stunden lang von hier den Verlauf der Schlacht. Seit einer Stunde hatte die Artillerie der 3., 4. und 8. Division gewirkt; alle drei waren vollständig aufmarschiert; das brennende Nechanitz gab Zeugnis vom Vorrücken der Elb-Armee; von der Division Fransecky hatte eine Husarenstreife gemeldet, daß sie im Swiepwalde vordränge — nun hielt Prinz Friedrich Karl den Augenblick für gekommen, sich, der Weisung des Königs entsprechend, der Bistritzlinie zu bemächtigen und erteilte zunächst der Division Horn, bald darauf dem II. Armeekorps den Befehl zum Vorgehen, mit der Weisung jedoch, sich jenseits gegen die Höhen in keinen ernstlichen Kampf verwickeln zu lassen.

Generalleutnant v. Horn*) stand damals im 67. Lebensjahre. Bei kaum mittlerer Größe besaß sein schmächtiger, trockener, sehniger Körper eine große

*) August Wilhelm v. Horn, am 18. Februar 1800 zu Loschen, Kreis Pr.-Eylau, geboren, trat 1816 in das 4. Infanterieregiment ein, besuchte von 1822 bis 1825 die Allgemeine Kriegsschule (jetzige Kriegsakademie), deren Koryphäen Clausewitz, Graf Kanitz und Ritter auf seine wissenschaftliche Ausbildung bestimmend einwirkten. Von 1826 bis 1840 befand er sich meist in verschiedenen Stellungen der niederen und höheren Adjutantur, war dann je sieben Jahre Kompagniechef und Bataillonskommandeur, 1854 Kommandeur des 20. Infanterieregiments, 1858 Brigadekommandeur, 1862 Kommandeur der 8. Division. Am 15. Juli 1866 wurde er zum Inspekteur der Infanterie des II. Reserve-Armeekorps in der Absicht ernannt, „dem Großherzog von Mecklenburg-Schwerin K. H. sowohl für die Organisierung wie für die Führung der Truppen einen erfahrenen und bewährten General zur Disposition

Digitized by Google

Zähigkeit und unerschütterliche Gesundheit; sehr abgehärtet und an einfache Lebensweise gewöhnt, war er allen Anstrengungen des Feldzuges gewachsen. Als westpreußischer Landjunker mit dem Pferde aufgewachsen, war General v. Horn ein gewandter, sicherer und leidenschaftlicher Reiter. Bei ruhigem aber sehr steigerungsfähigem Temperament kannte er Nervosität weder Vorgesetzten gegenüber noch inmitten des furchtbarsten Granathagels, stundenlang hielt er in ihm, ohne mit der Wimper zu zucken und ohne sich dadurch in der Ruhe seiner Überlegung, in der Sicherheit seiner Entschlüsse und in der Klarheit seiner Befehle beeinträchtigen zu lassen. Er war kein wüster Haudegen, sondern besaß neben scharfem Verstand eine gründliche wissenschaftliche, allgemeine und militärische Bildung, die er sich in arbeitsreicher Dienstzeit erworben und die ihn auch unter den schwierigsten Verhältnissen befähigte, Ursache und Wirkung abzuwägen, danach seine Maßregeln einzurichten und zweckentsprechende Verfügungen über seine Truppen zu treffen.

Der ritterliche, tapfere, Pflichttreue mit Milde paarende Offizier genoß, trotzdem er vor dem Feinde mit unerbittlicher Strenge die schärfsten Anforderungen an seine Truppen stellte und sie mit Festigkeit durchzusetzen verstand, bei diesen eine unbegrenzte Liebe und Anhänglichkeit, ja Verehrung. Denn Offizier wie Soldat wußten, daß ihr Vorgesetzter ein Herz für sie hatte, daß er für ihr Wohlergehen und ihre Bedürfnisse sorgte wie ein Vater für seine Kinder. Dieses herzliche, vertrauensvolle Verhältnis konnte man aus der Art, wie er die Soldaten begrüßte und wie sie ihm antworteten, herausfühlen. Dabei besaß er ein zurückhaltendes, männliches Selbstbewußtsein, das ihn jedes reklamehafte Wirken für sich selbst und seine Truppe verächtlich erscheinen und die nach dem Feldzuge mehrfach versteckt oder offen gegen ihn gerichteten Anfeindungen mit Würde, wenn auch mit innerem Schmerze und Empörung ertragen ließ, ohne daß er dagegen auch nur eine Feder ansetzte. Alle diese Eigenschaften befähigten den General v. Horn in hervorragender Weise zur Leitung des in zähem, langwierigen Festhalten unter schwierigsten Verhältnissen sich abspielenden Kampfes am und im Holawald.

Den Linksabmarsch nach Sowetitz ließ der General zunächst durch den Hauptteil der Division unter Generalmajor v. Bose hinter dem Roskosberge verdeckt antreten; er sollte am Skalkagehölz den Bach überschreiten, die Verbindung mit der 7. Division im Swiepwalde aufnehmen und dann gegen die

---

zu stellen". Prinz Friedrich Karl beklagte sein Scheiden mit dem Wunsche, daß es ihm „in den neuen Verhältnissen vergönnt sein möge, ebenso glänzende Erfolge zu erzielen wie an der Spitze der braven 8. Division". Nach Auflösung des Armeekorps wurde v. Horn am 15. September 1866 zu den Offizieren von der Armee versetzt und auf sein Gesuch am 6. Oktober 1866 mit dem Charakter als General der Infanterie zur Disposition gestellt. 1870/71 trat er als stellvertretender kommandierender General des IV. Armeekorps wieder in Tätigkeit. Sein Greisenalter verlebte er im Schoße seiner Familie in Berlin, wo er am 19. April 1889 bei vollstem Bewußtsein wie ein Held starb.

Digitized by Google

Kaiserstraße schwenken. Sobald der Übergang vollzogen wäre, sollte die Rückhaltstruppe unter Generalmajor v. Schmidt, von zwei Batterien begleitet, folgen, während die beiden anderen auf dem Roskosberge das Feuer fortsetzen und das Ulanenregiment vorläufig bei Dub stehen bleiben sollte. Die Vorhut sollte unter dem Schutze des Roskosberges der Division zuletzt folgen.

Während sich die Bataillone des Hauptteils nach 9¼ Uhr in Bewegung setzten, waren mit dem Auftrage, die Brigaden Appiano und Prochazka aus dem Swiepwalde und aus Sadowa aufzunehmen, die Batterien 7 und 8/VIII. der Korps-Geschützreserve des 3. Armeekorps aus ihren Stellungen nordwestlich von Lipa bis in die Höhe von Cistowes, südwestlich vom Dorfe, vorgefahren und hatten teils den Swiepwald, teils das Skalkagehölz und das Gelände westlich davon unter Feuer genommen. Dagegen hatte die Batterie der Brigade Prochazka, die in ihrer Stellung beiderseits der Kaiserstraße nördlich vom Holawalde von den Batterien der 8. und 3. Division beschossen wurde, vor 9 Uhr unter Verlusten abfahren müssen. Die sofort an ihrer Stelle abprotzende Batterie der Brigade Appiano vermochte sich bei der nun dem Gegner bekannten Entfernung ebenfalls nicht zu halten, umsoweniger, als bereits Teile der 7. Division aus dem Südrand des Swiepwaldes Cistowes gegenüber herauszutreten begannen und die Batterie in ihrer Rechten bedrohten.

General v. Bose beauftragte II./71, sich in Besitz des Skalkagehölzes zu setzen. Dieses wurde, als der Linksabmarsch der 8. Division erkennbar war, vom 33. Jägerbataillon geräumt. Als II./71 hinter Sowetitz die Bistritz erreichte, stellte es sich heraus, daß die sumpfigen Wiesen nicht ohne weiteres überschritten werden konnten. Nur ein schmaler Weg führte hindurch. General v. Bose ließ durch die Pionierssektionen der Kompagnien aus Strauchwerk Faschinen anfertigen, mit ihnen Faschinendämme zu den beiden Brücken legen und außerdem noch zwei Laufbrücken schlagen; nach einigem Zeitverlust wurde alsdann über den Bach gegangen. Nach leichtem Widerstand der abziehenden Jäger erreichte II./71 das Gehölz und nahm an seinem Südende Aufstellung. Nun ging auch I./71 westlich des Weges Sowetitz—Cistowes gegen die Bistritz vor, durchwatete sie, bis zu den Hüften im Wasser, und wandte sich, durch viele nasse Gräben aufgehalten, in der Niederung gegen Sadowa.

Inzwischen hatten die im Gefecht mit der 7. Division entwickelten Teile der Brigade Appiano ihren Abzug aus dem Swiepwalde bewerkstelligt und den Rückzug in die ihr bei Lipa angewiesene Stellung angetreten. Da aber hiernach die Brigade Prochazka in Sadowa bei weiterem Vorgehen der Bataillone der 8. Division in ihrer Rechten bedroht wurde, erhielt sie den Befehl, ebenfalls zurückzugehen. Oberst Baron Prochazka zog seine nach dem Skalka- und Holawalde abgezweigten Bataillone heraus und marschierte treffenweise durch den letzteren ab unter dem Schutze des Feuers der Batterien der Brigaden Prochazka und Kirchsberg und der Kavalleriebatterien 7

Digitized by Google

und 8/VIII. der Korps-Geschützreserve, die nach Lösung ihrer Aufgaben ihrerseits auf Lipa bezw. Chlum abfuhren. Es muß hervorgehoben werden, daß die in die Bistritzniederung vorgeschobenen österreichischen Brigaden ausdrücklich Befehl hatten, sich dort auf keine zähen Kämpfe einzulassen, um sie für den Kampf in der Hauptstellung möglichst gefechtsfähig erhalten zu können. Dadurch erklärt es sich, daß die preußischen Truppen unter verhältnismäßig geringen Schwierigkeiten in den Besitz des wichtigen Abschnitts gelangten.

Nachdem I. und II./71 die Bistritz überschritten und sich entwickelt hatten, gingen gegen 10 Uhr vormittags auch die beiden Musketierbataillone Nr. 31 südlich von Sowetitz auf der am Wege nach Cistowes den Bach überschreitenden Brücke und dem zunächst gelegenen Laufsteg hinüber und marschierten in Angriffskolonnen auf. Da jetzt die Meldung einging, daß Sadowa vom Feinde frei wäre und die Verteidiger im Zurückgehen auf Unter-Dohalitz und den Holawald sichtbar würden, befahl General v. Horn der 15. Brigade rechts zu schwenken, die Front gegen die Kaiserstraße zu nehmen, dem Feinde durch den Holawald zu folgen und bis an den Südostrand vorzudringen. In derselben Ordnung, wie die vier Kolonnen über den Bach gegangen waren, vollzogen die Bataillone in breiter Front unter heftigstem Feuer der Batterie bei Lipa die Schwenkung. Auf dem äußersten rechten Flügel nahm II./31 die Front auf Unter-Dohalitz, links neben ihm folgte I./71 gegen die Nordwestecke des Waldes, dann I./31 gegen die am weitesten vorspringende Nordostecke, auf dem äußersten linken Flügel die 6. und 7./71, während die 5. und 8. nach ihrem Heraustreten aus dem Skalkagehölz dem I./71 gefolgt waren. Inzwischen hatte auch die 16. Infanteriebrigade gegen $9\frac{1}{2}$ Uhr den Abmarsch aus ihrer Rückhaltstellung bei Dub angetreten mit dem Befehle, der 15. Brigade in östlicher Richtung zu folgen, sich durch Sowetitz zu ziehen und dort die Bistritz zu überschreiten. Später, nachdem Sadowa von der 4. Division besetzt worden war, folgte auch Oberstleutnant v. Valentini von der Ziegelei aus der Bewegung mit der ehemaligen Vorhut der 8. Division. Die Reserve wird um $10\frac{1}{2}$ Uhr, die Vorhut um $10\frac{3}{4}$ Uhr die Bistritz überschritten haben.

Mittlerweile war auch Infanterie der 4. Division ins Gefecht getreten. Zunächst war auf Antrag des Kommandeurs der Reserveartillerie II. Armeekorps, Oberst v. Puttkamer, das II. Bataillon des zur Vorhut gehörenden 49. Regiments zur Deckung der nördlich von Mzan aufgefahrenen Batterien gegen feindliche Schützen in der Richtung auf die nördlich von Unter-Dohalitz gelegene Zuckerfabrik vorgeschoben worden, bald darauf erhielt F/49 Befehl, Unter-Dohalitz in Besitz zu nehmen. Diese Örtlichkeiten waren kurz vorher, wie oben angegeben, durch Truppen der Brigade Knebel besetzt worden; zwischen beiden war noch II./1 eingerückt, nachdem es in Dohalitzka durch die Brigade Wimpffen abgelöst worden war. Schon machte sich aber hier die Räumung von Sadowa seitens der Brigade Prochazka und die Bedrohung

Digitized by Google

der rechten Seite der Brigade Knebel sowohl durch die Brigade Bose wie ihrer Linken durch die auf Dohalitzka und Mokrowous vordringenden Truppen der 3. preußischen Division fühlbar; vor ihrer Überlegenheit mußte die Brigade Wimpffen beide Dörfer räumen. Nachdem durch einen entschlossenen Gegenstoß zweier Divisionen des Regiments Kaiser Teile des gegen die Südseite von Unter-Dohalitz vordringenden 42. preußischen Regiments auf Dohalitzka zurückgewiesen worden waren, begann die in ihrem Rücken bedrohte Brigade Knebel, unter dem Schutze des in der Zuckerfabrik belassenen III./1, einer Division von II./3 und einer Division des 28. Jägerbataillons und ihrer Batterie, allmählich treffenweise geordnet ihren Rückzug über den Holawald nach den Höhen von Langenhof anzutreten. Als II./49 gegen die Zuckerfabrik vorging, wurde diese um 9¾ Uhr nach kurzem, aber kräftigem Widerstande auch von den zuletzt daringebliebenen Jägern geräumt, von denen 25 in Gefangenschaft fielen. Auf des Feindes Spuren marschierte das Bataillon, von I./49 gefolgt, auf Unter-Dohalitz, wo inzwischen F./49 eingedrungen war und einige Nachzügler zu Gefangenen gemacht hatte. Dieses rückte darauf auch in Ober-Dohalitz ein und begann sich allmählich der noch von den Österreichern verteidigten Gehöfte zu bemächtigen. Das II. Bataillon ging anfangs links von ihm vor, folgte aber später nach Ober-Dohalitz und stellte sich südlich des großen Dorfteichs auf. Das I. Bataillon geriet auf den äußersten rechten Flügel, ging von Unter-Dohalitz auf Dohalitzka vor, wandte sich, da dieses Dorf schon von der 3. Division besetzt war, in südöstlicher Richtung und hielt mit dieser die Verbindung aufrecht.

Nachdem sich II./49 in Besitz der Zuckerfabrik gesetzt hatte, war der Hauptteil der 4. Division*) von der Reserve gefolgt, von Mzan links abmarschiert, überschritt auf der Chausseebrücke in Sadowa die Bistritz, wandte sich, das 61. Regiment an der Spitze, gegen den Holawald, um nördlich von ihm als Rückhalt für die 8. Division, mit dem linken Flügel nahe der Kaiserstraße, aufzumarschieren; da das Gelände vom Walde nach der Bistritz noch 30 bis 40 Fuß abfällt, so hatte man hinter dem Holze einigermaßen Deckung gegen das feindliche Artilleriefeuer.

Mittlerweile waren auch die den allgemeinen Rückhalt der Ersten Armee bildenden Divisionen des III. Armeekorps seit 9½ Uhr vormittags hinter dem

*) Gliederung der 4. Division in der Schlacht bei Königgrätz.
Kommandeur: Generalleutnant Herwarth v. Bittenfeld.
Vorhut: Oberst v. Wietersheim.
Infanterieregiment Nr. 49 (2¾ Bataillone), Ulanenregiment Nr. 4, 3. vierpfündige Batterie (Leo).
Hauptteil: Generalmajor v. Hanneken.
Infanterieregiment Nr. 61 (2½ Bataillone), Infanterieregiment Nr. 21, 4. vierpfündige Batterie.
Rückhalt: Generalmajor v. Schlabrendorff.
Grenadierregiment Colberg Nr. 9 (2 Bataillone), 3. sechspfündige und 3. zwölfpfündige Batterie.
Zusammen: 10¼ Bataillone, 4 Schwadronen, 4 Batterien.

Digitized by Google

Roskosberg im Aufmarsch begriffen. Um 10 Uhr begann auch die an der Spitze der Armee-Reserveartillerie marschierende II. Abteilung 4. Artillerieregiments nördlich von Sadowa einzutreffen und wurde hier vom Prinzen Friedrich Karl angehalten, sodann die beiden reitenden Abteilungen an sie herangezogen. Um dieselbe Zeit rückten die in die Bistritzniederung vorgeschoben gewesenen Brigaden des 3. österreichischen Armeekorps vollends in die ihnen vorgeschriebenen Schlachtstellungen ein und nahmen, durch die Kammhöhe des Lipaer Höhenzuges gedeckt, an seinem Abhange Stellung. Gleichzeitig begann erst die Spitze der preußischen 2. Gardedivision über die Elbe bei Königinhof zu gehen; sie war somit noch über 18 km (in der Luftlinie) vom rechten österreichischen Flügel bei Maslowed entfernt.

6. Einnahme des Holawaldes durch die 8. Division.

Nachdem die 15. Infanteriebrigade auf dem linken Bistritzufer festen Fuß gefaßt hatte, zog General v. Horn das 6. Ulanenregiment über den Bach und ließ es zur Verbindung mit der 7. Division in der Wiesenniederung zwischen Skalkagehölz und Swiepwald sich aufstellen. Aus letzterem hatte die 14. Infanteriebrigade die ihr entgegentretenden Teile der Brigaden Appiano und Brandenstein zurückgeworfen, den Südrand besetzt und war zum Teil nach dem gegenüberliegenden Dorfe Cistowes vorgedrungen. In seiner linken Seite hierdurch gesichert, konnte nun General v. Horn auch seine Artillerie über die Bistritz ziehen. Die zwölfpfündige Batterie blieb am Roskosberge stehen, die drei gezogenen fuhren, mit der 4. vierpfündigen an der Spitze, in eine Stellung auf dem Höhenrücken zwischen dem Westvorsprung des Swiep- und der Nordspitze des Holawaldes, links neben der 4. vierpfündigen die 3. sechspfündige, rechts die 3. vierpfündige; von hier eröffneten sie um $10^1/_2$ Uhr auf 2400 bis 3000 Schritt ihr Feuer gegen die gewaltige feindliche Artilleriemasse auf den Höhen zwischen Chlum und Lipa, ohne aber gegen die völlig verdeckt stehenden, übermächtigen Batterien etwas ausrichten, oder deren Feuer von der Infanterie abziehen zu können.

In dieser Zeit erhielt General v. Horn von General v. Fransecky, der das Vorgehen der 15. Brigade gegen den Holawald beobachtet hatte, die durch die Ulanen übermittelte Aufforderung, nicht zu scharf vorzugehen, da er vom Gardekorps Nachricht erhalten hätte, daß der Kronprinz noch zwei Stunden zurück wäre. Zudem verschlechterte sich auch jetzt die Lage der 7. Division; denn um $10^1/_4$ Uhr war die Brigade Fleischhacker gegen den östlichen, um $10^1/_2$ Uhr die Brigade Poeckh des 4. Korps gegen den südlichen Teil des Swiepwaldes und gegen Cistowes zum Gegenstoß angesetzt worden. Die letztere gelangte wieder in den Besitz des größten Teiles des Dorfes, warf die 14. Brigade teils in den Wald zurück, teils drückte sie sie ins Freie hinaus und drang selbst bis in den westlichen Waldvorsprung vor, den sie mit Teilen des 8. Jägerbataillons und des Regiments Erzherzog Karl Ferdinand Nr. 51

Digitized by Google

besetzte. Dadurch wurde die auf dem linken Flügel der Artillerie der 8. Division stehende 3. sechspfündige Batterie so gefährdet, daß sie abfahren und nach der Niederung östlich Sadowa in eine wenig günstige Feuerstellung zurückgehen mußte.

General v. Horn hielt an der Bistritzbrücke südlich von Sowetitz, um dem Übergang der 16. Infanteriebrigade beizuwohnen, der hier unter heftigstem Granatfeuer, namentlich von der auf dem äußersten rechten Flügel der Artillerielinie des 3. Korps westlich von Chlum aufgefahrenen Kavalleriebatterie Nr. 7/VIII (v. der Groeben) und der nordwestlich von Lipa stehenden Kavalleriebatterie Nr. 8/VIII, beide von der Korps-Geschützreserve, vor sich ging. Hier überbrachte ihm ein Adjutant die dringende Bitte des Generalmajors v. Gordon, Kommandeur der 14. Infanteriebrigade, um Unterstützung, da er ohne solche den Swiepwald nicht mehr zu halten vermöchte. Dem General v. Horn, dessen Division nur 10 Bataillone stark war, kam diese Bitte sehr ungelegen, da er noch nicht übersehen konnte, ob er seine Kräfte nicht zur Erfüllung der ihm gestellten Aufgabe selbst sehr notwendig gebrauchen würde. Da er aber die Notwendigkeit der Behauptung des Swiepwaldes bis zur Ankunft des Kronprinzen klar erkannte und nicht darüber im Zweifel war, daß sein Aufgeben zum Verlust der Schlacht führen konnte, es endlich auch seinem Charakter widerstrebte, seinen Kameraden im Stich zu lassen, so erteilte er in seiner selbstlosen Weise dem an der Spitze marschierenden I./72, sobald es die Brücke überschritten hatte, den Befehl, zur Unterstützung der 7. Division gegen den Swiepwald vorzugehen; ja, als bald darauf ein zweiter Adjutant ein Regiment forderte, ließ er sich, wenn auch ungern — wovon seine unwillige, von mir an anderer Stelle erwähnte*) Bemerkung Zeugnis ablegte — bewegen, noch das zuletzt marschierende 4. Jägerbataillon abzugeben. Seine Division war damit auf 8 Bataillone zusammengeschmolzen. Nachdem er noch den unter heftigem Granatfeuer von rechts her unternommenen und von vorn her durch Infanteriefeuer empfangenen erfolgreichen Angriff des I./72 auf den westlichen Waldvorsprung mit angesehen hatte, sprengte er der 15. Brigade nach. Die Wiedereinnahme des westlichen Waldteils gestattete der 3. sechspfündigen Batterie, wieder in ihre günstigere alte Stellung auf dem Höhenrücken vorzufahren. Zur besseren Sicherung des linken Flügels der Artillerielinie wurden hier durch den Kommandeur der Reserveartillerie, Generalmajor Schwartz, von den aus dem Swiepwalde zurückgehenden Truppen die Kompagnie Hildebrand des 27. Regiments und später ein Teil der Kompagnie Jaenicke des 4. Jägerbataillons zurückgehalten. Demnächst wurden zwei Schwadronen der 6. Ulanen unter Major v. Heuduck zur Deckung der Batterien vorgezogen.

---

*) Geschichte des 4. Thüringischen Infanterieregiments Nr. 72, S. 94.

Digitized by Google

Der südöstlich von Sadowa befindliche Holawald — in den Berichten auch „Wald, Wäldchen oder Tiergarten von Sadowa" genannt — erstreckte sich zwischen der Kaiserstraße nach Königgrätz, die seinen Nordostrand, dem Wege von Cistowes nach Ober-Dohalitz, der seinen Südostrand begleitet, ferner zwischen dem hart an seinen Südwestrand stoßenden Dorf Ober-Dohalitz und dem etwa 500 m von seiner Nordwestecke entfernten Unter-Dohalitz. Er bildete ein ziemlich regelmäßiges Viereck von durchschnittlich 850 m Seitenlänge und bestand in seinem größten Teil aus herrschaftlichem, höchstens dreißigjährigem Laubschälwald, von dem gemäß dem Betrieb der Mittelwaldwirtschaft vier bis fünf Jagen, namentlich in dem nordwestlichen Teil, ganz niedrig und buschig und nur mit einzelnen hochstämmigen Bäumen, vorzugsweise Eichen, durchsetzt waren. Dieses gestrüppartige Unterholz war so überaus dicht, daß man kaum fünf Schritt weit darin zu sehen vermochte. Die anderen höheren Bestände waren zwar auch mit Unterholz durchwachsen, aber weniger undurchdringlich. Der für die vorliegende Arbeit hauptsächlich in Betracht kommende Südostrand des Waldes folgte im allgemeinen dem Weg Cistowes—Ober-Dohalitz, sprang aber schon an der Kaiserstraße hinter einigen mit Getreide bestandenen Bauernfeldern gegen 180 m hinter den Weg auf eine Ausdehnung von etwa 220 m zurück und begrenzte hier zwischen der großen Straße und den nächsten Gestellen ein mit hohen 50 bis 60jährigen Fichten und Tannen bestandenes Jagen (3 der Situationsskizze). Die Stämme waren hier am Südost- und Ostrand von unten her auf sechs bis acht Fuß Höhe von den Österreichern ihrer Rinde beraubt worden, die den südlich des Weges Cistowes—Ober-Dohalitz biwakierenden Truppen in Verbindung mit Strauchwerk und Tannenzweigen zur Errichtung von Schutzhütten gegen den Regen und als Unterlage auf dem durchweichten Erdboden gedient hatte. Zugleich war hierdurch für besseres Zielen der Lipaer Batterien ein heller Hintergrund geschaffen, von dem sich etwa erscheinende feindliche Truppenabteilungen abheben würden.

Von der bezeichneten Ecke ab lief der Südostrand dann 250 m längs des Weges als dichter, fünf- bis sechsjähriger Fichtenwald (6), um dann den Saum einer auf den Plänen meistens als Lichtung oder freies Feld gezeichneten Ausbuchtung (A) zu bilden, die aber tatsächlich aus abgeholztem, einigen Bauern von Ober-Dohalitz gehörigen Mittellaubholz bestand und nur mit ganz niedrigem Unterwuchs bedeckt war. Diese in einem muldenartigen Gelände sich hinziehende, unregelmäßige Ausbuchtung drang bei einer Breite von etwa 125 m durchschnittlich gegen 200 m tief in den Wald ein und wurde im Westen von Mittelholz (9) begrenzt. Von da begleitete der mehrerwähnte Weg wieder 220 m weit bis Ober-Dohalitz den Wald, der hier (12) und in dem nordöstlich an das Dorf angrenzenden Jagen (11) aus lichtem, hochstämmigen Eichenwald mit dichtem Unterholz bestand. Hieran schloß sich unmittelbar nördlich des Dorfes hoher Birkenwald (10). Der Ostrand dieser,

Digitized by Google

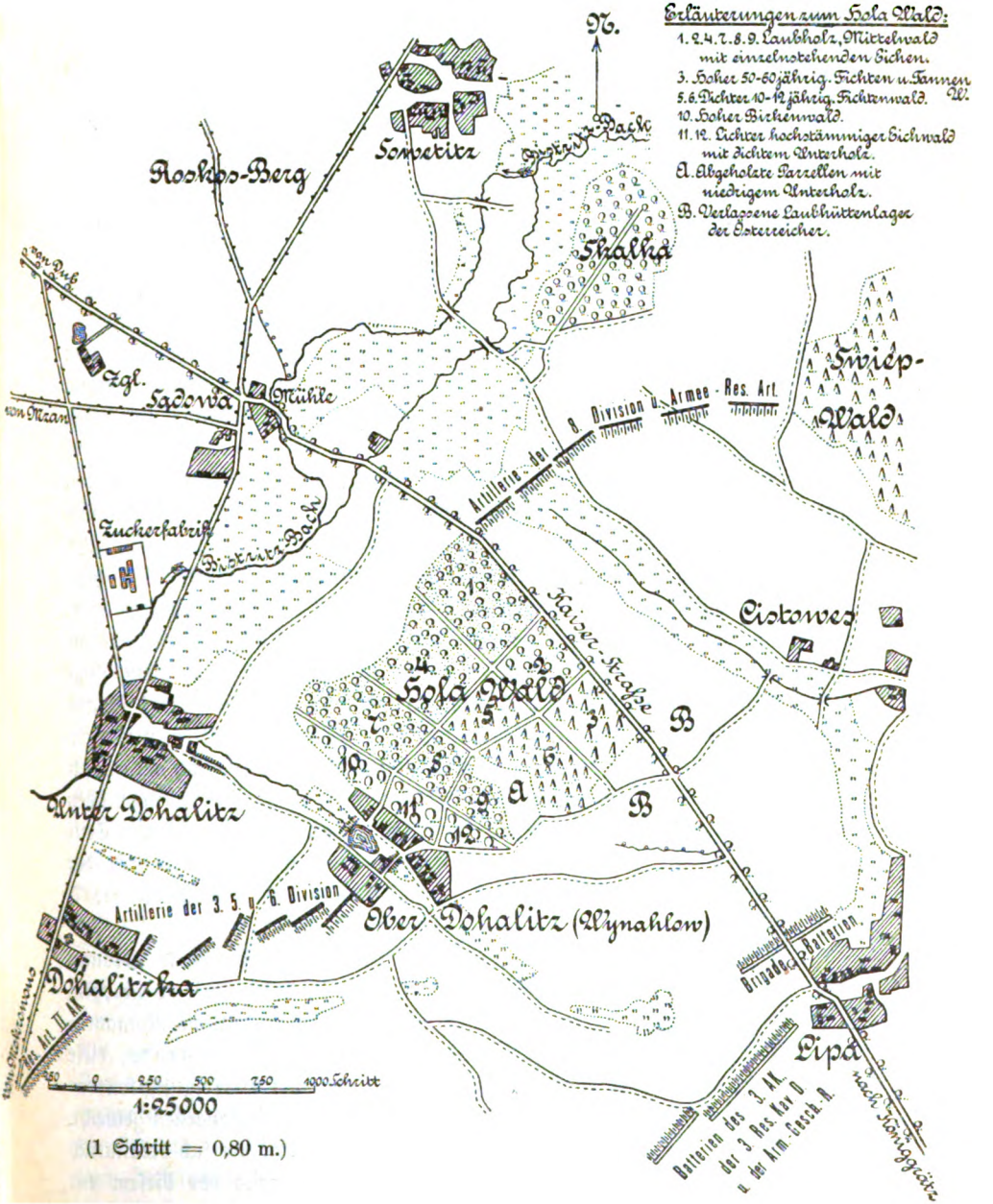
auch Wynahlow genannten Ortschaft sprang rechtwinklig zu dem Waldsaum gegen 150 m in südlicher Richtung vor. Durch einen dreieckigen Dorfteich von etwa 150 m Seitenlänge wird Ober-Dohalitz in zwei Abschnitte geteilt, durch deren westlichen sich ein von Unter-Dohalitz in der Richtung auf Lipa führender Feldweg zieht.

Der Wald war in der Richtung von Nordost nach Südwest von drei Gestellen durchschnitten, deren mittelstes auf die Waldausbuchtung (A) mündete; rechtwinklig zu ihnen liefen zwei Gestelle, die von dem Nordende des Dorfes und von dem Eintritt des Cistowesweges in dieses ausgingen und nach der Kaiserstraße führten. Das Gehölz war fast nur auf diesen Gestellen für geschlossene Truppen durchschreitbar, außerhalb davon mußte man sich unter großen Schwierigkeiten und mit Gewalt einen Weg bahnen. Die Verteidigungsfähigkeit war eine äußerst geringe, ja der Wald gewährte selbst gegen das Artilleriefeuer nur wenig Schutz.

Folgen wir nun den Bewegungen der in breiter Front gegen und durch das Holz vorgehenden 15. Infanteriebrigade. Dabei ist zunächst beachtenswert, daß sie mit verschwindenden Ausnahmen die nach ihrer Schwenkung gegen die Kaiserstraße eingenommene Front im Vordringen beibehielt und so nicht an den südöstlichen Waldsaum gelangte, sondern in die an Ober-Dohalitz angrenzende südwestliche Ecke und in dieses Dorf selbst, so daß der östlich der Ausbuchtung (A) gelegene Waldteil fast ganz unbesetzt blieb. In diesen war auf dem äußersten linken Flügel nur Oberstleutnant v. Bothmer mit der 6. und 7./71 an der Kaiserstraße, von abziehenden österreichischen Jägern heftig beschossen, eingedrungen. Da im dichten Unterholz die Mannschaften unwillkürlich sehr auseinander kamen, hielt sich der Bataillonskommandeur nahe der Straße. Im Vorgehen beobachtete er preußische aus Cistowes und dem Swiepwalde heraustretende Infanterie. Es waren Teile der 14. Brigade, die entweder durch den Angriff der Brigade Fleischhacker aus den westlichen Ausbauten des Dorfes hinausgedrängt oder durch die Brigade Poeckh aus der Südecke des Swiepwaldes hinausgefegt worden waren. Ein Versuch, ihnen über die Kaiserstraße hinweg Hilfe zu bringen, scheiterte an dem furchtbaren Artilleriefeuer, von dem die beiden Kompagnien beim Heraustreten begrüßt wurden, und erleichterte höchstens die Aufnahme der 6. und 7./27 im Holawalde. Nicht besseren Erfolg hatte eine Flankenbewegung zur Beschießung der am Ausgang von Lipa stehenden Artillerie. Ihre Schützen, die in das 350 Schritt vor dem hochstämmigen Walde liegende Laubhüttenlager, das am Morgen vom 44. österreichischen Regiment verlassen war, vordrangen, gerieten in das wirksame Feuer der nach der Hochfläche westlich von Lipa vorgeschobenen Schützenketten dieses Truppenteils und der Batterie der Brigade Kirchsberg und wurden, vorübergehend bis in das Hüttenlager verfolgt, in den Wald zurückgedrängt. Die beiden Kompagnien stellten sich hinter dem Tannen- und Fichtenholzjagen (3) unweit der Straße auf.

Digitized by Google

Situations-Skizze



Digitized by Google

Noch vor ihnen war zu ihrer Rechten das I./31 mit den Schützen der 2. und 3. Kompagnie an der Nordecke in den Wald eingedrungen, nahm im weiteren Vorgehen gegen 60 Versprengte gefangen und kam, ohne ernstlichen Widerstand zu finden, lediglich durch das dichte Gebüsch so auseinander, daß nicht bloß zahlreiche Mannschaften, sondern sogar Kompagnien, namentlich die 3., ganz abkamen. Schließlich erreichte das Bataillon die südwestliche Ecke des Waldes und nahm mit der 2. Kompagnie auf dem rechten Flügel Stellung; ihr schlossen sich links die 1. und ½ 4. an; die Schützen standen teils an dem Ostrand der Einbuchtung (A), teils an der rechts sich anschließenden Strecke des Südostsaums des Waldes; vielfach fanden sie in dem hier eingeschnittenen Wege nach Cistowes ziemlich gute Deckung. Die 3. Kompagnie war nach Ober-Dohalitz durchgestoßen und hatte sich ohne wesentliche Verluste in der aus dem Südausgang auf Lipa sich hinaufziehenden flachen Wiesenmulde bis halbwegs an die Batterien heranbewegt; in dieser Stellung blieb sie längere Zeit, bis sie, von preußischem Artilleriefeuer von rechts her bedroht, von Oberst v. Wedel nach der Südspitze von Ober-Dohalitz in voller Ordnung zurückgezogen wurde; ebendorthin war auch die ½ 4. (100 Mann) und gegen 30 Mann der 1. Kompagnie gelangt.

Das II/31 war etwas später als das I. zu seiner Rechten in den Wald eingedrungen und hatte sich mühsam, ebenfalls den Zusammenhalt vielfach verlierend, schließlich nach der Südwestecke, wo sie an Ober-Dohalitz herantritt, hindurchgearbeitet. Es war dem von ihm voraufgeschickten Schützenzug der 8. Kompagnie, dem die Richtung auf Unter-Dohalitz angewiesen war, nicht gefolgt; letzterer hatte sich von der Nordwestecke des Waldes am Saume entlang nach Ober-Dohalitz gezogen, von wo er im Verein mit einem Zuge 49. Regiments feindlichen Schützen mehr als 400 m über das Dorf hinaus folgte, bis er sich den österreichischen, durch Infanterie gedeckten Batterien gegenüber sah; ihr Feuer brachte ihm empfindliche Verluste bei und veranlaßte ihn zum Zurückgehen nach Ober-Dohalitz; hier stieß er zu seinem inzwischen angelangten Bataillon. Dieses nahm im Anschluß an die im westlichen Teile des Dorfs stehenden 49er in den Obstgärten des östlichen Teils mit der 8. Kompagnie auf dem rechten Flügel, die 5., 6. und dicht am Walde die 7. folgend, Stellung.

Das I./71 hatte sich, als Sadowa von der Brigade Prochazka geräumt wurde, auf dem rechten Flügel der 15. Brigade, die 3. Kompagnie vorgezogen, aus der Bistritzniederung gegen die von Teilen des III. Bataillons Romanen-Banater Grenzregiments besetzte Nordwestecke des Holawaldes gewendet, diese umgangen und den Gegner zum Rückzug genötigt; in seiner Verfolgung wurden in der Umfassung von Ober-Dohalitz etwa 50 Mann zu Gefangenen gemacht. Gleichzeitig ging die 4. Kompagnie im Verein mit der 12., die sich bekanntlich in Sowetitz dem I. Bataillon angeschlossen hatte und bereits vor diesem mit der Dorfbesatzung ins Gefecht getreten war, zum Angriff auf den nordöstlichen

Digitized by Google

Teil des Dorfes über. Während die 12. Kompagnie dem abziehenden Gegner auf Dohalitzka folgte, durcheilte die 4. den Wald östlich vom Dorfe und setzte sich im Saume fest. Die 3./71 sammelte sich an der Ostseite des Orts am Waldrand als Rückhalt; ihr schloß sich die vorher als Batteriebedeckung verwendet gewesene 2. Kompagnie an. Die 1. hatte beim Vorgehen durch den Wald die Linke des Bataillons gedeckt, den Waldsaum des Fichtenbestandes (6) östlich der eingebuchteten Schonung erreicht und dort Stellung genommen.

Es bleiben noch die 5. und 8./71 zu erwähnen, die dem anderen Halbbataillon nicht gefolgt waren, sondern sich mehr rechts haltend anfangs den 31ern nachgingen und, immer weiter rechts sich ziehend, hinter I./71 anlangten. Auch sie stießen im Vorgehen längs der Westseite des Waldes über die Südecke hinaus gegen die feindlichen Batterien vor, wurden aber unter sehr empfindlichen Verlusten (5 Offiziere und gegen 80 Mann) zum Zurückgehen in das Holz gezwungen.

Zu ihrer Rechten hatten sich inzwischen die Kompagnien des F./49 in Besitz der letzten Häuser von Ober-Dohalitz gesetzt und prellten dann in gleicher Höhe mit dem aus der Richtung von Dohalitzka vorgehenden I./49 gegen die österreichischen Batterien vor. Mit ihnen zusammen wirkten vier Schützenzüge der im Vorrücken gegen die Zuckerfabrik begriffen gewesenen Bataillone I. und II./42 der 3. Division; als diese Bataillone den Befehl erhielten, gegen Dohalitzka abzuschwenken, konnte er den hastig vorgehenden Schützenzügen im Getöse des Kanonendonners nicht übermittelt werden; sie blieben im Vorgehen, durchwateten die Bistritz bei Unter-Dohalitz und schlossen sich nun dem Angriffe der zwischen diesem Dorfe und Ober-Dohalitz vorgehenden 49er auf die Batterien an. Während sich die vordersten Schützenlinien anschickten, sich auf sie zu werfen, traf der Befehl des Oberbefehlshabers der Ersten Armee ein, nicht über Ober-Dohalitz hinaus vorzugehen. Die 49er Füsiliere wurden daher zurückgenommen und besetzten mit der 10. Kompagnie den südöstlichen Dorfteil und seine Gärten, im Verein mit ihnen die Züge des 42. Regiments; rechts davon stellte sich 11./49 hinter ein Haus; links neben der 10. nahm 12./49 längs des Waldes in einer Mulde Stellung, rückwärts der 10. in zweiter Linie die 9. Kompagnie. Während diese Aufstellung genommen wurde, brachen vom II./49, das dem F.-Bataillon im Walde gefolgt war, die 6. und 7. Kompagnie nebst dem Schützenzug der 9., um sich vor den durch die Granaten herabgerissenen Eichenästen zu schützen, aus der Südwestecke ins Freie und besetzten die vorliegende sanfte langgestreckte Anhöhe, auf welcher der aus dem äußersten Südende von Ober-Dohalitz zur Kaiserstraße führende Weg entlangläuft. In dieser Stellung blieben sie mehrere Stunden lang, hinter ihnen, südwestlich vom Dorfteich, als Rückhalt die 5. und 8. Kompagnie. Das I. Bataillon war zunächst in der östlich von Dohalitzka sich hinziehenden Wiesenmulde, dem feindlichen Geschützfeuer ausgesetzt, stehen geblieben; als aber die eigenen Batterien in seinem Rücken

Digitized by Google

auffuhren und zu feuern begannen, zog es auf Mokrowous zur 3. Division ab (gegen 1 Uhr).

Vergegenwärtigen wir uns die Aufstellung der preußischen Truppen im Holawalde und seiner Nachbarschaft um die elfte Stunde, nachdem die im Drange des Vorstürmens unternommenen ungezügelten Vorstöße zur Ruhe gekommen waren, so finden wir auf dem äußersten rechten Flügel im westlichen Teile von Ober-Dohalitz südwestlich vom Dorfteich die 5. und 8./49. Im östlichen Dorfteil schlossen sich an: hinter einem Hause ½ 4./31, dann 3., 5., 8., 6. und 7./31, letztere dicht am Walde; vor ihr, und zwar vor dem ersten Hause neben dem Walde, die 10./49 und rechts vorwärts von ihr hinter einem Hause die 11./49, hinter der 10. stand ⅔ 9./49; im Rückhalt zwischen Wald und Dorf die 1./71, in der Südwestecke des Waldes die 12./49, auf der Höhe vor ihr die 6., 7. und ⅓ 9./49. An die 12./49 am südöstlichen Waldrand im eingeschnittenen Wege schlossen sich links an: 2., 1. und ½ 4./31, dann in der Ausbuchtung (A) 4., 12., 8. und 5./71, dahinter 2. und 3./71 als Rückhalt, endlich im Hochwald nahe der Kaiserstraße, durch eine breite Lücke von 12./71 getrennt, die 7. und 6./71.

General v. Bose hielt während der größten Zeit der Schlacht zu Pferde auf einer kleinen Anhöhe in der Nähe des II./31, in dem Winkel zwischen dem Ostrand von Ober-Dohalitz und dem Waldsaum. General v. Horn befand sich mit seinem Stabe innerhalb des Waldes, beobachtete und leitete persönlich den Fortgang des Gefechts. Er hatte seinen Truppen zur heiligsten Pflicht gemacht, den Waldsaum unter allen Umständen festzuhalten, aber auch, den Weisungen des Prinzen Friedrich Karl entsprechend, nicht darüber hinaus vorzugehen. Da dies nur zu zwecklosen Verlusten und Rückschlägen führen mußte, so wirkte General v. Bose in diesem Sinne nach Kräften ein und veranlaßte u. a. auch das Zurückziehen der bekanntlich gegen die Batterien vorgestoßenen 3./31 nach Ober-Dohalitz.

Inzwischen war auch Generalmajor v. Schmidt mit den beiden noch verfügbaren Bataillonen der 16. Infanteriebrigade (II. und F./72) am Nordwestrand des Holawaldes eingetroffen und hatte sie als Rückhalt nahe der Kaiserstraße aufgestellt; sie fanden in dem nach der Bistritz abfallenden Gelände Deckung. Die Pionierkompagnie stellte einige Übergänge zwischen dem Holawalde und Sadowa über den Bach her. Die beiden Füsilierbataillone der 15. Brigade, die wegen der Benutzung der Sadowaer Brücke durch das II. Armeekorps ebenfalls den Weg über Sowetitz nehmen mußten, waren noch weiter zurück, marschierten jedoch nach ihrem Eintreffen ebenfalls hinter dem Holawalde, aber weiter rechts vom 72. Regiment hinter dem Nordwestrande, als letzter Rückhalt der 8. Division, auf. Doch nicht auf lange. Denn schon trafen die Bataillone der 4. Division ein, die mit der 8. Brigade, Regiment Nr. 61 im ersten, Nr. 21 im zweiten Treffen, ihren Aufmarsch etwa 200 Schritt hinter dem Holawalde, mit dem linken Flügel nahe der Kaiserstraße, bald nach

Digitized by Google

11 Uhr vormittags vollzogen hatte. Die Reserve der 4. Division blieb in Sadowa auf dem rechten Bistritzufer, das Colbergsche Regiment besetzte das Mühlengehöft mit einem Bataillon. Um dieselbe Zeit waren auch die beiden Divisionen des III. Armeekorps, Hauptrückhalt der Ersten Armee, in der Nähe des Schlachtfeldes eingetroffen und angewiesen worden, zwischen Ober-Cernutek und dem Roskosberge Halt zu machen. Die Armee-Reserveartillerie, schon weiter voraus, marschierte zwischen Dub und Sadowa vollends auf. Nach letzterem Orte zog Prinz Friedrich Karl auch die Division Hann des Kavalleriekorps von Sucha heran, nachdem ohne sein Wissen die Division Alvensleben zur Elb-Armee abgeschickt worden war. —

Die Lage der Truppen der 8. Division und des 49. Regiments im Holawalde war keine beneidenswerte. Denn kaum waren die nach der Bistritzniederung vorgeschobenen österreichischen Vortruppen durch die Batterien der Hauptstellung Lipa—Langenhof hindurchgezogen, so eröffneten diese aus sämtlichen Geschützen ein furchtbares Granat- und Schrapnellfeuer auf den Holawald und Ober-Dohalitz, das niederzukämpfen die preußische Artillerie, wie schon erwähnt, nicht imstande war. Denn einerseits war sie an Zahl weit schwächer — den 136 feindlichen, durchweg gezogenen, in 7 Batterien bei Lipa und 10 westlich Langenhof aufgefahrenen Geschützen standen nur 12 Batterien der 3., 4., 8. Division und der Reserveartillerie II. Armeekorps mit zusammen 72 Geschützen, von denen aber zunächst nur 42 in Tätigkeit gebracht werden konnten, gegenüber; — anderseits waren die österreichischen Batterien in weit überhöhenden, zum Teil durch Schanzen gedeckten Stellungen abgeprotzt. So konnte sich ihr Feuer fast unbehindert mit voller Kraft über die gegnerische Infanterie ergießen. Aber auch die Aussichten für Verstärkung der preußischen Batterien waren ungünstig, nicht als ob nach dem Eintreffen der Batterien des III. Armeekorps und der Armee-Reserveartillerie nicht noch beträchtliche Kräfte zur Verfügung gestanden hätten; aber ihre Überführung auf das linke Bistritzufer war mit den größten Schwierigkeiten verknüpft: die einzige feste Brücke war die Chausseebrücke in Sadowa; da ihr Belag aber von den Österreichern entfernt war, so mußte sie nach Einnahme des Orts von den Preußen durch einen Holzbelag aus zusammengetragenem Material, Türen, Brettern u. a. m. erst wieder einigermaßen brauchbar gemacht werden, war aber immerhin nur mit Vorsicht zu benutzen. Die übrigen Brücken bei Sowetitz und Unter-Dohalitz waren schwache Holzbrücken und nicht für schweres Gewicht zu gebrauchen. Da auch die einzige zur Stelle befindliche Pionierkompagnie (IV. Armeekorps) kein Brückenmaterial besaß, so blieb die Artillerie in der Mitte der Ersten Armee lediglich auf die Sadowaer Brücke angewiesen, und da diese auch für den Übergang der Infanterie der 4. Division, der Feldlazarette, Munitionswagen, Truppenfuhrwerke usw. diente, so trat häufig eine derartige Verstopfung ein, daß es schwer wurde, für einzelne Batterien Raum zu schaffen. Damit war ein gleichzeitiges Auftreten

Digitized by Google

größerer Artilleriemassen zur Verstärkung der Feuerlinie ausgeschlossen und nur ein solches hätte die feindlichen Batterien niederkämpfen können. Der höheren Führung ist ein Vorwurf wegen Unterlassens der Bereitstellung genügender Pionierkräfte mit Material zum Brückenschlag nicht zu ersparen.

Der Aufenthalt im Holawald und Umgegend war nach den Berichten sämtlicher Truppenteile fast unerträglich und nach den Mitteilungen zahlreicher Augenzeugen geradezu grauenhaft. Wirklichen Schutz gegen die feindlichen Artilleriegeschosse gewährte weder der Wald, selbst nicht in den wenigen Hochwaldstücken, noch das Dorf Ober-Dohalitz; denn die Feldsteinmauern seiner Häuser wurden von den Achtpfündern ebenso durchlöchert, wie dicke Baumstämme abgeknickt wurden. Granaten, abgesprengte Steine, herabstürzende Äste und Baumsplitter richteten unter den Untenstehenden Verwüstungen an. Nur gegen Gesehenwerden gab es Schutz; deshalb waren auch alle offenen Stellen, die geradlinigen, auf die Batterien zuführenden Durchschläge, besonders aber die große Ausbuchtung (A) im Südostsaum, in hervorragendem Grade gefährdet und wurden von den Truppen nach Möglichkeit vermieden. Die anfangs zum Vorgehen benutzten Schneusen wurden daher bald verlassen; man zog es vor, sich, so gut es ging, durch das schier undurchdringliche Unterholz hindurchzuarbeiten, verlor dabei freilich, da niemand seinen Nachbar zu sehen vermochte, schnell allen Überblick, alle Verbindung, allen Zusammenhalt der Truppe und alle Einwirkung der Führer. Diese sahen sich genötigt, immer wiederholt die Nummern der Kompagnien laut auszurufen, um den Leuten einigen Anhalt zu geben. Diese geschilderten Verhältnisse machten sich nicht nur bei den Thüringern, sondern bei allen nacheinander in den Wald eintretenden Truppenteilen geltend und werden in ihren Berichten einmütig in gleicher Weise zur Sprache gebracht — ebenso wie der tiefe moralische Eindruck, den nicht bloß die entsetzlichen Verletzungen und Verstümmelungen, sondern auch das unausgesetzte Heulen und Zischen der Granaten und Schrapnells, das Krachen der Bäume auf die Nerven der Mannschaften hervorbrachten. Thüringer, Sachsen, Pommern, Polen, Westpreußen und Brandenburger litten gleichmäßig darunter, und es bedurfte der ganzen Tat- und Willenskraft der Offiziere und Generale, um den Mut der Leute wieder anzufachen und ihre Fähigkeit im Festhalten zu stählen. Glücklicherweise gelang dies aber auch im großen und ganzen. Daß unter Umständen, wie sie grauenvoller ein Höllen-Breughel mit seinem Pinsel nicht hätte schildern können, sich mancher fand, der den Eindrücken nicht widerstehen konnte, sondern sich der Gefahr zu entziehen suchte, namentlich wenn ihm, wie hier im dichten Holz, die Möglichkeit, dies unbemerkt zu tun, gegeben wurde, kann niemand wundernehmen, der die menschliche Natur kennt und weiß, daß nicht jeder zum Helden geboren ist. Wenn daher nach stundenlangem, rein passiven Ausharren in dem verheerenden Kugelregen einzelne Mannschaften, ja kleinere und größere Abteilungen aus dem Walde rückwärts herauszutreten versuchten, so ist dies

Digitized by Google

nur natürlich, und Sache der Offiziere war es, dies, wenn es bemerkt wurde, zu verhindern. Mit größter Strenge hielt u. a. General v. Horn darauf, alle heraustretenden Leute zu sammeln und sogleich wieder in den Wald vorzuführen. Ganz dieselben Verhältnisse spielten sich gleichzeitig hinter dem Swiepwald ab, und auch General v. Franseckỳ bemühte sich, wie er selbst geschildert hat, unausgesetzt, die nach den Angriffen der Brigaden Poeckh, Württemberg und Saffran aus dem Holze zurückweichenden Mannschaften zu sammeln und wieder vorzubringen. Trotz seines energischen Bestrebens ist es ihm nicht gelungen zu verhindern, daß ganze Kompagnien sowohl nach Benatek wie nach dem Skalkagehölz zurückgingen. Er sah sich genötigt, schließlich aus der Not eine Tugend zu machen und die Besetzung dieser Örtlichkeiten als Aufnahmestellungen zu genehmigen. Und doch ist es niemandem eingefallen, der heldenmütigen 7. Division darüber einen Vorwurf zu machen! Immerhin ist es unrichtig, ihre Heldenhaftigkeit in so hervorragendem Grade in Gegensatz zu den Verteidigern des Holawaldes zu stellen, da doch die Verhältnisse beiderseits einander so ähnlich und für erstere insofern noch günstiger lagen, als die wiederholten Angriffe der Österreicher die Nerven der Mannschaften anregten, zum Widerstande stählten und vom Erstarren durch die Passivität abhielten?!

Man kann sich einen Begriff von der Heftigkeit des österreichischen Artilleriefeuers machen, wenn man weiß, daß bis gegen $10^1/_2$ Uhr vormittags sich schon mehrere Batterien des 10. Korps verschossen hatten und zurückgezogen werden mußten; an ihre Stelle fuhren zwei Batterien der 3. Reserve-Kavalleriedivision und 4 achtpfündige Batterien (Nr. 7 bis 10/XV.) der Armee-Geschützreserve in die große Artillerielinie bei Langenhof ein. So feuerten um 11 Uhr 160 Geschütze ununterbrochen gegen das II. preußische Armeekorps und die 8. Division. Bald darauf waren fast sämtliche österreichische Reserven (zwei Armeekorps und zwei Kavalleriedivisionen) dicht am Fuße der Höhen von Lipa und Langenhof aufmarschiert; FZM. Benedek hatte sie somit für den Durchbruch der preußischen Mitte bei der Hand.

Überblicken wir den Stand der Schlacht auf preußischer Seite um die 11. Stunde, so vermochte sich die 7. Division, von mehr als doppelter Überlegenheit angegriffen, nur noch mühsam im nordwestlichen Teile, im nordöstlichen Waldbastion des Swiepwaldes und in den westlichen Ausbauten von Cistowes zu halten, den größten Teil des Gehölzes hatte sie wieder verloren. Die 8. Division hatte sich in Besitz des Holawaldes und gemeinschaftlich mit dem 49. Regiment in den von Ober-Dohalitz gesetzt, im Anschluß daran hielt die 3. Division die Dörfer Dohalitzka und Mokrowous, blieb aber auf General v. Werders Geheiß unentwegt in den eingenommenen Stellungen gedeckt stehen und enthielt sich jedweden verlustreichen und doch nutzlosen Vorstoßes gegen die feindliche Batterielinie; auf ihrem linken Flügel hatte das Infanterieregiment Nr. 14 die Aufgabe, falls der Holawald verloren ginge, von der Seite her

Digitized by Google

einzugreifen. Als Rückhalt war die 4. Division in und vorwärts Sadowa, die Armee-Reserveartillerie und die Kavalleriedivision Hann hinter diesem Dorfe, endlich die 5. und 6. Division nördlich vom Roskosberg verfügbar. Die Elb-Armee zur Rechten war im Begriff, westlich der Linie Hradeck—Lubno aufzumarschieren. Die Spitze des Hauptteils der 1. Gardedivision erreichte Choteborek (in der Luftlinie eine deutsche Meile = 7,5 km von Maslowed), 1/4 Stunde später die Spitze ihrer Vorhut schon Zizelowes (4 km von Maslowed) und um 11 1/2 Uhr eröffneten zwei ihrer Batterien ihr Feuer auf eine an der Straße von Wrchownitz nach Maslowed gegen Benatek feuernde österreichische Batterie. Der Hauptteil der 2. Gardedivision marschierte um 11 Uhr noch durch Königinhof (zwei deutsche Meilen), die Spitze des I. Armeekorps erreichte 1/4 Stunde später Groß-Bürglitz (7 km von Maslowed). Die Baumgruppe auf der Höhe von Horenowes (3 km von Maslowed) war der Richtungspunkt für die Korps der Zweiten Armee.

General v. Schmidt hatte mit dem II. und F./72 noch nicht lange die ihm angewiesene Stelle hinter der Nordecke des Holawaldes nahe an der Kaiserstraße eingenommen, als ihm bald nach 11 Uhr vom Generalleutnant v. Horn der Befehl zuging, in den Wald einzurücken. Dieser General hatte sich davon überzeugt, daß durch die notwendig gewordene Mitbesetzung von Ober-Dohalitz die Kräfte der 15. Brigade nicht ausreichten, um den in der Luftlinie über 800 m langen Südostsaum des Waldes genügend zu besetzen, und daß namentlich für den Abschnitt zwischen der Kaiserstraße und der Einbuchtung (A) viel zu geringe Kräfte vorhanden waren, um einem gerade hier von Lipa aus leicht zu gewärtigenden kräftigen Vorgehen der Österreicher erfolgreich entgegentreten zu können. Diesen Abschnitt sollte General v. Schmidt besetzen und unbedingt festhalten. Mit dem durch Vornahme der mittleren Kompagnien in sich in zwei Treffen gegliederten II./72 in erster Linie, als Rückhalt gefolgt von F./72, ging er längs der Straße im Walde vor; am hohen Tannenbestande (3) blieben 5. und 8. Kompagnie geschlossen stehen, während die 6. und 7. weiter bis an den Südostrand vorgingen und mit ihren Schützen Stellung nahmen. General v. Schmidt schickte die vorgefundenen 6. und 7./71 unter Oberstleutnant v. Bothmer aus der Feuerlinie in das hohe Stangenholz nahe der Straße zum F./72 zurück, während die 1./71 über die Schonung nach rechts an ihr Bataillon sich heranzuziehen suchte. Verbindung mit der Straße haltend war F./72 geschlossen, unter großen Schwierigkeiten sich durch das dichte Unterholz windend, dem II. gefolgt und nahm im nördlichen Teile des Hochwaldes eine Rückhaltstellung ein. Gleich darauf warf eine mitten hineinschlagende Granate zwölf Mann nieder; kurze Seitenbewegungen innerhalb des beschränkten angewiesenen Raumes verminderten die feindliche Treffwirkung nicht, da — wie schon erwähnt — die abgeschälten Stämme des hier lichten Gehölzes das Zielen sehr erleichterten. Durch das Einrücken der 16. Brigade war die Verteidigungslinie

Digitized by Google

am Holawald in zwei Abschnitte gegliedert worden, die durch die einspringende Schonung (A) geschieden wurden: westlich bis einschließlich Ober-Dohalitz befehligte General v. Bose, östlich bis zur Kaiserstraße General v. Schmidt. Beide Führer hielten mit den Truppen, mit denen sie in den Wald gegangen, die ihnen angewiesenen Stellungen, ohne sie auch nur vorübergehend zu verlassen, bis zum Eingreifen der Zweiten Armee unerschütterlich fest. Diese Tatsache wird durch die Berichte der später eingreifenden Truppenteile anderer Armeekorps lediglich bestätigt.

7. Eingreifen des 61. Regiments in den Kampf am Holawalde.

Durch das Einrücken der beiden Bataillone der 16. Brigade war die Absicht des Generals v. Horn, den ganzen südöstlichen Waldsaum zu besetzen, noch nicht erreicht worden; zwar war der Hochwald an der Kaiserstraße (3) und die vorspringende Ecke des daranstoßenden jungen Fichtenholzes (6) durch sie und das ½ II./71 anscheinend gesichert, rechts von ihnen aber bis einschließlich der Einbuchtung (A) blieb eine Strecke, die teils gar nicht, teils ungenügend besetzt war. General v. Horn erkannte jetzt schmerzlich, wie sehr ihm die beiden an die 7. Division abgegebenen Bataillone fehlten; die Füsilierbataillone der 31er und 71er waren noch nicht von Sowetitz herangekommen, außerdem gedachte er sie als Rückhalt für den rechten Flügel zu verwenden. Denn der General verhehlte sich das Bedenkliche seiner Lage nicht; das furchtbare, immer mehr verstärkte, unausgesetzte Geschützfeuer der Österreicher konnte keinen anderen Zweck haben, als eine allgemeine Offensive gegen die preußische Mitte vorzubereiten. Hierin irrte er sich keineswegs, denn es ist festgestellt, daß Benedek in der Tat die Absicht hatte, mit seinen Reserven hier durchzubrechen und nur noch über den Zeitpunkt schwankte. Geschah dies, so ließ sich der an und für sich sehr wenig verteidigungsfähige Wald nur halten, wenn dem eigentlichen Angriff, während dessen die feindlichen Batterien schweigen mußten, sehr zahlreiche diesseitige Infanterie entgegentreten und ihn durch das überlegene Zündnadelgewehr zurückweisen konnte. Starke Infanterie mußte daher im Waldsaum oder nahe dahinter zum unmittelbaren Eingreifen bereit gestellt werden. General v. Horn wandte sich daher an den ihm persönlich befreundeten Kommandeur der 4. Division, Generalleutnant v. Herwarth, um Unterstützung, wurde aber abgewiesen, anscheinend weil letzterer ohne Genehmigung seines kommandierenden Generals keine Verfügungen treffen wollte. Dieser, Generalleutnant v. Schmidt, älterer Bruder des Kommandeurs der 16. Infanteriebrigade, traf (nach dem Gefechtsbericht des II. Armeekorps) um 12½ Uhr in Sadowa, kurz darauf bei der 4. Division ein. Generalleutnant v. Horn meldete sich bei ihm und klärte ihn über den Stand des Gefechtes am Holawald auf. Generalleutnant v. Schmidt berichtete darüber folgendes: „Generalleutnant v. Horn sagte mir, daß das Granatfeuer aus der Hauptstellung der Österreicher eine überaus mörderische

Digitized by Google

Wirkung gegen seine Infanterie habe. Preußische Artillerie könnte des Terrains wegen sich nicht in ausreichender Zahl plazieren; er würde genötigt sein, die Lisiere des Waldes zu räumen und bitte um Ablösung durch die 4. Division. Gleichzeitig kamen einzelne zurückgehende Trupps der 8. Division aus dem Tiergarten heraus. Ich befahl, daß das im ersten Treffen der 8. Infanteriebrigade stehende Regiment Nr. 61 sofort vorginge und die jenseitige Lisiere besetzte." Die 4. Division gewann nach ihrem Bericht den Eindruck, als ob in dem Walde „Bataillone der Division Horn in anscheinend ungünstigem Gefecht" wären. Generalmajor v. Kamecke, Generalstabschef des II. Armeekorps, berichtete in einer Eingabe an General v. Moltke vom 2. August 1866, der Generalleutnant v. Horn hätte dem kommandierenden General gemeldet, „daß er allein das Wäldchen nicht mehr halten könne".

Man sieht, die Darstellungen des kommandierenden Generals und seines Generalstabschefs widersprechen einander: nach der ersteren hatte General v. Horn um Ablösung, nach der letzteren offenbar nur um Unterstützung gebeten. Jedenfalls aber ist die Begründung des Generals v. Horn für sein Gesuch in beiden Fällen unvollständig angegeben; denn die Tatsache, daß er weder an irgend einen seiner Truppenteile einen Befehl zum Rückzug gegeben hatte, noch daß um diese Zeit einer auch nur Miene machte, den Wald zu räumen, endlich daß von seiten des Feindes bis dahin noch nicht einmal ein Versuch gemacht worden war, die Besatzung des Holzes anders als durch Artilleriefeuer zu bedrohen, weisen klar darauf hin, daß der General sich nur bedingungsweise geäußert haben kann, etwa dahin: „Falls der Feind ernstlich versuchen sollte, durchzubrechen, so bin ich allein nicht mehr imstande, das Wäldchen zu halten." Daß es sich hier nur um ein Unterstützungsgesuch gehandelt haben kann, wird klar durch den Befehl des Generalleutnants v. Schmidt selbst bewiesen, wonach er das 61. Regiment allein anwies, vorzugehen und den jenseitigen Saum zu besetzen. Denn wenn bisher drei Regimenter der 8. Division nicht ausgereicht hatten, den 850 m langen Waldrand zu besetzen, so konnte ein einziges Regiment der 4. Division gewiß nicht dazu genügen. Daß die Absicht einer Ablösung nicht vorgelegen haben kann, geht auch endlich daraus hervor, daß das 61. Regiment nicht vollständig und nicht mit einem Male, sondern bataillons- und kompagnieweise nacheinander eingesetzt wurde. Zudem gesteht der Bericht der 4. Division ganz offen hinsichtlich der Lage der 8. im Augenblicke des Eintreffens des 61. Regiments an dem südöstlichen Waldrand zu: „Von dieser Division stand der Generalmajor v. Bose mit vier Bataillonen in der Südwestecke des Waldes da, wo das Dorf Ober-Dohalitz denselben berührt, zwei andere standen mehrere Stunden lang in der Südostecke des Waldes etwa 200 Schritt von der Chaussee und ebensoweit von der nach dem Feinde zugekehrten Lisiere ab." Daß ein Teil der Mannschaften dieser Bataillone auseinandergekommen und kleinere Trupps rückwärts aus dem Walde herausgetreten waren, „veranlaßte zu der irrtüm-

Digitized by Google

lichen Annahme, die Österreicher seien wieder in diesen Wald eingedrungen, was faktisch niemals stattgefunden hat".*)

Es macht gewiß nicht den Eindruck, daß er die Ablösung einer Division beabsichtigt habe, wenn General Herwarth zunächst der 9./61 den Befehl erteilte, einen Zug durch den Wald vorzuschicken und vom jenseitigen Rande aus die Bedienungsmannschaften der österreichischen Batterien wegzuschießen! Als Leutnant Lehmann dort ankam, erkannte er die Entfernung bis zum Ziele als viel zu groß und ging über das dem Hochwald 200 Schritt vorliegende verlassene österreichische Laubhüttenlager, begleitet von einer Anzahl Mannschaften der 8. Division, die im Waldsaum lagen, nach einem Graben vor, in dem er gedeckt, 200 bis 300 Schritt von der Kaiserstraße entfernt, im Feuer liegen blieb. Der Rest der 9. Kompagnie bewegte sich als Unterstützung für ihn bis an bezw. bis in die Nähe des Hochwaldrandes vor, später (nach dem Bericht des F./61 nach einer halben Stunde) wurde ihr die 11. Kompagnie als Rückhalt nachgeschoben, während die 10. und 12. geschlossen in zweiter Linie inmitten des Waldes sich aufstellten.

Kurz vor dem F./61 hatte das I. unter Major v. Beckedorff den Befehl erhalten, rechts von jenem mehr südlich im Walde in Kompagniekolonnen in einem Treffen auseinandergezogen bis zum südöstlichen Rande, aber nicht darüber hinaus, vorzugehen. Die 1. Kompagnie erhielt den Teil des Waldes nahe bei Ober-Dohalitz zum Richtungspunkt, die 4. sollte Anschluß an die 9. suchen, die 2. und 3. zwischen beiden vorrücken. Da die letztere im dichten Holz die Richtung verlor, geriet sie vor und dann links von der 4. Diese zog sich darauf mehr rechts nach der 2. hin, die den ausspringenden Winkel des Fichtenstückes (6) am Ostrand der Ausbuchtung (A) besetzt hatte. In dieser Reihenfolge stellten sich die Kompagnien hinter dem Waldrand auf, in der Mitte lagen 71er, rechts 49er vor ihnen im Freien in dem eingeschnittenen Wege. Die 6. und 7. Kompagnie blieben mit den drei Fahnen des Regiments noch nördlich des Waldes auf der alten Stelle stehen, die 5. und 8. waren zu den Munitionskolonnen der Reserveartillerie abkommandiert.

Das Vorgehen der 61er blieb auf das 72. Regiment nicht ohne Einfluß. Als F./61 in das hohe Stangenholz (3) einrückte, zog sich 6./72 durch das südwestlich anstoßende niedrige Fichtenstück (6) und unter heftigstem Granatfeuer über die schonungbestandene Ausbuchtung (A) nach dem ihre Südseite bildenden Eichenwald (9). Da sich dort inzwischen Teile des I./61 festgesetzt hatten, rückte 6./72 weiter rechts bis an den Ober-Dohalitz zunächst gelegenen Durchschlag und auf diesem bis an die südwestliche Ecke der Ausbuchtung. Hier war alles mit 31ern und 71ern besetzt. Die 6./72 fand keinen Platz zur Aufstellung und ging wieder, die Schonung vermeidend, durch den Wald nach ihrer ersten Stellung im Hochwald (3) zurück; da auch hier der Wald-

*) Gefechtsbericht der 4. Infanteriedivision.

Digitized by Google

saum nun überfüllt war, wurde die 7./72 als Rückhalt zur 8. zurückgezogen. Die 5. war von hier schon vorher zur Deckung der rechten Seite des Bataillons nach der am weitesten nach Südosten vorspringenden, etwas erhöht gelegenen Ecke des rechts angrenzenden Fichtenstückes (6) vorgeschickt worden, fand hier 71er und setzte sich neben ihnen im Waldrand fest. Später, als der Bataillonskommandeur, Hauptmann v. Gilsa, dort eine rückgängige Bewegung wahrzunehmen glaubte, schob er zur etwaigen Aufnahme der 5. die 8. ihr nach bis in die Spitze des nach der Kaiserstraße zurückspringenden Winkels in die Nähe der dort ausmündenden Schneise. Als dann die 3./61 sich in dem Fichtenstück (6) einnistete, zog sich 5./72 an die 6. heran, und die 8. rückte wieder zur 7. in die Rückhaltstellung des II. Bataillons.

Später schob Oberst v. Michaelis, Kommandeur des 61. Regiments, die Schützen seines Füsilierbataillons persönlich vor die Kompagnien des 72. Regiments, die dadurch vorläufig überflüssig wurden; Hauptmann v. Gilsa zog daher die 6. zum Rückhalt heran und beließ nur die 5. an der südwestlichsten Ecke des Hochwaldes im Waldrande. Diesen hatte Oberst v. Michaelis in der Mitte mit den Schützen der 12./61 besetzt, an die sich rechts zur Beherrschung der der Kaiserstraße zunächst laufenden Wildbahn die 10. schloß. In zweiter Linie stellte er die 9., 11. und 3./61 als Rückhalt auf. Nach dem äußersten linken Flügel neben die 12., etwas rückwärts an der Straße, rückte später die 7./61 ein. Der Zeitpunkt, an dem auch die beiden letzten Kompagnien des 61. Regiments in den Wald vorgeschoben wurden, läßt sich nicht genau feststellen. Nach dem Tagebuch der 4. Division geschah es, als General v. Horns Meldung einlief, daß die jenseitige Lisiere nicht mehr von ihm besetzt sei. Daß diese Meldung, die an den nördlich des Waldes bei der 4. Division sich aufhaltenden kommandierenden General II. Armeekorps mündlich gerichtet war, nicht wörtlich wiedergegeben sein kann, erhellt daraus, daß der Waldsaum tatsächlich noch immer von der 8. Division besetzt war und besetzt blieb. Es kann sich also nur um einen Teil des Waldsaumes gehandelt haben, und General v. Horn, der dort den Oberbefehl führte und sich innerhalb des Waldes befand, wußte, daß die beiden äußersten Flügel mit Truppen fast überfüllt waren, in der Mitte, besonders in der Gegend der Ausbuchtung (A), dagegen auch von den zur Unterstützung vorgerückten 61ern nur kleine Teile zur Verfügung standen, und daß dieser am wenigsten verteidigungsfähige Teil des Waldes noch neuer Kräfte bedurfte. Die 6. und 7./61 wurden auch auf dem mittleren, hierher führenden Gestelle vorgeschickt; das furchtbare Granatfeuer trieb sie aber von dem gefährdeten Wege seitwärts ins dichte Holz, und so kam die 7. zu weit nach links ab in den Hochwald an der Kaiserstraße und die 6. zu weit nach rechts — denn sie geriet in die Ecke des Waldes bei Ober-Dohalitz und in diesen Ort selbst hinein.

Um die Mittagsstunde bot die Besetzung des Holawaldes etwa folgendes Bild: Auf dem äußersten linken Flügel an der Straße stand 7./61, rechts

Digitized by Google

anschließend die 12. und 10./61, in der äußersten südwestlichen Ecke des Hochwaldes 5./72; in zweiter Linie unweit dahinter $^2/_3$ 9., 11. und 3./61, etwas weiter rückwärts 6., 7., 8./72, endlich als Rückhalt für das Ganze F./72 nebst 6. und 7./71 nahe am nördlichen Ende des Hochwaldes. Zur Verteidigung seines etwa 220 m langen Saumes standen $3^3/_4$ Bataillone zur Verfügung. Es folgten dann in der Mitte im Fichtenstück (6) 4./61, 12./71, 2./61, ferner in der schonungsartigen Ausbuchtung (A) 5., 8. und 4./71 in erster, 3. und 2./71 in zweiter Linie, südlich der Ausbuchtung am Waldrand $^1/_2$ 4., 1. und 2./31 und 12./49; auf der Höhe vor letzterer $^1/_3$ 9., 7. und 6./49, dann 6./61 in der Ecke zwischen Wald und Ober-Dohalitz. Die weitere Aufstellung in und bei diesem Dorfe war gegen die um eine Stunde früher wenig verändert.*) Die einschließlich der Ränder der Einbuchtung 1300 m, ohne diese immer noch 700 m lange Verteidigungslinie in der Mitte war nur durch 4 Bataillone, das am meisten verteidigungsfähige Ober-Dohalitz durch $2^3/_4$ Bataillone besetzt.

Um dieselbe Zeit durchschritt die 6. Division Sadowa und marschierte als Hauptrückhalt hinter den Truppen der 4. Division südlich des Ortes auf. Dadurch wurde das Colbergsche Regiment von der Aufgabe, den Bistritzübergang zu sichern, entbunden, sammelte sich und stellte sich hinter dem 21. Regiment, hart an der Kaiserstraße, auf. Die 5. Division ging bei Unter-Dohalitz über den Bach und marschierte westlich der Straße nach Dohalitzka auf.

Mittlerweile hatten sich die Österreicher mit den beiden Korps ihres rechten Flügels in die ernsthaftesten Kämpfe zur Wiedergewinnung des Swiepwaldes verwickelt. Um den zum Stehen gekommenen Angriff der Brigaden Fleischhacker und Poeckh zu entlasten und die erschütterte 7. Division völlig niederzuwerfen, hatte FML. Mollinary den FML. Grafen Thun wiederholt aufgefordert, mit den Truppen des 2. Korps einzugreifen und davon um $11^3/_4$ Uhr dem FZM. Benedek in Kenntnis gesetzt.**) Graf Thun hatte den Wald durch die Brigaden Württemberg und Saffran angreifen lassen und diese befanden sich im heftigsten Kampf zu einer Zeit, als Benedek von der Kommandantur Josefstadt die telegraphische Benachrichtigung von dem Vorbeimarsch des V. preußischen Korps gegen die rechte österreichische Seite erhielt. Dies ließ ihn von dem Plane, durch einen Gewaltstoß mit seinen Rückhaltstruppen an Infanterie und Reiterei von den Höhen von Lipa und Langenhof herab sich auf die sicherlich erschütterten preußischen Divisionen an der Bistritz zu werfen und sie zu durchbrechen, vorläufig abstehen, ungeachtet er dazu bereits die Brigade Windischgrätz von der Reiterdivision Coudenhove auf der Höhe von Lipa in entwickelter Aufstellung vorgezogen hatte; vielmehr erteilte er dem 2. und 4. Korps den Befehl, den Kampf im Swiepwalde abzubrechen

*) Siehe S. 328.

**) Sicher datierte Meldung; vergl. Friedjung II, S. 250, Anm.

Digitized by Google

und in die ihnen am Morgen vorgeschriebene Schlachtstellung zurückzugehen. Bald machte sich hier schon die Einwirkung des Gardekorps fühlbar. Denn um 12 Uhr befand sich dessen Reserveartillerie südlich Jericek im Vormarsch. Die 1. Gardedivision entwickelte sich an der Straße Choteborek—Jericek, ihre Vorhut marschierte bereits auf Horenowes ($1^1/_2$ km von Maslowed).

Es wurde hohe Zeit, daß die schwerbedrängte 7. Division, die schon über 2000 Mann verloren hatte, Unterstützung erhielt. Eine solche konnte ihr aber durch unmittelbares weiteres Einsetzen von Kräften der Hauptreserve der Ersten Armee in dem zerrüttenden Waldkampfe vom Standpunkte des Oberbefehlshabers aus nicht gewährt werden, weil er die Mitte, wo ein Durchbruchsversuch des Gegners zu erwarten war, nicht von ihnen entblößen konnte, so wichtig auch die Behauptung des Swiepwaldes behufs Aufrechterhaltung der Verbindung mit der Zweiten Armee blieb. In der Mitte der preußischen Schlachtlinie wütete der ungleiche Artilleriekampf ungeschwächt fort. Die preußischen Batterien waren in ihrer Zersplitterung und Schwäche und aus ihren tiefgelegenen Stellungen nicht imstande, das feindliche Geschützfeuer von der Infanterie am Holawalde, ja nicht einmal von den dahinter angehäuften Rückhaltstruppen abzulenken. Denn 80 ihrer Geschütze konnten noch immer nicht über die Bistritz vorgezogen werden, weil es wegen der verschiedenen Waldteile und Dörfer an Entwicklungsraum fehlte. Auch die Artillerie der 4. Division war auf dem linken Ufer des Baches nicht zum Auffahren gekommen und stand untätig zwischen ihm und dem Walde. Von der 3. Division hatte nur die Batterie Gallus nordöstlich Dohalitzka auffahren können; neben und weiter rückwärts von ihr traten später die vier Batterien der Reserveartillerie II. Armeekorps in Tätigkeit. Als hier die 5. Division eintraf, wurden ihre drei gezogenen Batterien in dem Raum zwischen jenem Dorfe und dem Holawalde vorgeführt; ihnen gesellte sich eine der 6. Division zu. Inzwischen hatten die drei Batterien der 8. Division auf dem westlichen Abhang des nach Cistowes ansteigenden Höhenzuges der feindlichen Übermacht gegenüber einen schweren Stand gehabt; eine Batterie hatte sich ganz, eine andere beinahe verschossen. Als sich der Kommandeur der Reserveartillerie der Ersten Armee, General Schwartz, persönlich von ihrer Lage überzeugt hatte, genehmigte Prinz Friedrich Karl das Vorziehen zweier gezogener Batterien der Reserveartillerie (2. vier- und 2. sechspfündige), die nach kurzer Stellung auf dem rechten Flügel der Divisionsartillerie des besseren Schußfeldes wegen sich auf ihren linken, etwas vorgezogen, setzten. Da die Wagenstaffeln nicht über die Bistritz hatten folgen können, mußte die 4. vierpfündige Batterie zur Ergänzung ihres Schießbedarfes bis an den Bach zurückgehen. In die entstandene Lücke fuhren nun noch drei gezogene Batterien der Reserveartillerie (6. vierpfündige, 4. sechspfündige des 4. und 2. vierpfündige des 3. Regiments) ein. Die auf kurze Zeit nach der Niederung zurückgegangene 3. sechspfündige Batterie der 8. Division ging mit der Langkette wieder vor

Digitized by Google

und stellte sich auf den linken Flügel der Reserveartillerie gegen Cistowes auf. Diese sieben hier vereinten Batterien wurden unter einheitlichem Befehl des Obersten Rothe gestellt; sie richteten ihr Feuer fast ausschließlich gegen die feindliche Artillerie bei Lipa und gegen die in den Schanzen bei Chlum stehenden Geschütze; zwei andere Batterien des 3. Regiments (Beneke und Burbach) wurden in die Artillerielinie vor Unter-Dohalitz eingeschoben, die sich dadurch auf 60 Geschütze verstärkte, aber, da sie ohne einheitliche Leitung blieb, in der Wirkung zurückstand.

8. Vorstöße aus dem Holawalde gegen Lipa.

Trotz der strengen Weisungen, nicht über den Holawald vorzugehen, fehlte es doch preußischerseits nicht an Versuchen, dem Feinde näher beizukommen, besonders seitens einzelner über die Gefechtslage nicht genügend unterrichteter Führer, deren Drang nach vorwärts von den höheren Befehlshabern nicht gezügelt werden konnte. Bald nach Mittag erfolgten vereinzelte Vorstöße von Abteilungen des 61. Regiments aus dem Walde heraus gegen Lipa. Wie sah es bei diesem Dorfe aus?

Die Brigade Kirchsberg war schon um 7 Uhr vormittags während des Abkochens durch die ersten Kanonenschüsse alarmiert worden und, ohne abgegessen zu haben, in die ihr angewiesene Gefechtsstellung bei Lipa zurückgegangen. Die Brigadebatterie 5./VIII war, wie schon erzählt, etwa 200 m nordwestlich der Westseite des Dorfes, mit dem rechten Flügel hart an der Kaiserstraße, auf der beherrschenden Hochfläche aufgefahren; auf der östlichen Seite der Straße, unmittelbar anschließend, die der Brigade vorübergehend zugeteilte Kavalleriebatterie 8./VIII der Korps-Geschützreserve; als Bedeckung diente 12./44. Nach Westen und Südwesten hatten die Batterien, soweit es die regnerische Witterung gestattete, unbeschränkte Übersicht und Schußfeld, nach Norden und Nordosten war dieses durch die Wälder beschränkt. Das 3. Feldjägerbataillon war mit Besetzung und Verteidigung der Nordwestseite des Dorfes betraut worden, das Infanterieregiment Nr. 44 nahm als erstes Treffen, mit dem I. Bataillon 200 Schritt linksrückwärts der Brigadebatterie in Divisionsmassenlinie Stellung; zwischen das II. und III. Bataillon wurde eine Batterie des X. Korps geschoben. Das Regiment 49 bildete mit vorgeschriebenem Abstand in Bataillonsmassen das zweite Treffen. Eine von Vorposten zurückgekehrte Division des 9. Ulanenregiments fand auf dem rechten Flügel des letzteren mit 100 Schritt Abstand nahe hinter dem Westende von Lipa eine ziemlich gedeckte Aufstellung. Links hatte Brigade Kirchsberg Anschluß an das 10. Korps, rechts an die Brigade Benedek 3. Korps, von der I./78 (Sokëwić) noch in das Dorf Lipa hineingeschoben war und den Nordrand gegen Cistowes mit zwei Divisionen in erster Linie besetzt hatte, während die dritte als Rückhalt im Innern blieb. Im übrigen war die Brigade Benedek auf der Höhe zwischen Lipa und Chlum aufmarschiert. Die

Digitized by Google

der Brigade Kirchsberg zugeteilte Pionierabteilung setzte von 10 Uhr vormittags ab das erstgenannte Dorf in Verteidigungszustand und beschäftigte sich demnächst mit dem Zuschütten der Straßengräben, um den Verkehr zwischen den Batterien und den Reserve-Munitionswagen zu erleichtern.

Da das preußische Artilleriefeuer, durch das Lipa allmählich fast ganz in Brand geschossen und zerstört wurde, auch die Truppen sehr belästigte, hatte Oberst Kirchsberg schon um 8½ Uhr vormittags die Divisionsmassen seines ersten Treffens starke Schützenlinien vornehmen und bis in einen in der Linie Cistowes—Dohalitzka laufenden, 2 bis 3 Fuß tiefen, mit dem Rande des Holawaldes annähernd gleichlaufenden Graben vorgehen lassen, wo sie gut gedeckt lagen. Auf eine Entfernung von 400 bis 500 m beantworteten sie von hier das sehr lebhafte Feuer der am Walde erscheinenden Preußen und waren wiederholt genötigt, die Abteilungen, die sich verschossen hatten, aus den Divisionskolonnen ablösen zu lassen.*)

Gegen diese Aufstellung brachen in der ersten Nachmittagsstunde verschiedentlich preußische Truppen vor. Auf dem linken Flügel ging Leutnant Lehmann von der 9./61 mit seinem Zuge aus dem Hüttenlager auf das freie Feld, mit Thüringern untermischt, vor, weil er von dort keine Wirkung hatte. Als ein thüringischer Hornist, ohne dazu Befehl zu haben, plötzlich unablässig: Schnell vorwärts! blies, stürmte die Schützenlinie unaufhaltsam bis halbwegs des Hüttenlagers und der feindlichen Batterielinie vor, warf sich 300 Schritt vor der Linie des 44. Regiments, mit dem linken Flügel 200 bis 300 Schritt von der Kaiserstraße entfernt, in einem Graben nieder und eröffnete ein von sehr empfindlichen Verlusten begleitetes Feuer gegen die zwischen dem II. und III./44 eingeschobene Batterie des 10. Korps. Auf Befehl des Oberst Kirchsberg ging die 7. Division des III./44 unter Hauptmann Barakowic mit dem Bajonett zum Gegenstoß vor, warf**) die entgegenstehenden Schützenschwärme über das Hüttenlager zurück und besetzte dieses selbst vorübergehend.***) Anderseits aber veranlaßte dieses Vorgehen, dem sich 3. Jäger angeschlossen hatten, zunächst die in dem vorspringenden Waldstück (6) stehenden Schützen der 4./61, dann die der 2./61, zu denen die 4./71 aus der Ausbuchtung herbeieilte, ein so wirksames Schnellfeuer zu eröffnen, daß der Gegner den Angriff aufgab, noch bevor die geschlossenen Züge der 61er den Waldrand hatten erreichen können.

Auf dem rechten Flügel des Waldes hatte 1./61 in dem eingeschnittenen Wege vorwärts der Südspitze der Einbuchtung (A) Stellung genommen und unter dem gegen dieses günstige Ziel gerichteten Granatfeuer sehr zu leiden. Nachdem sie feindliche 3. Jäger, die sich in den Getreidefeldern des welligen

*) Geschichte des 44. Infanterieregiments, S. 438.

**) Ebenda.

***) Preußische Truppen fanden in ihm tatsächlich später verwundete und unverwundete Österreicher vom 44. Regiment.

Digitized by Google

Geländes ihr gegenüber eingenistet hatten, durch wirksames Feuer vertrieben hatte, gingen ihre Schützen (3 Halbzüge), vom Rest unter Hauptmann v. Knebel gefolgt, sprungweise unter einem Regen von Granaten und Schrapnells gegen eine 300 bis 400 Schritt vorliegende Anhöhe vor, um sich näher an die Batterien bei Lipa heranzuschießen. Da diese aber noch immer über 1000 Schritt entfernt waren, erwies sich das Feuer des Zündnadelgewehrs als völlig unwirksam; die Verluste der ganz vereinzelten Truppe mehrten sich unaufhörlich, Unterstützung blieb aus; Hauptmann v. Knebel gab den Befehl zum Rückzug nach dem Walde und wurde beim Sammeln erschossen; die Trümmer der Kompagnie schlossen sich teils den 49ern bei Ober-Dohalitz an, teils wurden sie nach dem Sammelplatz des 61. Regiments hinter dem Walde zurückgeführt.

Das Zurückgehen dieser Teile, denen sich auch, wie das nördlich vom Walde stehende F./31 beobachtete, einige 49er und, nach den Beobachtungen des Stabes der 4. Division, kleinere Trupps der 8. Division angeschlossen hatten, gaben bei dem Generalleutnant v. Schmidt zu der irrtümlichen Annahme Veranlassung, die Österreicher seien in den Wald eingedrungen, und dies bewog den Kommandierenden, dem Ersuchen des Oberst v. Krane vom 21. Regiment, durch einen Vorstoß frisches Leben in die Verteidiger zu bringen, stattzugeben, aber unter der Einschränkung, nur ein Bataillon dazu zu verwenden. Das I. Bataillon des kurz zuvor zur besseren Deckung bis dicht an die Kaiserstraße herangerückten 21. Regiments wurde zur Unterstützung der 61er bestimmt. Auch General v. Horn hielt den Wald für gefährdet und scheute sich nicht, zu seiner Sicherung seinen letzten Rückhalt einzusetzen. Er erteilte dem Oberstleutnant v. Valentini Befehl, mit den am Nordwestsaum des Waldes gebliebenen Füsilierbataillonen 31 und 71 nach dem Südostrand durchzudringen. Folgen wir zunächst dem I./21.

Es betrat den Wald, nach der Mitte in Kolonne gegliedert, und kam infolgedessen und in dem undurchdringlichen Unterholz unter dem furchtbaren Artilleriefeuer derartig auseinander, daß die Kompagnien den Zusammenhang völlig verloren und der Regimentskommandeur nur mit der 1. und 4. Kompagnie und kleinen Teilen der anderen den Hochwald nahe der Straße erreichte. Da wegen des gewaltigen Schrapnellfeuers, „ein weiteres Verweilen daselbst keinen Zweck haben konnte und nur unnütze Opfer gefordert haben würde“,*) ging der Oberst mit diesem Teile des Bataillons an der Straße wieder zum Regiment hinter den Wald zurück.

Hauptmann v. Bagensky war mit dem größten Teil der 2. und 3. Kompagnie mehr nach rechts abgekommen und hatte etwa in der Mitte des südöstlichen Waldrandes den Ausgang erreicht. Um sich dem auf sie nach ihrem Erscheinen plötzlich gerichteten furchtbaren Geschützfeuer zu entziehen,

*) Schreiber, Geschichte des 21. Infanterieregiments.

Digitized by Google

stürmte Hauptmann v. Bagensky sofort in aufgelöster Ordnung nach einem etwa 600 Schritt vorwärts dem Walde gleichlaufenden Graben vor, wo etwa 150 Mann Deckung fanden.

Inzwischen war gegen 12½ Uhr nachmittags — etwa gleichzeitig mit dem Zurückwerfen der 1./61 in den Wald — vom F./61, um dem schwer bedrängten Leutnant Lehmann zu Hilfe zu kommen, zu seiner Linken, ein Halbzug der 9. Kompagnie entwickelt worden, dem der Rest der 9. und die 11. Kompagnie nahe der Straße geschlossen folgten, während sich zu ihrer Rechten 3./61 anschloß; alles nahm im Vorgehen mit halblinks die Richtung nach der Kaiserstraße. Hierbei schob sich allmählich die 3. zwischen die 11. und 9. Kompagnie, von welcher letzterer ein Halbzug schließlich östlich der Straße, die übrigen Schützen westlich vorstürmten, auf und an der Chaussee von den geschlossenen Teilen der drei Kompagnien gefolgt. Zahlreiche in der Feuerlinie am Walde liegende Mannschaften der thüringischen Regimenter schlossen sich diesem Vorgehen an, weiter rechts auch Hauptmann v. Bagensky mit 2. und 3./21, der sich, unter heftigem Feuer von den Höhen, halblinks zog, ferner, von der Ausbuchtung vordringend, 5. und 8./71. In wildem Marschmarsch warfen sich die Schützen, von den geschlossenen Zügen im Laufschritt gefolgt, durch Nebel und Pulverdampf verdeckt, gegen eine von der Stellung des 3. österreichischen Feldjägerbataillons noch etwa 600 Schritt entfernte Geländewelle vor und erschöpft auf ihr nieder.

Als die genannten Truppen aus dem Walde ins Freie traten, folgten hinter ihnen andere Kräfte, um ihre Stellung am Saume einzunehmen, und zwar innerhalb des Waldes nahe der Kaiserstraße die 10., auf der Straße die 12. und links von dieser die 7./61; als Rückhalt setzte sich, einer zwischen Generalmajor v. Schmidt und Oberst v. Michaëlis getroffenen Verabredung gegenseitiger Unterstützung gemäß, das F./72 aus dem nördlichen Teil des Hochwaldes (3) zum Vormarsch in Bewegung. Diese bis jetzt noch nicht im Infanteriegefecht gewesene, durch das dichte Holz über die Vorgänge vorwärts im unklaren gebliebene Truppe rückte, im Glauben, es handle sich um einen Angriff, unter Hurraruf vor. Hierdurch wurden aber die vorwärts am Waldrand befindlichen 10. und 12./61 und die im Fichtenstück (6) stehende 2./61, die im Begriff war, sich dem Vorstoß der Füsilierkompagnien ihres Regiments anzuschließen, zu dem Irrtum verleitet, es wären — vielleicht durch eine Umgehung — Österreicher bereits in den Wald eingedrungen und gingen in ihrem Rücken gegen sie zum Angriff vor. Sofort machte die 2. Kompagnie kehrt, die 10. schwenkte innerhalb des Waldes rechts, die 12. bog von der Straße ab und zog sich längs des Waldrandes rechts — alles stürmte ebenfalls unter Hurraruf gegen den vermeintlichen Feind los, bis zu beiderseitigem großen Erstaunen und Befriedigung der Irrtum sich aufklärte. Die in der dichten Schonung ganz auseinandergekommene 2./61 wurde wieder gesammelt und an ihre alte Stelle vorgeführt. Nach dem Gefechtsbericht des

Digitized by Google

II./61 ging das Halbbataillon (10. und 12.), nachdem es im Waldstück 6 auf 2./61 gestoßen, wieder nach dem zurückspringenden Hochwald an der Kaiserstraße zurück, dessen Rand die 12. Kompagnie und rechts von ihr die 10., den Vorsprung 6 flankierend, besetzte, während die 7. hart an der Straße den äußersten linken Flügel bildete. Das F./72 stellte sich im Hochwald (3) unweit des Saumes geschlossen, noch immer den Rückhalt bildend, auf.

Inzwischen hatte Erzherzog Ernst zur Abwehr der an der Kaiserstraße vorstürmenden preußischen Kompagnien zur Unterstützung der 3. Feldjäger von der Brigade Benedek die III. Bataillone der Regimenter Nr. 52 und 78 auf die Hochfläche nordöstlich von Lipa vorgezogen; sie entwickelten sich vor dem zwischen diesem Dorfe und Chlum liegenden Wäldchen vorwärts der Linie der Schanzen V und VI. Außerdem erhielt die 6. Kompagnie 78. Regiments den Befehl, hinter das Nordende von Lipa zu dem dort stehenden I./78 zu rücken, um zwischen der Hochfläche und dem Dorfe gegen die linke Seite des Angreifers vorzustoßen; die beiden anderen Kompagnien des II./78 nahmen auf der Hochfläche selbst rückwärts des Zwischenraumes der III. Bataillone 52 und 78 Stellung.

Bevor aber diese Truppen zur Abwehr vollständig bereit waren, wurden die preußischen Schützen mit ihrem Feuer den Batterien so lästig, daß Oberst Kirchsberg den beiden Schwadronen 9. Ulanen befahl, sie durch eine Attacke aufzurollen. Zunächst ging eine Schwadron ganz verdeckt in einer gleichlaufend zur Kaiserstraße sich westlich hinziehenden Mulde gegen die rechte Seite der preußischen Schützen vor und führte völlig überraschend eine Schwärmattacke dagegen aus. Die auf dem Boden liegende Schützenlinie wurde, ehe sie noch daran denken konnte, der damaligen Taktik entsprechend, Knäuel zu bilden, ohne wesentliche Verluste beiderseits überritten. Dann aber gerieten die Ulanen in das verheerende Schnellfeuer der geschlossenen Züge der 9., 3. und 11./61, die sich schnell in die Straßengräben geworfen hatten. Ein Teil der Ulanen hatte die im Vorgehen begriffenen Schützen der 2. und 3./21 angegriffen, von denen sich etwa 60 unter Leutnant Rogge in zwei und drei Gliedern um die Fahne sammelten und jene auf 200 Schritt mit drei Salven empfingen. Gleichzeitig eröffneten auch die aus dem Walde getretenen 5. und 8./71 gegen sie ihr Schnellfeuer. Zu dreien abschwenkend boten die Ulanen nunmehr ein noch günstigeres Ziel; unter bedeutenden Verlusten eilten sie in ihre Stellung bei Lipa zurück.

Noch hatten sich aber die Schützen der 61er, um für den Fall einer Wiederholung von Reiterangriffen bessere Deckung zu haben, nicht an die Kaiserstraße heranwerfen können, als aus derselben Richtung, wie die erste Schwadron, eine zweite in geschlossener Ordnung mit großem Ungestüm über sie hereinbrach. Besser vorbereitet, vermochten die Schützen jetzt Knäuel zu bilden; die geschlossenen Züge an der Straße empfingen sie aus entwickelter Linie mit Feuer, weiter wirkten 5. und 8./71 gegen ihre Seite und Rücken.

Digitized by Google

Die Mannschaften 21. Regiments, die nach Abweisen des ersten Reiterangriffes erheblich unter dem feindlichen Infanteriefeuer gelitten und ihren Führer, Hauptmann v. Bagensky, verloren hatten, wurden, im Begriff, nach der vorspringenden nördlichen Ecke des Jagens 6 zurückzugehen, von dem zweiten Angriff überrascht, warfen sich zu Boden und wiesen die bis auf 100 Schritt herangekommenen Ulanen durch ihr Feuer zurück. Die 2./61, die unter Hauptmann Hirsch kurz vorher aus dem Walde auf eine vorliegende Welle herausgetreten war, suchte, durch den Bataillonskommandeur Major v. Beckedorff auf die Reiterei aufmerksam gemacht, gegen ihre linke Seite herumzuschwenken, kam aber nicht mehr zum Schuß; dagegen verlor sie hierbei ihren Kompagniechef. Von allen Seiten beschossen, sank in wenigen Minuten die Hälfte der tapferen Reiter aus dem Sattel, der Rest sprengte nach dem Ausgangspunkt des Angriffs zurück. Wenngleich die beiden Schwadronen die Hälfte ihres Bestandes mit sämtlichen Offizieren verloren hatten, so war doch der Zweck ihres Angriffs, das Vorgehen der preußischen Infanterie gegen die Batterien vorläufig zum Stehen zu bringen, erreicht. Es war Zeit gewonnen, um die zur Abwehr herangezogenen Bataillone der Brigade Benedek in die angewiesenen Stellungen einrücken zu lassen. Ihr Feuer, sowie das des I. und II./44 und der kurz vor dem Angriff zur Ablösung des III./44 in die erste Linie gerückten Abteilungen des 49. Regiments überschüttete die weit vorgedrungenen preußischen Kompagnien und brachte ihnen starke Verluste bei; besonders wirksam zeigte sich gegen ihre Flanke eine Abteilung 3. Jäger, die sich hinter einer Geländewelle in eine sehr günstige Stellung vorgeschlichen hatte. Dazu kam von Lipa her das Granatfeuer der Batterie Groeben und von östlich der Kaiserstraße her der Kartätschenhagel der Batterie Maistrelli. Aussicht, die Batterien zu nehmen, war unter diesen Umständen nicht mehr vorhanden; die unausgesetzten Verluste nötigten zum Rückzug nach dem Walde. Von der 12. und 7./61 aufgenommen, sammelten sich die Reste der abgeschlagenen 9. und 11./61 hinter ihnen in unmittelbarer Nähe der Kaiserstraße. Das Laubhüttenlager vor der Front der 12./61 blieb noch von Schützen der 9. und 11., untermischt mit solchen der 3. und 4./61 sowie von 71ern, besetzt, alle fortgesetzt im lebhaften Feuer gegen die Lipaer Batterien. Der Hauptteil der 5. und 8./71 nahm wieder im Fichtenstück (6) Stellung; auch die 2./61 hatte nach dem Tode ihres Hauptmanns das weitere Vordringen eingestellt und ging auf Major v. Beckedorffs Befehl nach Ober-Dohalitz unter schweren Verlusten zurück. Die Reste der 2. und 3./21 setzten nach dem zweiten Reiterangriff ihren Rückzug nach der Waldecke fort und wurden, nachdem sie im ganzen 3 Offiziere 59 Mann verloren hatten, durch Leutnant Bensch innerhalb des Waldes zum Regiment zurückgeführt.

Während dieser Vorgänge hatte auch Oberstleutnant v. Valentini seinen Vormarsch angetreten. Von den beiden F.-Bataillonen der 15. Infanteriebrigade war das des 71. Regiments auf der mittleren der drei Wildbahnen,

Digitized by Google

mit der 9. Kompagnie an der Spitze, der 10. und 11. dahinter, das des 31. Regiments auf der östlichen Schneuse in Kompagniekolonnen nebeneinander, zwei Schützenzüge dicht vor sich, unter Hurraruf und Trommelschlag vorgedrungen. Das fast undurchdringliche Unterholz, das Einschlagen der Geschosse, das Herabstürzen der Äste lösten auch hier schnell alle Ordnung, allen Zusammenhang auf, alles kam aus- und durcheinander, die Offiziere versuchten einige Haufen um sich zu sammeln, nur wenigen Teilen gelang es, geschlossen den jenseitigen Waldsaum zu erreichen. Mitten im Walde wurde der Führer von F./31 zu Tode getroffen, andere schwere Verluste häuften sich; eine größere Abteilung unter Hauptmann v. Schoenberg trat unweit der Kaiserstraße aus dem Walde, eine andere unter Premierleutnant Gottschalck viel weiter rechts. Unter nicht geringeren Verlusten durchmaß F./71 das Holz, in gleicher Weise auseinanderkommend, und sich in die Bestandteile des F./31 einschiebend. Mit 31ern vermischt, erreichte es den Waldausgang östlich der Einbuchtung (A). Oberstleutnant v. Valentini wurde mehrfach verwundet, behielt aber die Führung. Ein furchtbares Granat- und Gewehrfeuer empfing die Heraustretenden, in dem halten zu bleiben unmöglich war. Oberstleutnant v. Valentini stürmte daher, während weiter links an der Kaiserstraße der Angriff der 61er schon weiter vorgedrungen war, mit den in seiner Nähe befindlichen Abteilungen der Füsiliere 31 und 71, untermengt mit Leuten des II./71 (5. und 8. Kompagnie), des II./72 und vom 61. Regiment, gegen die Batterien vor, mußte aber unter großen Verlusten an Offizieren und Mannschaften, ebenso wie der in der Nähe der Kaiserstraße vorgestürmte Hauptmann v. Schoenberg, bald wieder in den Wald zurückweichen. Von seinem Rande aus nahmen dann Teile der Füsilierbataillone an der Abwehr der österreichischen Ulanen teil. Eine große Anzahl war nicht unmittelbar in den Wald zurückgegangen, sondern hatte sich unter Oberstleutnant v. Valentini nach dem rechten Flügel gezogen; dort hinter Ober-Dohalitz bemühte sich dieser Offizier die Trümmer des F./71 — es fehlten 8 Offiziere 400 Mann — zu sammeln, während gleichzeitig Leutnant v. Schrader etwa 350 Mann vom F./31 an der Nordwestseite des Waldes zu ordnen sich bestrebte. Es ist gewiß nicht zuviel gesagt, daß es als ein Zeichen großer Mannszucht bei den im Waldrande verwendeten Truppen der 8. Division zu bezeichnen ist, wenn sie sich durch den Rückzug nicht unbeträchtlicher Teile der eigenen Brigade nicht verleiten ließen, mit ihnen zurückzuweichen, sondern standhielten, wie es ihnen ihr Divisionskommandeur befohlen hatte.

Mit erneuter Wut entlud sich nach den abgeschlagenen Angriffen das österreichische Artilleriefeuer gegen die Besatzung des Holawaldes und immer größere Aufopferung erforderte es von den Truppen, in ihm auszuhalten. Das Heraustreten einzelner Mannschaften und ganzer Abteilungen nach rückwärts war im Großen Hauptquartier auf dem Roskosberg, wie erwähnt,

Digitized by Google

ebensowenig unbemerkt geblieben wie die Bedrängnis, in der sich im Swiepwalde die 7. Division befand; auch bei der Elb-Armee wurden nur langsame Fortschritte gemacht. Von dem Kronprinzen war zwar längst die Meldung da, daß er sich im Anmarsch befände, aber seit Stunden spähte man vergebens nach ihm aus. Kleinmütige Stimmen äußerten die Unmöglichkeit, sich noch länger jenseit der Bistritz zu halten: man solle rückwärts auf den Höhen des rechten Talrands eine neue Stellung nehmen — die Einleitung des Rückzugs. Trotzdem die Verluste keineswegs unverhältnismäßig groß waren, so glaubte man doch die seit 2 Uhr morgens auf den Beinen befindlichen, hungernden Truppen zu ermattet und in dem unübersichtlichen Waldgelände zu sehr durch- und auseinandergekommen und zu wenig in der Hand ihrer Führer, als daß man die feste Zuversicht hegen zu können hoffte, sie würden einem Gewaltstoß des Feindes erfolgreich Widerstand leisten. Gegen einen solchen standen als letzte Reserven nur noch die beiden Divisionen III. Armeekorps zur Verfügung. Selbst der König wurde in der Unsicherheit über das Eintreffen der Zweiten Armee unruhig: er fürchtete die Schlacht zu verlieren. Nur Moltke behielt seine Ruhe.

In der Tat stand die Sache für die Preußen nichts weniger als verzweifelt, und gerade das Verhalten der im Holawald fechtenden Truppen wurde für den Ausgang der Schlacht von wesentlicher Bedeutung. Zwar konnten, wie das preußische Generalstabswerk sagt,*) „die einzelnen Vorstöße, entstanden aus der Kampflust der Truppen, aus einem gewissen Unbehagen über das passive Verhalten, zu welchem sie sich verurteilt sahen, und deshalb nicht leicht zu verhindern, . . . zu einem Erfolg nicht führen, sondern mußten die ohnehin großen Verluste noch steigern. So verloren die 10 Kompagnien des Regiments Nr. 61 10 Offiziere und 370 Mann,**) die Regimenter Nr. 49 und Nr. 71 5 Offiziere 327 Mann bezw. 9 Offiziere 291 Mann". Aber anderseits hatten diese Vorstöße nach Friedjungs Darstellung***) „doch die Wirkung, daß sie die Aufmerksamkeit des österreichischen Hauptquartiers immer wieder auf diese Front und von der Seite ablenkten, an welcher der Kronprinz heranmarschierte". Sie verleiteten den FZM. Benedek zu der Ansicht, daß die Entscheidung in der Mitte der Schlachtlinie zu erwarten sei; er wagte daher, wenngleich er sich auch nicht entschließen konnte, seine hier angehäuften Rückhaltskorps zu entscheidendem Durchbruch anzusetzen, doch nicht, sie nach seinem, durch den Kronprinzen von Preußen bedrohten rechten Flügel abmarschieren zu lassen, sondern er begnügte sich bekanntlich damit, anzuordnen, daß die in dem Kampf um den Swiepwald verwickelten beiden Korps in ihre eigentliche Schlachtstellung zurückgezogen wurden. Aber zu spät. Denn um

*) S. 355.

**) Nach dem Bericht der 8. Brigade 3 Offiziere 48 Mann tot und 6 Offiziere 409 Mann verwundet.

***) II. S. 272.

Digitized by Google

dieselbe Zeit, als das 2. und 4. Korps den Wald räumten, noch vor 1 Uhr, befand sich die 1. Garde-Infanteriedivision bereits im Besitz des Dorfes Horenowes, der vorliegenden Fasanerie und der daranstoßenden Höhen und begann die zurückgehenden Kolonnen des 2. Korps zu beunruhigen. Von dieser günstigen Lage war dem Großen Hauptquartier zu dieser Zeit noch nichts bekannt.

9. Behauptung des Waldes bis zum Eingreifen der 6. Division.

Die Batterien zwischen Swiep- und Holawald hatten durch ihr Feuer zur Aufnahme der von ihren Vorstößen zurückgehenden preußischen Infanterie wesentlich beigetragen und die Österreicher an einer ausgedehnten Verfolgung verhindert. Dadurch wurde es möglich, daß der Holawald unbedingt gehalten werden konnte. Nur einige Munitions- und Feldlazarettwagen ließen sich durch die rückgängige Bewegung einzelner Truppenabteilungen und Versprengter beeinflussen und drängten sich nach der Sadowaer Brücke zusammen, wodurch sie der feindlichen Artillerie ein günstiges Ziel boten. Das tatkräftige Eingreifen des Generals Schwartz verhinderte aber hier eine dauernde Verstopfung des Übergangs.

Wesentlich schwankender war der Artilleriekampf zwischen Ober-Dohalitz und Dohalitzka. Die am weitesten vorgegangenen Batterien Gallus und v. der Dollen der Reserveartillerie II. Armeekorps wurden zur Instandsetzung und Munitionsergänzung hinter die Bistritz zurückgenommen, später jedoch wieder in die Artillerielinie vorgezogen; die Batterie Moewes wurde ebenfalls wieder nach dem rechten Ufer zurückgenommen, um dem Kavalleriekorps zugeteilt zu werden. Die zur Ergänzung zurückgegangene Batterie Rautenberg erschien nicht wieder. Die Batterie Bode nahm eine Aufnahmestellung rückwärts. Der Versuch der Batterien Gallus und Munk (der 5. Division), vorwärts Raum zu gewinnen, wurde mit starkem Verlust vereitelt; auch die Batterie Benecke (Armee-Reserveartillerie) vermochte sich an den vordersten Gehöften von Ober-Dohalitz nicht zu behaupten; die beiden anderen Batterien der 5. Division verschossen ihre gesamte Munition. Im höchsten Grade nachteilig machte sich die Schwierigkeit ihrer Ergänzung geltend, weil es aus Mangel an Übergängen über die Bistritz nur einer Batterie möglich gewesen war, ihre Wagen über den Bach hinüberzuziehen. Auch hier strafte sich das Fehlen der Pioniere schwer. So vermochte auf dem rechten Flügel der I. Armee die Artillerie ihrer Aufgabe nicht zu genügen. Trotzdem sollte jetzt eine Entscheidung herbeigeführt werden.

Prinz Friedrich Karl hatte seine beiden Rückhaltsdivisionen nicht bloß über die Bistritz gezogen, um hinter dem Holawalde in Bereitschaft zu bleiben, sondern er beabsichtigte mit ihnen die Höhen von Lipa zu stürmen. Nur mit Mühe vermochte General v. Moltke den dem General v. Manstein um $1^1/_2$ Uhr nachmittags erteilten Angriffsbefehl rückgängig zu machen. Dieser

Digitized by Google

aber hatte schon einen Beginn der Ausführung erhalten. Schon vor Mittag war das Füsilierregiment Nr. 35 an der Spitze der 6. Division in eine Bereitschaftsstellung hinter dem Walde gerückt und hatte unter den unerquicklichen Eindrücken der aus ihm zurückkehrenden Verwundeten der darin kämpfenden Truppen gelitten, die die Lage möglichst ungünstig schilderten. Als einzelne versprengte Trupps meldeten, sie seien die letzten ihrer Regimenter und der Wald sei nicht mehr besetzt, ließ Oberst v. Rothmaler, der bisher die Front gegen die Lücke zwischen dem Wald und Unter-Dohalitz gehabt hatte, sein I. und II. Bataillon gegen den Wald schwenken. Zu dieser Zeit forderte der Oberquartiermeister der Ersten Armee, Generalmajor v. Stülpnagel, den General v. Manstein auf, das Gehölz, „in welchem Truppen der 8. Division lange und hartnäckig gekämpft und dasselbe endlich verlassen hatten, für etwaige Eventualitäten von neuem zu besetzen".*) General v. Manstein ging darauf ein. Um $1^1/_4$ erhielt Oberst v. Rothmaler den Befehl, den südöstlichen Waldrand zu nehmen und zu halten. Er befahl dem III. Bataillon, auf der westlichen Schneuse in erster Linie vorzugehen, dem II., auf der mittleren als Staffel rückwärts zur etwaigen Verlängerung nach links und zur Unterstützung zu folgen und dem I. als Rückhalt zu dienen. Die 12., gefolgt von der 9. Kompagnie, arbeitete sich zwischen Ober-Dohalitz und der westlichen Schneuse durch das dichte Unterholz, auf dieser selbst marschierten 10. und 11. Kompagnie, bis sie bald durch die sie bestreichenden Granaten genötigt wurden, sie zu verlassen. Ungeachtet die Bataillone auf keinen Feind stießen, machten sich die auflösenden Elemente der Lage auf sie in gleichem Maße, wie bei allen früher eingetretenen Truppen, geltend.

Als Oberstleutnant v. Valentini, ein Offizier, dessen Heldenhaftigkeit auch nicht dem geringsten Zweifel unterliegt, das Vorgehen des 35. Regiments und die Anwesenheit der 6. Division hinter dem Walde sah, hielt er dessen Besitz für durchaus gesichert und das weitere Verbleiben der ihm unterstellten Bataillone augenblicklich nicht für geboten, umsoweniger, als durch jene Truppen der ganze Raum im und nordwestlich vom Walde durchaus überfüllt war. Um die durch ihre Verluste geschwächten und durch Versprengte anderer Truppenkörper untermischten Bataillone wieder zu gefechtsfähigen Körpern zu gestalten, beschloß er, sie hinter die Bistritz zurückzuführen und veranlaßte Leutnant v. Schrader, ihm mit den gesammelten Resten des F./31 zu folgen. Auf dem Marsche dorthin erhielt Oberstleutnant v. Valentini vom Generalmajor Graf v. der Groeben, Kommandeur der 3. leichten Kavalleriebrigade des Kavalleriekorps, der ihm als Kommandeur der 8. Kavalleriebrigade zu Friedenszeiten aus der gemeinsamen Erfurter Garnison persönlich bekannt war, die Weisung, über Sadowa an den Fuß des Roskosberges zurückzugehen, wo sich angeblich alle Versprengten der 15. Brigade sammeln sollten.

---

*) Bericht der 6. Infanteriedivision.

Digitized by Google

Diese Bewegung gab den Anlaß zu einer vollständig irrtümlichen Auffassung über die Lage im Holawalde seitens der höchsten an Ort und Stelle anwesenden preußischen Truppenführer. Nur durch sie kann die im Eingang erwähnte, im Kriegstagebuch der 4. Division enthaltene Meldung des Generals v. Horn, „daß er den rechten Flügel des Waldes hätte aufgeben müssen", entstanden sein. Der Standpunkt, wo sich der General zu dieser Zeit aufhielt, ist nicht festzustellen. Auf dem rechten Flügel selbst kann er nicht gewesen sein, sonst würde er sich davon überzeugt haben, daß General v. Bose mit seinen Truppen hier unentwegt aushielt und an Aufgeben seiner Stellung nicht dachte. Es ist ferner mit Bestimmtheit anzunehmen, daß General v. Horn auch das Zurückgehen des Oberstleutnants v. Valentini nicht mit eigenen Augen wahrgenommen hat, denn sonst würde er, wie ein Augenzeuge aus seinem Stabe bestimmt versichert, bei der Strenge, mit der er seinen wiederholt erteilten Befehl, daß alle aus dem Walde herauskommenden noch kampffähigen Mannschaften gesammelt und sofort wieder vorgeführt werden sollten, sicherlich den Rückmarsch von Abteilungen in der Stärke von je 1/2 Bataillon nicht gutgeheißen haben. Auch würden diese Truppen in ihren Berichten gewiß nicht unterlassen haben, zu ihrer Rechtfertigung die Genehmigung des eigenen Divisionskommandeurs anzuführen, wenn sie ihnen erteilt worden wäre. General v. Horn kann also nur durch Meldungen dritter Personen, die vielleicht den Abmarsch Valentinis beobachtet und seine Folgen kleinmütig überschätzt hatten, zu seiner irrtümlichen Auffassung der ungünstigen Lage auf dem rechten Flügel gekommen sein. Da er nach dem Kriegstagebuch der 4. Division die Mitteilung davon persönlich gemacht hat, so ist es höchst wahrscheinlich, daß sich General v. Horn vorübergehend aus dem Walde zu den hinter diesem anwesenden höheren Offizieren des II. Armeekorps begeben hatte, um mit ihnen die Gefechtslage zu besprechen und die Gefahr zur Anschauung zu bringen, die der Verlust des Holawaldes für den weiteren Verlauf der Schlacht haben mußte. Dabei mag er die ihm gemachte Meldung von dem Abzug Valentinis mitgeteilt haben, es ist aber unwahrscheinlich, daß er selbst daraus die Folgerung gezogen habe, der Verlust des Waldes auf dem rechten Flügel wäre bereits eingetreten. Von den zahlreichen befragten noch lebenden Offizieren der damaligen 8. Division erinnert sich niemand, nicht einmal einer der Adjutanten, einer dem ganzen Charakter des heldenmütigen Generals widersprechenden Äußerung in diesem Sinne.

In ihrem Gefechtsbericht schwächt übrigens die 4. Division die Angabe ihres Tagebuches über die Mitteilung des Generals v. Horn durch den Zusatz ab, daß sie „jedoch auf einer falschen Meldung beruht haben muß". Da in dem Bericht des Generalkommandos II. Armeekorps von einer Meldung des Generals v. Horn über Räumung des Waldes auf seinem rechten Flügel nichts erwähnt ist und, wenn man bedenkt, wie leicht dem Gedächtnis der wörtliche, ja nur der genaue Inhalt einer mündlichen Meldung entschwindet,

Digitized by Google

besonders wenn andere aufregende Ereignisse zwischen der Meldung und der schriftlichen Berichterstattung liegen — in diesem Falle das spätere Zurückgehen der 21er und der ganze weitere Verlauf der Schlacht —, so kann man mit Fug und Recht annehmen, daß die 4. Division in ihrem späteren Bericht und Tagebuche den Glauben für die Tat genommen hat. Viel näher liegt die Vermutung, daß bei dieser Kommandobehörde die Ansicht, der Waldrand sei in Besitz des Feindes gelangt, den Darstellungen des zurückgekehrten I./21 entsprossen ist, von dem die Division doch ohne Zweifel Meldungen über die Lage eingezogen haben wird. Endlich spricht für die Wahrscheinlichkeit, daß General v. Horn die Mitteilung in der Form, wie sie im Tagebuch der 4. Division aufgezeichnet steht, tatsächlich nicht gemacht hat, der Umstand, daß er durch eigene Anschauung wußte, daß im Notfall zu seiner unmittelbaren Unterstützung die 6. Division dicht hinter dem Nordwestrand des Holawaldes stand und daß die 5. Division von Unter-Dohalitz aus jederzeit bereit gewesen wäre, durch eine Flankenbewegung den bedrohten Flügel zu schützen.

Die Natur des Waldgefechtes macht es schwer, ja unmöglich, daß der höhere Führer jederzeit von einem rückwärtigen Standpunkte aus über den Stand des Gefechts in vorderster Linie und über die zweckmäßige Verteilung der Truppen in fortdauernder Kenntnis erhalten wird. Infolge der Meldung von der ungünstigen Lage auf seinem rechten Flügel sprengte daher General v. Horn sofort nach Ober-Dohalitz und kam hier gerade rechtzeitig an, um der Entwicklung eines größeren österreichischen Angriffs auf seine Stellung beizuwohnen. Bei der Abwehr kamen auch Truppen der 5. Division zur Tätigkeit. Denn auch sie hatte schon vor Mittag Vorbereitungen zu dem von Prinz Friedrich Karl beabsichtigten Angriff getroffen. Das an der Spitze der 10. Brigade befindliche Infanterieregiment Nr. 18 hatte sich mit dem I. Bataillon aus dem engen südlichen Ausgang von Unter-Dohalitz östlich von der nach Dohalitzka führenden Straße zwischen zwei Batterien der 3. Artilleriebrigade entwickelt; das II. nahm teils in, teils westlich von Unter-Dohalitz Stellung, während das Füsilierbataillon mit dem Auftrage, die linke Seite der Division zu decken, am Ostausgang des Dorfes den Hohlweg besetzte, in dem der nach Ober-Dohalitz führende Weg anfangs läuft; das Bataillon sollte aus seiner Stellung für den Fall eines feindlichen Vorgehens die Umfassungen sowohl von Unter- wie von Ober-Dohalitz der Länge nach bestreichen. Bald nach Einnahme seiner Stellungen erhielt das Regiment die Benachrichtigung, daß ein Angriff vorläufig nicht stattfinden sollte, daß es aber mit der in der Richtung nach Sadowa stehenden 6. Division die Verbindung aufzunehmen und zu unterhalten hätte. Auf Befehl des Divisionsführers, Generalmajor v. Kamienski, rückte hierzu das Füsilierbataillon nach Ober-Dohalitz; nur die 9. Kompagnie blieb am Ostausgang von Unter-Dohalitz, die 10. im Hohlweg stehen; die 11. und 12. besetzten die südlich des Dorfteiches von Ober-Dohalitz gelegenen Gehöfte und schoben je einen

Digitized by Google

Zug an die Südost- und Südwestecke vor; die geschlossenen Züge der 11. stellten sich am Damme hinter dem Teich gedeckt auf. Da die beiden geschlossenen Züge der 12. Kompagnie gegen das furchtbare Granatfeuer in den Gärten keine Deckung zu finden vermochten, zog es der Kompagnieführer vor, mit ihnen, auf allen vieren kriechend, von Deckung zu Deckung bis auf 400 Schritt sich an die feindliche Batteriestellung heranzuschleichen und sie mit Wirkung zu beschießen. Als aber nach einiger Zeit das südöstlich von Dohalitzka stehende I./49, durch das Feuer der eigenen Batterien im Rücken belästigt, auf Mokrowous abzog, war die weit vorgeschobene 12./18 in ihrer rechten Seite ganz entblößt und schwebte vollständig in der Luft. Der Kompagnieführer beschloß daher, wieder nach dem Westausgang von Ober-Dohalitz zurückzugehen. Während des Abzuges wurde er von vorgehender österreichischer Infanterie, allerdings ohne Wirkung, beschossen.

Das Abweisen der Vorstöße der 61er, der 21er und der Füsilierbataillone der 15. Infanteriebrigade hatte unter den österreichischen Truppen der ersten Linie die Überzeugung gezeitigt, jetzt wäre der richtige Augenblick gekommen, zur allgemeinen Offensive vorzugehen. Eine große Ungeduld bemächtigte sich der Gemüter. Aber der Feldzeugmeister zögerte noch immer. Auch Erzherzog-Ernst, von Kampfesmut hingerissen, faßte um 1 Uhr den Entschluß, mit seinem Korps vom rechten Flügel aus zum Angriff überzugehen. Aber auf seine Anfrage beim Armee-Hauptquartier erhielt er eine abschlägige Antwort. Um dieselbe Zeit wurde, da sich die in erster Linie kämpfenden Abteilungen des Infanterieregiments Nr. 44 in stundenlangem Schützengefecht fast vollständig verschossen hatten, von Oberst Kirchsberg der Treffenwechsel angeordnet, und die 10. Division des Infanterieregiments Baron v. Heß Nr. 49, von dem bisher nur eine Kompagnie ins Gefecht gekommen war, löste zunächst die 44er am Rande der Hochfläche von Lipa ab. Fünf Stunden lang hatte das Regiment im Granatfeuer untätig gestanden. Sein Kommandeur, Oberst Baron Binder, glühte vor Begier, ebenfalls an den Feind zu kommen; der Umstand, daß diesem schon wiederholt der Austritt aus dem Walde verwehrt und daß letzterer bereits stundenlang von fünf Batterien beschossen worden war, ließ ihn an dem Erfolg eines kräftigen Angriffs, durch den alles mit fortgerissen werden würde, nicht zweifeln. Wiederholt bat er den Brigadekommandeur um Erlaubnis, die ihm aber bestimmt verweigert wurde, auch als er beim Vorgehen der 12./18 meldete, daß ein feindlicher Angriff von Ober-Dohalitz gegen seinen linken Flügel drohe. Der Brigadier wies ihn an, einen solchen an sich herankommen zu lassen und ihm erforderlichenfalls aus der Stellung durch einen Offensivstoß zu begegnen.*) Oberst Binder faßte dies aber als eine Genehmigung auf und setzte um $1^1/_2$ Uhr nachmittags sein Regiment gegen die Südostspitze des Holawaldes bei Ober-Dohalitz zum

*) Geschichte des 49. Infanterieregiments, S. 116.

Digitized by Google

Angriff an, das erste Treffen, gebildet von der 7. Kompagnie, der 5., 6., 10., 11. und 12. Division, das zweite aus der 1. und 2. Division und der 5. Kompagnie; die 6. und 8. Kompagnie blieben als Batteriebedeckung zurück. Unter lautem Jubelruf trat das Regiment die Bewegung an, vermutlich durch das Zurückweichen der 12./18 noch mehr zum Vorgehen angefeuert. Überzeugt, daß der schwache Angriff auf die starke preußische Mitte unmöglich gelingen konnte, versuchte ihm Oberst Kirchsberg Einhalt zu tun. Aber der betäubende Lärm des Geschützdonners, das Blasen und Schlagen des Sturmmarsches übertönte seine Bemühungen, und es gelang ihm nur, die fünf Kompagnien des I. und zwei des IV. Bataillons am Rande der Hochebene festzuhalten. Die anderen neun Kompagnien drangen, den Regimentskommandeur an der Spitze, im Sturmschritt entschlossen gegen den Angriffspunkt vor.

Als Oberst Graf Vetter das Vorgehen des 49. Regiments bemerkte, ließ er, im Glauben, es handele sich um einen allgemeinen Angriff, der höheren Ortes angeordnet wäre, auch für das 44. Regiment das Sturmsignal geben und führte in der Nähe der Kaiserstraße, selbst an der Spitze des I., in Divisionsmassen gegliederten Bataillons, gefolgt von dem in Bataillonsmassen formierten II. und III. Bataillon, das Regiment zum Angriff gegen den Holawald vor. Aber die beiden letzteren wurden während des Vormarsches durch einen Ordonnanzoffizier des Erzherzogs Ernst zurückgehalten.

Von dichten Schützenschwärmen verschleiert, stürmten die Kolonnen der 44er, denen sich 3. Jäger anschlossen, begeistert unter den Klängen der Regimentsmusik zunächst gegen das von ihnen in der vorigen Nacht benutzte Laubhüttenlager vor, fanden hier einigen Schutz, nahmen einige Versprengte der 8. Division und des 61. Regiments gefangen und drangen weiter gegen den vorspringenden Fichtenwald (6) vor; dann ging es, trotzdem sie von 300 Schritt ab durch heftiges Schnellfeuer empfangen wurden, gegen den Wald weiter. Die Schützen aller von der Einbuchtung (A) bis zur Straße längs des Waldrandes liegenden Kompagnien der 8. und 4. Division traten ihnen mit Schnellfeuer entgegen; zwei Divisionsmassen gingen gegen die 12./61 in der Ostecke des Hochwaldstückes (3) vor. Das feindliche Geschützfeuer ließ nach, je mehr sich die österreichischen Sturmkolonnen dem Waldrande näherten; dadurch wurde es der 7. und 12./61 und der 5./72 möglich, am Waldrande in Linie aufzumarschieren und durch ihr Schnellfeuer die schneidig vorrückenden feindlichen Reihen zu zerschmettern; immer wieder schlossen sie sich zusammen und kamen bis auf 100 Schritt an den Wald heran — da stutzten sie, der Bataillonskommandeur fiel, noch ein kurzes Feuergefecht, dann löste sich die Ordnung und das tapfere Bataillon, in Front und linker Flanke von einem Geschoßhagel überschüttet, wich unter schweren Verlusten längs der Straße am Abhange der Lipaer Höhe zurück. Ihnen nach unter Hurraruf stürmte Premierleutnant Zingler mit dem geschlossenen Teil der 7. Kompagnie 61, als Schützen zu beiden Seiten begleitet von der 12. und 10/61, bis in das

Digitized by Google

Hüttenlager vorwärts und verfolgte sie durch Feuer. Dem Versuch, weiter gegen die Lipaer Batterien vorzustoßen, wurde durch das vom Walde ertönende Signal: „Langsam zurück!" ein Ende gemacht. Die Kompagnien kehrten wieder in ihre Stellungen im Walde zurück, außer den Leutnants Henckel und v. Leipziger mit Schützenschwärmen der 7. und 10./61, die das Signal nicht gehört hatten und sich im Laubhüttenlager einnisteten. Hier machten sie eine Anzahl Mannschaften des 44. Regiments mit einem verwundeten Stabsoffizier zu Gefangenen. Das I. Bataillon dieses Regiments hatte zur Deckung seines Abzuges eine Schützenkette zurückgelassen, die, nachdem sie durch die 3. Feldjäger auf der Lipaer Hochfläche aufgenommen war, eingezogen wurde. Das Bataillon wurde seitwärts und rückwärts von Lipa gesammelt und schloß sich den dort stehenden beiden anderen an.*)

Mit nicht geringerer Begeisterung und Tapferkeit erfolgte unter persönlicher Führung des Obersten Binder, der vorausreitend unausgesetzt seine Mannschaften anfeuerte, der Angriff des 49. Regiments auf dem entgegengesetzten Flügel gegen die Spitze des Dorfes Ober-Dohalitz; ein Teil konnte die dahin führende Wiesenniederung zu besserer Deckung benutzen. Sobald diese aber verlassen werden mußte, traten die Divisionskolonnen auf 400 Schritt in den Feuerbereich der an der Häusergruppe südlich des Dorfteiches eingenisteten beiden Züge der 11. und 12./18. Regiments, dessen 10. Kompagnie vom Hohlwege bei Unter-Dohalitz flankierend mitwirkte. Weiter links traf General v. Bose, der das Herannahen von Anfang an beobachtet hatte, in vollster Ruhe seine Anordnungen zur Abwehr, von den Regiments- und Bataillonskommandeuren unterstützt. Als das feindliche Geschützfeuer jetzt nachließ, wurden die rückwärtsstehenden Kompagnien so weit vorgezogen, daß sie ein möglichst günstiges Schußfeld hatten; am vorteilhaftesten stand 8./31 an der äußersten Südostecke von Ober-Dohalitz, rechts von ihr die 5. und 3./31 sowie Teile der 2./61 und einzelne Züge des II./61 unter Führung des Majors v. Beckedorff, links, mehr zurückgezogen, die anderen Kompagnien II./31 in ihrer bisherigen Reihenfolge; vom I./31 konnten die 2. und ein Halbzug der 1. Kompagnie mitwirken. Zum Teil waren die Mannschaften zu vier Gliedern aufgestellt. General v. Bose gab strengen Befehl, daß die feindlichen, ebenfalls mit klingendem Spiele, aber ohne Schützen vorgehenden Kolonnen bis auf 300 Schritt herangelassen würden und daß kein Schuß ohne Kommando abgegeben werden dürfe. Dann aber entwickelte sich aus dem Dorfe und Waldrande ein wohlgezieltes, von Minute zu Minute sich steigerndes Feuer, viergliederige Salven, gefolgt von Schnellfeuer. Generalleutnant v. Horn, der gerade hier eingetroffen war, schickte einen Teil der 6./61, den er in der bei Ober-Dohalitz vorspringenden Waldecke fand, nach den äußersten Häusern vor, um auf eine dagegen vordringende Division mit-

*) Regimentsgeschichte S. 441 und 442.

Digitized by Google

zuwirken. Trotz des furchtbaren Feuers von allen Seiten rückte das Regiment Nr. 49 noch 200 Schritt vor, Hunderte auf seinem Wege tot oder verwundet liegen lassend; verschiedenen Offizieren wurden die Pferde unter dem Leibe erschossen. Eine auf dem äußersten linken österreichischen Flügel in der Wiesenschlenke gegen den Südostrand des Waldes vorrückende Division wurde von den Schützen der 6. und 7./49, die aus einem Baumgarten an der Südspitze des Dorfes in einer Mulde weiter vorgegangen waren, flankierend, sodann von der 9. und einem vorgezogenen geschlossenen Zug der 11. Kompagnie Regiments Nr. 49, sowie von den Schützenzügen des I. und II./42, die sich ihnen angeschlossen hatten und, wie schon erwähnt, von Schützen des F./18 mit so heftigem Schnellfeuer empfangen, daß sie wich. Als auch der schon früher verwundete Oberst Binder, von zwei Kugeln zu Tode getroffen, vom Pferde sank, geriet der Anlauf der übrigen Divisionen ins Stocken und alles machte kehrt, um Deckung zu suchen. Nur mit Mühe wurde die Fahne, von der drei Träger erschossen wurden, gerettet.

Noch anderer Truppenteile des III. preußischen Armeekorps ist bei Abweisung dieses Angriffs zu gedenken. Dem Linksabmarsch der 11. und 12./18 nach Ober-Dohalitz war I./18 bald in einer kleinen Bodensenkung vorwärts der eigenen Batterien gefolgt und hatte sie noch vor dem Vorgehen der 12. Kompagnie im Dorfe eingeholt. Da die Häuser wenig Schutz gewährten und Verluste eintraten, zog sich das Bataillon auf dem Damme am Teiche links und stellte sich hinter den nördlich gelegenen Gebäuden auf. Als es verlautete, Truppen des II. Armeekorps befänden sich in dem angrenzenden Eichenwald (11 und 12) mit feindlicher Infanterie im Gefecht, rückte zunächst die 3. Kompagnie mit linksum hinein, nahm den vordersten Zug vor, fand aber den Waldrand und jenseit des vorliegenden, tief eingeschnittenen Weges das hohe Kornfeld von einer Kompagnie 31er besetzt, neben der ihre Schützen sich einschoben, während die beiden geschlossenen Züge auf dem rückwärts befindlichen Gestell blieben. Feindliche in der Annäherung begriffene Infanterie konnte wegen zu großer Entfernung nicht beschossen werden. Auf die Nachricht hiervon rückte auch 2./18 in den Wald und stellte einen Zug links neben dem der 3. Kompagnie im Waldrande auf; als nun zwei Bataillone des österreichischen 49. Regiments angriffen, wurde noch ein Zug in die Feuerlinie vorgenommen; die 4. Kompagnie verlängerte mit zwei Zügen den linken Flügel, die die erste vorgehende feindliche Linie erfolgreich in ihrer rechten Seite beschossen, während gegen ihre Front neben den übrigen hier verteilten Kräften eine Kompagnie 71 auf 200 Schritt besonders wirksam wurde. Die zweite österreichische Linie wurde schon auf weitere Entfernung zur Umkehr gezwungen. Nach dem Abweisen des Angriffs vereinigte sich I./18 in Sadowa, um dann wieder nach Unter-Dohalitz vorzumarschieren. Die furchtbar zusammengeschossenen Abteilungen des österreichischen 49. Regiments sammelten sich in einer Bodensenkung am Fuße der Lipaer Hochfläche, um dann hinter das

Digitized by Google

44. Regiment in das zweite Treffen zurückgeführt zu werden. Auf dem Höhenrande in der Batterielinie blieb das I./49 und die 8. Kompagnie.*) Zur Aufnahme der Brigade Kirchsberg hatte Erzherzog Ernst bereits bei Beginn ihres Vorgehens für den Fall eines unglücklichen Ausgangs die Brigade Prochazka ihr langsam folgen lassen. Hinter sie rückte später die Brigade Kirchsberg in das zweite Treffen des Korps. Das 44. Regiment hatte 13 Offiziere, 438 Mann im ganzen, das 49. 3 Offiziere, 221 Mann an Toten, 16 Offiziere 484 Mann an Verwundeten, das 3. Feldjägerbataillon 14 Offiziere, 335 Mann, die Brigade also 46 Offiziere, 1478 Mann, etwa 25 v. H. ihrer Stärke verloren.

Ein neuer furchtbarer Granathagel ergoß sich nach dem Rückzug der Brigade Kirchsberg über den Holawald. „Die Truppen in der vordersten Linie und die dahinter stehenden geschlossenen Abteilungen", so berichtet General v. Horn, „wurden derartig von Granaten überschüttet, daß nur durch die Energie und das vorzügliche Beispiel der Offiziere es möglich war, die Leute an diesem gefährdeten Punkte zum Ausharren zu bewegen. Die Generale v. Bose und v. Schmidt trugen durch ihr persönliches Verhalten wesentlich dazu bei, daß alle Versuche des Feindes, die Lisiere wieder zu nehmen, scheiterten."

So war der gegen den Holawald unternommene, mit großer Entschlossenheit durchgeführte Angriff der Österreicher an der Standhaftigkeit und Tapferkeit der vereinigten Verteidiger der 4. und 8. Division unter persönlichem Oberbefehl des Kommandeurs der letzteren gescheitert. Der Beweis war geliefert, daß trotz des stundenlangen, untätigen Ausharrens unter entnervenden Eindrücken jeder Art die Tatkraft der Thüringer, Pommern und Polen noch keineswegs gebrochen, sondern noch fortdauernd neuen Proben gewachsen war.

10. Bis zum Eintreffen der Zweiten Armee.

Bald nach dem Abweisen des Angriffs der Brigade Kirchsberg erreichten die vordersten Abteilungen des Füsilierregiments Nr. 35 den Südostrand des Holawaldes. Die Kompagnien des III. Bataillons machten auf der nördlichsten der beiden von Ober-Dohalitz zur Kaiserstraße führenden Querschneusen nebeneinander in den Gräben halt; die 12. wurde nach dem Waldrande vorgeschoben, an dem sie ihren Schützenzug unter Leutnant Schnackenburg ausschwärmen ließ; nachdem das II. Bataillon in gleicher Höhe mit dem III. eingetroffen war, nahm es die 7. Kompagnie bis an die Grenze der Ausbuchtung (A) vor, in deren niederem Gestrüpp ihre Schützen ausschwärmten. Zur Vorbereitung des Angriffs wurde demnächst die 5. Kompagnie links von der 7. in gleiche Höhe, noch weiter links später die 6. vorgezogen, die 8. blieb nahe der mittleren Schneuse zur Unterstützung zurück, das I. Bataillon bildete im nordwestlichen Teil des Waldes geschlossen den Rückhalt.

*) Geschichte des österreichischen 49. Infanterieregiments, S. 116 und 117.

Digitized by Google

Die Lage, die die 35er vorfanden, schildert ihre Regimentsgeschichte mit folgenden Worten: Trotz der starken Verluste „blieb die Wirklichkeit hier vor uns noch weit hinter den schlimmen Vorstellungen zurück, welche durch die bisherige Unsicherheit entstanden waren. Noch lagen zahlreiche verstreute Schützenlinien der 4. und 8. Division dem Feinde gegenüber, welcher keinen Mann Infanterie sehen ließ. Wohl 1½ Stunden harrte das Regiment in dieser Stellung aus." Denn inzwischen war das, wie bemerkt, durch Moltke veranlaßte Verbot, den Angriff fortzusetzen, eingegangen. —

Inzwischen waren gegen 1¾ Uhr nachmittags die Reste des I./21 nach seinem verunglückten Vorstoß bei der Bereitschaftstellung der 4. Division nördlich des Waldes eingetroffen. Der durch ihre Schilderungen von dem Stande des Gefechts vorwärts und durch ihre Verluste hervorgerufene Eindruck auf den kommandierenden General scheint ein sehr starker gewesen zu sein. Auf seine Veranlassung mußte das Bataillon „wegen Überfüllung des Raumes hinter dem Walde (hier stand jetzt auch die 6. Division. A. d. V.) über die Bistritz zurückgehen".*) Mit blutendem Herzen wurde der Marsch angetreten. „Nach vorwärts wollen wir!" baten die mit 31ern und 71ern vermischten Leute. Gleichzeitig vollzog sich auch der Rückzug des Oberstleutnants v. Valentini mit den Resten der beiden F.-Bataillone 31 und 71. Bald darauf trat aber auch der größte Teil des Infanterieregiments Nr. 61, mit Ausnahme der auf dem äußersten rechten Flügel des Waldes stehenden Teile der 2., 3. und 6. Kompagnie, rückwärts heraus. Diesen Abzug aus dem Walde übergeht das Generalstabswerk und auch General v. Lettow-Vorbeck mit Stillschweigen. Die Tagebücher und Berichte der Kommandobehörden und Truppen lassen aber darüber keinen Zweifel. Nach dem Tagebuch der 4. Division schickte Oberst v. Michaelis einige Kompagnien seines F.-Bataillons aus dem Walde als unnütz zurück, „weil sie zu exponiert waren"; wahrscheinlich hatten sich die österreichischen Batterien gut eingeschossen und man durfte hoffen, durch Ortsveränderung die Verluste zu verringern. Der Gefechtsbericht der 4. Division fügt hinzu: „Dies machte irrtümlicherweise den Eindruck, als ob man sich im Walde nicht mehr halten könnte." Nach dem Bericht des Regiments wurden die 61er durch 32er abgelöst und kehrten hinter den Wald zurück; das F./61 gibt an, daß, als die 12. Kompagnie von ihrem Gegenstoß auf die Brigade Kirchsberg wieder an den Waldrand zurückgegangen war, sie dort die 2./31 vorgefunden hätte: das Bataillon wäre durch Regiment 31 abgelöst worden und hinter den Wald zurückgegangen. Daß die auf dem äußersten rechten Flügel des Waldes nahe bei Ober-Dohalitz stehende 2./31 nach dem entgegengesetzten Flügel verschlagen sein sollte, erscheint nicht wahrscheinlich. Nach Hennings Geschichte des 61. Regiments war der Hergang folgender: Das Nachstoßen der 7., 10. und 12. Kompagnie durch das Hüttenlager wurde, wie

*) Schreiber, Geschichte des 21. Infanterieregiments.

Digitized by Google

schon erwähnt, durch das von rückwärts ertönende Signal: Langsam zurück! gehemmt. „Der Befehl hierzu war von Generalleutnant v. Schmidt ausgegangen, auf dessen Anordnung das Regiment, um durch frische Truppen (72er) ersetzt zu werden, aus der Feuerlinie herausgezogen und hinter dem Walde gesammelt und formiert werden sollte." Der Abzug wurde in voller Ruhe und Ordnung ausgeführt. Nur die Leutnants Henckel und v. Leipziger blieben mit Teilen ihrer Züge auch ferner im Hüttenlager liegen. Diese Darstellung dürfte den tatsächlichen Verhältnissen entsprechen. Denn auch der Bericht der 16. Infanteriebrigade äußert sich dahin, daß Oberst v. Michaëlis dem im östlichen Teil des Waldes befehligenden Generalmajor v. Schmidt gemeldet, auf Befehl des kommandierenden Generals II. Armeekorps solle er sein Regiment hinter dem Holze sammeln.

Nach Böttichers „Teilnahme des 1. Thüringischen Infanterieregiments Nr. 31 am Kriege 1866" soll der Abzug der 61er erst das Zurückgehen der Füsilierbataillone der 15. Brigade aus dem Walde veranlaßt haben, die sich „in dem Glauben, es fände eine allgemeine rückgängige Bewegung statt, dem Zurückgehen" anschlossen. Da es sich nicht feststellen läßt, ob die Thüringer oder die Pommern früher den Rückzug angetreten haben, so bleibt die Frage, ob und wer von beiden den anderen beeinflußt hat, eine offene.

Gegen 2 Uhr traf Oberstleutnant v. Valentini mit den Resten von F./31 und F./71, sowie das I./21 am Fuße des Roskosberges beim Großen Hauptquartier ein. Hier hatte um 1½ Uhr der von einer Erkundung zurückgekehrte Chef des Generalstabs der Ersten Armee, General v. Voigts-Rhetz, die Meldung vom Eingreifen des Kronprinzen überbracht. Da aber schon wieder längere Zeit verstrichen war, ohne daß sich von dem verhältnismäßig niedrig gelegenen Standpunkt des Königs aus davon etwas wahrnehmen ließ, so war die Beunruhigung über den Ausgang der Schlacht noch keineswegs gewichen, und die innere Erregung des Königs gab sich in der überaus ungnädigen Weise kund, mit der er den zurückgehenden Truppen entgegentrat, bevor er über die näheren Umstände aufgeklärt worden war. In betreff der Einzelheiten dieses Vorganges verweise ich auf die Darstellungen des Generals v. Lettow II. S. 467 und Heros v. Borckes S. 84 ff.

Der Abzug der 61er war eine schwere Prüfung für die im Walde zurückbleibenden Truppen. „Es trat für die 8. Division ein kritischer Moment ein, als die Meldung eintraf, daß das II. Armeekorps (Division Herwarth) seine Truppen zurückziehen würde, was auch bald darauf geschah. Es lag nun das ganze Gewicht der schweren Aufgabe auf den Truppen, welche seit fünf Stunden im Granatfeuer um ihre Führer ausgeharrt hatten." So heißt es im Gefechtsbericht der 8. Division. Natürlich durchdrang die Gemüter der am Waldrand zurückgebliebenen Leute ein Gefühl der Beklemmung, als sie ihre Kameraden von ihrer Seite verschwinden sahen. So gar manchem stieg der heiße Wunsch in der Seele empor, ihnen zu folgen, zumal nach dem

Digitized by Google

Abschlagen des Angriffs der Brigade Kirchsberg die österreichischen Batterien mit verdoppelter Wut ihre Geschoßgarben auf den Wald zu streuen begonnen hatten. Aber die Offiziere, vor allem der Kommandeur der 16. Brigade, verstanden die Mannschaften auf ihren Posten festzuhalten und sie zu ermuntern, ihren Platz bis auf den letzten Mann zu behaupten, koste es was es wolle. Gerade um diese Zeit hatte das 35. Regiment durch sein Vordringen mitten im Walde die Lücke zwischen den beiden Flügeln der 8. Division wieder ausgefüllt.

Das Zurückziehen der 61er machte eine Veränderung in der Besetzung des Waldrandes auf dem linken Flügel erforderlich. Mit Genehmigung des Generalmajors v. Schmidt ließ der Kommandeur des 72. Regiments, Oberst Graf Gneisenau, die ersteren durch sein II. Bataillon ablösen; die 6. Kompagnie besetzte den äußersten linken Flügel an der Straße, an sie wurde die 5. herangezogen, an deren rechten Flügel sich die 8. schloß, ohne daß ein unmittelbarer Zusammenhang zwischen den Kompagnien hergestellt war. Die durch zwei Züge des F./72 und Versprengte anderer Regimenter wesentlich verstärkte 7. Kompagnie bildete geschlossen den Rückhalt für die erste Linie. Da das vorspringende Waldstück (6) rechts unbesetzt blieb, wurde hierfür die 9. Kompagnie (Premierleutnant Koehnemann) zur Ablösung der 10./61 vorgeschoben.

Aber das untätige Stilliegen tat nicht gut. Um die Kampfesluft der Truppen anzufrischen, genehmigte Generalmajor v. Schmidt einen Vorstoß gegen die feindlichen Batterien, der in erster Linie an der Kaiserstraße durch die 6. Kompagnie, von der 10. und 11. in zweiter unterstützt, ausgeführt werden sollte; die 12. sollte zur Aufnahme an dem Lipa zunächst gelegenen Quergestell Aufstellung nehmen. Gleich nach Einleitung dieser Bewegung nötigte eine Quetschwunde durch Granatsplitter den Grafen Gneisenau, die Truppe zeitweise zu verlassen. Hauptmann v. Hanneken ging unter Trommelschlag mit der 6. Kompagnie zuerst westlich der Straße vor und überschritt sie dann, um sich dem heftigen Kartätschfeuer der Kavalleriebatterie 8./VIII mehr zu entziehen. Seitdem die Kavalleriebatterie 7./VIII nachmittags nach dem Hang nordwestlich von Chlum vorgefahren war, um über Cistowes hinweg gegen den Swiepwald zu wirken, konnte man östlich von der großen Straße unter geringerer Belästigung vorgehen. Die Kompagnie rückte der Batterie 8./VIII bis auf wenige hundert Schritt auf den Leib, als feindliche Jäger, vermutlich von der Brigade Prochazka, zu ihrer Linken erschienen. Ihr wohlgezieltes Feuer nötigte den Hauptmann v. Hanneken, nach dem Walde zurückzugehen, bevor die noch viel zu weit entfernten Füsilierkompagnien ihn unterstützen konnten.

Bald darauf fand Premierleutnant Koehnemann, der von dem Standpunkt der 9. Kompagnie aus persönlich nach dem den Überblick über das Vorgelände verwehrenden, 350 Schritt dem hochstämmigen Walde vorgelegenen ehemaligen Hüttenlager des 44. Regiments zur Erkundung vor-

Digitized by Google

gegangen war, darin Schützen der 7./61 und erfuhr von Leutnant Henckel den Mißerfolg der 6. Kompagnie; er konnte sich über Stellung und Stärke der feindlichen Batterien, von denen er nur das Feuer aufblitzen sah, ein ungefähres Bild machen. In der Meinung, man könne ihnen vorteilhafter von Westen her unter Benutzung einer Bodensenkung beikommen, erbat und erhielt er die Erlaubnis seines Bataillonskommandeurs, mit der Kompagnie nach Ablegung des Gepäcks in das Hüttenlager vorzukriechen; dort erkannte er, daß die feindlichen Batterien nicht mehr ausschließlich gegen den Holawald feuerten, sondern z. T. die Richtung mehr nach Osten genommen hatten. Obwohl die Gelegenheit, sich auf sie zu stürzen, günstig schien, mußte er doch darauf verzichten; denn seine Kompagnie wurde auf höhere Anordnung wieder in den Wald zurückgezogen, weil sie durch das Feuer der eigenen Artillerie gefährdet wurde.

Mittlerweile war nach 2 Uhr von seiten der 5. Division II./12 bis Ober-Dohalitz vorgezogen worden, um für den Fall einer Wiederholung des österreichischen Angriffs auf den rechten Flügel des Holawaldes zur Hand zu stehen oder für eine allgemeine Offensive bereit zu sein. Es hatte sich zunächst ebenfalls hinter dem Teichdamm aufgestellt, war aber wegen des unerträglichen Granatfeuers, unter Zurücklassung der 5. Kompagnie, in den nordöstlich gelegenen Dorfteil hinter die 18er eingerückt und fand darin verschiedene Abteilungen der 4. und 8. Division. Als später die Meldung einging, links im Walde zeige sich feindliche Infanterie, wurde die 7. Kompagnie zur Besetzung des Saumes hineingeschickt; diese kam aber nach kurzer Zeit wieder zurück, da sie ihn von Truppen der 8. Division reichlich besetzt gefunden hatte. Später versuchte das Bataillon durch das Dorf weiter vorzudringen, gelangte aber nur bis zur Mitte, da ihm hier General v. Bose davon als zwecklos dringend abriet.

Noch schien der Zeitpunkt zur Offensive der Ersten Armee nicht gekommen, wenngleich sich allmählich die Einwirkung des Kronprinzen auf ihren linken Flügel bereits geltend zu machen begann. Denn gegen den Swiepwald waren die feindlichen Angriffe ganz eingestellt, die österreichischen Truppen begannen abzuziehen. Dazu wurde es hohe Zeit, denn schon hatte die 1. Gardedivision sich um 2 Uhr der Hochfläche von Maslowed und dieses Dorfes bemächtigt, und das VI. preußische Korps war schon bis Sendrasitz vorgedrungen.

Vor Sadowa allerdings war von günstigen, diesen Tatsachen entspringenden Eindrücken nichts zu verspüren. Der Kommandierende des II. Korps, Generalleutnant v. Schmidt, scheint um diese Zeit vielmehr von nichts weniger als hoffnungs- und siegesfreudigen Anschauungen durchdrungen gewesen zu sein. Man hat versucht, seine pessimistische Auffassung der Lage den Anfängen der Geisteskrankheit zuzuschreiben, in die er nach nicht ge-

Digitized by Google

raumer Zeit verfiel. Aber General v. Lettow hat in seinem Werke*) nachgewiesen, daß auch sein Generalstabschef, General v. Kameke, seine Ansicht teilte. Der Mißerfolg und Rückzug des I./21, F./31 und F./71 aus dem Walde, bald darauf das Herausziehen des 61. Regiments und der wenig günstige Artilleriekampf des II. Armeekorps schienen sichere Anzeichen, daß der Wald auf die Dauer, namentlich einem feindlichen Angriff gegenüber, nicht zu halten sei. Das Anrücken der 6. Division nach dem Holawald und das Hineinschieben von Truppen ihrerseits, weit entfernt, dem Generalkommando Zuversicht einzuflößen, wurde, wie sich aus den Berichten herauslesen läßt, eher als störend empfunden, da sie sich zwischen die 3. und 4. Division eingefügt und dadurch eine einheitliche Leitung des II. Armeekorps fast unmöglich gemacht hatte. Alle diese Umstände mochten in der Seele des Kommandierenden den Wunsch gezeitigt haben, sein Korps aus dieser unerquicklichen Lage herauszulösen und wieder in die Hand zu bekommen. Den Ausschlag gab, nach den Berichten des Generalkommandos sowohl wie nach dem Tagebuch des Generalstabschefs, die Sorge um die Artillerie. Die der 4. Division war nach mehrfachen vergeblichen Versuchen, nördlich vom Walde aufzufahren, untätig im Grunde nahe der Bistritz aufgeprotzt stehen geblieben. Von der Artillerielinie bei Dohalitzka waren um 3 Uhr mehrere Batterien zur Munitionsergänzung über den Bach zurückgefahren, andere gelangten ebenfalls nicht zur Tätigkeit. „Es war klar," sagt der Bericht des Generalkommandos, „daß sie bei einem Rückzuge in Verlegenheit kommen konnten," zumal da der Brückenengweg bei Sadowa zeitweise gesperrt war. „Es war meine Pflicht, diesen Eventualitäten gegenüber die nötigen Anordnungen zu treffen." Während General v. Schmidt zu dem an der Bistritz eingetroffenen Prinzen Friedrich Karl einen Offizier schickte „mit der Bitte, daß die untätigen Batterien zu einer Aufnahmestellung zurückdirigiert werden möchten," ordnete er gleichzeitig, ohne eine Antwort abzuwarten und ohne einen Befehl dazu empfangen zu haben, selbständig den Vormarsch der noch im Rückhalt vorhandenen fünf Bataillone der 4. Division längs der Chaussee an, „um diese Bewegung in jeder Beziehung zu protegieren". Nach General v. Kamekes Auslassung hätte auch die Absicht des Generals v. Manstein, aus dem Walde südlich vorzustoßen, zu diesem Entschlusse des Generals v. Schmidt mit eingewirkt. Wenn aber im Tagebuch und Gefechtsbericht der 4. Division gesagt wird, daß einesteils wegen der vielen Verwundeten, die zurückgebracht wurden und des fürchterlichen Granatfeuers, andernteils infolge der Meldung des Generalleutnants v. Horn, daß er den rechten Flügel der äußeren Waldlisiere habe aufgeben müssen, der kommandierende General den Vorstoß seiner Reserven befohlen hätte, so kann der letztere Grund schon deshalb nicht auf seinen Entschluß bestimmend eingewirkt haben, weil die Meldung schon andert-

*) Bd. II. S. 498.

Digitized by Google

halb Stunden früher, gleich nach dem Abzug Valentinis erstattet sein muß und weil das spätere Abschlagen des Angriffs Kirchsberg den Beweis geliefert hatte, daß jene Meldung auf einem Irrtum beruht haben mußte. Die Annahme, daß sie erst nach dem Abweisen jenes Angriffs erstattet sein sollte, hat weder Hand noch Fuß, da sich der Kommandeur der 8. Division erst durch eigenen Augenschein davon überzeugt hatte, daß letztere sich tatsächlich noch immer im Besitz des Waldrandes befand. Wenn die 4. Division glaubte, diese Meldung als wirksame Begründung der immerhin auffallenden Rückzugsmaßregel ihres kommandierenden Generals anführen zu müssen, so handelte sie jedenfalls königlicher als der König, denn General v. Schmidt bediente sich in seinem Bericht dieses Grundes ebensowenig, als ihn General v. Kameke ins Feld führte. Für die völlig alleinstehende Auffassung der 4. Division spricht weder in den Berichten der Truppenteile noch in den Auslassungen von Augenzeugen oder in anderen Quellen auch nur die geringste Andeutung. Vor allen Dingen aber konnte aus taktischen Gründen der von Generalleutnant v. Schmidt längs der Kaiserstraße angeordnete Angriff unmöglich die Folge einer Meldung des Generals v. Horn sein, er habe den rechten Flügel des Waldsaumes aufgeben müssen. Denn das Gelingen eines solchen Angriffes war alsdann vollständig ausgeschlossen, da die Österreicher, wenn sie siegreich innerhalb des Waldes vordrangen, ihn rechtwinklig flankierten, während er gleichzeitig in der Front das übermächtige Artilleriefeuer zu überwinden hatte. Es wäre doch natürlich gewesen, die Truppen der 4. Division dem eingedrungenen Feinde entgegenzuführen, um ihn wieder aus dem Walde hinauszuwerfen. Die Anordnungen des Generalkommandos lassen sich in keiner Weise rechtfertigen, wenn es an die Richtigkeit der Meldung des Generals v. Horn glaubte.

Vor der Ausführung des Vorstoßes wurden die vier Batterien der Artillerie der 4. Division über die Bistritz zurückgeschickt. Der Angriff sollte östlich der Kaiserstraße längs des Waldes erfolgen, und zwar mit dem II. und F./21 im ersten, dem I. und F./9 im zweiten Treffen; das vom Roskosberg wieder herangezogene I./21 sollte als Rückhalt folgen. Vom 21. Regiment ging das II. Bataillon auf und neben der Straße, das F. links, vom 9. Regiment das F.-Bataillon westlich, das I. östlich der Straße vor. Die 21er nahmen die vier Flügelkompagnien vor, die unter heftigem Granatfeuer etwa bis auf 800 Schritt an die Lipaer Batterie herankamen. Kaum hatte das Vortreffen das Freie betreten, so hatte bei ihm das auf diese Truppen sich vereinigende Geschützfeuer so beträchtliche Verluste zur Folge, daß in augenblicklicher Abwesenheit des Generals v. Schmidt der Generalstabschef das weitere Vorrücken einstellen ließ, weil er die Überzeugung gewonnen hatte, daß in Anbetracht des sehr langsam vor sich gehenden Vordringens der 6. Division die Bataillone der 4. in ihrer Vereinsamung vernichtet worden wären. Er

Digitized by Google

befahl daher — und fand darin die Billigung des bald zurückkehrenden Kommandierenden — den Rückzug, und zwar sollte sich zunächst das erste Treffen schachbrettförmig durch das zweite hindurchziehen — ein unter der feindlichen Feuerwirkung kaum glückliches Manöver, das aber merkwürdigerweise ohne bedeutende Verluste ausgeführt wurde — allerdings mit großem Widerstreben seitens der Offiziere und Mannschaften und, wie es im Bericht der 4. Division heißt, „ohne daß weder der Divisionskommandeur noch die Truppe eine Notwendigkeit dazu erkennen konnten". Nur Hauptmann v. der Chevallerie blieb mit 5./21 eigenmächtig an der Ecke des Hochwaldes stehen, die übrigen Kompagnien und Bataillone seines Regiments erhielten um $3^1/_2$ Uhr von General v. Voigts-Rhetz, Generalstabschef der Ersten Armee, den Befehl, hinter die Bistritz zurückzugehen und den Übergang bei Sadowa zu besetzen. Das I. Bataillon ging zuerst über, das II. nahm mit der 6. und 7. Kompagnie Stellung hinter der Brücke, das F.-Bataillon kam nur bis an den südlichen Ausgang von Sadowa.

Als das erste Treffen sich durch das zweite hindurchzog, stand vom Colbergschen Regiment das I. Bataillon östlich der Straße in einem auch dort befindlichen Hüttenlager, das II. westlich; beide ließen im Zurückgehen ebenfalls je zwei Kompagnien als Vortreffen stehen. Kaum hatten sich durch sie die letzten Schützen 21. Regiments hindurchgezogen, als der Regimentskommandeur auf den Höhen zwischen Cistowes und Chlum preußische marschierende Kolonnen entdeckte. In der Überzeugung, daß sie der Armee des Kronprinzen angehören mußten, ließ er sein Regiment Front machen, und auch der Rückzug des 21. Regiments wurde nicht weiter fortgesetzt.

General v. Manstein hatte von seinem Standpunkt an der Nordwestecke des Holawaldes den Rückzug der 4. Division mit angesehen und war, als er erfuhr, Generalleutnant v. Schmidt befände sich bei ihr nahe der Kaiserstraße, zu ihm geritten. Er schlug ihm auf seine Äußerung, „daß es nichts nutze, den Wald zu halten; er wollte seine Truppen nicht wieder in denselben hineinschicken,"*) vor, die noch ganz frische 12. Infanteriebrigade hineinzuschieben, um sich seiner zu versichern. General v. Schmidt aber lehnte dieses Anerbieten ab, ein neuer Beweis dafür, daß nicht General v. Horns angebliche Meldung die Veranlassung zu General v. Schmidts Maßregeln gewesen sein kann; denn die 12. Infanteriebrigade befand sich in unmittelbarster Nähe des verloren geglaubten Punktes.

Als der Kommandierende des II. Korps den Rückzug hinter die Bistritz befohlen hatte, ließ er den auf dem linken Flügel im Holawalde befehligenden Kommandeur der 16. Infanteriebrigade, Generalmajor v. Schmidt, durch einen Offizier seines Stabes benachrichtigen, „daß er sich nicht länger halten könnte und mit dem II. Armeekorps zurückginge; der General möchte ihm folgen".

*) Bericht der 6. Division.

Digitized by Google

Diese Mitteilung ist neuerdings durch einen zuverlässigen Augen- und Ohrenzeugen des Vorgangs wieder festgestellt und verbürgt worden, ebenso wie die mit unerschütterlicher Ruhe ausgesprochene Antwort des Generalmajors v. Schmidt, die er dem Adjutanten erteilte: „Melden Sie meinem Bruder, daß ich keine Veranlassung hätte, zurückzugehen; ich würde mit der 16. Infanteriebrigade den Wald bis auf den letzten Mann halten." Wiederum zeigte sich bei den Verteidigern auf dem linken Flügel das beängstigende Gefühl, ob sie wohl stark genug sein würden, sich allein zu behaupten. Dem hier und da auftretenden Gerücht, auch die 8. Division sollte zurückgehen, trat General v. Schmidt sofort kräftig mit der Weisung entgegen, den Wald unter allen Umständen zu halten.

Noch war der Druck, der auf dem Holawald und auf dem rechten Flügel der Ersten Armee lastete, nicht gelöst. Wenn auch seit 2½ Uhr nachmittags die Artillerie der 1. Gardedivision ihr Feuer gegen Chlum eröffnet hatte und die Kämpfe im Swiepwald völlig erstorben waren, so hielt doch bei Lipa das 3. Korps unter Erzherzog Ernst noch unerschütterlich fest, und FML. Gablenz meldete um diese Zeit an Benedek die unveränderte Fortdauer des Artilleriekampfes seines Korps gegen die von der 3. preußischen Division besetzten Ortschaften. Eine Viertelstunde später erstürmte die 1. Gardedivision Chlum und das II. Bataillon Garde-Füsilierregiments drang in Cistowes ein. Einzelne der österreichischen Batterien wendeten sich nach dieser Richtung und gegen 3 Uhr empfanden die Truppen im Holawalde zum erstenmal, daß sich das auf sie gerichtete Geschützfeuer abschwächte.

Sofort erwachte in ihnen wieder die Angriffslust. Bei Ober-Dohalitz versuchte Oberst v. Wietersheim mit der 2., 3. und 11./49 einen Vorstoß aus dem Walde, wurde aber gleich beim Heraustreten durch eine Granate tödlich verwundet, worauf das Vorgehen unterblieb.

Auf dem linken Flügel hatte General v. Schmidt, der das Nachlassen des feindlichen Feuers beobachtete und von Premierleutnant Koehnemanns Wahrnehmungen benachrichtigt wurde, diesem die Erlaubnis erteilt, wieder außerhalb des Waldes Stellung zu nehmen und den Batterien beizukommen zu versuchen. Bei dem Heraustreten aus dem Walde, um in das Hüttenlager vorzukriechen, verlor die 9./72 1 Toten und 8 Verwundete durch Granatfeuer. Trotzdem wurden die Laubhütten durchschritten und unter Begleitung von den Mannschaften der 7. und 10./61 unter den Leutnants Henckel und v. Leipziger das ansteigende Gelände betreten.

Gleichzeitig hatte sich auch Oberst v. Rothmaler entschlossen, mit den 35ern die Geschütze zu nehmen. Zunächst pürschte sich Leutnant Schnackenburg mit dem Schützenzuge der 12. Kompagnie (Premierleutnant v. Kobilinski) in einem Graben und unter dem Schutze eines Kornfeldes gruppenweise bis auf 700 Schritt an die linke Flanke der großen Lipaer Batterie heran und ließ

Digitized by Google

hinter einer Bodenwelle von seinen besten Schützen das Feuer eröffnen; die Kompagnie folgte sprungweise. Auch die Leutnants Koehnemann, Henckel usw. gingen in Absätzen, wiederholt verschnaufend, vor. Plötzlich fuhr in ihrem Rücken nahe am Walde eine Batterie des II. Armeekorps auf und begann gegen die Lipaer Batterien zu feuern. Um ihr freies Schußfeld zu verschaffen und nicht selbst unter ihrem Feuer zu leiden, warf Premierleutnant Koehnemann seine Kompagnie und ihre Begleiter rasch nach rechts gegen den linken Flügel der feindlichen Batterie und gelangte hierdurch in Berührung mit dem Zuge seines ehemaligen Regimentskameraden Schnackenburg; nochmals vereint mit ihm wurde die weitere Vorwärtsbewegung unternommen.

Inzwischen hatte von der linken Kolonne der 35er die 7. Kompagnie die Gelegenheit, daß einzelne Geschütze der ihr gegenüberstehenden Batterie mehr in der Richtung auf Ober-Dohalitz feuerten, benutzt, um im Laufschritt durch das hohe Getreide zur Linken der 9./72 vorzugehen. Die Feuerrichtung anderer Geschütze gegen Cistowes ermöglichte es bald darauf der 6./35, nach einer 200 Schritt vorwärts des Waldes, bereits von Truppen der 8. Division besetzten Bodenwelle gegen den rechten Flügel der Geschützlinie vorzulaufen. Von hier stürmte alles in einer Mulde im Laufschritt bis auf 800 Schritt an die Batterie heran; bald folgte die 5. Kompagnie, deren Schützenzug sich allmählich links neben die 7. schob.

Auf dem äußersten linken Flügel war Hauptmann v. Hanneken, als er das Vorbrechen der 9./72 bemerkte, östlich der Kaiserstraße mit 6./72 erneut zum Angriff einer ihn mit Kartätschen beschießenden Batterie vorgegangen, wie beim ersten Vorstoß von 10. und 11./72 gefolgt, die beim Heraustreten aus dem Walde nicht unbeträchtliche Verluste an Offizieren und Mannschaften hatten. Trotzdem die 6. Kompagnie sogleich 4 Tote und 31 Verwundete verlor, blieb sie in ununterbrochenem Vormarsch, bis sie, auf 100 Schritt herangekommen, in der Batterie plötzlich die Mützen preußischer Gardefüsiliere erblickte, die von Cistowes aus den durch das Feuer auf den Holawald vollauf beschäftigten Geschützen überraschend in die rechte Seite gekommen waren. Hauptmann v. Hanneken fand, als er in die Batterie eindrang, Bedienung und Bedeckung hinter den Geschützen und Protzen sich deckend.

Zu seiner Rechten war um $3^3/_4$ Uhr nachmittags auf das Signal: Das Ganze vorwärts! Hauptmann v. Schütz mit der in Linie entwickelten 7./35 gegen die flache Höhe, auf der die Batterien standen, vorgestürmt, mit ihm weiter rechts Premierleutnant Koehnemann mit 9./72 und Premierleutnant v. Kobilinski mit 12./35, zu seiner Linken der Schützenzug der 5. Kompagnie und Hauptmann Pohle mit 6./35. Als man den Kamm der Höhe erreichte, fand man nur noch 12 Geschütze vor, die übrigen waren abgefahren, als sie aus naher Entfernung von der Infanterie beschossen wurden. Mit 6./35 drangen gleichzeitig Gardetruppen von Lipa aus gegen die Batterien vor.

Digitized by Google

Ohne weiteren Befehl folgten die in vorderster Linie vorgestürmten Abteilungen dem Gegner; dabei löste sich die bisherige Angriffsgemeinschaft: während die 35er und Leutnant Henckels Leute die Richtung auf Streſetitz nahmen, wandte sich an diesem Dorfe vorbei Premierleutnant Koehnemann über Langenhof auf Problus.

Die Entscheidung hatte sich schließlich ziemlich schnell vorbereitet; sobald gegen 3½ Uhr die Zweite Armee zwischen Cistowes und Chlum in größeren Massen eingetroffen war, traten die Österreicher ihren Rückzug an. Alle Batterien gegen den Holawald verstummten allmählich. Von den Truppen des 2. österreichischen Korps hatte die östlich Lipa stehende Brigade Benedek, als sich die preußische Garde unversehens Chlums bemächtigt hatte, vergebens versucht, den Ort wiederzugewinnen und war dann auf Langenhof zurückgegangen, den Lipaer Wald noch durch ein Bataillon besetzt haltend. Als dieser von der Garde durch umfassenden Angriff genommen wurde, waren auch die Stellungen der Brigaden Kirchsberg und Prochazka nicht mehr haltbar; erstere war bei Lipa gegen Chlum herumgeschwenkt und hatte auch ihre Batterie dorthin gezogen. Erzherzog Ernst ließ sie mit ihren Batterien über Langenhof den Rückzug in eine Aufnahmestellung zwischen Rosnitz und Wsestar antreten. Da hierdurch der rechte Flügel des vor Langenhof stehenden 10. Korps und der 1. Reserve-Kavalleriedivision entblößt war, mußten auch diese ihre Stellung aufgeben; sie zogen ab unter Deckung durch das Feuer der neu in der großen Artillerielinie westlich von Langenhof aufgefahrenen Batterien der 4. Division der Armee-Geschützreserve, die sich zum Teil bei Lösung ihrer Aufgabe aufopferten.

Als das österreichische Feuer gegen den Holawald eingestellt war und die Batterien bei Lipa abgefahren oder verlassen worden waren, ertönte plötzlich aus dem Horne eines preußischen Hornisten das Signal zum Vorgehen. Es wurde überall aufgenommen und nun setzten sich die stundenlang am linken Bistritzufer festgebannten Truppen, ohne vorher die größeren taktischen Verbände wiederherzustellen, in der Reihenfolge, wie sie der Verlauf des Kampfes nebeneinander zusammengeführt hatte, in Bewegung nach vorwärts — zunächst nach 3½ Uhr Oberst v. Sandrart mit sechs Kompagnien des Colbergschen Regiments gegen Langenhof, gefolgt von den auf der Kaiserstraße im Galopp vorfahrenden Batterien der 4. Division, die nun endlich am südöstlichen Rande des Holawaldes abprotzen und gegen die den Rückzug deckende feindliche Artillerie ihr Feuer eröffnen konnten. Gleichzeitig hatte Generalmajor v. Schmidt an der Straße vor dem Hochwalde II. und ¾ F./72, F./71 und ein aus Versprengten der verschiedensten Regimenter schleunigst gesammeltes Bataillon in zwei Treffen geordnet und führte sie unter Trommelschlag nach der Ebene von Langenhof vor. Weiter rechts in gleicher Höhe gingen II. und III./35 vor, von Ober-Dohalitz General

Digitized by Google

v. Bose mit II./31, einem großen Teil von I./31, zwei Zügen F./31 und einem auf sein Geheiß von Major v. Beckedorff zur Hälfte aus Teilen des 21. und 61. Regiments, zur andern aus 6. und 7./49 sowie Versprengten des 18., 24., 12. und 35. Regiments gebildeten, über 1200 Mann starken Bataillon in der Richtung auf Langenhof. Den äußersten rechten Flügel bildete hier II./12, das aus dem nördlichen Teil von Ober-Dohalitz, mit der 7. Kompagnie an der Spitze, sofort angetreten war, als die am Teichdamm stehende 5. meldete, der Feind schiene abzuziehen. Hier folgten bald Batterien des III. und der Reserveartillerie II. Armeekorps.

Dieser ohne einheitlichen Oberbefehl vorströmenden ersten Linie folgte in zweiter an der Kaiserstraße das 21. Regiment, dem 35. auf Streseticz das 60., ebendahin auf dem rechten Flügel die 12. Brigade und in gleicher Höhe auf Problus die 3. und 5. Division. Die Regimenter Nr. 49 und 61 folgten nach 4 Uhr, nachdem sie gesammelt waren, den Truppen ihrer Division auf Langenhof. Generalleutnant v. Schmidt hatte vorher durch den Hauptmann v. Roon vom Generalstabe II. Armeekorps dem General v. Manstein mitteilen lassen, angesichts des Vorgehens des Kronprinzen zum Angriff beabsichtige auch er ein Gleiches zu tun und forderte ihn (v. Manstein) zur Teilnahme auf.

Wir sehen davon ab, auf die Schicksale der 4. und 8. Division während ihres Vormarsches zur Verfolgung näher einzugehen, da sie aus dem Rahmen dieser Arbeit, der nur die Kämpfe am Holawalde umfassen soll, hinausfallen. Welche schwierige Aufgabe sämtliche daran beteiligten Truppenteile, mochten sie dem II., III. oder IV. Korps angehören, zu erfüllen gehabt hatten, haben die vorstehenden Seiten gezeigt. Bei allen waren die in der Natur des Waldgefechts begründeten Erscheinungen in gleichem Maße hervorgetreten: allgemeine Auflösung der taktischen Verbände, Erschwerung der Führung bis an die Grenze der Möglichkeit, ungeheurer Kräfteverbrauch durch das feindliche Feuer, durch nutzlose Vorstöße aus Eigenmächtigkeit einzelner Führer und durch Zurückweichen der moralisch schwächeren Elemente aus der vordersten Gefahrzone, das vermöge der im Walde ungenügenden Beaufsichtigung seitens ihrer Vorgesetzten erleichtert war, — anderseits hartnäckiges Festhalten der unter unmittelbarer Einwirkung ihrer höheren Führer gebliebenen Truppen in den ihnen zur Verteidigung angewiesenen Stellungen.

Darum haben auf alle Verteidiger des Holawaldes — Thüringer, wie Pommern, Polen und Brandenburger — die Worte, die General v. Bose in seinem Gefechtsbericht über die Haltung der ihm unterstellten Truppen sagt, gleiche Geltung: „Der 15. Brigade war am Tage von Königgrätz nicht das Glück beschieden, in kühnem Vorgehen Erfolge erringen zu dürfen; ihr war das Los zugefallen, an einem gefährdeten, aber freilich sehr wichtigen Punkte von mehr als 40 Geschützen auf 1800 bis 2800 Schritt Entfernung während

Digitized by Google

fast fünf Stunden ununterbrochen beschossen zu werden. Es hat die Brigade dem Befehl, diesen wichtigen Punkt jedenfalls zu halten, in guter Haltung entsprochen, und daß die Stellung bei Ober-Dohalitz und dem daranstoßenden Walde eine wichtige gewesen und auch vom Feinde als solche betrachtet worden ist, ergibt sich wohl aus seinem mit Infanterie versuchten, aber gänzlich gescheiterten Angriff," noch mehr aber, fügen wir hinzu, aus der Anhäufung seiner sämtlichen Reserven ihr gegenüber und aus der darin erkennbaren Absicht des österreichischen Oberbefehlshabers, hier durchzubrechen und die Schlacht zu entscheiden, eine Absicht, deren Durchführung durch die entschlossene, in zahlreichen Offensivstößen kundgegebene Haltung der Verteidiger von ihm so lange hinausgeschoben wurde, bis es zu spät war.

Gedruckt in der Königl. Hofbuchdruckerei von E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW 12, Kochstraße 68—71.

Digitized by Google

Digitized by Google

Vom alt-hannoverschen Heere.

Drei Generationen.

1722 bis 1866 (1903).

Bearbeitet durch

Eggert v. Estorff,

Major und Adjutant der Generalinspektion des Militär-Erziehungs- und Bildungswesens.

Nachdruck verboten.
Übersetzungsrecht vorbehalten.

I.

Es ist gewiß eine Seltenheit, daß es Vater und Sohn vergönnt war, an den für ihr Vaterland entscheidenden Kriegen an leitender Stelle mitzuwirken und entscheidend die Friedensausbildung ihrer heimatlichen Armee zu beeinflussen. Dieses seltene Glück war dem späteren Generalquartiermeister und Inspekteur der hannoverschen Kavallerie, Generalleutnant Emmerich Otto August v. Estorff und seinem Sohne Albrecht vergönnt. Der Vater nahm am Siebenjährigen Kriege als Generaladjutant des Herzogs Ferdinand von Braunschweig teil und erwarb sich in der Schlacht bei Minden Verdienste, meldete diesen Sieg persönlich nach London, zog Scharnhorst zu sich heran und impfte nicht nur der hannoverschen Kavallerie friderizianische Grundsätze ein, sondern gewann durch Scharnhorst mittelbar auch wohl auf das preußische Heer Einfluß. Sein Sohn, der spätere Generalleutnant Albrecht v. Estorff, nahm an den Revolutionskriegen teil, leitete die Vorbereitungen für den Befreiungskrieg im Lüneburgischen und errichtete die Estorffschen Husaren (jetzt Dragonerregiment Nr. 16). Während dessen Bruder Adolf unter dem späteren General Albrecht die Befreiungskriege als Major mitkämpfte, erlebte Adolfs Sohn Eggert v. Estorff den Zusammenbruch Hannovers nach Langensalza (1866) und leitete später als Generalmajor z. D. lange Jahre das Militär-Wochenblatt.

Emmerich Otto August v. Estorff wurde am 28. Oktober 1722 zu Ebstorf bei Ülzen als Sohn des damaligen Leutnants Ludolph Otto II. v. Estorff auf Barnstedt im Hause seines Großvaters geboren, des hannoverschen Generalleutnants und Drosten Amaury de Farcy de St. Laurent, nach welchem er am 30. Oktober 1722 in der heiligen Taufe den Namen

Digitized by Google

Emmerich erhielt. Doch scheint er in seiner Jugend meist August genannt worden zu sein, nach dem damaligen Besitzer des Gutes Veerssen bei Ülzen, Landhauptmann Ludolph August, seinem Großonkel.

Seine Jugend, über die eigene Aufzeichnungen leider verlorengegangen sind, wird er meist in Ebstorf und Barnstedt (einem alten Estorffschen Gute zwischen Ebstorf und Lüneburg) zugebracht haben, bis er 1740 in das Leibregiment zu Pferde eintrat, wo er am 31. März 1741 zum Kornett oder Fähnrich (der unterste Offiziersgrad) befördert wurde und die gesamten Feldzüge des österreichischen Erbfolgekrieges bis 1748 mitmachte.

Österreichischer Erbfolgekrieg.

Die hannoversche Armee versammelte sich Ende 1741 in den Lagern bei Nienburg und Hameln, in letzterem das Leibregiment, trat aber erst Anfang Oktober 1742 den eigentlichen Vormarsch nach den Niederlanden an, wo Winterquartiere bezogen wurden, aus denen man im Mai 1743 nach dem unteren Main marschierte. Dort errangen dann die Verbündeten unter persönlicher Führung des Königs Georg II. von England am 27. Juni 1743 den Sieg bei Dettingen über die Franzosen.

Die Winterquartiere wurden 1743/44 im Kurstifte Cöln bezogen, 1744/45 in den Niederlanden, nachdem das Jahr 1744 mit vielen Hin- und Herzügen vorübergegangen war. Denn erst das Jahr 1745 brachte wieder die in diesem Feldzuge übliche jährliche Schlacht ohne entscheidende Bedeutung, die von Fontenoy, am 11. Mai 1745. Estorff schreibt über die Teilnahme des Leibregiments hierüber:

„In der Affäre bei Fontenoy bestrichen die feindlichen Batterien die Passage durch und aus dem Dorfe Vezon ohne Aufhören, und nachdem bereits über 30 Eskadrons passiert, waren nicht mehr denn 1 Mann und 2 Pferde in selbigem Defilee getötet, wo die Kavallerie nur kaum mit Vieren passieren konnte. Auch das Leibregiment zu Pferde, welches sich von 5 Uhr morgens bis nach 2 Uhr nachmittags unter fortdauernder feindlicher Kanonade befand, ließ dennoch nicht mehr als 1 Offizier, 1 Unteroffizier, 20 Reiter und etwa 70 Pferde (Gesamtstärke 359 Köpfe) auf dem Champ de Bataille, unter welcher Anzahl sich noch viele durchs kleine Gewehr Getötete befanden."*)

Am 30. Mai 1745 wurde Estorff zum Leutnant befördert, nahm 1746 nicht an bedeutenderen Ereignissen teil und kam erst bei Laeffeld am 2. Juli 1747 mit dem Leibregiment schärfer in das Gefecht, als dieses Dorf beim vierten Angriff von den Franzosen genommen, die holländische Kavallerie

*) Staatsarchiv Hannover. Hann. Des. 41. IV. A. Nr. 32 „Gedanken über der Kavallerie-Exercice" vom 12. Juni 1752. Da die Aufzeichnungen meist von Schreiberhand gefertigte Abschriften oder Diktate sind und augenscheinlich oft Rechtschreibungsfehler enthalten, so ist allgemein bei Wiedergabe der Urschriften die jetzige Rechtschreibung angewendet, am Wortlaut aber natürlich nichts geändert.

Digitized by Google

zurückgeworfen wurde und nun das Leibregiment auf die Flüchtigen einhieb, um sie zum Stehen zu bringen. Doch wurde es „mit solcher präcipanter Gewalt“*) übergeritten, daß es in einen Graben geriet, wo viele Pferde stecken blieben. Das Leibregiment hatte einen Verlust von 2 Offizieren, 44 Unteroffizieren und Gemeinen, 62 Pferden zu beklagen.

1748 bis 1756.

Im März 1748 beendigte der Frieden von Aachen diesen Stellungskrieg. Estorff hat darüber (leider nicht mehr vorhandene) Bemerkungen niedergelegt, „sowohl in militärischer als politischer und statistischer Hinsicht, wie auch meine verschiedenen während diesen Kampagnen gehabten Aufträge und deren Ausrichtungen“. Er wurde am 10. November 1748 als Kapitänleutnant in das Regiment Adelebsen versetzt und versah dort die Geschäfte eines Oberadjutanten, bis er 1750 in das Regiment Leibgarde (Gardes du corps) kam, wo er am 23. November 1753 zum Rittmeister oder Kapitän aufrückte, aber erst am 24. Dezember 1754 in den Genuß des zuständigen Gehalts trat.

In dieser Friedenszeit beschäftigte sich Estorff vielfach mit militärisch-wissenschaftlichen Arbeiten. Er selbst schreibt darüber in einer zwischen 1768 und 1774 verfaßten Anweisung zur Lektüre:**) „Ich bemühte mich während der Friedenszeit von 1748 bis 1756, nicht sowohl die Einteilung der Distrikte, als die Proportion ihrer Bevölkerung und überhaupt die innere Einrichtung, Verhältnis der differenten Stände, den Esprit der Nation nebst der Gesinnung und den Einfluß der Regierung zu erforschen. Diese Vorbereitung setzte mich in stand, die während dem letzten Kriege von des Herzogs Ferdinand Hochfürstlich. Durchlaucht befohlene Rekrutenausnahme in verschiedenen Ländern auf das prompteste zu beschaffen.“ Auch seinen Aufenthalt auf dem väterlichen Gute Barnstedt nutzte Estorff zu militärischen Erkundungen aus, die ihm 1757 sehr zu statten kommen sollten.

Am 12. Juli 1752 brachte Estorff in Hannover seine „Gedanken über Kavallerieexerzieren“***) zu Papier, in denen er viele noch heute gültige Grundsätze ausspricht. So heißt es in der Vorrede, die seine ganze Auffassung kennzeichnet:

„Der wahre Trieb zu meiner Pflicht und die unwandelbare Neigung, auch von dem Stande, dem ich mich gewidmet, mir solche richtigen Begriffe zu machen, welche mir dermaleinst zur Richtschnur dienen können, sind die Beweggründe für nachstehenden Aufsatz.“

*) Sichart, Geschichte der hannoverschen Armee. II. 460.

**) Teilweise veröffentlicht im Militär-Wochenblatt 1899, Nr. 44. Urschrift im Familienarchiv zu Beersen.

***) Staatsarchiv Hannover. Hann. Des. 41. IV. A. Nr. 32.

Digitized by Google

Aus diesem seien dann folgende Stellen hervorgehoben:

„Nachdem ich in den zurückgelegten Kampagnen gar deutlich überzeugt worden bin, wie groß der Vorteil denen zugewachsen ist, die ihre untergebene und in Friedenszeiten wohl disziplinierte und exerzierte Mannschaft nach vernünftigen Prinzipien eingeteilt und angeführt haben, wie dagegen Schimpf und Nachteil der anderen Seite geworden ist, die sich teils mit unerfahrenen Offizieren (welche das Nachsinnen auf den Dienst versäumt haben, wozu sie sich doch gewidmet), teils auch mit ungeübten Truppen, also dem alten Sprichwort nach dem lieben »Gerate wohl« anvertraute, so bin ich zu nachstehendem angemuntert, auch in Betrachtung dessen, daß die devoir eines jeden entschlossenen Offiziers erfordert, sich einzig und allein darauf zu applizieren, was zum Dienst gehört, nicht diesem Nebensachen vorzuziehen, sondern solches Nachsinnen anzustellen, wodurch er je länger je fähigere Begriffe vom Metier bekommen möge." . . . „Die Offiziere haben sich nicht zu begnügen, die Kommandowörter in ihrer Ordnung gleich dem Abc herzuzählen, sondern sich zu bemühen, daß sie von allen Stellungen und Bewegungen einen richtigen gegründeten Begriff erlernen." . . . „Wenn dennoch ein Offizier von solider Applikation mit stetem Nachsinnen fortarbeitet, dergestalt, daß er Theorie und Praxis vereinigt, so wird derselbe nicht sowohl geschickt, alle Ordres ohne weitläufige Erklärung zu verstehen, sondern er findet das etwa Nötige in seinem eigenen Gehirn und ist also niemals ohne Ressource, kann auch auf dem Zutrauen der ihm Nachgesetzten fußen, welche ohne Mühe einen erfahrenen vom einfältigen Offizier unterscheiden, ersteren lieben und willig folgen, letzteren aber verächtlich halten und in der Gelegenheit verlassen, indem die Sicherheit eines durch seine Blöße widrigen Ausganges ihn verachten läßt." . . . „Es ist in den mehrsten Fällen am gescheutesten gehandelt, den Feind nicht stehenden Fußes zu erwarten, denn fast allemal der größte Vorteil aus dem Angriff entsprießt, zumal die Heftigkeit des Choks, wenn er mit Ordnung geschlossen geschieht, den Sieg versichert, wie folglich selbiger aus dem Marsch und Avancieren weit eher als im Erwarten und Stillstehen zu hoffen ist." . . . . . „Etwa fallende Mannschaft wird in keinem Stücke den Angriff hintertreiben, denn eine brave wohlgeübte Kavallerie wird sich den Verlust einiger Mann nicht befremden lassen, da selbe überzeugt ist, daß ein tapferer Angriff niemals, ohne etwas zu büßen, kann geleistet werden; auch der, so bleibt, nicht besser sterben kann, als (die Kugel) in seiner Brust, da er das Gesicht und nicht den Rücken gegen den Feind gekehrt."

In Herrenhausen schrieb Estorff dann zwischen dem 28. Juni und 17. Juli 1755 seine „Gedanken über die Verteidigung der deutschen Staaten des Königs"*) nieder, unterbreitete sie auch verschiedenen höheren Offizieren,

*) Staatsarchiv Hannover. Hann. Des. 38. A. O. Vol. I, Nr. 1.

Digitized by Google

fand bei einigen Anklang, wie bei den Gebrüdern v. Breidenbach, von denen Oberſt Max ſich bei Haſtenbek durch Erſtürmung der Waldhöhe (Ohnsburg) auf dem linken hannoverſchen Flügel beſonders auszeichnete, bei anderen ſtarken Widerſpruch. Er ſelbſt ſchreibt darüber ſpäter: Beim General der Infanterie v. Zaſtrow „verlor ich durch mein ketzerhaftes Syſtem allen Kredit“. Allerdings redete Eſtorff der Offenſive in erſter Linie das Wort: Man ſoll ſuchen, „den Krieg ſoweit wie möglich von ſeinen Grenzen zu entfernen und ſolchen mit Vorteil in anderen Ländern zu ſpielen“. Er wollte ſich dem Rhein nähern, „alſo den Franzoſen das Prevenire ſpielen und den weiteren Übergang behindern“. Dem fügt er im Frühjahr 1757 noch hinzu: „Wenn man die Armee nicht vorwärts führt, wäre man verpflichtet, den größten Teil au bon plaisir vom Feinde zu abandonnieren, um den Reſt zu verteidigen.“

Ein weiterer Teil ſeiner nur ſtellenweiſe erhaltenen Lebensgeſchichte handelt „von den 1755 eingetretenen Veränderungen bei dem hannoverſchen Korps, ſowohl in Rückſicht der Augmentation und Zubereitung zum Kriege, als der Kampagne 1756 in England, welcher ich en volontaire beigewohnt, und der Retour ins Land“.

Siebenjähriger Krieg.

1757.

Bei Ausbruch des Siebenjährigen Krieges war Eſtorff dem hannoverſchen Kammerherrn und Oberjägermeiſter Grafen Schulenburg zur Unterſtützung beigegeben, um ein Jägerkorps zu errichten. Eſtorff konnte den geſamten Aufſtellungsplan mit Berechnung der Gehälter „den nämlichen Abend völlig ausgearbeitet vorlegen“ und „hatte bei dem ganzen Entwurf (den der König guthieß) nichts als die Mantelſäcke bei der Kavallerie vergeſſen“. Eſtorff ſollte dieſes Korps ſelbſt als Major führen, ſchreibt jedoch: „Weil ich mir aber bewußt war, daß der bei der Infanterie ſtehende Kapitän v. Freytag (der ſpätere Feldmarſchall) in letzterer Sache weit mehr Fähigkeit beſaß als ich, ſo empfahl ich denſelben dazu vorzüglich, und er wurde bei Formierung des erſten Plans dabei als Major angeſtellt.“

Eſtorff ſelbſt (ſeit 1. April 1757 Brigademajor der Kavallerie) machte die unglückliche Schlacht bei Haſtenbek am 26. Juli 1757 und den Rückzug nach der Unterelbe mit. Die Hauptſchuld am Verluſte dieſer Schlacht ſchiebt er in ſeiner ſpäteren „Anweiſung zur Lektüre“*) den mangelhaften Erkundungen vor der Schlacht und der Unkenntnis einer 1753 erſchienenen Abhandlung über dieſes Schlachtfeld zu, wonach die Waldhöhe auf dem linken hannoverſchen Flügel entgegen der Annahme ſehr wohl zugänglich war. Die Vernachläſſigung dieſer Höhe führte u. a. zum Verluſt der Schlacht.

Nach der Konvention von Kloſter Zeven wollte Eſtorff nicht untätig bleiben, „obwohl viele in unſerer Armee ſich den Schaden Joſefs nicht

*) Militär-Wochenblatt 1899 Nr. 44.

Digitized by Google

kümmern ließen", und erbat Urlaub nach Bremen zu seinem Onkel „unter dem Prätext, Familienangelegenheiten mit demselben zu arrangieren". Dort befanden sich viele französische Offiziere und Kommissare, mit denen er in Verkehr trat und auf diese Weise sich über die Verhältnisse der Franzosen so unterrichtete, daß er nach 14tägigem Aufenthalte dem neuen Oberbefehlshaber, Herzog Ferdinand von Braunschweig, eine eingehende Abhandlung einreichen konnte. Er hatte bei Abwesenheit seines Onkels die Absicht einer Verlobung vorgeschützt und Eingang in das Haus des kaiserlichen Reichshofrats und Postmeisters Baron v. Vrinz gefunden, dessen Frau im Gespräch mit Franzosen unabsichtlich so viel ausplauderte, daß Estorff nur zuzuhören brauchte. Eine Sendung zum französischen Oberbefehlshaber, dem Herzog von Richelieu, nach Halberstadt im Oktober 1757 gab Veranlassung zur Ergänzung der erwähnten Abhandlung, der er noch einen Mobilmachungsplan für die Verbündeten hinzufügte.

Als Herzog Ferdinand im November 1757 den Vormarsch auf Celle antrat, ließ er durch Estorff am 28. November 1757 dem Marschall Richelieu in Lüneburg die Wiedereröffnung der Feindseligkeiten anzeigen. Estorff wurde „zugleich instruiert, weil er vorzüglich des Landes kundig war, sich alle mögliche Mühe zu geben, um zuverlässige Nachricht von der Position und Disposition der in der Gegend Lüneburg befindlichen französischen Truppen einzuziehen". Da Richelieu aber bereits nach Winsen a. d. Luhe aufgebrochen war, konnte Estorff den geheimen Teil seines Auftrags nicht ausführen. Doch sollte ihm seine genaue Landeskunde bei dem weiteren Vorrücken des Heeres noch sehr zu statten kommen, als er von Amelinghausen mit Freiwilligen aus der Fußgarde, zwei Jägerkompagnien und einiger Kavallerie (500 Mann) abgezweigt wurde, um im Kloster Medingen ein feindliches Magazin fortzunehmen. Nicht nur dieses glückte ihm, sondern er kam hierbei sogar, gewiß ein merkwürdiger Zufall, auch auf dem eigenen väterlichen Gute zu kriegerischer Tätigkeit, worüber er schreibt:*) „Als aber hierunter der Ort Barnstedt und das Gut, wo des Brigademajors Vater wohnte, der Plünderung exponiert war (auch schon der Anfang damit gemacht worden, daß ein feindliches Detachement diesen betagten Greis arretiert und mit sich weg zu führen im Begriff stand, aber durch den mannhaften Widerstand der Einwohner des Orts befreit worden), so detachierte der Herzog Ferdinand bemeldeten Brigademajor v. Estorff." . . . **) „Ich mußte bei dem Orte meines väterlichen Guts übernachten, teils nähere Nachrichten vom Feinde einzuziehen, als auch diesem Orte und angrenzenden Dörfern angedrohte Plünderung zu verhindern; indem die Einwohner, so zum Transport jenes feindlichen Magazins

*) Staatsarchiv Hannover. Hann. Des. 41. E. XXI. n. Nr. 10. „Pro memoria nebst einem Auszuge meiner Lebensgeschichte während dem Zeitraum von 1757 bis 1793, vorzüglich insofern es die Eröffnung der Kampagne 1757 betrifft."

**) Militär-Wochenblatt 1899 Nr. 44.

Digitized by Google

bestellt waren, ihre Pferde und Wagen sauviert hatten und ihres Ungehorsams halber dafür mit der Plünderung vom Feinde bedroht wurden.

Vorgedachtermaßen hatte ich mich oft während des Aufenthalts bei meinem Vater sowohl den Ort selbst als die Environs zum Gegenstande genommen und ins kleine alle möglichen Fälle supponiert, wie ich mich bei eintretenden Umständen zu verhalten haben würde. Es war mir daher ein leichtes, zur Sicherheit meines Detachements, ob ich schon selbst bei Nacht daselbst angelangt, alle nötige Vorkehr zu treffen, und die in obiger Absicht vorlängst genommene Kenntnis aller Wege und der Situation des vier Stunden davon entlegenen Orts Medingen dergestalt zu nutzen, daß der weit stärkere Feind durch bloße Demonstrationen, ohne mich (laut Instruktion) zu engagieren, sich retirierte und das beträchtliche Magazin im Stiche ließ."

Demnächst ward Estorff mit einem stärkeren Detachement aus Infanterie, Dragonern, Jägern und Husaren über Herrmannsburg zur Deckung der rechten Flanke entsendet, um den Feind durch falsche Demonstrationen irre zu machen. Er stieß in der Gegend von Müden a. d. Örze auf das feindliche Fischersche Korps, das sich mit Verlust über Eschede auf Celle zurückziehen mußte. Das Detachement stieß bei Rebberlah wieder zur Armee, wurde verstärkt und drang über Garssen und Altenhagen gegen die Vorstädte von Celle vor, wobei der Herzog Ferdinand unter seinem Schutze die feindlichen Stellungen hinter der Aller erkundete.

Der Übermacht gegenüber konnte der Herzog den Übergang über die Aller nicht erzwingen und ging in der Nacht vom 24./25. Dezember 1757 bei hohem Schnee, bitterster Kälte und klarem Sternenhimmel auf Weyhausen zurück. Dort mußte in der Nacht 25./26. Dezember am Rande eines Holzes in langen Linien bei Lagerfeuern biwakiert werden, da die Zelte zerrissen und der Boden außerdem zu hart war, um die Zeltpflöcke einzuschlagen.*) Estorff schreibt darüber: „Als nun die zum Generalquartiermeister-Departement gehörige Offiziers nicht ausfindig gemacht werden konnten (indem sich dieselben wegen der strengen Kälte in unbekannte Häuser verkrochen hatten), so ließen mich des Herzogs Ferdinand Durchlaucht auf die Angabe des Generalmajors Grafen v. der Schulenburg zu sich rufen, um nach meiner von der Gegend habenden Kenntnis eine Kantonnements-Disposition zu entwerfen, um die Armee nach Möglichkeit kantonieren zu lassen." Noch vor Dunkelwerden konnte Estorff seine Vorschläge vorlegen, die der Herzog billigte. „Indem die Truppen vom ersten bis zum letzten dermaßen von der Kälte durchdrungen und fatiguieret waren, daß selbst des Herzogs Durchlaucht nebst dem Generaladjutanten v. Reden bei der Vorlesung meiner Kantonnements-Disposition sich beiderseits im Stehen des Schlafens nicht enthalten konnten."

*) Westphalen, Geschichte der Feldzüge des Herzogs Ferdinand von Braunschweig. I. 385.

Digitized by Google

Die Armee ging nun bei Ülzen in die Quartiere, später in die ebenfalls von Estorff entworfenen Winterquartiere zwischen Elbe und Oste. Erwähnt sei noch, daß bei einem anderen Estorffschen Gute, Veerssen bei Ülzen, am 29. Dezember der französische Parteigänger, Oberst Grandmaison, von 60 bis 80 Rekonvaleszenten abgewiesen wurde und dann 70 Gefangene an die Lucknerschen Husaren verlor.*)

Estorff ging mit dem Herzog nach Lüneburg, erkrankte dort aber an den Blattern und erreichte die Armee erst wieder vor Minden Anfang März 1758. Er war inzwischen am 27. Dezember 1757 zum Major beim „Breidenbachischen Regiment Dragoner" befördert worden.

1758.

Die Armee befand sich im Januar 1758 in einem beklagenswerten Zustande: es fehlte an Stiefeln; die Regimenter hatten keine Karren, die Artillerie keine Pferde, die Kavallerie erlitt durch schlechte Sättel „einen starken Ruin"; alle außerhalb des Landes verfertigten Sachen waren teuer und schlecht; die Stärke betrug 30 000 statt 50 000 Köpfe; der Herzog beklagte sich bei Friedrich II.: „Tout roule sur moi, et j'ai à faire à des gens, qui ne voient que les difficultés." **)

Nach der Kapitulation von Minden am 8. März 1758 ließ Estorff die feindliche Garnison die Waffen strecken, regelte den Marsch der Gefangenen über Hannover und hatte dabei eine eigenartige Begegnung mit einem französischen Verwandten seiner Mutter, dem Rittmeister Marquis de Saintbris, der 1757 einige Wochen in Barnstedt im Winterquartier gelegen hatte. Dort hatte er den Wunsch geäußert, Emmerich Otto August näher kennen zu lernen und „offeriert, daß, wenn ich mal in französische Gefangenschaft geraten sollte, er mich gerne dienen wollte". Nun war Saintbris in hannoverscher Gefangenschaft und wurde auf Estorffs Verwendung auf Ehrenwort nach Frankreich entlassen, ließ aber nichts wieder von sich hören.

Auf dem Vormarsche der Armee nach Münster ging Estorff mit 200 bis 300 Breidenbach-Dragonern und Reden-Reitern von Melle am 20. März der schweren Artillerie nach Osnabrück voraus, um dortige Vorräte mit Beschlag zu belegen, Nachrichten vom Rückmarsch der Franzosen aus Ostfriesland einzuziehen und das Domkapitel zu unterstützen, das für den französisch gesinnten Bischof die Regierung übernommen hatte. Ein widerspenstiger Freiherr v. Hammerstein-Gesmold wurde „durch militärische Exekution zu seiner Schuldigkeit angehalten", in Lingen ein französischer Kommissar verhaftet und 100 Gulden Kontributionsgelder erhoben, auch das hannoversche Postwappen „mit gezogenem Degen und unter Trompetenschall" wieder an Stelle des

*) Sichart III¹ 303 Westphalen I. 386, II. 214.

**) Westphalen II. 183. Sichart III¹ 309. Estorff über Mobilmachungs-Vorarbeiten 1769. Staatsarchiv Hannover. Hann. Des. 41. IV. A. Nr. 16.

Digitized by Google

französischen gesetzt. Das Domkapitel schrieb dem Herzog „von meinen getroffenen Verfügungen und gehaltener genauer Mannszucht," so daß Estorff bei seiner Rückkehr zur Armee bei Münster Anfang April vom Herzog „die gnädigsten Äußerungen" darüber erhielt.

Auch bei dem längeren Stilliegen in den Kantonnements bei Münster entfaltete Estorff eine rege Tätigkeit: „Ich hatte das vorzügliche Glück, mich zugleich der Liebe des Regiments und dem Zutrauen meines verehrenden sehr würdigen Chefs, des Obersten Max Breidenbach, versichert zu halten; ich verrichtete also meine Majorsfunktion bei sotanem Regiment mit großer Zufriedenheit und allem success, indem mir das Zutrauen meines Chefs freie Hände ließ, alles, was zu dessen Einrichtung, Komplettierung und Exercice erforderlich war, ohne Widerspruch einzuleiten. . . . . Mein dieserhalb entworfenes Reglement, sowohl in betreff der Exercice, als auch dem künftigen Kampagnedienst, fand dessen Beifall, so daß er mir dieses desgleichen von dem trefflichen Bestande desselben und der rasch exekutierten Manöver an dem Tage der von ihm abgehaltenen Revue des Regiments öffentlich auf das lebhafteste darlegte."

Beim Vormarsch nach dem Rhein wurde Estorff wieder am 29. Mai mit 300 Pferden entsandt, um zum hessischen Generalleutnant v. Wutgenau zu stoßen, der ihn beauftragte, am 1. Juni die Festung Wesel zur Übergabe aufzufordern. Da dort sich jedoch das Hauptquartier des französischen Oberbefehlshabers, Prinzen von Clermont, befand, „so wurde diese Aufforderung als eine große impertinence aufgenommen". Estorff erzählt, „wie ich den Husaren, der mir die Augen verband, mittels eines in der Hand gedruckten Dukatens die Blendung der Augen dermaßen erleichterte, daß ich im Hineinreiten im Tore und auf den Wällen alles observieren konnte". So erkannte er denn auch einen alten Bremer Bekannten, den an der heiseren Stimme wiederzuerkennen er vorschützte, und wollte ihn gerade in ein Gespräch ziehen, als er zum Kommandanten gerufen wurde, der die Übergabe ablehnte. Man wußte in Wesel nichts von dem Rheinübergange des Herzogs bei Emmerich und hatte sich durch den Scheinübergang eines kleinen Korps unter Scheither bei Duisburg täuschen lassen.

Beim Rheinübergang Wutgenaus übernahm Estorff die Avantgarde mit 100 Grenadieren, den Bückeburgischen Jägern und Karabiniers, einer Kompagnie hannoverscher Jäger zu Pferde und 100 Dragonern, überschritt am Abend des 6. Juni 1758 den Fluß, deckte den Übergang Wutgenaus und ging am 7. Juni auf Medem vor, wo das Korps wieder zur Armee stieß.

Estorff sollte nun mit einem Bataillon Grenadieren und den sämtlichen Feldwachen als Avantgarde die vormarschierenden Husaren unterstützen und hatte während des Lagers bei Kloster Campe eben die Feldwachen ausgestellt, als er „tumultuarisches Getöse und Rufen" bei den vier Dragonerregimentern hörte, die auf das Abstecken des Lagers warteten. Er sah bald, „daß be-

Digitized by Google

sonders das Regiment von Breidenbach-Dragonern ganz dispersiert, die abgesessene und sich an der Erde niedergelegte Mannschaft von ihren Pferden geschleppt und getreten, die in Konfusion aber sich befindenden Pferde in der Flucht nach einer in diesem kupierten Terrain sich findenden Öffnung in vollem Galopp waren". Die Panik war durch ein blökendes schwarzes Kalb entstanden. Viele Pferde stürzten in einen Morast, bis dieser ausgefüllt war, gegen 20 wurden bei den Feldwachen aufgefangen. Estorff griff sofort ein, ließ den am tiefsten gesunkenen Pferden Gurte, Vorderzeug und Packriemen abschneiden und sie aus dem Schlamm ziehen, auch die Ausrüstung in zwei Tagen wieder notdürftig zusammenflicken.

Beim Anmarsch zur Schlacht von Crefeld am 23. Juni 1758 übernahm Estorff außer der Tour die Avantgarde des linken Flügels mit sämtlichen Feldwachen und vertrieb im Verein mit den preußischen Husaren unter Oberstleutnant v. Beust die Franzosen aus Crefeld. Während nun der linke Flügel der Verbündeten den feindlichen rechten und das Zentrum in Schach hielt, umging der Herzog den feindlichen linken Flügel und entschied dort durch seinen Angriff die Schlacht zu seinen Gunsten. Der Herzog sorgte für reichliche Verpflegung der Truppen, für Erfrischungen, Bier, Wein und für grünes Gemüse, „ohne welches der Hannoveraner nur mager zu essen glaubt".*)

Am Tage nach der Schlacht wurde Estorff ins Hauptquartier zum Herzog berufen, um dort die Geschäfte des Generaladjutanten für den Obersten v. Reden zu übernehmen, der die Siegesbotschaft nach London überbrachte. Am 22. September 1758 fertigte König Georg II. dann das Patent aus, wonach er Estorff „zum Generaladjutanten bey des Herzogs Ferdinand von Braunschweig Liebden annehmen und bestellen" wollte, während Reden erster Generaladjutant blieb.**)

Schon im Winter 1758/1759 hatte Estorff mit dem Nachschub für die Armee zu tun, wie er später die ganze Aushebung leitete. Er hatte noch 1758 in Meppen ein Depot vorbereitet und richtete 1759 ein solches in Langenhagen bei Hannover ein, wo für jede Eskadron 18 Mann und Pferde, für die Husaren und Jäger je 100 Mann und Pferde bereitgehalten wurden. Das Militär-Wochenblatt 1901 Nr. 56 schreibt über ihn: Er war „ein hochgebildeter Mann", wurde „während des Sommers im Felde, während des Winters bei den Organisationsarbeiten viel gebraucht, durch welche der Stand der Hannoverschen Truppen von 27 195 Köpfen im Jahre 1757 auf 49 650 im Jahre 1762 stieg."

*) Sichart III¹ 386.

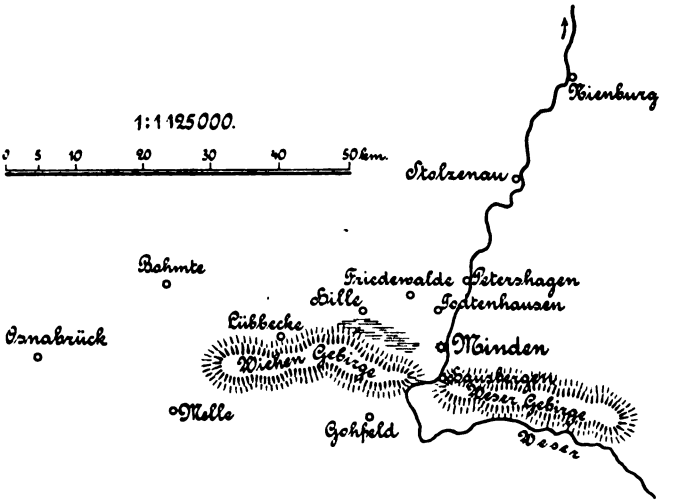
**) Patent im Familienarchiv zu Veerssen. Hiernach ist die Angabe bei Sichart III¹ 38 zu berichtigen.

Digitized by Google

1759.

Der Feldzug 1759 begann, wie der von 1758 geendigt hatte, mit fortwährendem Umherziehen ohne Entscheidung, die auch die Schlacht von Bergen am 13. April 1759 nicht brachte. Erst in den Julitagen spitzten sich die Bewegungen bei Minden a. d. Weser zu einer Entscheidung zu. (Vergl. Skizze 1.) Auf die Nachricht vom Falle dieser Festung sendete der Herzog den Major v. Estorff am 11. Juli von Bohmte nordöstlich Osnabrück mit 400 Mann Infanterie und 400 Reitern, die die Infanteristen auf ihre Pferde „en croupe“ nahmen, nach dem bedrohten Magazin von Nienburg a. d. Weser, wo er am

Skizze 1.



13. anlangte. In der dortigen Gegend sollte Estorff auch eine Brücke schlagen lassen und übermittelte die Nachrichten des Parteigängers Luckner an den Herzog.*) Westphalen (Geheim-Sekretär des Herzogs) schreibt darüber am 20. Juli an den Herzog: „Pourvu qu'on trouve des bateaux, ce qui ne sera impossible, les materiaux se trouveront . . . Le président Massow (von Minden) m'a dit qu'il pourrait livre des planches et des poutres d'ici. Mr. d'Estorff n'a qu'à s'addresser à lui.“

Herzog Ferdinand war inzwischen am 14. Juli 1759 nach Stolzenau an der Weser marschiert und ging von dort weserabwärts gegen Petershagen vor, um am 29. Juli ein Lager zwischen Friedewalde und Hille nordwestlich von Minden zu beziehen. In dieser Zeit scheint Estorff besonders im Nachrichtendienst tätig gewesen zu sein. Wenigstens schreibt Westphalen am 15. Juli dem Herzog:**) „Estorff m'a dit que la garnison de Minden

*) Westphalen III. 377, 413. Osten, Tagebuch Rebens. II. 43. Sichart III[1] 489/90.

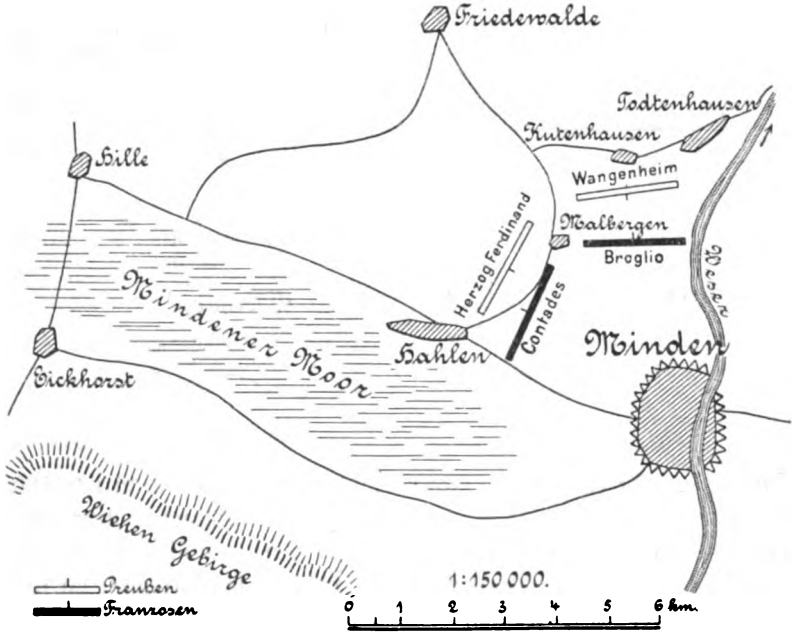
**) Westphalen III. 371.

Digitized by Google

(die von den Franzoſen zum Abzug genötigt war) marcheroit à Hannover, pour s'y armer.“ Und am 26. Juli 1759 befördert Eſtorff aus Petershagen eine Meldung des Parteigängers Luckner weiter, die über den Feind am rechten Weſerufer unter dem Herzog von Broglio berichtete.

Der Armee des Herzogs gegenüber war die franzöſiſche Armee des Marſchalls Contades aus ihrer urſprünglichen Aufſtellung ſüdlich des großen Mindener Moores in der Nacht vom 31. Juli zum 1. Auguſt 1759 in eine Schlachtſtellung nördlich davon gerückt, um die Verbündeten anzugreifen, die dieſen Plan jedoch noch gerade rechtzeitig erfuhren, um in 8 Kolonnen dem Gegner um 3 Uhr vormittags entgegenzurücken. (Vergl. Skizze 2.)

Skizze 2.



Auf dem rechten Flügel ſollte der Prinz von Anhalt mit den bisherigen Vorpoſtenabteilungen den Feind aus dem am Rande des Moores belegenen Dorfe Hahlen vertreiben, machte jedoch aus Mißverſtändnis vorher Halt, ſo daß der Herzog bei ſeiner bald darauf erfolgenden Ankunft ihm durch Eſtorff einen zweiten Befehl hierzu erteilen ließ, was dieſer auch den Generalen Graf Finckenſtein und v. Stolzenburg mitteilte.*) Eſtorff ritt erſt dann zum Herzog zurück, als die Piketts im Marſch waren, und wurde kurze Zeit darauf zum Lord Sackville, der die Kavallerie des rechten Flügels kommandierte, mit dem Befehl geſandt:

*) Bericht Eſtorffs Hannover, 15. Februar 1760. Abgedruckt in Weſtphalen III. 593/94.

Digitized by Google

„Allez avertir de ma part Mylord George Sackville qu'il fasse former les Escadrons.“*)

Estorff traf diesen General kurz nach 5 Uhr vorm., als dieser eben erst aus seinem Lager stark verspätet erschienen war, und berichtet selbst darüber,**) wie er den Befehl überbrachte, „daß die Lage der Dinge erfordere, daß Seine Durchlaucht die Infanterie auf Hahlen dirigiere, daß die Kavallerie der Rechten somit das geeignete Terrain zum Deployieren daselbst noch nicht finden würde, daß sie sich daher einstweilen auf ihrem Marsch in Eskadrons zu formieren und den Marsch in Kolonne fortzusetzen habe, um sich demnächst in Linie hinter den Linien der Infanterie aufzustellen, damit sie immerhin bereit sei, zu agieren, sobald die Gelegenheit und die Situation es erfordern würde“.

Estorff erledigte sich des Auftrages in Gegenwart von Sackvilles Adjutanten, blieb an der Spitze der Kavallerie, bis Sackville begann, dem Befehl nachzukommen, und kehrte erst hierauf zum Herzog zurück, der an der Spitze der britischen Infanterie hielt, die im Zentrum mit anhaltendem Erfolge vorrückte. Lord Sackville sagte zu seiner Verteidigung später aus: „I met the Adj. Gen. Major Estorff there, who ordered me to form the Cavalry in two lines; it was accordingly done.“***) Doch sprechen die Tatsachen gegen den Lord, der im ganzen Verlaufe der Schlacht nicht zum Eingreifen zu bewegen war, daher den Vorwurf der Feigheit und des Ungehorsams auf sich lud und durch ein englisches Kriegsgericht später seiner militärischen Würden entsetzt wurde.

„Gegen 5 Uhr morgens spielten die Kanonen von beiden Seiten auf das lebhafteste. Gegen 6 Uhr morgens begann das Kleingewehrfeuer längs der Front“, schreibt Estorff,†) über dessen weitere Verwendung der Herzog selbst berichtet:††) „Je fus joint dans ces entrefaits par Mr. d'Estorff, aide de camp général; comme il m'importait infiniment de savoir dans cette situation ce qui se passoit du côté de Tonhausen, je l'envoyais tout de suite à Mr. de Wangenheim,“ wobei Estorff†††) noch hinzufügt, „pour presser la marche de la Cavallerie de l'aide Gauche, parmis laquelle je me suis trouvé pendant le fort de l'action et nommément au Régiment du Corps et de Hammerstein“.

---

*) Herzog Ferdinand an Westphalen 11. Februar 1760. Westphalen III. 602.

**) Eidesstattlicher Bericht in der Untersuchung gegen Lord Sackville, 15. Februar 1760. Westphalen III. 470/71.

***) Westphalen III. 612.

†) Bericht an den Prinzen Louis von Braunschweig im Haag aus Maasland Schluys, 6. August 1759. Westphalen III. 531 bis 534.

††) Relation des Herzogs über die Schlacht bei Minden aus Paderborn, 3. Februar 1760. Westphalen III. 580/81.

†††) Bericht Estorffs, Hannover 15. Februar 1760. Westphalen III. 593/94.

Digitized by Google

Kurz vor 6 Uhr vormittags ritt Estorff zu dem Korps des Generals v. Wangenheim, das seinen linken Flügel bei Todtenhausen (Tonhausen) an die Weser gelehnt, mit dem rechten aber in der Gegend von Kutenhausen—Malbergen (Minderheide) Fühlung mit der Hauptarmee des Herzogs gewonnen hatte. Während die Infanterie der Verbündeten mehrere Attacken der französischen Kavallerie im Zentrum abgeschlagen hatte und stetig vorrückte, verhinderte bei Malbergen eine französische Batterie von acht Geschützen weitere Fortschritte, so daß Estorff das hannoversche Leibregiment zur Attacke auf diese veranlaßte. Trotz heftigsten Kartätsch- und Gewehrfeuers ritt das Regiment an,*) erlitt jedoch starken Verlust und mußte vor einem breiten Graben umkehren. Doch sammelte es sich bald rechtsseitwärts rückwärts und setzte von neuem zur Attacke an gegen die französischen Bataillone Touraine und Poiton, die geworfen wurden, aber Aufnahme bei ihrer Kavallerie fanden, die dem Leibregiment in Flanke und Rücken fiel, während das hannoversche Kavallerieregiment Hammerstein und die preußischen Holstein-Dragoner zur Unterstützung herbeieilten und den Sieg hier vollendeten. Bald traten die Franzosen überall den Rückzug bei Minden vorbei in ihr altes Lager an.

Ein anderer Adjutant des Herzogs, v. Malortie, berichtet, daß auch er zur Kavallerie des linken Flügels geschickt sei,**) „pour la faire avancer; à mon arrivée elle s'etoit déjà mise en marche par les soins de l'aide de camp général d'Estorff, qui me chargea de rendre compte à Son Alt. Seren. que Ses ordres alloient être exécutées dans cette partie". Estorff selbst beteiligte sich an den Attacken des Leibregiments, in dessen Reihen er einst selbst eingetreten war, und des Regiments Hammerstein, sah mit eigenen Augen dem Feinde 19 Kanonen und 1 Fahne abnehmen und berichtet, wie um 7 Uhr vormittags der Feind bereits in vollem Rückzuge gewesen sei.

Das Leibregiment verlor 7 Offiziere, 65 Gemeine und 127 Pferde, Regiment Hammerstein 7 Offiziere, 66 Gemeine und 77 Pferde an Toten und Verwundeten; beide Regimenter wurden vom Herzog in der Generalordre vom 2. August 1759***) besonders belobt. Dort heißt es auch über Estorff: . . . „Endlich befehlen mir (Generaladjutant v. Reden) annoch Seine Durchlaucht diejenigen von Seiner Suite der Armee bekannt zu machen, deren Komportements Sie besonders mit admiriert, nämlich: . . . den Generaladjutanten v. Estorff . . . Seine Durchlaucht haben Ursache mit ihnen und ihren Komportements überhaupt zufrieden zu sein." . . . Über den Rückzug der Franzosen schrieb später Major Friedrichs, der auf dem rechten Weserufer bei Hausbergen die abziehenden Franzosen mit seinen Jägern zu

*) Sichart III¹ 527 u. ff.
**) Westphalen III. 595.
***) Sichart III¹ 525 u. ff.

Digitized by Google

Pferde noch gefaßt hatte, an Estorff, daß die Franzosen „mit großem Geschrei und nach Roßbacher Art" zurückkamen.

Estorff selbst wurde vom Herzoge nach London gesandt, um dort die Siegesnachricht zu überbringen, „wobei ich verschiedene wichtige Aufträge an des Königs Georg des II. Majestät auszurichten hatte."*)

Er mußte einen Umweg über Ostfriesland nehmen, um feindliche Streifparteien zu vermeiden, und langte am 5. August in Utrecht an, zu spät, um den Bruder des Herzogs Ferdinand, Prinzen Louis von Braunschweig, noch im Haag aufsuchen zu können, wohin er am 6. August jedoch einen ausführlichen Bericht über die Schlacht sandte. Der Prinz schickte ihm einen Kurier nach, worüber des Prinzen Sekretär Haenichen an Westphalen am 9. August schrieb:**) „Mr. d'Estorff a senti son tort et l'a réparé par écrit par une très jolie relation de ce qui s'est passé." Haenichen sowohl wie der englische Generalmajor York hatten durch besondere Boote Estorff überholen lassen, der, durch widrige Winde aufgehalten, erst am 9. August früh in London ankam, wo die Nachricht schon am 8. bekannt geworden war und sich die Freude durch Illumination, Freudenfeuer und Feste in Stadt und Land ausdrückte.***) Estorff wurde vom Könige in Kensington sofort empfangen, aber erst am 21. August wieder entlassen, so daß er klagt:

„Ce séjour oisif m'est bien à charge."†) Am 10. August ernannte ihn der König persönlich zum Oberstleutnant††) und gab ihm beim Abschiede ein eigenhändiges Schreiben an den Herzog Ferdinand mit, in dem es heißt: „Ich habe Meinem Generaladjutanten von Estorff, welchen Ich heute nach der Armee zurück schicke, mündlich aufgegeben, Ew. Liebden das Vertrauen, in welchem dieselben bey Mir mit vollem Rechte stehen, mithin Meine Zufriedenheit und Dankbarkeit in ihrem gantzen Umfange zu bezeugen; Ich kan Mir aber das Vergnügen nicht versagen, durch diese Zeilen hinzuzufügen, daß ermelter Mein General-Adjutant Ew. Liebden auf sothanes Sujet nicht so viel sagen kan, alß sich bei Mir würklich findet."†††)

Am 23. August verließ Estorff den Haag, sprach unterwegs beim General v. Imhoff vor, der Münster belagerte, und traf am 31. August wieder bei der Armee des Herzogs in Wetter nördlich Marburg ein, wohin diese den Franzosen nach der Schlacht von Minden gefolgt war. Er be-

*) Staatsarchiv Hannover, Hann. Des. 41 E. XXI. n. Nr. 10. Pro Memoria. Beilage zu S. 66, S. 11.

**) Westphalen III. 659.

***) Estorff an den Herzog Ferdinand, London, 12. August 1759. Westphalen III. 723.

†) Desgl. 14. August 1759. Ebendort.

††) Patent im Estorffschen Familienarchiv zu Veerssen. Akte 11b. Bl. 32.

†††) Westphalen III. 787.

Digitized by Google

richtete dem Herzoge über seine Sendung zum Könige Georg II.,*) der Vorschläge zur Verbesserung der Armee erbat. Auch die Tage vor Münster beschrieb Estorff dem Herzoge, worüber Westphalen an Haenichen sagt: „Mr. d'Imhoff voit noir; il désespère puisqu'il a trouvé vis à vis de lui un moulin à vent retranché. Le Duc lui a écrit dans les termes les plus forts." Im September lag Estorff krank, wie Westphalen an Haenichen aus Krosdorf nordwestlich Gießen am 3. Oktober 1759 schreibt: „J'ai vendu à Mr. d'Estorff la carte de la Hesse septentrionale, il vous en remercie très humblement; il a été bien malade". Während die Armee aber erst im Januar 1760 in die Winterquartiere bei Marburg und Paderborn ging, wurde Estorff schon früher nach Hannover gesandt, um dort die Aushebungen zu leiten.

1760.

Für 28 Bataillone wurden Depots von je 100 Mann gebildet, die ihre Ausbildung durch abkommandierte Offiziere und Unteroffiziere der Feldarmee bei den Landregimentern in Hannover, Hameln, Stade und Nienburg erhielten. Ähnliche Depots wurden auch für die Kavallerie und die leichten Truppen eingerichtet.**)

Ferner errichtete Estorff die sogenannte Légion britannique zu 5 Bataillonen mit je 4 Infanterie- und 1 Dragonerkompagnie, die aber, meist aus Ausländern bestehend, in den künftigen Feldzügen sich nicht sonderlich bewährte, durch Gefangennahme und Desertion außerordentliche Verluste hatte, daher oft stark ergänzt werden mußte und dem Staate wie Estorff ganz beträchtliche Summen kostete. Dieser hatte dem Ministerium einen Plan für die Gesamtaushebung eingereicht, über den ihm am 27. Februar 1760 geschrieben wurde:***) „Das Ministerium findet die Vorschläge durchgehends so gut überlegt und ausgearbeitet, daß dasselbe darin nichts zu ändern weiß." In der vorgelegten Instruktion***) heißt es u. a.: „Diejenigen Hauswirte, so die von ihnen geforderte junge Mannschaft nicht liefern, müssen selbst so lange nach Stade (für die Geestdistrikte) gebracht und unter das Gewehr gestellt werden, bis sie ihre junge Mannschaft herbeischaffen." Den aushebenden Offizieren wird aufgetragen, „der ausgehobenen Mannschaft durch freundliches Zureden und Begegnung die Lust zum Dienst zu inspirieren". Die Diensttüchtigen sollten 18 bis 40 Jahre alt sein und mindestens 5 Fuß 9 Zoll (etwa 1,75 m) messen, „denn ein kleiner Mann nicht leicht das lange Gewehr laden noch weniger aber mit dem darauf gepflanzten Bajonett agieren könne". Daraus kann man schließen, wie groß der Durchschnitt der Hannoveraner gewesen sein muß, um solche Anforderungen stellen zu können, da gegen 3000 Mann gebraucht wurden.

*) Westphalen III. 724.

**) Sichart III¹ 20, 111, 113; III² 3, 4, 7.

***) Staatsarchiv Hannover. Hann. Des. 41. E. XXI. n. Nr. 9.

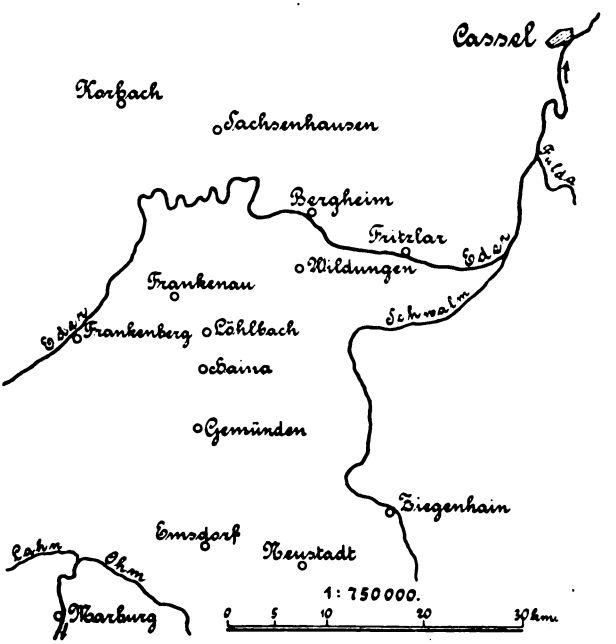
Digitized by Google

Estorff selbst schreibt in „einem Auszuge meiner Lebensgeschichte“ darüber: „Daß mir alle diese Kommissions eine erstaunende Mühe und Verdruß gemacht, wird wohl nicht bezweifelt werden. Der mir aber von des Herzogs Ferdinand Durchlaucht gnädigst gewürdigte Beifall versüßete mir alles jene Verdrüßliche, so daß ich alle mir und meiner Familie nachher zugezogene gehässige Verfolgungen, besonders von der Sekretären Clique, die leider in unserem Lande fast alles entscheidet, mit Verachtung in das Buch der Vergessenheit geschrieben habe“.

Noch am 5. März 1760 schreibt Herzog Ferdinand an den englischen Minister Holderneß:*) „Mr. d'Estorff se trouve dans le pays d'Hannovre, où il est chargé de la formation des depôts de la levée des Recrues et d'autres arrangements militaires, de façon que sans causer un préjudice infini aux préparatifs pour la Campagne, il ne saurait s'en éloigner.“

Doch begab sich Estorff bei Wiedereröffnung der Feindseligkeiten in das Hauptquartier zum Herzog zurück, wo er am 23. Mai 1760 unter den persönlichen Adjutanten aufgeführt wird. Die Verbündeten gingen den Franzosen in südlicher Richtung entgegen, konnten ihnen jedoch an der Ohm (linker Nebenfluß der Lahn) nicht mehr zuvorkommen und bezogen ein Lager bei Ziegenhain a. d. Schwalm. (Vergl. Skizze 3.) Der französische Feldherr Marschall

Skizze 3.



*) Westphalen III. 593.

Digitized by Google

Broglio umging indessen diese Stellung durch einen Linksabmarsch über Frankenberg an der Eder auf Korbach in Waldeck und veranlaßte dadurch den Herzog zu einem Parallelmarsch über Wildungen nach Sachsenhausen. Da zunächst die Nachrichten über den Abmarsch der Franzosen noch unzuverlässig waren und sich widersprachen, so betraute der Herzog den Oberstleutnant v. Estorff mit dem Kommando eines Korps leichter Truppen bei Neustadt, zu dem gehörten:*)

1 Brigade Hannoverscher Jäger unter Major Friedrichs,
Korps v. Stockhausen,
1 preußisches Freiwilligen-Bataillon unter Major Trümbach,
Hessische Jäger und Husaren,
5 Schwadronen preußischer Husaren Malachowski und Rüsch,

im ganzen etwa 3000 Mann.

Unter diesem buntscheckigen Korps hatte bisher die größte Uneinigkeit geherrscht, die keine Leistungen zustande hatte bringen lassen, so daß Estorff sie zur Eintracht ermahnte „mit der Verwarnung, den, so meine im Namen des Herzogs zu erteilenden Befehle nicht auf das pünktlichste befolgten, sofort als Arrestant ins Hauptquartier abliefern zu lassen".

Noch am Abend des 7. Juli 1760 brach Estorff auf, sandte Patrouillen und Spione aus und gelangte bis Gemünden, 20 km nordöstlich Ziegenhain. Bereits um Mitternacht konnte er den Marsch der Franzosen über Frankenberg auf Korbach berichten, so daß der Herzog ihm seine Zufriedenheit ausdrückte mit „meinen zuerst und zuverlässigsten abgestattete Rapports". Er nahm dann weiter nördlich in der Gegend von Kloster Haina Stellung, um von dort die Verbindungen der Franzosen zwischen Korbach und Marburg zu bedrohen, blieb aber zwei Tage ohne Verbindung mit dem Hauptquartier in Sachsenhausen (seit 10. Juli). Erst nach drei Tagen hörte er von dem unglücklichen Gefechte bei Korbach am 10. Juli, dann aber auch von dem glücklichen Unternehmen des Erbprinzen von Braunschweig auf Emsdorf halbwegs Ziegenhain und Marburg am 16. Juli, nachdem er die hannoverschen Jäger zu der Abteilung des Erbprinzen hatte stoßen lassen. Der Erbprinz sandte ihm die letzte freudige Nachricht durch zwei Unteroffiziere, deren jeder ihm „einen Schinken und ein groß gebackenes Brot" brachte. „Dieser Securs war mir um so angenehmer bei den gänzlich ermangelnden Lebensmitteln; es fehlte uns sogar an Brot, und hatten wir außer Branntwein und Heidelbeeren gar keine eßbare Ware."

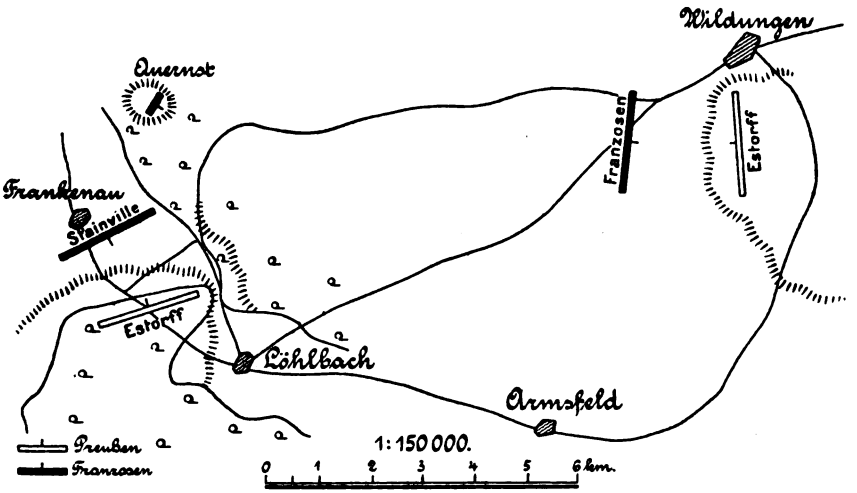
Estorff gegenüber stand der französische General du Blaisel mit 4000 Mann bei Frankenberg, getraute sich aber nicht ihn anzugreifen, so daß der

*) Die nachfolgenden Schilderungen sind einem eigenhändigen „Auszuge meiner Lebensgeschichte" des späteren Generalleutnants E. D. A. v. Estorff entnommen, Staatsarchiv Hannover. Hann. Des. 41. E. XXI n. Nr. 10, wonach sich die Angaben in Sichart III² S. 58 bis 79 nicht in allen Stücken aufrechterhalten lassen.

Digitized by Google

Graf v. Stainville mit vier Regimentern Dragoner und einigen Bataillonen Infanterie auf Frankenau zu seiner Unterstützung heranrückte. Das Detachement Estorff nahm Stellung zwischen Frankenberg und Löhlbach, wo es von Stainville am 17. Juli vergeblich angegriffen wurde. (Vergl. Skizze 4.) Der Feind beschoß mit achtfacher Überzahl von Geschützen die Husaren-Feldwachen und die dahinter im Walde gedeckt stehenden Stockhausenschen Jäger und Trümbachs preußische Freiwillige, jedoch ohne sonderlichen Erfolg, bis Estorff durch einen Angriff der hessischen Jäger und des Bataillons Trümbach sich den durch zwei feindliche Dragonerregimenter an der Quernst gefährdeten Weg auf Wildungen frei machte und den Feind zum Rückzug nötigte. Indes besagten sichere Nachrichten, daß das Detachement am nächsten Morgen sowohl von Stainville in der Front, wie von Blaisel von Frankenberg her in der linken Flanke angegriffen werden sollte. Estorff zog daher in aller Stille nachts 17./18. Juli über Löhlbach—Armsfeld (Ahrenswalder Grund) auf Wildungen ab (etwa 20 km), wo er am frühen Morgen des 18. Juli sich auf beherrschender Höhe einrichtete und am Nachmittage einen erneuten feindlichen Angriff abwies.

Skizze 4.



Unterdessen war der Prinz von Anhalt mit einer Brigade Infanterie bei Bergheim am linken Ederufer nördlich von Wildungen zur Unterstützung eingetroffen, und von Fritzlar her kam am 19. Juli der Generalmajor v. Luckner mit seinen Husaren, die am Gefecht bei Emsdorf unter dem Erbprinzen von Braunschweig beteiligt gewesen waren. Estorff trat sein Kommando an Luckner ab, der jedoch auf dessen Warnungen nicht hörte und daher am nächsten Tage geschlagen wurde. Estorff hatte die „Satisfaktion, mein bisher gehabtes, höchst unangenehmes Kommando mit aller Ehre zu endigen, und darf ich nun noch schließlich dabei anführen, daß die bis auf

Digitized by Google

den höchsten Grad gestiegene Uneinigkeit der obbenannten verschiedenen Chefs mir viele verdrießliche Mühe, ja oft gefährliche Momente verursachte. Es zeichneten sich unter diesen unruhigen Köpfen besonders die Majors Naczynski, Trümbach, Becquingoll (?), Leutnant Usedom . . . aus. Ersterer war ein sehr unruhiger Kopf, der öfters ganz unbesonnen agierte, der zweite unverträglich und dem Trunke ergeben, so daß er im besoffenen Mute sich selbst seine schwere Blessur zuzog. Becquingoll war von der nämlichen Art; Usedom, obgleich nur Leutnant, besaß den bösen Charakter in höchstem Grade, daß er sich nur bemühte, unter seinen Vorgesetzten Uneinigkeit zu stiften und zu unterhalten, und mag ich nicht begreifen, wie dieser Mann in der Folge zum Grade eines Generalleutnants hat können erhoben werden.

Bei einer so disziplinierten Horde war meine Lage um so gefährlicher, da besonders die 3 Eskadrons schwarze Husaren, die der törichte Major Naczynski kommandierte, fast aus lauter feindlichen Deserteurs bestanden."

Der Herzog bezeigte Estorff bei dessen Rückkehr seine „gnädige Zufriedenheit" und behielt ihn in seinem Hauptquartier, in dem Estorff den allmählichen Rückzug vor der Übermacht der Franzosen, das glückliche Gefecht von Warburg am 31. Juli, den Übergang über die Weser und das mißglückte Unternehmen gegen Göttingen am Ende des Jahres 1760 mitmachte, worauf das Hauptquartier während der Winterquartiere nach Uslar kam. Nach seinen eigenen Aufzeichnungen verwandte der Herzog ihn oft „zum Rekognoszieren des Feindes, besonders aber zu der Auswahl von Lägern und Positions" und billigte die Wahl. Auch in dieser Zeit unterhielt Estorff mit den Behörden in Hannover einen Schriftwechsel über die Aushebung und legte in Bühne am 30. August 1760 seine Gedanken über die Reduktion beim Friedensschlusse nieder:*) „Die Bevölkerung des Landes und Kultur daselbst ist das Hauptaugenmerk." Und aus Ovelgönne (Uvelnganne, Uebelgönne), zwischen Liebenau und Warburg a. d. Diemel, berechnete er am 28. Oktober den bisherigen Abgang während des Krieges bei den Hannoveranern auf 9722 Mann, den gegenwärtigen Bestand auf 11 349 Ausländer, 31 627 Einländer.

1761 bis 1763.

Den Feldzug von 1761 machte Estorff nicht mit,**) sondern leitete im Lande wieder die Aushebung für die Armee und die wiederholte Neuaufstellung der britischen Legion mit ebenso viel Mühe und Kosten. Er hatte dem Herzoge am 12. April 1761 vorgeschlagen, die Jäger nur mit Büchsen auszurüsten, „da die Büchse vor hübsche Leute und gelernte Jäger die stärkste Lockung zum Dienst sei". Zwar billigte der Herzog diesen Vorschlag nicht,

*) Staatsarchiv Hannover. Hann. Des. 41 E. III. II. Nr. 3, Bl. 22.
**) Sichart III² 389.

Digitized by Google

schrieb ihm aber in seiner Antwort aus Neuhaus bei Paderborn am 15. April:*) „Ich danke Ihnen aufrichtigst für alle Mühe, welche Sie sich geben, die Remonte, Rekruten und sämtliche reparationes bald möglichst sowohl an die leichten Truppen als an die Infanterie und Kavallerie abgehen zu lassen.“ Auch im weiteren Verlauf des Feldzuges fand wiederholt ein unmittelbarer Schriftwechsel mit dem Herzoge statt, der auch sonst für seinen Generaladjutanten warm eintrat.

So erkundigte sich am 8. Mai 1761 Georg III. bei dem hannoverschen General der Infanterie v. Spörcken nach Estorff:**) „Es ist Uns von des Herzogs Ferdinand Liebden der unermüdete Fleiß und Diensteifer, womit der Oberstleutnant und Generaladjutant v. Estorff sich die Rekompletierung der Armee und die Besorgung der Depots und Feld-Requisiten angelegen sein lassen, sehr angerühmt, mithin Uns dessen Avancement besonders empfohlen. Nun wissen Wir, daß vermelter v. Estorff jederzeit mit Distinction gedient hat, und sind daher auch gnädigst geneigt, ihn vorzüglich zu befördern.“ ... Daraufhin gab Spörcken dem Oberstleutnant v. Estorff das Zeugnis, daß er den ganzen Winter hindurch bei dem Depot allen Fleiß und Mühe angewandt habe, um die Regimenter in kompletten Stand zu setzen. Am 8. Dezember 1761 ernannte ihn dann der König „zum Obristen über das vakante Heisensche Regiment zu Pferde.“***) Fast genau vier Jahre vorher (am 27. Dezember 1757) war er erst Major geworden, sollte dafür aber später im Frieden eine um so langsamere Beförderung erfahren.

Die Armee ging im November in die Winterquartiere, der Herzog nach Hildesheim.

1762 brachen die Verbündeten erst im Mai wieder auf und schlugen die Franzosen im Gefecht von Wilhelmstal nördlich Kassel am 24. Juni zurück, wobei auch das Estorff neu verliehene Kavallerieregiment auf dem linken Flügel zur Umfassung beitrug und einige Verluste erlitt. Nach diesem Gefechte sandte der Herzog seinen Generaladjutanten wiederum nach London, um dort durch persönliche Einwirkung dem empfindlichen Geldmangel abzuhelfen. Estorff traf am 8. August in London ein, fand aber bei dem hannoverschen Minister v. Behr nicht die gewünschte Unterstützung, wenn er auch dem Könige wiederholt persönlich Vortrag halten und seine Denkschriften überreichen durfte, in welcher Weise die hannoverschen Truppen auf den Friedensfuß überzuführen und im Frieden zu organisieren wären. Im September und Oktober 1762 übergab er ferner seinen „Plan über die Formation der Infanterie und Kavallerie (Dragoner und Husaren)“.

Unter anderem heißt es darin: „Die Offiziere der Infanterie sollen alle zwei Jahr einiges aus der Mondierungs-Offizierkasse (eine Art Offizier-

*) Westphalen V. 295.

**) Staatsarchiv Hannover. Gen. Kdo. Bd. 38 A. Litt. J. Nr. 128, Mai 1761, Bl. 33.

***) Patent im Familienarchiv zu Veerssen. Akte 11 b. Bl. 85.

Digitized by Google

Unterstützungsfond) und alle sechs Jahre eine Staatsmondierung haben." ... Für den Reiter soll die Fourage angekauft werden, „damit er nicht nötig zu betteln oder zu stehlen habe. ... Die guten Unteroffiziere als die Seele des Dienstes müssen in Autorität bleiben."

Der Minister v. Behr war seiner Stellung nicht im mindesten gewachsen, konnte die hannoverschen Geldforderungen nicht vertreten und hat, wie Estorff schreibt, dadurch dem Lande zu Gunsten von England „einen Verlust von Millionen zugefügt, den noch unsere Kindes Kinder empfinden werden". Auch viele Familien wurden dadurch schwer geschädigt, Estorff selbst um rund 40 000 Taler, die ihm nur zum allerkleinsten Teile später ersetzt wurden, trotzdem noch bis in das Jahr 1768 der Herzog Ferdinand sich persönlich wiederholt dafür verwendete.*) Darüber sagt er selbst: „Daß ich auch überhaupt in den Kriegeszeiten mir keine starke Börse gesammelt, ist daraus erweislich, daß ich die Gelder zu meiner letzten englischen Reise von Juden habe aufnehmen müssen". Über seine Erfahrungen in London schreibt er dann weiter:**) „Ich kann um so zuverlässiger über die nachteiligen Folgen urteilen, welche ein schwacher, den Geschäften nicht gewachsener Minister verursachen kann, und da ich dieses vorwissentlich den Papieren destinieret, welche ich zur Instruktion meiner Söhne entwerfe, so mag ich mich auch um so freimütiger herauslassen, damit solche im Lauf ihrer künftigen Bahn sich keiner Geschäfte unterziehen mögen, die ihre oder die Personen, mit welchen man zu verhandeln hat, Kräfte übersteigen".

Als Estorff von England am 25. Dezember 1762 zurückgehen sollte, schrieb König Georg III. am 24. Dezember an die Geheimen Räte in Hannover,***) daß Estorffs Vorschläge für den Rückmarsch der Truppen berücksichtigt werden sollten, da er „von Landsachen ebenfalls eine gute Einsicht und Kenntnis zu haben" scheint, „auch von vielem Betrieb und von unermüdetem Zèle und Dienst-Eifer" ist. Er hat „sich während dieses Krieges insonderheit auch mit der Landmiliz so nützlich beschäftigt, daß selbige als ordentliche Regimenter zur Verteidigung des Landes rühmlichst mit gebrauchet werden". Am gleichen Tage übertrug ihm Georg III. die Funktion eines Generalquartiermeisters.

Am 15. November 1762 wurden die Feindseligkeiten durch einen Waffenstillstand beendet, dem bald der Friede nach siebenjährigem Kriege folgte.

1763 bis 1776.

Durch Befehl des Königs wurden am 10. Juni 1763 alle Reiterregimenter auf vier Kompagnien gesetzt, die beim 3. Regiment Estorff am 11. November befehligt wurden von:

*) Familienarchiv zu Veerssen. Akte 16 f. Bl. 5.

**) Staatsarchiv Hannover. Hann. Des. 41 E. XXI. Nr. 22.

***) Ebenda.

Digitized by Google

Oberst v. Estorff (Kapitänleutnant v. Oheimb),
Major v. Harling,
Rittmeister v. Maydell,
Kapitänleutnant v. Schwanewede, nachdem Oberstleutnant Kassau abgegangen und die Kompagnie des Rittmeisters v. Borries eingegangen war.

Am 17. Juni 1763 wurden für das Regiment „bei der ersten neuen Mondierung 1765 zitronengelbe Aufschläge und silberne Galonen" bestimmt. Die Garnison war zuerst Langenhagen.

Oberst v. Estorff ließ sich die Ausbildung seines neuen Regiments von Anfang an gleich sehr angelegen sein und legte seine Ansicht darüber in einigen Denkschriften nieder, aus denen folgender Grundsatz hervorgehoben sei, lebhaft an die Mahnung Friedrichs II. erinnernd, dessen Schriften Estorff jedenfalls eifrig studiert hat:

Vor Attacken soll der Regimentschef den Feind beurteilen, wie dieser ihn attackieren könnte, „nämlich wenn er nicht selber den Angriff tun wolle, welches doch in mehresten Fällen die beste Partie".

In diese Zeit, wahrscheinlich 1764, fällt auch eine Abhandlung: „Versuch einer Kriegsgeschichte der Kurbraunschweig-Lüneburgschen Völker seit 1553 bis 1696", wovon jedoch nur 359 Seiten des 1. Teils erhalten sind,*) von Sichart als ein „sehr wertvolles Werk" bezeichnet. (I. 12.)

Doch schon am 18. April 1766 erhielt Oberst v. Estorff das 8. Dragonerregiment (bisher v. Bock) zu Northeim, dann Grohnde an der Weser, später dauernd Northeim, wo er bis zu seinem Tode 1796, also volle 30 Jahre, in Garnison blieb. Sein bisheriges Regiment wurde mit dem Leibregimente unter dessen Namen zu einem einzigen zusammengezogen. Das neue Regiment hatte in 4 Eskadrons = 8 Kompagnien Leute von 18 bis 54 Jahren, Kapitäns von 34 bis 46 (1776: 44 bis 58), Leutnants von 23 bis 46 (1776: 21 bis 56) Jahren, darunter 1770 den Prinzen Louis zu Waldeck als Kapitän. Es dienten 1766 darin: 276 Landeskinder (1776: 235), 92 Ausländer (1776: 80) von 1 bis 34 Jahren Dienstzeit.

Zur Musterung wurden 1766 vorgestellt: 22 Offiziere, 30 Unteroffiziere, 304 Dragoner, 214 Pferde, wobei sich das Regiment das Lob des Feldmarschalls v. Spörcken, Northeim, 27. Mai 1766, verdiente: „Das Reiten des Regiments und Dressierung der Pferde ist gut und mit Fleiß angewiesen."

Auch für das neue Regiment erließ Estorff alsbald seine „Anweisung, wie sich eine Kompagnie bei der Exercice zu Pferde zu verhalten", woraus hervorzuheben ist:

*) Staatsarchiv Hannover. Handschriften Band 3. D.D. Militaria. Nr. 3.

Digitized by Google

Die Hintermänner sollen „den aber, so umkehrt vor dem Feind, zwischen die Ohren hauen“. . . . „Überhaupt müssen sich die Herren Offiziers angelegen sein lassen, den Dragonern die Pflicht, so im Ernst erfordert wird, bei aller Gelegenheit denselben einzuprägen, die Ehre, so ihnen aus dem Wohlverhalten zufließt, auf das lebhafteste abmalen, wie auch den Vorzug so ein Regiment im Korps gewinnt, welches mit kaltem Mut den Feind schmeißt und zu einer steten frischen attaque sich willig bereit und in größter Ordnung finden läßt.“

Außerordentlich gediegen und ihrer Zeit wohl weit voraus eilend ist jedoch eine Arbeit, datiert Grohnde, 8. August 1768 und in ihren Bezugnahmen bis 1774 reichend:

„Anweisung für die Offiziers des Kurbraunschweig-Lüneburgischen Regiments v. Estorff, Kavallerie oder Dragoner, wie selbige zur Lektüre und zu welcher sie sich zu applizieren haben; von ihrem Regimentschef, dem Kurbraunschweig-Lüneburgischen Herrn Generalmajor von Estorff erteilet 1768.“ *)

Der 1. Artikel behandelt „die Art und Weise, wie man mit Nutzen lesen soll“. Die jungen Offiziere sollen nicht mit Büchern anfangen, die ganz ins Große gehen. „Sie haben sich also mit Bewegungen der Armeen, Operationsplänen okkupiert, während ihnen das devoir einer Patrouille, die Stellung und Observanz eines kleinen Kommandos, das Verhältnis eines Piketts unbekannt geblieben, mithin da dieselben nicht methodice sich applicieret, so haben sie ins Leere gearbeitet, Ideen gehäuft und finden sich im großen so konfus, als im kleinen oder vielmehr Anfangsgründen unwissend.“ Jeder Offizier, fordert Estorff, soll auch die anderen Waffen kennen lernen, „indem die so oft gehörte kahle Entschuldigung »ich bin kein Ingenieur, kein Infanterist, noch Kavallerist« sehr unanständig ist“.

Im 2. Artikel macht der Oberst v. Estorff nicht weniger als 151 Bücher und viele Karten namhaft, die sämtlich in seinem Besitze sich befinden und den Offizieren seines Regiments zur Verfügung stehen. Jedes einzelne ist mit einer oft sehr eingehenden Besprechung versehen, aus der die große Bewunderung für Friedrich den Großen und den Herzog Ferdinand von Braunschweig hervorgeht, mit dessen Neffen, dem Erbprinzen (1806 bei Auerstedt als Herzog gefallen), er im wissenschaftlichen Schriftwechsel stand.

So schreibt Estorff u. a.: „Der zurückgelegte Krieg (Siebenjährige) und dessen glorreicher Erfolg wirkt in mir ein stets verehrendes Andenken, wenn ich die gegen den König von Preußen Majestät und unsere Armee über-

*) Ein Exemplar dieser Anweisung, früher dem „Francois Baron de Fürstenberg“ gehörig, findet sich im Familienarchiv zu Veerssen. Estorff wurde erst 1776 Generalmajor mit Patent vom 4. Mai 1772. Ein Teil dieser Anweisung, der 4. Artikel und der Schluß, ist im Militär-Wochenblatt 1899, Nr. 44 veröffentlicht.

Digitized by Google

wiegende Macht so vieler Feinde, welche die Proportion von 1 : 4 überstieg, in Berechnung ziehe: So finde ich mich aufs lebhafteste überzeugt, wie augenscheinlich die gerechte Sache von der weisen Vorsehung unterstützt worden; und Sie werden es nicht verkennen, vielmehr muß es Ihnen der angenehmste Gegenstand sein, sich der merkwürdigen Metamorphose der hannoverschen Armee mit Ablauf des 1757. Jahres zu erinnern, wie diese in die Enge getriebenen und fast gänzlich niedergeschlagenen Truppen auf einmal durch die Ankunft des Durchl. Herzogs Ferdinand beseelt wurden. Dessen Marschordre zu avancieren, feuerte den Mut des Ganzen dermaßen an, daß ein jeder mit Überzeugung des Sieges dem Feinde entgegen eilte, der zum Erstaunen von ganz Europa aus unseren Grenzen vertrieben, ja bis über den Rhein verfolgt wurde."

Der 3. Artikel handelt davon „Wie man in der Folge von der Lektüre Anwendung machen soll." Darin heißt es u. a.: „Lesen ohne sich zu instruieren und dann die gehörige Anwendung zu machen, ist zwar besser, als die Zeit mit Gähnen, Tändeleien, Filet machen und dergleichen einem Offizier unanständigen Okkupationen hinzubringen; dennoch aber allezeit von wenig Nutzen, indem man nur höchstens mit der Lektüre in Gesellschaft Parade machen kann." . . . „Desgleichen lehrt ihnen die Theorie die Vorteile, welche in besonderen Fällen anzuwenden sind; denn selbst finden kommt dem Gedächtnis zu Hilfe und schärft den Verstand." . . . „Es ist sicherer, das Buch im Kopfe, als den Kopf im Buche zu haben."

Der 4. Artikel ist überschrieben: „Vorteile, so aus der Lektüre erwachsen und wie die Theorie mit der Praxis kombiniert, daß eine vollkommene militärische Wissenschaft erlangt werden möge." Darin heißt es z. B.: die Herren haben „das Glück zu suchen und sich nicht darauf zu verlassen, vom Glück gesucht zu werden".

Im „Schluß" endlich sind noch einige militärische Glaubenssätze enthalten, die für alle Zeiten Geltung behalten werden: „Jeder hat sich auf dasjenige zu applizieren, dem man sich gewidmet; also auch ein Offizier in den weltlichen Geschäften die Kriegskunst zu seinem Hauptstudium wählen müsse." . . . „Die Furcht des Herrn ist der allgemeine und erste Gegenstand aller vernünftigen, recht denkenden Charaktere." . . . „Denn ein Soldat ohne Religion ist eine elende Kreatur, und der Offizier, der seine Herzhaftigkeit nicht darauf gründet, ist ein wandelbares Rohr bei eintretender Gefahr."

Nicht nur nach unten wirkte Estorff, auch nach oben hin suchte er seine Ansichten durchzusetzen und für die Ausbildung der hannoverschen Kavallerie zu sorgen. Eine Reihe eingehender Denkschriften über den Ersatz, die Mobilmachung, Quartierfrage, Ausführung der Attacken und Geldwirtschaft, wie ein lebhafter Schriftwechsel mit dem General v. Freytag, späterem Feldmarschall, damals der Person des Königs in London als Generaladjutant

Digitized by Google

beigegeben, sind Zeugen seiner nie rastenden Tätigkeit. Er erkannte schon 1769 die Notwendigkeit, eine Mobilmachung rechtzeitig vorzubereiten, da damals die Dänen gegen 3000 Pferde aus dem Lande zogen, während jede hannoversche Eskadron 30 Unberittene aufzuweisen hatte. Er wollte die Kavallerieregimenter beim Stabe zeitweise zusammengezogen wissen: „Das Regiment würde während diesem Kantonnement den ganzen Felddienst, Feldwachen, Picketts und Patrouillen verrichten, oftmals und unverhofft schleunig ausrücken, eine Kompagnie die andere suchen, ein Kantonnement zu überrumpeln oder im Marsch zu attackieren, Embuskaden zu formieren und überhaupt alle im Kriege vorkommenden Gelegenheiten exerzieren usw." Hierbei erhielten die einzelnen Offiziere die verschiedenartigsten Aufträge, über die sie zu berichten hatten. Er rühmt denn auch von seinen Untergebenen: „Mes officiers sont gens de tête et de coeur, dont on se peut servir dans les occacions sérieuses."

Nach einer Betrachtung, daß die Reiterei die Feuerwirkung der Infanterie nicht gar zu sehr fürchten und unter Umständen nicht vor Verlusten zurückschrecken dürfe, sagt er über die Attacken: „Erster Grundsatz: Eine Eskadron muß geschlossen und en carrière attackieren. Beweis: Eine Eskadron ist wie ein fest verbundener Körper anzusehen, der gegen einen ebensolchen Körper wirken und solchen übern Haufen werfen muß." . . . . „Nach meinem Begriff halte ich die Reitkunst für die Basis der Vollkommenheit eines Kavalleristen. . . Die Taktik ist die eigentliche Vollkommenheit, vorzüglich, wenn die Basis gut ist. . . . Zweitens: den Chok auf Infanterie halte ich die geöffneten Reihen und Glieder vorteilhaft."

Damals konnte Estorff mit diesen Grundsätzen noch nicht überall durchdringen; er klagt: „Mais toujours si on ne veut pas entrer dans la detaille, so wird es heißen: Wasche mir den Pelz, aber mache ihn mir nicht naß." Er warnt davor, Lust und Liebe zum Dienste zu untergraben: „So wie die allzu strenge Ausdehnung einen Bogen springend macht, ebenso gegründet stehet zu befürchten, daß durch übertriebene Maßregeln jener gute Wille möge erlöscht werden, dessen Herstellung alsdann aber unmöglich fallen dürfte." Er verliert darüber aber nicht seinen frischen Soldatenmut, hofft Freytag einst „auf grüner Heide" wieder zu sehen, und unternimmt militärische Reisen, so auf das Schlachtfeld von Roßbach, über welche Schlacht er urteilt: „Il est certain que le roi, malgré sa sage disposition serait battu, si les adversaires n'avaient pas agi en hommes insensés et en partie comme des laches."

Inzwischen hatte Estorff 1761 eine Tochter des preußischen Generalleutnants Reichsgrafen v. der Schulenburg-Wolfsburg geheiratet, die ihm unter andern Kindern 1766 einen Sohn gebar, den späteren Generalleutnant Albrecht v. Estorff.

Digitized by Google

1776 bis 1796.

Im Jahre 1776 wurde Estorff Generalmajor mit Patent vom 4. Mai 1772, 1781 Inspekteur der Kavallerie, 1783 Generalleutnant mit Patent vom 9. September 1777. Ihm als Generalquartiermeister war der Rittmeister der Kavallerie Vogelsang als Aide zugeteilt, an dessen Stelle später der Oberstleutnant Kuntze trat, während Major Scharnhorst am 27. Juni 1794 dem General v. Estorff auf dessen Wunsch als „zweiter Aide-Generalquartiermeister" beigegeben wurde.

Gerhard Scharnhorst, der später so berühmt gewordene Reorganisator des preußischen Heeres, war am 28. Juli 1778 von Estorff als Fähnrich in seinem Dragonerregiment angestellt worden, als er nach dem Tode des Grafen Wilhelm von Lippe-Bückeburg den bückeburgischen Dienst verließ. Seine Begabung ließ ihn bald Verwendung bei der Artillerieschule finden, wo er bis zum Kapitän im Artillerieregiment aufstieg, um 1794 mit dem Charakter als Major zu seinem alten Lehrmeister Estorff zurückzukehren, nach dessen Tode er am 22. November 1796 selbst die Stelle eines Generalquartiermeisters übernahm.*)

Vertreter, später Nachfolger, des Generals v. Estorff im Kommando des Regiments war von der zweiten Hälfte der achtziger Jahre an der Oberstleutnant Niemeyer; zu den Kapitänen gehörte 1790 der Prinz August von Braunschweig, der Sohn von Estorffs altem Kriegsgefährten aus dem Siebenjährigen Kriege, dem damaligen Erbprinzen, jetzigen Herzog von Braunschweig, der nach der Versetzung der Eskadron des Prinzen nach Northeim seinem Sohne schrieb: er empfinde „mit lebhafter Erkenntlichkeit die mir hierdurch bewiesene besondere Freundschaft, weiß solche besonders zu schätzen und hoffe, daß Du dem Herrn Generalleutnant meinen ergebensten Dank dafür wirst abzustatten wissen".

In dem 8. Dragonerregiment stand auch seit 1776 der zweitälteste Sohn des Generals v. Estorff, Albrecht, der durch des Königs Gnade bereits mit zehn Jahren ein Fähnrichspatent erhalten hatte und 1785 Adjutant des eigenen Vaters war. 1784 befanden sich beim Regiment nicht weniger als zehn Kadetten und Volontäre, die zum Offizier brauchbar waren, darunter ein Graf Stolberg und zwei Söhne von Regimentsoffizieren, gewiß ein Zeichen, welches Ansehen und Vertrauen Estorff in weiten Kreisen besaß.

1785 hatten die Kapitäne ein Alter von 45 bis 53 Jahren, die Fähnriche von 21 bis 30 Jahren. Es befanden sich 230 Einländer, 60 Ausländer, 49 Soldatenkinder in den Reihen des Regiments. 32 Unteroffiziere,

*) Sichart III[1] 169. Anm. 1. Staatsarchiv Hannover. Hann. Des. 47. I. 247. Vol. II.

Digitized by Google

100 Gemeine waren verheiratet und hatten zusammen 330 Kinder! Zur Musterung erschien das Regiment mit 20 Offizieren, 40 Unteroffizieren, 292 Dragonern, 298 Pferden.*) Die Bekleidung bestand aus blauen Röcken, weißem Unterfutter und Westen, ledernen Beinkleidern, schwarzen Halsbinden, Hüten ohne Einfassung, Knöpfen mit Nummern, blauen Mänteln mit weißem Unterfutter, Besatz weiß mit Gold. Die Offiziere trugen außerdem gelbseidene Schärpen, Portepees und Hutkordons von gelber Seide mit Silber.**) Bei der Musterung 1790*) berichtet General v. Estorff über sein Regiment: „Die Offiziere sind vorzüglich mit guten leichten Pferden beritten und reiten alle sehr determiniert." Dem Landgestüt waren beim Regiment 171 Dienstpferde entnommen, „die wegen ihrer besonders guten Knochen, wobei sie agil sich finden, einen großen Vorzug für die sonstige Remonte aus dem Holsteinschen haben".

Aus seinen verschiedenen Dienststellungen bezog Estorff im ganzen ein jährliches Gehalt von 3073 Taler, 12 Groschen,***) von denen jedoch von vornherein 521 Taler 23 Groschen 6 Pfennig an dienstlichen Abzügen abgingen, davon 46 Taler für die Witwenkasse, 420 Taler für die Regimentsschuld, die noch auf den Siebenjährigen Krieg zurückzuführen war. Angesichts der bedeutenden Kosten, die ihm selbst aus diesem Kriege erwachsen waren, und weiterhin der Tatsache, daß er seit 1759 vier stark verschuldete Güter hatte übernehmen müssen, gestaltete sich seine Finanzlage außerordentlich ungünstig, konnte ihn aber in der Dienstfreudigkeit nicht beeinträchtigen. 1784 erbat er einen Vorschuß zur Reitübung, um „aus dem boshaften Zinsenkurs" zu kommen. Nach 1790 schreibt er an Freytag: „Aber Gottlob, bis auf das schwache Bein noch, welches immer ein Unglück für mich ist, befinde ich mich wohl, verrichte ich mit Vergnügen meine Dienstgeschäfte."

Als Generalquartiermeister entwarf er die Marschrouten zu den Märschen in die Übungslager, die er auszusuchen hatte. So heißt es in einem Befehl wegen eines solchen Manövers bei Northeim 1784, daß sich der dort kommandierende General mit Estorff in Verbindung setzen möge, der „am besten weiß, wie weit die Kräfte der Truppen, hauptsächlich der Kavallerie, in Ausführung der Manöver reichen". Als Inspekteur der Kavallerie besichtigte er die sämtlichen Kavallerieregimenter des Staates und befehligte 1781 gelegentlich einer größeren Übung bei Hannover-Döhren die gesamte Kavallerie.

König Georg III. bestimmte den General v. Estorff, dem Könige von Preußen, Friedrich Wilhelm II., der am 5. Juni 1788 auf seiner Reise nach

---

*) Staatsarchiv Hannover. Hann. Des. 41. E. XIX. Nr. 19 bis 21.

**) Sichart III[1] 177. Staatsarchiv Hannover. Hann. Des. 41. E. XIX. Nr. 8.

***) Staatsarchiv Hannover. Hann Des. 93. 32. Lüneb. Index. E. Nr. 217. Bl. 11 bis 83. Nr. 2 pr. 18. Dezember 1790.

Digitized by Google

Westfalen das Kurfürstentum Hannover berühren wollte, bis Braunschweig „entgegen zu gehen und im Allerhöchst Ihro Namen das Kompliment abzustatten". Auch wollte Estorff 1790 den preußischen Frühjahrs- und Herbstmanövern beiwohnen. Mit dem späteren König von Hannover, Ernst August, stand er in militärischem Schriftwechsel. So beglückwünschte der damalige Herzog von Cumberland den General v. Estorff am 10. Mai 1790 zur Wiederherstellung seiner Gesundheit und dankt für eine Handschrift, „étant resolu d'en tirer autant de profit qu'il m'était possible". Er bittet dann um weitere Handschriften über preußische Truppen.*)

In die Zeit von 1789 bis 1796 fällt auch ein merkwürdiges Zusammentreffen Estorffs mit Maier Amschel Rothschild, das neben anderen Umständen dazu beigetragen hat, den Reichtum dieses Hauses zu begründen. Estorff war mit dem Landgrafen Wilhelm IX. von Hessen-Kassel befreundet und spielte mit diesem häufiger Schach. Bei einer solchen Gelegenheit wurde dem Landgrafen Maier Amschel gemeldet, den Estorff bei dem Bankier Oppenheim in Hannover kennen gelernt und dem Landgrafen empfohlen hatte. „Der Landgraf ließ Rothschild eintreten, nahm aber, in das Spiel vertieft, eine Zeitlang keine Notiz von dem hinter ihm stehenden Juden. Endlich blickte er in Unmut über das für ihn schlecht stehende Spiel um sich und sah seinen neuen Hofagenten. »Versteht er das Schachspiel?« redete er ihn an. Rothschild antwortete mit ja, bat um Erlaubnis seinen Rat zur Partie erteilen zu dürfen, und gab dann mehrere Züge an, durch welche das Spiel zum Vorteile des Fürsten entschieden wurde. Dies und die darauf folgende Unterhaltung des Landgrafen mit Maier Amschel machte einen so günstigen Eindruck auf jenen, daß er zu Estorff sagte: »Herr General, Sie haben mir keinen dummen Mann empfohlen.«"

Mit den Geldern des Landgrafen konnte Rothschild dann später die großen Heerlieferungen für England nach Spanien übernehmen und so den Reichtum der Familie gründen.**)

Während der Revolutionskriege blieb das Regiment Estorff im Lande, wie der älteste Sohn des Generals, August, an seine Mutter schreibt: „Auch kann das Regiment, weil es sehr aktiv ist, wohl am ehesten auf den äußersten Notfall noch wohl nützlich gebraucht werden."

Charakteristisch für Estorff ist die Anrede, die er seinem Regiment beim Ausmarsch aus der Garnison hatte halten wollen, der zum 11. November 1792 befohlen war, aber nicht zur Ausführung kam:***)

---

*) Original im Familienarchiv zu Veerssen.

**) Gartenlaube von 1865, Nr. 37: Die Judengasse in Frankfurt a. M. und die Familie Rothschild, von G. L. Kriegk.

***) Staatsarchiv Hannover. Hann. Dej. 41, 1. E. XXI n. Nr. 11, Bl. 177.

Digitized by Google

Anrede

an das 8. Kavallerieregiment von Estorff-Dragoner, gehalten von dem Chef desselben, am 11. November 1792 bei dessen Ausmarsch nach Northeim.

„Es ist mit der lebhaften Freude, daß ich das heute versammelte Regiment Willkommen heißen und Glück wünschen kann, so vorzüglich ausgewählt zu sein, um zuerst gegen den Feind des Vaterlandes vorzurücken.

Ich verrichte nun dieses mit dem frohesten Mut, in dem festen Zutrauen, daß mein braves Regiment, welches seit seiner Errichtung vor 92 Jahren, bei so vielen Gelegenheiten sich stets vorzüglich ausgezeichnet hat, wie solches in dem ganzen Hannoverschen Korps bekannt, seinen vorhin erworbenen Ruhm und Ehre nicht allein in dem angehenden Feldzuge erhalten, sondern zu vermehren sich äußerst bestreben wird.

Und wie dieses Regiment seit seiner Errichtung sich zuerst 1701 bei der Gefangennehmung eines damalen auf unsere Grenzen, vom französischen Gelde angeworbenes Korps Truppen besonders ausgezeichnet und seit dieser Zeit in 32 Kampagnen mit allem Ruhm gefochten hat, nämlich in dem Successionskriege von 1701 bis 1714 vierzehn Kampagnen gegen den allgemeinen Feind: den Franzosen; 1735/36 und 1737 aber drei Kampagnen am Rhein gegen den nämlichen Feind, sowie von 1741 bis inklusive 1748 acht Kampagnen, teils am Rhein, teils in Brabant, desgleichen während des Siebenjährigen Krieges sieben Kampagnen, also in allem zweiunddreißig Kampagnen, allemal gegen unsern allgemeinen Feind den Franzosen, mit dem größten Ruhm zurückgelegt.

Da ihr nun die dreiunddreißigste Kampagne antretet, so darf ich aus jener Überzeugung das fernere tapfere Verhalten meines braven Regiments nicht im mindesten bezweifeln. — Ich bringe euch also obiges für heute nur zur eifrigen Nachahmung in frische Erinnerung, damit ihr allerseits die Ehre und den Ruhm des Regiments, mithin des königlichen Dienstes, stets zum Hauptgegenstande nehmen möget, um das würdige Exempel eurer braven, längst vermorschten Kameraden vor jetzt und vor eure Nachkommen zu erneuern.

Bei den ersten ernsthaften Auftritten werde ich wieder bei Euch sein, um an aller Gefahr und Ehre den wärmsten Anteil zu nehmen.

Gehabt Euch wohl und zieht in Gottes Namen weiter fort."

Digitized by Google

Estorffs Gesundheit hatte schon längere Zeit zu wünschen übrig gelassen und u. a. durch Kuren im Bade Nenndorf sich nur vorübergehend gebessert. Am 19. Oktober 1796 verschied er in Northeim. Um ihn trauerten mit seiner Witwe, der ihm 1777 angetrauten zweiten Gemahlin, einer geborenen v. Münchhausen, fünf Söhne und eine Tochter, während sieben Kinder ihm im Tode vorausgegangen waren. Mit ihm ging eine grade kernige Soldatennatur zur großen Armee des Herrn ein, dem er stets ein frommer Diener gewesen war, ein offener, fester Charakter mit weitem Blicke und besonderem Organisationstalent, ein braver Reitersmann, der Gut und Blut für den Dienst seines Königs in treuer Pflichterfüllung eingesetzt hat.

(Zwei weitere Artikel folgen später.)

Digitized by Google

Digitized by Google

Das Mißlingen des Zuges der Hannoverschen Armee nach dem Süden im Juni 1866.

Von

B. v. Poten
Oberst z. D.

Nachdruck verboten.
Übersetzungsrecht vorbehalten.

Der Zug der Hannoverschen Armee nach dem Süden im Juni 1866 endete mit einem taktischen Siege und einer strategischen Niederlage, welcher die Kapitulation folgte.

Wen trifft die Verantwortung für diesen Ausgang des Unternehmens? Es ist die Frage, welche hier erörtert werden soll. Daß nicht der überlegenen Feldherrnkunst des Gegners das Verdienst gebührt, ihn herbeigeführt zu haben, ist durch die Beurteilung erwiesen, welche Falckensteins Maßnahmen seitens der obersten Heeresleitung erfahren haben, und durch die von Berlin erfolgenden Eingriffe, die seinen Anordnungen zuwiderliefen; daß die Schuld an dem Mißlingen nicht die Truppen trifft, haben ihre Marschleistungen, ihre Erfolge in der Schlacht, die Mobilmachungsarbeiten der Artillerie und der Aufklärungsdienst der Kavallerie gezeigt; die Katastrophe ist lediglich durch das Oberkommando herbeigeführt.

In wessen Händen lag es aber? Im Frieden führte es der König selbst, natürlich in vielen Beziehungen nur dem Namen nach. In der Wirklichkeit konnte der seit seinen Jünglingsjahren gänzlich erblindete Monarch, obgleich er Paraden und Manövern beiwohnte, die Obliegenheiten der Stellung nur zum Teil erfüllen. Statt seiner befahl tatsächlich ein Generaladjutant, dessen Stellung im Staatshandbuche durch die Worte gekennzeichnet ist: „Leitet mit dem Chef des Generalstabes und unter dem unmittelbaren Befehle Seiner Majestät alle rein militärischen Angelegenheiten, welche auf den Dienst, die Übungen und die Disziplin der Truppen, auf die Diensttüchtigkeit der Armee und auf die Verteidigung des Landes Bezug haben.“ Da weder eine Territorialeinteilung bestand noch größere organische Truppenverbände vorhanden waren, verkehrte er ohne Zwischeninstanz mit den obersten Kommandobehörden der verschiedenen Waffengattungen und den Vorständen der einzelnen Dienstzweige, in seiner Hand ruhten alle Fäden der Befehlsgebung; seine

Digitized by Google

Machtsphäre ging beispielsweise so weit, daß ohne sein Zutun kein Unteroffizier in einem bürgerlichen Berufe versorgt werden konnte.

Das Kriegsministerium war lediglich eine Verwaltungsbehörde; es stand an seiner Spitze freilich ein General, welcher einen anderen Offizier als Generalsekretär neben sich hatte, die Räte aber waren, mit Ausnahme eines baukundigen Pensionäroffiziers, sämtlich Nichtmilitärs, fast ausschließlich Rechtsgelehrte. Dem Staatshandbuche zufolge leitete das Kriegsministerium die Verwaltung und das Rechnungswesen, „mithin gehören vor selbiges auch alle Angelegenheiten, welche auf die Einstellung der Militärpflichtigen, die Bezahlung des Soldes an die Truppen, deren Verpflegung, Einquartierung, Kasernierung, Bekleidung, Bewaffnung und auf das Kriegerfuhr- und Militärpensionswesen sich beziehen". Während des Feldzuges war das Ministerium, außer durch den Kriegsminister, von dem noch die Rede sein wird, durch den zum Generalintendanten ernannten Kriegsrat Flügge vertreten, einen mit den Geschäften durch seine Tätigkeit während der Kriege von 1848 und 1849 und bei allen seit dieser Zeit vorgekommenen größeren Truppenzusammenziehungen sehr vertrauten Beamten, der aber nicht imstande war die großen aus den Verhältnissen sich ergebenden Schwierigkeiten zu überwinden, zumal den Truppenbefehlshabern der im Felde unbedingt erforderliche Grad von Rücksichtslosigkeit fehlte, welcher sich erst durch ein längeres Kriegsleben herauszubilden pflegt; sie waren in Friedensideen befangen; daß sie im deutschen Nachbarlande sich befanden, trug dazu bei sie in diesen zu bestärken.

1. Allgemeine Verhältnisse.

Zur Klarlegung der Vorgänge und aller dabei in Betracht kommenden Verhältnisse haben zwei in letzterer Zeit erschienene Schriften neue, auf den Mitteilungen hochstehender an den Vorgängen beteiligt gewesener hannoverscher Offiziere beruhende Aufschlüsse geliefert. Es sind die Aufzeichnungen des Generalstabschefs Oberst Cordemann*), welche dieser, veranlaßt durch des Regierungsrat Meding im Jahre 1881 veröffentlichte „Memoiren zur Zeitgeschichte", im Jahre 1882 niedergeschrieben hat, sowie Schriftstücke, welche dem Verfasser einer „kritischen Beleuchtung"**) jener Aufzeichnungen aus den Nachlässen des Kriegsministers Freiherrn v. Brandis und des General v. Sichart, der Cordemanns Vorgänger im Amte war, zur Verfügung gestellt wurden. Cordemanns Aufzeichnungen haben, abgesehen von dem in ihnen zutage tretenden, übrigens, in den beiden anderen Quellen in gleicher Weise zum

*) Die Hannoversche Armee und ihre Schicksale in und nach der Katastrophe von 1866. Aufzeichnungen und Akten des hannoverschen Generalstabschefs Oberst Cordemann. Herausgegeben von Dr. G. Wolfram. Hannover und Leipzig 1904.

**) Die Hannoversche Heeresleitung im Feldzuge 1866. Eine kritische Beleuchtung der Erinnerungen des hannoverschen Generalstabschefs Oberst Cordemann. Von Friedrich Thimme. Hannover 1904.

Digitized by Google

Ausdrucke gelangenden Streben nach Wahrheit, erhöhten Wert durch mehrere in ihnen mitgeteilte Aktenstücke; des General v. Brandis Tagebuch ist schwerlich unter den Eindrücken des Augenblickes an Ort und Stelle niedergeschrieben, es lief seiner Natur und seinem innersten Wesen zu sehr zuwider, in solchen Zeitläufen nach getaner Arbeit sich an den Schreibtisch zu setzen und seine Gedanken zu Papier zu bringen, als daß anzunehmen wäre, das Tagebuch sei ein solches in des Wortes eigenster Bedeutung; General v. Sichart verließ die Armee schon in Göttingen, war also nicht Teilnehmer am Marsche und an den kriegerischen Ereignissen.

Auf Grund dieser Schriften sowie der sonst vorhandenen Druckwerke und einiger persönlicher Erinnerungen des Verfassers soll hier eine Darstellung der Vorgänge gegeben werden.

Nach der am Frühmorgen des 16. Juni erfolgten Ankunft des Königs in Göttingen war zunächst Entscheidung darüber zu treffen, wer den Oberbefehl führen solle. Die Frage konnte auf zwei Wegen gelöst werden. Entweder behielt der König das Kommando und handhabte es mit dem Beistande eines Gehilfen, welcher dann, mochte er Chef des Generalstabes oder Generaladjutant genannt werden, alle Anordnungen zu treffen hatte, deren Grundgedanken sein Kriegsherr gutgeheißen hatte, oder es wurde ein kommandierender General ernannt.

So paradox der Vorschlag klingen mag, im Kriege einen Blinden an die Spitze eines Heeres zu stellen, so ist er doch zu verwirklichen. Ziska und die Hussitenkriege haben es bewiesen. Und bei den in Göttingen obwaltenden Verhältnissen hätte die Wahl dieses Ausweges vieles für sich gehabt. Ein kommandierender General konnte die Obliegenheiten seiner Stellung ganz und voll nur dann erfüllen, wenn der König die Armee verließ, denn solange er sich bei ihr befand, war jener naturgemäß verpflichtet, die Entscheidung über alle wichtige Entschließungen von seiner Zustimmung abhängig zu machen, er durfte sich nicht lediglich durch militärische Zweckmäßigkeitsgründe bestimmen lassen, sondern mußte zunächst in Erfahrung bringen, ob die Ziele, auf die er durch sie gewiesen wurde, auch die der Politik genehmen waren; dann erst hatte er Freiheit zu handeln. Und daß Georg V. sich von seinen Truppen trennen würde, war undenkbar. Dazu dachte der Fürst zu ritterlich. Er hatte seine ganze Hoffnung auf die Armee gesetzt, sie war bereit, für ihn in den Tod zu gehen und er war entschlossen alle Anstrengungen, Entbehrungen und Gefahren mit ihr zu teilen. Die Wege nach dem Süden, nach Bayern oder nach Frankfurt, waren ihm noch offen, die Eisenbahn von Kassel über Bebra nach letzterer Stadt war vom Gegner noch nicht besetzt, aber davon zu fahren, wie Napoleon III. aus Metz oder gar, wie dessen großer Vorgänger, heimlich und vermummt, aus der Schneewüste Rußlands, sich selbst

Digitized by Google

in Sicherheit bringen und seine Getreuen verlassen — das war ein Gedanke, der dem hochsinnigen Welfen nie kommen konnte. Und auch wenn der König die Armee verließ und der kommandierende General allein blieb, so war dieser doch immer abhängig von den Weisungen seines Kriegsherrn und dessen durch die Politik bedingten Anordnungen in betreff seiner Aufgaben. Jeden Augenblick konnten Befehle, welche der Kriegslage nicht entsprachen, seine Pläne durchkreuzen, Zeit und Raum hätten einen Gedankenaustausch und die Verständigung schwierig, vielleicht unmöglich gemacht.

Dazu kam ein anderer Umstand, welcher die Fortführung des Kommandos durch den König empfohlen hätte. Wie er überhaupt viel Verstand besaß und in allen Dingen ein sehr zutreffendes Urteil hatte, wenn dieses nicht durch seine Auffassung der ihm als Christ, Regent und Welf von Gott auferlegten Pflichten getrübt ward, so hatte er auch Verständnis für die Aufgaben der Kriegführung, ein sehr richtiges militärisches Gefühl, gewissermaßen einen strategischen Instinkt. Bei jeder Gelegenheit, die ihm der Feldzug bot, hat er Beweise davon gegeben. Aber bei der Entscheidung trat er mit seiner Ansicht meist hinter die Meinung derjenigen zurück, die er für sachverständiger halten mußte.

Wen er sich hätte zur Seite stellen sollen ist eine akademische Frage. Sie soll aber doch gestreift werden. Der meistgeeignete Mann war gefunden, wenn General v. Sichart*) einfach in der Stellung belassen wurde, die er im Frieden innehatte und ihm die im Kriege mit ihr verbundene Aufgabe übertragen wäre. In der westfälischen Artillerieschule zu Kassel erzogen, hatte er schon bei Waterloo gefochten und sich 1848 im Kriege gegen Dänemark als Chef des Stabes des X. Bundesarmeekorps bewährt, war auch dem Frontdienste nicht ganz entfremdet, befand sich, obgleich nahezu ein Siebenziger, im Vollgenusse seiner geistigen und körperlichen Kräfte und hätte auch in Beziehung auf das Dienstalter für die Verwendung gut gepaßt, da er, sobald die noch zu erwähnenden umfangreichen Personalveränderungen vorgenommen waren, unter den übriggebliebenen Generalen obenanstand. Aber es hieß, daß seine Persönlichkeit dem Könige nicht sympathisch sei und in der Tat war dieser, als Sichart im Jahre 1857 Chef des Generalstabes wurde, damit einverstanden gewesen, daß der Vortrag, den sein Vorgänger, der General v. Prott gehabt hatte, auf den Generaladjutanten v. Tschirschnitz überging.

Genug, jener Weg wurde nicht gewählt. Der König entschloß sich, die Führung der Armee einem kommandierenden General zu übertragen. Seine Wahl fiel zunächst auf den General Gebser,**) den Kommandeur der

*) W. v. Hassell, Geschichte des Königreichs Hannover, Leipzig 1897/1901, II¹ S. 364, II² S. 412; Fr. v. der Wengen, Kriegsereignisse zwischen Hannover und Preußen 1866, Gotha 1887, S. 362.

**) W. v. Hassell a. a. O. II² S. 111; Meding a. a. O. II 136; Cordemann a. a. O., S. 7; H. Vogt, Aus dem alten Hannover, Berlin 1887, S. 284, 311.

Digitized by Google

Kavalleriedivision, etwas jünger als Sichart, und ebenso frisch wie jener. Er hatte als junger Offizier der englisch-deutschen Legion angehört und 1863/64 die hannoverschen Bundesexekutionstruppen in Holstein befehligt, war eine elegante und gewinnende Erscheinung, stand bei dem Monarchen sehr in Gnaden und würde auch das Vertrauen der Armee gehabt haben. Er war mit dem Könige von Hannover nach Göttingen gekommen und unterwegs hatte dieser ihm gesagt, daß er das Kommando übernehmen solle. Aber die Absicht kam nicht zur Ausführung, weil der König dem General nicht die Machtfülle einzuräumen geneigt war, welcher Gebser zu bedürfen glaubte, um seiner Aufgabe genügen zu können. Dem Schreiber dieser Zeilen, welcher früher sein Brigadeadjutant gewesen war, bejahte Gebser im Jahre 1874 die Frage, ob er berufen gewesen sei das Oberkommando zu übernehmen, und fügte auf das ihm ausgedrückte Bedauern, daß es nicht geschehen sei, hinzu: „Wenn ich kommandierender General sein sollte, so wollte ich auch befehlen und das kann immer nur Einer."

Es mußte also eine andere Wahl getroffen werden. Der einzige General, welcher älter als Gebser war, der Kommandeur des Ingenieurkorps, Dammert, war lediglich Fachmann und konnte nicht in Betracht kommen; der nächstjüngere, der Kommandeur der Artilleriebrigade, General Müller,*) ein hochgebildeter, lange im Generalstabsdienste verwendet gewesener Offizier, stand dem Frontdienste fern und hatte schon früher, weil er sich dessen Anforderungen körperlich nicht mehr gewachsen glaubte, um seine Pensionierung gebeten; der auf ihn folgende Kommandeur der 1. Infanteriedivision, Freiherr Grote,**) galt für einen guten Soldaten und für energisch, war aber schroff und hätte sich aus diesem Grunde für die Stellung, die großen Takt erforderte, nicht geeignet; seine beiden Hintermänner, General v. Schwanewede, welcher eine Kavalleriebrigade, sowie General v. Ramdohr, welcher die 2. Infanteriedivision befehligte, konnten nicht den Anspruch erheben, auf Grund ihrer militärischen Befähigung an die Spitze der Armee gestellt zu werden. Alle standen außerdem in einem Lebensalter zwischen 66 und nahezu 70 Jahren und der König hielt nebenbei für angezeigt; die alten Generale, („die alten Böcke", soll General v. Tschirschnitz gesagt haben), durch jüngere Kräfte zu ersetzen.

Er schwankte zwischen den Generalen v. Arentsschildt und v. Bothmer, zwei Infanteriebrigade-Kommandeuren. Der im Ruhestande lebende General v. Jacobi, in militärischen Dingen die erste Autorität im Lande, hatte seine Aufmerksamkeit auf sie gelenkt. Oberst Dammers,***) des Königs neuernannter Generaladjutant, von welchem sogleich die Rede sein wird, sprach sich für den

*) Erinnerungen und Erlebnisse des Generalmajor Dammers, Hannover 1890, S. 108.

**) W. v. Hassell a. a. O. II² S. 410.

***) Ebenda II¹ S. 151, II² S. 405; Meding a. a. O. II S. 139; v. der Wengen a. a. O. S. 365.

Digitized by Google

Erstgenannten aus. Daraufhin erfolgte am 17. seine Ernennung. Nach den Aufzeichnungen des Generals v. Brandis soll er durch den bisherigen Generaladjutanten v. Tschirschnitz empfohlen sein.*)

Arentsschildt, welcher im 60. Lebensjahre stand, war in weiteren Kreisen wenig bekannt und in höheren Stellungen bis dahin nicht verwendet gewesen.**) Dammers sagt (a. a. O. S. 110), er habe sich im Jahre 1848 in Schleswig bei ernsteren Gelegenheiten bewährt; dazu hatte er keine Gelegenheit, denn das Bataillon des 3. Infanterieregiments, dem er als Kompagniechef angehörte, ist nicht vor den Feind gekommen, es tat Garnisondienst in Rendsburg. In seine Befähigung zur Lösung der Aufgabe setzte er selbst kein Vertrauen.***) Er bat den König inständig, ihn in seinem bisherigen Dienstverhältnisse zu belassen, fügte sich aber natürlich dessen fest ausgesprochener Willensmeinung. Nach Dammers (a. a. O. S. 111) hat der König Arentsschildt angewiesen, die Operationen und Gefechte selbständig zu ordnen und zu leiten, auch alle anderen notwendigen Befehle ohne Anfrage zu erlassen, dabei behalte der König sich jedoch nicht nur alle politischen, sondern auch die wichtigeren militärischen Entscheidungen vor; teils aus diesem Grunde, teils damit er über alles gehörig unterrichtet bleibe, solle sein Generaladjutant die ihm als solchem zufallenden Funktionen nicht nur bei ihm selbst sondern auch bei der Armee verrichten. Im ganzen und großen wollte also der König selbst kommandieren, nur die Einzelheiten der Ausführung seiner Entschlüsse überließ er dem kommandierenden General und durch die Doppelstellung des Generaladjutanten legte er den Grund zu vielfachen Reibereien und Störungen.

Daß die Wahl nicht auf Bothmer sich gelenkt hatte, erwies sich sehr bald als ein Glück. In jenem Augenblicke würde sie von seinen Kameraden im allgemeinen sehr günstig beurteilt sein. Denn Bothmer, der erst 49 Jahre alt war, hatte durch selbstbewußtes Auftreten, durch die Schärfe seiner Urteile und durch die Rücksichtslosigkeit, mit welcher er seinen Ansichten Geltung zu verschaffen wußte, den Glauben erweckt, daß er im Ernstfalle Hervorragendes leisten würde, man hielt ihn für einen Draufgänger und traute ihm einen entschiedenen, vor keiner Schwierigkeit zurückschreckenden Willen zu — Eigenschaften, von denen er gerade das Gegenteil zeigte.

An diese Maßnahmen schloß sich eine Reihe weiterer Personalveränderungen. Sie bestanden zum Teil in den durch jene veranlaßten Pensionierungen von übergangenen älteren Offizieren, zum Teil in der Berufung frischer Kräfte in wichtige Stellungen. Die bedeutsamste darunter war die schon

*) Thimme a. a. O. S. 18.

**) v. der Wengen a. a. O. S. 363; v. Hassell a. a. O. II² S. 413; Meding a. a. O. II S. 140.

***) O. v. Lettow-Vorbeck, Der Krieg von 1866 in Deutschland. Berlin 1897. I. S. 347.

Digitized by Google

erwähnte Ernennung des Oberst Dammers zum Generaladjutanten, welcher den seit des Königs Regierungsantritte auf diesem einflußreichen und verantwortungsvollen Posten befindlichen General v. Tschirschnitz*) ersetzen sollte. Wer des Königs Aufmerksamkeit auf Dammers gelenkt hat, ist unbekannt, und die Beantwortung der Frage ist dadurch neuerdings erschwert, daß er selbst (a. a. O., S. 98) und Cordemann (a. a. O., S. 8) darüber in einer Weise berichten, daß die Darstellungen unvereinbar sind. Dammers behauptet, daß er mit dem Könige bis zu seiner Ankunft in Göttingen nie ein eingehenderes Gespräch gehabt habe und daß ihm nur bei gelegentlichen Meldungen und bei den Nachtisch-Cercles einige gleichgültige Worte zuteil geworden seien; Cordemann berichtet dagegen ausführlich von einer Rede, in welcher Dammers des Königs Gesundheit ausgebracht und ihn gebeten habe, dafür zu sorgen, daß, wenn Dammers, der auf dem Marsche nach Holstein im Dezember 1863 in Herrenhausen zur Tafel befohlen war, von dort nicht zurückkäme, seine Leiche welfischer Erde übergeben werde, denn der Gedanke, in anderer zu ruhen, sei ihm unerträglich. Ob und inwieweit die Erzählung auf Wahrheit beruht, können wir nicht feststellen, der Vorgang wird sonst nirgends erwähnt, rein erfunden ist er gewiß nicht. Daß Dammers dem Könige trotz der seltenen Begegnungen sehr bekannt war, ist sicher. Es wird bewiesen durch den Vorgang vom 29. Juni 1864 in Rendsburg,**) wo jener als Kommandant die zur Feier der Eroberung von Alsen ausgehängten Fahnen der Verbündeten einziehen ließ. Er handelte damals freilich politisch wenig klug, aber im Sinne des Königs. Es wird ferner bewiesen durch seine Berufung in die zweite Kammer der am 18. April 1866 zusammengetretenen Ständeversammlung, als eins der drei durch die Regierung für den Klosterfonds dahin zu entsendenden Mitglieder. Und Georg V. verfügte über eine außerordentliche Personalkenntnis, sein Gedächtnis war stark, namentlich erinnerte er sich stets sehr genau alles dessen, was auf seine Person und sein Haus Bezug hatte. Dammers, so ehrgeizig und selbstbewußt er war, will sich zunächst gegen die Ernennung gesträubt haben. Als aber der König darauf bestand und die ihm vorgetragenen Bedenken damit abgeschnitten hatte, daß er erklärte alle Verantwortung allein tragen zu wollen, gab er nach und machte sich mit Feuereifer an die wahrlich nicht leichte Aufgabe. Sein neues Arbeitsgebiet war ihm ganz fremd. Er hatte als junger Offizier einige Jahre die Generalstabsakademie besucht und zeitlebens — er war siebenundvierzig Jahre alt — an seiner allgemeinen wie militärwissenschaftlichen Ausbildung eifrig gearbeitet, aber seit jener Zeit hatte er nur im Frontdienste, zuletzt als Bataillonskommandeur in einem kleinen Standorte, Verwendung gefunden.

*) v. Hassell a. a. O. II¹ S. 200.

**) Dammers a. a. O. S. 80; v. Hassell a. a. O. II² S. 156.

Digitized by Google

Ein anderer schwerwiegender Wechsel fand in der durch das Ausscheiden des General v. Sichart frei gewordenen Stellung des Chef des Generalstabes statt, welche der älteste Offizier des letzteren, der gleichzeitig zum Oberst beförderte Oberstleutnant Cordemann,*) erhielt. Aus der Artillerie hervorgegangen, gehörte er seit dreißig Jahren dem Generalstabe an, und hatte in diesem die Feldzüge von 1848 und 1849 in Schleswig mitgemacht, war aber, außer zuweilen bei größeren Übungen, mit Truppen nicht in Berührung gekommen, im Winter hatte er auf dem Katheder gestanden und im Sommer mit der Kippregel und dem Theodolithen gearbeitet, seine ursprünglich frische und praktische Natur hatte einer düsteren Seelenstimmung Platz gemacht, er war Hypochonder geworden und neigte bedenklich zur Schwarzseherei. Ebenso wie Dammers bat er den König vergeblich, von seiner Ernennung abzusehen, und gleich jenem erhielt er ein Zugeständnis, das des unmittelbaren Vortrages beim Könige, welches Sichart, wie oben erwähnt wurde, bei seiner Ernennung auf Veranlassung von Tschirschnitz genommen war. Das Zugeständnis hatte freilich keine tatsächliche Bedeutung. Damals war der König kommandierender General, jetzt war es General v. Arentsschildt und dieser mithin Cordemanns nächster Vorgesetzter, ohne dessen Zustimmung er nicht zum Könige gehen durfte, und der berechtigt war, durch ihn, auch wenn er jenes Vorrecht nicht hatte, dem Könige Vortrag halten zu lassen. Wir werden sehen, daß er meist für seinen kommandierenden General das Wort führte. Aber ebenso wie Dammers erfüllte er seine Dienstverpflichtungen vom ersten bis zum letzten Augenblicke mit größtem Eifer; an der Arbeit der Göttinger Tage hatte er ein Hauptverdienst.

Eine ungleich geeignetere Persönlichkeit für die Stellung als Chef des Generalstabes wäre Oberstleutnant Rudorff gewesen. Seine Tatkraft und sein zielbewußtes Streben würden ohne Zweifel den kommandierenden General auf ganz andere Gedanken gebracht und ihn zu größeren Leistungen angeregt haben. Er galt für tüchtig, hatte aber seine Fähigkeiten in höheren Stellungen noch nicht bewährt und war auch nicht von vornherein zu so energischem Handeln geneigt, wie er es später vertrat. Er wuchs mit den Aufgaben, welche die Heeresleitung zu bewältigen hatte. Ein anderes Bedenken, welches seiner Berufung auf einen so hohen Posten entgegengestanden haben würde, war sein verhältnismäßig geringes Dienstalter.

Eine verderbliche Rolle spielte von Anfang an der nächstälteste Offizier des Generalstabes, der Major v. Jacobi,**) ein Sohn des obengenannten Generals. Er war der Geist, der stets verneint. Sehr begabt und hochgebildet, hatte er durch den Sarkasmus und die beißende Kritik, die er an

*) Vogt a. a. O. S. 108, 114; v. Hassell a. a. O. II² S. 414; v. der Wengen a. a. O. S. 364.

**) v. Hassell a. a. O. II¹ S. 415; Dammers a. a. O. S. 116; Cordemann S. 11, 22; Thimme a. a. O. S. 23.

Digitized by Google

allen Einrichtungen des eigenen Heeres übte, den Glauben erweckt, daß seine Fähigkeiten noch größer seien als sie in Wirklichkeit sein mochten. Seine düstere Auffassung der Lage äußerte im Hauptquartiere einen so ungünstigen Einfluß, daß Dammers sowie der Kriegsminister und auch die jüngeren Mitglieder des Armeestabes, die seine Unkenrufe anhören mußten, ihn aus diesem zu entfernen trachteten; Cordemann aber glaubte, wie er bald selbst einsah sehr mit Unrecht, ihn nicht entbehren zu können.

Von den übrigen weniger wichtigen Personalveränderungen seien genannt: der Ersatz des General Müller an der Spitze der Artillerie durch den sehr tüchtigen Oberst v. Stolzenberg und des General Dammert durch den Oberstleutnant Oppermann, dem die Geniedirektion übertragen wurde; die Ernennung des Oberst v. Geyso zum Kommandeur der Reservekavallerie, dadurch ermöglicht, daß sein Vordermann, der Kommandeur der Garde du Corps, Oberstleutnant Frhr. v. Hammerstein, wie es hieß in seiner Eigenschaft als Kommandeur der Haustruppe, zum Kommandanten des Königlichen Hauptquartiers ernannt ward, aber insofern ihren Zweck verfehlend, als Geyso sich als Reiterführer wenig bewährte, und die des General v. Wrede, dem das Kommando der gesamten Kavallerie übertragen wurde, welches er aber nur auf dem Papiere geführt hat.

Daneben darf nicht unerwähnt bleiben, daß der König außer den militärischen Ratgebern selbstverständlich auch politische hatte. Graf Platen,*) der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, war ihm ins Feld gefolgt, und außerdem begleitete ihn der am hannoverschen Hofe beglaubigte österreichische Gesandte Graf Ingelheim,**) der natürlich seine ganze Beredsamkeit aufwendete eine Verständigung mit Preußen zu verhindern. Er ward nicht müde, auf die Macht des Kaiserstaates hinzuweisen und auf die starke Hand seines Monarchen, welche das Welfenreich schützen werde, er mahnte den König an die Bundestreue und stellte in sichere Aussicht, daß Bayern und die anderen süddeutschen Staaten den Hannoveranern zu Hilfe kommen würden; er fand um so willigeres Gehör, als des Königs Sympathien Österreich gehörten und Graf Platen, der in dessen Banne stand, im selben Sinne sprach. Eine nicht unbedeutende Rolle, über welche er in seinen oben erwähnten Denkwürdigkeiten berichtet hat, spielte ferner der in den Kreisen der Offiziere sehr ungünstig beurteilte und von ihnen gemiedene Regierungsrat Meding,***) der sich ebenfalls in des Königs Umgebung befand. Seine Aufzeichnungen sind indessen eine Quelle von geringer Glaubwürdigkeit und haben, außer durch Cordemann, auch anderweit mannigfachen Widerspruch gefunden. Er ist der unter dem Namen Gregor Samarow in weiten Kreisen bekannt gewordene Romanschriftsteller.

*) v. Hassell a. a. O. II¹ S. 313; II² S. 406.
**) v. der Wengen a. a. O. S. 366.
***) v. Hassell a. a. O. II¹ S. 412.

Digitized by Google

Hand in Hand mit den Personalveränderungen ging eine neue Gliederung der Armee, welche im Frieden Truppenkörper, die aus verschiedenen Waffengattungen bestehen, nicht kannte. Die Änderung wurde dadurch bewerkstelligt, daß einer jeden der vorhandenen Infanteriebrigaden eins der vier leichten Kavallerieregimenter und eine Batterie, zwei Brigaden auch je eine Pionierkompagnie, zugeteilt und daneben die obengenannte, aus den Regimentern Garde du Corps und Garde-Kürassiere gebildete Reservekavallerie, der Rest der Batterien aber als Reserveartillerie formiert wurden. Die Anordnung war zwischen Cordemann und Dammers mit Rücksicht auf die Persönlichkeiten der Generale vereinbart (Cordemann a. a. O., S. 10), sie war an und für sich zweckmäßig und hatte außerdem das Gute, daß die Truppen in der Mehrzahl unter ihren bisherigen Führern blieben.

2. Die Vorbereitungen zum Abmarsche.

Der Ausbruch der Feindseligkeiten hatte die Armee ganz unvorbereitet getroffen. Freilich erfüllten seit Monaten Kriegsgerüchte das Land, und oft genug mag es im Kreise der Offiziere, wenn von ihrer Verwirklichung die Rede war, ausgesprochen sein, was regelmäßig der Refrain derartiger Unterhaltungen war: „Wenn wir nicht, ob gern oder ungern, zu Preußen stehen, so kommen sie über Nacht von Minden und von Magdeburg mit der Eisenbahn und nehmen uns in unsern Betten gefangen; die Neigung, mit uns aufzuräumen, haben unsere Väter in den Jahren 1801 und 1805 verspürt, und 1851 sind wir der Wiederholung solcher Beispiele nur mit knapper Not entgangen." Die Voraussagung ging aber nicht in Erfüllung. Vielmehr war am 18. Juni die ganze Armee um Göttingen versammelt. Den am 15. mittags ergangenen Befehl, dorthin zu marschieren, erhielt die Mehrzahl der Truppenteile außerhalb ihrer Standorte, auf dem Wege sich zu Manövern zu begeben, die für verschiedene Stellen im Königreiche, von denen aber keine südlich von jener Eisenbahnlinie lag, angeordnet waren. Mit Aufbietung aller Kräfte, gefördert durch die hervorragenden Dienste der Staatsbahn, glückte es ihnen den äußersten Süden des Landes zu erreichen. Der Entschluß, sie dort zu vereinigen, war der einzig richtige, weil er der allein ausführbare war. Es war einmal, in unklarer Erinnerung an das frühere Verhältnis zu Großbritannien, daran gedacht, die Armee zwischen Elbe und Weser zu versammeln, hier, auf die vermeintliche Festung Stade gestützt, gemeinsam mit der damals noch in Holstein befindlichen österreichischen Brigade Kalik eine feste Stellung zu nehmen und den Ausgang des Kampfes im übrigen Deutschland abzuwarten; der Gedanke war aber, nach Kaliks Abmarsche, bereits aufgegeben, als der preußische Einmarsch von Norden und von Westen seine Verwirklichung ohnehin zur Unmöglichkeit gemacht hatte. Ein anderer Vorschlag — Ostfriesland zur allgemeinen Sammelstelle zu machen und hier dem Ausfalle des Ringens der beiden Hauptgegner entgegenzusehen — ist in

Digitized by Google

maßgebenden Kreisen mit Recht nie in Erwägung gezogen. Außerdem lebte man zunächst noch der alsbald getäuschten Hoffnung des Zusammengehens mit Kurhessen und mit Braunschweig. Um das Gelingen der Einleitung zum Feldzuge hatten der Generaladjutant v. Tschirschnitz und der Generalstabschef v. Sichart sowie des letzteren Nachfolger, Cordemann, der schon am Abend des 15. in Göttingen anlangte und alles zum Empfange vorbereitete, sich ein namhaftes Verdienst erworben. Aber in welchem Zustande trafen die Truppen ein!

Bei der Infanterie war er verschieden, je nachdem die Standorte im Norden oder im Süden des Landes lagen, sie imstande gewesen waren, Beurlaubte einzuziehen, ihre Rekruten mitzunehmen oder nachkommen zu lassen, sie mit einem neueingeführten Gewehre bewaffnet und mit Schießbedarf versehen waren. Die Bataillone zählten zwischen 490 und 900, die meisten zwischen 500 und 700 Mann. Die Kavallerieregimenter, deren Exerzierzeit am 1. April begonnen hatte, waren am besten vorbereitet; sie zählten zwischen 350 und 375 Pferden. An Artillerie waren fünf bespannte Batterien vorhanden, je eine von sechs Geschützen bei jedem der drei Fußbataillone und zwei reitende zu vier Geschützen; alle waren feldmäßig ausgerüstet; ihr Pferdebestand war indessen erheblich geringer, als er im Kriege sein sollte. Das in zwei Kompagnien 208 Mann zählende Ingenieurkorps hatte einen unbespannten Pontontrain mitgebracht. Dem Trainkorps fehlte es an Leuten und an Pferden, weil im Frieden nur ein schwacher Stamm vorhanden war, und ähnlich lagen die Verhältnisse bei der Sanitätskompagnie, welche als solche nur zu Übungszwecken aufgestellt wurde und nur dann Mannschaften hatte. Ein Verpflegungswesen mußte überhaupt erst geschaffen werden.

Zum Glück war totes Material an fast allen Gebrauchsgegenständen in ausreichender Menge zur Stelle. Der Umsicht einzelner Offiziere, den Anstrengungen der Eisenbahnbeamten und der tätigen Mitwirkung der Bevölkerung der Hauptstadt war es zu danken. Hoch und Niedrig, Alt und Jung, Frauen und Kinder beteiligten sich in der Stadt Hannover, wo die Vorräte sich befanden, an dem Werke der Überführung von den Aufbewahrungsstellen zum Bahnhofe; hier wurde alles, wie es ankam, verladen und durch die nächste verfügbare Lokomotive nach Göttingen geschafft. Dabei war freilich manches dringend Erwünschte vergessen. So fehlte es vollständig an Karten, ein Mangel, dem nicht abzuhelfen war. Mit bitterem Hohne hieß es später, der Generalstab habe statt ihrer die Kapitulationsverhandlungen von Zeven und von Artlenburg mitgebracht.

In Göttingen herrschte begreiflicherweise ein Chaos. Auf weite Strecken hinaus standen die Schienenwege voll bepackter Wagen, nur ein Gleise war freigehalten für den Verkehr nach außerhalb, der Platz vor dem Bahnhofsgebäude glich einem großen Trödelmarkte. Hier galt es zunächst einige Ordnung zu schaffen um zu wissen, was man hatte, und um darüber verfügen zu

Digitized by Google

können. Mit großer Energie griff hier Oberst Dammers schon in der Nacht vom 16./17. ein; zugleich machte er die Vorstände der einzelnen Wirkungskreise selbständig und wies jeden an, auf eigene Hand zu handeln.

Am meisten war bei der Artillerie zu tun. Hier nahm sich zunächst in selbstloser Hingebung der schon genannte General Müller der Leitung der Arbeiten an, bis am 18. sein Nachfolger, der Oberst v. Stoltzenberg, eintraf. Sie wurden mit solchem Erfolge betrieben, daß, nachdem am 19. das Material zur Ausrüstung neu zu bildender Batterien usw. einigermaßen geordnet war, bis zum 20. drei weitere Batterien aufgestellt und notdürftig bespannt werden konnten; als dann der Befehl zum Abmarsche am folgenden Tage erging, wurden noch 26 Protzmunitionswagen und 8 Wagen mit Infanteriemunition bepackt; 10 übrig bleibende Geschütze, die man nicht stehen lassen wollte, sowie der noch vorhandene Schießbedarf wurden dem Armeetrain überwiesen; da Vorspann in genügender Menge nicht zu beschaffen war, ließ der König die Geschütze mit Pferden aus seinem Marstalle bespannen und sie durch seine Kutscher in scharlachroten Röcken, weißen Lederhosen und Stulpstiefeln fahren.

Die Hauptsorge der Infanterie, welche meist nur bei sich führte, was für Friedensübungen vorgeschrieben war, und der es übrigens vielfach an Feldrequisiten sowie an Waffen und Bekleidung für die nachgekommenen Beurlaubten fehlte, war die um den Schießbedarf. Es gelang die Taschenmunition bei den meisten Bataillonen auf 60 Patronen für jedes Gewehr zu vermehren, bei einzelnen besonders starken und bei zwei Infanterieregimentern, welche noch nicht mit dem seit einiger Zeit umgeänderten Pickelgewehre bewaffnet waren, betrug die Anzahl aber nur 30 bis 40; auch konnten nicht allen Bataillonen Munitionswagen zugeteilt werden, einige mußten Vorspannwagen benutzen. Die fehlenden Feldrequisiten und sonstigen Ausrüstungsgegenstände wurden nach Kräften aus den von Hannover gekommenen Vorräten und durch Abgaben von Truppenteilen ergänzt, welche mehr bei sich führten als sie nötig hatten. Eine Last bildeten die erst vor zwei Monaten eingestellten Rekruten; die eingetroffenen Urlauber wurden in der Handhabung der ihnen noch unbekannten neuen Gewehre unterwiesen, einzelne darunter marschierten in Reih und Glied mit des Bürgers Kleide angetan oder im blauen Kittel des Landmannes, das Gewehr auf der Schulter, vielleicht ein Käppi auf dem Kopfe.

Am wenigsten konnte die Kavallerie zur Erhöhung ihrer Schlagfertigkeit tun. Mannschaften waren vermöge des Eintreffens zahlreicher Beurlaubter über Bedarf vorhanden, aber an Pferden fehlte es vollständig, weil im südlichen Teile des Landes Pferdezucht nicht betrieben wird und nur der für den Bedarf der Ackerwirtschaft erforderliche Bestand vorhanden war; ebenso mangelten Koch- und Lagergerät, welches im Zeughause der Stadt Hannover am Waterlooplatze lagerte.

Digitized by Google

Der Pontontrain des Ingenieurkorps wurde, mit Landpferden bespannt, dem Armeetrain überwiesen; die beiden Pionierkompagnien traten, wie schon erwähnt ist, zu zwei Brigaden über; ihre Schanzzeugwagen wurden ebenfalls durch Vorspann befördert.

Das Trainkorps brachte seinen Friedensstand von 60 Pferden mit Mühe auf 100. Damit ward zunächst die Sanitätskompagnie ausgerüstet, deren vier Züge, mit je vier Krankenwagen ausgestattet, auf die Brigaden verteilt wurden, und dann ein Feldlazarett von 200 bis 240 Betten auf neun Sanitätsrequisitenwagen verladen, von denen auf dem Marsche ein jeder Zug der Sanitätskompagnie zwei erhielt. Was an Pferden übrig blieb, diente zur Berittenmachung von Ingenieuroffizieren und von Trainunteroffizieren zur Aufsichtführung bei dem aus den erwähnten Geschützen und Munitionswagen, dem Pontontrain, einer durch Kriegerfuhren gebildeten Proviantkolonne, einer Anzahl von Kommissariatsfuhrwerken, den königlichen Wagen und einer Ochsenherde zusammengestellten Armeetrain; seine Wagen waren nicht militärisch bespannt und wurden durch Nichtsoldaten gelenkt.

Aus den erreichbaren Landgendarmen wurde eine Feldgendarmerie gebildet und es wurde eine Feldpost eingerichtet, welche schon am 18. in Tätigkeit trat.

Daß so umfassende Arbeit nicht im Handumdrehen geleistet werden kann, wird jeder verstehen, der weiß, was eine Armee im Felde haben muß, um einigermaßen schlagfertig zu sein, und was die Hannoversche davon besaß. Es ist der Heeresleitung indessen der Vorwurf gemacht worden, daß sie sich damit zulange aufgehalten und eine kostbare Zeit versäumt habe. Möglichst rasch nach dem Süden zu gelangen, sei das einzige Ziel gewesen, welches zu erreichen sie hätte streben sollen, und am 19. sei sie imstande gewesen, zu diesem Zwecke abzumarschieren: die vorgenommenen Formationen seien nur von Übel gewesen, weil sie den Troß vermehrt und das Fortkommen erschwert hätten. Der Vorwurf ist nicht allein von Laien erhoben, welche anscheinend den Marsch einer Armee, die dem Feinde entgegengeht, auf gleiche Höhe mit der Spritztour eines Göttinger Studio stellen, der eine Fußreise nach Thüringen machen will und nur nötig hat sein Ränzel zu packen, sondern auch General v. Lettow stimmt ihm in gewissem Grade bei. Er hält namentlich die Vermehrung des Armeetrains für einen Fehler. Er mag insofern recht haben, als man in dieser Beziehung vielleicht zu weit gegangen ist und einiges mitgenommen hat, was man hätte stehen lassen können. Wer aber den Zustand, in welchem die einzelnen Truppenteile in den Tagen vom 16. bis zum 18. eintrafen, mit dem vergleicht, in welchem sie am 21. abmarschierten, wird zugeben, daß sie erst in diesen Tagen felddienstfähig und gefechtsbereit geworden sind.

Und die Hauptsache ist, daß der Aufschub keineswegs von Übel war, daß nicht die Verzögerung des Abmarsches schuld gewesen ist am Mißlingen

Digitized by Google

des Zuges. Denn als die Armee am 23. vor der Eisenbahnlinie ankam, an welcher der Feind imstande gewesen wäre ihrem weiteren Vordringen sich zu widersetzen, deren Überschreiten sie in Sicherheit gebracht hätte, war der Weg frei. Die Heeresleitung selbst verschuldete den Halt, die Göttinger Tage aber haben wesentlich zum glücklichem Ausgange des Kampfes von Langensalza beigetragen, sie waren nicht verloren, ohne sie hätte man ihn kaum bestehen können.

3. Der Marsch.

Der Entschluß zum Abmarsche nach dem Süden war in einem am 18. mittags im Königlichen Hauptquartiere zu Göttingen abgehaltenen Kriegsrate gefaßt worden, über dessen bis dahin unbekannten Verlauf die Cordenkannschen Aufzeichnungen (a. a. O. S. 14) volles Licht verbreiten. Dammers, dessen bei dieser Gelegenheit eingenommene Stellung von Cordemann scharf verurteilt wird, hatte diesen Marsch dem Könige schon am 17. empfohlen. Im Kriegsrate trat er für den Vorschlag von neuem ein; im Falle eines früheren feindlichen Angriffes müsse man sich, wo man stand, bis auf den letzten Mann schlagen. Cordemann, dem Arentsschildt das Wort ließ, riet zu unterhandeln und berief sich dabei auch auf ein von Rudorff und Jacobi ausgearbeitetes Gutachten,*) welches ebenfalls zu Unterhandlungen riet, weil die Armee in ihrem unfertigen Zustande bei einem Marsche nach dem Süden nur dann Erfolg haben könne, wenn es sich der Hauptsache nach um Ausführung eines Marsches handele. Rudorff wurde gerufen und entwickelte seine Ansichten. Die Erstattung des Gutachtens hat zu dem Glauben veranlaßt, daß die beiden Generalstabsoffiziere damit die Befugnisse ihrer Stellung überschritten, einen Akt der Indisziplin begangen hätten. Cordemanns Aufzeichnungen beweisen, daß dies keineswegs der Fall gewesen ist. Ein Ausweg, den der unternehmende Kriegsminister v. Brandis**) durch den Vorschlag eines Rückzuges in den Harz anriet, konnte von Cordemann leicht als ganz unzweckmäßig und nur zu einer durch den Mangel an allen zur Erhaltung der Armee nötigen Lebensmitteln gebotenen Kapitulation führend nachgewiesen werden.

Nachdem alle Für und Wider erwogen waren, entschloß sich der König, wenn er angegriffen würde bevor die Armee marschfertig sei, zu schlagen, im anderen Falle möglichst bald den Marsch anzutreten; stieße dieser auf überlegene Kräfte, so könne man dann Verhandlungen eröffnen. Damit ward der Kriegsrat entlassen. Es wurden nun Vorbereitungen für einen bei Göttingen zu gewärtigenden Kampf getroffen, die Mobilmachungsarbeiten nahmen ihren Fortgang, ebenso die Versuche mit den befreundeten Mächten in Verbindung zu treten. In der Nacht vom 19. zum 20. bestimmte jedoch

*) Cordemann a. a. O. S. 15.

**) v. Hassell a. a. O II[1] S. 198.

Digitized by Google

die durch einen Abgesandten der Königin von England gemachte Mitteilung, daß der Feind von Hannover her heranrücke, den König den kommandierenden General zum schleunigsten Abmarsche aufzufordern.

Dabei handelte es sich zunächst um die Wahl des Weges, wobei, wie schon erwähnt ist, alles darauf ankam, baldmöglichst die Eisenbahn zu überschreiten, welche von Magdeburg über Corbetha, Erfurt, Gotha, Eisenach und Bebra nach Kassel führte. Es konnte in zweierlei Weise geschehen. Die Heeresleitung entschied sich dafür, den kürzesten Weg einzuschlagen. Er ging von Göttingen über Witzenhausen und Allendorf auf Eschwege und von da auf Eisenach zur Vereinigung mit den Bayern; der weitere führte über Bebra zur Vereinigung mit dem VIII. Bundesarmeekorps. Die Länge des gewählten Weges betrug, bis Eschwege die Teilung in zwei Kolonnen vorausgesetzt, $8\frac{1}{2}$ und 9 Meilen, die des anderen eine Meile mehr. Aber kaum waren die schon am 19. vorbereiteten Bestimmungen für den am 21. in jener Richtung anzutretenden Marsch am Morgen des 20. an die Truppen ausgegeben, als sie über den Haufen geworfen und am Nachmittage durch andere ersetzt wurden, welche für den ersten Marschtag, den 21., Heiligenstadt, für den 22. Mühlhausen, für den 23. Eisenach als Ziel ins Auge faßten. Man fürchtete auf dem zuerst geplanten Wege schon bald auf den Feind zu stoßen, später in den schwierigen Engwegen des zu durchschreitenden Berglandes unter ungünstigen Umständen zu Gefechten genötigt und dadurch aufgehalten zu werden. Neue Nachrichten, durch welche diese schon immer gegen die Absicht, den kürzesten zum Ziele führenden Weg einzuschlagen, geltend zu machen gewesenen Bedenken verstärkt wären, lagen nicht vor. Die Änderung beweist aber das Nichtvorhandensein eines zielbewußten Wollens im Hauptquartiere der Armee. Wessen Stimme den Ausschlag gegeben hat, ist nicht bekannt. Dammers hatte die jetzt getroffene Wahl von vornherein beim Könige befürwortet und vom Generalstabe war sie ebenfalls erwogen. Die Ausfertigung der neuen Befehle und ihre Beförderung kosteten Zeit und Arbeit. Das Schwanken war nicht geeignet, das Vertrauen der Truppen auf die Heeresleitung zu stärken.

In der Frühe des 21. setzte die Armee sich in Bewegung. Es waren etwa 20 600 Köpfe mit 52 Geschützen, darunter jedoch nur ungefähr 16 200 Streitbare, nämlich 13 000 Mann Infanterie, 2200 Mann Kavallerie und 1000 bei den neun Batterien eingeteilte Artilleristen; der Rest bestand aus 2000 nicht ausgebildeten Rekruten der Infanterie, 200 unberittenen Kavalleristen, den bei den Kolonnen befindlichen Kanonieren, Trainmannschaften und den nicht zum Fechten bestimmten Pionieren. Hieran schloß sich, obgleich die Truppenbagage auf das äußerste beschränkt war, ein ungeheurer Troß. Inmitten seiner Getreuen befand sich hoch zu Roß in Generalsuniform, vom Kronprinzen gefolgt, der König. Die Truppen jubelten ihm begeistert zu. Wie von einem Alp befreit, atmete alles auf. Man rechnete mit Sicherheit

Digitized by Google

darauf, den Bayern die Hand reichen zu können. Das Wetter war heiß und trocken und blieb so bis zum 29., nur am Spätabend des 22. erfrischte bei Mühlhausen ein kurzer heftiger Gewitterregen die lechzende Natur, durchnäßte aber gleichzeitig den größeren Teil der Soldaten; brennende Sonnenhitze und dichter Staub machten das Marschieren sehr beschwerlich. Um es der Infanterie zu erleichtern, wurde den Kommandeuren freigestellt, aus dem Inhalte der Tornister und dem sonstigen Gepäck am nächsten Tage alles auszuscheiden und zurückzulassen, was ihnen entbehrlich schien. Infolge davon bedeckten sich die Felder auf beiden Seiten der Straße von Heiligenstadt nach Mühlhausen alsbald mit Ausrüstungsstücken aller Art, eine willkommene Beute für die Anwohner. Es sah aus, als hätte eine geschlagene Armee bei eiligem Rückzuge weggeworfen, was dem Fortkommen hinderlich werden konnte. In der Tat vollzog sich der Marsch in voller Ordnung, ein jeder bot seine ganze Kraft auf, um in Reih und Glied zu bleiben.

Am Nachmittage des 21. erreichten die Hauptquartiere Heiligenstadt, die Vorhut war bis Dingelstedt hinausgeschoben, die Nachhut, die erst um 4 Uhr von Northeim aufgebrochen war, befand sich noch bei Göttingen.

Am 22. veranlaßte die freilich nicht ganz zutreffende Nachricht der Besetzung von Eschwege durch eine aus Kassel entsandte Abteilung ein neues Abweichen von den für den Weitermarsch getroffenen Anordnungen. Man besorgte, Wanfried, wohin eine rechte Kolonne gehen sollte, nicht mehr vom Feinde frei zu finden, und dirigierte diese daher mehr östlich auf Eigenrieden und Struth; Marschziel der linken Kolonne blieb die in gleicher Höhe liegende Stadt Mühlhausen, wohin die Hauptquartiere gingen. Hier wurden die für den Weitermarsch getroffenen Anordnungen von neuem geändert. Die Nachrichten vom Feinde gaben zu der Voraussetzung Anlaß, daß die waldigen Höhen des Hainich, durch welche der Marsch nach Eisenach gehen sollte, besetzt sein möchten, so daß man durch Gefechte aufgehalten werden und unter Verpflegungsschwierigkeiten leiden würde, die mangelhaft bespannten Fuhrwerke in den schlechten Wegen nicht fortgebracht werden könnten. In einer Beratung,*) an welcher Arentsschildt, Cordemann, Dammers, Rudorff und Jacobi teilnahmen, war schon die Rede davon, ob man nicht bei Mühlhausen stehen bleiben und sich dort schlagen solle. Auf Rudorffs Rat wurde endlich beschlossen, nach Langensalza zu marschieren, von wo man sich nach Eisenach oder nach Gotha wenden könne.

Den Vorschlag, bei Mühlhausen stehen zu bleiben, hatte Jacobi gemacht; Rudorff war ihm mit Entschiedenheit entgegengetreten, er hielt für sehr wahrscheinlich, daß man ohne erheblichen Verlust nach Eisenach gelangen würde, ein längeres Verweilen müsse zur Kapitulation führen. Als er mit seiner Meinung nicht durchdrang, machte er jenen Vermittlungsvorschlag, dem

*) v. Hassell a. a. O. II², S. 458.

Digitized by Google

Dammers zustimmte. Cordemann hatte sich passiv verhalten, Arentsschildt, durch Jacobis pessimistische Anschauungen seelisch niedergedrückt, richtete sich an Rudorffs mannhafter Entschlossenheit ein wenig auf, dieser übernahm immer mehr die führende Rolle im Rate.

4. Der Stillstand.

Die Änderung bedingte freilich ein erneutes Abweichen von dem kürzesten Wege. Die Gründe, welche dafür sprachen, sind nicht ohne weiteres zu verwerfen, und die Verzögerung, welche der Marsch durch sie erlitt, war nicht ausschlaggebend für die Beantwortung der Frage nach den Ursachen für das Mißlingen des Unternehmens. Freilich war eine kostbare Zeit versäumt, aber noch stand bei Eisenach und Gotha nichts gegenüber als das nur 2300 Mann Infanterie, 75 Reiter und 4 Geschütze zählende Detachement Fabeck; doch schon zogen sich die Maschen des Netzes, welches die Hannoveraner umspannte, immer enger. Die oberste Heeresleitung griff von Berlin aus in Falckensteins deren Entkommen begünstigende Maßnahmen kräftig ein.

Der 23. Juni wurde der entscheidende Tag. Langensalza war erreicht ohne daß ein Feind sich gezeigt hatte und alle über ihn eingehende Nachrichten lauteten übereinstimmend dahin, daß die Eisenbahnlinie von Gotha bis Eisenach nur schwach oder gar nicht besetzt, ein nennenswertes Hindernis für ihr Überschreiten nicht zu erwarten sei. Schon um Mittag brachten Königin-Husaren sieben preußische Landwehrdragoner ein, welche sie in einem Vorpostengefechte zwischen Langensalza und Gotha zu Gefangenen gemacht hatten, und die aussagten, daß bei Gotha nur schwache Kräfte ständen, und gegen Abend brachte Leutnant v. Ahlefeld*) von demselben Regimente aus Eisenach die Meldung, daß dort nur ein schwaches weimarisches Depot sich befinde. Er gehörte zu einer von Mühlhausen entsendeten Erkundungsabteilung und war, von dieser vorgeschickt, da ihn niemand daran hinderte, aus eigenem Antriebe keck nach Eisenach hineingeritten. Dort hatte ihm der Kommandant des Depots, welcher sich für neutral erklärte, mitgeteilt, daß das in der Stadt gewesene Detachement Fabeck nach Gotha zurückgekehrt sei, und daß niemand die Hannoveraner an der Besitznahme von Eisenach hindern könne. Mit dieser wichtigen Meldung ritt Leutnant v. Ahlefeld schleunigst nach Langensalza, wo ihr nicht die gebührende Beachtung und wenig Glauben geschenkt wurde,**) bis sie spät abends zu Rudorffs Kenntnis kam, der sofort

*) v. Hassell a. a. O. II² S. 476.

**) Bei dieser Gelegenheit möge dem Verfasser, welcher damals Schwadronchef im Königin-Husarenregimente war, gestattet sein, ein Bruchstück seiner am nämlichen Tage gemachten Erfahrungen mitzuteilen, welches zur Kenntnis der im Stabe des kommandierenden Generals herrschenden Ansichten und dessen eigener Stimmung beiträgt: Es war gegen 8 Uhr morgens, als ich vom Sammelplatze bei Höngeda aus mit dem Hauptmann Krause, der die Post beschlagnahmen und den Telegraphen zerstören sollte, nach

Digitized by Google

einsah, um was es sich handelte, und beim kommandierenden General sich die Erlaubnis erwirkte, am anderen Morgen mit der nach Osterbehringen gegen Eisenach vorgeschobenen Brigade Bülow zur Besetzung der Stadt vorgehen zu dürfen.

Vorher schon war indessen ein Zwischenfall eingetreten, welcher die Kriegslage vollständig veränderte und den Wendepunkt bildet im Gange der Ereignisse. Es war das Eintreffen eines Parlamentärs, des Coburg-Gothaischen Hauptmanns v. Ziehlberg, bei der hannoverschen Armee. Auf die Weisung Moltkes,*) welcher durch „Trainieren" Zeit gewinnen wollte, um die in die Wege geleiteten Anordnungen zur Einschließung wirksam zu machen, hatte Oberst v. Fabeck ihn mit dem Auftrage entsandt die hannoversche Armee zur Waffenstreckung aufzufordern, weil sie von allen Seiten umstellt sei. Am Morgen des 23. kam Hauptmann v. Ziehlberg in Mühlhausen an, von wo der König noch nicht aufgebrochen war. Dieser ließ ihn an den kommandierenden General verweisen, den der Hauptmann auf dem Wege nach Langensalza in Höngeda traf. Von seinem Stabe wurde die Gelegenheit zu unterhandeln, in der Hoffnung freien Durchzug nach Bayern zu erhalten, mit Begierde ergriffen. Der König war solchem Beginnen anfänglich abgeneigt, er wollte den Parlamentär, der sich in solcher Eigenschaft nur mangelhaft legitimieren konnte, als Kriegsgefangenen behandeln, ließ sich aber, in Höngeda

Langensalza vorausgeschickt wurde, um die Stadt zu besetzen und jenseits Vorposten gegen Gotha und Eisenach aufzustellen. Um Mittag erhielt ich von letzteren die Meldung, daß im Vorgelände feindliche Kavallerie sich zeige. Daraufhin entsandte ich den Premierleutnant Meyer, jetzt Generalmajor z. D. v. Meyer (Hans) in Hannover, mit seinem Zuge und der Weisung, womöglich einige Gefangene zurückzubringen. Eine Stunde später kam er mit sieben Landwehrdragonern wieder an, wurde nun mit den Gefangenen nach Langensalza, wo inzwischen mehr Truppen eingerückt waren, geschickt, um Meldung von dem Vorgefallenen zu machen, kam aber sehr enttäuscht und wenig erfreut durch den ihm gewordenen Empfang zurück. Niemand hatte die von ihm gebrachten Nachrichten recht beachtet, der Eine die Gefangenen dem Anderen zuweisen wollen. Er hatte das Gefühl, ungelegen gekommen zu sein und keineswegs im Sinne der Heeresleitung gehandelt zu haben.

Gegen Abend bestätigte der kommandierende General, der in Begleitung seines Generalstabschefs auf einem Spaziergange an mein südlich vor der Stadt an der Chaussee nach Gotha aufgestelltes Pikett herankam, mir die Richtigkeit der von Meyer empfangenen Eindrücke in vollem Maße. Er tadelte mein Verhalten und sagte, „solche Coups müsse man nicht machen, dadurch fordere man den Feind zur Revanche heraus". Als ich erwiderte, ich habe es für das beste Mittel gehalten, Nachrichten über den Feind zu bekommen, ergriff Cordemann das Wort und sagte „es sei Kriegsgebrauch, daß Vorposten einander nicht in solcher Weise behelligten", worauf ich erwiderte, aus seinen Vorträgen an der Generalstabsakademie entnommen zu haben, daß dergleichen infolge stillschweigenden Übereinkommens wohl vorkäme, wenn Truppen sich lange gegenüberständen, daß er aber auch gelehrt habe, kleine Unternehmungen dieser Art seien ein gutes Mittel, um junge Truppen zu „aguerrieren"; wenn es anders gehalten werden solle, so bäte ich um Befehle. Sie wurden nicht gegeben, und meine hohen Vorgesetzten verabschiedeten sich mit freundlichem Händedrucke.

*) v. Lettow-Vorbeck a. a. O. I, 214.

Digitized by Google

angekommen, durch Arentsschildt und Cordemann bestimmen, in die Entsendung eines Offiziers nach Gotha zu willigen, welcher Unterhandlungen wegen der friedlichen Fortsetzung des Marsches gegen die Verpflichtung, eine Zeitlang neutral zu bleiben, anknüpfen und zugleich suchen sollte, sich Kenntnis von den gegenüberstehenden Streitkräften zu verschaffen. Im königlichen Hauptquartiere wie im Stabe des kommandierenden Generals scheute man den Appell an die Waffen und hoffte ohne Kampf davonzukommen. Nicht aus Mangel an Vertrauen auf die eigene Kraft, denn man hielt die hannoverschen Truppen den preußischen gegenüber keineswegs für minderwertig und wußte, daß der Aufenthalt bei Göttingen viel dazu beigetragen hatte ihre Schlagfertigkeit zu erhöhen; aber man konnte sich auch nicht verhehlen, daß der Armee noch vieles fehlte, was man in Bayern zu ergänzen gedachte, um dann als vollkommen ebenbürtig in die Reihen der Verbündeten einzutreten und am Entscheidungskampfe teilzunehmen. Noch war in Böhmen kein Schuß gefallen, die Überlegenheit der Preußen über die Österreicher war noch nicht erwiesen, man hatte eine hohe Meinung von den Kaiserlichen und rechnete darauf, mit ihrem Beistande die bedrohte Selbständigkeit des engeren Vaterlandes zu retten. Graf Ingelheim hielt die Zuversicht des Königs hoch.

Zum Überbringer der an den Truppenkommandeur in Gotha gerichteten Anfrage über die Sendung des Hauptmann v. Ziehlberg und mit dem Auftrage, eventuell mit dem General v. Moltke in Verhandlung zu treten, wurde Jacobi ausersehen. Der König hatte einen ihm persönlich sehr bekannten Offizier, den Kommandeur des 3. Jägerbataillons Oberstleutnant v. Bock, schicken wollen; bei einer am Nachmittage in Langensalza stattfindenden Beratung, deren Gegenstand die dem Vermittler zu erteilenden Anweisungen waren, setzten Arentsschildt und Cordemann die Wahl Jacobis durch, weil dieser vorzugsweise geeignet sei, die militärische Stärke des Feindes zu beurteilen. Sie folgten bei dem Vorschlage dem Rate des in der Versammlung nicht anwesenden Rudorff, welcher den gefährlichen Schwarzseher für kurze Zeit aus dem Hauptquartiere entfernen wollte. Es war ein Mißgriff; Rudorff hatte nicht bedacht, daß Jacobis sonst so klares Auge durch die Beleuchtung, in der er, vielleicht durch körperliches Leiden beeinflußt, alles sah, verdunkelt wurde. Auf den Verlauf der durch ihn eingeleiteten Unterhandlungen gehen wir hier nicht ein, weil neues darüber nicht bekannt geworden ist. Von Interesse ist nur, daß Cordemanns Aufzeichnungen (S. 25) zum ersten Male vollinhaltlich den von Jacobi am 26. Juli 1866 erstatteten Bericht über dessen Sendung enthalten.

Daneben wurde der Weitermarsch unausgesetzt im Auge behalten und für den 24. eine Disposition ausgegeben, welche den Durchbruch bei Gotha in Aussicht nahm. Auf Grund davon waren die Truppen bereits auf ihren Sammelplätzen angekommen, als sie den Befehl erhielten Halt zu machen. Der König war persönlich noch am Abend des 23. entschlossen gewesen, die

Digitized by Google

Unterhandlungen abzubrechen und den Weitermarsch durch die Gewalt der Waffen zu erzwingen.

Ohne zu wissen, daß der Weg über Eisenach frei war, hielt er an dem Gedanken, sich durch nichts aufhalten zu lassen, so fest daß er sogar die Vermittlung des Zaren verschmähte. Der russische Gesandte in Hannover v. Persiany, der ihm nachgesandt und auf weiten Umwegen am Abend in Langensalza eingetroffen war, hatte sie angeboten. Vom Grafen Ingelheim beeinflußt, lehnte er ab, auf den Vorschlag einzugehen, und rechnete darauf am 24. sein Ziel zu erreichen.

Aber bis zum Morgen dieses Tages erschütterten Nachrichten von großen Truppenansammlungen bei Eisenach, die von Landleuten stammten und durch die Mitteilungen befreundeter Damen aus der Nachbarschaft bestätigt wurden, seine zuversichtliche Stimmung, und als in früher Morgenstunde der kommandierende General mit dem aus Gotha zurückgekehrten Jacobi bei ihm erschien, dieser die Stellung bei Gotha als sehr verteidigungsfähig und ihre Besatzung als sehr stark bezeichnete, Arentsschildt beipflichtete, beide auf das Anrücken feindlicher Truppen von allen Seiten hinwiesen, verzichtete der König endlich, obgleich Dammers die Fortsetzung des Marsches befürwortet hatte, auf seine Absicht und willigte ein, die Unterhandlungen fortzusetzen. Unbegreiflich ist, daß weder er noch Dammers etwas von der Meldung des Leutnant v. Ahlefeld und von den durch Rudorff veranlaßten Schritten erfuhren.

Als Unterhändler wurden nun Dammers und Jacobi nach Gotha gesandt, die Truppen bezogen Quartiere, an die Brigade Bülow erging der Befehl den Angriff auf Eisenach zu unterlassen, Rudorff, der sich zu dieser begeben hatte, erwirkte sich jedoch von Oberst v. Bülow die Erlaubnis mit einer Schwadron gegen Eisenach aufzuklären. Er erfuhr, daß hier inzwischen zwei preußische Bataillone eingerückt seien. Ihr Kommandeur weigerte sich, die Stadt freiwillig zu räumen, und Rudorff gab ihm, es war 9° morgens, bis 3° Bedenkzeit dies zu tun. Inzwischen, hoffte er, würden Truppen in genügender Menge bereit sein, den Besitz durch die Gewalt der Waffen zu erzwingen. Als er von seinem Ritte zur Brigade Bülow zurückkehrte, fand er diese im Begriff, einem ihr inzwischen gewordenen Befehle folgend, ihre Lagerplätze der vergangenen Nacht wieder aufzusuchen. Er wurde jedoch in seiner Überzeugung von der Zweckmäßigkeit des Angriffs auf Eisenach nicht wankend. Oberst v. Bülow ließ sich bestimmen, die von Rudorff vorgeschlagenen Anordnungen zur Einleitung der Bewegung gegen Eisenach zu treffen und seine Truppen dazu abrücken zu lassen, dieser selbst aber ritt, so rasch er konnte, nach Langensalza und begab sich — freilich allen Regeln der Unterordnung zuwider, aber in richtiger Würdigung der Verhältnisse — nicht zu seinen militärischen Vorgesetzten, sondern zum Könige, der alles Geschehene billigte, nach Gotha den Befehl zum Abbruche der Verhandlungen ergehen ließ und Rudorff

Digitized by Google

auftrug, dem kommandierenden General den Befehl zum Aufbruche gegen Eisenach zu überbringen. Dieser und sein Stabschef, durch Rudorffs Eingreifen verstimmt, überließen letzterem, der immer mehr die führende Rolle im Hauptquartiere übernahm, die Ausfertigung der erforderlichen Befehle, und bald war alles in der Ausführung der für den Durchbruch bei Eisenach angeordneten Bewegungen begriffen. In diese griff das bekannte von Jacobi aus Gotha abgesandte Telegramm, welches das Vermeiden von Feindseligkeiten zur Pflicht machte, verhängnisvoll ein. Bülow glaubte ihm entsprechen zu müssen und schloß auf eigene Hand im letzten Augenblicke, in welchem der Weg nach dem Süden noch offen vor ihm lag, einen Waffenstillstand ab, der ihn zum Haltmachen verpflichtete; Cordemann, welcher von den höheren mit des Königs Befehlen bekannten Offizieren zuerst zur Stelle war und der berechtigt gewesen wäre, die Fortsetzung des Angriffs vorzuschreiben, unterließ es, und der später eintreffende Arentsschildt billigte Bülows Verfahren. Dammers, welcher nach ihm ankam, war vergeblich bestrebt, den kommandierenden General zur Wiederaufnahme des Angriffs zu bewegen. Zum ersten Male, und sehr zur Unzeit, zeigte dieser einen entschiedenen Willen. Damit war das Mißlingen des Zuges nach dem Süden besiegelt. Rudorff, durch Geschäfte in Langensalza zurückgehalten, war nicht anwesend und dem Könige, der von dem Geschehenen erst am Abend, auf der Fahrt von Langensalza gen Eisenach begriffen, Kenntnis erhielt, blieb nichts übrig als sich zunächst in das Unvermeidliche zu fügen.

Trotzdem und obgleich der unausgesetzte und weithin hörbare Verkehr auf der Eisenbahn annehmen ließ, daß der Feind bedeutende Verstärkungen erhalten habe, verzichtete Georg V. nicht auf die Hoffnung, am nächsten Tage das Versäumte nachholen zu können. Er befahl für den Morgen des 25. von neuem den Angriff, aber General v. Arentsschildt legte Widerspruch ein, weil die Truppen, durch die vielen Hin- und Herzüge ermüdet, dringend der Ruhe bedürften und Verpflegungsschwierigkeiten im Wege ständen. Die zur Beratung herangezogenen Brigadekommandeure waren mit ihm einverstanden. Die hannoversche Armee verblieb im allgemeinen in ihren Stellungen und die Unterhandlungen wurden von neuem aufgenommen. Sie führten zum Abschlusse eines Waffenstillstandes, unter dessen Schutze am 26. weiter rückwärts ausgedehnte Ortsunterkunft bezogen wurde.

Die Darstellung des Ganges der Verhandlungen gehört nicht in den Rahmen dieser Untersuchung. Es mag daraus nur angeführt werden, daß, als am 26. die fernere Gültigkeit des abgeschlossenen Waffenstillstandes in Frage stand, fast ein Wechsel im Armeekommando erfolgt wäre. Um zu beschließen, was zu tun sein würde, wenn der Gegner die Feindseligkeiten wieder eröffnete, berief der König einen Kriegsrat*) und forderte zuerst den Kriegsminister auf, seine Meinung zu sagen. Dieser schlug einen Rückzug in nord-

*) v. der Wengen a. a. O., S. 762; Cordemann a. a. O., S. 44.

Digitized by Google

östlicher Richtung vor, im schlimmsten Falle ein sauve qui peut für die einzelnen Truppenverbände, und als Cordemann, dem Arentsschildt sich anschloß, diesen Vorschlag verwarf, forderte der König den Kriegsminister auf, das Kommando zu übernehmen, Rudorff solle ihm zur Seite stehen. General v. Brandis aber lehnte unter allerlei Ausreden ab seinen Plan durchzuführen, und auch Rudorff wünschte nicht dabei behilflich zu sein. Arentsschildt und Cordemann, die gern bereit waren auf ihre Stellungen zu verzichten, blieben nun in diesen, Der König aber bekundete von neuem seinen festen Willen zur Rettung der Waffenehre Widerstand zu leisten, nicht ohne Schwertstreich zu kapitulieren.

Als dies geschah, waren die Verhandlungen, nachdem der letzte preußische Abgesandte, Oberst v. Döring, das Hauptquartier ohne seinen Zweck zu erreichen am 26. mittags verlassen hatte, endgültig abgebrochen. Der König hatte sie persönlich geleitet, Rudorff war sein Mittelsmann, Graf Platen und der Kriegsminister seine Ratgeber, das Armeekommando blieb dabei ganz aus dem Spiele, Jacobi hatte als Unterhändler Fiasko gemacht, und Dammers hatte gebeten, ihm dergleichen Aufträge fernerhin nicht zu erteilen.

5. Die Entscheidung.

Der Tag von Langensalza, der 27. Juni, konnte das Geschick der hannoverschen Armee nicht abwenden. Er brachte einen Verzweiflungskampf, ohne Aussicht auf das Erreichen des strategischen Endzieles. Es galt, die Waffenehre aufrecht zu erhalten, den blanken Ehrenschild fleckenlos zurückzubringen aus dem Felde. Daß dies geschehen ist, bestreitet niemand. Es darf aber gefragt werden, ob nicht die taktischen Erfolge hätten größer sein können, ob nicht möglich gewesen wäre den Sieg mehr auszubeuten, den Rückzug des Gegners durch kräftige Verfolgung zu einer Niederlage zu gestalten. Beide Fragen müssen bejaht werden.

Daß taktisch nicht mehr erreicht wurde, hat hauptsächlich General v. Bothmer verschuldet, der, zuwider dem ihm gewordenen Befehle die Unstrut auf der Brücke von Nägelstedt zu überschreiten, Zeit und Blut bei fruchtlosen Bemühungen verschwendete, den Fluß an anderer Stelle zu durchwaten. Hätte er den ihm gewiesenen und außerdem durch die Örtlichkeit und die Gefechtsverhältnisse vorgezeichneten Weg eingeschlagen, so würde er hohen Ruhm und reiche Früchte geerntet haben an Stelle des Tadels und der Vorwürfe, die ihn mit Recht jetzt treffen. Selbst der energische Rudorff, der, als die Entscheidung schon gefallen war, ihn zum Eingreifen zu bewegen versuchte, konnte ihn nicht vorwärts bringen. Den General beseelte der Geist des Kleinmutes. Wie er während des ganzen Zuges die Macht des Gegners zu hoch, die Leistungsfähigkeit der eigenen Truppen zu niedrig eingeschätzt hatte, so glaubte er hier, daß sein Vorgehen Opfer kosten würde, deren Größe nicht in richtigem Verhältnisse stände zu den von ihnen zu hoffenden Früchten.

Digitized by Google

Ferner hätte die Reservekavallerie größere Erfolge haben können, als ihr zuteil geworden sind. Wenn der Artillerie Zeit zur Mitwirkung bei ihren Angriffen gelassen wäre, so hätten diese mehr Wahrscheinlichkeit des Gelingens für sich gehabt, als sie ohne solchen Beistand besaßen. Aber die schweren Regimenter ließen sich durch einen Tatendrang hinreißen, der ihnen die Erinnerungen an Garzia Hernandez und an Waterloo vor die Augen zauberte und ihre todesmutigen Angriffe an dem kaltblütigen Widerstande scheitern machte, den der mit Zündnadelgewehren bewaffnete Gegner diesen entgegensetzte. Der Geist, der sie beseelte, ist gekennzeichnet durch das Kommandowort eines Schwadronsführers der Garde du Corps, des Premierleutnant Graf Wedel, welcher beim Anreiten zur Attacke die nach Vorschrift des Reglements am Gliede reitenden Offiziere an die ihnen für die Parade angewiesenen Plätze vor der Front rief.

Eine andere Frage ist, ob eine weitere Verfolgung, ein Nachsetzen, welches den letzten Hauch von Mann und Roß in Anspruch genommen hätte, ausführbar gewesen wäre und entsprechende Früchte in Aussicht gestellt hätte. Die Sorge, sie in die Wege zu leiten, hatte General v. Arentsschildt einer dazu freilich wenig geeigneten Persönlichkeit, dem Chef seines Generalstabes, aufgetragen, während Dammers die Sorge für die Verwundeten übernehmen sollte. Die Verfassung, in welcher der Feind sich befand, die aber natürlicherweise auf hannoverscher Seite nicht in ihrem ganzen Umfange erkannt werden konnte, war nicht so, daß die Verfolgenden auf nachhaltigen Widerstand gestoßen sein würden. Aber auch sie selbst waren zu solcher Leistung nicht imstande. Der größte Teil der Kavallerie und der Artillerie hatten freilich mit ihren edlen Pferden in den Abendstunden noch ein Stück Wegs zurücklegen können, aber die Infanterie konnte ihnen nicht zur Seite bleiben, und am anderen Morgen würde der Vorwärtsbewegung durch den gegenüberstehenden Feind mit Leichtigkeit ein Halt geboten sein.

Der König war zunächst anderer Ansicht. Seine nichtmilitärischen Berater, Graf Platen und der Regierungsrat Meding, die während des Kampfes bei ihm geblieben waren, wähnten, der Weg über Gotha sei nun frei und nahe dahinter würde man die Bayern finden. Sie zeigten dem blinden Fürsten eine Fata Morgana, ein Trugbild, welches schon in Göttingen ihrer Einbildungskraft vorgeschwebt hatte und dessen Verkörperung durch das tatsächliche Erscheinen süddeutscher Bundeshilfe auf dem Kriegsschauplatze herbeizuführen verschiedene Abgesandte erfolglos unternommen hatten. Mit eigenen Augen konnte Georg V. nicht sehen, was um ihn vorging, seine Hoffnung auf einen günstigen Ausgang stieg unter jenem Zuspruche gewaltig und im Bewußtsein, einen Sieg erfochten zu haben, rechnete er mit Zuversicht darauf, am nächsten Morgen den Vormarsch fortsetzen zu können. Um diesen anzuordnen und zu beschließen, was weiter geschehen solle, versammelte er noch am Abend in Langensalza den kommandierenden General nebst seinem Stabschef und die

Digitized by Google

höheren Offiziere zu einer Beratung, an der außer seinem Hauptquartiere die Grafen Platen und Ingelheim sowie Meding teilnahmen, bei der aber Dammers nicht zugegen war. Sie brachte ihm bittere Enttäuschung. Denn nachdem er seine Ansicht begründet hatte, ergriff zuerst Cordemann das Wort und erklärte, daß die Truppen nicht imstande sein würden, zu leisten, was man von ihnen fordere und daß nichts übrig bliebe als zu kapitulieren, Arentsschildt und die übrigen berufenen Offiziere erklärten, daß sie einverstanden seien. Schweren Herzens gab der König nach. Er fügte sich dem sachverständigen Urteile der Männer, denen er den soeben erfochtenen Sieg verdankte, und schickte noch in der Nacht den Oberstleutnant Rudorff zur Einleitung neuer Unterhandlungen ab. Die Sendung hatte kein Ergebnis. Aber die Fäden des Netzes, welches die eingeschlossenen Hannoveraner umspannte, zog sich so eng zusammen, daß an kein Entrinnen zu denken war.

Am 29. vormittags erklärten die genannten Offiziere sowie Dammers schriftlich, daß kein Ausweg bleibe als Kapitulation. Der Monarch konnte sich noch immer nicht entschließen einzuwilligen. Er nahm seine Zuflucht zu Rudorff. Dieser glaubte, daß, wenn auch ein Vorgehen gegen Gotha aufgegeben werden müsse, es nicht geboten sei, schon jetzt zu kapitulieren; man möge auf Mühlhausen zurückgehen, um in der dortigen, noch nicht so ausgesogenen Gegend Zeit zu gewinnen. Der König trug ihm auf, dem General v. Arentsschildt den Befehl zum Abmarsch in dieser Richtung zu überbringen. Als er ihn ausrichtete, waren jedoch Meldungen eingegangen, welche unzweifelhaft nachwiesen, daß jene Umstellung sich vollzogen hatte. Rudorff meldete dem Könige die Änderung der Kriegslage und nun bevollmächtigte dieser Arentsschildt zum Abschlusse einer Kapitulation.

Der Versuch, nach Süden durchzudringen, war mißlungen. Er hatte der Armee einen taktischen Sieg gebracht, aber auch einen ehrenvollen Untergang. Der Plan, welcher dem Feldzuge zugrunde lag, war gescheitert. Nicht an dem unfertigen Zustande der Armee und an der Verzögerung des Abmarsches von Göttingen, nicht an der Minderwertigkeit der Truppen, an ungenügenden Marschleistungen oder am Fehlen der Fähigkeit zum Ertragen von Mühsal und Entbehrung, am Mangel von Tapferkeit beim Soldaten oder am Ungeschicke der Offiziere. Er war gescheitert, weil von vornherein an maßgebender Stelle fast überall der feste Vorsatz gemangelt hatte, durchzudringen, es fehlte das Wort: „So stark und mächtig, sprichts Einer ernst und still, die Sterne reißts vom Himmel, das eine Wort: Ich will". In des Königs Brust war es geschrieben, aber er gab schließlich dem Rate derjenigen nach, deren Meinung er für sachverständiger hielt als die eigene. — Occubuit fato! Tamen haud sine nomine.

Gedruckt in der Königlichen Hofbuchdruckerei von E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW12. Kochstraße 68—71.

Digitized by Google

Der Nutzen von Armee und Flotte für die deutsche Volkswirtschaft.

Von

v. Baerensprung,

Hauptmann und Kompagniechef im Königin Elisabeth Garde-Grenadierregiment Nr. 3.

Nachdruck verboten.
Übersetzungsrecht vorbehalten.

In weiten Kreisen des deutschen Volkes ist noch immer die Ansicht verbreitet, unsere Wehrmacht sei ein teurer Luxusartikel, der uns rund eine Milliarde Mark jährlich koste und nichts von diesen Kosten wieder einbringe.

Daher erscheint eine Untersuchung am Platze, ob diese Ansicht berechtigt ist oder nicht und ob nicht Armee und Flotte direkt und indirekt die für sie verauslagten Kosten zum großen Teile wieder einbringen, indem sie neue wirtschaftliche Werte schaffen, die der gesamten Nation wie dem einzelnen Staatsbürger zugute kommen.

Es ist eine allgemein anerkannte Tatsache, daß der ungeheure wirtschaftliche Aufschwung Deutschlands in den letzten Jahrzehnten im Grunde auf die Einigung der deutschen Stämme zurückzuführen ist.

Sie schaffte den Boden, auf dem Landwirtschaft, Industrie und Handel derart gedeihen konnten.

Kaiser Wilhelm I. und Fürst Bismarck hätten den mächtigen Bau des deutschen Reiches nicht errichten können, wenn die Armee nicht vorher so vortrefflich organisiert und herangebildet worden wäre, so daß sie durch ihre Siege von 1864, 1866 und 1870/71 das Fundament für das neue deutsche Reich schuf. Dies Verdienst kann der Armee nicht genommen werden, selbst wenn man der Ansicht ist, daß die Einigung der deutschen Stämme eine politische und wirtschaftliche Notwendigkeit war und auch ohne die siegreichen Kriege eingetreten wäre. Bei friedlicher Einigung der deutschen Stämme hätte aber deutsche Mißgunst und Eifersucht, wahrscheinlich auch ausländischer Einfluß dafür gesorgt, daß kein starkes, sondern ein schwaches deutsches Reich entstand, und daß Deutschlands wirtschaftliche Entwicklung in bescheidenen Grenzen blieb. Da gleichzeitig dem deutschen Reich Elsaß-Lothringen zurückgewonnen wurde, so muß man zugeben, daß das in den letzten Jahrzehnten

Digitized by Google

vor dem Kriege für die Armee verausgabte Geld in Gestalt von Elsaß-Lothringen großenteils wieder zurückgekommen ist.

Auch das seit 1870 für unsere Wehrmacht verausgabte Geld ist wahrlich nicht weggeworfen, sondern eine der besten Anlagen gewesen. Handel und Wandel können nur gedeihen, wenn nach außen und innen hin Frieden herrscht. Armee und Flotte haben uns seit 33 Jahren, abgesehen von unbedeutenden Verwicklungen, vor einem Kriege bewahrt und dadurch dauernd das Feld für die Fortentwicklung der gesamten Volkswirtschaft neu bereitet.

Die wirtschaftlichen Schäden selbst eines siegreichen Krieges sind ganz enorm und lassen sich gar nicht berechnen. Unter ihnen hat fast jedermann im Volke zu leiden. Mit Ausspruch der Mobilmachung werden Millionen kräftiger Männer zwecks ihrer Einstellung in das Heer ihren Familien und Arbeitsstätten entzogen. Es tritt eine Verminderung der Produktion und ebenso des Verbrauchs in vielen Artikeln ein. Alle Ausgaben des öffentlichen und des privaten Lebens treten hinter denen für die Aufgaben des Krieges zurück. Die Eisenbahnen stehen in der ersten Zeit ausschließlich, später größtenteils der Heeresverwaltung zur Verfügung. Hierunter leidet Handel und Verkehr. Lieferungsabschlüsse können nicht gehalten werden, insbesondere nach dem Auslande, wenn die Grenzen gesperrt sind. Handelsverbindungen gehen verloren, die später zum Teil nur schwer wieder anzuknüpfen sind. Unter allen Umständen erleidet die nationale Wirtschaft bedeutenden Schaden durch die Verluste an Menschenleben, welche der Krieg zur Folge hat, und dadurch, daß die Leistungsfähigkeit der Verwundeten vielfach um ein bedeutendes herabgesetzt wird. Der letzte deutsch-französische Krieg brachte uns einen Verlust von 40 000 Mann an Toten und 90 000 Mann an Verwundeten, Frankreich hatte 1870/71 sogar 80 000 Mann an Toten.

Die Kriegsentschädigung, welche der besiegte Gegner zahlen muß, wiegt die durch den Sieger erlittenen volkswirtschaftlichen Schädigungen bei weitem nicht unmittelbar auf; sie treten in ihrer ganzen Größe manchmal erst nach Jahren hervor.

Der auf dem Wirtschaftsleben lastende Druck steigert sich, wenn ungünstige Kriegsverhältnisse eintreten, welche den siegreichen Ausgang des Krieges zweifelhaft erscheinen lassen, in erhöhtem Maße, wenn eine Niederlage wahrscheinlich ist. Ganz übel aber wird die Lage, wenn wir schließlich tatsächlich die Unterliegenden sind.

Der bekannte Nationalökonom Schäffle schätzte im Jahre 1887 die Barausgaben jeder der beiden Teile in einem deutsch-französischen Kriege auf 8 Milliarden Mark. Seitdem sind die Heere größer, die Kriegführung auch durch vervollkommnetere Bewaffnung teurer geworden, so daß man jetzt die Barausgaben bei normaler Dauer des Krieges mit je 10 Milliarden Mark in Ansatz bringen kann, die schließlich der Besiegte zu bezahlen hat. Wenn Deutschland unterliegt, würden wir nicht nur diese 20 Milliarden

Digitized by Google

Mark zu tragen haben, sondern Frankreich würde versuchen, einen Teil seiner 5 Milliarden Mark, welche es 1871 an uns bezahlt hat, wieder zurückzubekommen. Im ganzen würde uns ein solcher Krieg, abgesehen von den oben erwähnten wirtschaftlichen Schädigungen, in bar 20 bis 25 Milliarden Mark kosten, gleich ein Fünftel bis ein Sechstel unseres ganzen auf 125 bis 150 Milliarden Mark geschätzten Nationalvermögens.

Diese 20 bis 25 Milliarden Mark würden, da bei so großem Kapital und Geldbedarf mit hohem Zinsfuße, mindestens vier Prozent, würde gerechnet werden müssen, bei diesem ein jährliches Zinserfordernis von rund 1 Milliarde Mark bedeuten, also mehr, als uns jetzt Armee und Flotte zusammen kosten. Nach dem Budget von 1903 betrugen die fortdauernden und einmaligen Ausgaben für Armee und Flotte zusammen 904 009 500 Mark. Es wäre also ein grober wirtschaftlicher und kaufmännischer Fehler, wenn wir an unserer Armee knausern wollten. Denn sowie wir sie nicht auf der Höhe halten, fallen unsere Feinde über uns her, und dann kostet uns nach dem Kriege unsere Wehrmacht nicht nur um 1 Milliarde Mark mehr, sondern diese Ausgaben werden noch relativ vergrößert durch den Ausfall an Einnahmen, indem bei einem Friedensschluß dem deutschen Handel manche Fessel auferlegt werden würde.

Ebenso schädlich für die Volkswirtschaft ist eine Vernachlässigung der Flotte, die, um eine den Erfordernissen entsprechende Größe zu erreichen, einer langjährigen Entwicklung bedarf und somit, wenn nicht lange gepflegt, die in einem zukünftigen Kriege von ihr geforderten Leistungen nicht erfüllen kann. Die russische Flotte ist neuerdings ein warnendes Beispiel. Durch die Entwicklung der politischen Verhältnisse im letzten Jahrzehnte liegt die Möglichkeit vor, daß ihr schon jetzt, wo sie noch nicht einmal die für Deutschlands maritime Stellung erforderliche Größe erreicht hat, die Aufgabe gestellt werden könnte, einer feindlichen Flotte auf offener See gegenüberzutreten, Truppentransporte zu schützen und sich an der Blockade feindlicher Küsten zu beteiligen.

Falls die Flotte zu einer solchen offensiven Aufgabe nicht berufen ist, so muß sie die defensive Aufgabe unter allen Umständen vollkommen lösen können, zu verhindern, daß unsere Küste vom Gegner effektiv blockiert wird. Eine Blockade der deutschen Häfen wäre für unsere Volkswirtschaft das Schlimmste, was uns passieren könnte. Nur auf einige der schädlichen Folgen mag aufmerksam gemacht werden:

Durch eine Blockade wird jede Ein- und Ausfuhr zur See unmöglich. Wenn die Seeschiffahrt aufhört, verdienen die Reeder nichts mehr, die Seeleute, die Heizer und Maschinisten müssen feiern. Diese zählten im Jahre 1898 etwa 35 000 Mann. Ebenso verlieren die im Hafen- und Lotsendienste angestellten Personen und die Hafenarbeiter, die das Ein- und Ausladen der Schiffe besorgen, ihre Tätigkeit. Hafenarbeiter wurden

Digitized by Google

während des letzten großen Hamburger Streiks über 20 000 Mann gezählt, die mit ihren Familien auf mindestens 50 000 Personen zu veranschlagen sind. Hört die Schiffahrt auf, so hören auch sehr bald die Arbeiten auf den Werften auf und wieder werden tausende von Arbeitern brotlos. Die Werften beziehen aus dem Binnenlande kein Eisen und Holz mehr, ebensowenig die vielen anderen Gegenstände, welche zur Ausrüstung der Schiffe notwendig sind.

Darunter leiden die großen Eisen- und Kohlenwerke, die den Absatz ihrer Erzeugnisse einbüßen, die tausende von Bergleuten und Arbeitern, welche Eisen und Kohlen zutage fördern, in Halbfabrikate umwandeln oder aber bestimmte Schiffsteile oder Gegenstände der Schiffsausrüstung fertigstellen.

Nicht minder werden durch die Unterbindung des Seehandels alle Industrien und deren Arbeiter geschädigt, welche die zur See eingeführten Rohstoffe und Nahrungsmittel verarbeiten; ähnlich z. B. wie zur Zeit des Sezessionskrieges, wo ein großer Krach in der englischen Spinnerei und Weberei eintrat, weil die Baumwolle von Nordamerika ausblieb. Tritt gleichzeitig durch die fehlende Zufuhr von Lebensmitteln eine notwendige Preissteigerung derselben ein, so wird sehr bald in den weniger bemittelten Volksschichten Schmalhans Küchenmeister sein. Die kleinen Kaufleute verdienen trotz des hohen Preises nichts und die Engroshändler setzen nichts ab. Die Ernährung im allgemeinen wird eine schlechtere; darunter leidet der Gesundheitszustand des gesamten Volkes, und die Möglichkeit des Ausbruches epidemischer Krankheiten, der schreckensvolle Begleiter aller bisherigen Kriege, wird dadurch in drohende Nähe gerückt.

Nebenbei würde außer den volkswirtschaftlichen Schäden eine Blockade für uns auch militärische Gefahren bringen, weil bei uns im Lande nur etwa vier Fünftel von dem Brotgetreide erzeugt wird, welches wir zur Ernährung unseres Volkes brauchen; ein Fünftel muß vom Auslande eingeführt werden und dazu bedürfen wir des offenen Meeres, denn auf eine Einfuhr aus den Nachbarländern zu Lande ist nicht mit Sicherheit zu rechnen. Gelingt es dem Gegner, unsere Getreideeinfuhr zu unterbinden, so liegt die Gefahr vor, daß in Deutschland eine Hungersnot ausbricht und diese selbst die siegreichste Armee zum Rückzuge zwingt.

Der Nutzen einer starken Flotte zeigt sich aber auch schon im Frieden; sie schützt unseren auswärtigen Handel und unser in der Höhe von $7\frac{1}{2}$ bis 8 Milliarden Mark über See angelegtes Vermögen.

Wenn von Gegnern der Flotte darauf hingewiesen wird, daß unser Handel sich entwickelt hat, ohne daß wir eine starke Flotte besaßen und daß er auch ohne Flotte sich weiter entwickeln würde, so ist dies ein großer Irrtum. Er hat sich entwickelt unter der Duldung der fremden Flotten. Das Ausland, vor allem England, sah damals in uns noch nicht den Kon-

Digitized by Google

kurrenten, der wir ihm heute sind und es lag nur im Interesse dritter Staaten, daß durch den fleißigen deutschen Kaufmann ihr Interessengebiet wirtschaftlich gehoben wurde. Heute sind wir einer der größten Konkurrenten auf dem Weltmarkt und keine andere Macht wird daran denken, unseren Handel zu schützen. Daß aber der europäische Handel im Auslande eines starken Schutzes bedarf, um ihn vor der Vergewaltigung durch Eingeborene und andere Konkurrenten zu schützen, hat jeder erfahren, der im Auslande tätig gewesen ist.

Nur dann ist unser Handel nach dem Auslande gefährdet, wenn man dort die Überzeugung erhielte, daß andere Staaten ihre Landeskinder besser schützen können als das Deutsche Reich. Aufgabe unserer Flotte muß es sein, zu verhindern, daß z. B. die Vereinigten Staaten von Amerika eines Tages der politischen Monroedoktrin eine wirtschaftliche hinzufügen und erklären, Südamerika sei ihnen von der Vorsehung zur alleinigen wirtschaftlichen Ausbeutung zugedacht. Diese Gefahr wird niemals akut werden, wenn wir über eine hinreichend starke Flotte verfügen, um den Vereinigten Staaten einen Kampf mit ihr nicht ratsam erscheinen zu lassen.

Haben wir bisher auch noch keine Reibungspunkte mit den Amerikanern, so ist doch nicht zu bezweifeln, daß, wenn wir maritim zurückbleiben, ihre Ansprüche und damit die Gefährdung unserer Handelsinteressen nicht nur in Amerika selbst, sondern überall da, wo wir mit den amerikanischen Interessen zusammentreffen, mit dem Anwachsen der amerikanischen Kriegsflotte, deren Ausbau auch erst neuerdings ernstlich in Angriff genommen worden ist, von Jahr zu Jahr zunehmen werden. Es genügt, darauf hinzuweisen, daß erst kürzlich von seiten amerikanischer Großkapitalisten an den Kongreß der Antrag gerichtet worden ist, die Flotte zu verdoppeln. Die Amerikaner sind gute Rechenmeister und wissen sehr wohl, weshalb sie eine starke Flotte wünschen. Es ist der Gedanke, daß sie diese einmal gegen Europa nötig haben werden, um sich für ihre amerikanischen Trusts den europäischen und außereuropäischen Markt zu erobern und unsern Handel zu beherrschen, nachdem durch Unterbietung der Preise unsere Industrie vernichtet ist. Die Angriffsgelüste des Schiffahrtstrusts sind zum Glücke abgeschlagen, aber er hofft auf Gewährung von Prämien durch den Kongreß in Washington und wird dann als neuer großer Konkurrent für die Weltschiffahrt aufzutreten in der Lage sein. Zeitweise ist schon der Stahltrust mit billigen Eisenofferten auf dem europäischen Markte aufgetreten und hat unsere Eisenindustrie dadurch in Unruhe gebracht.

Es ist kaum glaublich, daß es noch immer Leute, namentlich in kaufmännischen Kreisen gibt, die diese Gefahr nicht erkennen und nicht einsehen wollen, daß die einzige Abwehr gegen die amerikanische Gefahr in einer starken Flotte besteht, die etwaige amerikanische Begehrlichkeiten in Schach hält; denn selbst wenn wir ebenso billig wie die Amerikaner produzieren

Digitized by Google

und wirtschaftlich unter günstigen Auspizien mit ihnen konkurrieren könnten, würden sie doch versuchen, uns gegenüber Herrenrechte geltend zu machen, wenn sie uns auf irgend einem entscheidenden Gebiete nicht für ebenbürtig erachten müßten.

Während alle europäischen Staaten, einschließlich England, in mehr oder weniger gleicher Weise durch die amerikanische Gefahr bedroht sind und sich eigentlich zu gemeinsamer Abwehr zusammenschließen sollten, statt in kurzsichtiger Weise in Washington gegeneinander zu intriguieren, droht dem deutschen Handel und der deutschen Industrie noch eine weitere Gefahr von England her. England sieht seinen Handel auf dem Weltmarkt durch Deutschland gefährdet, und da es nicht in der Lage ist, durch bessere und preiswertere Produktion die Konkurrenz aus dem Felde zu schlagen, so liegt die Gefahr vor, daß es eines Tages zum Kriege greift, um durch Niederwerfung Deutschlands nach altem Rezept sich seines Rivalen zu entledigen. Deutschlands Konkurrenz allein erklärt die deutschfeindliche Stimmung in England und zum Teil sein plötzliches Liebeswerben in Frankreich, trotz der in allen Erdteilen bestehenden erheblichen Interessengegensätze.

Zahlreich sind in England die deutschfeindlichen Pressеartikel, von dem berüchtigten „Saturday Review"-Artikel des Jahres 1897: „Ceterum censeo Germaniam esse delendam" bis zu den allmählich durch ihre Wiederholung einigermaßen ermüdenden Ergüssen der „National Review" und zahlloser anderer großer englischer Organe.

Vor der Vernichtung des deutschen Handels durch England und Amerika schützt uns allein eine starke Flotte, wie das Heer die Gefahren zu Lande abwendet.

Ein Teil der Ausgaben für Heer und Flotte läßt sich mit einer Versicherungsprämie vergleichen. Die meisten Menschen, deren Eigentum der Gefahr eines Brandes oder eines Diebstahls ausgesetzt ist, versichern sich heutzutage gegen Feuer und Einbruch, ja sie sind sogar staatlich verpflichtet, ihr Haus zu versichern. Niemand wird behaupten, daß das dafür ausgegebene Geld weggeworfen sei, es wird vielmehr für die selbstverständlichste Ausgabe eines vorsichtigen Hausvaters gehalten. Die durchschnittliche Versicherungsprämie unserer Gesellschaften beträgt nach der Höhe des Risikos etwa 1 Mk. für versicherte 1000 Mk.

Dieser Prämiensatz kommt aber nur bei einem normalen Risiko zur Anwendung; steigt das Risiko, so wird, wie z. B. bei der Seeversicherung und Hagelversicherung, die Prämie entsprechend erhöht.

Ein Krieg läßt sich sehr wohl mit einem Brande und der Versuch des Gegners, uns ein Stück Land (Elsaß-Lothringen) oder ein Absatzgebiet unseres Handels wegzunehmen, mit einem Einbruch vergleichen, wogegen man den Staat versichert. Als Prämie wird nun ebenfalls für 1000 Mk. des Nationalvermögens je 1 Mk. bezahlt gegen Feuer und Diebstahl. Das macht

Digitized by Google

bei einem Nationalvermögen von 150 Milliarden Mark je 150 Millionen Mark, im ganzen also 300 Millionen Mark, welche auf die Kosten der Armee in Anrechnung zu bringen sind. Die Versicherungsprämie in Gestalt der Armee unterscheidet sich von anderen Versicherungsprämien noch dadurch, daß das Geld nicht an jemand anders gegeben wird, sondern im Lande selbst verbleibt, das Nationalvermögen erleidet also keine Schädigung, das Geld wechselt nur den Besitzer.

Aber mit diesem passiven Charakter der Armee als Werkzeug der Versicherung erschöpft sich nicht deren Bedeutung für die Volkswirtschaft, und die für sie gemachten Ausgaben spielen eine weitergehende Rolle als die einer bloßen Risikoprämie.

Die moderne Nationalökonomie steht mit ihren hauptsächlichsten Vertretern auch auf dem Standpunkt, daß die Armee in volkswirtschaftlicher Beziehung direkt produktiv sei. Um nur eine Äußerung wiederzugeben, schreibt Professor Adolf Wagner darüber in seinem Werke über Finanzwissenschaft:

„Man mag das Heer ein »notwendiges Übel« nennen, so ist es ein solches, wie tausenderlei andere kostspielige Einrichtungen, die der Staat oder kleinere Vereinigungen in ihm oder einzelne Persönlichkeiten zur Abwehr von Gefahren oder zur Herstellung der unentbehrlichen Sicherheit treffen müssen. Stets ist es erwünscht, daß solche Einrichtungen möglichst vermieden oder billig herzustellen seien. Das Land oder der Staat oder das Zeitalter, welches in dieser Beziehung wenig auszugeben braucht, ist meistens deswegen glücklich zu preisen. Aber dies gilt von dem Aufwand für Polizei, Justiz, für Vorkehrung gegen Zerstörung der Elemente, ja im Grunde von jeder Bedürfnisbefriedigung ganz ebenso, wie von dem Aufwand für das Heerwesen. Soweit solche Verwendungen durch den Zweck, also beim Heerwesen durch die Sicherung der Rechtsordnung und der Unabhängigkeit von Volk und Staat, auch durch die Notwendigkeit geboten sind, einen ungünstigen politischen Zustand, namentlich eine ungenügende Beschaffenheit des Staatsgebietes zu verbessern, Einbußen früherer Zeit wieder gutzumachen, soweit sind sie bei einer richtigen Auffassung auch nicht unproduktiv, sondern durchaus produktiv zu nennen."

Manche Gegner der Armee und Flotte behaupten, daß das Wehrwesen viel mehr koste, als in den Zahlen des Budgets zum Ausdruck komme; man müsse vielmehr den Wert der Arbeit aller Soldaten, welche der Volkswirtschaft dadurch verlorengeht, daß die Leute ihrem bürgerlichen Gewerbe entzogen werden, den Kosten des Heeres zurechnen. Das wäre aber eine unhaltbare Doppelrechnung. Mit demselben Recht könnte man die Arbeit jedes Arbeiters, welcher in dessen speziellem Berufe verwendet wird, doppelt auf den Kostensatz des betreffenden Produkts schlagen, weil diese Arbeit für andere Produktion verlorengeht. Man vergißt, daß der Wert der Arbeit

Digitized by Google

des Soldaten in das volkswirtschaftliche Gut „Sicherheit und Macht des Staates“ übergeht, gerade so, wie bei allen anderen Produktionen.

Auch befindet sich in obigem Argument der Gegner der Armee noch ein zweiter Fehler. Die Arbeitskraft der rund 600 000 Mann (einschl. Offiziere) unserer Armee geht der Volkswirtschaft nicht verloren, sondern wird ihr im Gegenteil erhalten. Handel und Industrie können, selbst in den besten Zeiten, nur eine beschränkte Anzahl von Menschen beschäftigen. Nur dann könnte von einer Schädigung der nationalen Wirtschaft die Rede sein, wenn heutzutage eine größere Nachfrage nach Arbeitskräften wäre als Angebot. Dies ist höchstens nur ganz vorübergehend einmal der Fall; zur Zeit kommen auf 1 freie Stelle etwa 1,2 Arbeitsuchende.

Die Arbeitslosigkeit würde, wenn das Heer nicht eine solche Menge von Arbeitskraft für eine gewisse Zeit ausschaltete, in ungeheurem Maße zunehmen. Außerdem aber würde, da ein erhöhtes Angebot an Arbeitskräften naturgemäß einen Niedergang der Löhne zur Folge haben muß, dadurch die wirtschaftliche Lage der arbeitenden Klasse verschlechtert werden.

Daß diese 600 000 Mann der Landwirtschaft zugute kommen würden, wird niemand ernstlich behaupten wollen; ein Teil wohl, der bei weitem größte Teil aber, auch der ländlichen Bevölkerung, würde trotzdem dem Zuge der Zeit in die Stadt folgen, hier das Proletariat vermehren und schließlich durch Auswanderung in das Ausland abgestoßen werden. Ihre Arbeitskräfte gingen so der nationalen Wirtschaft gänzlich verloren, während jetzt das Reservoir der Armee den Überschuß aufnimmt, um ihn später der nationalen Wirtschaft wiederzugeben. Es tritt also gerade das Gegenteil von dem ein, was die Gegner der Armee behaupten. Die Volkswirtschaft verliert durch die Armee nicht nur keinen Mann, sondern es werden ihr hunderttausende von kräftigen Armen erhalten und wie wir weiter unten sehen werden, noch gestärkt.

Mit Recht sieht man in den einzelnen Menschen das wertvollste Vermögensobjekt eines Volkes, weil durch ihre geistigen und physischen Kräfte der tote Besitz erst zur Produktivität gebracht wird und die einzelnen Menschen es sind, welche die Erzeugnisse der Produktion aufnehmen, verbrauchen und dadurch den Anlaß zu neuer Produktion geben. Vermehrt sich die Volkszahl, so nimmt dieses Vermögen, also die wirtschaftliche Kraft und gleichzeitig natürlich auch die physische Kraft eines Volkes zu; geht die Volkszahl zurück, so ist auch die wirtschaftliche und physische Kraft im Schwinden. Aus diesem Grunde sind die Franzosen ob des Rückganges ihrer Geburtsziffern in Sorge und sinnen auf Mittel, wie diese Erscheinung zu beseitigen sei.

Es ist nicht möglich, den Wert eines Menschen als Teil des Volksvermögens genau festzustellen, ganz abgesehen davon, daß nicht alle Persönlichkeiten in dieser Beziehung gleichwertig sind. Ungefähr wird man das Richtige

Digitized by Google

treffen, wenn man sagt, ein Mensch ist für die Volkswirtschaft so viel wert, wie das Kapital beträgt, dessen Zinsen dem gleichkommen, was er verdient und verbraucht, wobei der Mehrwert seiner Arbeit ganz unberücksichtigt gelassen ist. Ein ausgewachsener gesunder, kräftiger Mann verdient im Durchschnitt 800 bis 900 Mk., sein volkswirtschaftlicher Wert würde also einem Kapital von etwa 22 500 Mk. entsprechen.

Wenn die Armee nicht wäre, würden, wie oben ausgeführt wurde, die 600 000 Mann im Laufe der Jahre auswandern und zwar im Laufe von so viel Jahren, als der Unterschied zwischen dem Alter beträgt, in welchem die jungen Leute in die Armee eingestellt werden (21 Jahre) und dem wahrscheinlichen Alter solcher männlicher Personen, welche das 21. Lebensjahr erreicht haben. Nach der vom statistischen Amt aufgestellten Sterbetafel haben 21jährige Männer im Durchschnitt noch 37,5 Jahre vor sich. Teilt man nun 600 000 durch 37,5, so ergibt sich die Zahl 16 000. So viele Persönlichkeiten etwa würden alljährlich wegen Beschäftigungslosigkeit auswandern, wenn die Armee sie nicht aufnähme und dem Staate erhielte. Die Armee bewahrt den Staat also vor einem anderweitigen jährlichen Verlust von 360 Millionen Mark in Gestalt von ausgewanderten Persönlichkeiten und man muß demnach auch diese Summe von den Kosten des Heerwesens in Abzug bringen.

Eine ganze Anzahl von Industrien lebt von der Armee; nicht nur die Arbeiter in den militärischen Werkstätten, sondern die Arbeiter der Wollspinnereien, Tuchwebereien, tausende von Schneidern, Schuhmachern, Lederarbeitern, die großen Etablissements von Krupp, Maurer die die Kasernen bauen, Eisen- und Stahlarbeiter, die Schiffsarbeiter der Werften, ganz zu geschweigen von den höheren Berufen, welche in der Armee als Beamte usw. Anstellung finden, wie Techniker, Ingenieure, Juristen, Verwaltungsbeamte und dergleichen mehr.

Man sage nicht, diese Leute würden andernfalls in einem anderen Berufe, einer anderen Industrie Beschäftigung finden. Demgegenüber ist ja festgestellt worden, daß die Industrie zurzeit nicht mehr Arbeiter aufzunehmen vermag, als sie hat. Die Ausdehnung der Industrie geht nur langsam vor sich und hängt nicht von dem Angebote an Arbeitskräften, sondern den Absatzverhältnissen ab. Diese ganzen für die Armee und Flotte beschäftigten Arbeiter würden also die Zahl der Arbeitslosen vermehren oder ein sehr großer Teil in das Ausland auswandern, geschweige davon, daß die in den höheren Berufen beschäftigten Persönlichkeiten und namentlich die 23 000 Offiziere die schon bestehende Überfüllung der höheren Berufe noch ganz bedenklich vermehren und sehr viele von ihnen die Heimat verlassen würden. Der Staat aber muß dafür sorgen, daß möglichst viele Persönlichkeiten ihm erhalten bleiben. Je stärker die Bevölkerung, um so größer die Bedürfnisse, um so lebhafter Handel und Verkehr, um so reicher der Gewinn, den die Volkswirtschaft erzielt.

Digitized by Google

Diese Lehre erkannte die Nationalökonomie schon für richtig an, als diese Wissenschaft noch in den Kinderschuhen steckte.

Neben der Industrie gewinnt auch die schwer leidende Landwirtschaft durch die Armee; so manche Existenz wird dadurch gehalten, die ganze ostpreußische Pferdezucht würde eingehen, wenn die Armee nicht jährlich etwa 6700 Pferde ihr abnähme. Auf ihren Export ist bei der großen Konkurrenz österreichischer, ungarischer und russischer Pferde nicht zu rechnen. Brauchte die Armee nicht im ganzen etwa 105 000 Dienstpferde, so würden diese im Lande keine Verwendung finden; es würden etwa 3 Millionen Zentner Hafer, 1 3/4 Million Zentner Heu und etwa ebensoviel Stroh, die jetzt deren Erhaltung erfordert, weniger gebraucht. In Geld umgesetzt beträgt dies etwa 29 Millionen Mark. Diese Summe ginge der Landwirtschaft dann verloren. Da die Heeresverwaltung bestrebt ist, direkt von den Produzenten zu kaufen, kann nicht viel ausländisches Getreide darunter sein. Andernteils darf nicht verkannt werden, daß der Landwirtschaft durch die Armee Arbeitskräfte entzogen werden, indem manche Leute das Leben in der Stadt kennen lernen und dann dort bleiben. Der größte Teil würde aber auch ohne die Armee dem Zuge der Zeit in die Stadt folgen.

Dadurch, daß sowohl die Landwirtschaft wie die Industrie mit einem bestimmten regelmäßigen, jährlichen Absatz an die Armee rechnen können, kommt eine gewisse Ständigkeit in die Produktion, indem dieser Teil der Erzeugnisse dem Kampfe zwischen Angebot und Nachfrage von vornherein mehr entzogen ist.

Erhöht wird der wirtschaftliche Nutzen der Armee durch die Vorteile, welche das einzelne Individuum aus seiner Dienstzeit zieht.

Es ist wohl zweifellos, daß eine moralisch und sittlich höher stehende Arbeiterschaft mehr leistet, als eine solche, die einen hohen Prozentsatz verkommener Elemente unter sich aufweist. Der Grund für die moralische und sittliche Höhe eines Volkes wird durch die Erziehung der Jugend gelegt. Diese empfängt durch die Armee eine geradezu unschätzbare Ergänzung und bedarf auch einer solchen, denn daheim ist sie bei uns vielfach recht minderwertig, weil die Eltern, oft beide in der Fabrik tätig, gar keine Zeit haben, sich um ihre Kinder zu kümmern. Sie wachsen auf, sich selbst überlassen, sehen schon häufig daheim recht unerfreuliche Dinge, wie Trunkenheit, Zank, Streit, auch Prügelszenen. Dann kommen sie in die Schule; die Klassen sind so stark, daß der moralische und sittlich erziehende Einfluß des Lehrers den einzelnen kaum erreichen kann; auch arbeitet die häusliche Umgebung dem Lehrer häufig entgegen; die Kinder lernen notdürftig lesen, schreiben und rechnen und treten dann mit 14 Jahren in das Leben. Nun sind sie von jedem erzieherischen Einflusse frei und bekommen einen verhältnismäßig hohen Lohn. Ein großer Prozentsatz verbummelt und gerät schon frühzeitig

Digitized by Google

auf schiefe Bahnen; erschreckend groß ist in Berlin und anderen Orten die Zahl der jugendlichen Übeltäter.

Für viele tritt nun rechtzeitig eine Unterbrechung des angehenden liederlichen Lebens dadurch ein, daß sie die zweijährige strenge Schule des Heeres durchmachen müssen. Durch die Erziehung von Vorgesetzten und Kameraden wird dem leichtsinnig veranlagten jungen Menschen gezeigt, was er als anständiger Mann nicht tun darf. Durch die Furcht vor seinen Vorgesetzten und Kameraden und die Aussicht auf Anerkennung bei guter Führung lernt er manche unzuträgliche Neigung überwinden. Hat er erst einige Male die Bestie, welche in jedem Menschen sitzt, überwunden, so verliert sie ihre Kraft auf ihn und in gar nicht langer Zeit ist aus dem leichtsinnigen, zum schlechten Lebenswandel neigenden Menschen ein anständig denkender, wohlerzogener junger Mann geworden, der das Schlechte verabscheut. Ausnahmen bestätigen die Regel. Aber bei 99 Prozent aller Soldaten schlägt die militärische Erziehung zum Guten an, so daß auch bereits sittlich Verwahrloste zum großen Teile auf den richtigen Weg zurückgebracht werden. Die Mannschaften verlassen die Armee größtenteils als im Charakter gefestigte Menschen. Der einzelne Mann leistet schon dadurch mehr; die Arbeitskraft der gesamten männlichen Bevölkerung wird gehoben, die Arbeitsleistung und damit der Nationalwohlstand vermehrt.

Von großem sittlich hebenden Einflusse ist auch die Kameradschaft, zu welcher jeder Soldat erzogen wird. Was ist sie schließlich anderes, als die Erfüllung des höchsten christlichen Gebotes: „Du sollst deinen Nächsten lieben als dich selbst." Der einzelne Soldat verzichtet auf seinen Vorteil und nimmt Mühen auf sich, um seinem Kameraden zu helfen, dessen Wohl er unveränderlich im Auge hat. Jede Regimentsgeschichte erzählt von Leuten, die im Kriege ihr Leben aufs Spiel setzten, um dem in Gefahr geratenen Kameraden zu helfen und ihn zu retten. Gibt es eine größere Selbstverleugnung, als wenn eine Abteilung, die den Auftrag hatte, eine andere hinter ihr ruhende Abteilung zu decken, sich auch der größten Übermacht entgegenstellt und sich dem sicheren Untergange preisgibt, um die Kameraden nicht verderben zu lassen? Und was ist das Marschieren auf den Kanonendonner, dem wir einen großen Teil unserer Siege 1870/71 verdanken, denn anderes, als eine Unterstützung der in Not geratenen Kameraden unter Einsetzung des eigenen Lebens?

Man sage nicht, die Truppe erhielt den Befehl, auf den Feind zu marschieren und befolgte ihn; gewiß, aber daß ein solcher Vormarsch manchmal, nachdem die Truppen schon die größten Anstrengungen hinter sich hatten, die Leute totmüde und hungrig waren, noch möglich war, ist nur dadurch erklärlich, daß jeder einzelne Mann darauf brannte, dem vom Feinde bedrängten Kameraden zu Hilfe zu eilen. Die Überlegung, daß ein Sieg des Gegners über eine Nebenabteilung auch von Nachteil für die eigene

Digitized by Google

Truppe sein kann, hat der gemeine Mann nicht; er hat nur das durch die Kameradschaft anerzogene instinktive Gefühl: du mußt deinem Kameraden helfen und wenn es sogar das eigene Leben kostet. Und solch eine Selbstverleugnung ist etwas großes! Männer, die dazu erzogen sind, werden auch in anderen Fällen des Lebens ihr eigenes Wohl und Interesse dem ihrer Familie, ihrer Freunde, Kameraden und ihres Volkes unterordnen. Und welches Volk ist davor gesichert, daß es nicht einmal in Not kommt, wo es solcher selbstloser, treuer Helfer bedarf? Dabei soll nicht gesagt werden, daß alle anderen Menschen, welche nicht Soldat gewesen sind, einer solchen Aufopferung für die Allgemeinheit nicht fähig seien. Sie ist eine Charaktereigenschaft, welche in ihrem Keime dem Menschen angeboren ist; aber es ist doch nicht zu leugnen, daß im allgemeinen diese Charaktereigenschaft dann schönere Blüten treiben wird, wenn sie wie in der Armee gepflegt wird, als wenn sie sich selbst überlassen bleibt.

Ich unterlasse es, diesen Nutzen der Armee in Geld umzurechnen, man könnte mir sonst antworten, solchen idealen Wert soll und kann man nicht in Geld ausdrücken; dagegen muß ich noch auf einen Nutzen der Armee hinweisen, der eine direkte Vermehrung des Volksvermögens zur Folge hat, nämlich die Tatsache, daß die Schulbildung der Mannschaften gehoben wird, weniger dadurch, daß sie in den verschiedenen Fächern Unterricht erhalten, obgleich auch in dieser Beziehung manches zum Nutzen des einzelnen Mannes wie der Allgemeinheit geschieht, als vielmehr dadurch, daß das Ergebnis der Schulbildung, die größere geistige Regsamkeit, das Denk- und Urteilsvermögen gefördert wird. Weit mehr als früher braucht heutzutage die Armee denk- und urteilsfähige Leute, welche nicht nur wie eine Maschine das ausführen, was ihnen der Führer befiehlt, sondern die auch, auf sich allein angewiesen, richtig zu handeln verstehen. Daher der große Wert, welcher auf Geschicklichkeit und Gewandtheit des Mannes, auf schnelles Erfassen eines Befehls gelegt wird. Es erübrigt sich, auszuführen, was in dieser Beziehung in der Armee geleistet wird. Stumpf und geistig träge kommen die Leute großenteils zur Truppe und schon nach einem Jahre ist der Geist so weit geweckt, daß die Leute, mit wenigen Ausnahmen, dem jüngeren Jahrgang als Lehrer dienen können. Diese größere geistige Gewandtheit und Regsamkeit nimmt der Mann in das bürgerliche Leben mit. Eine verständige und geschickte Arbeiterschaft aber, die befähigt ist, bei der mechanischen Ausführung der Handgriffe auch deren Zweckmäßigkeit zu begreifen und zu erklären, hat nicht nur einen eigenen Nutzen von ihren Kenntnissen; sie trägt auch viel zum Nutzen der Gesamtheit bei und erfüllt dadurch eine wichtige Bedingung für den Wohlstand des Volkes.

Die veredelnde Wirkung des Militärdienstes auf den einzelnen wird noch erhöht dadurch, daß das Ehrgefühl in dem Soldaten geweckt bezw. gestärkt wird, nicht nur durch Aussicht auf Beförderung und Furcht

Digitized by Google

vor Strafe, sondern dadurch, daß der Mann den guten Geist, der in der Truppe herrscht, in sich aufnimmt. Dieser erfaßt den jungen Nachwuchs und findet in dessen Herzen Eingang; er überdauert auch Zeiten, in denen er von seiten eines oder des anderen Vorgesetzten nicht die nötige Nahrung findet. Der gute Geist spornt den einzelnen zu einem edlen Wettstreit mit den Kameraden an, er schärft ganz von selbst die Gewissen; die Leute scheuen sich, sich voreinander eine Blöße zu geben oder eine Handlung zu begehen, welche sie in der Achtung ihrer Kameraden herunterſetzen oder das Ansehen der Gesamtheit schädigen könnte. Der gute Geist einer Truppe belehrt den einzelnen Mann: „Du hast Pflichten gegen uns, deine Kameraden, gegen deine Kompagnie, dein Regiment, deinen König, dein Vaterland und du bist ein Lump, wenn du diese Pflichten nicht erfüllst, du verfällst dann der allgemeinen Mißachtung. Und du hast deine Pflicht und Schuldigkeit auch zu tun, wenn kein Vorgesetzter dabei ist, der auf dich aufpaßt, sondern du ganz dir selber überlassen bist.“ Wohl wird dieses Ideal, dem man überall nachstrebt, nicht immer ganz erreicht. Durchweg aber hat das Gefühl tief Wurzel geschlagen: „Du mußt etwas tun, es ist deine verdammte Pflicht und Schuldigkeit, auch wenn es dir persönlich recht unbequem ist.“ Und diese Wurzel bleibt am Leben, wenn der Soldat in das bürgerliche Leben zurückgetreten ist und stärkt dadurch seinen Wert als Mitglied der arbeitenden und schaffenden bürgerlichen Gesellschaft.

Ohne Zweifel gibt es auch unzählige Männer, die ihre Pflicht und Schuldigkeit in höchstem Maße tun, obgleich sie nicht Soldaten gewesen sind, ganz abgesehen von unseren Frauen und Mädchen; den deutschen Frauen kann man wahrlich Pflichtvergessenheit nicht nachsagen. Ein großer Teil von deren Pflichtbewußtsein ist aber doch auf Rechnung der Armee zu setzen, der ihre Väter und Großväter angehört haben, und durch die unser Volk im letzten Jahrhundert seine geistige Physiognomie auch in Richtung des Pflichtbewußtseins erhalten hat. Es ist doch eine allgemein anerkannte Tatsache, daß sich gerade der deutsche mittlere und niedere Beamtenstand, der sich größtenteils aus dem Unteroffizierstande rekrutiert, durch sein Pflichtbewußtsein vor dem Beamtenstande der anderen Nationen auszeichnet.

Es ist ferner nicht zu leugnen, daß eine Schule, in der der einzelne zur Ordnung und Pünktlichkeit erzogen wird, sich in dem ganzen wirtschaftlichen Leben des Volkes bemerkbar machen und dieses günstig beeinflussen wird, ebenso daß die Energie, Ausdauer und Selbstüberwindung der einzelnen Individuen durch den Heeresdienst gesteigert wird. Dies letztere nun geschieht bekanntlich planmäßig in der Armee und muß geschehen, da nur durch Energie, Ausdauer und Selbstüberwindung jedes einzelnen im Kriege sich ein Erfolg über den Gegner erreichen läßt. Das bürgerliche Leben verlangt solche energischen und ausdauernden Menschen.

Digitized by Google

Schließlich ist auch die Erziehung des Soldaten zum Gehorsam von nicht zu unterschätzender volkswirtschaftlicher Bedeutung. Kein wirtschaftlicher oder kaufmännischer Betrieb kann gedeihen, ohne daß der einzelne seine Tätigkeit nach dem Willen und den Anordnungen des Höherstehenden einrichtet und sich ihnen unterordnet. Wenn die Armee also die Soldaten zum Gehorsam erzieht, so leistet sie damit namentlich der Industrie einen großen Dienst.

Der jährlich durch die Erziehung der Soldaten für die Volkswirtschaft erzielte Gewinn läßt sich nicht in Zahlen ausdrücken; er ist aber zweifellos vorhanden und hierin beruht nicht zum geringsten Teile die große Tüchtigkeit unserer Arbeiterschaft. Selbst parteiische Engländer geben zu, daß der deutsche Arbeiter im allgemeinen dem englischen überlegen ist und in England sinnt man auf Mittel, um diese Konkurrenz wettzumachen. Unter den Gründen, welche dort für die gesteigerte Tüchtigkeit des deutschen Arbeiters angeführt werden, wird neben der besseren Schulbildung die durch den Heeresdienst erworbene Erziehung zur Ordnung, Energie, Ausdauer und Gehorsam nebst der gewonnenen größeren geistigen Regsamkeit genannt. Und unseren wirtschaftlichen Gegnern können wir doch glauben!

Von den Gegnern der Armee wird behauptet: Wenn wir die Armee nicht hätten, dann könnten wir das Geld, welches jetzt für sie ausgegeben wird, in anderer Weise zur Hebung der geistigen und körperlichen Fähigkeiten und Leistungen des Volkes benutzen. Die jungen Leute könnten Fortbildungsschulen besuchen und dergleichen mehr. Selbst zugegeben, daß es möglich sein würde, so zahlreiche Fortbildungsschulen in Deutschland zu errichten und zu unterhalten und geeignete Lehrer zu schaffen, daß die ganze männliche Bevölkerung sie zwei Jahre lang besuchte, und daß man diese dazu zwingen könnte, in die Schule zu gehen und dort fleißig zu sein, so würde als Ergebnis des Unterrichts die Tüchtigkeit und Leistungsfähigkeit des einzelnen Mannes kaum mehr gesteigert werden, als es jetzt durch die Dienstzeit in der Armee nebenbei geschieht. Ordnung, Energie, Ausdauer und Gehorsam, die Grundlagen jeder Tüchtigkeit, könnten solche Schulen ihren Zöglingen nicht einimpfen. Die Unterhaltung der Lehrkräfte, der Lehrräume und Lehrmittel würde ungeheure Kosten verursachen.

Zu diesen geistigen Vorteilen, welche das einzelne Individuum und das ganze Volk aus der Dienstzeit im Heere zieht, gesellen sich auch noch körperliche Vorteile.

Der Vorzug, in frischer Luft zu leben, wird während der Militärzeit auch den Leuten zuteil, welche für gewöhnlich in Fabriken oder schlecht gelüfteten und beleuchteten Hinterwohnungen in den Städten ihren Lebensunterhalt erwerben. Dieser Luftwechsel, in Verbindung mit den körperlichen Übungen, ist in seiner Wirkung einer längeren Erholungsreise gleich zu

Digitized by Google

erachten, wie ja auch viele Reserveoffiziere behaupten, eine Dienstleistung habe für sie dieselbe Wirkung wie eine Badereise.

Zunächst sind die vorteilhaften hygienischen Wirkungen zu nennen, die durch richtige Verteilung von Schlaf und Arbeit in Verbindung mit einer guten Ernährung des Mannes erzielt werden. Ansichten, wie man sie noch manchmal hört, daß die Ernährung unserer Soldaten nicht genüge, können nur von solchen Leuten ausgesprochen werden, welche keine praktische Erfahrung auf diesem Gebiete haben. Den Beweis der guten Ernährung liefern die periodischen Wägungen. Danach haben die Leute im Durchschnitt am Ende des ersten Halbjahres um 2,5 kg, am Ende des ersten Jahres um 3,5 kg zugenommen und bleiben während des zweiten Dienstjahres auf diesem Gewicht stehen. Trotzdem im ersten Jahre die Anstrengungen für den Körper die größten sind, liefert die Nahrung nicht nur die Ergänzung der verbrauchten Ernährungsstoffe, sondern noch einen solchen bedeutenden Überschuß, daß eine derartige Gewichtszunahme stattfinden kann. Eine solche Nahrung kann doch nicht schlecht und minderwertig sein. Daß die Gewichtszunahme im zweiten Jahre meist fortfällt, liegt daran, daß die Einverleibung und Nutzbarmachung der Ernährungsstoffe bei den einzelnen Menschen stets an bestimmte Grenzen gebunden ist. Die Gewichtszunahme hat noch dadurch ihre besondere Bedeutung, daß sie nicht etwa durch Fettansatz hervorgebracht wird, sondern daß sie fast ausschließlich auf eine reichere und vollkommenere Bildung an Muskelfasern zurückzuführen ist.

Man könnte die Gewichtszunahme der Soldaten für die natürliche, durch das Wachstum herbeigeführte Gewichtszunahme junger Leute halten. Aber die gleichen Erfahrungen sind auch bei Reserve- und Landwehrleuten gemacht worden, welche aus dem Alter heraus sind, in denen der Mensch in solch auffallender Weise zu wachsen pflegt. Messungen, die Oberstabsarzt Dr. Düms vorgenommen hat, zeigten, daß von 597 eingezogenen Mannschaften des Beurlaubtenstandes in 14 Tagen 418 Mann an Körpergewicht zunahmen, bei 119 blieb das Körpergewicht gleich und bei 60 war am Schlusse der Übung eine Abnahme festzustellen. Letzteres waren Leute mit sitzender Beschäftigung, wie Kaufleute, Bureauarbeiter, die im allgemeinen wirtschaftlich besser gestellt und ernährt sind. Im Durchschnitt betrug die Zunahme des Körpergewichts bei den Leuten 1,68 kg, die Abnahme 1,2 kg, so daß im ganzen in den 14 Tagen bei obigen 597 Mann 830 kg Körpersubstanz neu gebildet sind. Auch wegen Steigerung der Muskelkraft sind seitens des Oberstabsarztes Dr. Düms interessante Versuche gemacht mit Hilfe eines Kraftmessers, bei dem eine Metallfeder mit der Hand zusammengedrückt und die Stärke des Druckes auf einem Zifferblatt angezeigt wird. Es hat sich dabei ergeben, daß nach einem Dienstjahr die Muskelkraft des rechten Armes von 40,53 kg auf 44,51 kg gesteigert worden war, während beim linken Arme eine Zunahme von 36,55 kg auf 39,09 kg stattfand. Da

Digitized by Google

die Druckkraft der Hand in der Hauptsache von der Anspannung der Muskulatur des Vorderarmes und Oberarmes abhängt, so läßt dies auch weiter richtige Schlüsse auf die Kraftleistung der gesamten Armmuskeln zu.

Weiter beweist die Zunahme des Brustspielraumes während der Militärzeit, d. h. des Unterschiedes des Brustumfanges bei der stärksten Ein- und Ausatmung, daß die Leistungsfähigkeit des Atmungsapparates und damit die Zuführung des Sauerstoffes in dem Körper gesteigert ist, was wieder der Kräftigung des Menschen zugute kommt.

Schließlich darf bei der Betrachtung des gesundheitlichen Nutzens des einzelnen Mannes die Erziehung des Soldaten zur Reinlichkeit als Vorbeugung von Krankheiten nicht unerwähnt bleiben. Die Leute lernen beim Militär zum großen Teile erst sich waschen und baden, wodurch bekanntlich Krankheiten weit besser bekämpft werden als durch die schönsten und teuersten Medizinen. Die Erziehung zur Reinlichkeit nehmen die Leute auch in ihren späteren bürgerlichen Berufe mit, und wenn auch hier wieder manchmal etwas verlorengeht, so bleibt doch auch vieles haften und überträgt sich sogar auf die Familienmitglieder und dadurch auf das ganze Volk.

Man nennt nicht mit Unrecht die Gesundheit das höchste Gut des Menschen, weil nur ein gesunder Mensch imstande ist, intensiv geistig und körperlich zu arbeiten und dadurch neue wirtschaftliche Werte zu erzeugen. Die Armee fördert die Gesundheit des einzelnen, folglich stärkt sie seine und damit die wirtschaftliche Kraft der Gesamtheit der Nation.

Es ist das Ideal der Armee, die Söhne des Volkes, die ihr anvertraut werden, frei von Krankheiten zu erhalten und sie mit gekräftigtem und gestähltem Körper nach beendigter Dienstzeit aus dem Heere zu entlassen, so daß sie erzogen und geschult im militärischen Geiste und gesund an Leib und Seele in die Heimat zurückkehren, um dort, so ausgerüstet, den häuslichen Herd später zu gründen. Dies Ideal wird zum bei weitem größten Teile auch erfüllt, ganz ist es natürlich nicht möglich. Dies liegt eben in der Unvollkommenheit aller menschlichen Einrichtungen und so fallen alljährlich eine gewisse Anzahl Persönlichkeiten den Anstrengungen des Militärdienstes zum Opfer. Die Zahl der als Invaliden entlassenen Mannschaften ist ja verhältnismäßig groß; man muß aber bedenken, daß sich unter ihnen eine große Anzahl solcher Persönlichkeiten befinden, die sich körperliche Leiden, wie z. B. Mittelfußknochenbrüche und dergleichen, zugezogen haben, die sie nur für den Militärdienst unbrauchbar machen, sie aber sonst in ihrem bürgerlichen Berufe in keiner Weise schädigen; sie haben noch den Vorteil, daß sie nebenbei eine Invalidenpension beziehen. Weiter befinden sich unter ihnen auch solche Persönlichkeiten, die schon mit dem Keime der Krankheit behaftet in das Heer eintreten; so ist z. B. festgestellt, daß ungefähr die Hälfte der an Tuberkulose erkrankten Soldaten aller Wahrscheinlichkeit nach schon beim Eintritt in das Heer mit Tuberkulose behaftet waren; ihre Er-

Digitized by Google

krankung kann natürlich nicht auf die Rechnung des Militärdienstes gesetzt werden. Die Zahl der Todesfälle in der Armee ist im Verhältnis zu ihrer Größe und zu anderen Armeen sehr gering.

In Frankreich ist sie etwa fünfmal so groß. Die französischen Truppen verlieren an Toten im Jahre etwa 2276 Mann durch Krankheiten, die deutschen nur 452 Mann. Der französische Kriegsminister führte die große Sterblichkeit auf die hohe Zahl von Typhuserkrankungen im französischen Heere und diese wieder darauf zurück, daß viele Gemeinden noch keine Kanalisation und schlechte Wasserverhältnisse hätten. Er will die Krankheit dadurch eindämmen, daß die Garnisonen aus den Orten zurückgezogen werden sollen, die nicht alle Vorsichtsmaßregeln treffen, die die Gesundheit der Soldaten erfordert.

Dies ist bei uns schon geschehen. Unsere Heeresverwaltung ist bereits seit langer Zeit in dieser Richtung tätig gewesen und dieses führt auf das Verdienst hin, das die Armee für die allgemeine Volksgesundheit hat. In vielen Städten war es die Heeresverwaltung, die für Einführung der Kanalisation gewirkt und diese teilweise mit Geld unterstützt hat. Es sind hier zunächst die Festungen zu nennen, wo die Militärverwaltung für den Fall einer Belagerung ein bedeutendes Interesse daran hat, daß die Besatzung nicht durch Krankheiten geschwächt wird. Erst in allerneuester Zeit erhielt Metz auf intensives Betreiben der Militärbehörde Kanalisation, durch die nun endlich ganz unglaubliche hygienische Zustände beseitigt wurden. Andere Städte, welche sich durch ungünstige Wasser- und Gesundheitsverhältnisse auszeichneten, haben ihre gute Wasserversorgung und Kanalisation nur erhalten, weil die Heeresverwaltung drohte, ihnen die Garnison andernfalls zu entziehen.

Der Typhus stirbt auch bei uns in Deutschland in manchen Gegenden nie ganz aus, so z. B. in der Gegend um Trier und in Elsaß-Lothringen, beides Gebiete, in denen im Falle eines Krieges mit Frankreich der Aufmarsch unserer Heere stattfinden wird. 1870 hatten unsere Truppen von dort den Typhus mitgenommen, der vor Metz und Paris so viele Opfer forderte. Um dies für die Zukunft zu vermeiden, ist man auf Veranlassung der Militärbehörde darangegangen, den Typhus hier auszurotten. Professor Dr. Koch, dem eine Anzahl Sanitätsoffiziere, Krankenbaracken und dergleichen durch das Kriegsministerium zur Verfügung gestellt wurden, hatte von Trier aus die Entwicklung der Krankheit studiert und festgestellt, daß sie nicht in den dortigen Wasserverhältnissen ihren Grund hat, sondern daß die Krankheit unmittelbar von Mensch auf Menschen übertragen wird. Durch scharfe Überwachung der Bewohner ist es gelungen, hier, wo die Krankheit, so lange man sich entsinnen kann, stets geherrscht hat, diese auszurotten. Nun werden weitere Gebiete, auch im Elsaß, in Angriff genommen.

Digitized by Google

Ähnlich verhält es sich mit der in Ost- und Westpreußen noch vielfach herrschenden ägyptischen Augenkrankheit, die ungemein ansteckend ist. Auch hier hat die Militärbehörde, zunächst um die Truppen vor Ansteckungen zu bewahren, den Kampf gegen die Krankheit in großem Umfange aufgenommen und bereits recht gute Ergebnisse erzielt. Es ist zu hoffen, daß die ägyptische Krankheit in jenen Gegenden ganz ausgerottet werden wird.

Diese segensreiche Tätigkeit der Heeresverwaltung kommt direkt allen Bewohnern der bisher verseuchten Gegenden zugute. Sie kräftigt dadurch die Gesundheit ihrer Bevölkerung, bewahrt sie vor Krankheit und vorzeitigem Tode, stärkt die wirtschaftliche Kraft der ganzen Nation.

Weiter oben waren als Posten, welche von den Kosten für Heer und Flotte abzusetzen seien, die Summen von 250 Millionen Mark für Versicherung und von 360 Millionen Mark dafür genannt worden, daß dem Staate alljährlich etwa 16 000 kräftige Männer durch die Armee erhalten werden. Ob diese Zahlen im einzelnen genau zutreffen oder nicht, ist gänzlich belanglos; sie sollen nur einen ungefähren Anhalt für die Höhe der Posten geben, welche in der deutschen Wirtschaftsbilanz den Passiven (Kosten für Heer und Flotte) gegenüber auf die Seite der Aktiva gesetzt werden müssen. Zu diesen beiden aktiven Posten treten dann noch die Vorteile, welche das deutsche Volk in geistiger Beziehung, in bezug auf seinen Charakter, in körperlicher und gesundheitlicher Beziehung durch den Dienst in der Armee erhält. — Es muß dem Leser überlassen bleiben, sie ihrem Werte nach einzuschätzen und zu beurteilen, ob sich in der Armee- und Flottenbilanz nicht die Aktiva und Passiva ziemlich die Wage halten.

Damit zerfällt auch in sich die Legende, daß die Armee und Flotte am Marke unseres deutschen Volkes zehren; das, was man hereinsteckt, geben sie in anderer Weise wieder.

Als besondere Leistung, welche in obiger Berechnung noch gar nicht aufgenommen ist, muß noch erwähnt werden, daß die Armee auch in sozialer Beziehung fördernd wirkt, indem sie dazu beiträgt, die sozialen Gegensätze auszugleichen. Jeder Deutsche, der sich im Genusse der bürgerlichen Ehrenrechte befindet und körperlich brauchbar ist, wird Soldat, ganz gleich, ob er reich oder arm, vornehmer oder niederer Herkunft ist. Allerdings haben wir die Einrichtung der Einjährig-Freiwilligen, welche von manchen als eine Bevorzugung der besitzenden Klassen angesehen wird, die geeignet ist, die sozialen Gegensätze noch zu vertiefen. Das ist ein Irrtum. Es wäre eine Ungerechtigkeit, wenn man die Einjährigen auch zwei Jahre dienen lassen wollte, weil diese jungen Leute, welche noch dem Studium obliegen oder in leitende Stellungen des Handels oder der Industrie gelangen wollen, schon jetzt durch die einjährige Dienstzeit wirtschaftlich mehr geschädigt und in ihrer Ausbildung zurückgebracht werden, als die anderen Wehrpflichtigen, welche meist schon ausgelernt haben, wenn sie in das Heer eintreten. Ein zwei-

Digitized by Google

jähriges Fernbleiben von ihrem Berufe würde für sie die schlimmste wirtschaftliche Schädigung bedeuten, die auf die Allgemeinheit, den Staat, zurückwirken müßte. Und der Zweck der Armee ist doch die Erhaltung der Kraft des Staates.

Hiermit soll nicht gesagt werden, daß die anderen Leute durch ihre Dienstzeit nicht auch wirtschaftlich geschädigt würden; eine gewisse Schädigung ist zweifelsohne vorhanden, aber sie ist nicht sehr groß. Sie liegt in der Hauptsache darin, daß ein Teil der Reservisten nicht gleich nach ihrer Entlassung wieder Anstellung und Arbeit erhält. Von einer wirtschaftlichen Schädigung der Leute während der Dienstzeit selber könnte doch nur die Rede sein, wenn sie in ihrem Besitze verringert oder an einer Vermehrung ihres Besitzes verhindert würden. Nun befinden sich aber unsere Soldaten in einem Alter, in dem der allergrößte Teil von ihnen weder eigenes Vermögen besitzt noch an Sparen und Zurücklegen denkt. Das kommt erst späterhin. Was Leute in ihrem Alter an Lohn erhalten, wird meist auch ausgegeben für Lebensunterhalt, Vergnügungen und dergleichen. Der pekuniäre Enderfolg der beiden Jahre wäre also für den Nichtsoldaten derselbe wie für den Soldaten, nämlich eine Besitzzunahme gleich Null. Eine Schädigung durch die Dienstzeit tritt bei den allermeisten Leuten nicht ein; bei einzelnen mag vielleicht die Geschicklichkeit in ihrem speziellen Berufe, dadurch daß sie aus der Übung gekommen sind, etwas nachgelassen haben. Diese ist aber bald wieder gewonnen; jedenfalls fällt dieser Nachteil, wie auch der, daß manche Leute einige Zeit auf neue Anstellung warten müssen, nicht so ins Gewicht gegen den dauernden Nutzen, welchen sie durch ihre Dienstzeit für ihr ganzes Leben gewonnen haben. Man braucht nur in der Industrie herumzufragen, ob ein Mann, der Soldat war, nicht meist tüchtiger ist, als ein solcher, welcher nicht gedient hat. Das Urteil fällt einstimmig zugunsten der gedienten Soldaten aus. Das einzige, was manche gegen sie haben, ist, daß die gedienten Leute in bezug auf ihre Lebensführung zu anspruchsvoll geworden sind; ein Zeichen, wie gut es ihnen bei der Armee geht!

Auch das Urteil der Engländer über den Nutzen der deutschen allgemeinen Wehrpflicht für die Tüchtigkeit des deutschen Arbeiters ist wohl der Beachtung wert.

Wenn man aus „Gerechtigkeit" alle Leute gleichmäßig dienen lassen wollte, müßte man auch solche heranziehen, die jetzt als einzige Ernährer ihrer alten Eltern oder aus sonstigen wirtschaftlichen Gründen unabkömmlich sind. Dies würde den wirtschaftlichen Untergang zahlreicher Existenzen zur Folge haben und somit eine Ungerechtigkeit bedeuten, welche weit größer ist als die scheinbare, welche jetzt durch ihre Befreiung vom aktiven Dienste geschieht. Auch müßte dann notwendigerweise die dreijährige Dienstzeit der berittenen Waffen abgeschafft werden; da aber der Zweck der Armee die Wehrhaftigkeit des Staates ist und diese unter allgemeiner zweijähriger Dienstzeit

Digitized by Google

leiden würde, so muß der Staat bei dieser Ungerechtigkeit verharren. Im übrigen kann man hier nur sagen: volenti non fit injuria. Der Andrang zu den berittenen Waffen ist bei uns so groß, daß diese ihren ganzen Rekrutenbedarf, nur wenige Truppenteile ausgenommen, aus Freiwilligen decken können.

Da im Heere die Mitglieder aller Schichten der Bevölkerung sich zusammenfinden, der Tagelöhner wie der Kaufmann, der Bergmann und der Bauernsohn, und in den zwei Jahren ihrer Dienstzeit aufeinander angewiesen sind, in und außer Dienst an dem gleichen Strange ziehen, zusammen wohnen, Freud und Leid miteinander teilen, so bringt die Militärzeit die einzelnen Berufsklassen einander näher. Sie lernen sich gegenseitig und ihre verschiedenen Interessen kennen und verstehen, die Mißachtung von Berufen bei einzelnen verschwindet, ebenso Feindseligkeiten, die die Berufsklassen gegeneinander im Herzen mitbrachten, wenigstens zunächst für die Militärzeit. Eine enge Freundschaft, die die Militärzeit überdauert und gelegentlich der Übungen des Beurlaubtenstandes immer wieder erneuert wird, verbindet häufig gerade Mitglieder solcher Berufe, die einander im bürgerlichen Leben oft feindselig gegenüberstehen. Und wenn auch durch solche Freundschaften einzelner die wirtschaftlichen Gegensätze ganzer Volksklassen nicht ausgeglichen werden, so führen sie doch bei vielen dazu, daß sie im bürgerlichen Leben ihren Gegnern mehr Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Besonders nachhaltig gestaltet sich die soziale Wirkung der Armee dadurch, daß die Mannschaften ihr auch nach ihrer aktiven Dienstzeit noch weiter angehören. Sie ist für die Reservisten und Landwehrleute der neutrale Boden, auf dem vorübergehend die sozialen Gegensätze verstummen. Deshalb sind auch aus sozialen Gründen häufige Übungen des Beurlaubtenstandes wünschenswert. Ein Beispiel, wie sehr die Armee ein solcher neutraler Boden ist, ereignete sich auf einer hiesigen Wählerversammlung im letzten Winter. Als die Wogen der Erregung hoch gingen und zahlreich anwesende Sozialdemokraten tobten, konnte der eine Redner der staatserhaltenden Parteien sich kein Gehör verschaffen; da sagte er: „Meine Herren, Sie sind doch alle Soldaten, ich auch, nun hören Sie einmal zu.“ Mit einem Male herrschte Ruhe und die Erregung legte sich, obgleich die Armee als solche mit dem Thema der Versammlung gar nichts zu tun hatte.

Aus diesem Grunde sind auch die Kriegervereine von so großer Bedeutung für den sozialen Frieden, weil sie den Gedanken der Familie, der alle alten Soldaten angehören, in die Tat umsetzen. Sie sind kein Verein von Berufsgenossen, der dem wirtschaftlichen Kampfe dient; ihnen gehören die Mitglieder aller Stände an; da bei ihnen jede Politik ausgeschlossen ist, sind sie in gleicher Weise der neutrale Boden, auf dem die durch den Kampf der wirtschaftlichen Interessen erregten Gemüter wieder zur Ruhe kommen und wo man dem Gegner auch als Mensch wieder näher tritt.

Digitized by Google

Alle diejenigen Leute, welche behaupten, daß die Armee ihrem Wesen nach reaktionär sei und allen sozialen Fortschritten hindernd im Wege stehe, befinden sich im Irrtum. Im Gegenteil liegt es im eigenen Interesse der Armee, daß durch soziale Verbesserungen die Lage der breiten Schichten unseres Volkes sich hebt, damit die Volksgesundheit im ganzen und so auch wieder das Menschenmaterial der Armee gebessert wird. Aus diesem Grunde wird die Heeresverwaltung stets allen sozialen Neuerungen, die geeignet sind, in dieser Beziehung bessernd zu wirken, ebenso wohlwollend gegenüber stehen, wie sie es bisher stets getan hat. Es dürfte wohl noch in weiteren Kreisen unbekannt sein, daß die Armee es war, welche mit den Anstoß zur Arbeiterschutz-Gesetzgebung gab. Im Jahre 1828 berichtete der Generalleutnant v. Horn aus dem rheinischen Aushebungsgebiete, daß die dortige Fabrikgegend ihr Kontingent zum Ersatze der Armee nicht mehr vollständig stellen könne und hatte bei dieser Gelegenheit der nächtlichen Fabrikarbeit der Kinder Erwähnung getan.

Dies veranlaßte König Friedrich Wilhelm III. am 12. Mai 1828 zu folgender Ordre an den Handels- und Unterrichtsminister:

„Der Generalleutnant v. Horn bemerkt in seinem Landwehrgeschäftsberichte, daß die Fabrikgegenden ihr Kontingent zum Ersatze der Armee nicht vollständig stellen können und daher von den Kreisen, welche Ackerbau treiben, übertroffen werden und erwähnt dabei des Übelstandes, daß von den Fabrikunternehmern sogar Kinder in Massen des Nachts zu den Arbeiten benutzt werden. Ich kann ein solches Verfahren umsoweniger billigen, als hierdurch die physische Ausbildung der zarten Jugend unterdrückt wird und zu besorgen ist, daß in den Fabrikgegenden die künftige Generation noch schwächlicher und verkrüppelter werden wird, als es schon jetzt sein soll. Daher trage ich Ihnen auf, in nähere Erwägung zu nehmen, durch welche Maßregeln jenem Verfahren kräftig entgegengewirkt werden kann und sodann an mich darüber zu berichten."

Wenn es auch noch längere Zeit dauerte, bis etwas Positives geschaffen wurde, so war durch den Bericht des Generals v. Horn die Notwendigkeit der Arbeiterfürsorge zur Kenntnis des Königs gelangt und hatte auch dessen Interesse erregt. Hiermit soll natürlich nicht gesagt sein, daß wir ohne die Armee keine Arbeiterschutzgesetze hätten; sie wären bei uns gerade so gut entstanden, wie in anderen Ländern. Daß wir aber bei uns in Deutschland vor anderen einen anerkannten Vorsprung haben, dürfte doch zum Teil auf Rechnung der Militärverwaltung zu setzen sein.

Auch darf nicht unerwähnt bleiben, daß die Armee alljährlich tausenden von Persönlichkeiten den Aufstieg aus einer sozial tiefer stehenden Klasse in eine sozial höher stehende ermöglicht, wie dies in keinem anderen bürgerlichen Berufe in diesem Maße möglich ist. Die Unteroffiziere, welche von Hause

Digitized by Google

aus bisweilen Tagelöhner, Maurer und dergleichen sind, finden nach zwölfjähriger Dienstzeit als Beamte bei den Staats- und Kommunalbehörden Anstellung und werden dadurch zu sehr geachteten und angesehenen, manchmal auch ganz einflußreichen Persönlichkeiten in unserem öffentlichen Leben.

Nicht zu unterschätzen ist die soziale Wirkung der Kameradschaft, die alle Soldaten miteinander verbindet; ich habe an anderer Stelle schon erwähnt, welche herrlichen Blüten der Selbstverleugnung sie im Kriege treibt, hier möchte ich noch erwähnen, wie segensreich sie auch im Frieden wirkt. In der Armee gilt der Grundsatz: „Einer für alle, alle für einen." Jeder Mann der Kompagnie ist mit für die Handlungen des andern verantwortlich. Das führt dazu, daß der eine auf den andern aufpaßt und an seinem Teile an der Erziehung des Kameraden mitwirkt, damit der Ruf der Kompagnie, das Ganze nicht leide. Und diese Überzeugung, daß jeder an seiner Stelle mitarbeiten muß zum Wohle des Ganzen, nimmt der Mann nachher auch in sein bürgerliches Leben mit, und wenn sie zunächst auch übertönt wird von dem Lärm des wirtschaftlichen Kampfes, im Herzen sitzt sie doch und kommt zu gelegener Zeit wieder einmal zutage.

Nun kann man mir wohl antworten, unseren heutigen wirtschaftlichen Kämpfen merkt man recht wenig an, daß im Herzen des einzelnen diese Überzeugung sitzt. Aber man bedenke, daß eine derartig scharfe Zuspitzung der sozialen Gegensätze doch erst seit verhältnismäßig kurzer Zeit besteht. Bei allen großen Erregungen der Geister schlagen die Wogen zuerst längere Zeit sehr hoch, später, wenn sich die Wellen etwas mehr geglättet und die Ansichten mehr geklärt haben, dann kommen auch andere Stimmen zur Geltung, als nur die der kämpfenden Massen und dann wird auch die von der Armee den Leuten eingeimpfte Ansicht, daß jeder an seinem Teile an dem Wohle des Ganzen mitarbeiten muß und daß einer für alle und alle für einen einzustehen haben, sich durchringen und ihre Frucht tragen. Diese Ansicht, einer für alle, alle für einen, ist der soziale Gedanke in seiner edelsten Form. Er ist das Ideal der Zukunft, aber es wird noch lange dauern, bis es gelingen wird, alle Volksklassen gemeinsam in den Dienst einer einzigen großen Sache, des Wohles des Ganzen, zu stellen. Dieses Ideal verwirklicht in ihren Grenzen schon jetzt die Armee und so arbeitet sie dem fernen Ideal des Volkslebens vor; sie bereitet somit langsam den Boden, auf dem dieses Ideal erblühen kann.

Digitized by Google

Paniken.

Ein Beitrag zur Psychologie des Krieges.

Von

Fr. Starck,

Oberleutnant in der Kaiserlichen Schutztruppe für Südwestafrika,
Adjutant des Etappenkommandos.

Nachdruck verboten.
Übersetzungsrecht vorbehalten.

Während der im Naturzustande lebende Mensch einer vorgeschichtlichen Zeit sich allerorten von Gefahren umlauert wähnte, belebte der Mythos des klassischen Altertums die umgebende Natur mit guten und bösen Gottheiten, die in verschiedenartigste Beziehung zum Menschengeschick traten. So ist die Panik als „Schrecken des Pan" griechischen Ursprungs. Der Gott der Hirten, der die weite Stille, zumal des Waldes, liebt, naht sich in ihr dem einsamen Wanderer und findet hämische Freude daran, den mit der geheimen Sprache der Natur nicht Vertrauten plötzlich in Schrecken zu setzen.

In der christlichen Anschauung finden wir dann den Begriff des Panischen nicht nur hinsichtlich seines Ursprungs von dem Hirtengott, sondern auch hinsichtlich des Vorgangs selbst verändert. Das Wesen des Schrecks, des rasch ausbrechenden Affekts im Gegensatze zur allmählich wachsenden Furcht, ist zwar geblieben. Doch nicht seelische Vorgänge in einzelnen Individuen werden in unserem Sprachgebrauche als Paniken bezeichnet, sondern Ausbrüche eines Massenschrecks, die auf irgend welchen Anstoß hin alle Überlegung und Selbstbeherrschung des Kulturmenschen aus dem Bewußtsein verdrängen und die ursprünglichsten Triebe der Selbsterhaltung an ihre Stelle setzen. Häufig genug sehen wir diese Erscheinung, wenn einer nur zufällig oder zu vorübergehendem Zwecke vereinigten Menschenmenge wirkliche oder eingebildete Lebensgefahr droht. Wer erinnerte sich nicht des wiener Ringtheater- oder des pariser Bazarbrandes!

Als die allgemeine politische und soziale Entwicklung zu vermehrter Beschäftigung mit der Psyche der Masse führte, bemächtigten sich die Franzosen des ihrer nationalen Art besonders zusagenden Stoffes. Sie schufen eine stattliche Literatur, während das Deutsche für l'âme collective keinen allgemein gültigen Ausdruck fand. Doch traten bei uns in neuerer Zeit auch

Digitized by Google

militärische Fachmänner, unter anderen Frhr. C. Binder v. Krieglstein, Fritz Hoenig und Reisner Frhr. v. Lichtenstern, hervor mit dem Bestreben, die Psychologie des Krieges zu vertiefen und die gewonnenen Ergebnisse für Heer- und Truppenführung fruchtbar zu machen. Mag nun die unlängst verfügte Aufnahme der psychologie des foules als Lehrgegenstand an der pariser école supérieure de guerre auch mit aus der Absicht des Generals André zu erklären sein, die Demokratisierung des französischen Offizierkorps zu betreiben, sie bedeutet jedenfalls ein Zurückgehen auf die besten Überlieferungen napoleonischer Zeit, in der mit den Befehlshabern aller Grade Kurse über die Psychologie des Gefechts abgehalten wurden. Und die Entwicklung, welche Heerwesen und Kriegführung im Zeitalter der Volksmassenheere genommen haben, fordert die vermehrte Beschäftigung des Offiziers mit psychologischen Fragen. Denn es ist keine neue Wahrheit, daß trotz aller technischen Fortschritte die Kriege der Neuzeit im Verhältnis zu früheren unblutiger verlaufen und durch erheblich höhere Prozentsätze an Gefangenen und Vermißten beim unterlegenen Teile gekennzeichnet sind; daß sonach die psychischen Eindrücke der Kriegshandlung auf die Masse überwältigendere geworden sein müssen, wenn schon geringere blutige Verluste der an innerem Werte nicht zurückgegangenen Heere genügten, den Willen des einen zu brechen. — Der Kernpunkt heutiger taktischer Fragen liegt nicht zum wenigsten auf psychologischem Gebiete; aber auch alle anderen Lebensbetätigungen heutiger Armeen im Felde erfordern psychologische Behandlung.

Abgesehen nun von dem erklärlichen Bestreben, unglückliche Ereignisse, die keine dauernd schädlichen Folgen hatten, ruhen zu lassen, sind es Schwierigkeiten doppelter Art, welche militärische Paniken wenig Beachtung finden ließen. Ihre tieferliegenden Ursachen werden zumeist erst klar, je mehr die neuere kriegsgeschichtliche Forschung in den inneren Zusammenhang der Ereignisse dringt und dabei dem Einfluß des seelischen Lebens der Truppe die gebührende Bedeutung einräumt. Der besondere Anlaß des einzelnen Panikfalles hingegen, die Örtlichkeit und Personengruppe, von der er seinen Ausgang nahm, geht bei der Schnelligkeit des Verlaufs oft verloren und entzieht sich dann wegen der entstehenden Verwirrung leicht späterer Feststellung.

Denn zeitlich und örtlich eng begrenzt ist allerdings dieser eigenartige Entstehungsvorgang zumeist. Irgend ein überraschendes Vorkommnis wirkt verwirrend auf ängstliche Gemüter und erzeugt bei ihnen einen heftigen Schreck, welcher sich augenblicklich in einer Beengung oder Hemmung des Bewußtseins äußert. Das instinktive Gefühl gewinnt Herrschaft über das Denkvermögen, und alle Vorstellungen werden in die eine Richtung des Erhaltungstriebes gedrängt. Die jähe, innere Erschütterung zeigt sich in verstörten Mienen; sie drängt nach Äußerung und findet sie in schreckensvollen Ausrufen oder Gesten, schließlich in kopfloser Bewegung — der Flucht! Solche seelischen Vorgänge übertragen sich in mechanischer Nachahmung auf

Digitized by Google

die Nächststehenden, wenn auch zunächst gleichfalls nur auf die schwächeren Naturen. Sie wirken in der Fortpflanzung aber bereits verstärkt und ungleich schneller und reißen schließlich auch Widerstandsfähigere mit fort. Denn in einer Menge bleibt der einzelne, zumal bei überraschenden Geschehnissen, nicht er selbst. Infolge der größeren, suggestiven Kraft, mit der seelische Eindrücke in der Menge wirken, wird die Empfänglichkeit des einzelnen für sie stärker, geht seine Selbstbeherrschung leichter verloren. Wie die Masse das Kraftgefühl des einzelnen zu erhöhen, seine edlen Triebe anzuspornen vermag, so äußert sie sich unter Umständen in einer Verminderung des Betätigungsdranges und des Verantwortlichkeitsgefühls, in einer Schwächung der Fähigkeiten des einzelnen. Für den panischen Massenschreck insbesondere ist neben der Plötzlichkeit des Entstehungsvorganges die Schnelligkeit der Weiterverbreitung kennzeichnend, die ein Erkennen der Ursache verhindert. Denn diese ist keineswegs oft unmittelbarer Art, z. B. eine sichtbare oder nahe drohende Gefahr. Häufiger noch wirken, zumal im Felde, erregte Einbildungskraft, beunruhigende Gerüchte, Sinnestäuschungen oder entfernte Beziehungen wie Flanken- und Rückenbedrohung. Sei es schließlich, daß Paniken schon im Keime erstickt oder daß sie an Weiterverbreitung nicht gehindert wurden, sie waren doch weniger von ursächlicher als von symptomatischer Bedeutung und blieben — wie die Kriegsgeschichte lehrt — ohne dauernden Einfluß auf den Gang der Ereignisse.

Es scheiden somit aus unserer Betrachtung staatliche Katastrophen, wie die Preußens 1806, wenngleich die Schnelligkeit ihrer Fortpflanzung und die lähmende Gewalt ihres Eindrucks auf die Gemüter vielfach die Kennzeichen des panischen Schrecks tragen.*) Auch von der panischen Flucht wird abzusehen sein, die trotz der seltenen Fälle nachdrücklicher Verfolgungen häufig selbst aus anfangs geordneten Rückzügen entstand, wenn — auch bei fehlender Einwirkung des Siegers — die Niederlage einer Gesamtheit sie genügend erklärt. Der von Zola geschilderte Rückzug**) der im Oberelsaß befindlichen Divisionen des 7. französischen Korps 1870 auf die Nachricht von der Niederlage Mac Mahons bei Wörth zeigt solche panische Flucht einer Truppe, die den Feind noch nicht zu Gesicht bekommen hatte.

Näherer Betrachtung wert erscheint die Panik der französischen Brigade de Négrier im Tonkinfeldzuge am 28. März 1885, weil ihr ein Expeditionskorps aus bis dahin ununterbrochener Offensive jäh verfiel, und weil sie den Einfluß des Führers unter eigenartigen Umständen zeigt. Die Operationen der Brigade von Langson aus gegen die chinesische Armee von Kwangsi waren unter den schwierigsten Gelände- und Witterungsverhältnissen siegreich

*) C. Frhr. v. der Goltz, Roßbach und Jena, S. 299, erklärt die Festungsübergaben vor allem aus der damaligen Auffassung von der Kriegführung.

**) E. Zola, La débâcle.

Digitized by Google

verlaufen, bis eine Verwundung den Führer zur Abgabe des Kommandos an einen Regimentskommandeur, Oberstleutnant Herbringer, zwang, der als vorzüglich geschulter, jedoch nicht charakterstarker Offizier bezeichnet wird.*) Mit dem Ausscheiden der machtvollen Persönlichkeit de Négriers, die allein die Mannszucht bisher aufrechterhalten hatte, brach die durch harte Proben unerschüttert gegangene Brigade zusammen. Der von Oberstleutnant Herbringer am Abend des 28. März angetretene Rückzug, den de Négrier in diesem Augenblick widerriet, führte schon nach kurzem Marsche zu einer regellosen Panik. Ohne daß der wenige Stunden zuvor geschlagene Feind nur in Sehweite erschien, lief die im Vertrauen auf die Führung und auf den glücklichen Ausgang des Unternehmens wankend gewordene Truppe in die Nacht hinein auseinander.

Der Rückzug der Arrieregarde des Grafen Tauentzien nach dem Gefecht bei Schleiz, am 9. Oktober 1806, auf Auma vollzog sich in fester Haltung der unter ungünstigen Bedingungen zum erstenmal ins Feuer gekommenen Infanterie. Ein Regiment des Gros brachte sogar die Flucht der geschlagenen Arrieregardenkavallerie an einer Waldlichtung zum Stehen und setzte sodann am Ende der Kolonne den Rückmarsch durch den Wald von Rödersdorf bei bereits eingebrochener Dunkelheit fort. Nach so rühmlichem Verhalten im Gefecht unterlag auf diesem Rückmarsch durch Nacht und Wald die Truppe einem heimtückischeren Feinde. Schüsse, die von nicht festgestellter Seite fielen, führten zu einer Panik, die erst bei Krölpe zum Stehen gebracht wurde.**) Doch blieb dieser Unfall auf das betroffene Regiment beschränkt, dessen besondere Anspannung im Gefecht und Gefährdung im Rückmarsch ihn zum Teil erklärt.

Tieferliegende Gründe hatte schon die Panik unter den Hohenloheschen Truppen, welche am 11. Oktober 1806 bei Tageshelle fern vom Feinde in und um Jena ausbrach. Sie nahm auch bezeichnenderweise ihren Ursprung nicht aus der Richtung vom Feinde her, sondern an der zur Hauptarmee führenden Straße nach Weimar. Ein mit dem Ruf: „Zurück, zurück, die Franzosen kommen!“ anjagender Husarenoffizier soll die dort haltende Artillerie zur Flucht in die Stadt veranlaßt haben. Der Alarm pflanzte sich das Saaletal aufwärts nach Burgau—Lobeda fort, so daß ein Teil der in Richtung Gera davonjagenden Bagage dem Feinde entgegenlief.**) — Es ist, als würfen hier die kommenden Ereignisse ihre Schatten voraus. Die Abhängigkeit vom Feinde seit dem Aufgeben des Offensivplanes und die wechselnden Entschlüsse der Heeresleitung, Hin- und Hermärsche mit Kreuzungen und Stockungen, dazu fühlbare Mängel in Ausrüstung und Verpflegung hatten im Verein mit den Nachrichten von Schleiz und Saalfeld eine be-

*) Kunz, Feldzüge der Franzosen in Tonkin.

**) Nach O. v. Lettow-Vorbeck, Der Krieg von 1806/7.

Digitized by Google

ständig wachsende Spannung und Unsicherheit erzeugt. Auch den Mutigen drückten schon bange Zweifel am Ausgange der eigenen Sache, ehe sie noch auf der Spitze des Schwertes gestanden hatte; nun vollends die breite Masse.

Zeigt nicht Benedeks Heer auf dem böhmischen Kriegsschauplatze 1866 in den der Entscheidungsschlacht vorhergehenden Tagen ähnliche Stimmungen; verstärkten nicht auch dort die geheimnisvoll in der Massenseele wirkenden Mächte den Eindruck des bisher Geschehenen? Wie anders wäre sonst ein Vorfall bei dem noch nicht an den Feind gekommenen 3. österreichischen Korps, Erzherzog Ernst, am 30. Juni morgens bei Miletin zu erklären! Das Erscheinen von Teilen des bei Gitschin geschlagenen 1. Korps von Horitz her aus südwestlicher Richtung rief Befürchtungen vor einer Rückenbedrohung wach. Eine Brigade setzte sich mit der Front dorthin in Gefechtsbereitschaft, und Geschütze der zugeteilten Kavalleriedivision eröffneten ihr Feuer auf die eigenen Truppen.*)

Auf dem Schlachtfelde selbst, im wogenden Wechsel des Kampfes, sind naturgemäß seelische Erschütterungen einzelner Truppenteile häufig und oft nicht als Paniken im eigentlichen Sinne zu bezeichnen. Doch bewirken auch hier Umfassung, Rückenfeuer oder andere mit unvermittelter Gewalt treffende Ereignisse jähe Umschläge in Stimmung und Haltung der Masse, die sich panikartig äußern.

Schon Hannibal erzielte bei Cannae durch überraschende Umzingelung des römischen Heeres, daß dessen Masse, von panischem Schreck ergriffen, jede Widerstandskraft verlor. Und bei Pharsalus brachen unerschütterte, pompejanische Legionen unter dem gleichen Eindruck in kurzer Zeit zusammen. Bei Grandson am 2. März 1476 wandte sich das stolze burgundische Heer Karls des Kühnen, ehe noch die Avantgardeninfanterie ins Gefecht getreten war, zur Flucht beim Anblick des auf Befehl erfolgenden Zurückgehens der Reiterei, welche gegen die lanzenstarrenden Reihen des schweizer Fußvolkes ohnmächtig schien. Und die nun einsetzenden Schlachthörner der Kantone verstärkten den panischen Schrecken.**) Auch die Landung des Großen Kurfürsten auf Rügen am 13. September 1678 konnte angesichts der schwedischen Truppen des Grafen Königsmark so leicht nur glücken, weil bei diesen das Gerücht, der Feind sei in Flanke und Rücken, zu kopfloser Flucht führte.

Bekannt ist aus der Schlacht von Königgrätz die überraschende Wirkung der Einnahme von Chlum durch die preußische 1. Gardedivision und des Rückenfeuers ihres auf Rosberitz vorgehenden linken Flügels auf die südlich der Chlum—Lipaer Höhe verdeckt stehende Reserve-Kavalleriedivision Holstein. Rückenfeuer — von der Avantgarde der 3. Infanteriedivision ausgehend — war es auch, welches am Abend des 18. August 1870 die heldenmütig an der

*) C. v. Lettow-Vorbeck, Geschichte des Krieges von 1866 in Deutschland. Bd. II, Der Feldzug in Böhmen.

**) M. Jähns, Die Trilogie Karls des Kühnen. (Historische Aufsätze.)

Digitized by Google

Höhe von Point du Jour ausharrenden Schützen des VIII. und VII. preußischen Armeekorps binnen kurzem in eine ihrer Sinne nicht mehr mächtige Masse verwandelte, die sich mit Äußerungen panischen Schreckens nach rückwärts ergoß.*) Das Beschießen durch eigene Truppen brach hier bei eintretender Dunkelheit mit einem Schlage die stundenlang auf das Höchste gespannte seelische Kraft meist führerloser und durcheinander gekommener Schützenlinien. Truppen, die über ein geringeres Maß an solcher Kraft wie an innerem Halt verfügen, werden schon durch das bei ihnen leicht eintretende Verschießen zu panikartigem Weichen gebracht. Die Schlacht bei Slivnitza vom 17. bis 19. November 1885 im serbisch-bulgarischen Kriege zeigt diese Erscheinung mehrfach, selbst im günstig stehenden Angriffsgefechte.**)

Bisher galt die Betrachtung Paniken auf Rückzügen oder in sonst ungünstigen allgemeinen Lagen; sodann den greifbaren Anlässen, welche zu Paniken im Kampfe stehender Truppen führen. Doch unterliegen auch bei günstiger allgemeiner Lage völlig intakte Verbände, die kaum in den Feuerbereich treten, panischen Rückschlägen.

Es wird noch zu untersuchen sein, welche Umstände besonders die Kavallerie zum Vermeiden gewisser, das Entstehen von Paniken begünstigender Lagen mahnen. Hier sei auf die ähnlichen Einflüsse verwiesen, welche auf Teile der Reserve-Kavalleriebrigade Bredow am 27. Juni 1866 beim Vorgehen durch Trautenau und auf Teile der 1. Kavalleriedivision Hartmann am 18. August 1870 beim Vorgehen durch die Manceschlucht wirkten: Die Unmöglichkeit des Entwickelns oder seitlichen Ausbiegens beim Durchschreiten einer auf das Gefechtsfeld führenden Enge, von dort entgegenkommende Reiter und Fahrzeuge und die durch Echo verstärkte Wirkung des Kampfgetöses auf die Pferde. Ein Zurückgehen im Trabe wird in solcher Lage leicht zum Galopp, dieser aber zum Durchgehen nach rückwärts, wenn es den Führern am Anfang der Kolonne nicht gelingt, die Gangart festzuhalten.

Die Manceschlucht ist bald darauf der Schauplatz einer unter ähnlichen Einwirkungen entstehenden Panik der aus Reservisten auf Augmentationspferden gebildeten, kurz zuvor eingetroffenen Eskadron eines Divisionskavallerie-Regiments. Dieses war nach dem Zurücknehmen der 1. Kavalleriedivision Hartmann in die Schlucht vorgegangen und verlegte seine erste Aufstellung, mit dem Anfang 100 m westlich St. Hubert, infolge zahlreich einschlagender Geschosse zurück. Bei seinem kurz darauf erfolgenden Wiederfrontmachen aber gingen die Augmentationspferde nach Gravelotte zu durch und rissen die dort gedrängt haltenden Handpferde und Truppenfahrzeuge mit.

Und auch nahe Trautenau wiederholte sich in der Dämmerung des 29. Juni eine Rückwärtsbewegung von Teilen der Brigade Bredow, die sich

*) F. Hoenig, 24 Stunden Moltkescher Strategie.

**) Kunz, Der serbisch-bulgarische Krieg 1885.

Digitized by Google

anfänglich auf Befehl und geordnet vollzog, jedoch erst hinter den Biwaks des I. Korps unter panikartigen Erscheinungen endete. Das eine Regiment der Brigade hatte zum Marsch von Pilnikau nach Königinhof, wohin das andere Regiment zum Aufnehmen der Verbindung mit dem Gardekorps bereits vorausgegangen war, einen kürzeren, jedoch mit Steigungen durch Waldgelände führenden Weg gewählt. Da die zugeteilte Batterie nicht über eine Höhe, den Galgenberg, zu bringen war und für die ihr folgenden drei Eskadrons ein Ausweichen in dem Hohlweg nicht möglich schien, wurde auf Befehl Kehrt und Trab geblasen. Ein Gerücht von der Nähe feindlicher Infanterie, das Stürzen einzelner Reiter auf dem abschüssigen Wege und das Nachdrängen in die so entstandenen Lücken führte dann im Halbdunkel des Waldes zu der beschleunigten Gangart. — Zur Erklärung dieses Vorfalles, bei dem neben der Rückwärtsbewegung im Trabe die zunehmende Dunkelheit im schwierigen Waldgelände eine Rolle spielt, dürfte ferner die üble Nachwirkung des Tages von Trautenau heranzuziehen sein. Jedoch zeigt uns die Kriegsgeschichte auch Truppenteile in der Nacht nach günstig verlaufenem Gefecht oder selbst nach siegreich beendeter Schlacht unter dem Einfluß seelischer Herabstimmungen, die in den äußeren Umständen keine genügende Erklärung finden.

So wird aus der Nacht nach der Schlacht bei Dhomokos am 17. Mai 1897 im griechisch-türkischen Kriege von einer Panik in der türkischen Mauserbrigade berichtet,*) einer bevorzugten Truppe, die sich mit zäher Tapferkeit am nächsten an die Front der griechischen Stellung herangearbeitet und dort trotz starker Verluste bis zum Einbruch der Dunkelheit behauptet hatte. In ihrem Biwak verbreitete sich plötzlich das Gerücht, daß griechische Kavallerie zum Angriff vorgehe. Artilleriepferde, die nach rückwärts zur Tränke marschierten, wurden in der Dunkelheit für diese Kavallerie gehalten, und Teile der Brigade machten kehrt. Auch der zu seiner Truppe vorreitende Brigadekommandeur ward bei Mondschein mit fertiggemachten Gewehren empfangen. — Die Entscheidung schien am Abend dieses Schlachttages noch nicht gefallen; sie wurde von einer gegen den rechten griechischen Flügel angesetzten Umgehungskolonne erwartet, von der Nachrichten jedoch ausgeblieben waren. Unter solchen Umständen steigerte die Gefechtsbereitschaft im nächtlichen Biwak, unmittelbar vor der starken feindlichen Stellung, die als Folge der Kampfanstrengungen vorhandene seelische Erregung. Und es zeigen sich Gefahren für den inneren Halt auch gut disziplinierter Truppen, wie sie nicht allein der Kampf um vorbereitete Stellungen künftig häufig aufweisen wird. Denn die Ausdehnung der Schlachtfelder wird auch auf Seite des Siegers die Übersicht über die errungenen Erfolge, jedenfalls aber das Durchdringen der

*) Mehmed Ferid Bey, s. Zt. kommandiert beim Infanterieregiment Nr. 31. Vortrag über die Schlacht bei Dhomokos. Beiheft 12 zum Militär-Wochenblatt 1901.

Digitized by Google

Siegesnachricht zu allen Teilen erschweren. Mit der Unsicherheit über den Ausgang wächst aber die ungünstigen Eindrücken besonders zugängliche Erregung der die Nacht hindurch am Feinde gefechtsbereiten Truppen.

Unentschieden glaubte man auch die Schlacht von Preußisch-Eylau am 9. Februar 1807 nach der früh eingebrochenen Dunkelheit im französischen Lager. Diese erste „partie remise“ des Schlachtenkaisers und die schweren Opfer, die sie gekostet hatte, dürfen neben den Schwierigkeiten, welche Kriegsschauplatz und Witterung der Erhaltung und Verpflegung des Heeres bereiteten, als tiefere Ursachen einer Panik gelten, die in der folgenden Nacht ausbrach. Sie pflanzte sich bis in das kaiserliche Hauptquartier fort, wo Marschall Berthier infolge der Flucht aller Ordonnanzen gezwungen war, sein Pferd selbst aus dem Stall zu ziehen.*) Den Anstoß gab der Ruf „casaques!“, der Schrecken also vor den flinken Reitern, deren Überlegenheit die französische leichte Kavallerie schon während des Winterfeldzuges 1806/7 empfindlich gespürt hatte.

Psychologisch noch bemerkenswerter sind Paniken in Zeiten soldatischen Hochgefühls, in denen alle Vorbedingungen für sie äußerlich und scheinbar auch innerlich fehlen. So begegnen wir nach unzweifelhaft siegreichem Gefecht in Tageshelle und in kleinen übersichtlichen Verhältnissen einem Panikanfall am Tage von Schweinschädel (29. Juni) bei Teilen des V. preußischen Armeekorps. Infanterie, die nach dreitägigen, ununterbrochenen Siegen hier mit dem Aufleſen der Toten und Verwundeten beschäftigt war, verlor durch das Gerücht „Kavallerie kommt!“ vorübergehend den Halt. Zwei Kavalleriebrigaden gingen vor, um als Erreger des Massenschrecks eine österreichische Patrouille festzustellen. Das Tagebuch des Oberst v. Wittich**) gibt weitere Beweise für die seelische Erregung einer Truppe, deren Leistungsfähigkeit fast das letzte abverlangt worden war. Auch die hochgespannte strategische Lage darf zur Erklärung herangezogen werden, weil sich ihre Wirkung wie an unsichtbaren Fäden von den Stäben auf die Truppe überträgt.

Wie weit solche geheimnisvollen Einflüsse reichen, lehrt eine Aufzeichnung in Feldmarschall Blumenthals Tagebuch***) unter dem 17. November 1870 aus dem Hauptquartier der Dritten Armee, Les Ombrages bei Versailles: „Vor einigen Tagen ist hier eine vollständige Panique gewesen. Alles hat gepackt und sich auf Überfallenwerden eingerichtet — ja, selbst bis in meinen Stab ist der Schrecken gedrungen.“ — Man wird nicht fehlgehen, diese Erscheinung aus der strategischen Gesamtlage während der Operationen des Großherzogs von Mecklenburg auf Chartres und Dreux zur Feststellung der Bewegungen d'Aurelles zu erklären. Denn nach Coulmiers mußte mit Ent-

*) Memoiren des Prinzen Eugen von Württemberg (II, S. 181).

**) Chef des Generalstabes V. Armeekorps, 1866.

***) Herausgegeben von dem Sohn, General v. Blumenthal.

Digitized by Google

satzversuchen der französischen Loire-Armee gegen Paris gerechnet werden, bis Prinz Friedrich Karl am 17. November die Straße Paris—Orléans erreichte. In so vorübergehend abwartender Lage machte sich die Ungewißheit über das Handeln des Feindes geltend. Wirkt sie doch verstärkt gerade fern vom Schauplatz der Ereignisse, wo die verschiedenen Nachrichten und Eindrücke sich kreuzen, ohne sofort auf ihren wahren Wert prüfbar zu sein.

In reinster Form schließlich, insofern sie nicht auf irgendwelche tatsächlichen Anlässe oder Gefahren, sondern allein auf die verborgenen Einflüsse zurückzuführen sind, die in der Masse wirken, treten uns Paniken entgegen vor größeren Zusammenstößen der Heere, beim Beginn der Operationen oder noch während des strategischen Aufmarsches im Versammlungsgebiet. Wenn für den Beginn der Operationen Beispiele vornehmlich aus dem Mainfeldzug 1866 erscheinen, so sind es zunächst Oberst v. Lettow-Vorbecks eingehende Forschungen, welche die Belege liefern, doch wird auch eine tiefere psychologische Erklärung nicht von der Hand zu weisen sein.

Das bayerische Kavallerie-Reservekorps unter dem Fürsten Taxis, welches bei dem nach der Kapitulation von Langensalza erfolgenden Linksabmarsch des 7. (bayerischen) Bundeskorps aus dem oberen Werratal zur Vereinigung mit dem 8. Bundeskorps vorausgesandt war, hatte am 3. Juli mittags Fulda und Hünfeld erreicht. Eine dorthin erbetene Infanterieunterstützung, welcher der Fürst Taxis bei der großen Nähe stärkerer feindlicher Infanterie zu bedürfen glaubte, war nicht eingetroffen. Als dann nachmittags die beiden leichten Brigaden des Kavallerie-Reservekorps, von Hünfeld auf Grund falscher Nachrichten über den Feind ebenfalls nach Fulda zurückgingen, hatte der Fürst Taxis erneut, diesmal vom 8. Bundeskorps, eine Unterstützung durch Infanterie erbeten, da sich das Kavalleriekorps sonst am anderen Morgen werde zurückziehen müssen. Für den 4. Juli hatte die schwere Brigade Befehl erhalten, Hünfeld wieder zu besetzen und auf Buklar vorzugehen. Diese Brigade war, begleitet von der reitenden Batterie Massenbach, über Neuwirtshaus marschiert. Infolge mangelhafter Aufklärung sowohl als auch trüber Witterung und hierdurch beschränkter Fernsicht stieß die vorderste Eskadron ganz unerwartet am Quekmoor auf preußische Infanterie, welche kurz darauf durch eine auffahrende Batterie unterstützt wurde. Da gleich eine der ersten Granaten in die Eskadron schlug, ging diese in Auflösung zurück und verursachte hierdurch ebenfalls ein Kehrtmachen des ihr folgenden Kürassierregiments. Das Auffahren der reitenden Batterie vermochte die rückgängige Bewegung nicht zu hemmen, und erst südlich Hünfeld konnte die Brigade wieder gesammelt werden.

Aus dieser mißlungenen Erkundung gewann der Fürst Taxis erneut die Überzeugung, daß seine Aufgabe in diesem Gelände allein mit Kavallerie nicht auszuführen sei und ging, da die Unterstützung vom 8. Bundeskorps ausblieb, mit der schweren Brigade um 10^{40} vormittags nach Fulda zurück, während die leichten Brigaden bei Margarethenheim vereinigt wurden. Bereits drei

Digitized by Google

Stunden jedoch nach dem Eintreffen in Fulda, ließ der Fürst Taxis, durch eine — wie sich später ergab falsche — Meldung, daß der Feind vorrücke und die Rückzugslinie bedrohe beunruhigt, das Kavalleriekorps alarmieren, um es über Gersfeld nach Bischofsheim zurückzuführen. Der Abmarsch erfolgte nach 5 Uhr; je nach ihrem Eintreffen aus den Quartieren hatten sich die Mannschaften ohne Rücksicht auf die taktische Zusammengehörigkeit in die Marschkolonne geschoben, nicht einmal die Eskadrons waren in sich vereinigt. Auf diese Weise war der moralische Halt der Truppe, deren Mißstimmung der unglückliche Zusammenstoß bei Quekmoor am Morgen sowie die Alarmierung und der eilige Abzug aus Fulda am Nachmittag noch erhöht hatte, sehr geschwächt, und es bedurfte nur eines geringfügigen äußeren Anlasses, um die Truppe ganz auseinander fallen zu lassen. Um 10 Uhr abends erreichte die schwere und hinter ihr die zweite leichte Brigade das eng und winklich gebaute Gersfeld und machten hier in den Straßen des Ortes Halt, um zu tränken. Noch immer fehlten bei den Schwadronen ganze Beritte, die nun, an der Marschkolonne sich vorbeidrängend, ihre Truppenteile aufsuchten.

In dieser Lage traf bei dem am Anfang der Kolonne am Ostausgang des Städtchens haltenden Führer der schweren Brigade, General v. Rummel von Bischofsheim her der württembergische Hauptmann Friebig ein, welcher Nachrichten über ein ungünstiges Gefecht bei Zell und den Befehl an das Kavalleriekorps überbrachte, nach Brückenau zurückzugehen, um sich von dort wieder mit der Armee, die auf Neustadt a. S. marschiere, zu vereinigen. General v. Rummel hielt sich für berechtigt, in Abwesenheit des Fürsten Taxis, der noch bei Hettenhausen war, dem Befehl selbständig nachzukommen. Nachdem zwei am Ende der Kolonne marschierende Kürassiereskadrons kehrt gemacht und über Schmalnau auf Brückenau als neue Avantgarde vorgesandt waren, während die bisherige Avantgarde im Marsch belassen wurde, ließ er den Anfang der Kolonne zweimal auf dem Haken schwenken und an den haltenden Eskadrons, trotz der geringen Breite der Straße, vorbeimarschieren. Einzelne Teile, auch von der noch haltenden Kolonne, machten ohne Befehl auf der Stelle kehrt und schlossen sich den in der neuen Richtung marschierenden Abteilungen an; die Unordnung wurde bald allgemein.

Während die Spitze im Marsch blieb, machte General v. Rummel im Orte Halt, um sich nach dem Wege zu erkundigen. Durch Einwohner veranlaßt, schlug er mit Teilen des 1. und 3. Kürassierregiments einen kürzeren Weg über Sparbrod nach Brückenau ein. Ein anderer Teil des 1. Kürassierregiments unter seinem Kommandeur folgte dagegen der neuen Avantgarde auf Schmalnau; ihm schloß sich die leichte Brigade an. Als diese Kolonne erst etwa 500 m aus dem Orte herausgelangt war, entstand, ohne daß die Ursachen aufgeklärt worden wären, eine Panik. Der Feind war nicht in der Nähe. Angeblich wurden verspätete Abteilungen, welche im Galopp ihre Eskadrons wieder zu gewinnen suchten, für attackierende Preußen gehalten, und

Digitized by Google

aus einem naheliegenden Gehöft ertönten Hornsignale. Die Kürassiere warfen sich auf die leichte Brigade und rissen diese mit sich fort. Die ganze Masse jagte nach Gersfeld zurück und sprengte dann nach allen Richtungen auseinander. Einzelne Reiter kamen bis an den Main, ehe sie ihrem Regiment wieder zugeführt werden konnten. Erst am 6. Juli war das Kavalleriekorps bei Kissingen und Hammelburg wieder leidlich gesammelt.

Zu dem für die Aufklärungskörper besonders empfindlichen Fehlen eines klaren Operationszieles war hier das Versagen der kavalleristischen Führung gekommen, das wenige Tage darauf eine ähnliche, kleinere Katastrophe der 2. Brigade des Korps bei Brückenau—Kissingen mit veranlaßte.

Wenn ferner für den Zusammenbruch des Kavalleriekorps auch die Unglücksnachricht von Königgrätz eine Erklärung bietet, so fehlte deren niederschmetternder Eindruck doch am Tage vorher, dem 4. Juli mittags, noch im Hauptquartier des 7. Bundeskorps. Hier scheint nächst der Kapitulation der Hannoveraner die Nachricht von dem ersten unglücklichen Zusammentreffen mit den Preußen bei Dermbach übertrieben gewirkt zu haben. Als eine Stunde nach dem Einrücken von Meiningen her in Kalten-Nordheim das Hauptquartier alarmiert wurde, sandte man Handpferde und Bagagen auf der Straße nach Sundheim zurück. Sie verfielen auf diesem Marsch ohne äußeren Anlaß einer Panik, die zu größter Unordnung, zum Teil zur Auflösung führte. — Solchen Vorkommnissen gegenüber ist die Bravheit der Truppen, wo sie an den Feind kamen, betont und neben der fehlenden Kriegsgewöhnung die geringe Schulung und mangelhaftes Zusammenwirken der einzelnen Befehlsstellen hervorgehoben worden.*) Doch müßten solche Reibungen bei dem verschiedenartig zusammengesetzten 8. Bundeskorps vermehrt hervorgetreten sein. Es waren jedoch in erster Linie die dem Generalstabe zufallenden Anordnungen für Marsch, Unterkunft und Verpflegung, welche beim 7. Korps schon während der ersten Marschtage versagt hatten. Ausschreitungen, Straßenverstopfungen und Verwirrungen waren die Folge und machten sich, wie stets, zumeist beim Armeefuhrwesen geltend.

Organisation und Führung der Bagagen, Kolonnen und Trains im Sinne der Vorbeugung von Paniken wird weiterhin zu erörtern sein. Hier mögen noch zwei Beispiele von verschiedenen Kriegsschauplätzen desselben Jahres Platz finden, welche den gefährlichen Einfluß der von einer Panik befallenen Bagagen und ihre leichte Empfänglichkeit für Paniken zeigen.

Beim Vormarsch am 24. Juni 1866 ließ La Marmora die Bagagen den fechtenden Truppen unmittelbar folgen, weil er den Erzherzog Albrecht, der ihm an diesem Tage bei Custozza entgegentrat, noch östlich der Etsch vermutet hatte. Der einleitende Kavallerieangriff des Oberst Pulz wurde zwar von der italienischen Infanterie bald abgewiesen; er veranlaßte gleich-

*) Klingenstein, Eindrücke aus dem preußisch-bayerischen Feldzug 1866.

Digitized by Google

wohl die fluchtähnliche Umkehr der Bagagen. Und der hinter dem Gefechtsfeld gewonnene Eindruck von ihrer völligen Auflösung trug wesentlich zu der Gemütserschütterung bei, in der La Marmora die Schlacht von vornherein verloren gab. Es geschah dies zu einer Zeit, als die italienische Mitte auf dem Monte Croce die österreichischen Frontalangriffe abgewiesen und damit das Gefecht wiederhergestellt hatte.

Am Morgen des 29. Juni 1866 bemächtigte sich der bei Miskoles nahe den Truppenbiwaks in der Kolonne zu zweien auf der Straße haltenden Bagage des VI. preußischen Armeekorps eine Panik. Als Anlaß werden verschiedene Gerüchte über einen nahen Feind und Schüsse von nicht festgestellter Seite angegeben. Nach Graf Frankenbergs Tagebuch hatten schlesische Husaren, die, durch eine Bodenwelle verdeckt, Woylachs klopften, durch den wie ferne Schüsse klingenden Schall den Alarm einer Division veranlaßt.*) Ein Teil der Bagage wurde jedenfalls nach verschiedenen Richtungen auseinander gesprengt, und ein Lieferant, dessen kopflose Flucht erst in Glatz endete, verbreitete dort beunruhigende Nachrichten.

Überhaupt scheint, wer den Nutzen der Kriegserfahrung für die große Masse gegenwärtig auf die Kenntnis der zweckmäßigen Lebenseinrichtungen im Felde beschränkt sieht,**) mehr das physische als das psychische Leben der Masse im Auge zu haben. Volksheere der Gegenwart, mit ihrem hohen Prozentsatz naturfremder Großstädter, die in langer Friedenszeit sich „Weichlichkeit des Gemüts und Hang zu behaglicher Empfindung“***) angeeignet haben, werden die jähe Veränderung aller Lebensbedingungen trotz Willensenergie erst nach gewisser Zeit auch innerlich überwinden. Daher das schnelle Wechseln zwischen Hoffen und Bangen, das urteilslose Übertreiben aller Nachrichten und Eindrücke seitens der breiten Masse am Kriegsbeginn, das in der späteren Darstellung selten rein zum Ausdruck kommt, weil der Erfolg oder Mißerfolg das Bild schnell völlig verändert.

Zwar die vielen durch Sinnestäuschungen hervorgerufenen falschen Nachrichten und die durch eine erregte Einbildungskraft übertriebenen Gerüchte, welche den Grenzschutzdienst an der Saar 1870 erschwerten, fanden wesentlich nur in der Bevölkerung Boden. Aber Alarmierungen im Versammlungsgebiete ohne andere als die in der Suggestionsfähigkeit auch festgefügter Heeresmassen liegenden Gründe sind aus unseren beiden letzten Feldzügen zu verzeichnen. 1866, im Versammlungsgebiete des VI. Armeekorps bei Neiße, gaben Schnitter den Anlaß, die mit ihren in der Sonne blinkenden Sensen den Eindruck feindlicher Schützen erweckten.†) 1870, im Versammlungs-

*) Graf Fred Frankenberg, Tagebücher aus den Feldzügen 1866 und 1870.

**) C. v. der Goltz, Volk in Waffen I, 3 S. 24: ... „weil ein Kriegsvirtuosentum in künftigen europäischen Kriegen keinen Raum zur Entfaltung finde.“ ...

***) Clausewitz, Vom Kriege III, 6.

†) v. Verdy, Studien über den Krieg I, 2.

Digitized by Google

gebiete der Dritten Armee in der Pfalz, äußerte sich die Nähe der Grenze und des um Bitsch versammelten 5. französischen Korps auch in häufigen Alarmierungen. In dem Unterkunftsorte Hoerdt wurde eine solche auf Übungen mit scharfer Munition zurückgeführt, die weit rückwärts bei einem in nordöstlicher Richtung untergebrachten Truppenteil stattgefunden hatten.*)

Die angeführten kriegsgeschichtlichen Beispiele beweisen, was als Kennzeichen militärischer Panikerscheinungen betont wurde, daß — abgesehen vom Gefecht — ihr äußerer Anlaß in zufälligen oder unbedeutenden Vorfällen zu suchen ist. Daß ferner die Schnelligkeit ihrer Ausbreitung und die Steigerung ihrer Wirkung durch den Grad von Empfänglichkeit für ungünstige Eindrücke bestimmt werden, welcher der betroffenen Truppe innewohnt. Diese Empfänglichkeit ist recht verschieden. Sie steigert sich von dem einfachen seelischen Ausnahmezustand, welchen das Leben im Felde alltäglich erzeugt, bis zu der latenten Erschütterung einer innerlich bereits zerfallenen Truppe, die beim geringsten Anlaß zum panischen Ausbruch kommt. Als innere Gründe solcher Steigerungen sind erkennbar:

Das Gefühl der Unsicherheit der eigenen Lage bei Nebel, Dunkelheit oder in unübersichtlichem, besonders in Waldgelände, das die Gefahren plötzlicher Überraschung nahelegt. Wirkliche oder vermeintliche Bedrohung der Flanken, des Rückens oder der Verbindungen, Fehlen von Nachrichten über den Feind als Folge unzureichender Aufklärung. In Verbindung damit Schwanken der Leitung und widersprechende Befehle, unnötig scheinende Anstrengungen, wie häufige Alarmierungen und Hin- und Hermärsche. Ferner Marschkreuzungen und Straßenverstopfungen infolge ungenügender oder unzweckmäßiger Anordnungen, besonders für das Armeefuhrwerk; auch Mängel der Ausrüstung und besonders der Verpflegung. Weitgehende Vermischung der Verbände, Verlust der Führer — zumal der auf die Masse wirkenden Persönlichkeiten — und außerordentlicher Kräfteverbrauch in der Schlacht; der Zustand der Gefechtsbereitschaft am Gegner nach unentschiedenen Kämpfen; Niederlagen, aber auch rückwärtige Bewegungen, besonders bei erschüttertem Vertrauen; endlich ein Nachlassen in der straffen Mannszucht.

Die Frage liegt nahe, ob der Eigenart des Volkscharakters oder der Wehrverfassung eine entscheidende Bedeutung in Hinsicht der Paniken zukommt. Nach M. Jähns, dem feinsinnigen Erforscher der französischen Heeresgeschichte, ist zwar „die panique neben der révolte der Hauptfeind französischer Soldatenehre“,**) und von Franzosen bekennt Grouchy,***) „daß eine rückgängige Bewegung auf den französischen Soldaten immer demoralisierend wirke“. Haben seine Landsleute doch auch in dem „sauve qui peut“ den

*) v. Verdy, Studien über den Krieg I, 2.

**) M. Jähns, Das französische Heer von der großen Revolution bis zur Gegenwart, S. 16.

***) Mémoires du Maréchal Grouchy; II, 286.

Digitized by Google

bezeichnenden Ausdruck für kopflose Flucht gefunden. Ebenso erachtet Boguslawski*) es als oft bewiesene Tatsache, daß im Falle einer Niederlage sich die Panik bei romanischen Völkern eher geltend mache, als bei den Germanen. Und nach demselben Verfasser „treten Paniken bei den Deutschen auf Rückzügen im allgemeinen selten hervor".

Dagegen zeigen unsere den verschiedensten Kriegsschauplätzen und taktischen Lagen entnommenen Beispiele, ihre meist unbedeutenden Anlässe, hingegen tief in der Natur der Masse liegenden Gründe, daß ein einseitig zu- oder absprechendes Urteil kaum berechtigt ist. Nur eine verschiedene Häufigkeit von Panikfällen wird festzustellen sein, wie auch General v. Boguslawski anerkennt, und wie der französische Oberst Ardant du Picq in einem tiefgründigen Werke**) durch die gesamte Kriegsgeschichte verfolgt. Denn an sich bietet wohl das leicht bewegliche Naturell des Südfranzosen für Paniken einen günstigeren Boden als die kühle Nüchternheit des Nordgermanen oder der zähe Gleichmut des Slaven. Allein im Felde wechselt bei der Masse die Stimmung besonders häufig und schnell, und damit die Widerstandsfähigkeit gegen seelische Erschütterungen. Sie können heute eine Truppe befallen, die sich gestern brav geschlagen hat, und die es morgen vielleicht wieder tut. — Es ist nicht anders: „Panik und Heldenmut wohnen nahe beieinander",***) ihre Äußerungen bilden eine immer wiederkehrende Einzelerscheinung im Kriege.

Schon die Tatsache macht eine Beschäftigung mit den Maßnahmen erwünscht, welche zur Vorbeugung oder Abwehr von Paniken dienen können. Doch kommt hinzu, daß künftig mit Erscheinungen von Massenpaniken allgemein eher mehr als weniger zu rechnen sein dürfte. Die in diesem Sinne wirkende Verfassung und Zusammensetzung heutiger Heere, und die mit steigender Kultur Hand in Hand gehende Abnahme des kriegerischen Geistes wurden bei Betrachtung des Wertes der Kriegsgewöhnung erwähnt. Die Erschwerung schneller Offensivoperationen durch umfangreiche Landesbefestigungsanlagen, auch mehrtägige Kämpfe um befestigte Stellungen fallen unter die als Paniken begünstigend aufgeführten Kriegslagen. Was ferner das Gefecht betrifft, so ist — nach den Erfahrungen im südafrikanischen Kriege†) — an Stelle des Überraschungen begünstigenden Pulverdampfes eine die Einbildungskraft lebhaft erregende „Leere" des modernen Schlachtfeldes getreten. Und für den in den Aufmarschschlachten unterlegenen Teil dürfte schließlich der Bann, der sich nach ihnen auf die Gemüter legt, die beispiellose

*) v. Boguslawski, Betrachtungen über Heerwesen und Kriegführung, S. 22.

**) Colonel Ardant du Picq, Etudes sur le combat, combat antique et moderne.

***) R. Frhr. v. Lichtenstern, Die Macht der Vorstellung im Kriege und ihre Bedeutung für die Friedensausbildung. Militärische Zeitfragen, Jahrg. 1902, Heft 3.

†) v. Lindenau, Was lehrt uns der Burenkrieg für unseren Infanterieangriff.

Digitized by Google

Kontinuität des Mißerfolges bedeutsam sein, welche aus der Psyche des modernen Krieges*) heraus ihre Erklärung gefunden hat.

Die Psyche des Krieges aber ist die des Menschen in erster Linie und durch alle Wechsel der Zeiten, und auf ihre Erforschung auch werden die Vorbeuge- oder Abwehrmittel gegen Paniken zu gründen sein.

Zwar gelang eine rein mechanische Maßregel im spanisch-amerikanischen Kriege auf Cuba dem General Hawkins, dem Kommandeur der 1. Brigade der Division Kent am 1. Juli 1898 beim Vormarsch gegen die spanische Stellung von San Juan bei Santiago de Cuba. Denn er brachte eine Panik des Newyorker Freiwilligenregiments zum Stehen, indem er sich mit seinem Stabe den Flüchtenden entgegenstellte und sie zur Umkehr zwang.**) Allein die Örtlichkeit, ein schmaler Weg durch undurchschreitbaren Wald, bildet einen auf europäische Verhältnisse selten anwendbaren Ausnahmefall. Uns bleibt als äußerlich wirksamstes Mittel der bei Panikausbrüchen gebotene, rücksichtslose Waffengebrauch des Offiziers, der die unmittelbar sichtbare Todesgefahr gegen die nur eingebildete oder ferner liegende setzt.***) Dagegen führt der Versuch, sich einer von Panik ergriffenen Truppe entgegenzustellen, zum Mitgerissenwerden, besonders bei der Kavallerie, welche in solcher Lage die Herrschaft über die Pferde meist verloren hat. Nur wenn sich auch am Ende der Kolonne Offiziere befanden, wird es nach dem Kehrtschwenken gelingen, die Gangart zu beherrschen und die Truppe in der Gewalt zu behalten. Die besondere Gefahr, welche in Paniken der berittenen Waffen wegen der Gewalt und der weiten Fortpflanzung ihrer Wirkung liegt, erfordert den vollen Einsatz der bei ihnen noch bedeutungsvolleren Führerpersönlichkeit. Die Schußsicherheit der Pferde sei im Hinblick auf die kriegsgeschichtlichen Beispiele erwähnt.†) Bei dem Auftreten im Feuerbereich erscheinen Bewegungsfreiheit und Entwicklungsmöglichkeit für die Kavallerie hervorragend wichtig. Gelände, welches beides nicht bietet, wird dabei ebenso zu vermeiden sein, wie das enge Einschieben zwischen andere Waffen.

Die Vorteile, welche aus einer weitgehenden, militärischen Organisation und Zucht der Trains seit den Tagen des Trosses erwuchsen, sind augenscheinlich. Günstigere Aussichten noch bietet in Rücksicht auf Paniken die Einstellung von Lastenselbstfahrern, durch die zumal bei vom Operationsgebiete entfernteren Kolonnen die Zahl der Fuhrleute und Pferde verringert

*) C. v. B.-K., a) Zur Psychologie des großen Krieges; b) Von der Kontinuität des Erfolges im Kriege. Deutsche Heereszeitung 1896, Nr. 32 bis 34.

**) Kunz, Der spanisch-amerikanische Krieg.

***) Verf. erinnert sich, von dem Ausbruch einer Panik in einem russischen Theater gelesen zu haben, die ein Offizier erstickte, indem er mit erhobenem Revolver jeden zu erschießen drohte, der zum Ausgange heftig dränge.

†) Lehrreich in dieser Hinsicht sind auch die Erfahrungen der Engländer mit Maultieren im südafrikanischen Kriege.

Digitized by Google

wird. Immer aber entbehren auch Bagagen und Kolonnen bei den fechtenden Truppen deren aus Überlieferung und dauernder Zusammengehörigkeit erwachsenen Korpsgeist.

Der leichteren Empfänglichkeit des Fuhrwesens für panische Einflüsse muß deshalb durch eingehende Anordnungen für Märsche und Unterkunft sowie durch Polizeiaufsicht vorgebeugt werden. Große Abstände von der Truppe bieten an sich keine ausreichende Bürgschaft, vielmehr wächst mit ihnen oft der ungünstige Eindruck, welchen Gerüchte und ihre aus der Front zurückkehrenden Träger erwecken.

Den Grundsatz, höhere Stäbe möglichst klein zu halten und die Masse der Zugeteilten, der Ordonnanzen und Handpferde als zweite Staffel folgen zu lassen, legt neben anderen Gründen auch die Rücksicht auf Paniken nahe, die bei den Handpferden wiederholt eingerissen sind.

Hinsichtlich der Infanterie seien die Mittel einer kriegsgemäßen Friedensausbildung genannt, welche Paniken am wirksamsten vorbeugen. Es sind vorzugsweise Übungen in waldigem und in anderem, die Übersicht erschwerenden Gelände unter besonderer Berücksichtigung des schnellen Herstellens geschlossener Verbände; sodann überraschende Anforderungen, wie sie Alarmierungen und Überfälle stellen. Die Nacht ist häufig zu benutzen;*) denn sie, die nach dem Dichterwort keines Menschen Freund ist, muß des Soldaten Freund werden. Als oberstes Ziel aber steht das dauernd wirksamste Abwehrmittel, eine Mannszucht, die auch „in ernsten Augenblicken und unter dem Eindruck unerwarteter Ereignisse" nicht versagt.**) Daß daneben die Beschäftigung des Offiziers mit dem gemeinen Mann, die Sorge für dessen Bedürfnisse nicht fehlen darf, ist ebenso anerkannt, wie die Abhängigkeit der seelischen Spannkraft von dem körperlichen Zustande, zumal bei Durchschnittsnaturen. Dies führt auf das viel erörterte Gebiet der individuellen Erziehung, aus dem für die Zwecke dieser Abhandlung nur die Notwendigkeit steten Ankämpfens gegen den in der menschlichen Natur wurzelnden Nachahmungstrieb erwähnt sein mag.

Doch darf neben der individuellen Arbeit die Einwirkung auf den Geist der Masse, seine Hinlenkung auf das in jedem Falle mit Daransetzung des Letzten zu erreichende Ziel nicht fehlen.***) Was Bonaparte in seinen ersten Feldzügen, ehe die gehäuften Menschenopfer ihn die Psyche der Masse mißachten ließen, was Suwarow und Blücher in dieser Beziehung leisteten,

*) Felddienst-Ordnung, Einleitung Ziff. 3.

**) Ebenda, Ziff. 29.

***) Als Mittel der Friedensausbildung steht — neben großen Marschanforderungen — bei der Infanterie der reglementarische Schlußakt des Angriffsgefechts mit dem Einbruch unter „Hurra" in den Feind obenan, wie sich dieser Akt in Wirklichkeit auch vollziehen mag.

Digitized by Google

wird in unseren größeren Verhältnissen von den Truppenführern aller Grade zu tun sein.

Neben Disziplin und Erziehung tritt somit der auf sie gegründete Führereinfluß. Seine Aufrechterhaltung erfordert von jedem Offizier ein Maß moralischer Kraft, welches in schwierigen Lagen, wie Paniken, befähigt, nicht nur geistesgegenwärtig, sondern auch willenskräftig zu sein. Und doch geht solche Willenskraft in der Masse leicht verloren. Nun ermöglicht dem höheren Führer eine richtige Wahl des Standortes, unberührt von Augenblickseindrücken, wie von dem gefährlichen Einfluß der Masse, das Ganze zu übersehen und einheitlich zu leiten. Sinngemäß muß jeden Offizier das innewohnende oder anerzogene Führerbewußtsein in dem Bestreben leiten, herauszutreten aus der Truppe und Abstand von ihr zu gewinnen, um sich — zunächst räumlich — frei zu machen von den Wirkungen der Masse und dadurch seine Einwirkung zur Geltung bringen zu können.

Noch sei in Hinsicht der Massenstimmung beim Feldzugsbeginn der Wert eines Kriegszwecks von durchschlagender Volkstümlichkeit genannt und betont, daß er für den Deutschen weniger in der Erregung nationaler Leidenschaften besteht, als in dem Bewußtsein von der Gerechtigkeit seiner Sache. —

Doch über dem Vertrauen in die Sache noch steht das in die oberste Führung, deren Initiative fortreißt und bis in die Masse hinunter die Willenskraft weckt, welche — nach Clausewitz das einzig Positive in der Unsicherheit des Krieges — keinen Raum läßt auch für das vorübergehende Auftreten von Paniken.

Gedruckt in der Königlichen Hofbuchdruckerei von E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW12, Kochstraße 68–71.

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Schlacht bei Kesselsdorf.

Vortrag, gehalten in der Militärischen Gesellschaft zu Berlin zur Feier des Friedrichstages 1904

von

v. Lindenau,
Oberst und Abteilungschef im großen Generalstabe.

(Mit zwei Plänen in Steindruck.)

Nachdruck verboten.
Übersetzungsrecht vorbehalten.

Dem Gedächtnis König Friedrichs gilt in Betätigung eines alten schönen Brauchs die heutige Versammlung der Militärischen Gesellschaft. Der Feier des 193. Geburtstages des großen Königs soll diese Abendstunde geweiht sein!

Da mag es gewiß jedem zunächst auffallend erscheinen, daß ich aus der stattlichen Zahl fridericianischer Siegestage dieser Feier die Betrachtung einer Schlacht zugrunde legen will, in der der Königliche Feldherr sein Heer nicht selbst kommandiert hat, der er nicht einmal beiwohnte, sondern die der Sieg des Fürsten Leopold von Dessau ist.

Wie ihn uns Adolf v. Menzels Künstlerhand in den Illustrationen zur Kuglerschen Geschichte dargestellt hat, und wie ihn uns auch Wilhelm Camphausens bekanntes Bild zeigt: Auf dem schneebedeckten Felde von Kesselsdorf vor der Front seiner Grenadiere, mit hocherhobenem Degen, den Blick zum Himmel gewandt, in heißem Gebete den Sieg des Allmächtigen erflehend, so steht der „alte Dessauer" als der Sieger von Kesselsdorf im Gedächtnis der Deutschen.

Mit Recht verehren diese in ihm einen echten volkstümlichen Helden.

Schon in jüngeren Jahren auf den Feldern von Cassano, Höchstedt und Turin als entschlossener Führer erprobt, vollbrachte der Schöpfer des preußischen Drills gerade hier am Tage von Kesselsdorf, hochbetagt, nur zwei Jahre vor seinem Tode*) das Meisterstück seines Lebens.

Niemand hat mehr als König Friedrich den Sieg seines alten Feldmarschalls anerkannt. Entblößten Hauptes ist der König am zweiten Tage nach der Schlacht, am 17. Dezember 1745, dem Fürsten auf dem Schlacht-

*) Der Fürst stirbt am 9. April 1747 zu Dessau.

Digitized by Google

felde in der Nähe des Lerchenbusches entgegengegangen und hat ihn unter heißer Danksagung in Gegenwart aller Generale und Offiziere umarmt.

Mit keinem Worte hat er die Vorgänge erwähnt, die der Schlacht vorangingen, geschweige denn des eigenen Anteils gedacht, den er sich selbst an der Herbeiführung dieses Sieges zurechnen konnte. Bestand ein solcher Anteil tatsächlich, dann legt diese Handlungsweise des großen Königs gerade demjenigen, der diese Schlacht betrachten will, die ernste Pflicht auf, in eingehender Weise die Verhältnisse darzulegen, unter denen diese Schlacht zustande kam, um in gerechter Abwägung dann des Königs wie des Feldmarschalls Anteil an dem Siege von Kesselsdorf festzustellen.

Hierzu ist es unerläßlich, sich die Lage klarzumachen, in der sich zu Ende des Jahres 1745 auf dem in Frage tretenden Kriegsschauplatze die beiderseitigen Heere befanden.

Zu diesem Zwecke ist auf dem beigegebenen Plane I die Skizze der „Lage Anfang November 1745" angefertigt worden. Sie zeigt die preußischen Hauptkräfte in Schlesien, die österreichischen Hauptkräfte in Böhmen, die österreichische Heeresabteilung des Generals Grünne im Marsche vom Rhein, die Sachsen bei Leipzig, und ihnen gegenüber preußische Truppen unter dem Befehl des Fürsten von Dessau bei Halle.

Um diese dargestellte Lage ganz zu verstehen und sie richtig zu beurteilen, ist es leider notwendig, etwas weiter auszuholen.

Der König von Preußen hielt den Feldzug 1745 bereits gegen Ende November für beendet und hatte den Oberbefehl in Schlesien an den Feldmarschall Erbprinzen Leopold von Anhalt-Dessau übergeben. Er war am 30. Oktober nach Berlin abgereist, wo er am 1. November ankam.

Hier erfuhr er am 11. November, an dem Tage, der zur feierlichen Niederlegung der bei Hohenfriedberg und Soor genommenen feindlichen Feldzeichen in der Garnisonkirche von Berlin bestimmt war, durch den schwedischen Gesandten in Berlin Rudenskjöld, der ihm in besonderer Verehrung ergeben war, daß seine Ansicht von der Beendigung des Feldzuges eine trügerische war.

Seine Gegner hatten bereits die einleitenden Schritte zu einem Winterfeldzuge begonnen, der den Ausgang des zweiten Schlesischen Krieges noch in letzter Stunde zu ihren Gunsten wenden sollte.

Rudenskjöld war in der Lage, dem König Friedrich die Abschrift eines Schreibens seines Dresdener Kollegen Wolfenstjerna zu übergeben, aus dem sich alle wünschenswerten Einzelheiten über den geplanten österreichisch-sächsischen Angriff ergaben.

Sachsen hatte bislang nur als **Hilfsmacht**, nicht als kriegführender Staat am Kriege teilgenommen, eine Unterscheidung, die der gesunde Realismus der heutigen politischen Begriffe wohl nicht zulassen würde, die der Auffassung des 18. Jahrhunderts aber entsprach. Sie wurde namentlich von

Digitized by Google

dem am zweiten Schlesischen Kriege nicht direkt beteiligten Rußland geltend gemacht. Nach dieser Auffassung durfte Sachsen den König von Preußen nicht in seinen Erblanden bekriegen und wiederum der König nicht nach Sachsen einrücken, sondern nur die sächsischen Truppen als Hilfstruppen der Österreicher bekämpfen.

Aber die von Rußland in dieser Hinsicht geltend gemachten Erklärungen beunruhigten König Friedrich nicht, denn die Zarin war weit. Sie konnte Sachsen keine rechtzeitige Hilfe bringen.

Nur die Rücksicht auf Frankreich, den Bundesgenossen Preußens, das eine Schonung Sachsens wünschte, hatte Friedrich zunächst von einem direkten Angriff auf Sachsen abgehalten. Er hatte daher nur dem Fürsten von Anhalt — bereits im April — befohlen, 16 Bataillone und 30 Schwadronen im Magdeburgischen zusammenzuziehen.

Aber Maria Theresias immer heißer werdendes Sehnen nach Zurückgewinnung ihres Juwels Schlesien begegnete sich mit den sächsischen Bestrebungen, die auf eine Erlangung des preußischen Saalekreises mit Halle abzielten. Österreich und Sachsen einigten sich am 29. August in einem geheimen Vertrage: den Krieg gegen Preußen auch während des Winters mit Nachdruck fortzusetzen und ihn in die preußischen Stammlande zu tragen.

Der erste Entwurf zu dem sächsisch-österreichischen Feldzugsplane vom 10. September 1745 stammte vom Oberkommandierenden des sächsischen Heeres, dem Herzog von Weißenfels, einem Oheim des regierenden sächsischen Königs Friedrich August II.

Er hatte etwa folgende Hauptgedanken:

1. das sächsische Heer marschiert von Leipzig, durch österreichische Truppen aus Böhmen verstärkt, zum Angriff auf Halle vor;
2. eine von der österreichischen Rhein-Armee abzuzweigende österreichische Heeresabteilung unter Graf Grünne geht auf Halberstadt vor.

   Beide nehmen den Fürsten von Anhalt zwischen zwei Feuer;
3. das böhmische Heer Österreichs unter Prinz Karl, bleibt zunächst in Böhmen der preußischen Hauptarmee unter dem König gegenüber, rückt dann aber, sobald der König nach Schlesien zurückgeht, in die Lausitz ein und über Bautzen auf Frankfurt a./O. vor.

Nach längeren Verhandlungen mit Österreich wurde dieser erste Entwurf durch das „Projekt zur künftigen Operation" vom 16. Oktober 1745 des Generals Rutowski abgeändert.

Die vom Rhein-Heere abgezweigte Abteilung unter Graf Grünne, etwa 6000 Mann stark, die sich am 13. Oktober von Heidelberg in Marsch gesetzt hatte, wurde aus ihrer aussichtsvollen flankierenden Richtung auf Halberstadt abgelenkt und in die Marschrichtung auf Guben gebracht, um so zwischen der sächsischen und böhmischen Armee, je nach Bedarf, die eine oder die andere unterstützen zu können.

Digitized by Google

Rutowski selbst sollte mit der sächsischen Hauptarmee vom 20. November ab selbständig operieren, Prinz Karl über Zittau nach Lauban rücken, um dem Angriffe der Sachsen auf die Mark den Rücken zu decken.

In diesem zweiten Operationsplane war die Aufgabe klarer erfaßt, die der Armee des Prinzen Karl gegenüber dem Heere des Königs zufiel. Dieser hätte wohl sicher mit schnellem Schlage die weit ausholende Unternehmung unterbunden, die der Herzog von Weißenfels in dem ersten Operationsplane dem Prinzen Karl über Bautzen auf Frankfurt a./O. zugedacht hatte. Andererseits war aber der gute Gedanke des ersten Entwurfs, der in dem gemeinsamen überraschenden Angriff des sächsischen Heeres und der Heeresabteilung Grünnes auf den Fürsten von Anhalt bestand, völlig aufgegeben. Dieser Angriff war nun dem sächsischen Heere allein überlassen.

Aber nicht einmal zu diesem sollte es kommen!

Am 17. November traf in Dresden ein Kurier aus Rußland ein mit der Mitteilung, daß man russischerseits Bedenken gegen einen sofortigen Angriff der Sachsen auf die preußischen Erblande erheben müsse.

Diese Warnung aus Petersburg genügte, um die sächsische Regierung ohne vorherige Mitteilung an den Prinzen Karl, für dessen Heer es bei den bisherigen Abmachungen verblieb, zu einer sofortigen Aufgabe des auf die preußischen Erblande geplanten Angriffs zu veranlassen.

Nunmehr sollte die eine Hälfte des sächsischen Heeres als „Observationskorps" bei Leipzig bleiben. Die andere Hälfte sollte sich unter Rutowski nach der Niederlausitz auf Guben in Marsch setzen. Grünne sollte diesem Marsche die linke Flanke decken und gleichzeitig Berlin bedrohen.

Mit diesen Abänderungen des Operationsplanes war bereits viel Zeit verstrichen.

Der gefährliche Gegner, den man überraschend hatte treffen wollen, war, wie bereits festgestellt, seit dem 11. November in dem Besitz des schlecht gewahrten Geheimnisses.

Mit der kühnen Entschlossenheit, die ihn in allen Lagen seines Lebens ausgezeichnet hat, zögerte König Friedrich nicht, diejenigen selbst zu überraschen, die ihn überraschen wollten.

Bereits am Tage nach Empfang der wichtigen Nachrichten fand am 12. November in Berlin die entscheidende Beratung des Königs mit dem Fürsten Leopold von Anhalt und dem Minister Grafen v. Podewils statt.

Beide bezweifelten die Richtigkeit der Mitteilungen des schwedischen Gesandten. Dem König dagegen stand ihre Richtigkeit außer allen Zweifeln angesichts der über den Marsch Grünnes und der aus Schlesien in den letzten Tagen eingetroffenen Meldungen. Die preußischen Vorposten in Schlesien sowie die Aufklärungsorgane in Böhmen hatten gut aufgepaßt und schnell den Aufbruch der Armee des Prinzen Karl gemeldet.

Digitized by Google

Der in Schlesien befehligende Erbprinz von Anhalt hatte die engere Versammlung des größeren Teils des Heeres um Rohnstock befohlen, die bis zum 6. November durchgeführt war.

Unter den Meldungen aus Schlesien, die der Erbprinz dem König übermittelte, war die des Generalmajors Graf Dohna, der wegen Auslieferung von Kriegsgefangenen in Böhmen verhandelte, von besonderer Wichtigkeit. Sie besagte unter anderem: Der Prinz Karl sei mit 40 000 Mann am 2. November von Gitschin nach Turnau und Reichenberg abgerückt.

Trotz dieser Nachrichten schien es dem Fürsten Leopold bei dem Fortgang der Unterredung unwahrscheinlich, daß der Kriegsschauplatz ohne zwingende Not nach Sachsen verlegt werden solle und die sächsische Regierung auf diese Weise sich vier Armeen in ihr Land ziehen wolle. Er meinte hiermit die des Königs, die des Prinzen Karl, die sächsische mit Grünnes Abteilung und die seinige.

Treffend hebt Ranke hervor, daß der „Gegensatz der beiden Naturen" des Königs und des alten Dessauers bereits bei dieser Unterredung deutlich hervortrat und den Schlüssel für die ganze weitere Entwicklung dieses sich immer mehr zuspitzenden Gegensatzes bilde.

Der König hatte angesichts der veränderten Kriegslage sofort die geeigneten Aushilfen zur Hand.

Von zwei Seiten sollte der Einmarsch in Sachsen erfolgen. Von Halle aus sollte der Fürst Leopold geradenwegs auf Leipzig vorgehen. Von Schlesien aus wollte der König das Heer selbst vorführen. Das Zeichen für den Beginn des beiderseitigen Vormarsches sollte das tatsächliche Einrücken des Prinzen Karl in die Lausitz sein.

Zu dem Angriff wollte der König alle verfügbaren Kräfte einsetzen. Das soeben erst zurückeroberte Oberschlesien sollte aufgegeben, der Schutz von Niederschlesien dem Generalleutnant v. Nassau mit etwa 12 000 Mann, der Schutz von Berlin dem Generalmajor Grafen v. Hacke mit etwa 5000 Mann übertragen werden.

In diesem Sinne erließ der König alle erforderlichen Befehle. In einem Schreiben vom 15. November (Nr. 1) wird das mit dem Fürsten Leopold Verabredete schriftlich festgelegt und ergänzt.*)

Alle Einwände, die ihn von seinem „Hauptwerk" abziehen können und auch aus Schlesien an ihn herantreten, weist der König unerbittlich ab.

Bereits am Morgen des 16. November von Berlin aufgebrochen, übernimmt der König am Mittag des 18. November in Nieder-Adelsdorf den Befehl des Heeres wieder. Von dort aus am 19. ergänzt er in einem

*) Vergl. die Anlage am Schlusse: „Versuch einer Zusammenstellung des Briefwechsels zwischen dem König und Fürst Leopold von Dessau usw."

Digitized by Google

zweiten Schreiben (Nr. 2) an den Fürsten Anhalt seine Befehle und faßt in einem Schreiben vom 21. — es war das dritte — noch einmal die Instruktion für den Fürsten zusammen.

Dies Schreiben (Nr. 3) lautete wörtlich:

„Da Ich vernommen habe, daß Ew. Liebden noch einige precisere Instruction über den punct zu haben wünschen wie dieselbe sich zu verhalten hätten, daferne die Sächsische Armée durch das Corps des Generals Gruene verstärkt bei Leipzig und auf den Grentzen Meines Landes zusammen stehen bliebe; So habe Ich deroselben darauf in Antwort zu ertheilen nicht ermangeln wollen, daß

1tens ich es zuvörderst bei allen denen Instructiones bewenden laße, welche ich Ew. Liebden so mündlich als schriftlich vor meiner Abreise von Berlin ertheilt habe.

2tens bleibt es bey dem principio daß so lange hier und in der Laußnitz noch alles stille bleibet und die Oesterreicher nicht in die Laußnitz einmarchiren, Ew. Liebden sich auch dero orthes stille halten, es wäre dan daß die Sachsen dort bald etwas feindliches gegen meine Lande unternehmen wollten.

3tens Sobald aber die Oestreicher in der Laufsnitz einmarchiret seind, so ist nichts anderes zu thun, und erfordern es Meine umstände und Mein Dienst absolüment, daß Ew. Liebden die feindliche Armée bei Leipzig ohne weiteren Anstand attaquiren und zu schlagen suchen, wan schon der General Gruene mit seinem Corps zu den Sachsen gestoßen wäre, die Superioritet an Truppen, welche die feindliche Armée auf letzteren Fall über die Armée so Ew. Liebden zu commandiren haben, wird tout au plus in ohngefähr 6 Bataillons und 3 Esquadrons bestehen, welche aber wie Ich persuadiret bin durch bravour Meiner trouppen und durch die gute Disposition so Ew. Liebden nach dero großen Kriegs Experience machen werden vollenkommen balancirt werden wird; da wir gottlob die Exempel vor uns haben, daß wir einen superieuren Feind, mit einer weit geringeren Anzahl unserer trouppen geschlagen haben.

4tens weil auch verlauten will, als solte des Feindes project seyn, daß der Oestreichsche General Gruene mit seinem Korps einen march nach der Laußnitz und so weiter nach der Chur-Mark thun, um in solche einzudringen, so zweifele Ich zwar noch an der realitet dieses projects, solte dieser cas dem ohnerachtet doch geschehen so ist Meine Intention alsdan daß wenn der General Gruene mit seinem Corps entweder nach Wittenberg oder der Gegend, oder nach der Laußnitz marchiren solte, Ew. Liebden alsdan der sächsischen Armée auf den Hals gehen und solche attaquiren und schlagen sollen, ich bin persuadiret, daß wie Ew. Liebden deshalb ein mouvement thun werden die Sachsen den General Gruene

Digitized by Google

bald wieder zurückkommen laßen werden, solte aber solches auch nicht geschehen und der General Gruene separiret agiren, so sollen Ew. Liebden sobald sie die Sachsen bei Leipzig geschlagen, den General Gruene sogleich folgen und attaquiren laßen."

Überblickt man diesen Brief, in welchem der König auch der Tapferkeit seiner Armee ein unvergängliches Denkmal gesetzt hat, so kann man nur sagen, er war eine Anweisung für den Fürsten von vollster Klarheit.

Inzwischen war in Schlesien des Königs Tätigkeit in diesen Tagen unermüdlich. Überall dringt er mit einer Gründlichkeit in die Tiefe der Dinge, die wir ja an mancher echten Feldherrnnatur bewundern, die aber in keiner so ausgesprochen ist, wie bei König Friedrich. Niemals begnügt er sich damit, große Gedanken hinzuwerfen, sondern mit dem ihm eigenen unübertreffbaren Fleiß setzt er seine ganze Persönlichkeit an die sichere Durchführung des Gewollten.

So macht er denn im ganzen 47 Bataillone, 105 Schwadronen, in einer Stärke von 30 000 Mann, zu seinem eigenen Angriff auf die Lausitz verfügbar.

Die in Nieder-Adelsdorf einlaufenden Nachrichten ließen erkennen, daß der Einmarsch der Österreicher in die Lausitz unmittelbar bevorstand.

Aber noch war der österreichische Einbruch nicht erfolgt, und bis dahin gedachte auch der König das sächsische Gebiet gewissenhaft zu respektieren.

Der König überführt das Heer in aller Stille am 20. November in eine Aufstellung an der Lausitzer Grenze um Ober-Mittlau, wohin auch das Königliche Hauptquartier geht.

Die Truppen des Generals v. Winterfeldt und Oberst v. Retzow sicherten diese Aufstellung. So stand der König zum Schlage bereit, aber noch verstrichen zwei Tage, bis er am 22. November Winterfeldts erlösende Meldung von dem tatsächlichen Einmarsch der Österreicher erhielt.

Sie war aus Gießmannsdorf 5 Uhr früh datiert.

Es hieß in derselben: „Sie kommen Gott sey Danck So wie es Ewr. Majestät wünschen können, es defiliirt alles diesseith der Neiss und glaube ich, daß Sie sich nicht ehr als bei Görlitz ausbreiten und die Armée en ordre de Bataille formiren werden, weil es zu Enge denn Weg, welchen Sie herkommen, umb anjetzo schon mit der Armee recht ordentlich marchiren zu können. Ich halte davor, daß Ihr Maaß voll und anjetzo die beste Zeit es überlaufendt zu machen."

Weitere Nachrichten bestätigten diese Meldung. Der König ließ das Heer daher noch im Laufe des 22. vorrücken, und zwar in Quartiere zwischen Bunzlau und Löwenberg. Er begab sich selbst nach Groß-Walditz. Es ist nun die Lage eingetreten, wie sie die Skizze auf Plan I zeigt.

Digitized by Google

Für den 23. befiehlt der König die Versammlung des Heeres östlich Naumburg zum Einmarsch in die Lausitz.

Dem Fürsten Leopold wurde der erfolgte Einmarsch der Österreicher in die Lausitz noch durch ein Schreiben des Königs vom 22. mitgeteilt. Es war das vierte, das an ihn abging und lautete:

„Da Ich anjetzo mit Gewißheit erfahre, daß die Oestreicher in die Lausnitz marschirt sind, so werde Ich jetzo das Ew. Liebden bewußte project zur Ausführung bringen. Und da Ich keinesweges zweifele daß nicht die Sachsen zugleich Ew. Liebden Orthes hostilität angefangen haben sollen; alß haben dieselben von dero Seite denselben auf den Hals zu rücken und solche so tüchtig als es ihnen immer möglich ist zu schlagen. Hauptquartier Ober-Mittelau d. 22. November 1745.

Nachschrift: ich hoffe das Ihr Durchl. dießes alles Positiv finden werden, es bleibet bei die order die ich ihnen gegeben habe, und wie ich mihr Mündlich mit Ihnen expliciret habe, und Mus von beiden Seiten die Sache mit allem vigueur angefangen werden."

Dies Schreiben lief bei dem Fürsten am 25. November ein. Obgleich nun der Fürst die entscheidende Mitteilung über das Einrücken der Oesterreicher in die Lausitz, die ihn nach den bisherigen Vereinbarungen zum sofortigen Beginn des Vormarsches verpflichtete, in Händen hatte, blieb er dennoch mit vorbereitenden Maßnahmen bei Halle stehen.

Das Schreiben des Königs vom 22. hatte sich mit einer Meldung Leopolds vom 22. (Nr. II) und einem Schreiben vom 23. (Nr. III) gekreuzt. In beiden Schriftstücken bat der Fürst den König erneut um Verhaltungsbefehle.

„Es quälten ihn besonders Zweifel darüber, wie er sich verhalten solle, wenn Grünne auf die Mark vormarschierte."

Aber der dritte und vierte Brief des Königs, die der Fürst am 25. hatte, mußten alle Zweifel beheben.

Die Österreicher waren in die Lausitz eingerückt; damit war der Zeitpunkt eingetreten, welchen der König für den Beginn der Operationen des Fürsten gegen die Sachsen mit aller Entschiedenheit in seinen Instruktionen bestimmt hatte.

Nun fällt am 23. November in der Lausitz der von dem König erstrebte „große Coup!"

Bei Katholisch Hennersdorf überrascht er einen Teil des Heeres des Prinzen Karl in glücklichster Weise. Ruhmvolle Trophäen sieht der Abend in den Händen der Preußen. Die Wirkung des Sieges ist eine derartige, daß es der Prinz Karl auf einen weiteren Kampf des am 24. früh bei Schönberg endlich versammelten Heeres gar nicht ankommen läßt. Selbst den naheliegenden Gedanken eines Rückzugs nach Dresden zur Vereinigung

Digitized by Google

mit den Sachsen gibt er auf, als die Preußen am 25. November sich in den Besitz von Görlitz mit seinen großen Magazinen und der dortigen Neißebrücke setzen und damit die nächste und beste Straße nach Bautzen in ihre Hand bekommen.

Das österreichische Heer geht unter großen Marschverlusten über Zittau nach Gabel zurück, wo es am 28. November, noch 18 000 Mann stark, eintrifft. Der König folgte mit der Masse des Heeres nicht über die Linie Bernstadt—Ostritz hinaus. Nur die Vorhut Winterfeldts geht weiter und holt die österreichische Nachhut bei Zittau ein und kann dem Könige melden, daß die Rückzugsstraße mit Fahrzeugen und Flüchtlingen aller Art bedeckt war.

Rittmeister v. Kleist von den Natzmer-Husaren, der über die Paßhöhe drängt, zählt über 2000 umgeworfene Fahrzeuge.

König Friedrich hatte angesichts des großen Erfolges, den seine Lausitzer Unternehmung bis dahin gehabt hatte, die Vorhut bei Zittau angehalten, das Heer am 29. November in weite Quartiere südwestlich Görlitz gelegt und in dieser Stadt auch selbst Quartier genommen.

Er hatte nun freie Bahn, um eine große Überlegenheit gegen die Sachsen und Grünne zur Geltung zu bringen. Nur vier Tagemärsche trennten ihn von Dresden.

In diesem erfolgversprechenden Augenblick tritt in der Person des Königs der Soldat hinter dem Politiker zurück. Dieser hoffte durch weise Mäßigung noch immer mit Sachsen auf Grund des hannoverschen Vertrages zu einer rascheren Verständigung zu gelangen. Darum unterbleibt der Vormarsch des ganzen Heeres auf Dresden und nur, um den politischen Gedanken nachzuhelfen und noch einen weiteren Druck auf den sächsischen Hof auszuüben, wird am 30. November der Generalleutnant v. Lehwald mit 10 Bataillonen und 50 Schwadronen auf Bautzen in Marsch gesetzt. Dem englischen Gesandten in Dresden, Villiers, wird durch Podewils Vermittelung die Anbahnung des gewünschten Sonderfriedens mit Sachsen übertragen.

Bei dem gleichzeitigen Druck, den das Vorgehen des Fürsten Leopold aus der Richtung von Halle nach der berechtigten Annahme des Königs auf die Sachsen bereits inzwischen ausüben mußte, war die Hoffnung des Königs auf ein Gelingen der von Villiers eingeleiteten Unterhandlungen eine wohlbegründete.

Aber der Druck von Halle her war in Dresden noch nicht fühlbar.

Der Fürst Leopold war trotz des seit dem 25. abends außer allem Zweifel stehenden Befehls zum Vormarsch noch vom 26. bis 28. bei Halle stehen geblieben, um das Eintreffen der unter Bedeckung des Dragonerregiments Bonin noch im Anmarsch begriffenen schweren Artillerie, sowie die Bereitstellung eines neuntägigen Vorrats an Brot und eines sechstägigen an Futter abzuwarten.

Digitized by Google

Dies sind gewiß Gründe, die den Aufschub des Vormarsches unter Umständen hätten rechtfertigen können, aber sie sind nicht ausreichend, um das dreitägige Warten in dieser Lage zu erklären. Man wollte den Feind überraschen. Das konnte nur gelingen, wenn man ohne Verzug handelte. Jeder Aufschub machte eine Überraschung unwahrscheinlicher.

Alle Versuche, das Verhalten des Fürsten dem Könige gegenüber in dieser Hinsicht zu rechtfertigen, wie sie unter heftigen Angriffen auf das Generalstabswerk gerade in letzter Zeit unternommen sind, werden den Fürsten angesichts der nachweisbaren vier Befehle des Königs zum Vormarsch nicht von dem Vorwurfe befreien, daß er hier unnötig gezögert habe.

Auch die in das Treffen geführte Erwägung, das zögernde Verfahren des Fürsten sei im Hinblick auf einen Weitermarsch der Grünneschen Heeresabteilung, die am 22. November Torgau erreichte und sich nun zwischen das sächsische und böhmische Heer in der Richtung auf Guben einschieben sollte, zu rechtfertigen, kann man nicht gelten lassen. Die beste Art, Grünne auf seinem etwaigen Weitermarsche zur Umkehr zu zwingen, war der dem Fürsten befohlene Angriff auf die Sachsen bei Leipzig.

Auch die Äußerung des Königs in dem Schreiben vom 22. November, „ich zweifele nicht, daß nicht die Sachsen zugleich Ew. Liebden orthes hostilität angefangen haben sollen", kann das Zögern des Fürsten nicht rechtfertigen. Der König hatte in den ersten drei Schreiben dem Fürsten die Instruktion gegeben, den Sachsen auf den Hals zu gehen, sobald die Österreicher in die Lausitz eingerückt wären. Das vierte Schreiben des Königs bringt nun die entscheidende Mitteilung mit der nochmaligen Aufforderung, die Sachsen so tüchtig als immer möglich zu schlagen. Da war der Fürst nicht berechtigt, von der so oft wiederholten Instruktion des Königs abzuweichen und stehen zu bleiben, nur weil die Vermutung des Königs, daß die Sachsen auch die Feindseligkeiten begonnen hätten, nicht zutraf. Die Nachschrift des Königs „es bleibet bei die order die ich ihnen gegeben habe, und wie ich mihr Mündlich mit Jhnen expliciret habe", mußte alle derartigen Bedenken des Fürsten beseitigen.

Am 27. abends erhielt der Fürst die vom 23. abends datierte Siegesnachricht von Katholisch-Hennersdorf, der die Worte zugefügt sind:

„Bey diesen Umständen ist nicht anderes zu tun, als daß Euer Liebden nur auf die bei Leipzig stehende feindliche Armée losgehn, und zweifele Ich nicht an einem guten succes."

Erst auf diesen erneuten Befehl, den fünften schriftlichen seit der ersten Entschließung des Königs, setzte sich der Fürst am 29. November mit seinem 25 000 Mann starken Heer in vier Marschsäulen auf Leipzig in Bewegung. Dort hatten die Sachsen nur ein etwa 10 000 Mann starkes Beobachtungskorps unter dem Generalleutnant Grafen Renard zurückgelassen, während

Digitized by Google

der Hauptteil der sächsischen Armee bereits im Rückmarsch von Leipzig nach der Gegend zwischen Dresden—Pirna war. Dort sollte das sächsische Heer die Ankunft der österreichischen Hauptarmee unter Prinz Karl aus Böhmen abwarten. Diese sollte sich von Gabel wieder am 3. Dezember in Bewegung setzen. Bei ihr waren aus Wien der Oberstkanzler Graf Harrach, aus Sachsen der Feldmarschalleutnant Grünne, Oberst Graf Purzurati und der Adjutant Rutowskis Oberst Baron v. Dyherrn eingetroffen, um die weiteren Operationen mit dem Prinzen Karl zu vereinbaren. Jeden Gedanken an eine Vereinigung mit Rutowski in der geraden Richtung auf Dresden nördlich des Gebirges hatte man aufgeben müssen. So blieb nur der Heranmarsch südlich des Gebirges. Anfänglich auf Aussig geplant, nahm man ihn schließlich in Ansehung der Wegeverhältnisse und des Umstandes, daß bei Aussig keine stehende Elbbrücke war, in der Richtung auf Leitmeritz auf, wo eine solche bestand.

Das sächsische Beobachtungskorps, das nördlich Leipzig unter dem Grafen Renard hinter der Parthe Aufstellung genommen hatte, wartete den Angriff des Fürsten Leopold nicht ab, sondern räumte seine Stellung und trat den Rückmarsch über Grimma zu seiner Hauptarmee an. Vergl. Plan I „Skizze der Heeresbewegungen in Sachsen und Böhmen von Ende November 1745 bis zur Schlacht bei Kesselsdorf".

Am 30. November im Besitz von Leipzig, hätte der Fürst nach den Weisungen des Königs, die wir bereits kennen gelernt haben, nunmehr unverzüglich auf Dresden vorrücken müssen, um entweder dort die Sachsen zu schlagen oder sie zum Land hinauszutreiben. Der Fürst indessen verfuhr anders.

Er verblieb am 1. und 2. Dezember in Leipzig wieder aus dem Grunde, um die immer noch nicht eingetroffene schwere Artillerie und die Bonin-Dragoner abzuwarten, die nun endlich hier eintrafen.

Nicht weniger als drei Briefe (den sechsten, siebenten und achten) erhielt der Fürst am 1. Dezember vom Könige, die ihn alle zum Vorgehen drängten.

So sagt der König in dem Schreiben vom 26. November (Nr. 7):

„Meine Instruktion ist daß Ew. Liebden die sächsische Armée nur gar nicht menagieren, sondern solcher gerade zu Halse gehen sollen, dann Ew. Liebden solche dorten vielleicht eben so leichtes Kaufes haben werden, als wir die hiesige gehabt haben."

Trotzdem setzte sich der Fürst erst am 3. Dezember wieder in Bewegung, aber nicht auf Dresden hinter dem zurückgehenden Feinde her, sondern über Eilenburg auf Torgau!

Der Marsch auf Eilenburg ist insofern erklärlich, als der Fürst auf Grund aller Nachrichten, namentlich der Aussagen zahlreicher Deserteure, zu

Digitized by Google

der Ansicht gelangt war, daß die Sachsen über Eilenburg abgezogen waren. Dorthin war auch Generalmajor v. Bredow mit acht Eskadrons vorgesandt worden, um die dortige Muldebrücke schnell in den Besitz der Preußen zu bringen. Als man dann aber in Eilenburg anlangte, dort nichts von den Sachsen fand, da konnte kein Zweifel bestehen, daß sie in anderer Richtung, also voraussichtlich über Grimma abgezogen waren.

Die Feststellung ihres Verbleibs war eine Aufklärungsaufgabe, deren Erfüllung unerläßlich war, um der nun achtfachen Weisung des Königs zu entsprechen, der sächsischen Armee auf den Hals zu gehen, wo sie sich auch immer finde. Die Erfüllung dieser Aufgabe war nicht schwer. Wir sind wohl berechtigt, anzunehmen, daß sie die fridericianische Kavallerie in schnellster und sicherster Weise gelöst hätte. Das Unterbleiben der erforderlichen Aufklärung war eine Unterlassungssünde, deren Folge deutlich zutage tritt, als man nach Torgau weiter marschiert und dort so gut wie nichts vom Feinde findet.

Bevor der Fürst aber von Eilenburg abrückt, erhält er von dem unermüdlich weiterwirkenden König noch zwei Briefe, den neunten und zehnten. Sie sind vom 28. und 29. November und wohl geeignet, den Fürsten auch in letzter Stunde noch von dem falschen Wege, den er verfolgen wollte, abzubringen. Der eine dieser Briefe (10.) zeigte dem Fürsten deutlich den erwachenden Unmut des Königs über sein zögerndes Vorgehen. Es hieß in ihm zum Schlusse: „Ew. Liebden werden selbst erachten, wie viel mir daran gelegen ist und wenn deroseits darunter verzögert oder biaisiret würde, würde ich nicht nur davon zum höchsten unzufrieden zu sein Ursach haben, auch solches nie vergessen, sondern dieselbe sich dadurch die größte Verantwortung zuziehen würden. Ich bin mir aber eines anderen von deroselben gewärtig und glaube, daß Ew. Liebden als ein erfahrener und rechtschaffner Offizier meiner allerpositivsten Ordres exequieren werden."

Den Fürsten brachte aber auch dieser Brief nicht zur Einsicht, sondern nur in hellen Zorn.

In dem Schreiben vom 7. Dezember (Nr. VIII) sagt er: „Ich habe den Chagrin gehabt die drei*) Schreiben vom 29. vorigen Monats, als eines durch eine Estaffette und zwei durch abgeschickte Boten, vor einige Tage zu erhalten, worin mir Ew. Königliche Majestät doch sehr unschuldig was imputieren, so ich nicht verschuldet habe, indem ich, als Ew. Königlichen Majestät Ordre vom 23. (also Nr. 5) den 27. erhalten, sofort den 29. den Marsch habe antreten lassen und den Befehl ohne Anstand und Zeitverlust habe executieren lassen; und da ich also nicht capable bin, so etwas

*) Unter dem Datum des 29. November ist nur ein Schreiben nachweisbar. Die Antwort des Fürsten bezieht sich wohl auf die Schreiben Nr. 10 bis 13.

Digitized by Google

zu thun, als Ew. Königliche Majestät mir zur Last legen, so hoffe und bin versichert, daß ich dergleichen nicht mehr erleben werde."

Die Antwort, die der Fürst hiermit dem König erteilte, ist mit den Tatsachen, die hier dargelegt worden sind, nicht in Einklang zu bringen.

Aus diesen Feststellungen geht hervor, daß der Fürst jedenfalls nicht berechtigt war, zu sagen, daß er den Befehl des Königs ohne Anstand und Zeitverlust exekutiert habe. Ich möchte zur völligen Klarstellung dieser Angelegenheit noch einmal zusammenfassend folgendes hervorheben:

Nicht das am 27. beim Fürsten eintreffende Schreiben des Königs vom 23. November (Nr. 5), sondern das Schreiben des Königs vom 22. November (Nr. 4), das das Einrücken der Österreicher in die Lausitz meldete, war das entscheidende. Es war beim Fürsten bereits am 25. November eingegangen.

Der Fürst hat daraufhin den Vormarsch statt am 26. November erst am 29. November begonnen.

Er ist zwei Tage, am 1. und 2. Dezember unnötig in Leipzig stehen geblieben.

Er hat bei Eilenburg sofort wieder drei Tage, vom 3. bis 5. Dezember, Halt gemacht, und ich muß noch hinzufügen, daß er dem König sehr unzulänglich und unklar Bericht erstattete, so daß dieser gar nicht genau wußte, wo der Fürst war. Noch am 1. und 2. Dezember hieß es in den Meldungen des Fürsten (Nr. VI und VII) ganz allgemein, daß er nach „Seiner Königlichen Majestät Befehl den Marsch nach der Mulde fortsetzen" und weiter über die Mulde nach der Elbe marschieren werde.

Wer sollte darauf kommen, daß er dies in der Richtung auf Torgau tun wolle?

Die Gründe, die man zur Rechtfertigung des Marsches auf Torgau gerade in letzter Zeit vorgebracht hat, sind die folgenden: Dieser Marsch sollte den Feldmarschall in den Besitz des großen Torgauer Magazins bringen. Er sollte ihm auch den Muldeabschnitt am sichersten öffnen und die sächsische Armee im Rücken bedrohen. — Wie bereits festgestellt, war diese längst im Rückzuge. Der Marsch sollte dem Fürsten fernerhin die erforderliche Fühlung mit dem Könige bringen und zur Vermeidung des angeblich mißlichen Vorgehens auf dem linken Elbufer führen. Dieses allein konnte aber einen entscheidenden Erfolg anbahnen, der allerdings das Wagnis in sich schloß, die vereinigten Sachsen und Österreicher unter Grünne anzugreifen. Aber dieses Wagnis war kein außerordentliches, „da wir", wie König Friedrich bereits am 21. November dem Feldmarschall wörtlich geschrieben hatte, „gottlob die exempel vor uns haben, daß wir einen superieuren Feind mit einer weit geringeren Anzahl trouppen geschlagen haben".

Digitized by Google

Aber diese kühne Sprache des Siegers von Hohenfriedberg und Soor, der sich freigerungen hat von der Methodik der Zeit, will dem auf sie eingeschworenen Feldmarschall nicht einleuchten.

Am 3. Dezember erfuhr König Friedrich, daß seine diplomatischen Bemühungen in Dresden voraussichtlich erfolglos sein würden! Der sächsische Hof hatte die Hauptstadt verlassen, sich nach Prag begeben, um auf Österreichs Seite auszuharren. So blieb nichts übrig, als den Kampf fortzusetzen. Aber die Verhandlungen hörten doch nicht ganz auf, und dies ist zu berücksichtigen. — Zunächst rückte Lehwald am 3. nach Kamenz. Der König verlegte sein Hauptquartier nach Bautzen. Eine baldige Verbindung zwischen Lehwald und dem Fürsten Leopold über Meißen war nun zu eröffnen.

Das hatte der König Friedrich bereits aus Görlitz (Schreiben Nr. 11) dem Fürsten mitgeteilt, als ihm dort am 4. Dezember die erste vom 30. November aus Eutritzsch datierte Nachricht (Schreiben Nr. V) von dem endlich erfolgten Vormarsch des Fürsten zuging und er ihm trotz allen Zögerns doch noch „tausend Glück zu der glorieusen expedition" wünschte.

In schneller Folge aufeinander erhält anschließend an dies Schreiben der Fürst in Torgau von dem nicht ermüdenden König noch weitere sieben (Nr. 12 bis 18) Schreiben aus Görlitz und Bautzen, die immer wieder die Forderung bringen: „Die Sachsen durch das Gebirge nach Böhmen zu jagen" — „gerade gegen Dresden hin marschieren, ohne den Sachsen die Zeit zu lassen, sich von der ersten Konsternation zu recolligieren" — „die Operationen mit vigueur fortzusetzen."

Bei allen diesen Schreiben ahnt der König immer noch nicht, wo der Fürst hingeraten ist. Er wußte ihn seit dem 4. oder 5. im Vormarsch nach der Elbe und berechnete, daß er am 8. oder 9. vor Meißen sein müsse. Er befahl daher Lehwald, von Kamenz am 7. einen starken Marsch vorwärts zu machen in der Richtung auf Meißen, damit er gleichzeitig mit dem Fürsten dort eintreffe.

In Bautzen am 6. Dezember erhielt der König Nachrichten, daß die Armee des Prinzen Karl in Böhmen im Marsche auf Leitmeritz sei und die Gegner „das Spiel noch keineswegs endgültig für verloren geben". Der König berechnete, daß, wenn der Prinz Karl am 6. mit der Spitze des Heeres Leitmeritz erreichen würde, er dann in sechs Märschen, also am 12., bei Dresden seine Vereinigung mit dem sächsischen Heere bewirken könne. Standen nun auch bereits am 8. nach seiner Berechnung der Fürst und Lehwald bei Meißen vereint und mithin nur einen Tagemarsch von Dresden entfernt, so blieben ihnen immerhin nur noch vier Tage, innerhalb deren die Sachsen mit Grünne geschlagen sein mußten, wenn man mit diesen abrechnen wollte, bevor die Armee des Prinzen Karl zur Stelle war. Es war dem-

Digitized by Google

nach ungesäumtes Handeln geboten. Daher wurde dem Fürsten noch am 8. geschrieben (Nr. 18): „Können nun Ew. Liebden zwischen dem 9. und dem 12. dieses den Sachsen auf den Hals gehen und jagen sie nach Böhmen hinein, so können die Österreicher nicht zu ihnen stoßen, sondern müssen sich einer auf den anderen culbitiren und zusammen nach Böhmen laufen."

Dem Fürsten wurde Lehwald unterstellt, der über Meißen zu ihm stoßen sollte. Nur die Husarenregimenter Zieten und Ruesch, von der Heeresabteilung Lehwalds, wurden in ihrer Aufklärung auf Dresden belassen, die in einwandfreier Weise ergab, daß die ganze sächsische Armee mit Grünne vereint auf dem linken Ufer der Elbe zwischen Dresden und Pirna stehe. Auf dem rechten Elbufer war nur starke sächsische Kavallerie, die aber zum größten Teil am 8. wieder nach Dresden zurückging. Dresden selbst war nur von 28 Kreis-Kompagnien und 3000 Abgezweigten aller Regimenter besetzt, deren hier angegebene genaue Stärke der preußischen Kavallerie natürlich verborgen blieb.

Das Heer des Königs gelangte von Bautzen aus vom 9. bis 11. Dezember in einen Unterkunftsbezirk westlich Kamenz—Bischofswerda, dessen Grenzen aus der Skizze zu ersehen sind. Lehwald, der am 7. Dezember Tauscha erreicht hatte, gelangte am 8. Dezember nach Gröbern, sein rechter Flügel stieß dicht nördlich Meißen an die Elbe. In Meißen stand der sächsische Generalleutnant Sybilski mit seinem Chevauxlegersregiment, zwei Ulanenpulks, vier Grenadierkompagnien und zwei Geschützen. Die Brücke war nur unzureichend zerstört, aber die Elbe trieb Eis und gestattete keine Verwendung von Booten. Nachdem die Sachsen die Aufforderung zur Übergabe abgelehnt hatten, eröffnete Lehwald das Feuer. Er hoffte, daß dieses den Fürsten zur gemeinsamen Wegnahme von Meißen herbeiführen würde. Indessen nur ein aus Torgau zum Könige zurückeilender Bote brachte die Nachricht, daß der Fürst noch immer dort stehe. Er war mithin noch drei Tagemärsche von Meißen entfernt. Spät am Abend des 9. erhielt König Friedrich das durch den Jäger überbrachte Schreiben vom 7. Dezember aus Torgau (Nr. VIII) und damit endlich den Aufschluß, wo der Fürst überhaupt war. Dieses Schreiben des Fürsten enthielt die Antwort auf die Schreiben des Königs vom 4., welche den Vormarsch Lehwalds auf Kamenz und den Befehl enthielten, mit diesem in der Richtung auf Meißen zusammenzuwirken. Die Art, wie der Fürst dies zu tun beabsichtigte, mußte den König auf das höchste überraschen. Der Fürst meldete dem König, daß er bei Torgau die Elbe überschreiten wolle, um auf dem rechten Ufer an Lehwald heranzurücken.

Wer kann sich wundern, daß der König nun in heftigen Zorn geriet, sah er doch seinen ganzen Winterfeldzug in Frage gestellt. Er schrieb dem Fürsten noch am 9. abends (Nr. 19) u. a.:

Digitized by Google

„Ich bin extrem frappiret worden als ich aus Ew. Liebden Schreiben vom 7. dieses erfahren habe, wie Dieselben den Sinn meiner ordre vom 4. dieses so genommen haben, als ob sie über die Elbe diesseits gehen und auf dieser seyte zum General Lehwalden stoßen solten. Ich muß Ew. Liebden sagen, daß Ich Dero bisherige operationes nicht approbiren kann, weil solche so langsam gehen, und wo was im Stande wäre, Mich hier in Unglück zu bringen, so wäre es gewiß Ew. Liebden Saumseligkeit. Hier seyndt zehn dergleichen Schlößer mit Landt Militz besetzet, welche wir alle liegen laßen, und uns nicht daran kehren. Es ist mir nicht in den Sinn gekommen, daß Ew. Liebden über die Elbe kommen solten, ich weiß auch nicht wie Ew. Liebden in die Gedanken kommen können, daß sie über die Elbe dießeits kommen wolten, wenn dieselbe dießeits vorgehen so wäre solches eben soviel als mir hier das Messer an der Kehle gesetzet. Ich begreife auch nicht, wie Ew. Liebden dießeits der Elbe Meißen nehmen wollen, da dieser Ort jenseit der Elbe liegt, noch weniger begreife Ich, wo Ew. Liebden dan dießeits der Elbe weiter hin wollen. Ich schicke daher Ew. Liebden den Capitain von Oelsnitz hin damit derselbe einmahl auf eine convenable arth und nach Meiner Intention agiren möge; ich kan nicht leugnen, das ich gar übel von Ihr Durchl. Manoeuvres zufriden bin, sie gehen So langsam, als wen Sie sich vohrgenommen häten, Mich aus Meiner avantage zu setzen, und weilln diese Sachen ernsthaft Seindt, So Rahte ihnen als ein guhter Freundt, Solche mit Mehrer vigeur zu tractiren, meine ordres ponctueler zu exsecutiren Sonsten Sehe Mihr gezwungen zu exstremiteten zu Schreiten die ich gerne evitiren Wolte. ich weiß auch das ich mihr alle Mahl So deutlich exsplicire das sein tage kein officir von meiner armée geklaget hat, das er mihr nicht verstünde und ist mein Velt Marschal der eintzige, der Meine deutliche befehle nicht verstehen kan oder verstehen wil. ich kan es nicht begreifen und bin in dem großen Misvergnügen dan Sie bringen Mihr um Ehre und reputation."

Das waren zwar nicht unverdiente, aber doch sehr harte Worte, die den Feldmarschall auf das tiefste treffen mußten. Der König fühlte dies in seinem edlen Herzen sofort auch selbst, und als ihm inzwischen der Fürst auf das Schreiben des Königs vom 5. abends (Nr. 15) meldete, daß er sich am 11. von Torgau auf dem linken Ufer der Elbe in Marsch setzen werde (Nr. IX), schrieb er ihm sofort beschwichtigend und begütigend:

(Nr. 20) „Wenn Ich Mich gestern in dem an Ew. Liebden durch den Capitain Oelsnitz geschickten Schreiben etwas vif exprimiret habe, So werden Ew. Liebden selbst zu ermeßen belieben, daß solches in der ersten Consternation geschehen ist, welche ich über den Misverstandt Meines Schreibens vom 4. dieses gehabt. Ew. Liebden werden also es lediglich Meiner großen surprise zurechnen, wenn Ich deßfals wie geschehen, Mich

Digitized by Google

exprimirt habe. Nachdem ich aber das Vergnügen gehabt in der Nacht ganz spät erhaltene beide Schreiben vom 9. dieses zu ersehen, daß dieselben nach Empfang Meiner Schreiben vom 5. und 6. Dero sentiments geändert haben, auch alles nach Einhalt gedachter Schreiben zu executiren Vorhabens sind; So bin Ich dadurch wiederum völlig consoliret, und von dem was Ew. Liebden sonst melden, zufrieden."

Er fügte am Schlusse aber doch wieder zu:

„Die Comunication mit Meisen häten Wihr Schon gestern gehabt, und geschiehet Lewaldt der auf Meiner order dahin Marschiret ist ein affront So Seindt sie alleine Schuldt daran."

Am Mittag des 10. Dezember erreichte der Flügeladjutant v. Oelsnitz Torgau. Die mündlichen und schriftlichen Darlegungen, die er zu überbringen hatte, versetzten den Fürsten, wie der Adjutant selbst an den König berichtet, in den empfindlichsten Chagrin.

Er blieb wiederum dabei, die Befehle des Königs pünktlich befolgt zu haben. Erst am 8. habe es ihm klar werden können, daß er auf dem linken Elbufer auf Meißen rücken solle, am 9. und 10. habe er Vorbereitungen für den Weitermarsch getroffen. Den Tadel des Königs glaubt er nicht durch sachliche Gründe, sondern durch rein persönliche Abneigung gegen ihn entstanden. Das Rechtfertigungsschreiben, das er dem Flügeladjutanten mitgibt, schließt mit den Worten . . . „und kann nicht anders glauben, als daß Eure Königliche Majestät einen beständigen Haß gegen mir haben und behalten werden". (Schreiben Nr. XI.)

Der König schrieb ihm hierauf begütigend am 11. Dezember:

(Nr. 21) „In den gantz besonderen Umbständen worinnen Ich jetzo bin, und da es Mir auf die Ehre Meines Hauses und auf die Wohlfahrt Meiner Lande und Leuthe ankommt, wird es Ew. Liebden ohnmöglich befremden können, daß Ich in Sachen so das Wohlseyn und die Wohlfahrt Meiner Lande und Armée angehen, allen Ernst gebrauche und keinen schone. Ich kann Ew. Liebden auf Meine Ehre versichern, daß Ich gegen Dero Persohn keinen personellen Haß habe, worauf dieselben sich gewiß und fest verlaßen können; So weit aber gehet Meine Complaisance nicht, daß Jemanden es sey auch wer es auf der Welt es wolte, menagirete, wenn Ich sehe, daß Mein Interesse so genau damit verknüpft ist. Ich danke Gott! daß es diesmal mit dem Generalleutnant Lewald so gut abgelaufen ist. Morgen bin ich in Königsbrüg Mit der Armée, der Friden Sehet weitläufiger aus als es geschinen in deßen Marschiren Sie den 14. auf jener Seite der Elbe, und ich auf dießer seiten Nach Dresden, und den 15. darauf So Mus es ein Ende werden, und erfähret man das geringste vom Pr. Carel So stoße mit diesem Corps zu Ihnen."

Digitized by Google

Der König verlegte am 12. und 13. sein Heer in Quartiere südwestlich Königsbrück. Die Truppen waren hier in gleicher Weise bereit, nach Meißen wie nach Dresden zu rücken.

Am 11. setzte sich der Fürst von Torgau in Marsch und erreichte nach einem Marsch von 30 km Strehla. Am 12. früh 4 Uhr brach er bereits wieder auf. Um 2 Uhr nachmittags war seine Vorhut vor Meißen. Die sächsische Besatzung dieses Ortes war inzwischen verstärkt worden, so daß sie jetzt 18 Grenadierkompagnien, acht Geschütze stark war, abgesehen von Sybilski, der mit seinem Regiment und seinen beiden Ulanenpulks von Lommatzsch aus aufklärte.

Nachdem die Sachsen erneut eine Aufforderung zur Übergabe abgelehnt hatten, zog die Besatzung der Stadt wenig belästigt auf Dresden ab, während Sybilski bei Lommatzsch verblieb.

Im Hinblick auf den Umstand, daß die Straße von Strehla nach Meißen von Zehren ab ein 7 km langes Defilee zwischen dem Flußtal und dem steil ansteigenden Höhenrand ist, ließ der Fürst Leopold am 12. nur die Infanterie einrücken, die Kavallerie am Eingang des Defilees bei Zehren aufmarschieren und übernachten.

In Meißen ging man sofort an die Herstellung der Elbbrücke und schlug noch eine zweite oberhalb der stehenden. Schon bei Tagesanbruch am 13. konnten die Truppen Lehwalds ihren Übergang beginnen. Als dieser vollzogen und die Straßen der Stadt Meißen von den gleich durchgezogenen Truppen Lehwalds wieder frei waren, zog der Fürst nun die bei Zehren verbliebene Kavallerie nach. Als diese zum größten Teile bereits in den von Fahrzeugen aller Art in übelster Weise verfahrenen Engweg eingefädelt war, gelang es dem gut aufpassenden Sybilski, die beiden letzten preußischen Regimenter, die sorglos die Entwirrung der eingetretenen Marschstockungen abwarteten, zu überraschen, in den Engweg einzudringen und dort reiche Beute zu machen. Nur mit Hilfe der wieder umkehrenden Dragonerregimenter Stosch und Bonin gelang es, die Sachsen aus dem Engwege zu vertreiben.

Der König ärgerte sich über diesen Vorfall — als er ihm gemeldet wurde, — wie er schrieb, „bis in der Sehlen" und benutzte ihn, um dem Fürsten eine letzte Anfeuerung zu tatkräftigem Handeln zu geben: „Der heutige Tag wo Er glücklich ist, kann Alles wieder Guht machen." — (Nr. 24.)

Am 13. Dezember erbat sich der Fürst von dem Könige, damit er nicht abermals angeschuldigt werde, daß er den Befehlen des Königs zuwider handele, „positive ordres" wohin und wie weit er marschieren solle. (Nr. XII.) Der König wurde hierüber erneut sehr ungehalten. Er antwortete (Nr. 22): „Ihre Durchlaucht wissen, daß Meine Intention ist, daß

Digitized by Google

Sie die Sachsen aus dem Lande heraus jagen sollen, also wiederhole ihnen, daß dieses mein positiver Befehl ist." Die Ausführung aber vermeinte der König der „dexterité und dem savoir faire" des Fürsten überlassen zu können. Am Abend des 13. lagerte dieser, mit Lehwald vereint, trotz der winterlichen Kälte, auf den Höhen südlich Meißen in Schlachtordnung. Am 14. Dezember gelangte der Fürst bis zum späten Nachmittag nach Röhrsdorf, wo er wieder die Nacht vom 14./15. in Schlachtordnung lagerte. (Vergl. Übersichtsskizze zum Plane II.)

Der König verlegte am 14. Dezember, nachdem er die Vereinigung des Fürsten mit Lehwald und die Einnahme Meißens am 13. Dezember erfahren hatte, das Hauptquartier nach Radeburg, sein Heer in Quartiere südöstlich und südwestlich dieses Ortes. Der König hielt die Streitkräfte, über die Fürst Leopold und Lehwald zusammen verfügten, der vereinigten sächsischen Armee unter Grünne mit Recht für völlig gewachsen. Ihre Stärke war in der Tat annähernd gleich, etwa 30 000 gegen 31 000 Mann. Der König wußte ferner genau, daß von der über Leitmeritz im Anmarsche befindlichen Armee des Prinzen Karl bis jetzt nur vier Reiter- und zwei Husarenregimenter unter dem Fürsten Lobkowitz die Gegend von Schandau passiert hatten. Selbst wenn sie schon bei Rutowski zur Stelle waren, blieben der Fürst und Lehwald zusammen stark genug.

Gleichwohl beabsichtigte der König — wie er in dem Briefe an den Fürsten am 11. Dezember aussprach — mit seiner Armee über Meißen noch zum Fürsten zu stoßen. Das sollte geschehen, sobald der Fürst die Vereinigung der Sachsen mit Prinz Karl in Erfahrung gebracht hätte. So lange dies nicht feststand, rechnete der König mit der Möglichkeit eines feindlichen Vorstoßes auf dem rechten Elbufer von Dresden oder Pirna her, zumal er sich in völliger Unsicherheit darüber befand, wie weit der Heranmarsch des Prinzen Karl schon gediehen war.

Es blieb zu bedenken, daß, wenn das preußische Heer bei Meißen auf das linke Elbufer überging, die damals in viel höherem Maße empfindlichen, rückwärtigen Verbindungen des Heeres bei ihrer Richtung von Görlitz auf Meißen einfach bloßlagen. Dem Uferwechsel bei Meißen mußte die Einnahme einer vollständig neuen Front, die Verlegung der Verbindungen auf Torgau folgen. Das war eine schwierige Operation, aber der König wäre vor ihr nicht zurückgeschreckt, wenn er nicht der Ansicht gewesen wäre, sich vorläufig noch für zwei Möglichkeiten bereithalten zu müssen. Darum wollte er nach seinen eigenen Worten „à portée" bleiben, um entweder zum Fürsten stoßen zu können oder Front gegen Dresden zu nehmen.

Diese ständige Möglichkeit eines feindlichen Vorstoßes auf dem rechten Elbufer macht auch das bedachtsame Vorgehen des Königs von der Neiße zur Elbe, wie es in den Unterkunftsräumen auf dem Plane I zum Aus-

Digitized by Google

druck kommt, erklärlich. In jedem einzelnen dieser Unterkunftsbezirke hält der König mehrere Tage an. Je näher er der Elbe kommt, desto kleiner werden die Unterkunftsräume, desto schlagfertiger ist sein Heer. Es ist sehr interessant, festzustellen, daß österreichischerseits zweimal ein solcher Vorstoß, zu dem ja schon die preußischen durch die Lausitz nach Schlesien geführten Verbindungen aufforderten, tatsächlich in Vorschlag gestellt worden ist.

Es war der Vorschlag Grünnes vom 4. Dezember, mit seinem Korps und der sächsischen Armee von Dresden auf dem rechten Elbufer gegen den König vorzurücken, den die über Zittau wieder vorzuführende Armee des Prinzen Karl gleichzeitig angreifen sollte, von dem man aber zurückkam, als man sich sagte, daß alsdann der Fürst von Anhalt auch auf das rechte Elbufer rücken könne und mit dem Könige gemeinsam die sächsische Armee von zwei Seiten angreifen oder auf dem linken Ufer verbleiben und sich inzwischen Dresdens bemächtigen werde.

Nachdem sich das Heer des Prinzen Karl von Gabel aus wieder in der Weise in Bewegung gesetzt hatte, wie es seine Marschdarstellung auf dem Plane I*) erkennen läßt, und am 9. Dezember die Gegend von Lobositz erreicht hatte, kam man sogar nochmals auf den Gedanken eines Vorstoßes auf dem rechten Elbufer in die linke Flanke des Königs zurück. Diesmal gab man ihn wegen der Schwierigkeiten auf, die der Brückenschlag bei dem Eisgange der Elbe hatte. Jedenfalls steht also fest, die Österreicher haben einen Vorstoß auf dem rechten Elbufer gegen den König zweimal erwogen.

Den Grund, warum der König bei seiner sonst so kühnen Veranlagung nicht auch hier „praevenire“ spielte und seinen Feinden in der Richtung auf Dresden selbst entgegenrückte, haben wir bereits kennen gelernt. Er war rein politischer Natur. Der König glaubte mit dem Vertrage von Hannover in der Tasche noch immer gerade durch Mäßigung Sachsen zu einem raschen Sonderfrieden zu bringen.

Wenn er sich hierin getäuscht und in rein militärischer Hinsicht in den Tagen nach Katholisch-Hennersdorf große Vorteile vergeben hat, so gehören die Erwägungen des Königs, die hierfür bestimmend gewesen sein müssen, zu jenen psychologischen Vorgängen in der Seele großer Herrschernaturen, die schwer erklärbar sind, bei denen die Gedanken des Staatsmannes und Feldherrn zu keinem harmonischen Abschlusse gelangen können und darum ein unerfreuliches Ergebnis zeitigen. Ein schlagendes Beispiel hierfür ist Moskau 1812, wo der Feldherr Napoleon längst zurück mußte, aber der Staatsmann den Erfolg noch ertrotzen wollte.

Doch nun zu den Maßnahmen auf österreichisch-sächsischer Seite!

---

*) „Skizze der Heeresbewegungen in Sachsen und Böhmen, von Ende November 1745 bis zur Schlacht bei Kesselsdorf.“

Digitized by Google

Verhältnismäßig schon sehr schnell, bereits am 12. Dezember, traf im Hauptquartiere des Prinzen Karl — er befand sich an diesem Tage in Schönwald — die Nachricht ein, daß der Fürst Leopold im Anmarsche nach Meißen sei.

Die Nachricht machte allen weiter ausschauenden Plänen ein Ende. Es galt, der unmittelbar drohenden Gefahr zu begegnen. Der Prinz eilte am 13. seinem Heere nach Dresden voraus, das an diesem Tage nach dem beschwerlichen Marsche über das Erzgebirge zu seiner Erholung in etwas weitere Quartiere zwischen Pirna und Liebstadt gelegt wurde.

Rutowski und Grünne rückten am 13. in eine von ersterem ausgewählte starke Stellung hinter dem Zschoner Grunde bei Kesselsdorf, deren Besprechung ich mir vorbehalte. Hier biwakierten beide größtenteils in den kalten Winternächten vom 13./14. sowie vom 14./15. Dezember. Außerdem wurden die 3000 Abgezweigten ihren Regimentern zugeführt, dafür die 28 Kreiskompagnien, die die Besatzung bildeten, durch die Regimenter Bellegarde und Stolberg verstärkt.

Als der Prinz Karl in Dresden am 13. Dezember um 8 Uhr früh ankam, war man dort zu der Überzeugung gelangt, daß sich der König von Preußen nunmehr bei Meißen mit seinem Feldmarschall vereinigen werde, und daß man alsdann der preußischen Gesamtmacht auch in der starken Stellung hinter dem Zschoner Grunde nicht gewachsen sei. Man erörterte schon die Notwendigkeit einer Räumung Dresdens.

Erst als der Prinz Karl versprach, sein Heer nötigenfalls die Nacht vom 13./14. marschieren zu lassen, faßte man neuen Mut. Seine Truppen hatten aus dem Unterkunftsbezirke Pirna — Liebstadt bis zum Zschoner Grunde durchschnittlich 25 km Marsch; sie konnten mithin am 14. früh zur Stelle sein.

Als dann am 14. Dezember die Meldungen von dem glücklichen Überfall Sybilskis bei Zehren und die Nachricht eingingen, daß der Fürst Leopold am 13. von Meißen noch nicht weitermarschiert sei, und der König sich diesem Ort zwar auf dem rechten Ufer nähere, aber mit dem größten Teil seines Heeres noch auf dem linken Ufer wäre, belebte sich die Hoffnung weiter.

Ja, man wurde sogar sorglos und fing an, sich vor einem Angriff am 15. für sicher zu halten. Der Prinz Karl besichtigte am 14. mit Rutowski die ausgewählte Stellung hinter dem Zschoner Grunde, die sich von Kemnitz a./E. bis Kesselsdorf ausdehnte, und betonte die Notwendigkeit einer starken Besetzung des linken Flügels. Er sicherte zu, daß er im Falle eines feindlichen Angriffs sein Heer am Großen Garten bei Dresden sammeln und dann sofort zur Verlängerung der sächsischen Front nach Braunsdorf vorrücken würde. Vom Großen Garten bis nach Braunsberg beträgt aber die Entfernung 14 km.

Digitized by Google

Die beabsichtigte Versammlung des Heeres lag also zu der gewollten Verlängerung des linken Flügels der Stellung schon an und für sich unzweckmäßig. Durch den Umstand aber, daß man zur Schonung der allerdings sehr angestrengten Truppen die Quartiere über einen Raum ausdehnte, der eine Breite von 10 km, eine Tiefe von 8 km hatte, verschlimmerte man den begangenen Fehler ganz erheblich. Das wird sofort klar, wenn man sich auf der Übersichtsskizze des Planes II den Unterkunftsraum ansieht.

Berücksichtigt man ferner die Marschrichtung, aus der namentlich die linke Kolonne des österreichischen Heeres kam, dann ergibt sich die Gegend von Potschappel beinahe von selbst als diejenige, wo man das Heer, unter geringerer Marschleistung, weit besser versammeln konnte.

Ich wende mich jetzt zu der Besprechung der von Rutowski hinter dem Zschoner Grunde bei Kesselsdorf ausgewählten Stellung. Sie ist in dem Plane II in allen Einzelheiten erkennbar.

Diese Verteidigungsstellung hinter dem Zschoner Grunde ist auf ihrem rechten Flügel an der Elbe gut angelehnt. Ihr linker Flügel hat keine Anlehnung, findet aber in Kesselsdorf einen sehr starken Stützpunkt. Der Ort beherrscht gerade in seinem Westteil das Vorgelände bis auf 600 m. Er gestattete also in der voraussichtlichen Anmarschrichtung des Gegners für die damalige Zeit eine sehr gute Feuerwirkung. Diese war auch sonst aus allen Teilen der Stellung eine recht gute. Davon habe ich mich persönlich bei Erkundungen überzeugt, die ich im September des letzten Jahres auf dem Schlachtfelde von Kesselsdorf vorgenommen habe.

Die Frontausdehnung der Stellung beträgt 7,2 km. Zu ihrer Besetzung standen 31 000 Mann zur Verfügung, also nach heutigen Begriffen ein Armeekorps. Für die heutige Zeit würde diese Stärke bei unseren weittragenden Waffen für diese Front auch zu nachhaltiger Verteidigung genügen. Für die damalige Zeit war die Stellung für die vorhandenen Kräfte reichlich ausgedehnt.

Das Fronthindernis des Zschoner Grundes ist vor dem rechten Flügel der Stellung von unterhalb Zöllmen ab bis zur Elbe ein außerordentlich starkes. Die Talränder sind derartig steil, daß sie für Kavallerie ein Bewegungshindernis bilden, von der Infanterie nur in aufgelöster Ordnung, von der Einmündung des Roitzscher Baches ab nur kletternd überwunden werden können. Vor dem linken Flügel bilden weder der Zschoner Bach noch seine beiden Quellbäche, der Kessel- und Brückelbach, ein Hindernis, dessen Überwindung nennenswerte Schwierigkeiten verursacht.

Der linke, nicht angelehnte Flügel war daher im ganzen schwächer als der rechte. Es war also wahrscheinlich, daß sich gegen ihn der Angriff richten würde.

Eine Schwierigkeit bot hier der Stützpunkt Kesselsdorf. Dieser Ort erhielt, wie es in einer Beschreibung der Kirchdörfer der Ephorie Meißen

Digitized by Google

heißt, wahrscheinlich seinen Namen von seiner Lage in einer kesselartigen Bodensenkung auf dem Plateau zwischen Pennrich und Grumbach. In fruchtbaren Obstgärten und Alleen, in seiner ganzen Längsausdehnung von West nach Ost anmutig versteckt, springt nur der westliche Teil in einer Breite von 200 m auf die Höhe hervor, die geradezu bastionsartig das Gelände nach allen Seiten, wie bereits hervorgehoben, beherrscht, namentlich aber in der Richtung über den Lerchenbusch auf Wilsdruff.

Der Stützpunkt besaß also hier eine große Stärke. Jedoch war eine Umfassung seiner scharf vorspringenden Westseite nicht schwer. Namentlich die dem Südrande auf 300 m vorgelagerten Bodenwellen begünstigten eine Umfassung von Süden her in hohem Maße. Wir werden aber sehen, daß man hier die sich im Gelände bietenden Vorteile nicht ausnutzte.

Die Besetzung der Stellung wurde auf dem rechten Flügel von den Österreichern von Hause aus am 13. so bewirkt, wie auf dem Plane II eingezeichnet ist. Für den erkrankten Grafen Grünne hatte der Generalmajor Baron v. Elverfeld den Befehl übernommen. Zwanzig schwere sächsische Geschütze bildeten 1 km westlich Omsewitz eine starke Batterie.

Im Anschluß an diese österreichische Front war anfangs am 13. die sächsische Infanterie und Artillerie mit dem österreichischen Grenadierbataillon le Fée nur von Ockerwitz bis Zöllmen aufgestellt worden. Zwischen Zöllmen und Kesselsdorf stand nur die vereinigte österreichisch-sächsische Kavallerie, zusammen 54 Schwadronen stark.

Nachdem aber in der Nacht zum 15. Dezember eine Meldung Sybilskis einging, die den am 14. ausgeführten Vormarsch der Preußen von Meißen auf Röhrsdorf meldete, der ziemlich zweifellos seine weitere Richtung über Wilsdruff auf Kesselsdorf nahm, gab man dem Gedanken Folge, auf den der Prinz Karl bei der Besichtigung der Stellung bereits hingewiesen hatte, den linken Flügel zu verstärken.

Man nahm daher am Morgen des 15. eine ausgiebige Verlängerung des linken Flügels und eine außerordentlich starke Besetzung von Kesselsdorf vor. Dies führte dann genau zu der Kräfteverteilung in der Stellung, wie sie der Plan II zeigt. Sieben Grenadierbataillone unter Befehl des Generals v. Allnpeck standen nun zur Verteidigung des wichtigen Stützpunktes zur Verfügung. Vierzehn schwere und elf leichte Geschütze umspannten, von den Zimmerleuten der Infanterie durch Erdaufwürfe gedeckt, im Bogen den Westteil des Ortes, der somit eine ganz außerordentliche Stärke erhielt.

Die übrigen Geschütze (acht schwere und vierunddreißig leichte) wurden auf die Front der neuen Aufstellung der Infanterie, wie eingezeichnet, verteilt, die vom linken Flügel, Kesselsdorf, über den Wüsteberg bis an die Schlucht von Pennrich führte. Zwischen dem linken Flügel der österreichischen Stellung am Omsewitzer Wege und dem rechten der Sachsen am Pennricher Grunde

Digitized by Google

war nur eine 2 km lange Lücke entstanden. Auf dem sächsischen linken Flügel waren im ersten Treffen 16, im zweiten Treffen 6 Bataillone.

Wenn man die Verteilung der Infanterie und Artillerie in der sächsischen Stellung im ganzen als sachgemäß bezeichnen kann, so vermag man dies von der Kavallerie nicht zu sagen.

Anstatt sie zu einer wirkungsvollen Masse auf dem gefährdeten äußeren Flügel, zunächst etwa in der Gegend zwischen Kesselsdorf und Ober-Hermsdorf, zurückzuhalten, verzettelte man 46 Schwadronen auf der ganzen Front als zweites und drittes Treffen. Acht Schwadronen Chevauxlegers — Regimenter Prinz Karl und Rutowski — schob man recht unzweckmäßigerweise zum Schutze der großen Batterie dicht an den Nordsaum von Kesselsdorf heran, wie sie dort eingezeichnet sind. Zu ihnen stieß später der von dem preußischen Anmarsch nach vortrefflicher Erfüllung seiner Aufklärungsaufgabe zurückkehrende Sybilski mit seinem Chevauxlegersregiment, während seine beiden Ulanenpulks die einzige Kavallerie war, die ungefähr dort hinging, wohin die ganze Masse der Kavallerie gehörte, auf den äußeren Flügel in die Gegend zwischen Kesselsdorf und Ober-Hermsdorf.

Wenden wir uns nun zu dem preußischen Angreifer. Wie gedachte er seine schwierige Aufgabe zu lösen?

Am 15. Dezember um $7\frac{1}{2}$ Uhr — die Nacht dunkelte noch — brach er von seinem Lagerplatz bei Röhrsdorf, den die Husarenregimenter Dieury-Soldau gesichert hatten, flügelweise abmarschierend, in vier Marschsäulen auf. Die Übersichtsskizze zum Plane II veranschaulicht seinen Marsch, der über Sora südlich an Wilsdruff vorbei ging. Die Vorhut, Dieury- und Soldau-Husaren, unterstützt von dem an der Spitze des linken Kavallerieflügels marschierenden Dragonerregiment Stosch, warf die aufklärende sächsische Kavallerie unter Sybilski über Wilsdruff zurück und verfolgte sie, bis sie von Kesselsdorf Artilleriefeuer erhielt.

Der Fürst Leopold eilte dem weitermarschierenden Heere nach dem Steinhübel östlich Kaufbach zur persönlichen Erkundung voraus. Diese Höhe ist 314 m hoch und gewährt eine sehr gute Übersicht. Der Fürst konnte die vom Gegner gewählte Verteidigungsstellung, namentlich in ihrem linken Flügel, deutlich übersehen. Man erkannte Kesselsdorf in sicherster Weise als den mit starker Artillerie besetzten linken Flügel, nach rechts sah man nur, daß sich die Stellung über Pennrich hinaus bis zur Elbe fortsetzte. Deutlich sah man auch zwischen Kesselsdorf und Pennrich die drei Treffen des Gegners, und daß die Kavallerie hinter der Infanterie im dritten Treffen stand.

Der Marsch wurde südlich Kaufbach vorbei fortgesetzt, wie er auf dem Plane dargestellt ist. Die Richtung des Anmarsches war bis jetzt eine ganz glückliche. Sie konnte in ihrem weiteren Fortgang mit dem rechten Flügel in die Gegend südlich Kesselsdorf führen, also von selbst

Digitized by Google

dorthin, von wo der Angriff am leichtesten und aussichtsvollsten schien. Blieb man aber noch etwas weiter im Marsch und marschierte zwischen Braunsdorf und Kaufbach auf, dann kam man ohne weiteres zu einer Versagung des zurückzuhaltenden linken Flügels und Vornahme des rechten Flügels in umfassendster Wirkung. Aber das wurde gar nicht in Erwägung gezogen.

Hier auf dem schneebedeckten Felde von Kesselsdorf kam eins hinzu, wodurch alle weiter ausblickenden Erwägungen auf bessere Wirkung tatsächlich ausgeschlossen wurden. Das war die knappe Spanne Zeit, die der kurze Wintertag dem Feldherrn ließ. Es war bereits 11 Uhr geworden. Es mußte daher mehr rasche als gute Arbeit getan werden. Das zeitlich und räumlich kürzeste Verfahren war das beste. Es ist das persönliche Verdienst des Fürsten, daß er dies klar erkannte und kurz entschlossen den am schnellsten zu bewerkstelligenden Linksaufmarsch der feindlichen Front gegenüber befahl, und zwar genau so wie er auf dem Plane II eingezeichnet ist:

rechter Kavallerieflügel: Marschrichtung Ober-Hermsdorf, Aufmarsch im Haken zum Lerchenbusch, rechter Flügel am Fürstenweg,

rechter Infanterieflügel: Marschrichtung Lerchenbusch, Aufmarsch südöstlich dieses Busches,

linker Infanterieflügel: Marschrichtung Steinbach, Aufmarsch zwischen Hufen- und Lerchenbusch,

linker Kavallerieflügel: Marschrichtung Roitzsch, Aufmarsch nordöstlich des Hufenbusches;

die Husarenregimenter Dieury und Soldau im Haken zu der Kavallerie des rechten Flügels.

Von der Artillerie fuhren auf:

Major v. Holtzmann mit 9 schweren Geschützen nordwestlich des Lerchenbusches,

Hauptmann v. Merkatz mit 8 schweren Geschützen auf der Höhe zwischen Brückel- und Kesselgrund,

Hauptmann v. Herzberg mit 8 schweren Geschützen westlich Steinbach.

Es war kurz nach zwölf, als die Artillerie am Lerchenbusch das Feuer auf Kesselsdorf eröffnete. Ihre Wirkung konnte man wegen der vorgerückten Stunde ebensowenig abwarten als den völligen Aufmarsch.

Mit musterhafter Ordnung vollzogen sich auf diesem schwierigen, winterlichen Boden, der glatt gefroren war, alle Bewegungen der Infanterie, die das strenge Auge ihres großen Exerziermeisters hier zum letzten Male überwachte.

Um 2 Uhr befahl er den Beginn des Angriffs vom Lerchenbusch aus. Zunächst gehen die Bataillonsgeschütze auf Kartätschschußweite heran. „In Jesu Namen Marsch!", ruft der Feldmarschall den Grenadieren der Bataillone Kleist, Plotho und Münchow zu und unter den Klängen des Dessauer

Digitized by Google

Marsches geht der Angriff geradewegs auf den Dorfeingang! Ein verheerendes Feuer empfängt die braven Grenadiere. Sie bleiben im fest entschlossenen Marsch, wenn auch der glatte Boden sie zwingt, sich gegenseitig zu stützen. Als sie in der Höhe ihrer Geschütze anlangen, sind die Verluste schon so beträchtliche, daß die Bataillone stutzen.

Da rückt das Regiment Anhalt heran. Zum dritten Male in diesem Kriege schreitet es auf ruhmvollem Angriffswege vorwärts. Indessen leichter als heute ward der Lorbeer gepflückt am Tage von Hohenfriedberg und weniger schwer am Tage von Soor beim Sturm auf die Graner Koppe. Zu mächtig wirkt heute von Kesselsdorf herab das Feuer der großen sächsischen Batterie. Zwar reißt das Regiment Anhalt die Grenadiere wieder mit sich fort und dringt mit ihnen, geführt vom Generalmajor v. Hertzberg, bis an den Rand des Dorfes vor.

Dort aber stehen Sachsens tapfere Söhne fest.

Die Lücken, die das Feuer gerissen, sind so beträchtliche, daß sich nun an der festen Haltung der Dorfverteidiger die Kraft des Angriffs bricht. General v. Hertzberg fällt und bei den Grenadieren haben Major v. Kleist, die Hauptleute v. König, v. Kamecke und v. Mach, die Leutnants v. Scheel und v. Wurmb den Heldentod mit 366 Grenadieren gefunden; Major v. Münchow, 13 andere Offiziere und 571 Grenadiere sind verwundet. Vom Regiment Anhalt sind die Premierleutnants v. Zastrow, v. Rinow, v. Göllnitz, v. Schenkendorf und der Fähnrich v. Krosigk mit 208 Mann gefallen, der Oberst v. Schwerin, 8 andere Offiziere und 311 Mann sind verwundet.

Das sind schwere Verluste, die auch die Gefechtskraft der bravsten Truppe brechen mußten. Unter den Augen ihres Chefs hatte sie das Beste leisten wollen und war doch gescheitert. Mitten in ihrem Kampfe haben dem Feldmarschall bereits drei Kugeln den Rock durchbohrt. Er kann es nicht glauben, daß sein altes Soldatenglück ihn heute hier mit dieser Truppe verlassen sollte. — Da bemerkt er die sächsischen Grenadiere, die über die Zäune und Mauern des Dorfes springen und in voreiligem Gegenstoß den Preußen nachdrängen. Sofort befiehlt er dem Oberst v. Lüderitz, mit den Bonin-Dragonern einzuhauen.

Die Attacke gelingt über die glatten Schneeflächen hinweg in glänzendster Weise, da sich die sächsischen Bataillone im Vorbrechen gelockert haben und das Feuer ihrer eigenen Geschütze maskieren. Sie werden völlig überrascht und auseinandergesprengt!

Das allzukühne Vorbrechen aus ihrem Stützpunkte Kesselsdorf soll den Sachsen noch in anderer Hinsicht teurer zu stehen kommen.

Generalleutnant v. Lehwald ist mit den vier Regimentern Jeetze, Leys, Prinz Moritz und Herzberg mit klingendem Spiele und fliegenden Fahnen, durch die Bodengestaltung besser gedeckt als die Angreifer vom Lerchenbusch,

Digitized by Google

vom Brückelgrund aus auf die Hochfläche zwischen Kesselsdorf und Zöllmen vorgedrungen. Sein Feuer verjagt die nördlich Kesselsdorf haltenden drei sächsischen Kavallerieregimenter. Das auf dem rechten Flügel des Angriffs vorgehende, von Generalleutnant v. Lehwald persönlich geführte Regiment Jeetze zieht sich in den Wiesengrund am Wege von Unkersdorf nach Kesselsdorf in völlige Deckung gegen Sicht und Feuer des Feindes. Mit überraschender Wucht stürzt es sich dann — dank seiner geschickten Geländebenutzung auf der Entscheidungsdistanze noch in voller Kraft angelangt — nun allerdings auch unter schweren Verlusten in die große Batterie. Es nimmt 24 Geschütze, eine Fahne und ein Paar Pauken, dann dringt es in den Ort. 16 Offiziere, 341 Mann hat das tapfere Regiment auf dem Kampffeld gelassen; unter den Toten ist Major v. Sichtern, Hauptmann v. Platz, die Leutnants v. Jeetze und v. Worski.

Der sächsische General Allnpeck führt das auf der Südseite von Kesselsdorf haltende Grenadierbataillon Winkelmann heran und sucht den Preußen das Dorf wieder zu entreißen. Auch das erste Bataillon Nikolaus Pirch eilt herbei, wird aber an der Südseite des Ortes von der vorbrechenden Kavallerie des preußischen rechten Flügels umfaßt. Inzwischen sind auch die Trümmer des Regiments Anhalt und die der mit ihm im Kampf gewesenen drei Grenadierbataillone neu geordnet und brechen von Westen und Süden in den Ort, der endgültig damit in die Hände der Preußen gelangt.

Während des Kampfes um Kesselsdorf hat der linke preußische Flügel gute Fortschritte gemacht. Hier hatte der Umstand, daß durch ein Versehen die Besetzung der Ortschaften Steinbach und Zöllmen unterblieben war, das Vorgehen der vom Prinzen Moritz von Anhalt geführten Infanterie sehr begünstigt. Drei Regimenter, Bredow, Bonin und Prinz von Preußen, gehen südwestlich von Zöllmen gegen die starke Front des Feindes, während die Regimenter Prinz Dietrich, Prinz Leopold, Polenz mit dem Grenadierbataillon Schöning durch Steinbach und Zöllmen sowie nördlich dieser Orte vorgehen.

Diesem Angriff geht die sächsische Infanterie auf der Hochfläche entgegen.

Am Rande des Zschoner Grundes, an dem glatten schneebedeckten Hange stutzen die preußischen Bataillone, aber Prinz Moritz springt als Erster in den Grund hinab. Zwei Musketiere tragen ihn über den Bach, und obwohl die Bataillone nur mühsam folgen, da unter ihnen die dünne Eisdecke einbricht, wird doch der südliche Talhang tapfer erstiegen.

Das Regiment Prinz von Preußen wirft sich unverzüglich auf das erste sächsische Treffen, das auf das zweite geworfen wird. Das ist der Augenblick für die sächsischen Regimenter Karabiniers Rechenberg und Plötz sowie die Gardes du Korps, um durch die Lücken der Infanterie zur Attacke auf das

Digitized by Google

gelockerte preußische erste Treffen anzureiten. Indessen vergeblich. Das preußische zweite Treffen ist bereits von Generalleutnant v. Leps vorgeführt zur Stelle und wirft mit seinem Feuer die sächsische Kavallerie auf ihre Infanterie zurück. Eine wilde Masse flutet auf Wurgwitz zurück.

Vergeblich bemühen sich die höchsten sächsischen Führer unter großer persönlicher Bravour, die Weichenden zum Stehen zu bringen. Etwas später waren auf Rutowskis Befehl auf dem sächsischen linken Flügel die Generale v. Jasmund und v. Diemar mit zehn Bataillonen vorgegangen. Sie wurden von der aus Kesselsdorf vorbrechenden preußischen Infanterie in der linken Flanke gefaßt. Im Rücken bedrohte sie außerdem der größere Teil der Kavallerie des preußischen rechten Flügels, der trotz verschneiter Hohlwege und der größten Terrainschwierigkeiten der siegreichen Infanterie schnell durch das Dorf gefolgt war.

Der sächsische General v. Jasmund läßt, um sich nach der linken Flanke Luft zu machen, die linken Flügelbataillone des zweiten Treffens links schwenken. General v. Neubauer setzt sich an ihre Spitze und wirft sich auf die aus dem Dorf herausbrechende preußische Infanterie. Indessen vergeblich. Der tapfere General fällt, seine Bataillone stutzen und fluten zurück.

In Flanke und Rücken umfaßt, läßt General v. Jasmund die beiden Regimenter (Leib-Grenadier-Garde und 2. Garderegiment) Kehrt machen und schlägt sich mit etwa 800 Mann dieser vier tapferen Bataillone unter großer Bravour nach Dresden durch. Im übrigen sammeln sich die Trümmer an der Weisseritz.

Noch stand der sächsische rechte Flügel auf den Höhen zwischen Zöllmen und Pennrich. Die schwere sächsische Batterie bei Zöllmen bestrich den Zschoner Grund der Länge nach und verursachte den sieben preußischen Bataillonen, die ihn hier durchschreiten mußten, erhebliche Verluste. Aber die verwegenen Angreifer glitten, auf ihre Gewehre gestützt, den steilen Hang hinab, das Grenadierbataillon Schöning erstieg die von Zöllmen hinaufführende Seitenschlucht und wehrte Teile des sächsischen Regiments v. Rochow, das seine linke Flanke fassen wollte, erfolgreich ab.

In Trupps von 30 bis 60 Mann, wie sie eben die Höhe erklimmend auf dieser angelangt waren, warfen sich hier die Preußen auf den Feind. Trotz ihrer gelockerten Ordnung scheiterte auch hier sowohl der Gegenstoß der sächsischen Infanterie wie eine mit großer Entschlossenheit durchgeführte Attacke des Kürassierregiments l'Annonciade, bei der ihr tapferer Kommandeur Oberst l'Annonciade fällt. In guter Haltung führte Generalleutnant v. Haxthausen diesen sächsischen Flügel über Ockerwitz auf Dresden zurück.

Die Kavallerie des preußischen linken Flügels vermochte den Zschoner Grund unterhalb Zöllmen nicht zu überschreiten. Sie gelangte überhaupt nicht zum Eingreifen. Man hatte ihr ein Hindernis in den Weg gelegt,

Digitized by Google

das in der kurzen Spanne Zeit, die ihr dieser Wintertag noch ließ, nicht zu überwinden war.

Der Fürst hatte sich, nachdem er Kesselsdorf im unbestrittenen Besitze der Preußen wußte, nach der Batterie am Hufenberge begeben und war hier noch Zeuge des kühnen Vorgehens seines linken Infanterieflügels. Er lagerte sein siegreiches Heer zwischen Altfranken und Pennrich. In letzterem Ort nahm er auch sein Hauptquartier.

Die österreichische Heeresabteilung unter Elverfeld hatte überhaupt nicht gefochten. Ein ausdrücklicher Befehl Rutowskis, der ein gleichzeitiges Vorgehen der Preußen von Meißen aus im Elbtal vermutete, hatte die Österreicher auf ihren abgelegenen Höhen auch dann festgehalten, als ihr Führer in richtiger Würdigung der Lage zur Unterstützung der Sachsen links abmarschieren wollte.

Das österreichische Hauptheer des Prinzen Karl war ebenfalls nicht zum Eingreifen gelangt. Es war in Verkennung der Lage von seinem Führer zu spät gesammelt worden. Dieser hatte an einen preußischen Angriff am 15. nicht geglaubt und war hierin durch eine unzutreffende Meldung des Oberst v. Buttler noch besonders bestärkt worden, den er am Morgen zu Rutowski entsandt hatte. Dieser Offizier war bis gegen Mittag in der sächsischen Stellung verblieben, hatte auch deutlich gesehen, daß das preußische Heer zu dieser Zeit nur noch eine halbe Stunde entfernt war. Er hatte jedoch gemeint, daß es sich an diesem Tage nicht mehr zum Angriff, sondern nur zu einer Kanonade entschließen würde. In dieser falschen Anschauung war er vom Gefechtsfelde abgeritten. Als dann später Rutowski um beschleunigte Hilfe ersuchte, konnte man sich in großer Engherzigkeit nicht dazu entschließen, ihm die nächsten, am besten bereiten Truppen so schnell als möglich allein zuzuführen, sondern marschierte erst planmäßig mit allem an der Weisseritz auf. Hiermit war man gerade um 5 Uhr fertig, als die ersten sächsischen Flüchtlinge an der Weisseritz anlangten.

Man hatte eine schwere Verantwortung auf sich gezogen. Durch säumiges Verhalten und unzweckmäßige Anordnungen hatte man seine Bundesgenossen zur Schlacht im Stich gelassen. Niemand vermag den Prinzen Karl von diesem Vorwurf zu entlasten.

Aber auch ohne das Eingreifen des Prinzen Karl brauchte die Schlacht nicht verloren zu werden. Rutowski war 1000 Mann stärker als der Fürst. Soll man die wichtigsten Gründe zusammenfassen, die ihren Verlust herbeiführten, dann darf man meines Erachtens dem voreiligen Nachstoß der sächsischen Besatzung, den der Artilleriegeneral v. Wilster in Verkennung des wichtigen Ortsbesitzes veranlaßt, keine zu große Schuld beimessen.

Diese lag weit mehr in der zu ausgedehnten Stellung und ihrer unzweckmäßigen Besetzung. Beide Fehler konnte die Tapferkeit der Truppe

Digitized by Google

nicht aufwiegen. Sie ließ 3810 Mann Tote und Verwundete auf dem Schlachtfeld, darunter 58 Offiziere.

Auf der Seite des Angreifers muß man rückhaltlos anerkennen, daß der Feldmarschall am 15. Dezember alle Vorwürfe, die ihm für sein zögerndes Verhalten auf dem Wege von Halle bis Leipzig und weiter über Eilenburg nach Torgau nicht erspart bleiben konnten, am Tage von Kesselsdorf in glänzender Weise wieder gutgemacht hat. Es geschah in der letzten Frist, die ihm zum selbständigen Handeln blieb. Die Art, wie er die Schlacht schlug, ist für den tapferen Helden ungemein charakteristisch. Die aussichtsvolle Umfassung des feindlichen linken Flügels, die sich ihm bietet, tritt gar nicht in den Kreis seiner Erwägungen. Er sieht nur: es ist Mittag und der eine Wintertag, der ihm bleibt, nur noch kurz. Frontal marschiert er auf und frontal stürzt er sich mit der ganzen Wut, die in seinem Innern aufgespeichert sein mochte, auf den Feind. Als der zu kühne Drang schon droht, ihm den Lorbeer zu entreißen, findet er selbst die beste Aushilfe gegen den voreiligen Feind. Unter persönlichster Hingabe stellt er die Schlacht wieder her. Auf der ganzen Front der Preußen herrscht derselbe eiserne Wille, der ihren großen Exerziermeister beseelt: „Siegen oder sterben." Seine strenge Friedensschule hält reiche Ernte, sie ist es im letzten Grunde, die ihm das Meisterstück seines Lebens gelingen läßt, obwohl der Verlust des Angreifers ein ganz außerordentlich hoher ist, im ganzen 5036 Mann, darunter 135 Offiziere. Dieser Verlust entfällt fast ganz auf die Infanterie. Ein Viertel ihres Bestandes liegt auf dem Schlachtfelde.

In taktischer Hinsicht ist die Schlacht, das stellt ihr Verlauf für alle Soldaten außer Frage, eine der frontalsten, die man je geschlagen hat. Trotzdem haben sich die Gelehrten nicht gescheut, auch aus ihr eine Schlacht der schrägen Schlachtordnung zu machen. Sie haben das nur getan, um ein weiteres Beispiel dafür zu haben, daß das Generalstabswerk unrecht haben soll, wenn es behauptet: König Friedrich habe erst im Siebenjährigen Kriege die schräge Schlachtordnung auf die Lineartaktik wirklich übertragen und grundsätzlich angewandt, nachdem er sein Heer in den elf Friedensjahren zwischen dem zweiten und dritten Schlesischen Krieg hierzu persönlich erzogen hatte. Ein übleres Beispiel als Kesselsdorf konnte für das Gegenteil dieser Behauptung nicht beigebracht werden.

Aber die Anhänger des Entdeckers der „doppelpoligen Strategie der alten Monarchie" haben auch noch weiterhin betreffs Kesselsdorfs andere Dinge gefunden, die einem Ranke, Droysen, Koser und allerdings auch dem Generalstabe verborgen geblieben waren. Ihre Versuche, das Verhalten des Fürsten Leopold auf seinem Wege von Halle über Leipzig nach Torgau zu rechtfertigen, scheitern an der einfachen Darlegung der Korrespondenz des Königs und Fürsten, die ich versucht habe, in ihrem ganzen Verlauf im Ein-

Digitized by Google

gang und Abgang in einer besonderen Nachweisung zusammenzustellen, und die als Anlage nachstehend abgedruckt ist. Aber noch weniger wird man der Entdeckung zustimmen können, daß die militärischen Gründe, die das Generalstabswerk für das Fernbleiben des Königs am Schlachttage anführt, zu verwerfen wären, und daß man einfach in diesem Fernbleiben eine besonders charakteristische und klar gewollte Maßnahme der „alten Strategie" zu sehen habe, die der Schlachtenentscheidung auswich, wenn sie den Erfolg ohne Kampf herbeiführen konnte. Ich möchte demgegenüber hier die Gründe anführen, die das Generalstabswerk gibt. Es sagt:

„Während das Heer des Fürsten von Anhalt bei Kesselsdorf schlug, war der König auf Meißen marschiert. Die Infanterie belegte diese Stadt und die ihr zunächst gelegenen Ortschaften des linken Elbufers. Die Kavallerie verblieb ganz auf dem rechten Ufer. Doch wurde sie derart untergebracht, daß sie im Laufe weniger Stunden bei Meißen versammelt werden konnte. Der König war dadurch in der Lage, sowohl den Fürsten von Anhalt, wenn nötig, zu unterstützen und ihn schlimmstenfalls aufzunehmen wie auch einem von Dresden aus unternommenen feindlichen Vorstoße auf dem rechten Elbufer entgegenzutreten. Die Möglichkeit, daß der Feind einen solchen unternahm, die Unsicherheit über die augenblickliche Aufstellung des Prinzen Karl, sowie die Rücksicht auf die eigenen, durch die Lausitz nach Schlesien geführten Verbindungen mochten den König davon abhalten, bereits jetzt sein ganzes Heer dem Fürsten zuzuführen."

Ich meine, das sind militärisch stichhaltige Gründe, verständlich für jeden Soldaten. Kein Gedanke ist dem Königlichen Sieger des Feldzuges 1745 gekommen, der Schlachtenentscheidung auszuweichen. Gerade dieser Feldzug, die Tage von Hohenfriedberg und Soor, hatte dem Könige als die köstlichste Gabe das Gleichgewicht seiner kriegerischen Anschauungen gebracht und seine Seele mit jener Angriffsfreudigkeit erfüllt, die ihn mit Glück und Ehren auf die Felder von Prag und Leuthen, von Zorndorf, Liegnitz und Torgau geführt hat, und die ihn auch namentlich unter dem frischen Eindruck von Katholisch-Hennersdorf sicher nach Kesselsdorf geführt hätte, wenn ihn nicht sachliche triftige Gründe davon abgehalten hätten. Das Denkwürdige aber ist, daß der König, auch ohne daß er auf dem Kampfesfeld eintraf, einen hohen Anteil an dem Ruhme des Tages hatte.

Den taktischen Sieg hat der Feldmarschall erfochten, aber der, der diesen Sieg ermöglichte, ja man muß sagen, der ihn geradezu erzwungen hat:

das war Preußens großer König!

Digitized by Google

Anlage.

Versuch einer Zusammen

zwischen dem Könige und Fürst Leopold von Dessau vom Wiederbeginn am 15. De

Quellen: Politische Korrespondenz Friedrichs des Großen, Band IV. — Geschichte der gegeben vom großen Generalstabe, Band III: Soor und Kesselsdorf. — Inauguraldissertation von Hans Kania. Potsdam 1901.

Die Schreiben des Königs Friedrich sind mit arabischen, die

Briefe und Befehle des Königs.

Nr.	Abgangs- Zeit	Abgangs- Ort	Kurzer Inhalt	Eingangs- Zeit	Eingangs- Ort	Quelle
1.	15./11.	Berlin	Zur Ergänzung der mündlichen Besprechung vom 12./11 in Berlin gibt der König die bestimmte Direktive: „Sobald die Oesterreicher und die Sachsen in die Lausitz einrücken werden, so befehle ich Ew. Liebden, die sächs. Truppen so bei Leipzig stehen zu attaquiren." Hierzu eigenhändige Nachschrift: „Ich Recommandire Ihr Durchl. noch mahlen mit allem Ernst die Sacksen, so baldt die Oestreicher in der Lausnitz seindt nicht Lange zu Schonen."	15./11.	Berlin	Zerbst. Arch., Kania S. 13, Orl. II S. 415
2.	19./11.	Nieder-Adelsdorf	Ergänzung des vorstehenden Befehls für den Fall, daß der König die Oesterreicher schlagen sollte und das sächs. Hauptheer auf Dresden zurückginge, ohne dem Fürsten bei Leipzig standzuhalten: „Auf welchen Fall nicht anderes zu thun ist als daß Ew. Liebden die sächs. Armee geradezu auf Dresden beständig verfolgen und hinterher seind."	21./11.	auf der Fahrt des Fürsten nach Halle, wo er am 22. eintrifft	Pol. Korresp. Nr. 2066
3.	21./11.	Ober-Mittlau	Antwort auf die Anfrage des Fürsten vom 18./11. (Nr. I): „Sobald die Oesterreicher in der Laussnitz ein marschiret seind, so erfordern es Meine umstände absolument, daß Ew. Liebden die fdl. Armee bei Leipzig ohne weiteren Anstand attaquiren, wanschon der General Gruene zu den Sachsen gestoßen wäre."	24./11.	Halle	Pol. Korresp. Nr. 2068, Orl. II S. 417

Digitized by Google

Anlage.

stellung des Briefwechsels

der Operationen im November 1745 bis zur Schlacht bei Kesselsdorf
zember 1745.

Schlesischen Kriege von Leopold v. Orlich, Band II. — Der Zweite Schlesische Krieg, heraus-
Das Verhalten des Fürsten Leopold von Anhalt-Dessau vor der Schlacht von Kesselsdorf.

des Fürsten Leopold mit römischen Ziffern bezeichnet.

Anfragen und Antworten des Fürsten Leopold.

Nr.	Abgangs-		Kurzer Inhalt	Eingangs-		Quelle
	Zeit	Ort		Zeit	Ort	
I.	18./11.	Berlin	Der Fürst erbittet eingehende Weisungen für den Fall, daß die Sachsen bei Leipzig durch Grünne verstärkt würden. Er trägt Bedenken, sie dann anzugreifen.	20./11.	Ober-Mittlau	G. St. W. S. 162
II.	22./11.	Halle	Der Fürst meldet sein Eintreffen in Halle und erbittet nähere Verhaltungsbefehle.	27./11.	Ostritz	G. St. W. S. 189
III.	23./11.	Halle	Der Fürst will sich gegen Grünne wenden, wenn dieser den Weg nach der Mark zu nähme.	28./11.	Ostritz	Kania S. 16

Digitized by Google

Nr.	Abgangs-Zeit	Abgangs-Ort	Kurzer Inhalt	Eingangs-Zeit	Eingangs-Ort	Quelle
4.	22./11.	Ober-Mittlau	Entscheidende Mitteilung, daß die Oesterreicher in die Lausitz eingerückt sind. Aufforderung „den Sachsen auf den Hals zu rücken und solche so tüchtig als es immer möglich ist zu schlagen". „Es bleibt bei die order, wie ich mihr Mündlich mit Ihnen expliciret habe."	25./11.	Halle	Pol. Korresp. Nr. 2070, Orl. II S. 418, G. St. W. S. 189
5.	23./11.	Kathol. Hennersdorf	Mitteilung vom Siege bei Kath. Hennersdorf. „Bey diesen Umständen ist nichts anderes zu thun, als daß Ew. Liebden nur auf die bei Leipzig stehende feindl. Armée losgehen."	27./11.	Halle	Pol. Korresp. Nr. 2072, Orl. II S. 419
6.	25./11.	Moys	Mitteilung über das weitere Vorgehen des Königs. Das Schreiben schließt: „Ich hoffe Ew. Liebden werden nichts versäumen um die embarras der Sachsen zu vermehren."	1./12.	Mockau	Orl. II S. 421, Kania S. 27
7.	26./11.	Schloß Joachimstein zu Radmeritz	„Meine Instruction ist daß Ew. Liebden die Sächs. Armée nur gar nicht menagiren, sondern solcher gerade zu Halse gehen sollen."	1./12.	Mockau	Orl. II S. 422, Kania S. 27
8.	27./11.	Ostritz	Antwort auf das Schreiben des Fürsten vom 22./11. (Nr. II.) „Ich reitirire Meine positive Willens-Meynung nochmals dahin, daß Ew. Liebden wofern es noch nicht geschehen ist, der Sächsischen Armee ohne weiteren Anstand, wo sie zu finden ist, zu Halse gehen." Der König hofft, daß dieses Schreiben den Fürsten antreffen wird, „wan alles vorbei ist".	1./12.	Mockau	Orl. II S. 422 „ 423, Kania S. 27
9.	28./11.	Ostritz	Antwort auf das Schreiben des Fürsten vom 23./11. (Nr. III.) Der Fürst soll sich nicht durch bagatellen (Beschaffung von Proviant und Pferden) aufhalten lassen, sondern „mit vigueur wieder die Sachsen agiren", da der König sonst besorgen müsse, „daß der General Gruene in die Chur Mark komme". Der König hofft, „den ersten Brief des Fürsten mitten aus Saksen zu krigen".	3./12.	Eilenburg	Orl. II S. 423/24, Pol. Korresp. Nr. 2078, Kania S. 28

Digitized by Google

Nr.	Abgangs- Zeit	Abgangs- Ort	Kurzer Inhalt	Eingangs- Zeit	Eingangs- Ort	Quelle
IV.	25./11.	Halle	Der Fürst erwartet positiven Befehl darüber, ob die Sachsen auch angegriffen werden sollten, wenn sie sich ruhig verhielten. (Der König hatte in dem Schreiben Nr. 4 die Ueberzeugung ausgesprochen, daß auch die Sachsen bereits Hostilität angefangen hätten.)	29./11.	Görlitz	Kania S. 17
V.	30./11.	Eutritzsch	Meldung über die Einnahme von Leipzig.	4./12.	Görlitz	G. St. W. S. 203
VI.	1./12.	Leipzig	„. . . so werde nach Ew. Königlichen Majestät Befehl den Marsch nach der Mulde zu fortsetzen."	5./12.	Bautzen	Kania S. 28
VII.	2./12.	Leipzig	Der Fürst will „nach erhaltenem solchen Transport" am 4. oder 5. weiter über die Mulde nach der Elbe marschieren und „den Befehl des Königs nach aller Möglichkeit auszurichten suchen". Die Absicht, auf Torgau zu marschieren, wird nicht erwähnt.	6./12.	Bautzen	G. St. W. S. 206, Kania S. 28

Digitized by Google

Nr.	Abgangs- Zeit	Abgangs- Ort	Kurzer Inhalt	Eingangs- Zeit	Eingangs- Ort	Quelle
10.	29./11.	Görlitz	Antwort auf das Schreiben des Fürsten vom 25./11. (Nr. IV.) „. . . befehle Ew. Liebden auf das positivste, dero Feind ohne Menagement zu Halse zu gehen und vigoureux zu agiren". Durch weiteres Zögern wird sich der Fürst „die größte Verantwortung zu ziehen".	3. bis 5./12.	Eilenburg	Pol. Korresp. Nr. 2081
11.	4./12.	Görlitz	Antwort auf die Meldung der Einnahme von Leipzig. (Nr. V.) Mitteilung, daß Lehwald nach Meißen entsandt wird, um die Verbindung zwischen dem Könige und dem Fürsten herzustellen. Der Fürst soll die Sachsen über Dresden „bis nach dem Gebirge poussiren". „Im Lande dürfen sie durchaus nicht bleiben".	6./12.	Torgau	Orl. II S. 425, Pol. Korresp. Nr. 2089, Kania S. 31
12.	4./12.	Görlitz	Der König teilt mit, daß er nach Bautzen gehen wird. „Wir müssen die Sachsen durch das Gebirge Jagen, nach Böhmen herein."	6./12.	Torgau	Orl. II S. 425, Pol. Korresp. Nr. 2090, Kania S. 31
13.	4./12.	Bautzen	Der König ist der sicheren Hoffnung, daß der Fürst „gerade gegen Dresden hin marchirt, ohne den Sachsen die Zeit zu lassen, sich von der ersten Consternation zu recolligiren". Der König vermißt genauere Nachrichten vom Fürsten.	7./12.	Torgau	Orl. II S. 426, Kania S. 32
14.	5./12. 12° mittgs.	Bautzen	„Die Sachsen fangen an zu singen und wollen sich vermittelst der See Puissancen accomodiren." Der Fürst soll sich nicht daran kehren, sondern „seine operationes nach als vor mit vigueur fortsetzen". Der König hofft, daß der Fürst sich Meißen genähert hat. Das Schreiben des Fürsten vom 1./12. (Nr. VI.) hat der König erhalten.	8./12.	Torgau	Orl. II S. 427
15.	5./12. 6° abds.	Bautzen	Der Fürst soll vom linken Elbufer aus Meißen nehmen, während Lehwald auf dem östlichen Ufer auf Meißen vorgeht.	9./12.	Torgau	Orl. II S. 429

Digitized by Google

Nr.	Abgangs- Zeit	Abgangs- Ort	Kurzer Inhalt	Eingangs- Zeit	Eingangs- Ort	Quelle
VIII.	7./12.	Torgau	Antwort auf die vier Schreiben des Königs (Nr. 10 bis 13): Der Fürst meldet sein Eintreffen in Torgau und kündigt die Absicht an, bei Torgau die Elbe zu überschreiten, um sich in der Richtung auf Meißen mit Lehwald zu vereinigen. Zum Schluß versichert der Fürst, daß er „den positiven Befehl des Königs, den er noch erwarte, nach Möglichkeit befolgen werde". Im übrigen weist der Fürst die Vorwürfe des Königs, daß er unnötig zögere (Schreiben des Königs Nr. 10) entrüstet zurück und spricht die Hoffnung aus, daß er „dergleichen nicht mehr erleben werde".	9./12.	Bautzen	Kania S. 30, 33 u. 36

Digitized by Google

Nr.	Abgangs- Zeit	Abgangs- Ort	Kurzer Inhalt	Eingangs- Zeit	Eingangs- Ort	Quelle
16.	6./12. 80 morgs.	Bautzen	Der Fürst soll „die Operationen nicht ohne expresse schriftliche ordre sistiren".	9./12.	Torgau	Orl. II S. 430, Pol. Korresp. Nr. 2093, Anm.
17.	6./12. 90 abds.	Bautzen	Der Fürst soll, sobald er mit Meißen fertig ist, sogleich nach Dresden zu dem Feind auf den Hals gehen. Der König mahnt zur Eile.	10./12.	Torgau	Orl. II S. 430, Pol. Korresp. Nr. 2093
18.	8./12.	Bautzen	Der König unterstellt das Lehwaldsche Korps dem Fürsten, der „den Sachsen zwischen dem 9. und 12. auf den Hals gehen und sie nach Böhmen hineinjagen" soll. Der König erinnert nochmals: „Es kommt bei der Sache hauptsächlich auf die Geschwindigkeit an."	10./12.	Torgau	Orl. II S. 431, Pol. Korresp. Nr. 2095
19.	9./12.	Bautzen	Antwort auf das Schreiben des Fürsten vom 7./12. (Nr. VIII.) Der König ist extrem frappiret über die Saumseligkeit des Fursten und seine Absicht, die Elbe bei Torgau zu überschreiten. Er fordert den Fürsten mit äußerst scharfen Worten auf, „seine ordres zu executiren". Dies Schreiben wird durch den Hauptm. v. Oelsnitz überbracht, der beim Fürsten bleiben und nach der Intention des Königs „agiren" soll.	10./12.	Torgau	Orl. II S. 433, Pol. Korresp. Nr. 2098
20.	10./12.	Bautzen	Antwort auf das Schreiben des Fürsten vom 9./12. (Nr. IX.) Der König schwächt seine scharfen Bemerkungen in dem Schreiben vom 9./12. etwas ab, erspart dem Fürsten aber nicht den Vorwurf, daß ein affront, der Lehwald bei Meißen träfe, Schuld des Fürsten sei.	11./12.	Strehla	Orl. II S. 433 - 435, Pol. Korresp. Nr. 2099
21.	11./12.	Kamenz	Nach dem Eintreffen der Schreiben des Fürsten vom 10./12. (Nr. X. und XI.) sucht der König den Fürsten zu beruhigen. Er versichert ihm, daß er keinen Haß gegen ihn habe, und verlangt, daß der Fürst am 14. auf dem linken Elbufer nach Dresden marschieren und am 15. darauf gehen solle.	12./12.	Meißen	Pol. Korresp. Nr. 2104

Digitized by Google

Nr.	Abgangs-Zeit	Abgangs-Ort	Kurzer Inhalt	Eingangs-Zeit	Eingangs-Ort	Quelle
IX.	9./12.	Torgau	Der Fürst will so bald als möglich, wie befohlen, auf Meißen vorgehen. Er entschuldigt sein Zögern mit Verpflegungsrücksichten: „Es hat nicht eher sein können, weil erst Morgen Abend für 3 Tage Brod wird fertig sein."	9./12. spät nachts	Bautzen	Kania S. 35
X.	10./12.	Torgau	Antwort auf das Schreiben des Königs vom 8./12. (Nr. 18): Der Fürst will am 11. bis Strehla vorgehen, am 12. vor Meißen eintreffen, um „der hohen Intention und dem Befehl des Königs nach Möglichkeit nachzuleben".	11./12.	Kamenz	Kania S. 35, G. St. W. S. 211, Drl. II S. 315
XI.	10./12.	Torgau	Antwort auf das Schreiben des Königs vom 9./12. (Nr. 19): Der Fürst verwahrt sich gegen die Vorwürfe des Königs und „kann nicht anders glauben, als daß der König einen beständigen Haß gegen ihn hat".	11./12.	Kamenz	Kania S. 42, G. St. W. S. 211
XII.	13./12.	Meißen	Der Fürst erbittet nochmals „positive ordres", wohin und wie weit er marschieren soll, damit er nicht abermals beschuldigt werde, den Befehlen des Königs zuwider gehandelt zu haben.	13./12. mittgs.	Königsbrück	G. St. W. S. 216, Drl. II S. 436 = 318
XIII.	13./12.	Meißen	Meldung über den Ueberfall auf die Regimenter Holstein und Roëll.	13., 14./12. nachts	Königsbrück	Drl. II, S. 440

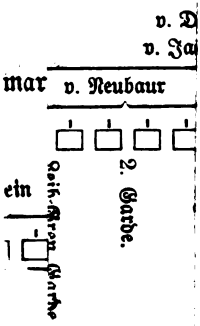
Gedruckt in der Königlichen Hofbuchdruckerei von E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW12, Kochstraße 68—71.

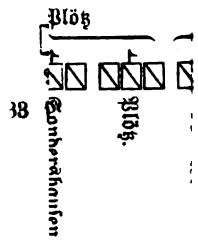
Digitized by Google

Digitized by Google

reichischen

die





Gen

onen,
nter,

Digitized by Google

Digitized by Google

Plan I.

Lage am 22. November 1745.

(Vorabend von Kath. Hennersdorf.)

und demnächstige Marschlinien.

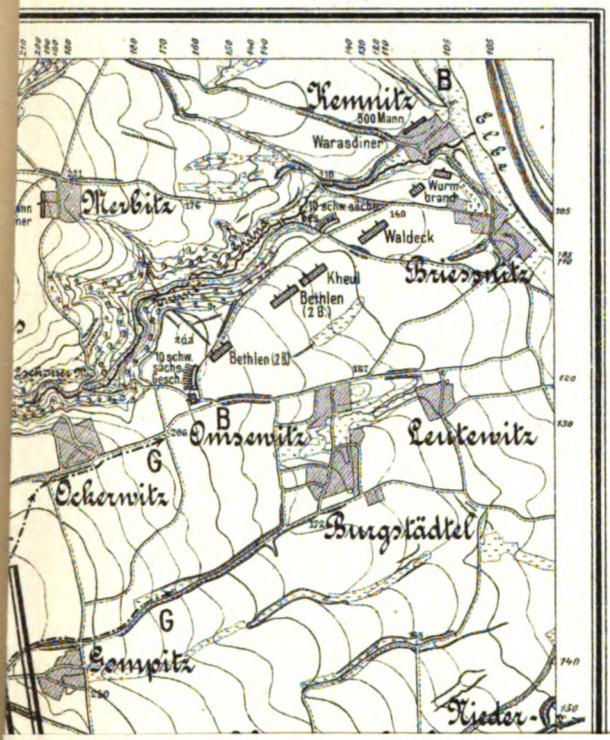
Erläuterung.

Preussen Österreicher Sachsen

Digitized by Google

Digitized by Google

Plan II.



Digitized by Google

Digitized by Google

Die Vorbedingungen des Erfolges für die Reiterei im nächsten europäischen Kriege.

Vortrag, gehalten in der Militärischen Gesellschaft zu Berlin am 26. Oktober 1904

von

v. Pelet-Narbonne
Generalleutnant z. D.

Nachdruck verboten.
Übersetzungsrecht vorbehalten.

Wenn wir die Frage über die Vorbedingungen des Erfolges für die Reiterei in einem künftigen europäischen Kriege beantworten wollen, so scheint es zweckmäßig, zunächst zu prüfen, in welchen Mängeln dieser Waffe während der Kriege seit dem Jahre 1813 die Gründe ungenügender Leistungen beruht haben, welche Vorzüge anderseits in Organisation und Ausbildung, welche Art des Gebrauchs zum Erfolge geführt haben, um dann an der Hand der besonderen Forderungen der Neuzeit zu ermessen, wie die Waffe wohl zu den höchsten Leistungen zu führen sein mag. Ich bemerke dabei, daß die Einzelausbildung, so bedeutungsvoll sie die Erfolge der Waffe beeinflußt, hier nicht weiter berührt wird und ich mich auf Fragen der Organisation und Taktik beschränke.

Als die Befreiungskriege ausgekämpft waren, stellte Feldmarschall Blücher im Juli 1816 an eine Reihe der von ihm am meisten geschätzten Reitergenerale die Frage:

„warum die preußische Reiterei während der letzten Feldzüge gegen Napoleon nicht das geleistet habe, was man von ihr zu erwarten sich für berechtigt gehalten habe, wie den hervorgetretenen Übelständen abzuhelfen sei?"

Der Feldmarschall setzt hier Übereinstimmung der Ansichten dahin voraus, daß die Leistungen der Reiterei ungenügende gewesen seien und dies trotz der Erfolge von Haynau, Luckau, an der Katzbach, Roth-Nauslitz, Liebertwolkwitz, Wachau 1813, von La Chaussée und Laon 1814. Den Erwartungen nicht entsprochen hatte die Waffe allerdings bei Groß-Görschen, bei Wittstock, bei Dresden, zum Teil bei Dennewitz, auf der Verfolgung nach Leipzig und ganz besonders bei Ligny. Die Vorgänge in dieser Schlacht, nach der Blücher und andere Generale sehr scharf über die Waffe urteilten, und wo der Feldmarschall, persönlich in den Kavalleriekampf verwickelt, den bekannten Unfall erlitt, scheinen diesen in ganz besonderer Weise zu der ungünstigen Beurteilung der Waffe geführt zu haben.

Digitized by Google

Die von Blücher befragten Offiziere kamen bei der verschiedensten persönlichen Stellung zur Sache doch übereinstimmend zu dem Ergebnis, „daß die preußische Reiterei so wenig vermocht habe, den mit Recht an sie zu stellenden Anforderungen zu genügen, weil ihr die ausreichende Stärke sowohl in der Gesamtheit als in den Etats der Schwadronen und Regimenter sowie die Instruktion, Erziehung und Übung für die Massenverwendung fehlte. Daß ferner die Landwehrreiterei als eine Bildung des Augenblicks nicht nur in keiner Weise geeignet gewesen sei, der unzureichenden Linienreiterei den erforderlichen Kräftezuschuß zu geben, sondern daß ihre nach jeder Richtung unzureichende Leistung ein Hemmschuh für jene hätte werden müssen".

Es mag hierzu bemerkt werden, daß einzelne Landwehrregimenter im Laufe des Feldzuges bis auf eine Stärke von 100 Pferden zusammengeschmolzen waren, was einen allgemeinen Maßstab für den Wert abgibt, der rohen, im Mobilmachungsfalle erst eingestellten Ankaufspferden beizumessen ist, und daß die Landwehrreiterei für die Linie dadurch in dem erwähnten Maße zum Hemmschuh wurde, daß man beide Arten der Reiterei teilweise sogar bis zum Zerreißen der Regimentsverbände gemischt hatte.*)

Auffallend bleibt, daß man in dem Gutachten der Generale nicht die Notwendigkeit betont findet, daß der Ausbildung im Aufklärungsdienst mehr Aufmerksamkeit geschenkt werden müsse, und doch hatte die Waffe in der Aufklärung schon im Inlande,**) wo die Verhältnisse doch sehr günstig lagen, nicht Genügendes geleistet und auch später den geringen Anforderungen, die man damals in dieser Hinsicht zu stellen pflegte, nicht genügt. Ferner vermißt man in den Gutachten einen Hinweis darauf, von welcher für die Kavallerie geradezu durchschlagenden Bedeutung die Wahl der Führer ist. Und doch tritt die Wichtigkeit dieser Frage gerade bei näherem Studium jener Kriege in auffallender Weise in den Vordergrund, und ihre Bedeutung sei auch an die Spitze dieser Ausführungen gestellt. So sehen wir in den Befreiungskriegen immer dieselben Regimenter ihren Ruhm mehren, während andere selten oder nie besonders genannt werden. Der Grund lag nicht an der Truppe, am Material, denn gehen wir der Erscheinung auf den Grund, so zeigt sich immer wieder, daß die Erklärung in der Persönlichkeit des Führers zu suchen ist. Ja, wir erleben es sogar, daß die so mangelhafte Landwehrkavallerie unter tüchtigen Führern gelegentlich Ausgezeichnetes leistet. So warf Oberst Graf Henckel mit fünf sehr schwachen Landwehreskadrons bei La Chaussée eins der berühmten polnischen Lanzierregimenter vollständig über den Haufen; Major v. Falkenhausen, der sich schon 1813 als Parteigänger ausgezeichnet hatte, warf am Tage von La Belle-Alliance, mit 100 Reitern der schlesischen Land-

*) Der Gedanke bei dieser gänzlich verfehlten Maßnahme war, daß die ungenügend ausgebildete Landwehr von den Linienmannschaften den Dienst lernen sollte.

**) Siehe Frhr. v. Freytag: Aufklärung und Armeeführung, dargestellt an den Ereignissen der Schlesischen Armee, 1813.

Digitized by Google

wehr zum Erkunden vorgeschickt, einen viermal stärkeren Feind, klärte dann in Rücken und rechter Flanke der Franzosen auf und brachte ausgezeichnete Nachrichten; Major v. Blankenburg, 1815 in der Stadt Senlis nicht ohne seine Schuld halb überfallen, so daß nur ein Teil der Landwehrreiter die Pferde zu besteigen vermochte, trieb dennoch den überlegenen Feind zurück und verfolgte ihn noch jenseit der Stadt.*)

Hieraus und ebenso aus den Lehren späterer Kriege geht, wie wir noch sehen werden, hervor, daß für die Reiterwaffe noch mehr als bei den anderen Waffen die Persönlichkeit den Ausschlag gibt; alle, die in der Reiterei den Feldzug von 1870/71 mitgemacht haben, werden mir darin beistimmen, ja, man kann wohl sagen, daß ein Seydlitz an der Spitze eines Korps von Landwehrreitern einer Mittelmäßigkeit, die eine gut ausgebildete Reiterei führt, seine Überlegenheit fühlbar machen würde.

Ich schätze die Bedeutung der Persönlichkeit für die Waffe so hoch, daß alles andere dagegen zurücktritt, daß alle Voraussagen, alle Strebungen, die Bedeutung der Waffe im künftigen Kriege zu heben, in nichts zerfallen, wenn in dieser Hinsicht nicht vorgesorgt wird. Gewiß ist, daß sehr häufig erst vor dem Feinde in manchem Menschen die Kräfte sich entfalten, die bisher nicht Beachtung oder nicht Gelegenheit fanden, in die Erscheinung zu treten und daß es auch Enttäuschungen gibt. Gewiß ist aber auch, daß bei der Kavallerie Wagemut und die Fähigkeit, schnelle kühne Entschlüsse zu fassen, in weit höherem Maße Erfordernis sind als bei den andern Waffen. Ein Lebensalter, in dem noch die volle Manneskraft zur Verfügung steht, die Lust am Wagen noch nicht zu sehr durch das Wägen beeinträchtigt ist, erscheint unerläßlich für den Kavallerieführer, der unbedingt nur unter Männern gesucht werden sollte, die noch Freude daran finden, zu Pferde Hindernisse im Gelände aufzusuchen. Das nötige taktische und strategische Verständnis und erlangte Sicherheit in der Führung des Verbandes, der ihm anvertraut werden soll, sind weitere unerläßliche Vorbedingungen, denn Jugend und dreistes Reiten tun es allein auch nicht. Deshalb scheint die hier und da aufgetauchte Idee, im Mobilmachungsfalle solle man ohne Rücksicht auf Dienstalter jugendkräftige Offiziere an die Spitze von Kavalleriedivisionen stellen, doch nicht wohl durchführbar, weil die Fähigkeit zur Führung von Reitermassen nur durch Übung und Erfahrung erworben werden kann, und wo diese fehlt, wenn man von Genies à la Seydlitz absieht, bei vielen der Erwählten, Unzulänglichkeit zur Ausfüllung der Stellung und damit mangelndes Vertrauen in das eigene Können hervortreten würde.

Die Anregungen, die Blücher auf Grund der erwähnten Berichte gab, fielen auf keinen fruchtbaren Boden. Teils die Armut des Staates, teils die nach den schweren Kriegsjahren eingetretene Ermüdung der Männer, die an

*) Napoleons Untergang, von v. Lettow, Berlin 1904.

Digitized by Google

der Spitze des Heeres standen, bewirkten, daß die Dinge blieben wie sie waren. Auch zwei große Kavallerieübungen und die Ausgabe von Bestimmungen über die Führung und den Gebrauch großer Kavalleriemassen waren nicht von bleibendem Einfluß, und wir werden sehen, daß auch noch der Feldzug von 1870/71 die preußische Kavallerie in mancher Hinsicht für die Aufgaben, die ihr gestellt wurden, nicht vorbereitet fand.

Die folgenden Kriege in Europa bieten infolge der Geländeverhältnisse und anderer Umstände nichts von Interesse für unsere Betrachtungen. Eine ganz besondere Bedeutung für die Beurteilung der Frage, die uns beschäftigt, hat aber der amerikanische Bürgerkrieg von 1862 bis 1865. Die Schwierigkeit liegt hier nur darin, zu ermessen, inwieweit jene Ereignisse einen Rückschluß auf europäische Verhältnisse erlauben. Wenn es einerseits für die Gewinnung eines unbefangenen Urteils von hohem Werte ist, daß bei beiden Kriegführenden Tradition und herkömmliche Routine, die sich nicht selten dem gesunden Fortschritt, dem tatsächlichen Bedürfnis entgegenstellen, bei der Organisation und dem Gebrauch der Reiterei nicht in Frage kamen, so lagen anderseits die Umstände so viel anders als auf dem europäischen Kriegsschauplatz und bei den Heeren, die wir hier zu bekämpfen berufen sein könnten, daß eine einfache Anwendung der dort gemachten Erfahrungen durchaus nicht angängig ist. Schon das Material an Mannschaften und Pferden, so stark der Gegensatz zwischen föderierter und konföderierter Reiterei auch war, war auf beiden Seiten dem unsrigen gänzlich unähnlich. Während der Süden in seiner sport- und jagdliebenden Bevölkerung und in seinen Pferden von sehr edlem Blut ein Material besaß, das höher einzuschätzen ist als das uns zur Verfügung stehende, besaß der Norden weder geeignete Mannschaften noch Pferde, und es gelang ihm erst in den letzten Kriegsjahren infolge Kriegsgewohnheit und auch von Werbungen in den westlichen Staaten eine einigermaßen brauchbare Reiterei zu schaffen. Unter Verhältnissen, wie sie in den Südstaaten bestanden, die ähnlich sich in Europa nicht wiederfinden, war es dort möglich, eine tüchtige Kavallerie zu improvisieren, wenn ihr auch dauernd die Eigenschaften gefehlt haben, die sie zur einheitlichen Verwendung in der rangierten Schlacht geeignet gemacht hätten; dazu fehlten Truppe wie Führern Übung und Erfahrung. Im Norden, wo die Aufstellung von Kavallerie zunächst nur klägliche Ergebnisse hatte, machte man, wie nebenbei bemerkt sei, mit der Improvisation von Artillerie, ähnlich wie die französische Republik 1871, weit bessere Erfahrungen und gewann mit dieser Waffe bald eine große Überlegenheit gegenüber dem Süden.

Wie wenig man an einzelne hervortretende Leistungen, besonders der südstaatlichen Kavallerie, den Maßstab europäischer Verhältnisse legen kann, zeigt u. a., daß, als Stuart im Oktober 1862 seinen Raid nach Pensylvanien mit 1800 Pferden und zwei Geschützen hinter der ganzen feindlichen Armee fort unternahm, er bei dem großen Pferdereichtum des Landes einen großen

Digitized by Google

Teil seiner Reiter mit einem frischen Pferde zu versehen vermochte, auf dem sie, ihr bisheriges an der Hand, den Marsch fortsetzten. Entsprechendes führte die nordstaatliche Kavallerie aus, als sie Ende April 1863 unter Stonemann nach Virginien vorbrach und den virginischen Farmern 800 Beutepferde abnahm.

Die Tatsache, daß diese Raids glückten, legt die Erörterung nahe, ob derartige Streifen in einem europäischen Feldzuge möglich wären. Wenn Herr Oberstleutnant Frhr. v. Freytag in seinen „Studien über Kriegführung auf Grundlage des amerikanischen Sezessionskrieges" ausführt, „daß heute keine Armee einen solchen Überfluß an Reiterei besitzt, um dem Führer den Gedanken aufzudrängen, sie zum Parteigängerkriege im großen, wie hier geschehen, zu verwenden, und die Reiterei Verlusten auszusetzen, die sie unfähig machen würde, andern wichtigen Aufgaben zu genügen", so kann ich ihm nur teilweise zustimmen. Es ist ja klar, daß es sich bei solchen Unternehmungen, besonders in Feindesland, immer um die Frage handeln wird, wie viele von der Reiterschaar der Feldherr wiedersieht, und daß stets zu erwägen ist, ob der Einsatz dem zu erwartenden Erfolge entspricht. Daß 1870/71 unsere Reiterei ebenso wie die französische zu solchen Unternehmungen infolge ihrer mangelhaften Bewaffnung und Ausbildung ganz ungeeignet war, liegt auf der Hand, und zu Raids, wie den erwähnten von Stuart ausgeführten, wird man sich auf einem europäischen Kriegsschauplatz auch dann schwerlich entschließen, wenn so organisierte Kavalleriedivisionen zur Verfügung stehen sollten, wie dies noch erörtert werden wird.

Gelingt es aber, die Vorbedingung jedes Erfolges, die größere Selbständigmachung der Kavalleriedivisionen als Gefechtskörper zu erreichen, so ist nicht einzusehen, warum diese nicht gegen die Flanken und die rückwärtigen Verbindungen des Feindes, die bei den Riesenheeren unserer Zeit an Bedeutung und Empfindlichkeit erheblich gewachsen sind, sowie zu besonderen Aufgaben aller Art Verwendung finden sollten. Nehmen wir davon Abstand, so verzichten wir darauf, von dem Element der Schnelligkeit, das der Kavallerie ermöglicht, plötzlich zu erscheinen und schnell wieder zu verschwinden, den vollen Nutzen zu ziehen, auch wird sich mit der Schaffung mehr selbständiger Gefechtskörper die Gefahr großer Verluste naturgemäß vermindern. Verschiedene dieser Raids, wie z. B. der, den der nordstaatliche General Stonemann mit 3500 Pferden im April 1863 zwischen dem Rapahannok und Jamesriver ausführte und der dem Gegner erheblichen Schaden brachte, halte ich unter jener Voraussetzung auch auf einem europäischen Kriegsschauplatze für durchaus ausführbar. Die Prüfung der Nützlichkeit eines solchen Raids im einzelnen Falle ist eine Frage für sich, hier handelt es sich nur um die Ausführbarkeit. Denn es ist andererseits sicher, daß diese Raids nicht selten erhebliche Nachteile für das Heer im Gefolge hatten, wenn, wie z. B. bei dem Zuge Wheelers mit südstaatlicher Kavallerie Ende

Digitized by Google

August 1864, zur Zerstörung der Bahn von Chattanooga, der Nutzen nicht im Verhältnis zu den gebrachten Opfern stand und, was noch schlimmer war, General Hood des größten Teiles seiner Kavallerie beraubte, infolge dessen er mangelhaft aufgeklärt und, im Rücken bedroht, den Rückzug antreten mußte.

Es ist natürlich, daß die Ausführung solcher Streifzüge im eigenen oder befreundeten Lande wesentlich leichter als im feindlichen ist, und ich halte es für zweifellos, daß bei besserer Organisation und Ausbildung die französische Kavallerie im zweiten Teile des Feldzuges erfolgreich gegen die nur durch minderwertige Etappentruppen geschützten Verbindungen des deutschen Heeres hätte operieren können.*) Man mag die Wirkung ermessen, die es auf die deutschen Operationen gehabt hätte, wenn es der französischen Reiterei gelungen wäre, die Eisenbahnverbindungen zwischen Paris und Deutschland auf längere Zeit zu unterbrechen.

Charakteristisch für den Kavalleriekampf im Sezessionskriege war die häufige Anwendung des Feuergefechts zu Fuß. Die Ursache lag in dem Umstande, daß die südstaatlichen Reiter von ihrem Leben in den Prärien her berittene Scharfschützen waren, ausgezeichnet vertraut mit ihrer Büchse, aber nicht geübt im geschlossenen Anreiten zur Attacke; dann aber forderte das vielfach waldige Gelände, in dem selbst große Schlachten sich abspielten, zur Anwendung dieser Kampfart auf, wollte die Reiterei nicht völlig untätig bleiben. Zweifellos ist aus der vorerwähnten Ursache häufig auch da von dem Feuergefechte Gebrauch gemacht worden, wo es nicht am Platze war, so kam auch Stuart durch eine starke Entwicklung zum Fußgefechte gegen die feindliche Brigade Buford in dem Gefecht bei Brandystation in arge Verlegenheit, als eine andere berittene feindliche Brigade in seinem Rücken erschien. Gegenüber einem andern Gegner hätte sich sein Verhalten schwer gerächt. Trotz der häufigen Anwendung des Fußgefechts hatte diese Reiterei aber keineswegs den Charakter berittener Infanterie, o nein, sie fühlten sich als Reiter und zeigten sich als solche bei den verschiedenen eskadrons- oder regimenterweise ausgeführten Attacken auch tüchtig im Gebrauch ihrer Säbel.

Am 8. Juni 1863 führte Stuart seine Reiter auch in der geschlossenen Masse General Lee in einem Manöver ausschließlich zu Pferde vor. Allerdings waren sie im Fußgefechte so geübt, daß es ihnen etwas alltägliches war, und Unternehmungen, wie solche Stuart im nächtlichen Fußkampfe bei Catlettsstation am 22. August 1862 ausführte, können geradezu als vorbildlich für solche Kämpfe gelten. Wiederholt verschanzte sich die Kavallerie, um bestimmte Punkte festzuhalten, so Sheridan, der beste der nordstaatlichen

*) Siehe Cardinal v. Widdern „Der Krieg auf den rückwärtigen Verbindungen des deutschen Heeres 1871".

Digitized by Google

Kavalleriegenerale, am 31. Mai 1864 bei Old Cold Harbour, um die Verbindung nach rückwärts zu sichern.*)

Wenn nun die Kavallerieverwendung in diesem Bürgerkriege in vieler Hinsicht für uns vorbildlich nicht sein kann, so sehen wir daraus doch, was Kavallerie leisten kann, der auch der Fußkampf etwas Naturgemäßes ist, und die sich in ihrer Ausrüstung auch völlig den Erfordernissen des Kriegstheaters angepaßt hatte. Jedenfalls gibt es zu denken, daß seit den Zeiten Napoleons bis in die neueste Zeit in keinem Kriege der Einfluß der Reiterei auf die Operationen ein so durchgreifender gewesen ist wie hier, wobei allerdings wieder die Persönlichkeit der Führer, wie der gottbegnadete Stuart und später der tüchtige Fitzhug Lee auf südstaatlicher, Sheridan und Pleasanton auf nordstaatlicher Seite, ausschlaggebend waren. Stuart, persönlich ein Held, war bahnbrechend gewesen.

Um zu einer richtigen Einschätzung der Wirksamkeit der preußischen Kavallerie während des Krieges von 1866 zu gelangen, ist eine Wiedergabe der Äußerungen des Generals v. Moltke in einem Berichte an König Wilhelm I. vom 25. Juli 1868 angezeigt.**)

Dort sagt der General [gekürzt]: ... „Wo die preußische Kavallerie während des Feldzuges von 1866 zum Gefecht gelangte, ist sie stets in die feindliche hineingeritten. Es haben sich einzelne Schwadronen und Regimenter dem Gegner mehrmals überlegen gezeigt, auch sind vortreffliche Marschleistungen ausgeführt worden. Dennoch ist die Wirksamkeit dieser Waffe eine verhältnismäßig geringe geblieben und die Zahl der Abteilungen groß, die mit dem Feinde nicht in Berührung gekommen sind." An anderer Stelle heißt es, „daß die Kavallerie die Infanterie so gut wie gar nicht unterstützt hat". Nur zehn Fälle konstatiert der General, „wo geschlossene Regimenter, und einen Fall, wo eine Brigade attackiert hat. Dagegen war die Kavallerie oft nicht zur Hand und mußte erst vorgeholt werden. Bei Königgrätz, wo das rechtzeitig zur Stelle befindliche Kavalleriekorps der Ersten Armee am Vorgehen verhindert war, bevor die Infanterie jenseits der Sadowa Fuß gefaßt hatte, versäumte sie, Übergänge zu ermitteln und herzustellen. So waren nur zwei Übergänge verfügbar, und es kamen die vorderen Abteilungen ins Gefecht, bevor die folgenden heran waren. Wo die Massenverfolgung hätte beginnen sollen, hörte die Tätigkeit der Kavallerie ganz auf. Verschiedene Brigaden blieben ganz untätig. Die Reserve-Kavalleriedivision der Zweiten Armee war so weit zurückgehalten worden, daß sie erst zum

*) Wir sehen überall in diesem Kriege, daß die häufige Anwendung des Fußgefechts keineswegs dem Schneid als Reiter Abbruch tat. Bei der Betrachtung über die russische Kavallerie im letzten Türkenkriege zeigt sich aber, wie wir noch sehen werden, das Gegenteil.

**) Moltkes taktisch-strategische Aufsätze aus den Jahren 1857 bis 1871. Berlin 1900.

Digitized by Google

Schlusse der Schlacht eintraf. Die Gründe der geringen Leistung der Kavallerie liegen nicht im Material, sondern in der Leitung, Formation und Zuteilung. Auch hat die Kavallerie häufig das Geschützfeuer gescheut." Ich komme auf diesen Punkt später zurück.

Dann sagt Moltke: „Es hat unserer Kavallerie vielleicht weniger an Fähigkeit als an Selbstvertrauen gefehlt. Aber ihre Unbefangenheit ist ihr geraubt worden, da bei den Manövern Kritik und Tadel fast synonym geworden sind und sie daher selbständiges kühnes Eingreifen scheut und möglichst weit rückwärts in gedeckter Stellung bleibt." Weiterhin beklagt es Moltke, „daß die Reservekavallerie der Ersten und Zweiten Armee, die trotz der Schwierigkeit der Verpflegung bis zur Schlacht am 3. Juli sorgfältig zusammengehalten wurde, aber nie über die Spitzen der vorrückenden Kolonnen hinausgelangte, keinerlei Resultat erreicht hat, während sie gerade in dieser Periode, wenn sie aufklärte, wesentliche Dienste hätte leisten können". Er schließt mit den Worten: „Die Reservekavallerie der Ersten und Zweiten Armee ist teils gar nicht, teils in geringem Grade*) für die Zwecke der Armeeführung verwandt worden. Zur Aufklärung auf weitere Entfernungen mit dieser Kavallerie ist es nicht gekommen, sie ist niemals dazu benutzt worden."

Vergleicht man die von Moltke charakterisierte Tätigkeit der preußischen Kavallerie 1866 — die gegnerische befand sich, bei aller Opferwilligkeit, die sie am 3. Juli bewies, etwa auf dem gleichen Niveau — mit den Leistungen der Waffe in dem eben berührten amerikanischen Bürgerkriege, so wird man bei unbefangener Beurteilung auch unter Berücksichtigung abweichender Verhältnisse doch sagen müssen, dort war das Richtige. Wie hilflos und ungeschickt waren diese europäischen Reiter im Vergleich zu denen, die ein Stuart führte!

Am wunderbarsten mutet jedem, der unter den heutigen Anschauungen über Kavallerieverwendung groß geworden ist, die mangelhafte Benutzung der Reiterei zum Aufklärungsdienste an. Als wenn niemals Muratsche Kavalleriedivisionen der französischen Armee vorangeeilt wären, hielt man die Kavalleriemassen, die man mit dem ominösen Namen „Reservekavallerie" bezeichnete, zurück, die Divisionskavallerie aber, die nur in den engsten Grenzen aufklärte, verteilte man auf Avantgarde, Gros und Reserve. So hatte man bewährte Einrichtungen ganz vergessen, eine schwere Anklage gegen die Art, wie Kriegsgeschichte in der Zeit nach den Befreiungskriegen getrieben worden ist.**)

*) Nach der Schlacht am 3. Juli.

**) Geschichte des Krieges von 1866 in Deutschland von v. Lettow-Vorbeck, I. Bd. Gastein—Langensalza. Berlin 1896.

Digitized by Google

Wir werden sehen, daß die von Moltke 1866 erkannten Mängel 1870/71 Abhilfe erfuhren, soweit es sich um die Verwendung im Aufklärungsdienste handelt und eine Reform in so kurzer Zeit möglich war. Andere Mängel, die in dem kurzen Feldzuge nicht so hervorgetreten waren und von Moltke nicht hervorgehoben wurden, wie die ungenügende Bewaffnung mit Schußwaffen und die fehlende Übung in deren Gebrauch, wurden nicht abgestellt. Ein weiterer Übelstand, der dem General nicht so entgegengetreten sein mag, die geringe Bewährung der zahlreichen in die Eskadrons eingestellten Ankaufspferde, hatte aber doch Beachtung gefunden, die begonnene Reorganisation der Kavallerie wurde nach dem Kriege fortgesetzt; bei den Regimentern, wo sie noch fehlte, wurde die 5. Eskadron errichtet und diese nicht mehr wie 1864 und 1866 mit mobilgemacht, sondern zur Ersatzeskadron bestimmt, womit der innere Wert der Kavallerie wesentlich erhöht wurde.

An diese Reorganisation anknüpfend möchte ich gleich betonen, daß dieses Werk von ausschlaggebender Bedeutung für unsere Kavallerie war, und daß *jedes Rütteln an dem Grundsatz, in die Feldeskadrons so wenig Ankaufspferde wie möglich einzustellen, den Wert der Waffe bedenklich herabmindern müßte.* Möchte ein so arger Rückschritt der Waffe erspart bleiben! Die Erfahrungen der Befreiungskriege haben doch schon erwiesen, was man von der Einstellung roher Pferde erwarten kann, nicht allein, daß diese bald den Anstrengungen erliegen, in größerer Zahl den Linieneskadrons zugeteilt, drücken sie auch das allgemeine Niveau herab, denn die Anforderungen an die Truppe müssen sich dann nach den weniger leistungsfähigen Pferden richten. Es sei gestattet, eine persönliche Erfahrung hier einzuflechten. In den Reihen der von mir 1870 geführten Eskadron befanden sich zwölf Ankaufspferde, eine erträgliche Zahl, da man einige derselben immer als Burschenpferde, bei den Wagen usw. unterbringen kann. Von den in die Front gestellten erlagen vier bereits am 5. August den Anstrengungen einer selbständigen Erkundung der Eskadron von Weißenburg über die Sauer bei Gunstett*), und nur zwei sahen die Garnison überhaupt wieder.

Ich komme nun auf die Bemerkung Moltkes zurück, die Kavallerie habe das Geschützfeuer gescheut. Es wird dabei beispielsweise auf den Gefechtsbericht von Königgrätz einer Kavalleriebrigade der Elbarmee Bezug genommen, die Nichts getan hatte, aber nach ihren Angaben starkes Geschützfeuer ausgehalten hatte, wobei die Granaten „immer dicht vor der Brigade geplatzt seien;" Resultat ein verwundeter Husar. Woher kommt diese „Blutscheu", die so oft bei der Kavallerie bemerkt wird? Die Leute zu Pferde sind dieselben tapferen Burschen wie ihre Kameraden zu Fuß und auf

*) Generalstabswerk S. 201.

Digitized by Google

Patrouille zeigten sie sich kühn und verwegen bis zum Leichtsinn. Der Grund ist in der Erziehung zu suchen, unter deren Einfluß die Führer standen. Immer wieder hörte man die taktische Lehre betonen, Kavallerie solle sich nicht vor dem Eingreifen Verlusten durch Feuer aussetzen, sei also entsprechend zurückzuhalten, der große, an und für sich ja begründete Respekt vor dem Infanteriefeuer hatte eine Scheu, überhaupt anzubeißen gezeitigt — wir werden das Gleiche bei der Betrachtung des russisch-türkischen Krieges erleben — und die Redensart von der kostbaren Waffe, die schwerer wie die andere zu ersetzen ist, mag gleichfalls zur übertriebenen Schonung beigetragen haben. Hier muß denn doch immer wieder an die Deutung erinnert werden, die General Carl v. Schmidt dieser Lehre gab, indem er sie dahin umkehrte „die Waffe ist viel zu kostbar, um mit ihrer Verwendung zurückzuhalten". So haben an und für sich richtige Grundsätze infolge ihrer übertriebenen Betonung besonders auch bei Truppenübungen — vgl. Moltkes Bericht — schädigend gewirkt, und es kann nur dankbar begrüßt werden, wenn neuerdings die Kavallerie bei uns wieder mehr zum Attackieren auch auf die andern Waffen, „zum Anbeißen" erzogen wird. Ein anderer, und vielleicht der wesentlichste Grund von Untätigkeit der Reiterei auf den Gefechtsfeldern liegt aber in den Charaktereigenschaften mancher Führer. Attackierende Kavallerie gleicht einem abgefeuerten Geschoß, dessen Wirkung unberechenbar ist, und das unter Umständen auf den Schützen zurückprallen kann. Mancher persönlich tapfere Reiteroffizier scheut davor zurück, einen solchen Entschluß, von meist nicht zu ermessenden Folgen zu fassen, und von seiner Truppe große, vielleicht vergebliche Opfer zu fordern. Ein Abbrechen des Gefechts, wie solches bei den andern Waffen angängig, ist bei dem Angriff zu Pferde nicht möglich, das Schicksal nimmt seinen Lauf. Bei der Kavallerie hängt alles ausschließlich von der Initiative des Führers ab, daher die ausschlaggebende Bedeutung der Persönlichkeit für diese. Ohne seine direkte persönliche Einwirkung geschieht nichts. Dagegen ist z. B. sehr wohl denkbar, daß eine Infanteriedivision im Begegnungsgefecht lediglich durch die natürliche Entwicklung der Dinge und das Eingreifen der Unterführer den Sieg erringt, ohne daß der Divisionsführer das Geringste dazu beigetragen hat. Anderen Waffen angehörende Vorgesetzte von Kavalleriekörpern, deren Führer vielleicht schwer mit dem Entschlusse ringt, sollten sich gegebenenfalls weniger als im allgemeinen geschieht, scheuen, eine notwendig erkannte Attacke direkt zu befehlen. Der der Verantwortung dadurch ledige Kavallerieführer würde vielleicht solch einen Befehl freudig begrüßen, und ihn geschickt und energisch ausführen. Die berühmte Attacke Bredow bei Vionville wäre voraussichtlich nie geritten worden, ohne den direkten Befehl. Hier Theorie, hier Praxis, die Hauptsache ist, daß erfolgreich gehandelt wird.

Digitized by Google

Es muß der Kavallerie der rücksichtsloseste Tätigkeitsdrang und Siegeswille anerzogen werden. Man möge sich daran gewöhnen, daß das Blut des Kavalleristen kein besonderer Saft ist, man mute der Waffe Verluste zu, wie sie die Infanterie bei vielen Gelegenheiten ertragen hat, ohne in ihrer Gefechtstüchtigkeit erschüttert zu werden, man vermeide aber auch übertriebene Beurteilung einzelner Taten, indem man sie, wie die vorerwähnte Attacke, für die man die unglückliche Bezeichnung „Todesritt" erfunden hat, als etwas Unerhörtes darstellt. Diese Attacke ist mit derselben Tapferkeit und entsprechenden Verlusten ausgeführt worden, wie manche Tat der Schwesterwaffen, ohne daß darüber viel Wesens gemacht worden wäre.*)

Die Mängel, an denen die deutsche Reiterei während des Krieges von 1870/71 litt, bestanden, soweit sie nicht schon vorstehend angedeutet wurden, zunächst in der meist nicht glücklich gelösten Personenfrage inbetreff der oberen Führer, deren Bedeutung bereits mehrfach betont wurde, ferner in dem Umstande, daß diese jeder Übung in der Führung der ihnen anvertrauten Divisionen entbehrten, so daß infolge dieses Mangels bei manchen unzweifelhaft und naturgemäß das Selbstvertrauen gefehlt haben mag, ob sie der Aufgabe, 24 Schwadronen und mehr einheitlich zu führen gewachsen sein würden. Dies tatsächlich vorhandene und wohl auch gefühlte Nichtbeherrschen der gestellten Aufgabe erklärt es zum großen Teil, daß die Divisionen fast nie einheitlich geführt wurden; man manövrierte mit den drei Brigaden, jede bekam ihren Auftrag und nicht selten ritt der Divisionsführer des Kommandos ledig allein mit seinem Stabe. So z. B. die 5. Kavalleriedivision bei ihren Operationen nach den Tagen von Metz, die 4. Kavalleriedivision im Vormarsch von Chartres nach Coulmiers am 9. November, die zweite in jener Schlacht.**) Da man nicht annehmen kann, daß den hohen Offizieren an der Spitze dieser Divisionen die Vorteile eines geschlossenen Einsetzens nicht bekannt gewesen wären, so läßt sich jene Erscheinung nur wie angeführt erklären, auch die Scheu, die Division in der Attacke einzusetzen, mag zum Teil darauf zurückzuführen sein.

Ein Übelstand war ferner, daß nicht nur die Divisionen beim Kriegsausbruch improvisiert waren, sondern zum Teil selbst die Brigaden. Die Führer kannten ihre Stäbe nicht, und hatten kein Urteil über die Verwendbarkeit der Unterführer, was den großen Nachteil hatte, daß mit besonders wichtigen Aufgaben, lediglich nach dem Dienstalter erwählt, häufig die am wenigsten hierzu Geeigneten betraut wurden. Daß die unausbleiblichen Reibungen bei solchen Neuschöpfungen bei der Reiterwaffe erheblich schwerer

*) „Das Leben des Soldaten im Gefecht, wo es sein muß, ohne Bedenken zu opfern, dies ist das große Kriegsgesetz, dem sich der Soldat wie der Anführer mit gleicher Bereitwilligkeit unterwerfen muß." Boyen, Denkwürdigkeiten II.

**) Hier befand sich der Divisionsführer bei einer einzelnen Brigade.

Digitized by Google

wiegende Folgen haben, als bei den andern Waffen, daß Mißverständnisse hier kaum je wieder gut zu machen sind, liegt auf der Hand, reine und volle Akkorde kann man auch nur von einem gut eingespielten Orchester erwarten.

Ein fernerer schwerer Mangel war die völlig unzureichende Bewaffnung mit Schußwaffen. Ganze Divisionen besaßen nicht ein einziges mit Karabinern bewaffnetes Regiment, diese Waffe selbst aber war höchst minderwertig, die Truppe in ihrem Gebrauch wenig geübt. Die Ausbildung mit der blanken Waffe wie im geschlossenen Reiten war gut, ebenso haben sich verschiedene unzweifelhafte Mißstände der Ausrüstung unter den damaligen Umständen wenig bemerklich gemacht. Die Ausbildung im Aufklärungsdienst war bei weitem nicht auf der jetzigen Höhe, hat zwar bei der völligen Untätigkeit der gegnerischen Kavallerie im ersten Teile des Feldzuges genügt, versagte aber, im wesentlichen infolge der ungenügenden Bewaffnung, oft unter den durch den Volksaufstand geschaffenen späteren Verhältnissen.

Trotz der gekennzeichneten Mängel zeigen uns viele tüchtige Leistungen der Reiterei in jenem Kriege, daß mit diesen Regimentern wohl etwas anzufangen war, wenn man sie nur zu gebrauchen wußte und Vionville wird immerdar ein stolzes Ruhmesblatt in der Geschichte der preußischen Reiterei bleiben. Wie oft hat diese Kavallerie aber tatenlos dem Ringen der Schwesterwaffen zuschauen müssen, wo sie danach lechzte, sich auch zu betätigen und die Lorbeeren sozusagen vor ihr auf der Straße lagen! Der Name Beaune la Rolande ist dafür typisch. Hier, bei Artenay und bei Coulmiers konnte der deutschen Reiterei ein zweites Roßbach blühen. Immer wieder tritt uns die Bedeutung der Persönlichkeit entgegen. Wie anders wären die Dinge verlaufen, wenn ein General Carl v. Schmidt oder ein Oberst v. Alvensleben hier befehligt hätten! Ist es ein Zufall, daß die von den Genannten ausgebildeten bezw. geführten Regimenter mit ganz besonderer Auszeichnung gefochten haben, daß das 16. Husarenregiment von allen Kavallerieregimentern der Armee am häufigsten zu Pferde und mit dem Karabiner attackiert hat und bei dem 15. Ulanenregiment alle vier Eskadronchefs Gelegenheit fanden, das Eiserne Kreuz 1. Klasse zu erwerben? Die Gelegenheit, sich in gleicher Weise hervorzutun haben noch manche Regimenter gehabt, aber sie wurde nicht benutzt, die Gründe wurden erörtert.

Ganz wie nach den Freiheitskriegen bestand bei den maßgebenden Stellen kein Zweifel darüber, daß die Leistungen der Kavallerie hinter dem zurückgeblieben waren, was man zu erwarten berechtigt gewesen wäre, und eine Immediat-Kavalleriekommission, die zum 13. März 1872 nach Berlin berufen wurde, erhielt den Befehl, in Beratung zu ziehen:

„die nach den neuesten Erfahrungen notwendig erscheinenden Ergänzungen und Berichtigungen des Exerzierreglements von 1855 und der

Digitized by Google

Verordnungen über die Ausbildung der Truppen im Felddienst;" ferner „was an der Bewaffnung, Bekleidung und Ausrüstung zu ändern sei".

Die Arbeiten dieser Kommission blieben nicht, wie dereinst die Vorschläge Blüchers und der von ihm gehörten Generale als kostbares Material in den Akten begraben, sondern haben die Grundlage gebildet zu einer Reorganisation der deutschen Reiterei, die die Waffe in einen Stand gesetzt hat, daß sie hoffnungsfreudig künftigen Ereignissen auf dem Felde der Ehre entgegensehen kann.

Zum Abschluß gekommen ist die angebahnte Umbildung der Reiterei auch mit den inzwischen erreichten Fortschritten indessen nicht, die Umstände fordern den weiteren Ausbau in allen Richtungen, Stillstand bei dem Erreichten, wo alles vorwärts strebt, würde Rückschritt bedeuten.

Ein besonderes Interesse für unsere Betrachtungen bietet der russisch-türkische Krieg von 1877/78. Auf die Leistungen der russischen Kavallerie in diesem Kriege konnte man ganz besonders gespannt sein, denn wenige Jahre vorher, im September 1876, hatten jene großen strategischen Kavalleriemanöver in Polen stattgefunden, die zuerst von allen Heeren ins Werk gesetzt und nie in dieser Ausdehnung nachgeahmt oder wiederholt, die allgemeine Aufmerksamkeit erregt hatten und, nach russischen Quellen, einen glänzenden Verlauf genommen haben sollten.

Nach kaiserlichem Befehl sollte die Kavallerie bei diesen Übungen folgende Aufgaben lösen: „Störung bezw. Verhinderung der Mobilisierung einzelner Teile der feindlichen Armee, Besetzung der für den Feind wichtigen Eisenbahnlinien und Punkte zum Zweck ihrer Zerstörung oder eigenen Ausnutzung, Deckung der Mobilisations- und Eisenbahnzentren gegen Unternehmungen der feindlichen Kavallerie; Erkundung ausgedehnter Landstriche, wie einzelner Lokalitäten oder aber feindlicher Streitkräfte; Sicherheits- und Aufklärungsdienst überhaupt."

Man hatte geglaubt, die russische Kavallerie würde aus diesen Übungen einen ganz besonderen Nutzen ziehen, und die Folgen sich im nächsten Feldzuge bemerklich machen, aber die russische Kavallerie leistete nicht, was man von ihr erwartet hatte.

Russische Schriftsteller üben selbst an ihr die schärfste Kritik. General Kuropatkin, damals Chef des Stabes bei General Skobelew, urteilt über das Verhalten der russischen Kavallerie im September 1877, als sie die Einschließung von Plewna decken sollte und ihr ausdrücklich eine energische Tätigkeit aufgetragen war, wie folgt:*)

*) Kritische Rückblicke auf den russisch-türkischen Krieg von 1877/78. Nach Aufsätzen von Kuropatkin, bearbeitet von Oberst Krahmer, Berlin 1889.

Digitized by Google

„Zum Schluß sprechen wir uns dahin aus, daß 90 russische und rumänische Eskadrons und Ssotnien bei einer geschickten Führung einerseits und bei der Schwäche und der verhältnismäßig schlechten Zusammensetzung der türkischen Kavallerie andererseits Herren der ganzen Gegend um Plewna auf die Entfernung vieler Märsche hätten sein können. Unsere Kavallerie hätte durch stete Bereitschaft, zum Handgemenge überzugehen, die feindliche Kavallerie und die Tscherkessen durch ihr Erscheinen zum Verschwinden gezwungen, und wäre unverwundbar für die türkische Infanterie gewesen, hätte sie sich nicht mit ihr in ein Feuergefecht eingelassen; hätte sie den festen Glauben gehabt, daß auch in der jetzigen Zeit, wie es ja immer gewesen ist, unter günstigen Verhältnissen eine gewandte Attacke auf eine Infanterieabteilung auf dem Marsche, bei der Bedeckung des Trains, durch einen Stoß in die Flanke, in den Rücken, eine unerwartete Attacke auf ein Infanteriebiwak einen sichern und wenig Verluste kostenden Erfolg hat, so hätte sie eine große Kraft entwickeln können und wäre eine mächtige Gefährtin der anderen Truppen gewesen. Die unbedeutendsten Bewegungen des Gegners auf dem Kriegsschauplatz wären rechtzeitig bekannt geworden und das Heranschaffen von Vorräten und Verstärkungen jeglicher Art wäre entweder vollständig verboten oder doch erschwert gewesen. Wir haben in der Tat unsere Kavallerie ohne Vorteil verwandt usw. Der Aufklärungsdienst wurde entweder ungenügend geführt oder unterblieb ganz."

Als Beweis für letztere Behauptung teilt Kuropatkin verschiedene erstaunliche Unterlassungen und u. a. folgendes mit: „Nachdem am 8. September die Kavallerie des Generals Loschkarew die Straße nach Sofia erreicht hatte, wurde von ihm doch nicht die Verbindung mit der Kavallerie des linken Flügels weder am 8. noch am 9. noch am 10. hergestellt, trotzdem, daß im ganzen nur einige Kilometer die Masse von 34 Eskadrons von einer solchen von 18 Ssotnien trennten."

Als die Ursachen des geringen Nutzens, den die Operationen der Kavallerie an den dem Sturm auf Plewna vorangehenden Tagen brachten, bezeichnet Kuropatkin u. a. „Furcht der Kommandeure, Aufgaben zu übernehmen, die, wenn sie auch in ihren Kräften standen, sie zu einem Zusammenstoß mit der türkischen Infanterie und Verlusten führen konnten." (Also Blutscheu.) Ferner spricht Kuropatkin von dem „grundsätzlichen Irrtum", in dem die Russen bei der Verwendung der Kavallerie befangen waren: „Viele Kommandeure waren der Ansicht, daß bei der Vervollkommnung der Feuerwaffen die Rolle der Kavallerie auf dem Schlachtfelde (solange der Sieg oder die Niederlage noch nicht entschieden sei) ihr Ende erreicht habe. Sie waren überzeugt, daß die Kavallerieattacken während des Gefechts keinen Nutzen brächten, da sie keine Chancen für den Erfolg hatten.". Kuropatkin sagt dann weiter: „Wie früher, so kann auch jetzt eine verhältnismäßig unbedeutende neue Kraftanstrengung von unserer Seite oder von der des

Digitized by Google

Gegners, ins Gefecht geführte Reserve (Infanterie, Artillerie oder Kavallerie) den Sieg entscheiden. In diesem entscheidenden Moment sich der Kavallerieattacken enthalten wollen, ist ein Unding, mögen sie auch noch so große Opfer kosten. Gingen sogar ganze Kavalleriedivisionen verloren, entrissen aber durch ihren Untergang den Sieg den Händen des Gegners oder retteten unsere Armee vor der Niederlage, so ist es eine Notwendigkeit, diese Divisionen zu opfern. Zu einem, solche Opfer verlangenden hehren Augenblick, muß die Kavallerie auch im Frieden erzogen werden. (Wir erinnern daran, daß im Gefechte manchmal ein Zeitgewinn gerade das ist, was den Sieg auf unsere Seite neigen läßt, daß bei einer glücklichen Attacke die Verluste der Kavallerie meist unbedeutend sind.)"

Also, Kuropatkin verlangt „Erziehung zum Opfer im Frieden", das kann nur bei den Übungen geschehen, und da müssen wir, wo die Umstände es gestatten, der Kavallerie das Anbeißen lehren. Ich habe den Worten Kuropatkins nichts hinzuzufügen, ich habe schon früher ähnliches von dieser Stelle betont*) und verweise auf das vorstehend über unsere Erfahrungen im letzten Feldzuge Gesagte.

Trotz der geringen Leistungen und entsprechend geringer Verluste durch das feindliche Feuer hatte sich der Bestand der 14 bei Plewna vereinigten Kavallerieregimenter, besonders infolge großer Anstrengungen im Vorpostendienst, aus übertriebener Sorge vor Überfällen, um 5000 Pferde vermindert. Die Züge zählten nur noch sieben bis acht Rotten. So schwand die „kostbare Waffe" dahin, ohne wesentlichen Nutzen gebracht zu haben. Eine schwache Kavallerie wäre völlig aufgerieben gewesen, Reiterei muß eben in einer Stärke auftreten, daß sie Verluste ertragen kann.

Nur ein russischer berittener Truppenteil, die kaukasische Kasakenbrigade, hat sich im Balkanfeldzug ausgezeichnet, und auch zu Pferde erfolgreich türkische Infanterie attackiert; so wurden von ihr bei Lowtscha am 3. September 1877 zwei intakte türkische Bataillone völlig gesprengt und dann der Gegner bis in die Nacht hinein verfolgt. Hier wurde gezeigt, was selbst Kasaken, die nicht die Gewohnheit haben, geschlossene Attacken zu reiten, im Angriff auf Infanterie leisten können.**) Ihr Führer, Oberst Tutolmin, war aber auch ein hervorragender Kavallerieoffizier, die höheren Befehlshaber, die Generale Krylow und Loschkarew, waren dagegen ihren Aufgaben nicht gewachsen. Den letzteren charakterisiert die von Kuropatkin erwähnte Tatsache, daß, als er am 21. September aufgefordert war, dem Korps Krylow schnell

*) Die Aussichten der Kavallerie im Kampfe gegen die Infanterie und die Artillerie. Vortrag, gehalten in der Militärischen Gesellschaft zu Berlin am 3. November 1897, von G. v. Pelet-Narbonne, Generalleutnant z. D. Beiheft zum Militär-Wochenblatt 1898, 3. Heft.

**) Die kaukasische Kasakenbrigade im Balkanfeldzug 1877/78. Kriegsgeschichtliche Studie von Thilo v. Trotha, Berlin 1894.

Digitized by Google

zu Hilfe zu eilen, und er am folgenden Tage zu dem Zweck abrückte, er auf 2 km eine Stunde brauchte, so daß, als er endlich das Kavalleriekorps auffand, dieses bereits auf dem Rückzuge war.

Ähnlich wie Kuropatkin urteilt Oberst Baykoff*) über das Verhalten der russischen Kavallerie in diesem Feldzuge. Er sagt, die Ansicht der älteren wie der jüngeren Kavallerieoffiziere sei gewesen: „Was soll die Kavallerie gegen die Infanterie bei der heutigen Bewaffnung unternehmen? Gebt der Kavallerie ein solches Gewehr mit Bajonett, dann ist es etwas anderes, aber ohne dasselbe kann sie den Kampf gegen Infanterie nicht aufnehmen!" Und demgemäß handelte die Kavallerie nun auch. Traf sie mit Infanterie zusammen, so zog sie sich entweder von ihr zurück oder griff zum Fußgefecht, und in wie ausgedehntem Maßstabe dies der Fall war, dazu liefert der Verbrauch von $1^1/_4$ Millionen Patronen den besten Maßstab. Ja, es ist soweit gekommen, daß Patrouillen ihre Pferde zurückließen und mehrere Werst, in einem angeführten Falle waren es fünf, zu Fuß zurücklegten. Ferner hat man bei Tirnowa russische Kavallerie der Avantgarde absteigen und Karree formieren sehen, um sich gegen den Angriff von 300 türkischen Reitern zu verteidigen, worauf die Kavallerie sich im Fußgefecht am Kampfe der Infanterie beteiligte. Diese Kavallerie hatte jeden Reitergeist verloren und war zu einer schlechten berittenen Infanterie geworden, und warum? man hatte sie alles mögliche gelehrt, aber nicht anzubeißen. Trotzdem verkennt auch Oberst Baykoff nicht die Notwendigkeit, die Reiterei mit einem guten Feuergewehr zu bewaffnen, indem er sagt: „Die Feuerwaffe der Kavallerie darf nicht schlechter sein als die der Infanterie, und sind daher alle auf dem Gebiete der Handfeuerwaffen vorkommenden technischen Verbesserungen auch für die Kavallerie auszunutzen," und an anderer Stelle: „Unzweifelhaft ist es wichtig, daß die gesamte Reiterei zum Fußkampf geeignet und mit einem weittragenden und genauschießenden Gewehr mit Bajonett bewaffnet ist; es hat ihr dies sozusagen die Hände losgebunden, ihre Selbständigkeit und Freiheit vermehrt," ferner: „Der Initiative in ihren Handlungen gibt das weit- und schnellschießende Gewehr insofern einen um so größeren Wert, als es der Kavallerie freistellt, je nach Umständen, entweder zu Pferde anzugreifen, oder den Gegner hinter Deckungen mit Feuer zu empfangen."

Aber, und das ist die Bedingung, die Baykoff erhebt, soll der Schneid der Kavallerie erhalten werden, so darf sie sich nicht zu einer falschen und zur häufigen Anwendung des Fußgefechts hinreißen lassen. Das Absitzen, meint Baykoff, der dabei jedenfalls Ereignisse von 1877/78 im Auge hat, wird leicht zum Selbsterhaltungstrieb, und deshalb greifen auch Leute, die wohl die

*) Anwendung und Ausführung des Fußgefechts der russischen Kavallerie. Auf Grund des Reglements für die abgesessenen Teile der Kavallerie und der Kasaken vom Jahre 1884, kritisierend bearbeitet von Baykoff, K. R. Oberst im Generalstabe. Übersetzt von Trost, Oberlt., Berlin 1885.

Digitized by Google

Uniform des Kavalleristen tragen, aber nicht auch schneidigen Reitergeist besitzen, lieber dazu, als zu einem kühnen Wagen zu Pferde.

Ich kann auch den Ausführungen dieses russischen Autors nur vollkommen beipflichten. Es ist daraus die Lehre zu ziehen, daß bei der Bewaffnung mit einem guten Feuergewehr wohl darauf zu achten ist, daß der Reitergeist nicht schwindet und daß deshalb stets an dem Grundsatz festzuhalten ist, daß die Kavallerie nur dann absitzen darf, wenn das Gelände die Erreichung ihres Zweckes durch einen Kampf zu Pferde nicht erlaubt und eigene Infanterie nicht in der Nähe ist.

Der Feldzug von 1897, zwischen der Türkei und Griechenland, gibt uns keinen Anlaß zu Betrachtungen und wir wenden uns dem südafrikanischen Kriege von 1899 bis 1902 zu.

Man hat die Bedeutung dieses Feldzuges für die Entwicklung der Taktik anfangs erheblich überschätzt und erst neuerdings dies erkannt. Besonders in bezug auf die Kavallerie trifft es zu. Man hat anfangs zu wenig die von den europäischen so gänzlich abweichenden Verhältnisse jenes Feldzuges in Rechnung gezogen. Die Kämpfe fanden auf einem Kriegstheater und von seiten der Engländer gegen einen Feind statt, die beide auch nur ähnlich in Europa nicht anzutreffen sind. Die gemachten Erfahrungen können daher im wesentlichen nur wertvoll sein für Kolonialkriege und sind es jedenfalls für unseren jetzigen Feldzug in Südwestafrika, bieten aber keinen Anlaß, unsere europäische Taktik zu ändern. Immerhin sind aber Schlußfolgerungen von Interesse aus dem Verlauf der Dinge zu ziehen, und wir finden auch als richtig bereits Erkanntes dabei bestätigt.

Was die englische Kavallerie betrifft, so muß zum Verständnis ihrer geringen Leistungen im ersten Teile des Feldzuges bis zur Übernahme des Kommandos der Armee durch Lord Roberts hervorgehoben werden, daß sie damals arg zersplittert war und nie einheitlich geführt und eingesetzt wurde. Als sich das später änderte, man eine Kavalleriedivision aufstellte und der unternehmende General French den Befehl darüber erhielt, hat die Kavallerie auch durch ihre Leistungen wesentlich zum Erfolge der Operationen beigetragen, und zwar trotz der großen Mängel, die ihr anhafteten. Wenn hier etwas geleistet worden ist, so ist es auch in erster Linie der Persönlichkeit des Führers zu danken.

Die englische Kavallerie aber war lediglich als Schlachtenkavallerie erzogen. Im Aufklärungs- und Sicherungsdienste leistete sie so gut wie nichts; es bestand eine direkte Abneigung gegen diesen Dienst selbst bei den Offizieren. Auch die Manneszucht und der innere Dienst ließen viel zu wünschen, was darin zum Ausdruck kam, daß infolge nachlässigen Sitzes der Mannschaften, den die Offiziere nicht kontrollierten, zahlreiche Pferde gedrückt

Digitized by Google

und unbrauchbar wurden, und die Pferdepflege, für die auch das Verständnis gefehlt zu haben scheint, völlig vernachlässigt wurde.

In verschiedenen Fällen, wo die Kavallerie entscheidend hätte auftreten können, hinderte sie völlige Erschöpfung der Pferde wegen fehlenden Futters, nicht benutzter oder mangelnder Gelegenheit zum Tränken. Der letztere Übelstand, eine Eigentümlichkeit des Kriegsschauplatzes, wird sich in Europa nie in dieser Ausdehnung geltend machen, und ausreichendes Tränken ist noch wichtiger wie die Reichung genügenden Futters. Auch im Fußgefechte leistete die Kavallerie wenig. Am 16. Februar 1900, im Gefechte bei Drieput, gelang es den abgesessenen Schützen von zwei Brigaden, trotz Unterstützung von berittener Infanterie und von 24 Geschützen, nicht, eine nur etwa 100 Mann starke Arrieregarde der Buren in guter Stellung zu vertreiben.

Die großen Mängel dieser Kavallerie, die man damals wohl als die minderwertigste in der Ausbildung unter denen der Großmächte bezeichnen kann, konnte auch ein Mann von der Energie und Unternehmungslust eines French nicht verschwinden machen, aber der Feldzug lehrt uns doch wieder, daß Kavallerie noch heute, selbst einem achtungswerten Feinde gegenüber, entscheidend in die Operationen eingreifen kann.

Zwar kann ich der sogenannten Attacke der Kavalleriedivision am Modder River, am 15. Februar 1900, die Bedeutung nicht beimessen, die sie nach Heft 33 der „Kriegsgeschichtlichen Einzelschriften" haben soll,*) da die Überlegenheit der Kavalleriedivision, die gegen etwa 900 auf eine 4 km lange Stellung verteilte Buren mit drei Geschützen anritt, eine außerordentliche war und die Attacke überdies durch neun Batterien und zwei schwere Feldgeschütze vorbereitet worden war. Die Verluste — 19 Tote und Verwundete sowie 32 Pferde — waren überdies außerordentlich geringe. Wenn einem englischen Offizier, der die Attacke mitritt, „dieses Wagnis anfänglich ganz aussichtslos erschien", wie er auch namens der andern Offiziere berichtet, und die herrschende Ansicht wiedergibt, „daß nur wenige von uns lebend daraus hervorgehen würden", so ist dies für mich nur ein Beweis dafür, zu welchen verkehrten und schädlichen Auffassungen die falsche Erziehung der Truppe führen kann. Von Interesse ist aber, daß der moralische Eindruck der vorstürzenden Reitermasse auf die sonst so kaltblütigen Buren, die allerdings schon starkes Artilleriefeuer ausgehalten hatten, ein ganz gewaltiger war, der seine niederdrückende Wirkung auch auf die Buren des rückwärts gelegenen Lagers übte.

Jedenfalls ist der darauffolgende Entsatz Kimberleys ein ausschließliches Verdienst der Kavalleriedivision, die in der Lage gewesen wäre, den

*) „Kriegsgeschichtliche Einzelschriften" herausgegeben vom großen Generalstabe, kriegsgeschichtliche Abteilung I, Heft 33. „Erfahrungen außereuropäischer Kriege neuester Zeit. 1. Aus dem südafrikanischen Kriege 1899 bis 1902. 2. Operationen unter Lord Roberts bis zur Einnahme von Bloemfontain. Berlin 1904.

Digitized by Google

Feldzug nun zu beenden, wenn French sie nicht bei Verfolgung eines Nebenzweckes, indem er den abgezogenen Belagerern von Kimberley nacheilte, infolge der großen Anstrengungen ruiniert hätte, ohne etwas zu erreichen, anstatt sich sofort dem Hauptobjekte, der Macht unter Cronje, zuzuwenden und diese am Entkommen zu verhindern. Dennoch gelang es ihm, sich am 17. Februar den Buren bei Koedoesdrift vorzulegen und sie mit Hilfe seiner reitenden Batterien und etwa 1000 zu Fuß kämpfenden Reitern einen ganzen Tag bis zum Herankommen der Infanterie aufzuhalten. Da die Pferde zu erschöpft waren, um eine Attacke zu reiten, wie dies ein Versuch zeigte, so war dies Ergebnis, das schließlich zur Gefangennahme Cronjes führte, lediglich der Anwendung des Fußgefechts zuzuschreiben, das hier, nachdem im offensiven Kampfe bei Drieput nichts erreicht worden war, in der Defensive vollen Erfolg hatte. Noch einmal, bei den Kämpfen am Paardeberg, am folgenden Tage, griff die Kavalleriedivision durch abgesessene Schützen ein, weiteres Vordringen einer feindlichen Abteilung hindernd.

Bei dem fortgesetzten Vormarsche auf Bloemfontain, nach der Waffenstreckung Cronjes, wurde die Kavalleriedivision wieder auf die Rückzugslinie der noch standhaltenden Burenabteilung dirigiert. Als nun nach Erstürmung ihrer Stellung bei Poplar Grove durch die englische Infanterie die Buren einen fluchtähnlichen Rückzug antraten, hätte French, der nur 5 km von der Rückzugsstraße hielt, sie mit Leichtigkeit vernichten können, wenn seine, trotz einer verhältnismäßig langen Ruhe nach Cronjes Gefangennahme, noch völlig erschöpften Pferde imstande gewesen wären, auch nur im Trabe sich vorwärts zu bewegen. So mußte er sich begnügen, den fliehenden Buren langsam zu folgen, nicht einmal Patrouillen vermochten am Feinde zu bleiben. Wäre es an diesem Tage der Kavallerie möglich gewesen, an der rechten Stelle einzugreifen, so wäre voraussichtlich die Gefangennahme der letzten größeren Burenabteilung, die das Feld hielt, und vielleicht des bei ihr weilenden Präsidenten Krüger erreicht und der Krieg wesentlich früher beendet worden.

Da eine gegnerische Kavallerie nicht bestand, war der englischen Reiterei ihre Aufgabe sehr erleichtert. Die Buren, soweit sie beritten waren, kann man nur als berittene Infanterie bezeichnen. Bemerkenswert ist indessen, daß es einer solchen Abteilung unter Delarey zu Pferde, unter fortwährendem Schießen im Galopp angreifend, gelang, am 7. März 1902 bei Tweeboſch eine englische Abteilung von 1200 Mann, darunter 900 Berittene unter General Methuen, in wilde Flucht zu jagen und große Beute zu machen.

Aus den Betrachtungen der 90 Jahre umfassenden Ereignisse werden die Herren ihre Folgerungen schon teilweise gezogen haben. Es gilt jetzt, diese zusammenzufassen und aus den Besonderheiten des modernen Gefechts abzuleiten, was außerdem für die Waffe wünschenswert erscheint. Ich fasse dabei allgemeine Verhältnisse und nicht ausschließlich die des heimischen Heeres ins Auge.

Digitized by Google

Die hohe Bedeutung der Persönlichkeit des Führers wurde wiederholt betont, ich komme darauf nicht zurück. Ebenso verweise ich auf die verschiedenen Ausführungen von der Notwendigkeit, die Kavallerie so zu erziehen, daß sie Opfer nicht scheut. Auch die Notwendigkeit einer ausreichend starken Kavallerie ergibt sich aus dem Gesagten.*)

Bezüglich der Organisation ist als wichtiger Grundsatz daran festzuhalten, daß von Landwehrkavallerie eine erfolgreiche Tätigkeit in der vorderen Linie nicht erwartet werden kann. Dasselbe gilt naturgemäß insoweit von der Linienkavallerie, als sie durch Einstellung von Ankaufspferden über ein gewisses Maß hinaus mehr oder weniger den Charakter von Landwehrkavallerie annimmt, denn die Minderwertigkeit dieser Waffe ist nicht sowohl im Menschen- als im Pferdematerial begründet. An zweiter Stelle steht die Forderung der Bewaffnung mit einem am Körper des Reiters zu tragenden weit und schnell schießenden Gewehr. Es muß eine Visierung bis mindestens 1800 m verlangt werden, denn das Feuergefecht der Kavallerie wird sich viel häufiger auf weiten als auf nahen Entfernungen abspielen, so zu Demonstrationen, Beunruhigung, um den Gegner zur Entwicklung zu zwingen z. B. bei Erkundungen usw. Die Kavallerie muß daher auch vornehmlich im Anschlag mit hohen Visierstellungen geübt sein, im schnellen Erfassen des Zieles, im Schätzen von Entfernungen, auch mit Hilfe des Abgaloppierens, dagegen ist auf ein Fleckschießen, da zur Ausbildung von Scharfschützen doch die Zeit mangelt, nur insoweit Wert zu legen, als der Reiter dadurch Vertrauen zu der Waffe gewinnt. Eine ausreichende Ausrüstung mit Munition, die aus einem Patronengürtel leicht entnommen werden kann, ist unbedingtes Erfordernis. Ein Bajonett, das der Reiter als kurzes Seitengewehr an der Hüfte tragen kann, ist sehr erwünscht, um auch dem Fußgefecht den Charakter der Offensive aufzuprägen.

Die Reiterei muß mit dem Schützengefecht völlig vertraut sein und dessen Wichtigkeit auch darin zum Ausdruck kommen, daß es von den höchsten Vorgesetzten, und zwar nicht nur gelegentlich, besichtigt und auch in größeren Verbänden geübt wird. Die Zeit zur gründlichen Ausbildung darin wird man aber nur finden, wenn man für die Ausbildung lediglich die Erfordernisse des Feldes im Auge hat. Schnelles Absitzen und Bildung von Schützenlinien, schnelles Aufsitzen und Enteilen eventuell im Rudel, Operationen zu Pferde in jedem Gelände, um zum Fußkampf überzugehen, sind wichtige Gegenstände der Übung. Dabei ist aber stets als Grundsatz festzuhalten, daß der Angriff zu Pferde mit der blanken Waffe die Hauptkampfform der Kavallerie ist, und daß das Fußgefecht nur da zur Anwendung gelangt, wo die Aufgabe zu Pferde nicht zu lösen ist. Je mehr Wert darauf zu legen ist, daß das Fußgefecht durch die Reiterei nicht gescheut wird, um-

*) Vgl. „Mehr Kavallerie". Ein Mahnruf im Interesse von Deutschlands Landesverteidigung von v. Pelet-Narbonne, Generalleutnant z. D. Mit zwei Karten. Berlin 1903.

Digitized by Google

somehr ist auf die Erhaltung kühnen Reitergeistes und von Wagemut Wert zu legen. Dem wird auch die Bewaffnung mit der Lanze dienen, die ich als die Offensivwaffe par excellence schätze, die ihrem Träger ein unbedingtes Gefühl der Überlegenheit im Reiterkampf gegen den Säbelreiter verleiht, wobei ich nicht verkenne, daß sie für das Fußgefecht zweifellos Unbequemlichkeiten im Gefolge hat.

Für den Kampf zu Pferde und zu Fuß muß die Kavallerie geübt sein, ihre Formen dem Gelände anzupassen, die reglementarischen nötigenfalls also danach einzurichten.

Die Bekleidung des Reiters muß den Bedürfnissen des Fußgefechts Rechnung tragen, hohe, schwere Stiefel sind ein Hindernis, Kopfbedeckungen, die schon aus größerer Entfernung als der Kavallerie eigentümlich erkennbar sind, sind nicht zweckentsprechend. Uniformen von weithin leuchtenden Farben sollten im Hinblick auf die weitreichende Wirkung der Feuerwaffen aus den Heeren verschwinden, auffallend gekleidete Regimenter werden viel früher das Feuer des Gegners auf sich lenken als andere; Patrouillen kann durch solche Kleidung die Erfüllung ihres Auftrages unmöglich werden. Auf Traditionen darf verständigerweise Rücksichtnahme nur insoweit erfolgen, als die Zwecke der Waffenverwendung nicht darunter leiden.*)

Die Kavalleriedivision von 24 Eskadrons in 6 Regimentern hat eine angemessene Stärke. Ein Herabgehen unter 20 Eskadrons würde ihre Gefechtskraft, da man auf Entsendungen rechnen muß, so herabsetzen, daß ihr zur Erfüllung wichtiger Aufgaben häufig die Kräfte fehlen würden. Daß ihre Aufstellung schon im Frieden vorteilhaft ist, wurde so oft nachgewiesen, daß ich verzichte, hierauf wiederum zurückzukommen; Kavalleriekorps kann man nach Bedarf im Mobilmachungsfalle aufstellen. Als wichtigste Forderung der Organisation erachte ich, daß die Kavalleriedivisionen durch ihre Zusammensetzung und Ausbildung den Charakter vollständig selbständiger Gefechtskörper erhalten, geeignet, allein den Kampf mit aus den drei Waffen bestehenden Truppenkörpern durchzuführen und, ausgerüstet mit allen technischen Mitteln, jedwede operative Aufgabe selbständig zu lösen. Gegen diese Frage der Organisation treten taktische, wie die, ob flügel- oder treffenweise Entwicklung zum Angriff, ganz zurück.

Zwölf möglichst bewegliche reitende Geschütze in drei Batterien sind eine angemessene Zahl für eine Kavalleriedivision, dazu eine Maschinengewehrabteilung und berittene Pioniere, per Regiment einschließlich der Unteroffiziere 30 Mann, die auf die Schwadronen verteilt sind, weder Lanze noch Kara-

*) Ich entsinne mich, am Schlachttage von Sedan über das ganze weite Schlachtfeld hinweg an den Wäldern an der belgischen Grenze eine Patrouille der Gardehusaren reiten gesehen zu haben in einer Entfernung, wo ein anders gekleideter Reiter nie zu bemerken gewesen wäre. Die Uniformierung unserer Schutztruppe ist ein geradezu ideales Vorbild auch für europäische Verhältnisse.

Digitized by Google

biner, dafür Säbel und Revolver führen, intensiv als Pioniere ausgebildet sind, aber zu einzelnen Dienstzweigen der Kavallerie nicht herangezogen werden. Die Erfahrung hat genugsam gelehrt, daß Pioniere, die nicht unmittelbar die Truppe begleiten, fast nie zur Stelle sind, wenn sie gebraucht werden; auch das Nachfahren bietet hierfür keine Gewähr.

Alle Fuhrwerke, die der Kavallerie Übergangs- und Nachrichtenmittel sowie Zerstörungszeug nachführen, müssen die gleiche Beweglichkeit wie die reitenden Geschütze haben. Das Mitführen einiger Fahrräder, drei bis vier per Eskadron, könnte unter Umständen wesentlich zur Entlastung und Schonung der Pferde beitragen. An Mannschaften, die sich deren zu bedienen wissen, wird es nie fehlen.

Die Zuweisung eines Bataillons berittener Infanterie an die Kavalleriedivision würde deren Gefechtskraft bedeutend erhöhen. Ich will nur den Gedanken hinwerfen, daß man von den Jägerbataillonen, beritten auf kleinen, mit Trense gezäumten Pferden, wie wir solche nach Südwestafrika geschickt haben, hervorragende Leistungen zu erwarten haben würde. Die Zuteilung von unberittener Infanterie wird, selbst wenn sie auf Wagen folgt, leicht zu einem Hemmschuh für die Kavalleriedivision.

Bisher ist es nicht gelungen, ein brauchbares komprimiertes, leicht transportables Pferdefutter als eiserne Ration für Notfälle zu schaffen, durch das, wenn auch nur für einige Tage, die Pferde bei Kräften zu erhalten möglich wäre. Es ist zu hoffen, daß die bald nach dem letzten Feldzuge bei uns angestellten Versuche nicht endgültig gescheitert sind.

Daß die Trains der Kavallerie, soll diese den operativen Aufgaben genügen, so schnell wie die Truppe selbst zu marschieren imstande sein müssen, hat General v. Bernhardi bereits in seiner Schrift: „Unsere Kavallerie im Zukunftskriege ausgeführt.*) Ich nehme darauf Bezug.

Die Kavallerie steht vor einem bedeutungsvollen Wendepunkt ihrer Entwicklung, mit den früheren Mitteln kann sie den Aufgaben, die in der Neuzeit an sie herangetreten sind, nicht mehr genügen; eine gegen früher wesentlich erweiterte vielseitigere Organisation und Ausbildung ist die unbedingte Voraussetzung dafür, daß die teure Waffe sich auch bezahlt macht. Dann, aber auch nur dann wird auch das prophetische Wort des Generals Carl v. Schmidt wahr werden:

„Ich hoffe, daß man künftig wie mit Infanteriedivisionen, so auch mit Kavalleriedivisionen in der Schlacht rechnen wird."

*) Zweite Auflage. Berlin 1903.

Digitized by Google

Wert und Bedeutung des Drills
für die
Ausbildung unserer Infanterie
einst und jetzt.

Vortrag, gehalten in der Militärischen Gesellschaft zu Berlin am 9. November 1904

von

Frhrn. v. Freytag-Loringhoven,
Oberstleutnant und Abteilungschef im großen Generalstabe.

Nachdruck verboten.
Übersetzungsrecht vorbehalten.

Bei Erscheinen unseres jetzt gültigen Exerzier-Reglements für die Infanterie äußerte ein österreichisches Fachblatt, es sei, als trüge es die Aufschrift: „Unter diesem Zeichen wirst du siegen!" Solche Hoffnung schien insbesondere durch die Schlußworte des zweiten Teils der Vorschrift begründet, denn für eine Truppe, die „das kann, was der Krieg erfordert", und die „auf dem Gefechtsfelde nichts von dem wieder abzustreifen hat, was sie auf dem Exerzierplatz erlernte", scheint in der Tat die Einheitlichkeit der Ausbildung gesichert; ihrer Schulung wird unmittelbar die Richtung auf den Krieg gegeben.

Gleichwohl mehren sich jetzt, nachdem wir über 16 Jahre im Besitz dieses Reglements sind, die Stimmen, die behaupten, daß wir von solcher durch das Reglement geforderten Einheitlichkeit weiter entfernt seien als je, daß wir auf geschlossenes Exerzieren und Paradedressur so viel Zeit verwendeten, daß die Gefechtsausbildung notwendigerweise darunter leiden müsse.

Würden derartige Zweifel ausschließlich in solchen Kreisen laut, denen jedes Verständnis für die Grundlagen unseres Heerwesens fehlt, oder die etwa gar bewußt darauf hinarbeiten, diese zu erschüttern, so könnten wir sie unbeachtet lassen; die Einschränkung des Exerzierdrills wird aber auch von militärischer Seite, darunter auch von einigen unserer alten Offiziere gefordert. Nun liegt es auf der Hand, daß jede Ausbildungsweise, wenn sie sich auf dem Gefechtsfelde bewähren soll, mit den Feuerwaffen ihrer Zeit zu rechnen hat. Wir dürfen uns nicht verhehlen, daß geschlossene Formen im wirksamen feindlichen Feuer kaum noch anwendbar sind, und daraus folgt ohne weiteres, daß wir den Schützenschwarm, den das Reglement schon als die „Hauptkampfform der Infanterie" bezeichnet (II. 19.), in unserer Ausbildung vor der geschlossenen Ordnung bevorzugen müssen. Anders aber steht es mit der

Digitized by Google

Frage von der Notwendigkeit des Drills überhaupt und — falls man sie bejaht — von dem Maß, das man ihm in der infanteristischen Ausbildung zuzubilligen hat.

Mit Hilfe von Friedensversuchen ist diese Frage überhaupt nicht zu lösen und bei der Wichtigkeit, die sie für die Kriegstüchtigkeit der Hauptwaffe hat, können zu ihrer Entscheidung die Urteile einzelner, auch der Erfahrensten, immer nur bedingte Gültigkeit beanspruchen. Gewiß ist die Erfahrung eines langen Dienstlebens ein schönes Ding, aber auch im besten Fall wird ihr stets ein individuelles Gepräge anhaften. Fragen von so einschneidender Bedeutung bedürfen eines größeren Versuchsfeldes als sie ein einzelnes Menschenleben bietet. Nur mit Hilfe der Geschichte wird man, unter Berücksichtigung der die Ausbildung jeweilig beherrschenden taktischen Anschauungen sowie der bestehenden staatlichen Auffassungen und der betreffenden Kulturstufe zu einem abgeklärten Urteil gelangen können.

Versuchen wir daher, uns kurz den Gang zu vergegenwärtigen, den unsere infanteristische Ausbildung seit den Tagen Friedrichs des Großen durchlaufen hat.

Unzweifelhaft sagt unser Reglement (II. 18) sehr richtig, daß die geschlossene Form „früher Trägerin des Infanteriegefechts" gewesen sei, so daß also zur Zeit König Friedrichs die Truppe, wenn sie die geschlossene Ordnung, insbesondere das Vorgehen in Linie, übte, zugleich auch für das Gefecht vorgebildet wurde. Immerhin darf man nicht ohne weiteres glauben, daß die dreigliedrigen geschlossenen Bataillone des Königs im Gefecht völlig das gleiche Bild abgegeben haben wie auf dem Exerzierplatz. Jedenfalls wäre es nur bedingt richtig, wenn man daraus die Folgerung ziehen wollte, daß die disziplinaren Mittel jener Zeit für uns jetzt ohne jeden Wert wären. So wenig wir jetzt imstande sind, dem Schützenkampf im Frieden ganz das Gepräge des Ernstfalls zu geben, so wenig glichen damals die geschlossenen Linien des Exerzierplatzes völlig denen des Schlachtfeldes. Wohl bevorzugte der König theoretisch die „Plaine" als Schlachtfeld, aber die Gewalt der Umstände nötigte ihn, die Formen des Exerzierplatzes den verschiedenartigsten Geländeverhältnissen anzupassen, wobei sich ihre Gestalt entsprechend verändern mußte. Er selbst sagt: „So viele differente Terrains sich finden, so viele sind auch differente Bataillen."*) Die herkömmliche Vorstellung von den „Schießmaschinen", welche die fridericianische Infanterie dargestellt haben soll, wird denn auch durch den tatsächlichen Verlauf der Schlachten widerlegt.

An die Stelle des Salvenfeuers trat hier meist sehr bald das Einzelfeuer, „Bataillenfeuer" genannt, so sehr es auch auf dem Exerzierplatz verpönt war. Das straffe Exerzieren war eben auch zu jener Zeit hauptsächlich Mittel zum Zweck, nicht Selbstzweck. Mit seiner Hilfe wurde eine Mannszucht gewonnen, vermöge deren der Soldat auch in den schwierigsten Gefechtslagen

*) Instruktion für die Generalmajors von der Kavallerie 1748.

Digitized by Google

immer noch in der Hand seiner Führer blieb, wenn auch das äußere Bild, das die Truppe im Gefecht bot, oft recht verschieden von demjenigen des Exerzierplatzes war.

Bei Lobositz sahen sich die Bataillone des linken preußischen Flügels genötigt, in den Weingärten des Loboschberges Richtung und Zusammenhang vollständig aufzugeben, drangen aber nichtsdestoweniger, ein Schützengefecht improvisierend, von Mauer zu Mauer vor und warfen zuletzt, als sie ihre Munition verschossen hatten, die Kroaten mit dem Bajonett den Berg hinab. Bei Prag ließen die Verhältnisse einen geordneten Aufmarsch überhaupt nicht zu, und die Schlacht ist von den Preußen tatsächlich in dichten stehenden Schützenmassen unter starker Vermischung der Verbände durchgefochten worden Das Linksziehen der preußischen Infanterie bei Kolin auf einer Strecke von einem und einem halben Kilometer im hohen Korn und über Hohlwege hinweg bildet eine Leistung erster Klasse, aber sehr exerziermäßig-korrekt kann die Bewegung unmöglich ausgesehen haben. Bei Torgau überschritten die Bataillone Salderns und Moellendorffs bei Nacht einen Damm in Reihen und entwickelten sich jenseit zum Sturm auf die Süptitzer Höhen.

Nicht nur die Führer aber wußten vermöge ihrer Kriegserfahrung auch den starren, geschlossenen Linien jener Zeit Leistungen abzugewinnen, die mit den landläufigen Vorstellungen von der Lineartaktik nicht zu vereinen sind, auch die Mannschaften von damals waren nicht die Automaten als die sie uns meist geschildert werden, vielmehr gaben sie gelegentlich im Gefecht ihrer vortrefflichen Stimmung sehr nachdrücklich Ausdruck. Als im Treffen von Reichenberg das noch junge Regiment Prinz Heinrich zum ersten Male in das erste Treffen vorgezogen wird, verlangen die Mannschaften vom Herzog von Bevern als Auszeichnung das Schlagen des Grenadiermarsches, das Regiment Meyerinck weigert sich bei Leuthen, als es sich verschossen hat, in das zweite Treffen zurückzutreten und ruft nach Patronen.

Es war im Grunde damals nicht anders wie heute. Die Bataillone König Friedrichs siegten nicht, weil die Formen, in denen sie geschult waren, dem Ernstfall immer völlig entsprachen, sondern weil sie gut geführt wurden, und weil ihnen eine Disziplin anerzogen war, die sie auch unter völlig ungewohnten Lagen ihren inneren Halt bewahren ließ. Allerdings war es bei der damaligen Feuerwirkung von weit geringerer Tragweite als heute, wenn die vom Exerzierplatz her geläufige Form dem Ernstfall nicht völlig glich. Im ganzen genommen sprechen aber doch die Leistungen der Armee König Friedrichs gegen eine Überschätzung der Form und zugleich für den Wert eines tüchtigen Exerzierdrills.

In einseitigem Betreiben eines solchen ist dann freilich in Preußen nach dem Siebenjährigen Kriege arg gesündigt worden. Man wollte den strengen Anforderungen des Königs genügen, und in der kurzen Exerzierzeit wurde alles aufgewendet, um bei der Revue vor seinem prüfenden Blick gut zu be-

Digitized by Google

stehen. Er selbst aber, der Held der sieben Jahre, sah in dem begründeten Wunsch, die Disziplin seiner Armee nach dem Kriege mit allen Mitteln zu heben, darüber hinweg, wenn der Exerzierteufel in seine Bataillone fuhr. Von seiner einsamen Höhe, verhärtet durch die ihm widerfahrenen Schicksalsschläge, sah er kalt herab auf dieses jüngere Geschlecht, das sich in den kleinen Künsten des Exerzierplatzes abmühte. Wohl besserte der König im einzelnen manches, wie die Vermehrung der Fußjäger und die Errichtung von leichten Infanteriebataillonen noch kurz vor seinem Tode beweist, aber grundlegend an der Fechtweise seiner Infanterie zu ändern, lag ihm fern, denn allzu eng hing sie mit der Heeresergänzung und diese wiederum mit dem gesamten Aufbau des damaligen Staates zusammen.

Es ist daher nicht zu verwundern, daß bei dem Weltruf, den sich die preußischen Waffen unter König Friedrich erworben hatten, da er selbst im ganzen beim Althergebrachten blieb, auch seine Nachfolger sich zu grundsätzlichen Umwälzungen im Heerwesen nur schwer entschließen konnten. So erklärt es sich zum großen Teil, daß man bis zum Jahre 1806 in lauter Halbheiten stecken blieb. In dem unglücklichen Feldzuge dieses Jahres aber haben hauptsächlich die Fehler der Führung das Unheil verschuldet. Die französischen Tirailleurs waren zwar den ungelenken geschlossenen preußischen Bataillonen sehr lästig, die der Lineartaktik fehlende Gliederung nach der Tiefe machte sich auf preußischer Seite fühlbar, aber die ausschlaggebenden Momente in den Schlachten waren das nicht.

Die Vorstellung, daß damals an der Saale eine im Paradedrill verknöcherte Armee einer echten Feldarmee erlag, ist nicht zutreffend. Solche Wahrheit zu verkünden, blieb einem neueren Romanschriftsteller vorbehalten. Leider ist in geschichtlichen Dingen die Fragestellung nicht immer so einfach wie in dem Titel eines Sensationsromans, und wenn ein solcher wie „Jena oder Sedan“ gar dem deutschen Heere gewidmet ist, so war das deutsche Heer berechtigt, diese eigentümliche Widmung mit aller Entschiedenheit zurückzuweisen.

Wir werden bei Beurteilung der Verhältnisse von 1806 stets zu bedenken haben, daß die Truppen der französischen Republik noch jüngst in den Rheinfeldzügen von den Preußen meist zu Paaren getrieben worden waren, daß eine wirkliche Umwälzung in der Kriegführung erst mit Napoleon eingetreten ist und zwar eigentlich auch erst mit dem Jahre 1805, denn hier entrollt der Kaiser zum ersten Male vor der Welt das Bild des modernen großen Krieges. Sein alles belebender und durchdringender Einfluß tritt aus den neueren französischen Veröffentlichungen immer deutlicher hervor. Wir begreifen jetzt vollauf die Berechtigung seines Ausspruchs: „Im Kriege sind die Menschen nichts, ein Mann ist alles!“ für jene Zeit.

Und die französische Armee unter Napoleon? Es ist bezeichnend, daß ihre Exerziervorschriften noch aus der letzten Zeit des alten Regime stammten

Digitized by Google

und vom Kaiser nicht geändert wurden. Das Tirailleurgefecht hatte sich durch den Krieg nach und nach von selbst eingebürgert, ebenso die Gliederung nach der Tiefe, wozu die in der preußischen Armee nicht bekannte dauernde Einteilung in Divisionen und Armeekorps wesentlich mitwirkte. Im übrigen enthielt das französische Infanteriereglement zwar einige Kolonnenformationen, die nach dem damaligen preußischen im Gefecht nicht zur Anwendung gelangten, sonst aber war die französische Vorschrift der preußischen durchaus ähnlich; die niedere Taktik ist in beiden Armeen nicht in dem Maße verschieden gewesen, wie es wohl dargestellt worden ist.

Drill im preußischen Sinne kannten die Franzosen allerdings nicht, denn selbst im Lager von Boulogne ist davon kaum die Rede gewesen. Die napoleonische Armee gewann in ihrer besten Zeit ihren Halt dadurch, daß sie ein Prätorianerheer war. In diesem lebte bei allen Ausschreitungen, die es beging, und von denen die deutschen Gaue genugsam zu künden wissen, doch ein „veredelter Bandengeist", um einen Ausdruck von Clausewitz zu brauchen. Der Stolz auf die gemeinsam vollbrachten Kriegstaten umschloß Führer und Mannschaft mit einem festen Bande. Die Truppenteile besaßen einen hochentwickelten Korpsgeist, sie hielten auf sich, und ihre kriegerische Schönheit und gute Haltung beim Einzuge in Wien sowohl wie in Berlin wird ausdrücklich bezeugt. Die alten Troupiers wurden wie in schlechtem so auch in gutem Sinne die Lehrmeister des jüngeren Nachwuchses, und so ersetzte der in der Truppe lebendige kriegerische Geist das, was einer Armee mit kurzer Dienstzeit nur eine sorgfältige Friedensschulung zu geben vermag.

Es ist immer viel von dem Hochmute und dem Kastengeiste die Rede gewesen, der in der preußischen Armee von 1806 geherrscht haben soll; der Innungsgeist eines ausschließlich aus Berufssoldaten bestehenden Heeres war aber in dem damaligen französischen weit ausgeprägter als jemals bei uns. Nicht in Preußen herrschte der „Militarismus", wenn man dieses immer wieder gedankenlos nachgesprochene liberale Schlagwort anwenden will, wohl aber in Frankreich, wo Napoleon nach seinem eigenen Geständnis die Verschmelzung von einem philosophischen mit einem Säbelregiment gelungen war.

Gewiß, der Pedantismus hatte in der alten preußischen Armee überhand genommen, und Scharnhorst war im Recht, wenn er darüber Klage führte, daß die mechanischen Köpfe die Oberhand hätten. So vollkommen das unter seinem maßgebenden Einfluß entstandene vortreffliche Infanteriereglement von 1812 aber auch mit den Überlieferungen der Lineartaktik als solcher aufräumte, so erstreckte sich die Neuerung doch wesentlich nur auf die Festsetzung neuer Grundsätze für die Gliederung und Verwendung der Truppen im Gefecht. Zwar wird auch dem Schützengefecht vermehrte Bedeutung beigemessen, aber es erscheint — entsprechend der Bewaffnung jener Zeit — doch immer nur mehr als Beiwerk. Die Schützenentwicklung ist nach unseren Begriffen sparsam. Die Schützen leiten das Gefecht ein, beunruhigen den

Digitized by Google

Feind, halten das Gefecht hin, decken die Bewegungen der Bataillonskolonnen und deren Entfaltung zur Linie, aber sie kämpfen nur ausnahmsweise ein Gefecht für sich allein durch. Der Unterschied gegen die fridericianische Zeit ist denn auch, soweit die Ausbildung des einzelnen Mannes in Frage kommt, nicht sehr bedeutend.

Die Stammtruppen der Armee, und zum großen Teil auch die neu errichteten Reserveregimenter bestanden 1813 überwiegend aus alten Soldaten. Nur dadurch, daß solche noch in großer Zahl vorhanden waren, und daß die zahlreichen Offiziere der alten Armee die Kadres für die Neubildungen abgaben, wurde die Erhebung überhaupt möglich. Zwischen 1807 und 1813 hatte nicht entfernt die von Scharnhorst erstrebte Zahl von Krümpern ausgebildet werden können, zumal die Mobilmachung von 1812 überaus störend wirkte. Nicht die flüchtig geschulten Krümper haben im Jahre 1813 in erster Linie die Armee ergänzt, sondern frühere Soldaten, die ihre Ausbildung in der alten Armee genossen hatten. Das wird in der Regel übersehen, weil 1813 zum ersten Male die allgemeine Wehrpflicht bei uns ausgesprochen worden ist, weil das „Volk in Waffen" für die Befreiung des Vaterlandes stritt und, im Gegensatz zu 1806, keine geworbenen Ausländer mehr dem Heere angehörten. Nun hat der unvergleichliche Geist, der 1813 in Volk und Heer lebte, zwar Wunder gewirkt, die Landwehr hat, wenn ihr auch anfangs natürlicherweise alle Schwächen einer improvisierten Truppe anhafteten, späterhin ihren reichen Anteil an den Siegen gehabt, aber den Halt für das Ganze bildeten doch das geschulte Offizierkorps und die alten Soldaten. Diese aber aus dem Grunde, weil sie dem Drill der alten Schule unterworfen gewesen waren.

Eigentümlicherweise begann schon während der Befreiungskriege in unserer Armee ein revuetaktischer Zug wieder aufzuleben, von dem jedenfalls Friedrich der Große persönlich frei war, und der somit als altpreußisch nicht gelten kann. Es war die Waffenbrüderschaft mit den Russen, die uns zeitweilig ein starkes Überwiegen der Paradedressur, einen Hang zum Kleinlichen, zur Soldatenspielerei gebracht hat.

Die Vorliebe Kaiser Pauls von Rußland für Soldatenspielereien hatte ihre Wurzel in seiner Bewunderung für die Armee Friedrichs des Großen. Der Kaiser sah von dieser nur die glänzende Außenseite und ahmte sie in starker Übertreibung nach, so sehr diese Richtung auch an sich dem russischen Wesen zuwider war. Seine Söhne, Kaiser Alexander, Großfürst Konstantin, der nachmalige Kaiser Nikolaus und Großfürst Michael, fanden alle am Gamaschendienst die gleiche, unsägliche Freude.*) Daß der Soldat für den Krieg bestimmt war, trat für sie völlig in den Hintergrund, wie der Groß-

*) Man vergleiche darüber die interessanten Mitteilungen in Th. Schiemanns Geschichte Rußlands unter Kaiser Nikolaus I. Band I. Kaiser Alexander I. und die Ergebnisse seiner Lebensarbeit. Berlin 1904.

Digitized by Google

fürst Konstantin es treffend bezeichnete, wenn er sagte: „Ich hasse den Krieg, denn er verdirbt die Armeen."

Es konnte nicht ausbleiben, daß bei den engen verwandtschaftlichen und freundschaftlichen Beziehungen, wie sie zwischen den Höfen von Petersburg und Berlin bestanden, ähnliche Neigungen sich auch nach Preußen übertrugen. Fanden sie hier auch hauptsächlich im Gardekorps Ausbreitung, so blieben doch auch die übrigen Truppen nicht frei von ihnen, und so ist es gekommen, daß diese, in Kaiser Pauls Manier verschärfte, ursprünglich preußischen Vorbildern entnommene Dressur, in karrikierter, rein auf das Äußerliche gerichteter Gestalt wieder nach Preußen zurückgekehrt ist. So kamen jene Friedensmanöver auf, bei denen, wie Erzherzog Albrecht von Österreich*) sagt, „alle Details einstudiert und vorausbestimmt waren, alles wie am Schnürchen gehen mußte und konnte, und mit völliger Mißachtung eines jeden kriegerischen Bildes, sich ganze Korps auf ein Kommando marionettenartig bewegten. Diese Auswüchse langen Friedens blühten am meisten sonderbarerweise in Preußen und Rußland bald nach Beendigung der Freiheitskriege".

Wenn unsere Armee diese verderbliche Richtung, auch ohne neue Kriegserfahrung im großen erwerben zu können, überwand, so ist das sehr wesentlich der hohen Einsicht des Prinzen von Preußen zu danken. Sein treffender soldatischer Verstand erkannte bereits zu einer Zeit, in der jene einseitig auf Paradezwecke gerichtete Ausbildungsweise noch völlig die Oberhand zu haben schien, sehr genau die Grenzen, die eine vernunftgemäße Exerzierausbildung innezuhalten hat. In Bemerkungen vom Jahre 1840**) sind vom Prinzen Grundsätze niedergelegt, die auch heute noch Geltung beanspruchen können. Dort heißt es: „Der Exerzierplatz ist in meinen Augen nur da, um die Ordnung zu erziehen; ist die in einer Truppe, dann kann man alles mit ihr machen, aber nichts ohne sie." Den Parademarsch mit samt seinen Vorübungen hält der Prinz für unentbehrlich, „wenn — so sagt er — man nicht statt Truppen eine zusammengelaufene Horde haben will". Damit wird der Parade die ihr gebührende Bedeutung, die sie mit Recht noch heute bei uns beansprucht, zuerkannt, eine Bedeutung, der immer nur eine sehr sorgfältige Exerzierausbildung gerecht werden kann. Daher heißt es denn auch in den Bemerkungen des Prinzen von den Griffen: „Egalität muß doch sein, oder warum soll es einem erlaubt sein, die Sache gut, einem anderen, sie schlecht zu machen?" Die Klage über zu vieles Exerzieren wird mit den Worten abgefertigt: „Das alles klingt fürchterlich, ist es aber in Wirklichkeit nicht. Entweder man will eine dressierte Truppe haben, oder eine Rotte ungehobelter Menschen, darüber muß man sich verständigen", und weiterhin

*) Über Verantwortlichkeit im Kriege. Wien 1869.

**) Militärische Schriften Kaiser Wilhelms des Großen. I. Nr. 336 ff. Bemerkungen zu einer Denkschrift Boyens.

Digitized by Google

heißt es: man bezeichne immer alles mit dem Ekelnamen des „Trillens", was doch nur Soldatendreſſur im Gegenſatz zur Bauernhaltung ſei. Die felſenfeſte Zuverſicht des künftigen Kaiſers in die kriegeriſche Leiſtungsfähigkeit der Armee aber ſpricht aus den ſchönen Worten: Man ſolle nicht den Geiſt der Armee verdächtigen, blos weil ſie ein ſchönes Äußere neben ihren reellen Leiſtungen habe. „Wer ſeit 20 Jahren mit der Truppe zu tun hatte, wird darüber nur eine Stimme kennen, daß der Geiſt und Wille in derſelben über alles Lob erhaben iſt, und Esprit de corps exiſtiert wie niemals früher."

In der Tat begann ſich in der Armee allmählich jener Geiſt zu regen, der die Taten von 1864, 1866 und 1870/71 vollbringen half. Mit den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ſetzte die belebende Einwirkung des Prinzen Friedrich Karl ein. Sie äußerte ſich beſonders günſtig weil ſie dahin ging, der Ausbildung und Erziehung des Soldaten unmittelbar die Richtung auf den Krieg zu geben. Mit Erfolg wendete ſich der Prinz gegen die einſeitige Bevorzugung der Paradedreſſur und der Künſteleien des Exerzierplatzes, wenn er auch betonte, daß eine gewiſſe Strammheit unſeren Traditionen und unſerer Nationalität entſprächen, auch ein gutes Mittel ſeien, um auf die Diſziplin einzuwirken.*) So kam es, daß ſich in der Armee unter einer ſchönen, anſcheinend rein friedensmäßigen Außenſeite doch echtes kriegeriſches Leben regte.

Wer freilich nur die Außenſeite ſah, konnte leicht getäuſcht werden. So geſteht der ruſſiſche General Dragomirow, der 1866 als Major dem preußiſchen großen Hauptquartier zugeteilt war, dieſes aber erſt nach der Schlacht bei Königgrätz erreichte, er habe innerlich der preußiſchen Garde beim Anblick ihrer Leichen auf der Höhe von Chlum Abbitte getan dafür, daß er ſie bisher, nach dem was er auf dem Tempelhofer und Bornſtedter Felde von ihr geſehen, unterſchätzt habe. Erſt jetzt ſei ihm klar geworden, daß der erſte ſcharfe Schuß allen Paradeſtaub von dieſer auserleſenen Truppe hinweggefegt habe.**) Der Paradeſtaub verflog, aber die auf dem Exerzierplatz der Truppe anerzogene Ordnung hielt vor, nicht nur 1866 gegenüber dem öſterreichiſchen Vorderladergewehr, ſondern auch 1870/71 dem Chaſſepot gegenüber. Sie half hier dem III. Armeekorps bei Vionville und der Garde bei St. Privat die ſchwerſten Gefechtskriſen überwinden. Auch unter der nicht gekannten Wirkung des überlegenen feindlichen Gewehrs bewährte ſich die vortreffliche Exerzierdiſziplin der Truppe.

Freilich waren es blutige Erfahrungen, die wir auf den franzöſiſchen Schlachtfeldern gewonnen hatten; dieſe Erfahrungen trachtete unſer jetziges

*) v. Leszczynski, „Prinz Friedrich Karl und die Entwicklung ſeiner Anſchauungen über Ausbildung und Erziehung der Truppe." Vortrag, gehalten in der Militäriſchen Geſellſchaft zu Berlin am 24. Oktober 1894.

**) Briefe vom Kriegsſchauplatz 1866.

Digitized by Google

Reglement zu verwerten. Es konnte nicht ausbleiben, daß in ihm manches erhalten blieb, das uns heute entbehrlich scheint, im ganzen aber tat es doch, bei voller Wahrung der altbewährten Grundlagen unserer Ausbildung, auf dem Gebiete moderner Gefechtsschulung einen großen Schritt vorwärts, und auch die neueren und neuesten Erfahrungen auf fernen Kriegsschauplätzen haben die Wahrheit seiner Grundsätze nicht zu erschüttern vermocht. Diese werden auch fernerhin ihre Gültigkeit behaupten, weil das Reglement den Geist über die Form stellt, weil es individuellem Handeln den weitesten Spielraum läßt und auf diese Weise den unendlich mannichfachen Verhältnissen des Krieges Rechnung trägt.

Danach müßte es scheinen, als ob wir an der Hand einer solchen Vorschrift allen Anforderungen zeitgemäßer Gefechtsausbildung gerecht zu werden vermöchten; gerade die verschiedenartige Auslegung, welche die Vorschrift zuläßt, soll indessen, so wird vielfach behauptet, dahin führen, daß noch immer viel zu sehr in alter Weise das geschlossene Exerzieren im Vordergrunde stehe, so daß die Gefechtsausbildung zu kurz komme.

Nun kann zwar durch Fortfall einiger geschlossener Formationen die Ausbildung der Kompagnien im Exerzieren mehr vereinfacht werden, aber es ist das doch nur von mehr untergeordneter Bedeutung. Der Kernpunkt der Frage ist, ob wir in der Einzel-Exerzierausbildung und im straffen, geschlossenen Exerzieren der Kompagnie an sich zu weit gehen und ob wir nicht besser tun, darin eher etwas nachzulassen, um mehr Zeit auf die Gefechtsausbildung verwenden zu können. Dagegen aber sprechen alle Kriegserfahrungen. Die stramm gedrillte Truppe hat dort, wo sie gut geführt wurde, bisher noch stets ihren Mann gestanden. Einsichtige Führer haben nicht unterlassen, so oft sich dazu Gelegenheit bot, auch inmitten des Krieges tüchtig zu exerzieren, denn sie wußten, daß sie dadurch einer Lockerung der Disziplin wirksam vorbeugten. Nur solche eingedrillte Disziplin hat die englische Infanterie im südafrikanischen Kriege auch dort, wo ihre Führer sich den Aufgaben des heutigen Gefechts nicht gewachsen zeigten, vor Auflösung bewahrt.

Wie alles, so kann freilich auch der Drill übertrieben werden, und das führt selbstverständlich zu Auswüchsen. Wollten wir aber darauf verzichten, vom einzelnen Manne wie von der ganzen Truppe in Haltung, Marsch und Griffen die höchste Genauigkeit zu fordern, und die in diesen Dingen unerläßlichen Übungen durch beide Dienstjahre gleichmäßig fortzusetzen, wir würden uns des wesentlichsten Mittels, den Mann zu einer soldatischen Persönlichkeit heranzubilden, berauben. Es ist gewiß nicht richtig, wenn man im buchstäblichen Sinne von einer nationalen Taktik und gar von einer nationalen Strategie spricht, aber die Methoden der Ausbildung sind allerdings national. Hüten wir uns daher, mit unseren bewährten Grundsätzen zu brechen, umsomehr als die sorgfältige Exerzierausbildung des einzelnen Mannes in Wahrheit eine Zeitersparnis bildet. In Armeen wo es

Digitized by Google

an einer genauen Einzelausbildung fehlt, wird eine unendliche Zeit auf die Einübung auch der einfachsten Formationen der Kompagnie und des Bataillons verwandt, ohne daß doch ein völlig befriedigendes Ergebnis erzielt wird. Mögen andere Nationen glauben, daß sie mit ihren Mitteln auskommen, jedenfalls brauchen wir nicht auch auf diesem Gebiete in den alten deutschen Fehler zu verfallen, alles Fremde zu bewundern.

Man weist wohl auf die anderen Waffen hin, die mit einem geringeren Maße des Exerzierdrills auszukommen verstünden, übersieht aber dabei, daß für die Kavallerie ihr gelegentliches Fußexerzieren naturgemäß nur einen beschränkten Wert haben kann, bei der Ausbildung des Mannes im Sattel jedoch nur so weit Gleichmäßigkeit erstrebt werden darf, wie sie mit einer sicheren Beherrschung der sehr verschiedenartigen Pferde vereinbar ist. Die Artillerie aber übt beim Geschützexerzieren den schärfsten Drill und sie weiß warum, denn mit Ausnahme der Richtkanoniere brauchen ihre Mannschaften in das Gefecht nicht viel mehr mitzubringen, als was sie auf dem Kasernenhofe am Geschütz erlernen konnten. Die Artilleristen sind sonach uns Infanteristen gegenüber darin besser daran, daß sie ihren Leuten eine durchaus einheitliche Ausbildung zuteil werden lassen können. Wir kommen im Gegensatz dazu um eine Zweiheit nicht herum: wir können die exerziermäßige Ausbildung des einzelnen Mannes und das geschlossene Exerzieren in der Kompagnie nicht entbehren, wenn wir uns auch bewußt sind, daß beides im Gefecht nicht unmittelbar zur Geltung gelangt. Eine weitere Erschwerung infanteristischer Ausbildung aber besteht darin, daß auch die Gefechtsausbildung des einzelnen Mannes bestrebt sein muß, ihn einerseits zu einem gehorsamen Gliede der Schützenlinie und andererseits zu einem selbständig handelnden Kämpfer heranzubilden.

An diesem scheinbaren Zwiespalt in unserer Ausbildung nimmt mancher Anstoß. Die ältere Schule kannte derartige Schwierigkeiten nicht in gleichem Maße, sie konnte sich durch einseitige Betonung formaler Exerzierausbildung helfen und vertraute mit Recht, daß die Truppe, dank der ihr anerzogenen Mannszucht, sich mit den Anforderungen des Gefechts dann schon abzufinden wissen würde. Mancher hegt, wiewohl mit sehr viel minderem Recht, noch jetzt dieselbe Auffassung und bevorzugt aus diesem Grunde das formale Exerzieren. Hieraus aber entnehmen die Gegner jeglichen Exerzierdrills die Beweiskraft ihrer Behauptungen. Unvereinbar sind gleichwohl die erwähnten Gegensätze nicht, wie das schon vor bald hundert Jahren Major v. Müffling als Kommandeur des Normalbataillons bewiesen hat. Vor den großen Schlachten des Frühjahr-Feldzuges 1813 äußert er sich in seinem Tagebuch*) erfreut über die Fortschritte des Bataillons im Schützengefecht. Es könne jederzeit in seiner Gesamtheit

*) Akten des 2. Garderegiments zu Fuß.

Digitized by Google

wie ein leichtes verwendet werden. Warum sollten daher nicht auch wir imstande sein, die Gefechtsausbildung zu ihrem vollen Rechte kommen zu lassen und doch gleichzeitig der Exerzierausbildung den ihr unerläßlichen Raum zuzubilligen? Jedes zu seiner Zeit und in den richtigen Grenzen betrieben, ganz so wie das Reglement es fordert, schafft uns erst wahrhaft für den Krieg vorgebildete Infanteristen.

Bleibt auch die Anwendung der geschlossenen Form im Gefecht selbst auf Ausnahmefälle beschränkt, so hat sie darum doch nicht ausschließlich nur die Bedeutung eines Mittels zum Zweck. In Wahrheit besteht vielmehr kein Zweierlei, wie denn auch das Reglement treffend sagt: (Einl. 1.) „Die wichtigsten Anforderungen, welche der Krieg stellt, sind: strengste Disziplin und Ordnung bei höchster Anspannung der Kräfte. Diese Eigenschaften der Truppe so anzuerziehen, daß sie ihr zur anderen Natur werden, ist ein Hauptzweck aller Übungen auf dem Exerzierplatz wie im Gelände." Wozu also einen Gegensatz schaffen, den weder unsere Vorschrift noch der Krieg kennt. Vergessen wir doch nicht, daß, wie unsere Felddienstordnung (303) sagt, der weitaus größte Teil der Kriegstätigkeit der Truppen im Marschieren besteht. Auch beim Eintritt ins Gefecht verbleiben wir jetzt möglichst lange in Marschkolonnen. Diese geschickt dem Gelände entsprechend und übereinstimmend innerhalb großer Verbände zu führen, erfordert schon Übung der Führer und gute Schulung der Truppe; aber auch breitere Formationen außerhalb des feindlichen Feuers anzunehmen, wird man, wo es sich um die Entwicklung großer Massen handelt, nicht immer vermeiden können; sie fordern noch größere Sicherheit von Führern und Truppe, so einfach die Bewegungen an sich auch aussehen mögen. Sodann werden bei heutiger Feuerwirkung die zum Auffüllen der Schützenlinie bestimmten nachrückenden Verstärkungen zum Vorgehen jede Deckung ausnutzen müssen, sie bedürfen daher eines besonders festen Schlusses, damit, wenn die Ordnung behufs besserer Ausnutzung der Deckung vorübergehend aufgegeben werden mußte, der Zusammenhalt dennoch gewahrt bleibt. Nur gut durchexerzierte Kompagnien aber werden dieser Aufgabe gewachsen sein.

Es ist eine oft erwiesene Tatsache, daß ungeschulte Truppen im Felde nicht aus Mangel an Tapferkeit und gutem Willen versagt haben, auch nicht — wie das Beispiel der Buren zeigt — aus Mangel an Schießfertigkeit und Fähigkeit, sich den Anforderungen des Schützengefechts anzupassen, sondern weil der feste Kitt fehlte, der sie zu einem unbedingt sicheren Werkzeug in der Hand der höheren Führer auch außerhalb des Schlachtfeldes machte, und der allein durch die der Truppe auf dem Exerzierplatz anerzogene Genauigkeit der Bewegungen erzielt wird. Sehr bezeichnend sagt Erzherzog Albrecht*): „Man muß sich sehr hüten, die notwendigen Formen des Dienstes wie der taktischen

*) A. a. O.

Digitized by Google

Bewegungen zu mißachten oder über Bord werfen zu wollen, denn ohne diese Formen kann man keine großen Massen bewegen, beherrschen und in Ordnung erhalten." Ähnlich schreibt schon Marschall Bugeaud*): „Wenn die Zahl der im Kriege anwendbaren Bewegungen geschlossener Körper beschränkt ist, so ist es doch von hoher Wichtigkeit, sie auch dort mit aller Genauigkeit je nach Umständen und Möglichkeit, soweit es irgend der seelische und körperliche Zustand der Truppe zuläßt, auszuführen."

Wollen wir unsere Ausbildung ganz auf den Krieg zuschneiden, so werden wir freilich gut tun, das Exerzieren im geschlossenen Bataillon erheblich einzuschränken, denn im Ernstfalle läßt sich ein Bataillon doch nur durch Befehle, nicht durch Kommandos leiten. Diese Einschränkung ergibt sich überall dort bereits von selbst, wo die Bataillonsbesichtigungen auf den Truppenübungsplätzen abgehalten werden, und die kunstvollen Evolutionen im Bataillon, die nicht für den Ernstfall passen, würden erst recht verschwinden, wenn die Möglichkeit vorhanden wäre, die Bataillone ab und zu kriegsstark mit eingezogenen Reservisten zu besichtigen. Es würde das zur Klärung der taktischen Begriffe überhaupt sehr wesentlich beitragen. Jede Einschränkung der sogenannten Bataillonsschule käme der Gefechtsausbildung unmittelbar zugute. Das eigentliche Exerzieren im geschlossenen Bataillon könnte füglich auf die Paradeaufstellung und den Parademarsch beschränkt bleiben, wenn wir uns nicht als von dem Reglement von 1812 bereits überholt betrachten wollen. Dort heißt es: „Überhaupt müssen alle zusammengesetzten und gekünstelten Bewegungen, die man nie vor dem Feinde anwenden wird, selbst von den Übungsplätzen verbannt sein. Sie erweitern ohne Not und Nutzen das Gebiet der Elementartaktik, führen zu falschen Ansichten und fesseln die Aufmerksamkeit an Gegenstände, deren sorgfältige Bearbeitung zur Erreichung militärischer Zwecke nutzlos ist." Hinsichtlich des Bataillonsexerzierens gilt das für unsere Zeit umsomehr, als die höhere Führung zwar nach wie vor mit dem Bataillon als taktischer Einheit zu rechnen genötigt ist, unzweifelhaft aber das Bataillon seine Rolle als Gefechts- und Feuereinheit, die ihm früher zukam, jetzt an die Kompagnie abgetreten hat.

Beschränkt man aber den Exerzierdrill auf die Kompagnie, so ist er als Grundlage auch für die Gefechtsausbildung von hohem Werte und geradezu unersetzlich. Unzweifelhaft haben wir hierbei in erster Linie dafür Sorge zu tragen, daß der Mann im Kriege nicht vor Aufgaben gestellt wird, die ihm völlig neu sind. In diesem Sinne sagt Clausewitz:**) „Es ist unendlich wichtig, daß der Soldat, hoch oder niedrig, auf welcher Stufe er auch stehe, diejenigen Erscheinungen des Krieges, die ihn beim ersten Male in Verwunderung und Verlegenheit setzen, nicht erst im Kriege zum ersten Male sieht;

*) Aperçus sur quelques détails de la guerre.

**) Vom Kriege. 1. Buch. 8. Kap.

Digitized by Google

sind sie ihm früher nur ein einziges Mal vorgekommen, so ist er schon halb damit vertraut." Wir dürfen es somit nicht dahin kommen lassen, daß unsere Leute erst im Kugelregen lernen müssen, sich den Bedingungen des heutigen Gefechts anzupassen, wie unsere Truppen bei Gravelotte—St. Privat, die Russen im letzten Türkenkriege und jetzt in Ostasien, die Engländer in Südafrika.

Auf der anderen Seite aber dürfen wir uns nicht verhehlen, daß wir das wirkliche Gefecht mit allen auf Führer und Mannschaft wirkenden Eindrücken im Frieden überhaupt nicht darstellen können. Auch unsere Manöver vermögen immer nur eine annähernde Vorstellung vom Kriege zu geben. Auch eine noch so gefechtsmäßige Ausbildung kann immer nur annähernd den Forderungen der Wirklichkeit gerecht werden. Man wird sich daher vor Übertreibungen nach dieser Richtung zu hüten haben.

Gewiß tun wir gut, den Rekruten, so wie das Reglement es fordert, frühzeitig in das Gelände zu führen, denn nur dort, nicht auf dem ebenen Exerzierplatz oder gar auf dem Kasernenhofe, kann man ihm annähernd klare Begriffe über die Bedeutung des Schützengefechts erwecken. Unzweifelhaft bedarf der ältere Jahrgang im Winter der Wiederholungsübungen in der Gefechtsschulung. Schon die sichere Beherrschung der Kommandosprache, das Ansprechen des Ziels durch die untersten Führer, die Augengewöhnung, das Entfernungsschätzen sind Dinge, deren Übung dauernd im Auge behalten werden muß. Gleichwohl dürfen wir den Schwerpunkt unserer Ausbildung während der eigentlichen Wintermonate nicht vorwiegend im Gelände suchen, wenn wir die als Grundlage unseres ganzen Dienstbetriebes nicht zu entbehrende formale Exerzierausbildung nicht gar zu sehr beeinträchtigen wollen. Bei einer nur zweijährigen Dienstzeit muß für sie auch beim älteren Jahrgang reichlich Zeit vorgesehen sein. Wir sollen unsere Leute gewiß nicht in Watte packen, und gelegentliche Winterübungen gehören mit zur Erziehung des Mannes zu kriegerischer Rücksichtslosigkeit, dabei ist aber doch zu bedenken, daß bei winterlicher Witterung ein wirklich nutzbringendes Lehren im Gelände nicht an jedem Tage möglich ist. Sodann erschwert es der Umstand, daß dabei fast immer das gleiche Gelände in Betracht kommt, die Übungen abwechslungsreich zu gestalten. Sobald es sich nicht lediglich um die Einübung oder Wiederholung rein elementarer Erfordernisse des Schützengefechts handelt, ist es aber durchaus schädlich, wenn das geistige Element aus diesen Übungen ausscheidet und sie nur mechanisch betrieben werden. Sie töten dann durch ihre Einförmigkeit lediglich den kriegerischen Instinkt.

Prinz Friedrich Karl forderte,*) daß der Soldat fortwährend darauf aufmerksam gemacht würde, daß er für den Krieg da sei, daß ihm bei

*) A. a. O.

Digitized by Google

jeder Übung der Unterschied zwischen Krieg und Frieden vor Augen geführt würde. In Übereinstimmung damit will unser Reglement (I. 60), daß bei den Gefechtsübungen der Eifer des Mannes und das Verständnis für die höchsten Zwecke seines Berufs geweckt und nachhaltig gefördert werden sollen. Das Fassungsvermögen unserer Mannschaften reicht unzweifelhaft dazu aus, sie auch geistig an dem Verlauf einer Übung teilnehmen zu lassen. Schon Suworow stellte die Forderung, daß jeder Mann wissen müsse, um was es sich für ihn im Kampfe handle, wievielmehr gilt das für die individualisierende Ausbildung, die das heutige Gefecht verlangt. Die Masse der Übungen aber tut es da nicht, sondern die Art, wie sie angelegt und durchgeführt werden.

Wir leiden unzweifelhaft zum Teil an einer gewissen Überhastung unserer Ausbildung, die auf die Dauer der Frische Eintrag tun muß, deren unser Offizierkorps durchaus bedarf, wenn es dereinst seinen hohen kriegerischen Aufgaben gewachsen sein soll. Diese Überhastung hat an sich mit der zweijährigen Dienstzeit nichts zu tun, vielmehr kann durch eine zweckmäßige Einteilung unserer Übungsperioden ein gleichmäßiges Fortschreiten im Dienstbetriebe, wie es uns früher eigen war, sehr wohl erreicht werden. Das würde in erster Linie der Gefechtsausbildung zugute kommen, insbesondere wenn reichlicher bemessene Geldmittel es auch entfernt stehenden Truppenteilen ermöglichen würden, die großen Übungsplätze öfter im Jahre zu benutzen.

Der gesteigerten Bedeutung, die der Kompagnie jetzt als Gefechtseinheit zukommt, würde es ferner entsprechen, wenn überall da, wo die örtlichen Verhältnisse es irgend gestatten, die Kompagniebesichtigungen später gelegt würden, als es vielfach üblich ist. Dann erst kann man eine gleichmäßige Durchbildung im Exerzieren wie im Gefecht verlangen, denn die Kompagnien haben so die Möglichkeit, reichlich Gefechtsübungen im Gelände einzulegen, sowie auch die Anfänge des Felddienstes zu üben. Zwischen Rekruten- und Kompagniebesichtigung kann dann sehr wohl noch eine Zugbesichtigung im Gelände eingeschoben werden. Eine solche ist für die Ausbildung unserer Zugführer, deren Wichtigkeit für das heutige Gefecht nicht genug betont werden kann, von der größten Bedeutung. Die geringe Ausdehnung des feuernden Zuges in Friedensstärke ermöglicht es dazu dem besichtigenden Vorgesetzten, den Stand der Gefechtsausbildung bis ins einzelne zu prüfen. Auch lassen sich die Aufgaben für den Zug natürlicher und kriegsgemäßer gestalten als bei getrennten Besichtigungen von Rotten und Gruppen des älteren Jahrgangs und der Rekruten zu einer Zeit, wo, wenigstens beim Rekruten, noch gar nicht ausreichende Anschauungen vom Gefecht vorhanden sein können.

Die Gefechtsausbildung leidet bei uns zum Teil noch immer an einer gewissen infanteristischen Pedanterie, die sich nicht daran gewöhnen kann, daß die Ordnung im heutigen Gefecht vorübergehend aufgegeben werden muß, ja

Digitized by Google

daß es keinen besseren Prüfstein für die der Truppe anerzogene Ordnung gibt, als wenn diese gleich nachher wieder fest zusammenschließt, in welcher Form es auch sei. Das Reglement von 1812 sagt bereits: „Überhaupt wird es schwer sein, bei allen Vorfällen des Krieges die festgesetzte Ordnung fortwährend ganz zu erhalten. Die Fertigkeit der einzelnen Leute, sich in selbige nach jeder Zerstreuung schnell wieder zu finden, ist also der wichtigste Teil von dem, wohin sie ihre Ausbildung führen sollte." Hier können wir von unserer Kavallerie lernen, der schon seit Seydlitz Tagen solche Grundsätze völlig geläufig sind.

Gut gerichtete Schützenlinien auch im Gelände sind manchem noch immer ein besonders wohlgefälliger Anblick, und doch sieht bereits das Reglement von 1812 völlig von einer Richtung innerhalb der Schützenlinie ab; es fordert, daß der Gang des Gefechts und das Gelände die augenblickliche Aufstellung des einzelnen Schützen bestimmen sollen. Damit weist es auf den eigentlichen Kernpunkt der Ausbildung einer Truppe für das Schützengefecht hin, auf das Erkennen von Feuerstellungen. Das Verständnis hierfür wird aber überall dort, wo Richtung in der Schützenlinie verlangt und wo der Begriff des Anschlußhaltens gar zu wörtlich aufgefaßt wird, geradezu ertötet. Allerdings ist es bei Friedensübungen bis zu einem gewissen Grade nicht zu umgehen, daß die Einheitlichkeit des Angriffs auch dort sozusagen mit den Beinen herbeigeführt wird, wo sie im Ernstfall durch das Zusammenwirken des Feuers mehrerer Abteilungen in einem gemeinsamen Ziel liegen würde. Unsere Übungen leisten daher, weil wir der Truppe den Trieb nach vorwärts erhalten wollen, gewissermaßen der Vorführung von Bildern Vorschub, nur muß man sich deren wahre Bedeutung klarmachen und nicht in ihnen die Wirklichkeit des Krieges erblicken wollen, sonst befördert man die Planlosigkeit des Angriffsverfahrens und schädigt die kriegsgemäße Ausbildung leicht mehr als selbst durch einseitige Betonung des Exerzierdrills.

Es ist vielfach befürwortet worden, diesen unseren alten Exerzierdrill unmittelbar auf die Gefechtsausbildung zu übertragen, statt in geschlossenen Abteilungen nunmehr in Schützenlinien zu drillen. Das entspricht aber nicht dem Wesen des Schützengefechts. Die Heranbildung steifer, automatenhafter Schützenlinien würde die Folge sein und eine neue Erschwerung entstehen, indem nun auch noch in der Gefechtsausbildung zwischen den Anforderungen des Drills und der individualisierenden Methode unterschieden werden müßte. Unser Reglement sagt nicht umsonst (II. 21), es müsse dem Schützen bei seiner Ausbildung zum Bewußtsein gebracht werden, daß das zerstreute Gefecht andere Anforderungen an ihn stelle als die geschlossene Ordnung; es würde daher Selbsttäuschung sein, wenn man glauben wollte, das Exerziermäßige ohne weiteres auf das Schützengefecht übertragen zu können. Es würde im Ernstfalle nicht vorhalten. Nur in gewissen Dingen, die stets wiederkehren und die an sich mit der augenblicklichen Gefechtslage und den obwaltenden

Digitized by Google

Geländeverhältnissen nichts zu tun haben, verträgt das Schützengefecht den Drill. Ihm gehören alle Dinge an, die auf Kommando ausgeführt werden, so die Entwicklung der Schützen aus der geschlossenen Ordnung heraus, die Visierstellung, überhaupt die Gewöhnung an die Feuerleitung und vor allem das Vorreißen zum Sprung. Diese Dinge, betont General Reisner Frhr. v. Lichtenstern in seiner „Schießausbildung",*) müßten dem Mann so eingeübt werden, daß er sie im Ernstfalle gewohnheitsmäßig, mechanisch, ganz von selbst täte, doch sei zwischen mechanischer und völlig gleichmäßiger, exerziermäßiger Ausführung zu unterscheiden. Das Schützengefecht vertrage nicht ohne weiteres das Ruckweise des Exerzierdrills.

Man muß sich damit abfinden, daß die Einwirkung des Führers auf den Mann im heutigen Kampfe sich nun einmal nicht so unmittelbar zu äußern vermag wie ehedem, wo schon allein das gewohnte Kommando über schwierige Gefechtsmomente hinwegzuhelfen vermochte. Trotzdem werden sich die Führer zur Geltung zu bringen wissen, wenn die Gefechtsausbildung nach richtigen Grundsätzen erfolgt ist, und sofern sie, wie treffend gesagt worden ist,**) „von jener Herrenrasse sind, deren bestimmender Einfluß wohl gefühlt wird, selbst wenn man die Person augenblicklich nicht sieht oder hört". Diesem Ideal wird man schwerlich mit Leuten nahe kommen, die als Schützen „gedrillt" sind, wohl aber mit solchen, die zu selbständigem Handeln erzogen sind. Auf dem Gebiete der Erziehung liegt recht eigentlich das Problem moderner Schützentaktik und hier, so scheint es, können wir noch wesentliche Fortschritte machen. Hier müssen wir bei der Beschaffenheit unseres heutigen Ersatzes zum Teil andere Wege wandeln als bisher. Wollen wir denkende Menschen heranbilden, dann müssen wir von der mehr schablonenhaften Behandlung des Mannes, wie sie die ältere Zeit mit sich brachte, lassen.

Feldmarschall Graf Schwerin bezeichnete einst Furcht und Liebe als die beiden Mittel, durch die der Soldat zu beherrschen sei, fügte dann aber hinzu, daß es doch leider meist die Furcht tun müsse — für seine Zeit unzweifelhaft mit Recht. Für unsere Tage liegt die Sache doch wohl umgekehrt. Ohne Anhänglichkeit an die Person des Vorgesetzten, die freilich eine heilsame Strenge bei diesem zur Voraussetzung hat, ohne Liebe zur Sache, werden die Ergebnisse unserer Erziehung stets nur oberflächlich sein. Gelingt es uns dagegen, bei voller Wahrung unserer bewährten Kriegszucht, unsere besten Leute zur Mitarbeit zu erziehen — und keine Nation der Welt besitzt solches Menschenmaterial wie wir in unseren Gefreiten — dann bilden wir wahrhaft für den heutigen Kampf aus, dann wird die deutsche Infanterie unüberwindlich sein. Was ausgesuchte Leute unter Führung unserer Offiziere

*) Schießausbildung und Feuer der Infanterie im Gefecht. E. S. Mittler & Sohn, Königliche Hofbuchhandlung. Berlin, 1. Aufl. 1895.

**) Reisner Frhr. v. Lichtenstern, a. a. O.

Digitized by Google

zu leisten vermögen, dafür liefern die jüngsten Ereignisse in Südwestafrika einen sprechenden Beweis.

Die unbedingte Unterordnung, an der wir festhalten müssen, aber ist ohne straffe Exerzierausbildung nicht zu erzielen. Es wäre frevelhaft, an ihr zu rütteln, denn es hieße die Grundlagen der Autorität erschüttern, ohne die ein geordnetes Heerwesen nicht bestehen kann. Es verwahren sich auch einmütig alle Neuerer dagegen, daß sie solches verkennen. Sie befinden sich aber in einer Täuschung, wenn sie glauben, durch Gefechtsübungen wesentlich das Gleiche erreichen zu können. Im Gegensatze zu ihnen behaupten wir: Übertreibungen mögen vorkommen, im allgemeinen hat sich aber der Drill, wie wir ihn bisher geübt haben, bei uns noch nicht überlebt und er wird sich im deutschen Heere niemals überleben, denn auf ihm ruht eine heilsame Kriegszucht, die sich bisher stets auch den schwersten Proben gewachsen zeigte.

Nicht Vorliebe für die Routine, für das Altgewohnte läßt uns den Beibehalt des Drills fordern, sondern die geschichtlich begründete Erkenntnis, daß hier jedes Nachlassen eine schwere Gefahr bedeutet. Als eine solche bezeichnete Erzherzog Albrecht bereits im Jahre 1869*) „die Bestrebungen einer subversiven Presse, die in jedem Heere unentbehrliche Disziplin und die strengen Dienstformen lächerlich zu machen". Diese Gefahr aber ist heute um so größer, als sie nicht immer gleich auf den ersten Blick erkennbar ist. Auch der Offizier ist ein Kind seiner Zeit und nicht jedem gelingt es, sein Urteil dauernd von der öffentlichen Meinung frei zu halten. Darüber aber schrieb der Prinz von Preußen im Jahre 1840**): „Das ist das Ende, wenn man immer der öffentlichen Meinung nachhängen will."

Wir wollen daher an unseren bewährten Traditionen festhalten, nicht starr, sondern indem wir sie lebendig fortbilden. Dem entspricht aber unser Reglement vollauf. Mag immerhin Einzelnes in ihm überflüssig sein, mag es auch in einigen Punkten der Ergänzung bedürfen, als Ganzes betrachtet, verlangt es nicht Dinge, die wir im Ernstfalle abzustreifen hätten.

*) A. a. O.
**) A. a. O.

Gedruckt in der Königlichen Hofbuchdruckerei von E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW12, Kochstraße 68–71.

Digitized by Google

Digitized by Google

Beiheft

zum

Militär-Wochenblatt

Herausgegeben von v. Frobel, Generalmajor a. D.

1905

Friedrichs des Grolsen Feldherrntum

von Leuthen bis zum Ende des Siebenjährigen Krieges

Von

M. Heilmann

Königlich bayerischem Oberstleutnant z. D.
dem Generalstabe zugeteilt

Berlin

Ernst Siegfried Mittler und Sohn

Königliche Hofbuchhandlung

Kochstrasse 68—71

Digitized by Google

Digitized by Google

Beihefte

zum

Militär-Wochenblatt

1905.

Herausgegeben

von

v. Frobel,
Generalmajor a. D.

Mit Karten und Skizzen.

Berlin.
Ernst Siegfried Mittler und Sohn
Königliche Hofbuchhandlung
Kochstraße 68—71.

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalt.

Seite

Friedrichs des Großen Feldherrntum von Leuthen bis zum Ende des Siebenjährigen Krieges. Von M. Heilmann, Königlich bayerischem Oberstleutnant z. D., dem Generalstabe zugeteilt 1

Plewna, Schipka, Sebastopol. Eine Studienreise. Vortrag, gehalten in der Militärischen Gesellschaft zu Berlin am 23. November 1904 von Schwarte, Major m. d. U. des Generalstabes der Armee, Lehrer an der Kriegsakademie. Mit fünf Skizzen im Text 45

Militärische Reiseeindrücke aus Schweden von Gustav Graf Wrangel, k. u. k. Rittmeister des Husarenregiments Prinz zu Windisch-Graetz Nr. 11 67

Hochkirch. Vortrag, gehalten in der Militärischen Gesellschaft zu Berlin zur Feier des Friedrichstages am 23. Januar 1905 von Jany, Hauptmann im großen Generalstabe. Mit einer Karte in Steindruck 99

Die Gaudi-Handschriften für das Jahr 1758 im Auftrage der kriegsgeschichtlichen Abteilung II des großen Generalstabes bearbeitet von Bethcke, Oberleutnant im Füsilierregiment von Steinmetz (Westpreußischen) Nr. 37, kommandiert beim großen Generalstabe 115

Über angriffsweise Kriegführung. Vortrag, gehalten am 23. Januar 1905 von v. Bernhardi, Generalleutnant und Kommandeur der 7. Division 125

Die Operationen vor und nach der Schlacht von Ostrolenka 1831. Vortrag, gehalten in der Militärischen Gesellschaft zu Berlin am 15. Februar 1905 von Krafft, Hauptmann, zugeteilt dem großen Generalstabe. Mit zwei Skizzen im Text 153

Geschichte des Berliner Invalidenhauses. II. Teil: 1884 bis 1904. Von Lorenzen, Leutnant im Invalidenhause zu Berlin 173

Deutsch-Südwestafrika. Historisch-geographische, militärische und wirtschaftliche Studien. Vortrag, gehalten in der Militärischen Gesellschaft zu Berlin am 15. März 1905 von Schwabe, Hauptmann im Infanterieregiment von Boyen (5. Ostpreußischen) Nr. 41, kommandiert zur Dienstleistung beim Kriegsministerium 213

Über die Führung von Kolonialkriegen. Vortrag, gehalten in der Versammlung der Mitarbeiter des Militär-Wochenblattes am 8. Mai 1905 von H. Rohne, Generalleutnant z. D. 241

Vom alt-hannoverschen Heere. Drei Generationen. 1722 bis 1866 (1903). Bearbeitet durch Eggert v. Estorff, Major und Adjutant der Generalinspektion des Militär-Erziehungs- und Bildungswesens. II. 257

Digitized by Google

Seite

Napoleon bei Bautzen. Napoleonische Strategie in den Tagen vor Bautzen und napoleonische Schlachtenleitung bei Bautzen. Eine Studie von O. Freiherrn v. der Osten-Sacken-Rhein, Oberstleutnant a. D. Mit zwei Übersichtsskizzen und einer Skizze des Schlachtfeldes in besonderer Anlage 305

Die Schlacht bei Mukden. Mit acht Kartenbeilagen in Steindruck und zwei Kriegsgliederungen 373

Des Königs Deutsche Legion 1803 bis 1816. Darstellung ihrer inneren Verhältnisse durch B. v. Poten, Königlich Preußischen Oberst z. D. 397

Beiträge zur Geschichte der Schlacht bei Beaune la Rolande am 28. November 1870. Von v. Lessing, Generalmajor z. D. Mit einer Skizze 461

Digitized by Google

Friedrichs des Großen Feldherrntum von Leuthen bis zum Ende des Siebenjährigen Krieges.

Von

M. Heilmann,

Königlich bayerischem Oberstleutnant z. D., dem Generalstabe zugeteilt.

Nachdruck verboten.
Übersetzungsrecht vorbehalten.

Einleitung.

„Meine Devise ist siegen oder sterben."

Im Vorjahre wurde an dieser Stelle die Feldherrnlaufbahn Friedrichs des Großen von den Anfängen bis Leuthen in großen Zügen vorgeführt.

Was der König bis dahin geleistet, würde genügen, ihn für alle Zeit als großen Feldherrn erscheinen zu lassen; ein endgültiger und befriedigender Abschluß war durch die kriegerische Tat wohl verdient; aber die Übermacht der Feinde brachte es mit sich, daß auch der Schlag von Leuthen nur ein vorübergehender militärischer Erfolg blieb; es fehlten die Mittel, nicht der Wille, den Sieg voll auszunützen und noch lange Jahre mußte der König den Kampf um das Dasein fortführen. Der Gewinn des Sieges lag zumeist auf moralischem Gebiete; des Königs Feldherrnbegabung fand allseitig Anerkennung und Würdigung; die feindlichen Strategen fingen jetzt an, seine Persönlichkeit in den Vordergrund der Erwägungen zu stellen, aber nicht etwa, um mit vereinter Kraft ihn zu vernichten, sondern um ihm gegenüber erhöhte Vorsicht walten zu lassen. Der König hingegen, welcher mit einer beispiellosen Bescheidenheit auf die glücklich vollbrachte Großtat zurückblickte, fand in dem Gelingen Kraft und Selbstvertrauen zu weiterem Ausharren. Und er bedurfte solcher Kraft! Wenn wir heute die Kämpfe der folgenden Jahre überblicken, so sehen wir, daß es eine entsetzliche Zeit für ihn war. Körperliche Leiden und Schwächen untergraben die Gesundheit und drohen die Energie des Willens zu lähmen; doch was soll das bedeuten gegenüber den fürchterlichen Seelenkämpfen, gegenüber den unmeßbar lang erscheinenden Stunden der Verzweiflung und Hoffnungslosigkeit im Kampfe gegen Überlegenheit? Unsere höchste Bewunderung verdient noch heute die Art und Weise, wie der König

Digitized by Google

den Kampf gegen körperliche Schwäche und Anfechtungen im eigenen Innern siegreich besteht. Wie der Held von Hohenfriedeberg und Leuthen jedesmal vorher sich in eigener Kraft zu dem Entschlusse durchgerungen hat, das Äußerste zu leisten, so wird der Charakter des Feldherrn auch fernerhin bleiben, so oft und so schwer auch das Unglück noch auf ihn hereinstürmen wird und unter dem Drucke einer ungeheuren Verantwortung auf ihm lastet. Die Entwicklung von Mollwitz bis Leuthen war die Grundbedingung für solches Verhalten. Staunenswert aber bleibt noch besonders die Zähigkeit und Ausdauer, welche der König in diesem Kampfe zeigte. Je mehr wir den Ereignissen nachgehen, je mehr wir Vergleiche mit anderen Feldherren und der Gegenwart ziehen, um so höher müssen wir die Tatsache einschätzen, daß er so lange Jahre körperlich und geistig überhaupt ausgehalten hat, daß er sich bis zuletzt die nötige Frische, die alles belebende Geisteskraft bewahrte. Unsere Bewunderung steigt, wenn wir sehen, daß der König ganz allein, ohne fremden Rat und Zuspruch seine Bahn weitergeht, denn seit Schwerin und Winterfeldt gefallen, ist niemand im Heere, der Einfluß auf ihn gewinnt; wohl aber findet der Feldherr allenthalben Mangel an Verständnis für sein Wirken und seine Weisungen, ein Umstand, der die Schwierigkeit der Aufgabe vervielfältigen und ihm viele schlimme Stunden bereiten wird.

Erscheint uns der Sieg von Leuthen von unschätzbarem Werte für die Charakterentwicklung und weitere moralische Kraftleistung des Königs, so war es auch von nachhaltiger Bedeutung, daß das operative Verfahren, welches er hier anwendete, sich bewährte. Wie er sich dieses schon im Frühjahre 1741 im Geiste zurechtlegte, so hat es nun im Herbste 1757 seine glänzendste Anwendung gefunden, und so wird denn der König auch fernerhin versuchen, durch rasche Beweglichkeit und Vereinen der Kräfte gegen den jeweils gefährlichsten Gegner die Ungunst des Zahlenverhältnisses auszugleichen, um, wo immer möglich, die Schlachtenentscheidung zu suchen.

Das Verfahren wird nicht mehr so glücklich und glänzend gelingen, wie im Spätjahre 1757. Doch das ist nicht des Königs Schuld. Wie fast immer im Kriege machen sich unerwartete Reibungen geltend, dazu sind die Gegner vorsichtiger, zum Teil auch kriegstüchtiger geworden; unverändert aber bleibt Frische und Energie des königlichen Feldherrn und gerade die Wechselfälle und Schwierigkeiten der kommenden Kriegsjahre werden uns den König auf der Höhe unerreichten Feldherrntums zeigen.

Die im Laufe der Jahre sich immer ungünstiger gestaltenden allgemeinen Verhältnisse zwingen dann mit unabweisbarer Notwendigkeit dazu, Angriffslust und Schlachtendrang mit Vorsicht einzuschränken und es wird besonders lehrreich sein, diesen allmählichen Ausgleich zwischen Charakter und Verstand, den uns schon Clausewitz so treffend geschildert und begründet hat, des näheren zu verfolgen. Wir können hierbei feststellen, daß der König bis zum Schlusse nur da und nur so lange auf das angriffsweise und schlachtensuchende Ver-

Digitized by Google

fahren verzichtet, als ihm dieses zweckwidrig erscheint, daß aber im Grunde seines Wesens die alten Triebe bis zum letzten Atemzuge vorherrschen.

Was das taktische Verfahren betrifft, so bedeutet Leuthen den Höhepunkt der Entwicklung; hier gelingt zuerst und zuletzt der seit mehr denn einem Jahrzehnt geplante und geübte, bei Prag und Kolin mißglückte Angriff in schräger Schlachtordnung gegen die Flanke des Feindes; in dieser Form wird uns der Angriff nicht mehr begegnen; aber der Grundgedanke, die Schlachtenentscheidung möglichst vernichtend zu gestalten, beseelt den König auch fernerhin und wird in der Ausführung wechselvolle Erscheinungen zeitigen.

Das Kriegsjahr 1758.

Der Winter 1757 bis 1758.

Die nächste Sorge des Königs am Ende des Jahres 1757 galt der französischen Armee unter Richelieu, welche noch immer im Hannoverschen stand. Am 23. November übernahm Herzog Ferdinand von Braunschweig den Befehl über die im Herzogtum Bremen liegenden Truppen und drängte noch vor Jahresschluß die Franzosen über die Weser bis zur Aller zurück. Verstärkt durch 15 Schwadronen vom Lehwaldtschen Heere und unterstützt durch einen Vorstoß von etwa 8000 Mann unter Prinz Heinrich in das Braunschweigische, fiel der Herzog dann nach kurzer Winterruhe in die feindlichen Quartiere und es gelang ihm, die Franzosen über den Rhein zurückzudrängen. Dadurch war die Lage des Königs nach dieser Seite hin von Anfang an besser als im Vorjahre.

Der jetzt 37jährige Herzog Ferdinand von Braunschweig war der Schwager des Königs und hatte sich seit dem Tage von Hohenfriedeberg als unerschrockener Truppenführer bewährt. Die Friedenszeit vor dem Siebenjährigen Kriege aber hatte er in stetem Verkehr mit dem König zugebracht, welcher recht eigentlich sein Lehrer in der Kriegskunst wurde. Daß er jedoch diesen an Feldherrnbegabung nicht erreichte, daß er den Krieg ganz im Sinne seiner Zeit führte, beweist schon dieser Feldzug. Umsonst fordert der König, daß gleich der erste Stoß gegen das noch im Hannoverschen liegende französische Hauptheer in entscheidender Richtung weseraufwärts gemacht werde, der Herzog geht weiter östlich in Richtung auf Celle vor; — umsonst drängt der König dann fortgesetzt in einer ganzen Reihe von Briefen auf eine baldige Schlacht, welche bei dem kläglichen Zustande der feindlichen Armee zu einer Katastrophe werden mußte; der Herzog im Gegenteil ist besonders stolz, daß es ihm gelingt, den Feind durch geschickte Manöver über den Rhein zu treiben, ohne daß es dazu eines wirklichen Kampfes bedurft hätte.

In diesem Winter begann auch der persönliche und sachliche Gegensatz zwischen dem König und seinem jüngeren Bruder Heinrich (geb. 1726) sich geltend zu machen, welcher mit der Zeit immer stärker wurde. Auch Prinz Heinrich hatte sich bei Prag und Roßbach als heldenmütiger General gezeigt, auch er ist ein tüchtiger Heerführer im Sinne seiner Zeit geworden — gilt er

Digitized by Google

doch als Schöpfer des Kordonsystems — und er hat dem König verschiedentlich die besten, immer dankbar anerkannten Dienste geleistet; aber er war weder nach Charakter noch geistiger Begabung dem Könige gewachsen und konnte sich nicht zu dessen freien und energischen Auffassung vom Kriege aufschwingen.

Nicht so glücklich wie im Westen gestalteten sich im Laufe des Winters die Verhältnisse im Norden. Feldmarschall Lehwaldt trieb zwar die in Vorpommern eingefallenen Schweden wieder bis Stralsund und nach Rügen zurück; das war aber dem König nicht genug und er wollte, daß Lehwaldt im Winter über das Eis des Sundes nach Rügen nachstoße. Damit war die Möglichkeit eines entscheidenden Schlages gegen diesen Gegner gegeben; aber die Gelegenheit wurde versäumt, da Lehwaldt nicht den Mut zu diesem Wagnisse findet. Sehr zweckmäßig und dem schon bisher beobachteten Verfahren entsprechend erscheint uns die Entsendung des Königlichen Flügeladjutanten Oberst v. Stutterheim zur Berichterstattung. Am 24. März erhält der gealterte Lehwaldt in Gnaden den erbetenen Abschied und sein Nachfolger wird Generalleutnant Graf Dohna. Der König verbietet dem neuen Oberbefehlshaber ausdrücklich, „Kriegskonseils mit der Generalität zu haben", empfiehlt ihm auf strenge Subordination auch bei den Generalen zu halten und erwidert schließlich auf mehrere Anfragen Dohnas: „Ihr müßt Euch selbst führen und ohne Euch auf meine Ordres zu konfiieren, dasjenige tuen, was die Umstände und Eure Instruktiones mit sich bringen." Daß aber diese vom König geforderte Selbständigkeit sich nicht anbefehlen, sondern nur durch Erziehung erreichen läßt, dafür sollte wie früher der alte Dessauer, Bevern usw., jetzt Dohna und noch mehrere nach ihm ein geschichtliches Beispiel sein. Als im Sommer sich dann Dohna gegen die Russen wenden muß, ist trotz des Königs Drängen gegenüber den Schweden kein Vorteil errungen und unbehindert dringen sie durch Vorpommern bis an die Grenzen der Mark vor.

Schlimmer aber war für den König, daß auf Drängen der Kaiserin Elisabeth die Russen unter Generalleutnant Graf Fermor im Januar 1758 unerwartet sich wieder gegen das vollständig von Truppen entblößte Ostpreußen wenden und die Provinz mit ihren reichen Hilfsquellen in Besitz nehmen. Dazu kam die Nachricht, daß dieselben in diesem Jahre ihre Angriffsbewegung gegen das Innere des preußischen Staates richten und mit den Österreichern zusammen wirken wollten.

Der König brachte den Winter in bester Stimmung in Breslau zu; die Vorbereitungen für den neuen Feldzug wurden mit allem Eifer betrieben, umsomehr als sich gar bald das Bestreben auf einen ehrenvollen Frieden vergeblich erwies. Einen besonderen Raum nehmen die Verhandlungen mit dem verbündeten England-Hannover ein und führten am 11. April zu einem Vertrage, durch welchen sich dieses Land zur Zahlung von jährlich 670 000 Pfd. Sterl. und zum Unterhalte von 55 000 Mann auf dem

Digitized by Google

westlichen Kriegsschauplatze verpflichtete. Bereits in den ersten Monaten des Jahres 1758 steht das preußische Heer neu gerüstet und kampfbereit da; die Finanzen befinden sich noch immer in guter Ordnung.

In Schlesien, wo nur noch Schweidnitz in österreichischem Besitze ist, sammelt sich die Hauptmacht unter dem Könige selbst, etwa 84 000 Mann; in Sachsen stehen ungefähr gleiche Kräfte wie in Pommern, 22 000 Mann, unter dem Prinzen Heinrich. Demgegenüber ziehen die Österreicher die Hauptarmee unter Daun im Königgrätzer Kreise zusammen, während ein Korps im westlichen Böhmen aufgestellt ist, um mit der Reichsarmee gegen Sachsen zu wirken. Olmütz.

Der Entschluß des Königs ist bald gefaßt: Da ein Eingreifen der Russen bei der weiten Entfernung und der Langsamkeit ihrer Bewegungen nicht vor Ende Juni zu erwarten ist, will er die verfügbare Zeit zu einem überraschenden und möglichst entscheidenden Schlage gegen den zunächst und überhaupt gefährlicheren Gegner, die Österreicher, ausnützen, um sich sodann unbehindert und nach Gefallen gegen die Russen oder andere Feinde zu wenden.

„Ich muß also", schrieb er am 11. März aus Breslau an den Prinzen Heinrich, „gegen die Österreicher einen Hauptschlag ausführen, so lange ich meine Kräfte noch beisammen habe und bevor mich diese Verstärkung,*) wenn sie wirklich ankommt, nötiget, zu detachieren. Daher ist mein Operationsplan: Schweidnitz ruhig nehmen, ein Korps von 15 000 Mann zur Deckung des Gebirges lassen, wo es sich einem Korps, das etwa durch die Lausitz vordringen wollte, entgegenstellen kann, dann den Krieg nach Mähren tragen. Gehe ich gerade auf Olmütz, so wird der Feind heranmarschieren, um es zu schützen, alsdann werden wir eine Schlacht haben in einem Terrain, welches er sich nicht aussuchen kann. Schlage ich ihn, wie man hoffen muß, so belagere ich Olmütz. Der Feind wird dann, um Wien zu decken, auch die Euch gegenüberstehenden Kräfte an sich ziehen, und es wird, sobald Olmütz genommen, die Bestimmung Eurer Armee sein, Prag zu nehmen und Böhmen in Respekt zu halten. Nachher mögen die Russen, oder wer es auch sei, kommen, ich kann detachieren, soviel nötig ist".

Daß der König angesichts des von zwei Seiten drohenden Angriffes gegenüber Österreich nicht an einen Vernichtungskrieg denken kann, ist selbstverständlich; viel näher noch lag der Gedanke, überhaupt auf jede strategische Offensive zu verzichten und sich auf Abwehr in Schlesien und Sachsen zu beschränken. In den folgenden Jahren hat der König, durch die Verhältnisse gezwungen, dieses Verfahren eingeschlagen; — wahrscheinlich wäre auch 1758 auf diesem Wege ein Erfolg erzielt worden. Daß nun aber der König, trotz der

*) Der König meint das um Grodno formierte Schuwalowsche Korps, welches ursprünglich zur unmittelbaren Unterstützung der Österreicher bestimmt war.

Digitized by Google

teilweise abschreckenden Erfahrungen von 1757, auch in diesem Jahre nach Mähren und Böhmen vorstoßen will, können wir als Beweis ansehen, daß er in vorbildlicher Weise möglichst lange strategisch offensiv verfährt. Er will den Feind überraschen und moralisch schädigen, er trägt so den Krieg in Feindesland und gewinnt dadurch, daß er dem Offensivstoße die nach den augenblicklichen Verhältnissen mögliche und diesen entsprechende Ausdehnung gibt, die im Kampfe gegen mehrere Gegner heute mehr denn je anzustrebende Bewegungsfreiheit. Der Besitz der Festungen Olmütz und Prag soll letztere besonders sicherstellen. Die Wiedergewinnung dieser Plätze, so rechnet der König, soll die Österreicher festhalten, während er sich gegen die Russen wendet; ja vielleicht wird es möglich sein, dieselben endgültig als Faustpfand für den erhofften Frieden zu behaupten. Aus allen Schriftstücken und dem späteren praktischen Verfahren des Königs geht aber auch deutlich hervor, daß er die Schlacht mit den Österreichern sucht; er ist sich vollkommen klar darüber, daß der strategische Vorstoß nicht mit der Wegnahme der Festungen, sondern nur mit der Schlacht gegen Daun den richtigen Abschluß finden kann und daß er mit dem feindlichen Heere entscheidend abrechnen muß, um volle Operationsfreiheit gegen die Russen zu gewinnen. Allerdings verhehlt sich der König nicht, daß es schwer halten wird, Daun unter günstigen Bedingungen zur Schlacht zu zwingen und darin liegt wohl auch der Hauptgrund, warum er nicht gerade auf das feindliche Heer losgeht, wie wir das heute fordern. Wir dürfen uns aber nicht verhehlen, daß auch heute der Gegner in ähnlicher Lage absichtlich der Entscheidung ausweichen kann, um Zeit zu gewinnen, so daß auch wir im Kampfe gegen mehrere Gegner schließlich uns nach einer Seite mit dem Gewinn und Festhalten eines bestimmten Abschnittes begnügen müssen.

Wie alle Schriftstücke des Königs, zeichnet sich auch die Instruktion für den Prinzen Heinrich durch Klarheit, Kürze und Tiefe der Gedanken aus. Der erste Teil gibt die Mittel zur Erhaltung der Disziplin und des schlagfähigen Zustandes der Truppen an; im zweiten Teile wird die strategische Lage und der Feldzugsplan dargelegt. Der Prinz war wieder mit der ihm zugedachten Aufgabe nicht einverstanden und hält vor allem die Einschließung von Prag mit so schwachen Kräften für eine Unmöglichkeit.

Auch die Österreicher dachten an den Angriff und sprachen davon; aber sie kamen zu spät. Schon Mitte April hatte der König ihr letztes Bollwerk in Schlesien, Schweidnitz, weggenommen, selbst fortgesetzt treibend, weil die Leistungen der Artillerie nicht genügten. Sodann wurde über Neiße und Troppau der Vormarsch gegen Olmütz angetreten. Es gelang zwar, Daun auf diese Weise zu täuschen und ihm einige Märsche abzugewinnen; aber die Hoffnung, ihn zur Schlacht zu zwingen, erwies sich als falsch. Daun verhinderte die Einschließung(9. Mai) und Belagerung nicht, sondern begnügte sich in einer Stellung bei Gewitsch (40 km westlich Olmütz) vorerst abzuwarten,

Digitized by Google

während zahlreiche Entsendungen die Belagerer belästigten. Den Oberbefehl über die Belagerungstruppen führte Feldmarschall Keith, während der König in einer Stellung bei Proßnitz (20 km südwestlich der Festung) deckte. Daß letzterer jetzt den Entschluß zum Angriffe nicht fand, können wir begreifen. Die starke Stellung des an Zahl überlegenen Gegners sprach dagegen, auch die Erinnerung an Kolin mag bestimmend mitgewirkt haben, wie ja zu allen Zeiten Sieg und Niederlage einen tiefgehenden, wenn auch oft schwer nachzuweisenden Einfluß auf die Entschlüsse der Heerführung äußern. Um so schlimmer aber war der Umstand, daß auch die Hoffnung auf baldigen Fall der Festung sich, wie bei Glogau, Pirna und Prag, als eine Täuschung erwies. Die Kunst des Belagerers versagte. Dazu machte sich das Übergewicht des Gegners im kleinen Kriege täglich fühlbarer und als Laudon noch dazu am 30. Juni bei Domstadtl einen großen Wagentransport mit Kriegsbedürfnissen aller Art glücklich überfallen hatte, sieht sich der König aus Munitionsmangel genötigt, angesichts des feindlichen Hauptheeres die Belagerung aufzuheben.

Wir sehen in dieser Zeit wieder eine Reihe taktischer Erscheinungen, welche heute bei der erhöhten Waffenwirkung, der gesteigerten Beweglichkeit und Anziehungskraft der Heere und der größeren Energie der Kriegführung undenkbar sind. Aber auch in diesen Tagen tritt, gerade im Vergleiche mit dem Gegner, die Führertätigkeit des Königs, das Anpassungsvermögen an neue Lagen und die Entschlußkraft glänzend zutage. Die Aufhebung der Belagerung erfolgt sofort, der Rückzug mit einem Belagerungsparke von 4000 Wagen vollzieht sich in bester Ordnung und Haltung in einer dem Gegner ganz unerwarteten und unerwünschten Richtung, nicht über Troppau, woselbst leichte Truppen bereits die bisherige Nachschublinie ernstlich gefährdeten, sondern trotz aller Verpflegungsschwierigkeiten nach Königgrätz (11. Juli), woselbst der König möglichst lange auf feindlichem Gebiet verweilt, ehe er, nicht bezwungen durch Dauns Strategie, sondern wegen der über die Russen einlaufenden Nachrichten Ende Juli wieder nach Schlesien zurückgeht. Es war allerdings Glück für den König, daß die österreichischen Führer aus Schwerfälligkeit und Vorsicht die Gunst der Lage auf dem Rückzuge nach Königgrätz nicht auszunutzen verstanden, aber recht ungünstig erwies sich dafür diese Untätigkeit später, als der König vor dem Rückzuge nach Schlesien sehnlichst die Schlacht sucht, um mit den Österreichern vor dem Abmarsche zu den Russen entscheidend abzurechnen. Daun weicht mit Geschick in unangreifbare Stellungen aus. Die Frage liegt nahe, warum der König nicht trotz aller Schwierigkeiten den Angriff auszuführen versuchte, warum er sich nicht wie vor Leuthen zum Äußersten entschloß? Wir finden, die Verhältnisse liegen anders; noch war die Zwangslage nicht so drückend, daß der Angriff unter allen Umständen als einzige Aushilfe blieb, umsomehr die Eigenart des österreichischen Führers berechtigte Hoffnung gab, nun ohne ernstliche Störung

Digitized by Google

von dieser Seite gegen die in bedrohliche Nähe kommenden Russen das Schlachtenglück versuchen zu können.

Der ganze Vorstoß gegen Olmütz war ein materieller und moralischer Mißerfolg (Vergleich mit 1744); schuld daran war weniger die unrichtige Einschätzung und mangelhafte Angriffstätigkeit gegenüber der Festung als der Umstand, daß, wie uns die Erfahrung dieser Tage lehrt, die ganze Operation eben nur dann vollen Erfolg hatte, wenn es gelang, den Gegner zur Schlacht zu zwingen. Auch der König hat diese gesucht, das bleibt sein Ruhm, ebenso wie die strategische Offensive. Wir gehen aber heute einen Schritt weiter und nehmen sofort das feindliche Heer zum Angriffsziele; erst wenn dieses geschlagen oder zurückgegangen, wenden wir uns der Festung zu.

Zorndorf. Generalleutnant Graf Dohna war Ende Juni von Stralsund nach der Oder abmarschiert. Der König wollte, daß Dohna, durch einige Truppen aus Schlesien und Sachsen verstärkt, sofort den Russen über die Oder entgegengehe, aber der General kann sich nicht zu so kühner Tat aufraffen; es ist zumeist die Besorgnis wegen der im Rücken stehenden Schweden, welche seine Tatkraft lähmt, und er begnügt sich, allmählich oderaufwärts bis Frankfurt zu rücken. Wir sehen eben durchweg, daß der König in der ursprünglichen Kraft seines Charakters eine so energische Auffassung vom Kriege entwickelt, wie sie erst unserer heutigen vorgeschrittenen Zeit, in der Theorie wenigstens, allgemeiner geläufig ist, damals aber einzig dastand, und so stellt er immer wieder an seine Unterführer Anforderungen, welche deren Verständnis und Tatkraft übersteigen. Hierbei hat ihn gewiß auch der richtige Gedanke geleitet, daß, wer viel erreichen will, viel fordern muß; wie denn auch seine felsenfeste Überzeugung von den moralischen Vorteilen des angriffsweisen Verfahrens sich immer wieder Geltung verschafft.

Die Russen waren inzwischen langsam und auf Umwegen über Posen im Vormarsch gegen die Oder, von wo eine Division gegen Stargard in Pommern, die Hauptkräfte aber gegen Küstrin vorgehen, welches am 15. August beschossen wird.

Schon war der König im Anmarsche. Im Lager bei Landeshut ließ er den Hauptteil, 40 000 Mann unter Markgraf Karl, mit rein defensiver Aufgabe gegen die Österreicher stehen; er selbst brach mit einem kleineren Teile des Heeres auf, um Dohna zu unterstützen. Nur drei Wochen glaubte er dazu Zeit zu haben. Innerhalb dieser Frist aber galt es nicht nur, die Russen zu einer rückwärtigen Bewegung zu veranlassen, sie mußten vielmehr so geschlagen werden, daß ihre Offensivkraft für längere Zeit gelähmt wurde. Der König brauchte also unbedingt eine entscheidende Schlacht und diese zu suchen war denn auch sein felsenfester Wille, als er am 11. August von Landeshut mit 14 Bataillone, 38 Eskadrons, im ganzen etwa 14 000 Mann, aufbrach. Des Königs Briefe in diesen Tagen geben wieder Zeugnis für die einzig dastehende

Digitized by Google

Entschlossenheit; je mehr die Gefahr drängt, umsomehr tritt der Drang nach Entscheidung, unermüdliche Tätigkeit und eine fast leidenschaftliche Angriffslust zutage: „Es zeigt sich wieder," wie Clausewitz sagt, „die erhöhte Tätigkeit, welche große Seelen im Augenblicke der Gefahr gewinnen."

Des Königs anfänglicher Plan war, in der Gegend von Grüneberg die Oder zu überschreiten und gegen den Rücken der Russen zu operieren, aber am 16. erhielt er zu Deutsch-Wartenberg die Meldung, daß diese sich mit den Hauptkräften gegen Küstrin gewendet und dieses beschossen hätten.

Nun galt es natürlich, geradenwegs nach Küstrin zu gehen, wohin bereits Graf Dohna geeilt war, entschlossen, nötigenfalls den Russen entgegenzutreten. Die Lage hatte sich also ungünstiger gestaltet, als der König erwartet; die Hauptstadt Berlin selbst schien ernstlich bedroht; eine Niederlage angesichts der Hauptstadt konnte zum völligen Untergange führen, aber trotzdem sehen wir keine Entmutigung: „Ich werde so geschwinde als möglich", schreibt der König am 16. an Dohna, „zu Euch stoßen. Küstrin muß sich durchaus bei Risiko des Kopfes nicht an den Feind ergeben. . . . . Ich marschiere nun gerade auf Frankfurt." Am 20. langt der König dort an (100 km) und gewährt seinen ermüdeten Truppen einen Ruhetag; er selbst traf bereits am 21. beim Dohnaschen Heere in Gorgast (5 km westlich Küstrin) ein, wohin ihm seine Truppen in der Morgenfrühe des 22. folgten (25 km). In zehn Märschen innerhalb 12 Tagen hatte er somit etwa 265 km zurückgelegt, gewiß eine hervorragende Marschleistung für damalige Zeit.

Das russische Heer hatte auf dem rechten Oderufer eine Stellung hart gegenüber Küstrin bezogen, angesichts welcher ein Herausbrechen aus der Festung nicht durchführbar erschien. Daß man über die Oder müsse, stand dem König aber schon seit Tagen fest, er wählte nunmehr als Übergangsstelle Güstebiese, 30 km unterhalb Küstrin. Die Übergangsstelle war nicht unbedenklich, denn etwa 40 km oberabwärts in der Gegend von Schwedt befand sich die nach Pommern entsandte russische Division Rumanziew, welche heranzuziehen Fermor zum Glücke für den König keinen Versuch machte.

Die Ausführung des Überganges erfolgte mit ungewöhnlicher Raschheit. Schon in der Nacht vom 22./23. August marschierte das Heer zur Brückenstelle (30 km); am 23. erfolgte der Übergang und dann ruhen die auf das höchste ermüdeten Truppen bei Klossow, 8 km vorwärts der Übergangsstelle bis 24. nachmittags 2 Uhr. Um diese Zeit führt der König das Heer bis an die Mietzel in Linie Darrmietzel—Neudammermühle vor (20 km). Fermor hatte unterdessen sein Lager verändert und war in der Nacht vom 23./24. in eine Stellung bei Quartschen südlich der Mietzel gerückt, in der Absicht, hier den Entscheidungskampf anzunehmen; die Trains wurden nach Groß-Kamin abgeschoben. Es war sehr günstig für den König, daß Fermor überhaupt standhielt, denn nichts konnte ihm unwillkommener sein, als wenn etwa auch dieser Gegner der Entscheidung auswich und das preußische Heer längere Zeit

Digitized by Google

festhielt, ohne es zu einer Schlacht kommen zu lassen. Zum Glücke für den König fehlte eben den Verbündeten eine strategische Oberleitung, welche das operative Verfahren in diesem Sinne regelte.

Am 25., dem Schlachttage von Zorndorf, wird nun schon um 3 Uhr morgens aufgebrochen und der König führt das Heer nach Überschreiten der Mietzel im weiten Bogen (14 km) bis Zorndorf in den Rücken der gegnerischen Stellung (8 Uhr morgens), so daß die Russen gezwungen sind, Front rückwärts zu machen. Dieser kühne Umgehungsmarsch hatte einem beweglicheren Gegner gegenüber seine großen Gefahren (siehe Roßbach); gibt aber anderseits ein glänzendes Zeugnis für die Beweglichkeit des preußischen Heeres. Wir sind mit Nachrichten über die ganz eigenartige Schlacht spärlich versehen; so fehlt uns auch das Material zur Beantwortung der interessanten Frage, warum der König nicht früher eingeschwenkt hat, um den Angriff gegen die bisherige rechte Flanke der Russen zu richten und so zu versuchen, den Feind von der Flanke aufzurollen. Das taktische Gelingen mußte auch die operative Vernichtung der Russen bringen. Es werden Geländerücksichten, dann der Wunsch, selbst die Verbindung mit Küstrin zu gewinnen, als der Grund für den Weitermarsch bis Zorndorf bezeichnet. Wie dem sein wolle, die Geländeverhältnisse gestalten sich von Zorndorf aus nicht günstig; eine Überflügelung ist nicht möglich und wir sehen nun einen frontalen Flügelkampf beginnen, in welchem merkwürdigerweise zuerst der preußische linke und nachmittags der rechte den Angriff ausführt. Obwohl durch zahlreiche Artillerie unterstützt, gelingt es der Infanterie gegenüber dem hartnäckigen Gegner nicht, durchzudringen, beide Male aber bringt die Reiterei unter Seydlitz Rettung und Sieg.

An der Spitze von 36 000 Preußen hatte der König die 42 000 Mann starke russische Armee zum Kampfe mit verkehrter Front gezwungen, sie zu vernichten war ihm bei der Erschöpfung seiner Truppen nicht gelungen. Auch zu einer Wiederaufnahme der Schlacht am 26. gegen die hinter den Zabergrund abgedrängten, nun mit der Front nach Osten stehenden Russen kam es nicht. Die Kämpfe wurden mit äußerster Erbitterung durchgeführt, das beweisen die starken Verluste. Es liegt jedenfalls mehr in den äußeren Umständen dieser furchtbaren Schlacht als in innerer Minderwertigkeit begründet, wenn einzelne Infanterietruppenteile versagen und des Königs Anforderungen nicht mehr zu entsprechen vermögen. Dieser selbst hat rücksichtslos seine Person eingesetzt und im heißen Kampfe die Tüchtigkeit des neuen Gegners schätzen gelernt. Die taktische Aufklärung versagt und so gelingt es Fermor in der Nacht vom 26./27. durch einen geschickten und kühnen Marsch, die preußische Armee südlich zu umgehen und dadurch die Verbindung mit dem einige Tage sehr gefährdeten Verpflegungstrain bei Groß-Kamin, sowie die Rückzugslinie auf Landsberg wiederzugewinnen, wohin die Russen einige Tage später abziehen.

Digitized by Google

Der König folgt bis Blumberg und wendet sich dann am 2. September gegen die Österreicher. Den Russen gegenüber bleibt wieder Generalleutnant Graf Dohna stehen. Diese rücken Ende September nach Pommern ab, von wo sie nach vergeblicher Belagerung Kolbergs Anfang November in die Winterquartiere hinter die Weichsel gehen. So fand des Königs Kraftleistung bei Zorndorf doch ihren entsprechenden Lohn und wenn auch Zorndorf aus Gründen, die wir heute nicht ganz zu übersehen vermögen, nicht der angestrebte taktische Vernichtungsschlag geworden ist, so war doch damit für den Rest des Jahres die notwendige Operationsfreiheit gegen die Österreicher gewonnen.

Der König marschierte von Blumberg mit den schlesischen Regimentern über Frankfurt und Lübben an die Elbe. Genau einen Monat nach dem Aufbruche von Landeshut stand er, mit den Truppen des über Bunzlau—Sagan—Spremberg herangerückten Markgrafen Karl wieder vereint, nördlich Dresden zur Unterstützung des Prinzen Heinrich bereit. (Marsch Blumberg—Dresden 200 km.) Hochkirch.

Der König nützt so in einzig dastehender Art die Zeit aus; ganz anders Daun. Langsam war dieser in die Lausitz gerückt und von da an die Elbe abgeschwenkt, um in Verbindung mit der Reichsarmee das südlich Dresden bei Maxen stehende Heer des Prinzen Heinrich durch vierfache Übermacht zu erdrücken (80 000 gegen 20 000 Mann). Nach langen Verhandlungen sollte am 11. September der Angriff beginnen. Da hieß es, der König nahe, und sofort stand es für Daun fest, daß er sich in seinem Lager bei Stolpen (23 km östlich Dresden) streng auf die Verteidigung zu beschränken habe.

Man muß die Energie und Tatkraft des Königs auf das Höchste bewundern, wie er von dem heiß umstrittenen Kampffelde von Zorndorf weg, nicht niedergebeugt durch die entsetzlichen Verluste und die zum Teil widrigen Eindrücke des Tages, sofort die Schlacht sucht, ähnlich wie er von Roßbach nach Leuthen zieht; aber 1757 lagen die Verhältnisse doch etwas anders, der leichte Sieg bei Roßbach war ein Vorgang, so recht geeignet, die Schwungkraft zu größerem Wagnis zu geben, Zorndorf konnte sich schon eher auf die Nerven legen und eine herabstimmende Wirkung äußern.

Der König sucht nun 14 Tage lang die Schlacht, aber vergebens, die Stellung des Gegners erwies sich als zu stark. Dieser Umstand und körperliche Schmerzen verfehlten nicht ihre Wirkung auf die Stimmung des Königs. Nun versucht er ein strategisches Manöver, aber dieses ist ihm nicht Selbstzweck, sondern es soll dazu dienen, womöglich Daun zur Schlacht zu zwingen; wenigstens aber zur Räumung Sachsens zu nötigen. Die Absicht wird nicht erreicht, denn es gelang Daun durch raschen und geschickten Abmarsch über Neustadt, sich bei Löbau vorzulegen (7. Oktober).

Angesichts der starken Stellung beschließt der König die Umgehung auf Görlitz fortzusetzen, um sich den Weg nach Schlesien offen zu halten, wo die Österreicher eben zur Belagerung von Neiße schreiten.

Digitized by Google

Nach mehrfachem, zumeist durch Verpflegungsrücksichten bedingten Aufschube war der Weitermarsch für 14. Oktober abends beabsichtigt, da wird der König an diesem Tage morgens in dem Lager bei Hochkirch von den Österreichern überfallen. Es war mangelnde Vorsicht seitens des Königs und eine zu weitgehende Unterschätzung der Unternehmungslust der Österreicher, welche diesen Unglückstag verschuldeten, was uns um so auffallender erscheint, als gerade die Lage des Königs sorgfältiges Haushalten mit den schwachen Kräften gebot. Umsonst hatte Feldmarschall Keith, der hier den Heldentod starb, gewarnt. 5 Uhr früh begannen etwa 67 000 Österreicher einen umfassenden Angriff auf die überraschten Preußen (37 000), Laudon von Steindörfel her gegen den Rücken des Lagers, in der Mitte die Hauptkräfte gegen Hochkirch, während einige Stunden später der Vorstoß gegen den linken Flügel ausgeführt wurde. Der König, die Unterführer und die Truppen zeigen sich der schwierigen Lage gewachsen. Auf Befehl und aus eigener Initiative gehen die Abteilungen, sowie sie verfügbar sind, zum Angriffe vor. Major v. Langen verteidigt bis zum letzten Atemzuge heldenmütig das Bollwerk des Friedhofes. So kommt es in Dunkelheit und Nebel zu heißen Kämpfen, in welchen es aber trotz aller Tapferkeit nicht möglich ist, einen Erfolg zu erringen. Jedoch gelingt es dem nach Weißenberg entsendeten General v. Retzow, sich eines auch gegen ihn gerichteten Angriffes zu erwehren und, weiter nicht vom Gegner belästigt, zum Könige zu stoßen.

Als endlich die Sonne den Nebel verscheucht hatte, bot sich ein schrecklicher Anblick auf das blutige Schlachtfeld und der König entschloß sich die Reste seines Heeres in Richtung Bautzen zurückzuführen.

Die musterhafte Anordnung und die völlig ungestörte Durchführung, die stolze Ruhe, mit der angesichts des siegreichen Heeres das neue Lager auf den Höhen bei Dobenschütz nächst Bautzen, nur $^3/_4$ Meile vom Schlachtfelde, bezogen wurde, stellen eine moralische und taktische Leistung dar, die dem Feinde volle Bewunderung abnötigte. So bleibt denn auch Hochkirch ein stolzer Tag für Führer und Truppe, die schlimme Prüfung wurde mit höchster Ehre bestanden; deutlicher noch denn anderswo treten die Charaktereigenschaften der Kämpfenden zu Tage und während der tapfere Sieger trotz gewaltiger Überzahl schwerfällig und vorsichtig es nicht vermag, die Gunst des Augenblickes rasch und voll auszunützen, treten bei dem Besiegten Beweglichkeit, Angriffslust, Zähigkeit und Entschlossenheit uns herrlicher denn je entgegen. Wenn dem so war, so müssen wir das Verdienst dem Könige zuschreiben, dessen Arbeit das Heer auf eine so hohe Stufe gebracht hatte und gewiß gilt gerade auf diese Schlacht das Wort des Generals Clausewitz: „Man müßte absichtlich die Augen verschließen gegen alle historischen Beweise, wenn man nicht zugeben wollte, daß die Größe dieser Feldherren in den schwierigsten Lagen nur bei einem so potenziertem Heere möglich war.“ Dazu kam, daß der König am

Digitized by Google

Schlachttage selbst eine bewundernswerte, persönliche Haltung zur Schau getragen hat.

Die Verluste des Tages waren bedeutend. 67 schwere Geschütze, 30 Feldzeichen, über 9000 Tote, Verwundete und Gefangene bei einer Gesamtstärke von etwas über 40 000 Mann. Der König konnte sich dem Eindrucke so vielen und unerwarteten Unglückes nicht entziehen. Er zeigte sich seiner Umgebung gegenüber in den nächsten Tagen gedrückt, ja fast kleinmütig. Und wieder kam das Unglück nicht allein; wie in den Tagen von Kolin der Verlust der heißgeliebten Mutter, in den kritischen Tagen von Olmütz der Tod des Prinzen von Preußen Friedrich erschüttert hatten, so wirkte jetzt auf die empfänglichen Nerven des feinfühligen Fürsten die Nachricht von dem Ableben der Lieblingsschwester, der Markgräfin Wilhelmine von Bayreuth, mit voller Wucht ein. Aber trotz aller seelischen Niedergeschlagenheit und Erregung ist sein starrer Wille ungebrochen und wir staunen, daß er jetzt erst recht nach Görlitz gehen und sich den Weg dahin, wenn nötig durch eine neue Schlacht öffnen will. Von Prinz Heinrichs Korps aus Sachsen werden 8 Bataillone 5 Eskadrons zur Verstärkung herangezogen, dort bleiben nur 18 Bataillone unter Generalmajor Finck zurück, nachdem Prinz Heinrich sich, wie auch später noch in kritischer Lage, dem verantwortlichen Oberbefehle entzogen hatte. Auch Dohna von der Oder und Wedell, welcher in der Uckermark die Schweden beobachtet, werden jetzt auf den Hauptkriegsschauplatz, d. h. zunächst nach Sachsen herangerufen.

Nachdem der König Dauns Stellung durch einen geschickten Marsch umgangen, besetzt er am 25. Oktober Görlitz und dadurch ist Daun von Schlesien abgeschnitten. Dahin wendet sich nun Friedrich, zunächst Sachsen und die Mark fast ungeschützt lassend, um Neiße zu entsetzen. Über Jauer und Schweidnitz Anfang November in Münsterberg eingetroffen, erhält er dort die Kunde, daß die Belagerungstruppen vor Neiße sowie vor Kosel in schleunigem Abmarsche seien. Oberschlesien war also gerettet. Der König aber wendet sich sofort nach Sachsen zurück und zieht für seine Person schon am 20. November in Dresden ein.

Wieder hatte Daun die Gelegenheit zu einem Schlage gegen Finck, der geschickt auswich, nicht zu benützen verstanden. Schon waren auch Wedell und Dohna heranmarschiert und als am 16. November die Kunde von der Annäherung des Königs einlief, zog Daun nach Böhmen ab, die Reichstruppen aber gingen nach den fränkischen Kreisen zurück.

Daß die Russen nach Zorndorf keine besondere Tätigkeit entwickelten, haben wir schon gesehen, — auch die Schweden werden noch auf Stralsund und Rügen zurückgedrängt.

Auf dem westlichen Kriegsschauplatze hatte der König hohe Erwartungen mit dem Rheinübergange verbunden. Zwar hatte der Herzog auch bei Krefeld

Digitized by Google

am 23. Juni einen glänzenden Sieg über die Franzosen unter Clermont davongetragen, doch gelingt es dem König nicht, jetzt Holland zum Kriege zu bewegen oder die Engländer zu einem Einfalle nach Belgien zu veranlassen, wodurch der Kriegsschauplatz wohl endgültig an den Rhein verlegt worden wäre. Spät im Sommer rückte dann die zweite französische Armee unter dem Prinzen Soubise vom unteren Main wieder in Hessen vor und bedrohte Hannover. Herzog Ferdinand aber mußte über den hoch geschwollenen Rhein zurückgehen (9. und 10. August), um an der Weser und Lippe einen Verteidigungskrieg zu führen und große Hoffnungen waren somit verflogen. Doch war der König so auf dieser Seite geschützt. Soubise nahm die Winterquartiere am Main, das andere französische Heer, jetzt unter Contades, am linken Rheinufer.

Schlesien und Sachsen, Vor- und Hinterpommern, die Marken und Mecklenburg, Hannover, Hessen und ganz Westfalen waren vom Feinde gesäubert; die strategische Lage des Königs hatte sich, abgesehen von den empfindlichen und schwer zu ersetzenden Verlusten an Menschen nicht wesentlich verändert.

Was uns an diesem Feldzuge besonders auffällt, ist das moralische Übergewicht des Königs über seine Gegner und die Art und Weise, wie er sich trotz Olmütz und Hochkirch, durch seine nie rastende Initiative und durch seinen zähen Willen dieses zu erhalten versteht. Durch Tätigkeit und Bewegung gleicht er die Ungunst des Zahlenverhältnisses aus und läßt den überlegenen aber vorsichtigen Gegner gar nicht zur Ruhe und Besinnung kommen. Ihren beredten Ausdruck findet diese Kraftleistung in der erhöhten Beweglichkeit, in der bedeutenden Marschleistung eines großen Teiles des Heeres: von Breslau über Schweidnitz nach Olmütz, von da über Königgrätz und Landeshut nach Zorndorf, von hier nach Sachsen, dann über Hochkirch und Görlitz nach Münsterberg und wieder zurück nach der Lausitz und Sachsen, dazu zwei blutige Schlachten und zwei Belagerungen!

Der König entwickelt wie immer auch in diesem Jahre eine ungeheure, weite Gebiete umfassende Arbeitskraft, eine geistige Frische und Spannkraft sondergleichen, dafür gibt seine Korrespondenz urkundlichen Beleg. Vor allem behält er selbst die politische Leitung in fester Hand; auch ist er fortgesetzt, allerdings mit geringem Erfolge bemüht, den auf den entfernten Kriegsschauplätzen stehenden Heerführern seine Auffassung vom Kriege klar zu machen, sie auf seine geistige Höhe heraufzuziehen. Noch ist hier eine reiche Fundgrube militärischer Wahrheiten, welche der König im Drange der Ereignisse mit ursprünglicher Kraft feststellt, die aber für immer Geltung haben. Auch heute noch würde sich die Mühe lohnen, solche aus der Verborgenheit zu ziehen.

Digitized by Google

Das große Unglücksjahr 1759.

Der König bringt den Winter wieder in Breslau zu, diesmal aber einsam, in düsterer Stimmung und schlechter Laune. Der Tod der Schwester und die Erscheinungen des Zorndorfer Tages waren ihm nahegegangen. Der Winter 1758 bis 1759.

Die Muße der Winterquartiere benützte er zu ernster Rückschau auf die Ereignisse der letzten Jahre. „Was nützt die Erfahrung, wenn sie nicht durch Nachdenken fruchtbar gemacht wird?“ fragt er sich selbst und schreibt im Dezember 1758 „Betrachtungen über Taktik und einige Seiten der Kriegführung“ nieder, in welchen er die Gründe untersucht, warum der taktische Angriff auf die Österreicher so schwierig geworden sei. Er findet, daß diese immer unangreifbare Stellungen aufsuchen, geschickte Sicherungsmaßregeln treffen und ihre Artillerie vermehrt und verbessert haben. Des weiteren führt er aus, daß er seine bisherigen Erfolge nur den ungeheuren Fehlern der Gegner zu verdanken habe und schildert treffend die Gründe dieser Erscheinung: „Gerade ihre große Macht hat ihnen zum Schaden gereicht. Einer hat sich auf den andern verlassen; der Reichsgeneral auf den österreichischen, dieser auf den russischen, der wieder auf den schwedischen und endlich letzterer auf den französischen. Daher diese Lässigkeit in ihren Bewegungen und diese Langsamkeit bei Ausführung ihrer Pläne. Sich in schmeichlerischen Hoffnungen und in der Sicherheit zukünftiger Erfolge einlullend, betrachteten sie sich als Herren der Zeit. Wieviel günstige Augenblicke haben sie sich entschlüpfen lassen!“

Der Ersatz des Heeres war eine schwierige Aufgabe, es gelang nur etwa 110 000 Mann aufzustellen. Die Ausbildung und Mannszucht der Truppen ließ im Vergleich zu früheren Zeiten zu wünschen übrig; das Offizierkorps wies empfindliche Lücken auf; doch war der König mit dem Gesamtresultate nicht unzufrieden und der Verlauf des kommenden Feldzuges wird zeigen, daß auch diese Truppe noch leistungsfähig ist. Besonders der Vermehrung der Artillerie hatte Friedrich seine Sorge zugewendet, Ausrüstung und Bekleidung finden sich im guten Zustande, auch an Geld ist kein Mangel.

Der König ist wieder nur auf England angewiesen; anhaltend beschäftigen sich seine Gedanken aber auch mit dem Eingreifen der Türken zu seinen Gunsten, diese Hoffnung erwies sich jedoch jetzt und später, so oft er sie auch auf Grund der irreleitenden Berichte seines Gesandten wieder aufnahm, als trügerisch.

Das österreichische Hauptheer unter Daun sollte sich im Königgrätzer Kreise sammeln, in Schlesien einrücken und an der Oder die Verbindung mit den Russen unter Graf Syltakow suchen, ein russisches Nebenheer in Pommern vorgehen und mit den Schweden zusammenarbeiten; ein kleineres österreichisches Heer aber sich mit den Reichstruppen vereinen. Demgegenüber sammelte die Der Kriegsplan.

Digitized by Google

preußische Hauptarmee unter dem Könige 53 000 Mann in Schlesien, Prinz Heinrich befehligte in Sachsen 31 000, General Dohna, später auf 25 000 Mann verstärkt, stand vorerst zur Beobachtung der Schweden in Mecklenburg und Pommern. Auf dem westlichen Kriegsschauplatz sichert wieder Herzog Ferdinand gegen die Franzosen.

Es ist wohl nicht ganz richtig, wenn man das Jahr 1759 oder 1760 als einen bestimmten Abschnitt in dem Verfahren des Königs bezeichnet hat, als ob von jetzt ab die doch auch schon früher wiederholt wahrnehmbare und jeweils durch die Verhältnisse begründete Beschränkung in der Wahl der Mittel seine Art der Kriegführung ganz geändert habe. Wir sehen zunächst nur, daß der König von jetzt ab auf die strategischen Offensivstöße nach Böhmen oder Mähren, wie er solche noch 1757 und 1758 durchgeführt hatte, verzichtet. Die Mißerfolge dieser beiden Jahre waren hierbei von ausschlaggebendem Einflusse.

So ist denn der König 1759 entschlossen, in strategischer Defensive abzuwarten, doch will er die Verteidigung möglichst offensiv führen, den ersten der Gegner, der ihm zu nahe kommt, angreifen und ihn schlagen, um dadurch freie Hand gegen den andern zu erhalten. Er verkennt nicht, daß dieses Verfahren gerade den vorsichtigen, schlachtenmeidenden Österreichern gegenüber schwierig sei, doch hofft er auch ihnen gegenüber in den Ebenen Niederschlesiens die Gelegenheit zur Schlacht zu finden.

Eine wesentliche Ergänzung des Verfahrens sollte vor der eigentlichen Eröffnung des Feldzuges eine Reihe von Unternehmungen gegen die feindlichen, gleichsam am Saume des Kriegsschauplatzes angelegten Magazine bilden, um dadurch die Eröffnung der Operationen von seiten der Feinde zu verspäten, den Feldzug abzukürzen.

Schon Ende Februar entsendet der König seinen Generaladjutanten, den General v. Wobersnow, von Schlesien mit 5 Bataillone, 25 Eskadrons zur Zerstörung der vorgeschobenen, nur schwach geschützten russischen Magazine in Posen und an der Warthe. Das Unternehmen glückt.

Ein im April ausgeführter Vorstoß des in Oberschlesien stehenden Generals v. Fouqué nach Mähren hatte keinen Erfolg, um so besseren aber der gleichzeitige des Prinzen Heinrich aus Sachsen gegen die im nordwestlichen Böhmen befindlichen österreichischen Magazine. Noch mehr Bedeutung sollte nach des Königs Auffassung ein Vorstoß des Prinzen gegen die in Franken stehende Reichsarmee gewinnen. Der Prinz hatte schon im Februar auf Drängen des Königs eine starke Entsendung nach Erfurt gemacht, jetzt nach dem glücklichen Zuge nach Böhmen wollte der König Ende April ein entscheidendes Vorgehen gegen die Reichsarmee in Franken, um später die Kräfte in Sachsen wenigstens großenteils gegen die Russen verwenden zu können. Der Prinz macht gegen dieses „verzweifelte Unternehmen" eine Reihe von Einwendungen, welche der König in eingehender Weise zu

Digitized by Google

widerlegen sucht. Seine Leitgedanken sind: „Wenn man nun wenigstens die Reichsarmee vernichtet, gewährt uns das doch noch die Mittel, uns diesen Feldzug über zu behaupten; wenn man aber den Leuten Zeit läßt heranzukommen, während wir anderswo beschäftigt sind, wird unsere Lage sehr gewagt werden“ (23. April), und am 28. April führt er aus: „Wenn wir nicht alles versuchen, was menschlicherweise möglich ist, um uns jetzt, da wir Zeit haben, eines der Feinde zu entledigen, die wir vor uns haben, werden wir uns durch ihre Zahl besiegt sehen, wenn sie alle ihre Operationen zu gleicher Zeit beginnen. Es gibt demnach für uns kein anderes Heil, als alles aufzubieten, um jetzt ihre verabredeten Maßregeln zu durchkreuzen. Wenn durch bloßes Abwarten etwas zu gewinnen wäre, würde ich gerne warten, das versichere ich Ihnen, aber Untätigkeit im gegenwärtigen Augenblicke ist für uns das Gefährlichste, was es geben kann und kann uns zu nichts helfen, als zu dem, was man im Deutschen eine Galgenfrist nennt. Was den Erfolg betrifft, so können Sie so wenig dafür sprechen als ich, aber ich glaube immer, selbst wenn mir oder Ihnen ein Unfall begegnet, daß es schlimmer wäre, wenn er uns zu einer Zeit trifft, zu der alle unsere Feinde in Tätigkeit wären.“ Diese herrlichen Worte sind noch heute für uns lehrreich; sie zeigen uns, wie der König auch in der Verteidigung in vorbildlicher Weise jede günstige Gelegenheit offensiv auszunützen sucht, welche sich ihm bietet. (Vergleich mit 1870/71, zweiter Teil des Feldzuges.) Und wenn auch der materielle Erfolg sehr oft ausblieb, so liegt doch gerade in solchem Verfahren zum Teil das Geheimnis des moralischen Übergewichtes begründet, welches er auf seine Gegner ausübte.

Die hohen Erwartungen des Königs wurden nicht erfüllt, als Prinz Heinrich endlich Anfang Mai langsam von Zwickau über Bayreuth auf Bamberg vorging; die Reichsarmee konnte rechtzeitig ausweichen und nur ein Teil der Magazinsvorräte wurde weggenommen. Nun war der König umsomehr darauf bedacht, sich auf einer anderen Seite Vorteile zu verschaffen, das ist gegen die Russen. Anfang Juni werden 10 Bataillone und 4 Kavallerieregimenter aus Sachsen zur Verstärkung des Grafen Dohna herangezogen, welcher schon seit Mitte Mai mit der Beobachtung der Russen beauftragt war und in der Gegend von Landsberg steht. Dohna soll Posen besetzen und die einzelnen Marschkolonnen vor ihrer Vereinigung schlagen. Leider war Graf Dohna, „bejahrt und kränklich“, nicht die geeignete Persönlichkeit zur Lösung der schwierigen Aufgabe. Auch die Beigabe des Generaladjutanten Wobersnow bewährte sich nicht. Mangel an Verpflegungstrain und schlechte Wege verlangsamen den Marsch Dohnas derart, daß Syltakow in Posen zuvorkommt und ihn Mitte Juli bis Züllichau zurückdrängt.

Inzwischen hatte endlich auch Daun die Bewegungen begonnen. Die Geduld des Königs wurde, ähnlich wie 1745 vor Hohenfriedeberg, auf eine Kunersdorf.

Digitized by Google

harte Probe gestellt, die Stimmung des Fürsten wurde täglich schlechter und erbitterter. Ursprünglich hoffte der König auf ein zweites Hohenfriedeberg; wenn Daun nach Niederschlesien vorgehe, wollte er mit versammelter Kraft wie damals zur entscheidenden Schlacht entgegenrücken. Daun tat ihm den Gefallen nicht. Erst Ende Juni setzt er sich auf bestimmten Befehl von Wien aus langsam gegen die Lausitz in Bewegung und am 6. Juli bezieht das Heer bei Markliſſa am Gneiß die schon im voraus gewählte, jetzt stark verschanzte Stellung (70 000 Mann). Ihm gegenüber nimmt dann der König (40 000) die Stellung bei Schmottseifen ein. Ein Angriff auf die starke Stellung des Gegners erweist sich als untunlich, doch will sich der König diesem anhängen, wohin er sich auch wenden wird, vor allem aber die Vereinigung mit den Russen verhindern, was um so leichter geschehen kann, als dann Dauns rückwärtige Verbindungen bedroht sind. Auch hier hofft der König auf die Gelegenheit zur Schlacht und ist entschlossen, wenn Daun anrücken sollte, ihm entgegenzugehen. Wir sehen also, die Stellung soll nicht der reinen Verteidigung dienen; es ist eine Beobachtungs- und Bereitschaftsstellung.

Doch Daun bleibt ruhig stehen und sieht trotz gewaltiger Übermacht seine Aufgabe nur darin, ein Hilfskorps zu den Russen abzuschicken, um diese an sich zu ziehen.

Die Unruhe und Ungeduld des Königs steigert sich naturgemäß in diesen Wochen. Schon am 9. Juni spricht er die Absicht aus, daß Prinz Heinrich von der Elbe auf Bautzen herangehe, einmal stehe er dort im Rücken der österreichischen Hauptarmee und zwinge Daun zu Entsendungen zum Schutze der rückwärtigen Verbindungen, anderseits habe er von dort aus Gelegenheit, den Marsch des österreichischen Hilfskorps zu den Russen zu verhindern. Mit Aufgebot aller Energie gelang es, den Prinzen bis 20. Juli wenigstens bis Kamenz heranzubringen. Tags vorher erhielt der König die Kunde, daß Dohna von den Russen bis Züllichau zurückgedrängt sei, auch sonst kamen schlimme Nachrichten. Die Franzosen hatten schon am 13. April unter Broglie bei Bergen den Angriff des Herzogs Ferdinand von Braunschweig mit Erfolg abgewiesen, jetzt war es ihnen gelungen, durch Hessen bis an die mittlere Weser vorzurücken. Auch die Reichsarmee war im Vorgehen. Die Hauptsache war, daß Russen und Österreicher nur mehr 140 km, also sieben starke Märsche auseinanderstanden. Nach unserer heutigen Auffassung mußte der König jetzt zwischen dem Angriff auf Russen und Österreicher wählen, er mußte rasch nach der einen Seite eine möglichste Überlegenheit bereitstellen und nach der anderen Seite sich zurückhalten oder ausweichen. Es ist nicht mit Unrecht schon mehrfach hervorgehoben worden, daß die nächsten Maßnahmen des Königs nicht genügend diesem Gesichtspunkte Rechnung tragen, daß er eigentlich die Entscheidung zu gleicher Zeit nach zwei Seiten hin anstrebte. Die Möglichkeit, entweder gegen die Österreicher oder gegen die

Digitized by Google

Russen eine verhältnismäßig starke Macht zu versammeln, war gegeben; wenn es nicht geschah, so mag der Grund wohl zumeist in der Unterschätzung des Gegners gelegen haben.

Sind wir so auch hier mit dem Leitgedanken und ebenso mit mancher Einzelanordnung nicht ganz einverstanden, so müssen wir umsomehr die Energie bewundern, welche der König in den kritischen Tagen vom 19. Juli bis 12. August entwickelt. Initiative und Angriffslust treten wieder mit ursprünglicher Gewalt in ihr Recht, je mehr die Verhältnisse sich zum Schlimmen wenden.

Der König ist über den Mangel an Entschlußfähigkeit entrüstet, welchen Dohna und mit ihm Wobersnow gezeigt haben und glaubt nun in Generalleutnant v. Wedell den richtigen Mann gefunden zu haben. Dieser wird am 19. Juli in die Gegend von Züllichau entsendet und ihm, obwohl er jünger als drei Generale des dortigen Korps ist, der Oberbefehl „als Diktator mit besonderen Vollmachten" anvertraut. Die Instruktion Wedells gipfelt in dem Befehle, „bei erster Gelegenheit den Feind anzugreifen". Wir sehen so, daß der König energisch jedes Mittel ergreift, welches ihm zum Erfolge nützlich erscheint; aber es war nicht genügend; vor allem hätte Wedell mehr Truppen bedurft oder noch besser, der König ginge jetzt schon selbst mit ihnen dorthin.

Das Fragwürdige und Gefährliche dieses Schrittes wird dem König auch schon in den nächsten Tagen klar und am 24. Juli gehen einschränkende Weisungen an Wedell ab. Nicht mit Unrecht sagt Bernhardi, daß hier ein gewisses Schwanken zwischen Wollen und Nichtwollen in die Erscheinung tritt. Die letzten Weisungen an Wedell aber kamen zu spät; er hatte bereits am 23. eine Schlacht gewagt und verloren; doch war es dem General noch gelungen, bei Tschicherzig die Oder zu überschreiten. Die Nachricht war für den König schmerzlich, aber gefaßt und wie immer, wo der Angriff versucht wird, ohne Tadel für das Mißlingen nimmt er sie auf.

Die Russen aber ziehen über Crossen nach Frankfurt, woselbst das österreichische Hilfskorps unter Laudon nach langen Verhandlungen auf dem rechten Oderufer zu ihnen stößt.

So gut nun in dieser Zeit der Verbindungsdienst zwischen den getrennten preußischen Heeresteilen durchgeführt wird, so sehr vermissen wir die der damaligen Kriegführung eben noch unbekannte taktische Aufklärung. Hierin liegt zumeist der Grund, daß es nicht gelang, die Vereinigung der Gegner zu hindern, weder dem Könige noch dem Prinzen Heinrich, welcher sich auf des ersteren Befehl aus der Gegend von Bautzen über Hoyerswerda gegen Sagan gewendet hatte (28. Juli). Generalmajor Finck blieb mit 9000 Mann bei Bautzen.

Während nun Prinz Heinrich den Befehl im Lager bei Schmottseifen übernimmt, setzt sich der König am 30. Juli an die Spitze der bei Sagan vereinten Truppen — 21 Bataillone, 31 Eskadrons und 20 schwere Geschütze

Digitized by Google

(19 000 Mann) —, um zu Wedell zu stoßen und die Russen anzugreifen. Dieser Befehlswechsel ist beachtenswert, wir sehen eben auch hier das Anpassungsvermögen des Königs an die jeweilige Lage sich betätigen, indem er selbst es auf sich nimmt, den entscheidenden Schlag zu versuchen, während er seinem Bruder die hinhaltende, entscheidungmeidende Aufgabe zuweist.

Es war ein ernster Gang. Wie vor Leuthen stand alles auf dem Spiele; der König ist sich dessen voll bewußt und wieder ist er zum Äußersten entschlossen. Der Gedanke an reine Abwehr, an verteidigungsweises Verfahren oder an irgend welches Manövrieren, der Zeit des 18. Jahrhunderts so geläufig, taucht überhaupt gar nicht auf, nur angriffsweise will er sich verhalten. Allerdings ist sein Wesen seit Leuthen ein anderes geworden; das zeigen deutlich diese Tage; es fehlt der feurige, frische Schwung, wie er von dem Schlachtfelde von Roßbach ausging, der König ist gealtert und ernst geworden; nur die Anordnungen für den Fall seines Todes bringt er in Erinnerung. Nicht ohne Einfluß auf den Gemütszustand war gewiß auch die körperliche Beschaffenheit, denn gerade an diesen Tagen suchte ein heftiger Gichtanfall mit starkem Fieber den König heim. Nicht unwesentlich wurde die Schwierigkeit der Lage durch mangelhafte Nachrichten erhöht.

Der König marschiert über Guben, Lieberose und Beeskow nach Müllrose, wo er sich am 6. August mit Wedell vereint. Da er die Russen durch Laudon verstärkt weiß, wird auch noch Finck, der sich nach Torgau gewendet hatte, herbeigerufen (130 km). Der General langte mit 11 000 Mann schon am 9. August im Lager an, welches sich seit dem 7. westlich Frankfurt befand. Finck wurde mit Viktoriaschießen für den Sieg bei Minden empfangen, den Herzog Ferdinand von Braunschweig am 1. August über die Franzosen davongetragen hatte. Dieser Erfolg wurde als gute Vorbedeutung aufgefaßt. Dem Könige war es jetzt immerhin gelungen, 53 000 Mann, 114 Geschütze zu sammeln; ein Zahlenverhältnis, welches zwar noch besser sein konnte, welches aber im Vergleich zu anderen Schlachten nicht ungünstig war, da die Verbündeten, abgesehen von 18 000 Kroaten und Kosaken, nicht über viel mehr als 60 000 Mann Linientruppen verfügten. So ist der König auch bester Hoffnung, unterschätzt jedoch keineswegs die Russen und besonders deren Artillerie.

Der Gegner hatte das Lager auf den Höhen östlich Frankfurt. Da er nicht, wie es der König sehnlichst wünschte, über die Oder herüberging, mußte wieder wie im Vorjahre, der Fluß überschritten werden, und es ist ein Spiel des Zufalls, daß die nächsten Bewegungen auffallende Ähnlichkeit mit dieser Zeit zeigen. Aus Verpflegungsrücksichten und wegen des zu Küstrin liegenden Brückenmaterials wählte der König die Übergangsstelle 8 km oberhalb dieser Festung zwischen Reitwein und Göritz (20 km nördlich Frankfurt). In der Nacht vom 10. zum 11. vollzieht sich der Brückenschlag sowie der Anmarsch zur Brückenstelle, und am Vormittag des 11. wird auf dem rechten

Digitized by Google

Ufer noch bis in die Gegend von Bischofssee weitermarschiert. Um Mittag erkundet der König, wie immer in solchen Lagen, in vorderer Linie selbsttätig von den Trettiner Höhen die südlich davon gelegene feindliche Stellung, doch ergab weder der persönliche Augenschein ein richtiges Bild, noch vermochten anwesende Ortskundige genügende Auskunft zu geben; recht deutlich zeigt sich hier der Wert guter Karten.

An der Brückenstelle war zur Deckung der Brücken und des Gepäcks Generalmajor v. Flemming mit 6 Bataillonen, zusammen etwa 2000 Mann, zurückgeblieben, außerdem hatte der König von Reitwein aus den General v. Wunsch mit 3 Bataillonen, 15 Eskadrons (2500 Mann) auf dem linken Oderufer aufwärts nach Frankfurt entsendet, um die Stadt zu besetzen und während der Schlacht die Brücken und die Rückzugsstraße der Russen über die Oder zu bedrohen. Über die Berechtigung letzterer Entsendung werden die Meinungen wohl immer auseinandergehen.

Auf den Trettiner Höhen ließ der König den Russen gegenüber den Generalmajor Finck mit 8 Bataillonen, 28 Eskadrons stehen, um zu demonstrieren und den Flankenmarsch zu decken; den Hauptteil des Heeres, einige 40 000 Mann, führte er am 12. August früh 1 Uhr gegen die Stellung der Verbündeten heran. „Nachdem er diese, ähnlich wie bei Zorndorf, umgangen und zum Frontmachen nach rückwärts gezwungen hatte, eröffnete er die Schlacht, in dem Bestreben, den Gegner von links nach rechts aufzurollen, mit einem Angriffe gegen die linke feindliche Flanke, die sich auf den Mühlberg stützte. Es gelang, diesen zu nehmen, aber im weiteren Verlaufe der Schlacht erschöpfte sich die preußische Infanterie, von der starken Artillerie des Gegners zerschmettert, in vergeblichen Angriffen gegen stets neue Flankenbildungen, die ihr die feindliche Armee hinter mehreren, ihre ursprüngliche Front quer durchschneidenden Abschnitten und auf dem Spitzberge rechtzeitig entgegenstellte. Auch der Anprall von Seydlitz' Schwadronen brach sich an den Verschanzungen, welche die feindliche Front schützten. Die Schlacht gestaltete sich zur schwersten Niederlage des Königs." (Schlachtenerfolg.)

Die Ursachen der Niederlage lagen zunächst in der Tüchtigkeit des Gegners und in den ungünstigen Geländeverhältnissen; auch die Erschöpfung der Truppen infolge großer Hitze, gewaltiger Anstrengungen und dürftiger Verpflegung hat ihr Wort mitgesprochen. In keiner Schlacht des Siebenjährigen Krieges hat sich die Ungunst der äußeren Verhältnisse so gegen den König verbunden als hier. Wir müssen vor allem anerkennen, daß er auch Kunersdorf zu einer Vernichtungsschlacht machen wollte, obwohl ihm die Stärkeverhältnisse im allgemeinen bekannt sind und er den Gegner nicht unterschätzt. Diesen Gedanken führt er nun auch in der Schlacht mit beispiello er Zähigkeit und Kühnheit bis zum äußersten durch. Es soll dem Könige der Vorschlag gemacht worden sein, den Kampf abzubrechen und am nächsten Tage fortzuführen; er gibt aber die Hoffnung auf guten Ausgang bis zuletzt

Digitized by Google

nicht auf, und wir wissen keine Schlacht zu nennen, wo die Leistung des Feldherrn so bis an die Grenze des Menschenmöglichen, des Äußersten ging wie hier. Bei Leuthen blendet uns der Glanz des Erfolges; aber die moralische Kraftleistung bei Kunersdorf ist gewiß nicht geringer. Der Wille, sich nicht besiegt zu geben, beseelte die Führung bis zum letzten Schritte auf dem Schlachtfelde, und diese persönliche Haltung des Königs hat ihren Eindruck auf den Gegner nicht verfehlt. (Vergleich mit Mollwitz, Lobositz.) Die Verluste des Tages waren entsetzliche, 530 Offiziere, etwa 18 000 Mann; außerdem gingen 26 Fahnen, 2 Standarten und 192 Geschütze verloren.

Dürfen wir uns wundern, wenn der König nach diesem Schlage seine Lage für verzweifelt und rettungslos ansieht? Sie war es tatsächlich einem energischen Gegner gegenüber. Laudons Mahnung zur Ausnutzung des Erfolges blieb vergebens. Daun setzt sich zwar auf die Kunde von dem Siege gegen Norden in Bewegung, geht aber bald wieder, für seine rückwärtigen Verbindungen fürchtend, zurück, und nach langen Verhandlungen einigen sich die Verbündeten, die Belagerung von Dresden und Glogau auszuführen. Es wird uns heute schwer, für dieses Verhalten eine Erklärung zu finden, auch wenn wir uns in den Ideenkreis des 18. Jahrhunderts versetzen.

Der König ist vollständig gebrochen, er fühlt sich nach dieser seelischen und körperlichen Kraftleistung unfähig zu weiterem Handeln, er übergibt den Oberbefehl „während der Erkrankung bis an meine Besserung“ dem Generalleutnant v. Finck und ernennt den Prinzen Heinrich zum Generalissimus. Doch nur wenige Tage dauert dieser Zustand der Entmutigung und Verzweiflung, und schon am 16. August hat der König die Haltung wiedergewonnen und übernimmt den Oberbefehl über das Heer, welches vom 19. ab bei Fürstenwalde steht, bald wieder 30 000 bis 34 000 Mann stark.

Dresden und Hochkirch.

Ende August belagert die Reichsarmee (27 000) unter Herzog Friedrich Michael von Pfalz-Zweibrücken Dresden, woselbst eine Besatzung von 3700 Mann und reiche Vorräte lagen. Der König hatte den Kommandanten General Graf Schmettau unter dem ersten Eindruck der Niederlage von Kunersdorf am 14. August ermächtigt, nötigenfalls eine günstige Kapitulation abzuschließen, doch bald darauf den General Wunsch mit 9 Bataillone, 8 Eskadrons zum Entsatze gesendet. Wunsch kam zu spät, denn schon am 4. September hatte Schmettau, der vor neun Monaten die Stadt so mannhaft verteidigt hatte, bewogen durch des Königs Schreiben und unter dem Eindruck der großen Niederlage, den Platz übergeben. Es war wieder ein sehr empfindlicher Schlag, denn damit ging das beste Friedenspfand, das der König in Händen hatte, verloren, und es ließ sich voraussehen, daß der Gegner die äußersten Anstrengungen machen werde, es zu behaupten.

Die nächsten drei Monate nach der Unglücksschlacht bieten für uns nicht mehr viel Interesse, weil die Kriegführung sich in Bahnen bewegt, welche

Digitized by Google

unserer Zeit fremd geworden sind. Nichtsdestoweniger verdient auch hier das Verhalten des Königs unsere Aufmerksamkeit. Wir sehen, daß dieser auch jetzt wieder ganz aus der Gewohnheit des 18. Jahrhunderts heraustritt, und mit Bewunderung müssen wir feststellen, daß auch in diesen schwierigen Verhältnissen die alte Schlachtenlust immer wieder mit elementarer Gewalt durchbricht und der König durch seine heldenhafte und entschlossene Haltung bald wieder das ganze bedeutsame moralische Übergewicht über seine Gegner gewinnt. Nur dadurch war es überhaupt möglich, den Kampf noch weiter zu führen; nirgends tritt deutlicher die Überlegenheit zutage, welche Willenskraft, Zähigkeit und Frische eben immer über Unentschlossenheit, Schwäche und Schwerfälligkeit erringen.

Prinz Heinrich hat gerade in dieser Zeit sehr geschickt manövriert und dem Könige gute Dienste geleistet, das soll immer sein Ruhmestitel bleiben, aber er versteht es nicht, nach Kunersdorf die Gelegenheit zu einem Schlage gegen Dauns zersplitterte Streitkräfte auszunutzen; doch setzt er sich Ende August in Richtung auf Sagan in Bewegung, um den, wie oben gesagt, nordwärts gezogenen Gegner zu beobachten. Als Daun umkehrt, weicht dann der Prinz über Löwenberg auf Görlitz aus (12. September) und wendet sich, während Daun nach Bautzen nachrückt, nach Sachsen, und zwar in einem berühmt gewordenen Gewaltmarsch zunächst nach Hoyerswerda, dann um so langsamer über Elsterwerda und Torgau nach Strehla, wo er sich mit dem vom König nach Sachsen geschickten Generalleutnant v. Finck vereint (2. Oktober), jetzt im ganzen 35 000 Mann. Daun, welcher nach Dresden heranmarschiert war, drängt dann den Prinzen gegen Torgau zurück, doch gelingt es diesem, Anfang November, nachdem noch weitere Verstärkungen unter Hülsen zu ihm gestoßen, Daun bis in die Gegend von Dresden zurück zu manövrieren.

Wir wissen, daß der König nach der Schlacht zunächst bei Fürstenwalde stehen geblieben war. Sein erster Gedanke war, mit seinem zerrütteten und kleinmütigen Heere die Russen, ehe es zur Vereinigung mit Daun kam, nochmals anzugreifen, dann sollte Branntwein vor der Schlacht den Truppen Mut einflößen; doch war das nur ein vorübergehender Gedanke der Verzweiflung, aber jedenfalls war er entschlossen, es auf eine Schlacht ankommen zu lassen, wenn die Russen, welche bei Müllrose standen, sich den Weg nach Berlin mit Gewalt öffnen wollten. Als die letzteren Ende August nach Lieberose gehen, zieht der König in die Gegend von Lübben, und als hier Daun sich Spremberg nähert, nimmt er sofort den Gedanken auf, mit Prinz Heinrich gegen den in der Mitte stehenden Gegner zusammen zu wirken. Doch Daun wird endgültig abgezogen, wie wir gesehen haben; der König aber bleibt nun den Russen scharf auf, welche sich über Guben und Freistadt gegen Glogau wenden; rechtzeitig legt er sich ihnen dann vor, obwohl durch Entsendungen nach Sachsen geschwächt, 21 000 gegen

Digitized by Google

50 000 Mann; wir sehen ihn hier sich sogar verschanzen. Als die Russen auf das rechte Ufer übertreten, folgt er ihnen dahin und versteht es, durch seine schlachtenentschlossene Haltung den Gegner von der Unternehmung gegen Glogau abzuhalten, bis dieser Ende Oktober in die Winterquartiere hinter die Weichsel abrückt.

Welch tiefernster, wissenschaftlicher Zug durch das Wesen des Königs geht, das zeigen uns diese Wochen. Ein heftiger Gichtanfall legt ihm Ende Oktober eine dreiwöchentliche Muße auf, und nun beschäftigt sich sein rastloser Geist mit dem Schwedenkönig Karl XII., dessen Person und Taten schon immer seine Aufmerksamkeit rege gehalten haben. Die besondere Anregung mag der Umstand gegeben haben, daß Karl 1704 auch in dieser Gegend gegen die Sachsen Krieg geführt hat. Der König will sich „zu seiner eigenen Belehrung eine bestimmte Ansicht über das militärische Talent und den Charakter des Königs bilden". Die Betrachtungen zeigen uns, in welchem hohen Maße Friedrich das kriegsgeschichtliche Gebiet überhaupt beherrscht, und wie meisterhaft er es versteht, die persönlichen Eigenschaften der Führer festzulegen. Zahlreiche Vergleiche mit anderen Feldherren lassen das Bild des Helden scharf hervortreten, und in wenigen Sätzen gibt der König, ähnlich wie das später Clausewitz so meisterhaft verstanden, am Schlusse eine unübertroffene Charakteristik Karls XII., den er mehr tapfer als geschickt, mehr tätig als weise, mehr seiner Leidenschaft unterworfen als seinem wahren Vorteil zugetan findet. Heldenmut, Klugheit und Bekämpfung der Leidenschaften, darin sieht Friedrich die Grundpfeiler des Feldherrntums, und an diesen idealen Forderungen richtet er sich jetzt wieder auf zu weiterem Tun.

Täglich erschien die Anwesenheit des Königs in Sachsen notwendiger, wo Prinz Heinrich zwar nicht den Anforderungen des Königs ganz entsprochen, aber es doch mit dem ihm eigenen Geschick verstanden hatte, Daun zu beschäftigen. Noch krank, aber „auf den Fittichen der Vaterlandsliebe und der Pflicht" eilte er dahin und trifft am 13. November im Lager des Prinzen Heinrich bei Dörschnitz ein. Stärke 52 000 Mann. Hiervon ist General Finck in die linke Flanke des Gegners bei Nossen vorgeschoben; Daun steht bei Wilsdruff, die Reichsarmee in der Gegend südlich Dresden, zusammen mindestens 75 000 Mann.

Die Absicht des Königs ist nun, Daun zum Rückzuge auf das rechte Elbufer und von da nach Böhmen zu zwingen. Hierzu sollte Oberst v. Kleist mit einer kleineren Abteilung die Magazine in Saatz, Teplitz und Aussig überrumpeln, was auch erfolgreich ins Werk gesetzt wurde; Generalleutnant v. Finck aber sollte mit fast 15 000 Mann über Dippoldiswalde auf Maxen in den Rücken der feindlichen Stellung vorgehen. Sowohl Prinz Heinrich als Generalleutnant v. Finck machten gegen eine so weitgehende Entsendung Einwendungen, aber umsonst: Finck wurde schroff abgewiesen.

Digitized by Google

Während nun in den nächsten Tagen Daun noch bis Plauen zurückgeht und das preußische Heer bis Wilsdruff folgt, rückt Finck über Niederbobritsch (15.), Dippoldiswalde (16.), nach Maxen (17. November) vor, woselbst er durch die geschickten Anordnungen Dauns von einem Teile des österreichischen Heeres und der Reichsarmee umzingelt wird und am 21. morgens vor nicht mehr als 25 000 Gegnern die Waffen streckt (15 000 Mann, 70 Geschütze, 96 Fahnen und 24 Standarten). Eine vom König entsendete Unterstützung war zu spät gekommen.

Mit Recht wird gegen Finck der Vorwurf erhoben, daß er im Laufe dieser Tage mehrfache günstige Gelegenheit zum Handeln versäumte, auch daß er nicht das Notwendige, d. h. hier das Äußerste getan hat, um die Waffenehre zu retten, aber beides kann die höhere Führung des Königs nicht entlasten, welcher wir in erster Linie die Schuld an dem Unglück zuschreiben müssen. Die Aufgabe, welche der König hier stellte, zeigte eine zuweitgehende Unterschätzung der Österreicher und sie konnte, selbst wenn die Instruktion dem General mehr Spielraum ließ als tatsächlich der Fall war, nur dann gelöst werden, wenn rechtzeitige Unterstützung durch die Hauptkräfte sichergestellt war, sei es, daß dieses auf direktem Wege geschah, sei es durch gleichzeitigen Angriff gegen die Front der österreichischen Stellung. Es war die Bereitstellung des ganzen Heeres umsomehr angezeigt, als ja der König selbst noch kurze Zeit vorher den Prinzen Heinrich zu einem Entscheidungsschlage zu bestimmen gesucht hatte. Die Aushilfe, welche der König hier gebrauchte, war weder vom Standpunkte des 18. Jahrhunderts, noch nach unserer heutigen Anschauung eine entsprechende. Der Satz: „Wer umgeht, ist selbst umgangen", hat hier eine verhängnisvolle Verwirklichung gefunden.

Doch wenn auch die Initiative des Königs nicht den richtigen Weg zur Ausführung fand, so dürfen wir doch den Grundgedanken dieser Bewegung bewundern, welcher darin lag, daß der König versuchte, den überlegenen Gegner zum Rückzuge zu zwingen und diesen Rückzug möglichst verlustreich zu gestalten.

Wir dürfen uns nicht wundern, wenn damals in weiten Kreisen des Heeres, nicht nur im Hauptquartiere des Prinzen Heinrich, dem König die Verantwortung für das Unglück zugeschoben wurde und wenn der Vergleich zwischen der vorsichtigen und methodischen, aber glücklichen Kriegführung des Prinzen mit dem unruhigen, stets wageluftigen und an den Feind drängenden Verfahren des Königs zuungunsten des letzteren ausfiel; es fehlte eben den Zeitgenossen der richtige Gesichtspunkt für die Einschätzung der ethischen und moralischen Werte dieser gewaltigen Feldherrnnatur; das hat uns erst Clausewitz gelehrt.

Die Kapitulation von Maxen war einer der furchtbarsten Schläge, die Friedrich je betroffen. Die Tatsache, daß ein ganzes preußisches Korps auf freiem Felde die Waffen streckte, war unerhört und wir müssen es gerecht

Digitized by Google

finden, daß der König hier später mit voller Strenge gegen den schuldigen General vorging. Aber auch dieser furchtbare Schlag hat Friedrich nicht niedergeworfen. Trotzig und entschlossen bleibt er stehen und geht nicht zurück; einige Verstärkungen von Herzog Ferdinands Armee kommen an, aber die Stellung bei Dippoldiswalde erweist sich als zu stark zum Angriff; wir begreifen, daß der König jetzt nicht mehr unter so ungünstigen Verhältnissen eine Entscheidung sucht und auf nächste Entfernung gehen die Heere auf den innehabenden Plätzen in die Winterquartiere.

So war zwar der König am Schlusse des Feldzuges noch Herr in Schlesien, aber der südliche Teil Sachsens mit Dresden blieb in den Händen Dauns und der Reichsarmee, Ostpreußen war in russischen, Schwedisch-Pommern in schwedischem Besitze. Dazu kamen die ungeheuren Verluste des Heeres an Offizieren und Mannschaften (60 000). Das strategische Endergebnis zeigte eine empfindliche Schwächung der preußischen Kräfte. Und was hatte der König in diesem Jahre an Sorgen und Aufregungen durchlebt; es war eine lange Kette der heftigsten Gemütserschütterungen; zuvor die quälende Unruhe bis zum Beginn der Bewegungen Dauns, dann die nervenanstrengende Spannung bis Kunersdorf, die furchtbare Enttäuschung und Verzweiflung in und nach dieser Schlacht; er sagt uns selbst, es war für seine empfängliche Natur das reinste „Martyrium“ und als ein kleiner Hoffnungsschimmer die Spannkraft und Willensstärke wieder belebt, kommen zwei neue Rückschläge, Dresden und Maxen, und obwohl in seinen Mitteln so um vieles beschränkt, hält der auch von körperlichen Leiden schwer heimgesuchte König bis zum letzten Feldzugstage heroisch stand; auch dieses schreckliche Unglücksjahr hat seine unerschöpfliche Willenskraft nicht gebrochen; er ist entschlossen, den Kampf bis auf das Äußerste fortzuführen und gerade das nächste an Wechselfällen und spannenden Lagen überreiche Jahr wird noch einmal die Kraft des Königs bis zum Übermaße herausfordern.

Das Kriegsjahr 1760.

Der Winter 1759 bis 1760.

Die militärischen Kräfte des preußischen Staates waren in den bisherigen vier Feldzügen um ein wesentliches an Zahl und Güte gemindert worden; besonders die großen Verluste des Jahres 1759 erwiesen sich teilweise als unersetzlich. Wir müssen staunen, daß der König trotzdem wieder etwas über 110 000 Mann in das Feld stellt und wenn er auch mit Recht die Beschaffenheit der aus den verschiedenartigsten Elementen zusammengesetzten Truppen im Vergleich zu früheren Zeiten ungünstig beurteilt, so zeigen uns doch die Tage von Liegnitz und Torgau, daß auch diese Truppen, von seinem Geiste beseelt, noch zu kämpfen wissen und sich der Streiter von Hohenfriedeberg, Prag und Leuthen würdig erweisen.

Die Hoffnung auf türkische Hilfe erwies sich wieder als trügerisch; das verbündete England zahlt gleich den Vorjahren Subsidien, auch soll das

Digitized by Google

Heer des Herzogs Ferdinand von Braunschweig auf fast 100 000 Mann gebracht werden, hinlänglich stark, um den noch immer wesentlich überlegenen französischen Heeren (130 000 Mann) entgegenzutreten.

Die Winterquartiere in Sachsen bieten wegen der Nähe des Feindes wenig Ruhe. Der König sammelt dort gegenüber der 80 000 Mann starken österreichischen Hauptarmee unter Daun etwa 60 000; in Schlesien steht Fouqué mit 10 000, an der Oder gegen die Russen Prinz Heinrich mit 35 000 und in Pommern General v. Stutterheim mit 5000 Mann. Die Österreicher stellen unter General Laudon eine zweite Armee, 40 000 Mann, auf, welche nach Schlesien vorgehen soll, wohin sich auch die russische Hauptarmee, 80 000 Mann, von der Weichsel aus wendet, während ein kleineres Korps Pommern und die Marken bedroht.

Während Prinz Heinrich den Rat gibt, sei es auch durch Abtretung Schlesiens, den Frieden zu gewinnen, ist der König nach wie vor entschlossen, das Errungene bis zum Äußersten zu verteidigen; das war wieder ein Entschluß, des großen Feldherrn würdig, und daß er auch dem Könige nicht leicht wurde, bezeugen seine Briefe aus dem Frühjahre. Sie spiegeln deutlich die schweren Mühen und Sorgen, die nervöse Unruhe jener Tage, aber auch die inneren Kräfte dieses Helden. Wir müssen das umsomehr bewundern, als der König auch körperlich sich stark angegriffen und wenig widerstandsfähig fühlt; wahrlich ein ungünstiger und wenig ermutigender Zustand in Anbetracht der zu erwartenden Anstrengungen und Kämpfe. Seine allgemeine Absicht geht wieder dahin, in strategischer Bereitschaft abzuwarten und auf der Lauer zu liegen, um dem ersten Gegner, welcher ihm nahekommt und eine Blöße bietet, zur Schlacht entgegenzugehen. Er ist sich darüber klar, daß dem überlegenen Gegner gegenüber es notwendig sein wird, sich durch Schnelligkeit zu vervielfältigen oder, wie er seinen Generalen mitteilt, dieses Jahr ungewöhnlich starke Märsche zu machen. Da er dem vorsichtigen Daun gegenüber zunächst nicht auf eine günstige Gelegenheit zur Schlacht rechnet, so ist sein Augenmerk diesmal schon seit Februar den Russen zugewendet, denen er frühzeitig eine Schlappe beibringen will. Eingehend und in vorbildlicher Weise beschäftigt er sich mit der Eigenart dieses Gegners, um dieser sein Verfahren anzupassen. Als Anfang März die Möglichkeit auftritt, daß die Österreicher die Hauptanstrengungen nicht auf Sachsen sondern auf Schlesien richten werden, will er selbst das Kommando dort übernehmen und dann vor allem den Russen eine Schlacht liefern, sei es in Schlesien oder nötigenfalls selbst in Pommern. Doch bleibt er später in Sachsen, hier, sowie die Lage durch Nachrichten über angebliche Friedensabsichten der Franzosen oder über das Eingreifen der Türken sich zu bessern scheint, mit weitergehenden Angriffsplänen beschäftigt. Der Einmarsch in Böhmen und Mähren schwebt ihm vor.

Den Russen gegenüber empfiehlt der König dem Prinzen Heinrich, genau so wie früher Lehwaldt und Dohna, vor der Vereinigung eine ihrer

Digitized by Google

Marschkolonnen zu überfallen und dadurch ihren ganzen Feldzugsplan zu stören. Wir sehen also, daß er nach wie vor entschlossen ist, die Verteidigung möglichst offensiv zu führen. Doch wie immer fehlt auch dieses Jahr den guten Absichten die entsprechende Ausführung. Prinz Heinrich zieht zwar im Juni den Russen bis Landsberg entgegen, doch bleibt er dort in zersplitterter Stellung über drei Wochen untätig stehen.

Es mag auffallend erscheinen, daß der König in Sachsen die im Frühjahr bestehende Operationsbereitschaft nicht gegenüber Daun zu einem überraschenden Schlage ausgenützt hat; jedenfalls tritt aber die volle Entschlußkraft und der Drang zu einer entscheidenden Schlacht sofort wieder in Erscheinung, als Anfang Juli ungünstige Nachrichten aus Schlesien die allgemeine Lage verschlechtern.

Landeshut. Schon Ende Mai war Laudon dortselbst eingefallen, hatte sich aber dann der Festung Glatz zugewandt, während General Fouqué seine Stellung bei Landeshut übereilt aufgibt. Der König war über Fouqués Verhalten sehr erbittert und erteilte am 11. Juni in einem sehr ungnädigen Briefe dem General den Befehl, die alte Stellung „absolument“ wieder einzunehmen. Als nun Ende Juni Laudon neuerdings mit etwa 40 000 Mann in Schlesien einbrach und dieses Mal sich gegen Landeshut wendet, bleibt der General dort stehen, obwohl er sich leicht rechtzeitig der von Laudon eingeleiteten Umfassung hätte entziehen können, und sein Korps wird nach tapferster Gegenwehr von dem mehr als dreifach überlegenen Gegner vernichtet. Nur 16 Schwadronen Reiter konnten sich durchschlagen, 15 Bataillone und 68 Geschütze waren verloren.

Das war ein harter Schlag für den König! So beginnt also auch 1760 unter den unglücklichsten Erscheinungen; aber obwohl innerlich auf das Schwerste getroffen, nimmt der König dieses Mal die Nachricht gelassen auf, jetzt macht er Fouqué keine Vorwürfe wegen des Mißlingens, sondern erkennt den Heldenmut an, welchen Führer und Truppe hier gezeigt haben.

Die Ursache des Unglücks lag zunächst in der persönlichen Eigenart des Führers und in seinem nahen Verhältnisse zum Könige. Dessen Vorwürfe hatten den General auf das Empfindlichste getroffen, hartnäckig und eigensinnig war er nun entschlossen, den Posten bis zum Äußersten zu verteidigen, obwohl er sich bei ruhiger Überlegung doch sagen mußte, daß solches keineswegs in der Absicht des Königs lag. Der Vorgang gibt uns aber einen lehrreichen Beitrag, wie folgenschwer eine Mißstimmung innerhalb der höheren Führung werden kann und wie es sich empfiehlt, solche Reibungen durch Entsendung eines Offiziers des Stabes und durch eingehende Direktiven zu vermeiden.

Liegnitz. Die Lage des Königs war jetzt eine sehr gefährliche. Prinz Heinrich steht noch gegen die Russen; der König aber soll Sachsen und Schlesien

Digitized by Google

gegen dreifache Übermacht decken. Sein Entschluß ist sofort gefaßt, er läßt in Sachsen den General Hülsen mit etwa 10 000 Mann zurück und wendet sich selbst am 2. Juli mit 34 000 Mann nach Schlesien. Durch diesen Marsch hofft er die Gelegenheit zur Hauptschlacht mit Daun zu erhalten, welche er für nötig hält, um sich eines der Gegner zu entledigen und die durch das viele Mißgeschick in Frage gestellte moralische Überlegenheit wieder sicherzustellen. Daun hat als Gegenmittel wieder nur das Manöver; er legt sich in Gewaltmärschen geschickt dem König bei Görlitz vor und gewinnt dadurch einen solchen Vorsprung, daß der König auf die Hoffnung, ihn unter günstigen Bedingungen zur Schlacht zu zwingen, verzichten muß.

Aber am 8. Juli in Niedergurka angekommen, faßt der König den denkwürdigen Entschluß, sich nun nach Sachsen zurück zu wenden, er hofft bei dieser Gelegenheit zunächst Lacy, welcher bis Bischofswerda nachgerückt ist, und sodann die Reichsarmee zu schlagen, sowie Dresden wegzunehmen, bevor Daun naht. Wir sehen also hier, daß der König rasch und geschickt, frei von jedem Schema, die gegebene Lage in einer mustergültigen Weise auszunutzen versucht; aber die Ausführung mißlingt. Einmal wich Lacy und später die Reichsarmee rechtzeitig der drohenden Vernichtung aus, sodann aber versagen wieder, gegenüber dem nur schwach besetzten Dresden, die Künste des Belagerers. Die kostbare Zeit geht ungenützt vorüber, bis spät, aber noch rechtzeitig, Daun in Gewaltmärschen herankommt, und wenn der österreichische Führer auch jetzt noch, trotz gewaltiger Übermacht, der vom König gewollten Schlacht ausweicht, so war doch der Anschlag auf Dresden (13. bis 29. Juli) damit vereitelt. Dazu kam jetzt noch die unerwartete Kunde, daß die Festung Glatz sich nach kurzer Belagerung am 26. an Laudon ergeben habe.

Es ist erstaunlich, wie in diesen Tagen der Schlachtgedanke den König beherrscht, während wohl alle seine Generale und Staatsmänner der Ansicht waren, es müsse der Entscheidung ausgewichen werden; das zeigen uns die Briefe des Königs. So schreibt er am 21. Juli seinem Bruder Heinrich: „Ich hätte es für ein Glück gehalten, wenn ich Daun hätte eine Schlacht liefern können." Darum ist er auch keineswegs mit dem zaghaften und vorsichtigen Verhalten des Bruders gegenüber den Russen einverstanden und fordert diesen immer wieder, allerdings vergeblich, zu entscheidender Tat auf. „Besser ein schlechter Entschluß, als keiner." Das ist, wie der König am 29. Juli lehrt, besonders im Kampfe gegen Zahlenüberlegenheit nötig, sonst zwingt solche, vom Gegner das Gesetz anzunehmen.

Während Hülsen wieder mit etwa 10 000 Mann in Sachsen zurückbleibt, wendet sich der König am 3. August zum zweitenmal nach Schlesien, wo, nach dem Falle von Glatz, jetzt Breslau durch Laudon bedroht scheint und außerdem sich die Russen der Grenze nähern. Auch Prinz Heinrich faßte, angesichts der gesteigerten Gefahr, einen beachtenswerten Entschluß; er

Digitized by Google

geht in Gewaltmärschen über Züllichau und Glogau auf das zunächst bedrohte Breslau heran (7. August) und steht hier zwischen den Russen und Laudon, welch letzterer es jetzt für sicherer hält, die geplante Verbindung mit den Russen aufzugeben und sich mit Daun zu vereinen, wodurch die Österreicher eine dreifache Übermacht (90 000 Mann) gegen den König (30 000) erlangen.

Die Operationen der Hauptheere in der ersten Augusthälfte haben für uns wenig Lehrreiches mehr, einmal, weil die fortgesetzte nahe Berührung mit dem Gegner ohne Kampf heute undenkbar ist, sodann auch, weil die Verpflegungsfrage teilweise von ausschlaggebender Bedeutung wird. In fünf Tagen marschiert der König, wieder begleitet von den österreichischen Heeren unter Daun und Lacy, von der Elbe bis Bunzlau (über 150 km). Große Hitze, schlechte Kolonnenwege und stete Gefechtsbereitschaft steigern die Anstrengungen der Truppen in das Ungemessene; doch was will das sagen gegenüber der körperlichen und seelischen Leistung des Königs, welcher mit zäher Spannkraft unverwüstlich standhält und der gewaltigen Übermacht gegenüber stets wieder neue Aushilfen findet.

Am 9. wäre dem König von Bunzlau aus noch die Vereinigung mit dem Prinzen Heinrich in gerader Richtung auf Breslau möglich gewesen, er strebt aber zunächst dem Magazinort Schweidnitz zu und gibt dadurch seinem Gegner Daun Gelegenheit, ihn in den nächsten Tagen immer mehr einzukreisen. Die Tage vom 9. bis 13. August sind recht interessant, weil täglich die Lage des Königs sich verschlechtert und eine Fülle von Sorgen und Anstrengungen auf ihn hereinstürmt. Es ist jämmerlich zu sehen, welches Hochdruckes von Wien aus es auch jetzt noch angesichts der schlimmen Lage des Gegners bedarf, um endlich Daun zu einer großen Tat zu bewegen; schließlich plant er aber sogar eine Vernichtungsschlacht gegen den bei Liegnitz stehenden Gegner. Das preußische Heer soll am 15. August in beiden Flanken und im Rücken umfassend angegriffen werden. Dem gegenüber hat der König den Entschluß gefaßt, über Parchwitz die Vereinigung mit seinem Bruder zu suchen. In der Nacht vom 14./15. wurde der Abmarsch der Preußen durch Liegnitz eingeleitet und in den ersten Morgenstunden des 15. stoßen zufällig und unerwartet auf den Höhen nördlich Liegnitz das preußische Heer und das über die Katzbach gehende rechte Flügelkorps der Österreicher unter Laudon zusammen. Der König zeigt hier seine oft erprobte, wunderbare Geistesgegenwart und Angriffslust. Es mag für ihn wie eine Erlösung aus der qualvollen Unruhe der letzten Wochen gewesen sein, als es jetzt zum Kampfe ging, wenn er auch in den letzten Tagen, gegenüber der gewaltigen Übermacht des Gegners, die Schlacht natürlich nicht mehr gesucht hat. In rascher Initiative wird alles Verfügbare dem Gegner entgegengeworfen, welcher gar nicht zum regelrechten Aufmarsche kommt und in einigen Stunden hat des Königs linker Flügel, etwa 20 000 Mann, einen herrlichen

Digitized by Google

Sieg über die 32 000 Mann Laudons errungen. 4000 Gefangene, 82 Geschütze, 23 Fahnen blieben in den Händen des Siegers.

Daun findet nicht den durch die Lage und kameradschaftliche Rücksicht gebotenen Entschluß zum Eingreifen; überhaupt gehen, infolge dieser Teilniederlage, Initiative und Schlachtenlust auf österreichischer Seite wieder ganz verloren. Der König dagegen nützt den errungenen Vorteil glänzend aus, noch am Tage der Schlacht erreicht er mit den Kriegsgefangenen Parchwitz und am 16. vollzieht er nach einem wegen der Nähe des Feindes und des befürchteten Zusammenwirkens der Österreicher und Russen noch äußerst spannungsvollen Marsche, zu seinem Erstaunen, ohne Störung die Vereinigung mit dem Prinzen Heinrich. Die Gegner haben sich so die beste Gelegenheit zu einer Ausnützung der vorhandenen allseitigen Umfassung entgehen lassen; jetzt stehen etwa 65 000 Preußen siegreich zwischen den durch die Oder getrennten Russen und Österreichern, ein glänzender Erfolg, nur möglich durch die Fehler der Gegner, aber wohlverdient durch des Königs außerordentliche Leistung, welche eben auch in diesen Tagen nicht verfehlt hat, ihre moralische Wirkung auf den Gegner zu äußern.

Das Zahlenverhältnis, etwa 65 000 gegen 140 000 Mann, zeigt uns, daß auch jetzt noch die Lage des Königs eine sehr gefährdete war und wir begreifen, daß er von einer sofortigen Ausnützung der Zentralstellung bei Breslau zu entscheidenden Schlägen gegen die Feinde Abstand nimmt und seine Aushilfe solchen Gegnern gegenüber im Manöver sucht. Wohl aber hält er den Hauptteil des Heeres, 50 000 Mann, gegen den gefährlicheren Gegner, die Österreicher, zusammen und stellt den Russen gegenüber, welche sich oderabwärts gewendet hatten, nur ein Beobachtungskorps von 12 000 Mann, unter Generalleutnant v. der Goltz, auf. Prinz Heinrich ist mit diesem Verfahren nicht einverstanden, er wollte die bisherige Zweiteilung der Heere und den selbständigen Oberbefehl beibehalten und verläßt, als er mit diesem Vorschlage beim Könige nicht durchdringt, unter Berufung auf seine angegriffene Gesundheit, mißgestimmt das Heer.

Torgau.

Es gelingt nun dem König, die Österreicher von dem bedrohten Schweidnitz bis an den Rand des Gebirges zurück zu manövrieren; auch jetzt versteht er, sich die Initiative zu wahren und macht in den Tagen vom 11. bis 19. September mehrfache Versuche, die Österreicher im Gebirge zurück zu drängen, schließlich aber liegen sich die Gegner mehrere Wochen auf nächster Entfernung gegenüber, eine große Geduldsprobe für den temperamentvollen König, welcher sich mit einer Diversion gegen Mähren beschäftigt. Die Verbündeten hatten unterdessen den Plan zu einer gemeinsamen Unternehmung gegen Berlin gefaßt. Von der Oder setzten sich 23 000 Russen in Bewegung, während aus Schlesien 18 000 Österreicher unter Lacy in Gewaltmärschen dahin rückten und in den Tagen vom 3. bis 13. Oktober die Hauptstadt heimsuchten.

Digitized by Google

Als der König nach langen Tagen der Unsicherheit endlich genauere Nachrichten erhält, ist sein Entschluß sofort gefaßt, er ist sich darüber klar, daß es diesmal mit dem Manövrieren nicht getan sei; er beschließt, mit der Hauptarmee nach der Mark aufzubrechen und dort oder in der Lausitz soll die Entscheidung fallen. Wir sehen also hier den gleichen Vorgang in Erscheinung treten, wie wir ihn seit den Tagen vor Hohenfriedeberg beobachten konnten: wo die Not am größten, wo die Lage am gefährlichsten und bedrohtesten ist, da treten mit voller Gewalt der unbeugsame Wille und die ungestüme Angriffslust des vielgeprüften Königs in ihr Recht und am 7. Oktober schreibt er seinem Bruder in heldenhafter Stimmung die stolzen Worte: „Siegen oder sterben ist mein Wahlspruch. Alle andern Aushilfen sind gut bei andern Gelegenheiten, aber nicht jetzt."

Am 7. Oktober wird der Marsch über Schweidnitz, Haynau und Primkenau angetreten, woselbst sich Goltz am 11. mit dem König vereint. Daun hat Laudon mit 30 000 Mann in Schlesien zurückgelassen und folgt dem König mit dem Hauptteile nur bis in die Gegend von Naumburg, um sich dann nach der Elbe zu wenden. Der König aber geht geradenwegs auf die russische Armee los, welche er in der Nähe von Frankfurt weiß; da erhält er am 14. Oktober in Guben die Meldung, daß die Russen über die Oder zurückgegangen seien. So hat sich, wie Bernhardi sagt, die kritische Lage, der König Friedrich in der Mark entgegenzugehen glaubte, eigentlich in nichts aufgelöst, nicht bloß durch das Ausweichen der Russen, sondern auch durch das Zurückbleiben Dauns.

Viel Aufregung für den König und große Anstrengung für die Truppe hatten auch diese kritischen Zeiten wieder gebracht. Doch nur zwei Tage Ruhe konnte der König bei Lübben seinen Truppen gönnen. Am 19. wird Goltz mit 16 Bataillonen, 39 Schwadronen nach Schlesien entsendet, wo Laudon mit der Belagerung von Kosel beschäftigt ist — also ein sehr geringwertiges Kriegsziel, so daß die Frage wohl berechtigt ist, ob angesichts der kritischen Gesamtlage diese Entsendung überhaupt begründet ist. Mit den Hauptkräften bricht der König am 20. nach dem zunächst bedrohten Sachsen auf, wohin auch Lacy sich von Berlin aus gewendet hatte und Daun im Anmarsche war.

Am 26. Oktober überschreitet der König bei Roßlau die Elbe und vereinigt sich bei Dessau mit den bisher in Sachsen gestandenen Truppen, Gesamtstärke jetzt 44 000 Mann. Die Österreicher stehen mit etwa 52 000 Mann bei Torgau, die Reichsarmee war von Wittenberg über Düben auf Leipzig zurückgegangen. Wir sehen, eine angriffsweise, einheitliche Verwendung dieser überlegenen Kräfte mußte den König in die schlimmste Lage bringen; aber Daun, schwerfällig und unentschlossen, begnügt sich mit einem schüchternen Versuche zur Vereinigung mit der Reichsarmee (26. Oktober) und bleibt abwartend in der festen Höhenstellung westlich Torgau stehen.

Digitized by Google

Ganz anders der König. Er ist entschlossen, auch jetzt, wenn der Gegner standhält, unter allen Umständen die Schlacht zu suchen, einmal, um hierdurch den Russen die Lust zum nochmaligen Vorgehen zu benehmen, anderseits um sich selbst in Sachsen die nötigen Winterquartiere zu verschaffen. So sehen wir denn in den nächsten Tagen Initiative und Angriffslust nur auf preußischer Seite. Das Verfahren des Königs ist musterhaft, es erinnert in vieler Beziehung an Napoleons Verhalten in seinen schönsten Tagen, so z. B. nach dem Donauübergang 1805. Wie dort, trotz unsicherer Meldungen, der französische Kaiser immer vorwärts an den Feind strebt, so auch hier der König, nur mit dem Unterschied, daß Napoleon seinem Gegner an Zahl weit überlegen ist. Zunächst gelingt es Friedrich durch Vormarsch über Klemberg (27.), Düben (29.), Eilenburg (30) die Vereinigung der Gegner zu hindern, sodann wird die Reichsarmee durch eine schwache Entsendung weiter zurückgedrängt und während der König den Gegner am 2. November in Richtung Schildau sucht, erfährt er an diesem Tage durch Gefangene, daß Daun noch immer bei Torgau stehe. Die österreichische Stellung auf den Süptitzer Höhen war sehr stark, entbehrte aber der Tiefe und die Rückzugslinie lag in der linken Flanke, wo sie über die Elbebrücken führte. Auch die letzte Schlacht des Königs war, getreu seinen bisherigen Grundsätzen, auf Vernichtung der feindlichen Streitmacht angelegt. „Der König selbst umging mit 26 000 Mann den feindlichen rechten Flügel durch die Damnitzscher Heide, um dem Gegner in den Rücken zu fallen, während 18 000 Mann unter Zieten die Österreicher in der Front festzuhalten bestimmt waren; diesen gelang es noch rechtzeitig auch nach Norden Front zu machen. Die preußischen Angriffe scheiterten zwar auf beiden Seiten, aber die Wirkung auf den gleichzeitig von Süden und Norden angefallenen Feind blieb trotzdem nicht aus. Die Österreicher beschlossen, sich der Umklammerung zu entziehen, dabei trafen sie erneute nächtliche Angriffe auf beiden Fronten, die der Initiative der preußischen Unterführer entsprangen und dieses letzte große Wagnis des Königs zu einem glücklichen Ende führten.“ (Schl. E.)

Wie wir auf strategischem Gebiete die Vielseitigkeit des königlichen Feldherrn bewundern müssen, so zeigt auch, wie wir bereits gesehen haben, fast jede seiner Schlachten ein anderes der jeweiligen Lage angepaßtes Bild. Unseren heutigen Verhältnissen am nächsten liegt der Tag von Torgau. Einmal ist es die Anlage der Schlacht, welche in vorbildlicher Weise das Zusammenwirken mehrerer Heeresteile in entscheidender Richtung auf dem Schlachtfelde aus vorheriger freiwilliger Trennung anstrebt. Sodann bietet auch die Durchführung eine Reihe von Lehren, welche für uns noch maßgebend sind. Vor allem macht sich die nicht genügende Erkundung der feindlichen Stellung, ähnlich wie bei Kunersdorf oder wie in unseren Tagen am 18. August 1870, folgenschwer geltend; sodann zersplittert der Heeresteil des Königs seine Kräfte in Teilstößen, und wir vermissen die Einheitlichkeit und Geschlossenheit

Digitized by Google

des Angriffs. Es war des Königs Temperament, d. h. die Ungeduld, an den Feind zu kommen, welche hier ausschlaggebend wirkte.

Auch Zieten hat der gestellten Aufgabe nicht entsprochen. Wenn hier, wie bei Lobositz, die Initiative der Unterführer die Entscheidung brachte, so müssen wir hierfür dem Könige, welcher sich an diesem Tage rücksichtslos der Gefahr aussetzte, das Verdienst zuschreiben. Er hat zumeist durch sein Beispiel der Kühnheit und Pflichttreue die Truppe in diesem Geiste erzogen, welcher hier noch einmal glänzend zutage tritt. Nur mit einem solchen von offensivstem Geiste beseelten Heere konnte das Wagnis von Torgau zu glücklichem Ende gelangen; das wird uns recht deutlich, wenn wir demgegenüber die mangelhafte Ausführung des schönen österreichischen Planes bei Liegnitz betrachten. Torgau macht uns eben recht überzeugend klar, daß zu einem glücklichen Gelingen nicht nur ein kühner Entschluß, sondern auch eine den Friktionen der Ausführung gewachsene, d. h. entsprechend erzogene Truppe nötig ist. Der Gewinn des herrlichen Sieges lag wieder zumeist auf moralischem Gebiete und sollte hier noch lange nachwirken, denn von nun an galt es in Wien für ausgemacht, daß an eine Niederwerfung Preußens nicht zu denken sei.

Wir dürfen uns nicht wundern, wenn angesichts der großen Verluste (16 000 Mann) und der niederstimmenden Eindrücke dieses Schlachttages die ohnehin der damaligen Zeit ungewohnte energische Verfolgung unterblieb. So gelingt es den Österreichern sich in der festen Stellung hinter dem Plauenschen Grunde zu setzen, und der König begnügt sich für den Rest des Jahres mit einigen Entsendungen an die zumeist bedrohten Punkte. Schlesien hat Laudon auf die übertriebenen Meldungen von der Stärke des anmarschierenden Korps v. der Goltz geräumt.

Auf dem westlichen Kriegsschauplatz war es nicht zu einer Hauptschlacht gekommen, so sehr auch der König den Prinzen Ferdinand dazu gedrängt hatte; wohl aber glückte es den Franzosen unter Broglie, ganz Hessen in Besitz zu nehmen.

Schon Clausewitz hat darauf hingewiesen, daß dieses Kriegsjahr besonders geeignet ist, uns die Feldherrnleistung des Königs recht anschaulich zu machen; sein erstaunliches Anpassungsvermögen an die jeweilige Lage erreicht in diesem Jahre den Höhepunkt der Leistung: wir sehen, wie der Grundgedanke immer derselbe ist, d. h. möglichst offensiv zu verfahren und, wo immer angängig oder nötig, die Schlacht suchen. Dazwischen sehen wir Zeiten, wo der König die Schlacht mit Recht meidet oder wo er in dem Manöver die bessere Aushilfe erblickt. Großartig ist hierbei der rasche Übergang aus dem hinhaltenden und den Zusammenstoß meidenden Verfahren zu der von rücksichtslosester Energie getriebenen Angriffslust, wie solcher taktisch beim Zusammenstoße von Liegnitz (Vergleich mit Rivoli 1796), operativ beim Anmarsch zum Schutze des bedrohten Berlin besonders klar hervortritt.

Digitized by Google

Wir sehen im Jahre 1760 besonders „jene verhaltene Kraft, die immer im Gleichgewicht schwebt, die es nie an Nachdruck fehlen läßt, sich im Augenblicke großer Bedrängnis zum Erstaunungswürdigen erhebt und im nächsten Augenblicke wieder ruhig fortoszilliert".

Wir können uns kaum mehr vergegenwärtigen, welche persönliche Leistung mit der Ausführung dieser wechselvollen Bewegungen, Märsche, Manöver, ganz abgesehen von den beiden Schlachten, verbunden war, aber auch die Leistung des Heeres ist noch immer „potenziert" in bezug auf Ausdauer, Beweglichkeit und Tapferkeit; es ist noch von des Königs Geist durchdrungen; darüber sind wir heute einig, wenn auch Friedrich in seinem durch Leid und Drangsale immer mehr verbitterten Gemüte die Schuld jeglichen Mißlingens, so auch der übereilten Teilangriffe bei Torgau, in erster Linie in dem minderen Zustande der Truppe suchen zu müssen glaubte.

Das Kriegsjahr 1761.

Die Abspannung machte sich auch bei den Gegnern mit jedem Jahre fühlbarer, besonders in Österreich, wo der Geldmangel immer empfindlicher wurde und die Männer der Tat fehlten. Die in der geschichtlichen Entwicklung begründete Minderwertigkeit des österreichischen Staatswesens gegenüber dem preußischen tritt immer deutlicher zutage; doch glückte es nach langen Verhandlungen auch für dieses Jahr mit der kriegslustigeren russischen Regierung einen Plan dahin zu vereinbaren, daß ein russisches Nebenheer gegen Pommern, das Hauptheer unter Buturlin gegen Schlesien vorgehe, um dortselbst die Vereinigung mit einem österreichischen Heere (50 000 Mann) unter Laudon anzustreben. Das österreichische Hauptheer unter Daun sollte den König in Sachsen festzuhalten suchen. Die Tätigkeit der Franzosen blieb auf den westlichen Kriegsschauplatz beschränkt.

Der König entwickelte auch in diesem sorgenvollen Winter eine ungeheure und vielseitige Tätigkeit, um für die kommenden Ereignisse politisch wie militärisch vorbereitet zu sein. Es gelingt überraschend gut, das Heer zumeist durch sächsische und mecklenburgische Rekruten, Überläufer und angeworbene Kriegsgefangene der Zahl nach auf etwas über 100 000 Mann zu ergänzen, allerdings ließ die Beschaffenheit sehr zu wünschen übrig. Was das allgemeine Verhalten betrifft, so war der König nach wie vor entschlossen, nötigenfalls das Äußerste zu wagen, aber er war sich auch darüber klar, daß er in Anbetracht der allmählich und stetig fortschreitenden Erschöpfung seiner Mittel die Schlacht nur unter besonders günstigen Verhältnissen liefern dürfe und sich überall, wo ihn nicht die Gunst oder der Drang der Umstände zu rascher Tat aufforderte, Glück dazu wünschen mußte, wenn der Feind sich imponieren und den Erfolg eines Manövers gelten ließ, ohne ihn auf die Waffenprobe zu stellen. Es war die zwingende Not der Verhältnisse, welche den mit ungebeugtem Mut den Kampf fortführenden Helden zwang, von nun

Digitized by Google

ab die Intensität des kriegerischen Elementes, die Energie der Kriegführung nicht unvorsichtig oder mutwillig zu steigern. Es ist das Verdienst des Königs, dies klar erkannt und in die Tat umgesetzt zu haben.

Wir sehen, daß die Durchführung eine unendlich schwierigere Aufgabe bot als die in den ersten Jahren des Krieges oft gewährte Angriffsmöglichkeit; so werden wir auch manchen Mißgriffen und Unterlassungen begegnen, ohne daß dieses dem Gesamtbilde Schaden bringt. Nur ein auf der Höhe des Feldherrntums stehender Führer konnte sich Erfolg von solchem Verfahren versprechen, denn die Grundbedingung zum Gelingen war, daß der kleinmütige und kriegsmüde Gegner im Banne der moralischen Überlegenheit sich festhalten ließ, welche die einzig dastehende Siegeslaufbahn von Mollwitz bis Torgau geschaffen hatte.

Die ungünstige Lage der Verhältnisse auf dem westlichen Kriegsschauplatz veranlaßten den König schon im Spätjahre 1760 zu einem Vorstoße gegen die Franzosen zu treiben, doch wurde es infolge der Langsamkeit des Herzogs Ferdinand von Braunschweig Februar, bis er den Marschall Broglie aus der Gegend von Kassel gegen Frankfurt zurückdrängt. Eine Entscheidung war nicht gesucht worden, obwohl sich mehrfach, besonders bei Beginn der Bewegung gegen die überraschten und gefechtsminderwertigen Franzosen, Gelegenheit bot; ja merkwürdigerweise billigt der König diesmal, entgegen seinem sonstigen Verfahren und im Widerspruche mit den gerade dem Herzog früher gegebenen Weisungen, nicht nur ein solches Verhalten, sondern er rät sogar, als die Franzosen gegen Frankfurt zurückgehen, ganz bestimmt davon ab zu folgen, weil er jetzt den Gegner genügend abgefertigt glaubt und dessen Tatkraft unterschätzt. Die Unterlassung rächte sich, denn es gelingt den Franzosen ihre Streitkräfte zu sammeln, die Offensive zu ergreifen und den Herzog wieder zum Rückzuge hinter die Diemel zu zwingen. Warum der König hier zu Unrecht das Manöver bevorzugt, ist schwer zu sagen; es mag neben der Unterschätzung des Gegners eine menschlich leicht erklärliche, vorübergehend zuweit reichende Hinneigung zur Kriegführung seiner Zeit die Ursache gewesen sein, wie er ja auch noch in diesem Jahre zu seinem Schaden an anderer Stelle dem Herzog Eugen von Württemberg in Pommern ein gleiches Verfahren empfiehlt; daß aber kein grundsätzlicher und bleibender Wechsel der Anschauungen vorliegt, werden wir sehen.

In Pommern stand zunächst der Prinz von Württemberg mit 12 000 Mann; in Schlesien Goltz mit etwa 26 000, gegen welchen Laudon Ende April einen kurzen Vorstoß machte. Der König blieb bis Anfang Mai in Sachsen, übergab aber dann den Oberbefehl daselbst (30 000 Mann) dem wieder beim Heere eingetroffenen Prinzen Heinrich, während er selbst mit einem Teile der Truppen nach Schlesien aufbricht und sich nach raschem zehntägigem Marsche bei Hohenfriedeberg mit Goltz vereint (gegen 60 000). Der König legte mit Recht wieder sein Hauptaugenmerk auf die Behauptung von

Digitized by Google

Schlesien, welches das eigentliche Streitobjekt des ganzen Krieges war und blieb, obwohl wir sagen müssen, daß der Besitz von Schlesien auch durch einen entscheidenden Schlag in Sachsen angestrebt werden konnte.

Prinz Heinrich erhält eine im allgemeinen defensive Aufgabe zugewiesen; wenn sich aber Daun nach Schlesien wenden sollte, hat der Prinz mit den Hauptkräften über Sagan in Richtung auf die Oder die Vereinigung mit dem König anzustreben. Dieser will in solchem Falle eben alle seine Streitkräfte vereinen, um sich mit möglichst starker Macht gegen den gefährlichsten Gegner zu wenden.

Prinz Heinrich war mit letzterem Punkte nicht einverstanden, überhaupt tritt der tiefe Gegensatz zwischen den Brüdern in diesem Jahre wieder scharf in die Erscheinung, wie der beiderseitige Briefwechsel zeigt. Wir sehen aus diesem, daß der König, was ja auch sein Verhalten beweist, noch immer von der alten Entschlossenheit und Angriffslust durchdrungen ist und daß er nur im Notfalle zu anderen Aushilfen greift.

Auf die Kunde von der Annäherung des Königs war Laudon vorsichtig in das Gebirge ausgewichen und während nun ersterer vom 16. Mai bis 6. Juli bei Kunzendorf eine Beobachtungsstellung gegenüber den Österreichern einnimmt, sendet er den General v. der Goltz mit 11 000 Mann zur Beobachtung der Russen nach Glogau.

Seit den Tagen Winterfeldts und Schwerins sehen wir zum ersten Male wieder einen initiativen Vorschlag eines Unterführers, indem Goltz dem König vorschlägt, er wolle mit Verstärkungen den anmarschierenden Russen entgegentreten. Der König, welcher so oft in dieser Richtung seine immer unverstanden gebliebenen Weisungen gegeben hatte, billigte sofort diesen Vorschlag, schickt Unterstützung (6000 Mann), aber leider rafft ein rascher Tod den trefflichen General vor der Ausführung weg und sein Nachfolger Zieten zeigt sich, obwohl ihm der Flügeladjutant v. Anhalt beigegeben ist, der Aufgabe nicht gewachsen. Fast unbelästigt erreicht die russische Hauptarmee Mitte Juli die schlesische Grenze, während Laudon endlich am 19. Juli sich in Bewegung setzt, um die Vereinigung mit ihr zu versuchen.

Die Aufgabe des Königs war nun, dieses zu hindern; er ist sich darüber klar, daß hier die entscheidungsuchende Schlacht das beste Mittel sei. Hierbei ging er von dem an sich gewiß richtigen Leitgedanken aus, zunächst sich gegen das österreichische Heer unter Laudon zu wenden, weil es das nächste war, dann, weil er in diesem den gefährlicheren Gegner vermutete und annahm, daß nach einem Siege über ihn auch die Russen wieder zurückgehen würden. Er sucht also die Schlacht mit Laudon; doch weicht dieser mit Vorsicht der Entscheidung aus, während der König durch Gewaltmärsche, kluge Manöver und stete Schlachtbereitschaft sich wenigstens fortgesetzt die Initiative zu wahren und die Vereinigung so gerade einen Monat hinauszuschieben versteht. Es ist ganz erstaunlich, bis zu welchem Grade die

Digitized by Google

Energielosigkeit Laudons in diesen Wochen stieg, der sich schließlich nicht mehr aus dem Gebirge hervortraute, bis endlich die Russen herankommen. Diesen gegenüber hat der König sich in den letzten Tagen vor der Vereinigung mehrfache günstige Gelegenheit zum Schlage entgehen lassen, anscheinend weil er sie in zuweitgehender Weise unterschätzt.

Als nun endlich durch einen kühnen Flankenmarsch der Russen, nahe der preußischen Front, am 19. August die Vereinigung vollzogen war, standen über 110 000 Verbündete den 55 000 Preußen gegenüber. Wenn der König hier nicht wie bei Leuthen und anderwärts sich zum Äußersten entschließt, sondern nun in Anlehnung an Schweidnitz das feste Lager von Bunzelwitz bezieht und hier „in starrer Defensive" das Weitere abwartet, so lag der ausschlaggebende Grund nicht in der Beschaffenheit der Truppe, sondern in der politischen und militärischen Gesamtlage begründet, welche erwarten ließ, daß die verbündeten Gegner uneinig, kriegsmüde und wenig schlachtenlustig auch jetzt unter solch günstigen Bedingungen nicht die Entscheidung suchen werden. In großer Sorge, doch zum äußersten Widerstande entschlossen, hat Friedrich in den nächsten Wochen seiner „meisterhaften Untätigkeit" in dieser operativ und taktisch bedenklichen Stellung einem Angriffe entgegengesehen; aber er verliert auch in dieser schweren Prüfungszeit das seelische Gleichgewicht nicht und zeigt, gegenüber allen Schwarzsehern, eine heldenmütige Haltung.

Die Rechnung des Königs war diesmal richtig. Die Verbündeten können sich über den Angriff nicht einigen und der Grosteil des russischen Heeres zieht am 10. September wieder der Oder zu, während Laudon, noch immer an Zahl bedeutend überlegen, allein erst recht nicht den Angriff wagt. Der König zeigt sich der neuen Lage gegenüber sofort wieder initiativ und entsendet angesichts der überlegenen Österreicher ein Korps von 10 000 Mann unter General v. Platen gegen die rückwärtigen Verbindungen der Russen ab, so daß diese in Eilmärschen nach Hinterpommern zurückgehen.

Aus Verpflegungsrücksichten verlegt Friedrich dann Ende September sein Lager nach Münsterberg; da rafft sich Laudon überraschend zu einem kühnen, seiner Natur mehr zusagenden „Kroatenstreich" auf, er nimmt in der Nacht zum 1. Oktober Schweidnitz nach tapferer Gegenwehr.

Der König, durch den unerwarteten Verlust der wichtigen Festung schwer getroffen, geht nun in eine Stellung bei Strehlen, um Breslau und Neiße zu decken. Wenn er auch jetzt nicht imstande ist, das verlorene Schweidnitz sofort zurückzuerobern oder eine Schlacht zu suchen, so beschäftigt er sich doch fortgesetzt mit Angriffsplänen gegenüber Laudon, welche zur Ausführung kommen sollen, wenn Platen Ende Oktober von Pommern zurückgekehrt wäre. Doch wurde dieser tatkräftige General später mit seinem durch gewaltige Märsche abgehetzten Korps nach Sachsen gezogen.

Digitized by Google

Es war ein Glück für den König, daß Laudon sich nach der Wegnahme von Schweidnitz wieder vollständig untätig verhielt und Anfang Dezember in die Winterquartiere ging, welche längs des Gebirges zum ersten Male auf preußischem Gebiete bezogen wurden, während Friedrich in der Gegend von Breslau blieb. Auch in Sachsen war die Kriegführung der Österreicher in diesem Jahre von einer unerhörten Energielosigkeit. Daun blieb fast das ganze Jahr über den weit schwächeren Preußen gegenüber untätig stehen; selbst als Ende Oktober 20 000 Mann Verstärkung eintreffen, ist sein ganzes Operationsziel nur, seiner Aufstellung etwas mehr Ausdehnung zu geben. So blieben denn zum Schlusse die Preußen daselbst auf einen kleinen Raum beschränkt, auch ganz Pommern mit Kolberg war in die Hände der Feinde gefallen. Das Ende des Jahres zeigt ein außerordentlich ungünstiges Ergebnis für Friedrich den Großen. Die Operationsbasis war um ein Wesentliches beschränkt, die Umzingelung durch den übermächtigen Gegner hatte große Fortschritte gemacht, das Innerste des Staates war mehr denn je bedroht; die Lage war zum verzweifeln.

Das Kriegsjahr 1762.

Aber nicht nur die militärische Lage Preußens war am Schlusse des Feldzuges 1761 eine äußerst schlimme; es kam jetzt noch dazu, daß auch der einzige Verbündete, England-Hannover, die Sache des Königs mit beispielloser Treulosigkeit im Stiche ließ und zunächst keine Subsidien mehr zahlte; doch hatte dieser es vorsorglich und klug verstanden sich die finanzielle Unabhängigkeit zu wahren; wie immer sah er die Kosten des bevorstehenden Feldzuges schon zu Beginn des Jahres gedeckt!

Friedrich erkannte vollkommen die Schwierigkeit und den Ernst der Lage; seine ganze Person wurde von dem Druck der ungeheuren Verantwortung beeinflußt, sein Wesen immer ernster und stiller. Trotz all der schrecklichen Prüfung der letzten Kriegsjahre war aber sein Mut ungebrochen, er verzweifelte nicht und stand nicht ratlos vor der Aufgabe, die ihm ein hartes Geschick auferlegt hatte. Getreu seiner bisherigen Entwicklung war er auch jetzt entschlossen, nötigenfalls das Äußerste zu leisten, d. h. wie er am 9. Januar seinem Bruder schreibt, er will dann alle Kräfte vereinen und sich mit dieser Macht abwechselnd gegen die Feinde wenden. Doch war er sich wohl bewußt, daß dieses äußerste Mittel vielleicht nicht nötig sei, daß es ihm vielmehr auch durch andere Aushilfe gelingen könne, einen Erfolg zu erzielen.

Mit Hilfe des moralischen Übergewichtes hoffte sich der kluge Rechner noch einen Feldzug über halten zu können, dann werde ohnehin Österreichs Kraft erschöpft sein. Ein vorsichtig geführter Feldzug, ein mächtiger Vorteil, den der König errang, war ohne Zweifel genügend, den Krieg zu Ende zu führen. Der König hat nicht in veralteten Anschauungen gehandelt, er

Digitized by Google

hat nicht die Forderungen des wahren Krieges verkannt, sondern er hat so gerade in den beiden letzten Jahren des Krieges es meisterhaft verstanden, das Ziel und die Energie der Kriegführung mit der politischen Forderung in Einklang zu bringen. Entschlossen, nötigenfalls das Äußerste zu seiner Rettung zu wagen, verzichtet er auch in diesem Jahr keineswegs auf weitergehende Angriffspläne für den Fall, daß die Türken oder Tataren eingreifen, er liefert so nochmals den Beweis, daß er im Besitze anderer Mittel auch höhere Ziele, d. h. den Entscheidungskrieg gegen Österreich angestrebt hätte, wie wir ja dies auch aus seinen späteren militärischen Schriftstücken folgern können.

Die Friedenshoffnung war bald verschwunden; Frankreich war entschlossen, den Krieg auf dem westlichen Kriegsschauplatze fortzuführen. In Österreich hatte man aus der glücklichen Eroberung von Schweidnitz neuen Mut gewonnen und war trotz aller Finanznot gewillt, den Krieg mit Hilfe der Russen fortzusetzen.

Da brachte der Tod der Kaiserin Elisabeth, am 5. Januar 1762, dem König unerwartet Rettung und Hilfe. Der neue Zar Peter III. war ein leidenschaftlicher Verehrer Friedrichs des Großen und am 5. Mai kam zwischen Rußland und Preußen der Friede zustande, in welchem ersteres alle seine Eroberungen ohne Gegenforderung zurückgab; ja, es verpflichtete sich sogar ein Hilfskorps von 20 000 Mann in das Feld zu stellen. Der Friede mit Schweden folgte am 22. Mai.

Die Ergänzung des Heeres gelang diesmal mit Hilfe ostpreußischer Kantonisten und der aus Rußland zurückgekehrten Kriegsgefangenen um so besser, als die Verluste des Vorjahres nicht bedeutend waren. Wenn auch später wie sonst, wurde doch die Stärke von etwa 120 000 Mann erreicht.

In Sachsen führte den Oberbefehl Prinz Heinrich (30 000 Mann) gegen das österreichische Korps Serbelloni und die Reichsarmee (60 000 Mann). Der König sandte den in den letzten Jahren vielverwendeten Flügeladjutanten v. Anhalt mit Instruktionen dahin, welche eine energische Kriegführung verlangten; er sah unter den in diesem Jahre gegebenen Verhältnissen das beste Mittel zum Erfolge darin, wenn hier oder dort unter günstigen Bedingungen die taktische Entscheidung gesucht werde. Auch in diesem letzten Kriegsjahre sehen wir den persönlichen und sachlichen Gegensatz zwischen den beiden Brüdern fortdauern, ja er äußert sich teilweise schroffer denn je, so daß der Prinz sogar den Oberbefehl niederlegen will. Wieder kann er sich nicht zu energischer Tat aufraffen und begnügt sich mit einer Beobachtungsstellung.

Die Vorgänge auf dem westlichen Kriegsschauplatze, wo die Kriegführung in seltsamer Weise durch englische Machenschaften beeinflußt wird, haben für unsere Betrachtung nicht viel Interessantes. Der König drängt auch hier wieder zur Tätigkeit, warnt aber am 18. Juli den Herzog von Braun-

Digitized by Google

schweig vor entscheidenden Schlachten und sagt: „... begnügen wir uns, kleine Vorteile zu häufen, aus denen auf die Länge sich große zusammensetzen. Dies ist passend für die Zeit, wo der Krieg sich zum Ende neigt und vornehmlich zu der Politik, welche das britische Ministerium uns aufnötigt". Wir sehen recht deutlich, daß der König hier nur zeitweise ein Verfahren empfiehlt, welches vorsichtig nicht zuviel unnötig wagt, dem Gegner angepaßt ist und doch nicht auf Initiative verzichtet, sondern im Gegenteil diese fortgesetzt betätigen soll. Der Grundsatz, den der König hier ausspricht, ist sehr beachtenswert: es ist seine nie versagende Angriffslust, welche die für alle Zeiten gültige Lehre findet, daß da, wo die Schlachtentscheidung nicht gesucht werden kann, man wenigstens immer kleine Erfolge anstreben soll, deren moralische und materielle Bedeutung mit der Zahl wächst. Der König hat eigentlich immer diesem Grundsatze gemäß gehandelt; auch in diesem Jahre sehen wir Friedrich in Schlesien, nicht minder den Prinzen Heinrich in Sachsen mit Erfolg so verfahren. Nicht mit Unrecht ist schon mehrfach hervorgehoben worden, daß dieser Grundgedanke besonders im zweiten Teile des Jahres 1870 auf deutscher Seite mit großem Erfolge eine stärkere Betätigung im großen und kleinen hätte finden können.

In Schlesien standen sich die Hauptarmeen gegenüber; Daun hatte 80 000 Mann, der König war etwas schwächer. Beide Teile hatten stärkere Kräfte nach Oberschlesien entsendet; Daun stand mit den Hauptkräften vorwärts Schweidnitz am Zobtenberge in sorgfältig verschanzter Stellung, der König bei Breslau, zunächst das Eintreffen der russischen Verstärkung abwartend und auf das Eingreifen der Türken usw. hoffend, um dann, wenn Österreich genötigt sei, Truppen an die untere Donau zu entsenden, mit Übermacht in Feindesland vordringen zu können.

Endlich am 30. Juni stießen etwa 15 000 Mann unter Tschernyschew zu dem König, und schon am nächsten Tage beginnen die Bewegungen gegen Daun. Dieser zieht sich allmählich von Stellung zu Stellung in das Gebirge zurück, so daß Anfang August zur Belagerung von Schweidnitz geschritten werden kann. Wir sehen in dieser Zeit auf Seite der Preußen einige weitgehende Entsendungen nach Böhmen und Mähren, welche uns ebenso, wie gleiche Erscheinungen in Sachsen, zeigen, daß auch die Geschicklichkeit und das Übergewicht im kleinen Kriege nunmehr auf preußische Seite übergegangen sind. Einen Teilerfolg erzielt der König am 21. Juli im Treffen bei Burkersdorf über den schwachen, mangelhaft unterstützten rechten Flügel des Gegners.

Einige Tage vorher aber hatte Friedrich eine furchtbare Nachricht erhalten; der Zar Peter III. war abgesetzt und dessen Gemahlin Katharina hatte sich zur Selbstherrscherin des russischen Reiches emporgeschwungen.

Diese Nachricht mußte einen niederschmetternden Eindruck machen, umsomehr da der König noch mehrere Tage in bangen Zweifeln war, ob die

Digitized by Google

Russen nicht wieder zu den Gegnern übertreten würden. Letztere Befürchtung war nun allerdings grundlos, auch gelang es dem König, die Russen noch vier Tage festzuhalten und durch ihre Anwesenheit den Angriff bei Burkersdorf wenigstens scheinbar zu unterstützen; aber eine der Grundbedingungen für einen weitgehenden Angriff war nun verloren, jetzt blieb nur noch die unsichere Hoffnung auf die Türken; bis in den September hinein hat der König daran festgehalten.

Nach dem Abmarsch der Russen war Daun wieder ausgesprochen an Zahl überlegen, aber er versteht nicht einmal Schweidnitz zu entsetzen. Der Versuch hierzu, welcher am 16. August zum Treffen bei Reichenbach führt, ist kaum ernst zu nehmen und zeigt uns die österreichische Heer- und Truppenführung in wenig ruhmvoller Verfassung.

Am 20. geht Daun in das Glatzer Gebirgsland zurück, um dortselbst monatelang bis zum Schlusse des Feldzuges zu bleiben.

Dieser Manöverkrieg hat für uns nur mehr geschichtliche Bedeutung, die Heere stehen fast immer auf nächste Entfernung einander gegenüber und die Zersplitterung der Streitkräfte ist beiderseits eine große. Der König versteht es aber auch hier, ähnlich wie im Vorjahre gegen Laudon, sich immer die Initiative und das moralische Übergewicht über den Gegner zu wahren. Die Bedeutung dieser Tatsache wird uns erst dann recht klar, wenn wir das Verhalten Friedrichs in Vergleich ziehen mit den Manöverkriegen seiner ersten Zeit, vor allem mit 1744. Die Anstrengungen, welche dieser Feldzug für die Truppen brachte, waren sehr bedeutend, wir sehen Gewaltmärsche im schwierigen Gelände bei Tag und Nacht usw.

Wie bei allen Festungen, hat sich der König auch jetzt bei Schweidnitz bezüglich der Dauer des Widerstandes getäuscht. Diese Festung wurde von einem tapferen Kommandanten und dem berühmten Ingenieur und Artilleristen Gribeauval verteidigt (Minenkrieg). Auch hier versagte die Technik der preußischen Belagerungskunst vollständig, so daß schließlich Friedrich persönlich eingreifen mußte. Erst am 9. Oktober vollzog sich die Übergabe, nachdem der König hartnäckig mehrere günstige Angebote des Kommandanten in der Hoffnung baldigen Falles mit der Forderung unbedingter Übergabe abgelehnt hatte.

Eine kostbare Zeit ging so verloren, welche besonders in Sachsen besser hätte verwendet werden können. Auch hier sehen wir einige weitere Entsendungen unter den Generalen v. Kleist, Seydlitz und Belling sich vorteilhaft hervorheben, im übrigen war die Kriegführung eine sehr matte; Prinz Heinrich hatte in keiner Weise den Forderungen des Königs entsprochen, so daß sich dieser selbst vorübergehend mit dem Gedanken trug, dort den Oberbefehl zu übernehmen. Schließlich begnügt er sich aber, nach dem Falle von Schweidnitz, ein Korps von etwa 18 000 Mann unter dem General v. Wied dahin zu senden, beigegeben war wieder der Flügeladjutant

Digitized by Google

v. Anhalt. Am 31. Oktober traf das Wiedsche Korps an der Triebsche ein; zwei Tage zuvor hatte Prinz Heinrich sich, wider alles Erwarten, zu dem Schlage von Freiberg aufgeschwungen, mit welchem es ihm glückte, das durch österreichische Regimenter verstärkte Reichsheer unter dem Prinzen von Stolberg-Geldern zu schlagen; doch kam es zu keiner Ausnützung des Sieges, und der Gegner setzt sich wieder hinter dem Plauenschen Grund fest. So sehen wir das letzte Kriegsjahr auch hier mit einigen unbedeutenden Bewegungen abschließen.

Anfang November war der König selbst nach Sachsen gekommen, und auf seine Anordnung macht General v. Kleist mit 6000 Mann einen Streifzug in das Reich, d. h. nach Franken. Hier wie anderwärts, wo sich preußische Truppen zeigten, schlossen die Reichsstände eiligst Frieden, und deutlich trat noch einmal aller Welt vor Augen, daß, wie in den Tagen nach Prag, auch jetzt noch der Schrecken vor dem König und seinen Soldaten allenthalben ein ganz gewaltiger war. Daran war die Erkenntnis schuld, daß Österreich unfähig war, Schutz und Hilfe zu gewähren. Das große Kaiserreich hatte nicht nur seine Geldmittel, sondern auch seine kriegerische Energie erschöpft und nicht mehr imstande, den Krieg weiter fortzuführen, gab es, bezwungen durch die weltgeschichtlich einzig dastehende Zähigkeit und Kühnheit seines Gegners, den mit stolzen Hoffnungen begonnenen Kampf um den Besitz Schlesiens endgültig auf.

Schluß.

Erscheint uns auf dem Siegeswege bis Leuthen die Angriffs- und Kampfeslust als das Besondere in Friedrichs Heldentum, so müssen wir in den späteren Kriegsjahren noch die unerschöpfliche Kraft des Widerstandes und des Entschlusses bewundern, welche sich auf natürlicher Anlage durch die harte Schule kriegerischer Erfahrung und eine ungewöhnliche Geistesbildung zu einzig dastehender Größe entwickelte.

In dieser kühnen, nie versagenden Entschlossenheit liegt das Geheimnis seiner Erfolge begründet. Nur von diesem Geiste beseelt, konnte er das Heer auf die höchste Stufe der Leistung emporführen, das war die geheime Kraft, welche ihn zum Schöpfer kriegerischer Energie, Angriffslust und Initiative machte und auf ihr beruhen die Freiheit des Geistes und das Anpassungsvermögen an neue Lagen, welche Eigenschaften, schon früher erkennbar, gerade in den letzten Kriegsjahren vorbildlich in Erscheinung treten. Niemals hätte der König gegen Ende des Krieges das schlachtenmeidende und Zeitgewinn suchende Verfahren mit Erfolg durchführen können, wenn nicht die Feinde fortgesetzt mit dieser unheimlichen Entschlossenheit hätten rechnen müssen.

Des Königs Feldherrntum ist von tiefgehendem und nachhaltigem erzieherischen Einflusse auf Preußens Volk und Heer gewesen; seine Taten bieten noch immer eine Fülle von Belehrung und Anregung in organi-

Digitized by Google

satorischer, operativer und taktischer Hinsicht; ihr größter Wert aber liegt für uns auf persönlichem und moralischem Gebiete. Wer immer in der Geschichte den Grundbedingungen guter Heerführung nachgehen will, wird nicht ohne Befriedigung und Nutzen sich eingehender mit dem Verfahren des Königs beschäftigen, weil in dessen Person, wie der amerikanische Präsident Roosevelt am 19. November vorigen Jahres in seiner gedankenreichen Rede bei Enthüllung des Standbildes Friedrichs des Großen zu Washington so treffend sagte: „das soldatische Heldentum seine höchste Vollendung erreichte".

Anmerkung:

Der Aufsatz, dessen Wert ich lediglich in der bisher vermißten kurzen Zusammenfassung suche, fußt auf Theodor v. Bernhardis grundlegender Arbeit, ergänzt durch v. Taysen. Außerdem wurden benutzt: Kosers Werk, einige für diese Zeit einschlägige Einzeldarstellungen (v. Unger, v. Eberhardt, Winter, v. Webern, Frhr. v. Freytag-Loringhoven), des Generals v. Clausewitz hinterlassene Werke, der Schlachtenerfolg, herausgegeben vom großen Generalstabe usw. und die Besprechungen der politischen Korrespondenz des Königs im Militär-Wochenblatt und der Militär-Literatur-Zeitung.

Es ließ sich nicht vermeiden, daß vereinzelte Stellen oder Sätze aus diesen Arbeiten wörtlich zum Abdrucke kamen; doch wurde aus redaktionellen Rücksichten von deren jedesmaliger Bezeichnung Abstand genommen.

Gedruckt in der Königlichen Hofbuchdruckerei von E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW12, Kochstraße 68—71.

Digitized by Google

Plewna, Schipka, Sebastopol.

Eine Studienreise.

Vortrag, gehalten in der Militärischen Gesellschaft zu Berlin am 23. November 1904

von

Schwarte,
Major m. d. U. des Generalstabes der Armee, Lehrer an der Kriegsakademie.

(Mit fünf Skizzen im Text.)

Nachdruck verboten.
Übersetzungsrecht vorbehalten.

Es war ein jedem Soldaten verständlicher Wunsch, der mich im Jahre 1903 in den Orient führte. Hat man lange Zeit eifrigsten Studiums auf bestimmte Perioden der Kriegsgeschichte verwandt, so glaubt man, plastische Bilder des Geländes und der Geschehnisse sich vor Augen bauen zu können, wie sie der Wirklichkeit nahe kommen mögen. Ein letztes aber fehlt, das zu gewinnen man immer wünscht: die Gewißheit, ob diese Phantasiebilder — trotz aller Karten und aller Schilderungen — der Wirklichkeit entsprechen.

Dieses letzte kann, soweit von einer nachträglichen Wiedergestaltung eines Kriegsbildes überhaupt die Rede sein kann, nur an Ort und Stelle gewonnen werden. Die Truppen fehlen auch dann; der Donner der Geschütze, die Arbeit des Gewehrs, das Drängen der aufeinander einkämpfenden Massen, das wilde Bild der Gewalt des Kampfes fehlt auch dann — aber das Gelände, die Wahlstatt selbst, spricht mit lauter, verständlicher Stimme; sie spricht vielleicht klarer, als es im Kampfe selbst möglich gewesen wäre. Das ist schon der Fall bei den Schlachtfeldern unserer Heimat, obschon wir — außer den Erinnerungszeichen an die Opfer — kaum noch Spuren des Kampfes auf ihnen finden. Wer heute über die Schlachtfelder Böhmens wandert, wer über die blutgetränkten Gefilde Elsaß-Lothringens schreitet, zu dem sprechen die Denkmäler eine gewaltige, tief ergreifende Sprache; gewiß — aber die Kultur hat alle übrigen Kennzeichen des gewaltigen Ringens verwischt. So ist es im Feldkriege, so ist es im Festungskriege. Weder von der verschanzten französischen Stellung des 18. August, noch von den Verteidigungs- und Angriffsarbeiten bei Straßburg finden wir handgreifliche Zeichen. Hier muß das Studium des Geländes allein genügen, um uns die Erscheinungen des Kampfes vor die Augen zu führen.

Um so wunderbarer berührt es, wenn man Kampffelder betritt, auf denen vor gleichfalls längst zurückliegenden Tagen die Schlacht wütete, und

Digitized by Google

die doch noch heute alle Merkmale und Zeichen der damaligen Ereigniſſe bewahrt haben. Mag das auch auf den vegetationsloſen Felsgeländen des Schipka nicht überraſchen, ſo umſomehr auf den fruchtbaren und in hoher Kultur ſtehenden Maisfeldern von Plewna und bei den jetzt ein halbes Jahrhundert alten, dicht vor der Stadt liegenden Werken von Sebaſtopol. Und doch ſind bei Plewna die Verteidigungs- und Angriffswerke, obſchon durchaus behelfsmäßigen und feldmäßigen Charakters, ſo vorzüglich erhalten, daß man, mit dem Plan an ihnen entlangſchreitend, ſie ohne zu irren ſofort erkennen kann. — Nicht ganz ſo iſt es in Sebaſtopol; die Geſchütze der verbündeten Angreifer ließen zumeiſt nur Trümmer der ruſſiſchen Werke zurück; aber dieſe Trümmer beſtehen faſt alle noch; und wo aus ihnen ein Rückſchluß auf Geſtalt und Aufgabe des Werkes ſich nicht ohne weiteres ziehen läßt, da helfen pietätvoll geſetzte, kleine Denkſteine einfachſter Art zu müheloſem Erkennen nach dem Plan irgend eines Werkes über den grandioſen Feſtungskampf.

Waren dieſe Brennpunkte blutiger Kämpfe, in denen hier die altersſchwache Türkei ſich in gewaltigem Ringen mit dem anſcheinend unendlich überlegenen Zarenreiche maß, in denen dort der ruſſiſche Koloß dem Anſturm der eigenartigen Quadrupelallianz England, Frankreich, Savoyen und Türkei ſich widerſetzte, die Hauptſtätten, ihre Beziehungen zu den heutigen Anſchauungen über den Feſtungskrieg die Urſache meiner Reiſe, ſo ſchloß das nicht den Verzicht ein, das alles mit offenen Augen aufzunehmen, was auf dem Wege lag.

Und deſſen war gerade im Hochſommer 1903 außergewöhnlich viel. — In Belgrad hatten König Alexander und Königin Draga kurz vor meiner Ankunft ihr Leben eingebüßt und König Peter ſeit wenigen Wochen ſeinen Konak bezogen; ruhig aber war es in Serbien noch nicht geworden. — In Mazedonien arbeiteten die Komitatſchis; und ihre Arbeit ſpiegelte ſich in der brodelnden Stimmung der Bevölkerung Bulgariens, der — trotz allem Fatalismus fühlbaren — verbiſſenen Stimmung der Türken, in den in die Luft geſprengten Bahnzügen und Schiffen wieder. — In Sebaſtopol aber brachte das Auslaufen der von Zar Nikolaus nach Burgas entſandten Schwarzen Meer-Flotte die erforderliche Aufregung, um ſich auch hier im Mittelpunkt der ſich drängenden Ereigniſſe zu fühlen.

Ich möchte verſuchen, durch Schilderungen aus dem erlebten Milieu die vielleicht etwas trockene Abhandlung über die Schlachtfelder zu beleben.

Heute können wir ruhigere Blicke nach jenen Gegenden richten: König Peter hat durch ſeine Krönungsfeier zu erkennen gegeben, daß er ſein Land, ſein Volk für beruhigt halte; durch ſeinen Beſuch in Sofia, daß er mit den Nachbarn Frieden und Freundſchaft halten will. — Fürſt Ferdinand von Bulgarien hat in perſönlichem Gedankenaustauſch mit dem Sultan die zu den Unruhen führenden Momente zu mildern verſucht. — Rußland aber, ſchwer im fernſten Oſtaſien engagiert, dürfte heute kaum geſonnen ſein, ſeine

Digitized by Google

Flotte — ob sie auch an das Schwarze Meer gefesselt ist — abermals für gleiche Zwecke einzusetzen.

Damals aber drohten Unruhe und Krieg überall; am besten erkennbar durch Persönlichkeiten, die auf Kriegslieferungen hofften. — In Belgrad war ich Augenzeuge eines frohen Festmahles, welches ein französischer Lieferant aus Anlaß der ihm übertragenen Lieferung serbischer Soldatenmäntel gab. — In Gabrowa fanden wir einen Deutsch-Russen, welcher die beiden dortigen Wasserkraftfabriken gepachtet hatte, um in ihnen bulgarische Soldatenmäntel aus dem von ihm angelieferten Tuche beschleunigt herzustellen. — In Konstantinopel verbrachte ein deutscher Finanzmann seine Tage in der Erwartung, aus den unruhigen Zeiten den Abschluß eines klingenden Geschäfts entspringen zu sehen. — Und in Sebastopol endlich drängte sich auf den kleinen Dampfer, der nach Konstantinopel fuhr, eine erhebliche Schar russischer Untertanen muhamedanischen Glaubens, welche sich vor dem Ausbruch des nach ihrer Meinung als sicher zu erwartenden Krieges unter Preisgabe all' ihrer Habe lieber in die Türkei flüchteten, als schließlich gegen ihren Padischah, gegen ihre Glaubensgenossen zu kämpfen.

Die fieberhafte Unruhe, die — abgesehen von diesen äußeren Zeichen — aller Orten erkennbar war, ließ auch für den Unbeteiligten das Gefühl einer gewitterschwülen Luft entstehen; sie machte sich auch in allerhand Belästigungen und Unbequemlichkeiten Luft, die uns nicht erspart blieben.

Schon bevor man auf orientalischem Boden angelangt war, begann sie sich fühlbar zu machen. — Im Expreßzuge, der uns durch Ungarn der serbischen Hauptstadt zuführte, gab es ein ängstliches Prüfen der Persönlichkeiten, um etwaige dem neuen Könige oder eher noch den die Macht besitzenden Königsmördern nicht genehme Personen vom Betreten des Landes abzuhalten. Auf dem Bahnhof ein so peinliches Durchsuchen des Gepäcks, daß ihm meine feierliche Kopfbedeckung, der Zylinder, zum Opfer fiel.

Die Stadt selbst anscheinend ruhig, aber — bald fühlbar — doch unter einem unsichtbaren Druck stehend, zu dem das bei Belgrad in großer Masse zusammengezogene Militär den Hintergrund schuf. Diese mit dem Herrscherwechsel zusammenhängende Truppenansammlung gab Gelegenheit, einen Eindruck — aber keinen vorteilhaften — von serbischen Truppen zu gewinnen. Bei allen Waffengattungen schöne, schlanke Figuren, die ohne Ausnahme ein vortreffliches Soldatenmaterial versprachen; aber die militärische Haltung und das straffe, soldatische Benehmen, wie wir es von unseren Soldaten verlangen und an ihnen gewohnt sind, waren in diesem Maße nicht vorhanden.

Es erscheint natürlich, daß die gewaltige politische Erregung, die damals das serbische Volk erfüllte, ihren Einfluß auch auf das Heer ausübte. Das mußte umsomehr der Fall sein, als ein Teil des Heeres (nicht nur Offiziere, sondern auch Truppen) eine entscheidende Rolle bei dem Königsmord gespielt hatte. Ich glaube, daß wie für das Land und das Volk, so auch für das

Digitized by Google

Heer erst eine Spanne Zeit wird vergehen müssen, bis die Folgen jenes erschütternden Dramas überwunden sein werden.

Die „Festung" Belgrad kann — ebenso wie Nisch, Kladowa, Pirot — nach unseren Anschauungen nicht mehr als Festung gelten. Zwar recht günstig, hoch über Save und Donau, gelegen, aber an Umfang nur einem Sperrfort ähnlich, mit hohem Aufzug, völlig ungeschütztem Mauerwerk, nicht verstärkten Traversen und offener Flankierung, ist die Zitadelle modernen Geschützen gegenüber widerstandsunfähig. Eine Stadtumwallung besteht nicht mehr.

Die Bahnfahrt Belgrad — Sofia führte (nach dem Durchschreiten des serbischen Berglandes mit hochalpinem Charakter) über die Schlachtfelder, auf denen serbische Truppen 1876 von den Türken, und 1885 von den Bulgaren unter ihrem Fürsten Alexander geschlagen wurden. Aleksinatz, Nisch, Pirot, Slivnitza sind für uns lediglich als Schlachtfelder des kleinen Krieges zu betrachten: geringe Truppenstärken in unverhältnismäßig weiter Raumausdehnung; alle Kämpfe eine Reihe von einzelnen, voneinander unabhängigen Teilgefechten.

Wesentlich günstiger als in Serbien, war von Beginn an der Eindruck, den Bulgarien, seine Bevölkerung und sein Heer hervorrufen mußten. Ein anderer Menschenschlag ist es, der hier dem Heere zufließt; nicht so groß, schlank, elegant, geschmeidig wie der Serbe stellt sich der bulgarische Soldat dar; eher mittelgroß, vielfach gedrungen, fast ein wenig schwerfällig, aber kräftig, sehnig, zähe, jeder Anstrengung, jeder Mühe gewachsen.

Ein hervorstechender Zug, allen Bulgaren vom Höchstgestellten bis zum letzten Hirten gemeinsam, trat dem Beobachter überall entgegen. Eine ernste Ruhe, ein festes, innerliches Bewußtsein ihrer Kraft und ihres Wertes, ein eisernes Streben, vorwärts zu kommen und hinauf zu steigen aus der Tiefe, in die rücksichtslose Türkenherrschaft das Land gebracht, zu den Höhen heutiger Zivilisation und Kultur. Wenn man Gelegenheit hatte, dieses gefestete Selbstvertrauen bei jedermann zu beobachten, diesen Stolz auf das bisher Geleistete und die unerschütterliche Zuversicht auf weitere Erfolge, so mußte man den Eindruck gewinnen, daß dieses energische Volk berufen ist, eine wichtige — meines Erachtens die gewichtigste — Rolle auf der Balkan-Halbinsel zu spielen.

Ich sprach den Chef des Generalstabes, Offiziere aller Grade und Waffengattungen, sah Truppen verschiedener Waffen, sprach mit Angehörigen der gebildeten Kreise in Sofia, wie mit dem Bewohner der in einsamer Höhe im Balkan gelegenen Hütte, und überall trat mir diese zähe Entschlossenheit des Vorwärts- und Aufwärtsstrebens entgegen.

In Sofia, in Plewna, in Stara-Zagora fand ich Gelegenheit, die auf den dort üblichen Übungsplätzen, den Sommerlagern, befindlichen Truppen zu beobachten. Die Armee, durchaus in russischer Weise ausgebildet, zum Teil von russischen Lehrmeistern, zum Teil von den in Rußland ausgebildeten

Digitized by Google

bulgarischen Offizieren, machte einen vortrefflichen Eindruck; in der Einzelausbildung jedes Mannes halte ich sie ihren alten Lehrmeistern überlegen. Die — allerdings eine härtere, volle zwei Jahre dauernde und einen Kriegsschulkursus umfassende Ausbildung erfahrenden — Reserve-Offizieraspiranten ließen den Wunsch nach gleich vortrefflichen körperlichen und geistigen Leistungen bei unseren Einjährig-Freiwilligen wach werden.

Charakteristisch für die damaligen Zeitläufte war die sehr starke Einziehung von Reservisten zu den Linien- und zu besonderen Reserveregimentern, die nach damaliger Organisation den Grundstock für eine im Mobilmachungsfalle aufzustellende Brigade gaben. Beide Arten von Regimentern waren überall, besonders an der Grenze, auf einem solchen Mannschaftsstande, daß sie — falls die Türkei zur Kriegserklärung geschritten wäre — eigentlich als sofort marschfähig angesehen werden konnten. Bekanntlich wurde vom bulgarischen Kriegsministerium diese günstige Gelegenheit dazu benutzt, die Reserveregimenter in Linienregimenter zu verwandeln und dadurch die Zahl der Infanterieregimenter der Armee von 24 auf 36 zu erhöhen, die Kraft der Armee also ganz erheblich zu steigern.

Die Offiziere ließen ihre russischen Lehrmeister in vielen Sitten und Gebräuchen erkennen; die Offizierkasinos erinnerten vielfach an unsere eigenen.

Ich glaube sagen zu dürfen, daß die bulgarische Armee, in etwaigen Kämpfen im Orient, südlich der Donau die einzig tüchtige, die entscheidende Rolle spielen wird. Die Regierung, die Armeeverwaltung wissen, was sie wollen; und dieser Wille hat, im Einklang mit dem Willen des Volkes, die Armee zu einem scharfen, schneidigen Werkzeug heranwachsen lassen.

Das Bewußtsein ehrlichen Aufwärtsstrebens und erfolgreicher Arbeit ließ es das bulgarische Volk um so tiefer empfinden, daß dies Streben nicht von anderen Staaten so anerkannt wurde, wie es erhofft hatte. Ganz besonders schmerzhaft wurde es, wie mir vielfach versichert wurde, empfunden, daß unser, von ihm hoch geachtetes deutsches Volk ihm nicht die erwünschte Achtung zolle. Besonders von ihm erhoffte man die mit heißem Ehrgeize erstrebte Schätzung als heranwachsendes Kulturvolk. Man blickte auf zu unserem energischen Kaiser und erstrebte von Herzen seine Achtung — und, wie die jüngst erfolgte Errichtung einer diplomatischen Vertretung in Berlin, die in Aussicht stehenden unmittelbaren Verhandlungen über Handelsverträge, der Besuch des Fürsten Ferdinand in Berlin zeigen, endlich mit Erfolg.

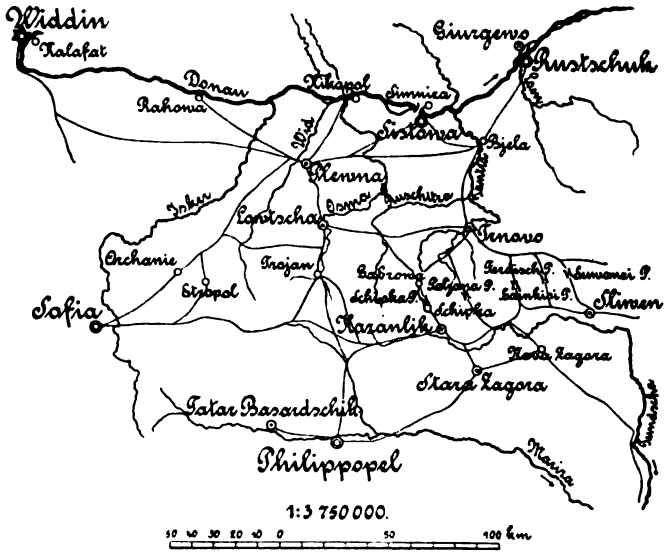
Aber anders war es noch im Vorjahre. Um so tiefer empfand ich die große Förderung und das Wohlwollen der bulgarischen Regierung und der Militärbehörden sowie die Unterstützung durch die Offiziere bei meiner Reise. Als Begleiter für die Dauer des Aufenthalts auf bulgarischem Boden wurde mir Hauptmann Lukoff vom Generalstabe zugewiesen, der in aufopferndster Weise sich für unser Wohl und unsere Wünsche interessierte; wo seine persönliche Kenntnis des Geländes nach Ansicht des Herrn Chefs des

Digitized by Google

Generalstabes, der selbst in liebenswürdigster Weise ein Programm für die Reise vorschlug, nicht auszureichen schien, wurde für die Begleitung durch andere, vorzüglich orientierte Offiziere gesorgt. Wo sich Gelegenheit bot, waren Dienstpferde zur Verfügung gestellt, die Sorge um Unterkunft und Verpflegung uns abgenommen. Wenn es auch selbstverständlich ist, darf ich doch versichern, daß das Gefühl aufrichtigster Dankbarkeit für diese Kameradschaft und Unterstützung mich nicht in meinem Urteil über die hohe Qualität der bulgarischen Armee beeinflußt hat.

Sobald die für die Reise erforderlichen Vorbereitungen beendet waren, ging es von Sofia nach Plewna.

Übersichtsskizze von Bulgarien.



Die Bahn Sofia—Plewna—Trnovo—Varna (Nordbulgarien der Breite nach durchziehend, ebenso wie die Bahn Sofia—Philippopel—Stara- und Nova-Zagora—Burgas Südbulgarien) führte uns durch das zu den kühnsten Kunstbauten zwingende Jskertal, zu der berühmt gewordenen Stadt. — Jn den Ausläufern des Balkan, an der Tutschenitza, unmittelbar vor ihrer Vereinigung mit dem Griwizabach und der gemeinsamen Mündung in den Widfluß gelegen, hat keine Gunst örtlicher Geländeverhältnisse Plewna zu der wichtigen, berühmt gewordenen provisorischen Festung gemacht, die 1877 aus dem Orte entstand, sondern lediglich seine Lage am Knotenpunkte der großen Straßen Widin bzw. Sofia—Orchanie—Plewna—Rustschuk und Philippopel—Trojan—Lowtscha—Plewna, mit weniger guten Verzweigungen nach Sistowa und Nikopol, — vor allem aber der Verlauf der Kriegsereignisse.

Digitized by Google

Ende Juni hatte das russische Heer die Donau überschritten, im Juli in raschem Vordringen den Balkan überstiegen und ging auf Konstantinopel vor, bevor die Armee Suleiman Paschas von Montenegro und Albanien zur Deckung der Hauptstadt herangeschafft war. Gegen die lange Verbindungslinie mit der einzigen Donaubrücke stieß von Osten Mehemed Ali, von Westen — von Widin her — Osman Pascha vor. Trotz gewaltiger Märsche gelang es dem letzteren nicht, in die das Schicksal der Festung Nikopol entscheidende Schlacht einzugreifen; wohl aber, die Besatzung des Knotenpunkts Plewna rechtzeitig gegen die im Anmarsche befindlichen russischen Kräfte zu verstärken. Schilder-Schuldners erster Angriff am 20. Juli wurde unter schweren Verlusten abgewiesen. Am 30. Juli griff Krüdener abermals an, um mit über 8000 Mann Verlust gleichfalls zurückgeworfen zu werden. Die gesamte russische Offensive stockte.

Gegen die von Osman Pascha seit dem 20. Juli verschanzte und andauernd verstärkte Stellung wurden stärkere Angriffsmittel (Truppen, besonders die rumänischen Armeekorps und Belagerungsgeschütze) herangezogen, am 8. September ein dreitägiges Bombardement der Stellung und am 11. der Sturm unternommen. Die erste Griwizaredoute fiel und blieb in den Händen der Russen und Rumänen; Skobelew drang bis zum dritten Höhenzuge des Grünen Berges vor, zwei Schanzenreihen erobernd; am 12. September warf ihn Osman Paschas Gegenstoß zurück und, mit 16 000 Mann Verlust, war auch der dritte Angriff gescheitert. — Totleben wurde berufen, um Plewna einzuschließen und durch belagerungsmäßige Aushungerung zur Übergabe zu zwingen. Rings um die türkischen Stellungen entstand die in gleicher Weise verstärkte Kampfstellung der russisch-rumänischen Einschließungslinie, an der Osman Pascha seinen über den Wid nach Westen angesetzten Durchbruch am 10. Dezember scheitern sah.

Daß dies eintreten mußte, wenn russischerseits auf dem linken (westlichen) Widufer die Einschließungslinie genügend verschanzt und besetzt war, ist verständlich, sobald man die ganz allmählich ansteigende, glacisartig geformte Hügelkette sieht, auf der hier die russische Einschließungslinie lag. Alle türkischen Bewegungen mußten den Wid überschreiten und waren einzusehen, sobald sie von dem steilen und hohen Ostufer in das Tal des Wid hinabstiegen. Obschon die vorderen Schützengräben im gewaltigen Ansturme von den tapferen türkischen Truppen genommen wurden, scheiterte er an der letzten Reihe starker Schanzen und den rechtzeitig aus den anderen Abschnitten herangezogenen Verstärkungen.

Das vom Wid zunächst ostwärts steil aufsteigende Gelände geht bald in ein flach gewelltes, stetig nach Osten ansteigendes Hügelland über, in das die Suluklija, Tutscheniza, Griwiza und Bukowa tiefe Täler mit vielfach schroffen Hängen eingerissen haben. So bietet die türkische Plewnastellung — und das ist charakteristisch für sie — an keiner Stelle einen beherrschenden, das Vorgelände auf mehr als 2 bis 3 km überhöhenden Punkt. Im Gegen-

Digitized by Google

teil: ringsum ist sie auf wenige Kilometer Entfernung überhöht und von vielen Stellen eingesehen. Dabei ist das Gelände durch die genannten Täler in höchstem Maße zerrissen, innerhalb der Stellung unübersichtlich, nur beschränkte und der feindlichen Artilleriewirkung nicht ganz entzogene Unterkunft bietend; es besteht also kaum ein für die Verteidigung günstiges Moment.

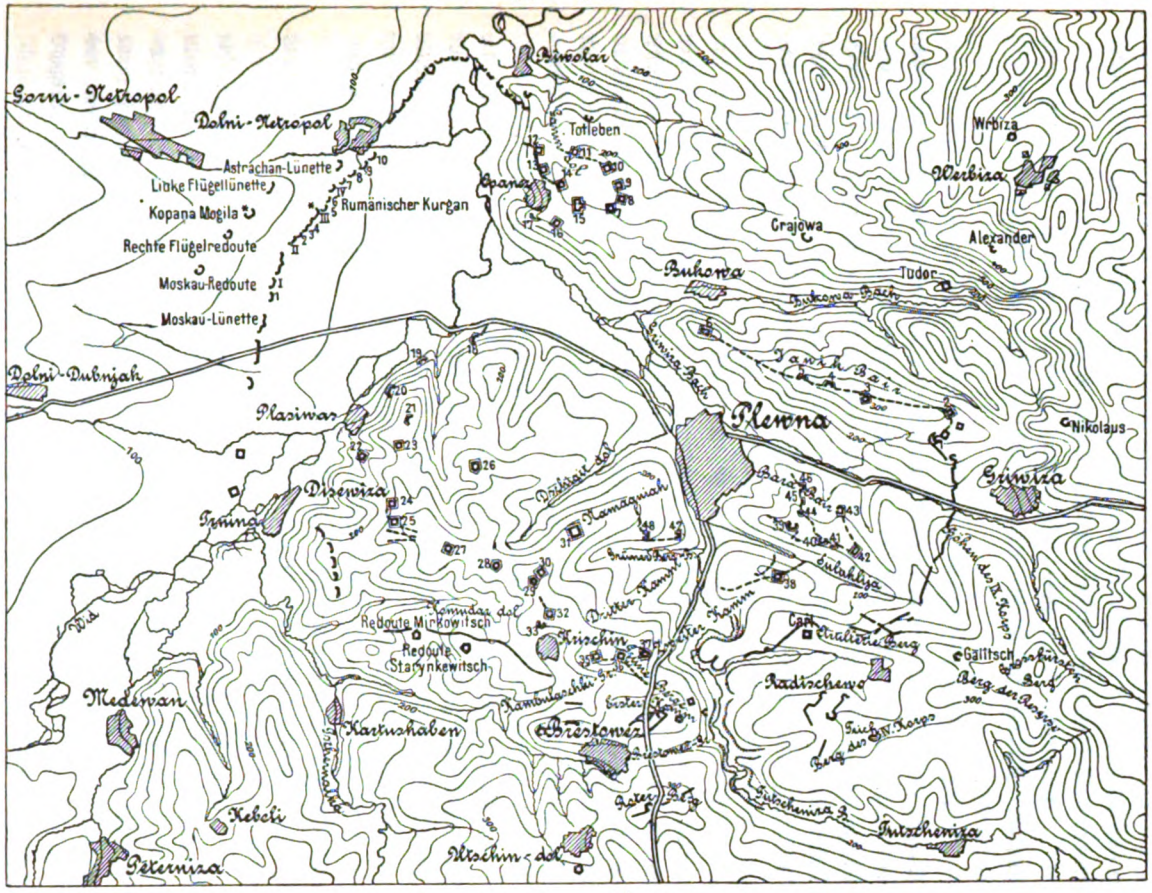
Und doch hat sich — nicht in permanenten, sondern anfangs in feldmäßigen, später in provisorischen Verschanzungen — hier Osman Pascha gegen gewaltige Überlegenheit behauptet und nicht der Wirkung des Kampfes, sondern der Wirkung des Hungers sich ergeben müssen.

Die türkischen Verschanzungen — sie sind, wie ich schon sagte, infolge des aus standfestem Lehm und Löß bestehenden Bodens so gut erhalten, daß man z. B. die Nischen der eingesetzten Munitions- und Patronenkästen noch heute erkennt, daß die als Untertreteräume hergestellten Erdlöcher noch jetzt den Hirten und Feldhütern zur Unterkunft dienen — sind dabei eigenartig angelegt. Überall, soweit irgend möglich, liegen die stärkeren, geschlossenen Werke, ihrem Grundriß nach sich den örtlichen Verhältnissen geschickt anpassend, auf den rückwärtigen Hang der Ketten und Rücken zurückgezogen — nicht, wie es im allgemeinen bei uns geschieht, auf den Höhenrand oder den vorderen Hang vorgeschoben, um Schußfeld von der Mündung bis auf die weiteste Entfernung zu gewinnen. So schränkte man das Schußfeld bewußt auf wenige hundert Meter ein, entzog aber die Werke der feindlichen Sicht und damit der planmäßigen Beschießung. Die infolge der innerhalb des Feuers sehr kurzen Angriffsdauer notwendig werdende Steigerung der Feuerwirkung gewannen die Türken durch dreifach hinter- bzw. übereinanderliegende Feuerlinien. Auf die Höhenränder selbst wurden nur Schützenlöcher vorgeschoben, die eine Beobachtung des Vorgeländes gestatteten und auch eine Feuerabgabe durch wenige, aber mit außerordentlich großer Patronenzahl ausgestattete Schützen, die während des feindlichen Artilleriefeuers in den in die vordere, senkrechte Grabenböschung eingeschnittenen schmalen Nischen ausreichenden Schutz fanden.

Während diese vorderen Schützengräben fast ganz in den gewachsenen Boden versenkt sind, um sie der Sicht zu entziehen, war dies bei den durch ihre zurückgezogene Lage geschützten Schanzen nicht erforderlich. Sie zeigen vielmehr hohen Aufzug (um die mehrfachen Feuerlinien übereinander zu ermöglichen), steile Böschungen, wechselnde, weil dem Gelände angepaßte Grundrißformen und eine hohe, fast immer kreuzförmige Rückenwehr im Innern. Den sich erst während der Kämpfe herausstellenden Bedürfnissen entsprechend, passen sich Annäherungs- und Verbindungsgräben und vorgeschobene Schützenlöcher in das Verschanzungssystem ein; wo das Gelände dazu aufforderte oder die Gefährdung dazu zwang, z. B. auf den Grünen Bergen, wiederholen sich die verschanzten Linien mehrfach hintereinander. Ein Schema fehlt vollständig.

Digitized by Google

Skizze: „Plewna".



Maßstab: 1 : 85 000.

Digitized by Google

Ganz ähnlich zeigen sich die Befestigungsarbeiten in der russisch-rumänischen Einschließungslinie; doch treffen wir hier eine mehr auf weiteste Feuerausnutzung hinzielende Lage, da Rücksicht auf etwaige Beschießung aus schweren Kalibern für den Angreifer nicht mitsprach.

So begünstigte das Gelände durch seine Bodenbeschaffenheit die technische Ausführung der Befestigungsanlagen in hohem Maße; im großen aber waren alle Verhältnisse für den Verteidiger ungünstig.

Umsomehr fragt man sich deshalb, wie es möglich war, daß trotz alledem Plewna so lange der russischen großen Überlegenheit zu trotzen vermochte.

Die russischen Angriffe am 20. und 30. Juli erfolgten in Unterschätzung des Gegners, ohne Erkundung und ohne Abwarten der artilleristischen Wirkung. Der Angriff am 11. September war zwar durch schwere Geschütze vorbereitet, aber gleichfalls nicht bis zur Niederkämpfung der feindlichen Artillerie oder gar Erschütterung des Gegners, da alle Rücksichten auf Wirkung, nämlich Herangehen auf beste Wirkungsweite, Vereinigung des Feuers und gute Beobachtung, außer acht gelassen wurden.

Die Artillerie wurde nicht zusammengehalten, sondern auf den fast vollen Umkreis der Einschließung zerstreut; sie blieb erheblich außerhalb der wirksamen Schußweiten, während gedeckter An- und Aufmarsch und verdeckte Stellungen reichlich vorhanden gewesen wären; sie entbehrte der Geschützart, hier Steilfeuer, welche den zu bekämpfenden Zielen entsprach, vernachlässigte die Beobachtung ganz und begann den Kampf, ohne daß ausreichende Munition vorhanden oder ausreichende Zufuhr sichergestellt gewesen wäre.

Der Angriff mußte am 11. September durchgeführt werden, weil die Munition zu Ende ging, obschon man sich über die geringen Erfolge der Beschießung klar war. Wenn es trotzdem gelang, die erste Griwizaredoute und die erste und zweite Linie der Verteidigungswerke auf dem Grünen Berge zu stürmen, so ist dies ein Verdienst der überaus tapferen Infanterie und der Energie Skobelews. Aber die Angriffe auf die nur 300 m entfernte zweite Griwizaredoute scheiterten, ebenso die Stürme auf die dritte Linie des Grünen Berges.

Einander dicht gegenüber lagerten vom 11. zum 12. September die Streiter; am frühen Morgen erneuerte sich der blutige Kampf um die zweite Griwizaredoute ohne Ergebnis. Die erste Griwizaredoute blieb in russisch-rumänischen, die sonstige Stellung in türkischen Händen. Südlich Plewna befähigte der Einsatz der gesamten Reserven Osman Pascha, Skobelew aus den eroberten Stellungen zurückzutreiben, weil diesem die nötigen, dringend geforderten Verstärkungen nicht rechtzeitig zugeführt werden konnten.

Es ist eigentlich unbegreiflich, daß russischerseits nicht für die nötigen Verbindungen über die tiefen, die Abschnitte zerreißenden Täler gesorgt war. Sind Suluklija, Griwiza und Bukowa schon — auch heute noch — sehr schwierige, eigentlich nur auf den Wegen zu passierende Verkehrshindernisse,

Digitized by Google

so ist die Tutschenizaschlucht ohne jede Vorbereitung überhaupt nicht zu überschreiten.

Als ich nach mühsamem Kletterabstieg auf dem Grunde des etwa 50 m breiten Tales stand und die 30 m und höher senkrecht aufsteigenden, teilweise überhängenden Kalkdolomitwände erblickte, begriff ich, weshalb man Skobelew keine Unterstützung von Radischewo nach Krischin hatte zuschicken können; nicht aber, weshalb angesichts dieser Geländeverhältnisse die sonst so vortrefflichen russischen Pioniere und Ingenieure nicht in dem sechs Wochen langen Zeitraum für die dringend erforderlichen Verkehrswege gesorgt hatten.

Man kämpfte infolgedessen in den einzelnen, scharf voneinander getrennten Abschnitten, ohne sich gegenseitig zu unterstützen. Als Osman Pascha erkannte, daß sich seine Kampfstellung allerorten auf gewisse Zeit hielt, ließ er die nahe Plewna stehende gesamte Hauptreserve westlich des Ortes in der Nacht bereitstellen und am frühen Morgen mit überwältigender Überlegenheit seinen gefährlichsten, schon angesichts der Stadt nächtigenden Gegner Skobelew angreifen.

Schwerlich hätten wir, trotz der tadellos erhaltenen Formen, die Befestigungswerke beider Gegner in den hohen Maisfeldern und Weingärten gefunden, ohne erheblichen Zeitverlust die schwer passierbaren Abschnitte überschritten, wenn nicht der Adjutant der in Plewna stehenden Brigade, Hauptmann Tuikoff, ein ebenso liebenswürdiger wie absolut zuverlässiger, völlig orientierter Führer gewesen wäre. Seine hervorragende Ortskenntnis erklärt sich durch den ihm gewordenen Auftrag, für Zwecke militärischen Unterrichts eine plastische Darstellung des Schlachtfeldes anzufertigen. Das Ergebnis einer fast jahrlangen Arbeit war ein mehrere Quadratmeter großes Gipsbild von genauester Arbeit, das in wundervoll plastischer Form das zerrissene, schwierige Gelände vor die Augen treten ließ.

Waren die Befestigungen Plewnas auch nur provisorischer Art, so ist es doch möglich, bestimmte Lehren auch für den Festungskrieg aus ihnen abzuleiten. Nicht in dem Sinne, wie es ein Jahrzehnt hindurch geschah, daß man unter Hinweis auf Plewnas Widerstand ständige Befestigungsanlagen für überflüssig hielt und die notwendigen Anlagen als bewegliche Festung erst im Bedarfsfalle schaffen wollte; sondern in der Richtung, daß es unmöglich ist, den Infanterieangriff vor der Niederkämpfung der Artillerie, der Erschütterung der Infanterie, der Sturmreifmachung der Werke erfolgreich durchzuführen; daß für Angreifer und Verteidiger das rechtzeitige Einsetzen der die Überlegenheit gewährenden und damit den Erfolg bringenden Reserven an entscheidendem Punkte nur dann gewährleistet ist, wenn genügend zahlreiche und gute Verkehrsstraßen ihr schnelles Verschieben gestatten.

Nach den nicht geringen Anstrengungen der — durch Gestellung von recht guten Dienstpferden durch das bei jedem Infanterieregiment befindliche und zur Berittenmachung der Hauptleute und Adjutanten bestimmte

Digitized by Google

Pferdekommando erleichterten — Schlachtfeldbesichtigung war alsdann die Besichtigung des frischen soldatischen Lebens in dem auf dem Griwizarücken angelegten Lager, der Verkehr mit den liebenswürdigen Offizieren, die Besichtigung der tadellos gehaltenen Kaserne, des Offizierkasinos usw. eine willkommene Abwechselung, die nur dazu beitragen konnte, die hohe Wertschätzung der bulgarischen Armee zu befestigen und zu vertiefen.

Von Plewna führte uns die Eisenbahn nach Trnovo, um von dort, der alten, auch 1877 benutzten Heerstraße folgend, auf dreitägigem mühseligem Weg — teils zu Wagen, teils auf Saumpferden, teils zu Fuß — über den Schipka die mazedonische (südbulgarische) Ebene der Mariza zu gewinnen. Auch hier wieder war Hauptmann Lukoff der liebenswürdige Begleiter, des Weges und Geländes um so kundiger, als Gabrowa, am Fuße des eigentlichen Balkanaufstiegs, seine Vaterstadt, der Schipkabalkan seine Heimat war.

Durch die nach Süden allmählich ansteigenden Vorberge ging auf guter Chaussee, zum Teil im tief eingeschnittenen Jantratale, die Fahrt nach Gabrowa; auch von dort folgenden Tages der Weg zunächst noch mit mäßiger Steigung im Tale des westlichen Quellflusses der Jantra aufwärts etwa bis zu dem Punkte, wo an einem Wirtshause (Han) der Weg nach Seleno Drevo abzweigt, und von wo dereinst die für Bulgarien strategisch hochwichtige Bahn Trnovo — Gabrowa — Schipka — Kazanlyk — Stara-Zagora in 14 bis 16 km langem Tunnel den Balkan durchbohren und damit erst Nord- und Südbulgarien in engste Verbindung bringen soll.

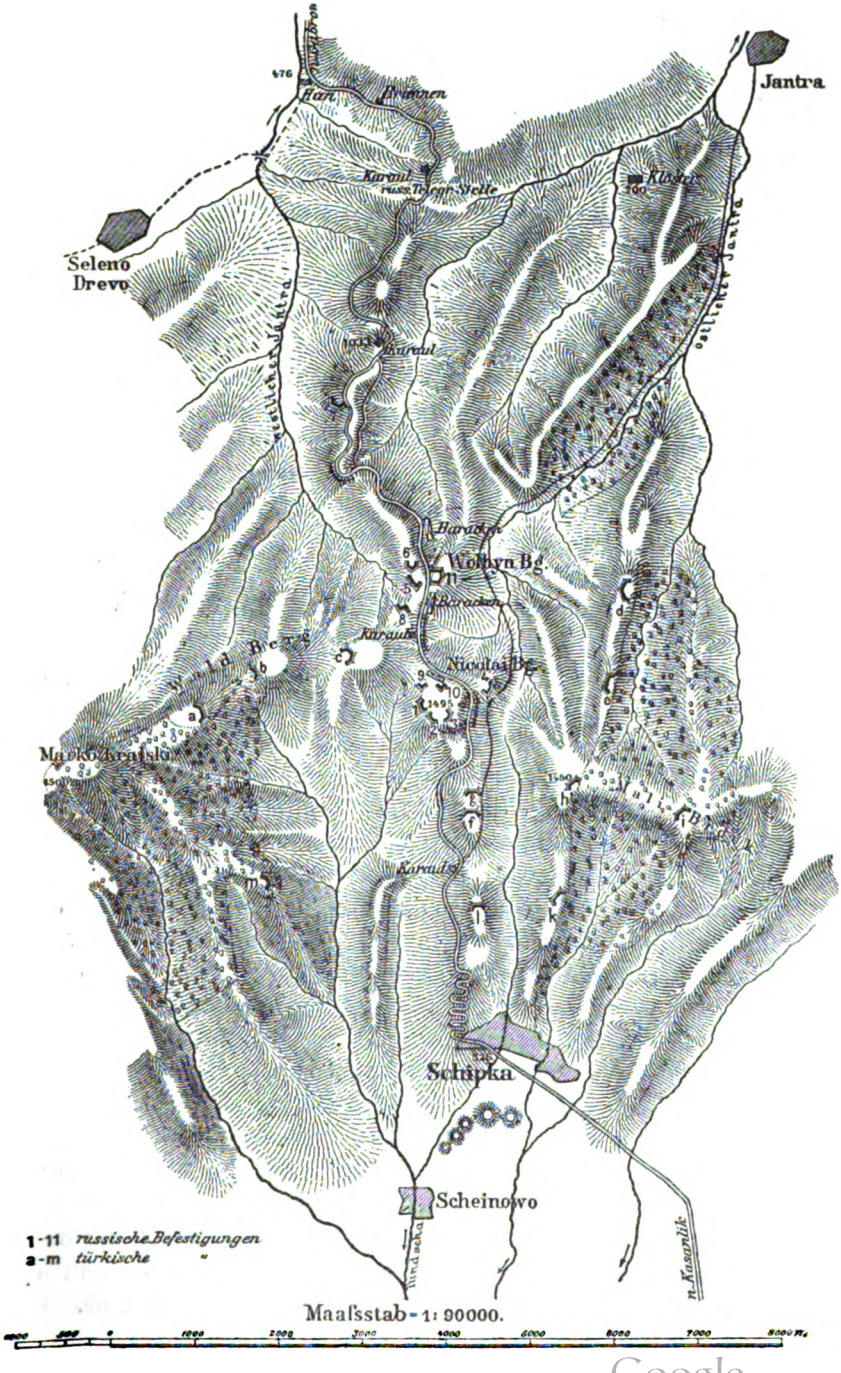
Der Weg ist nicht als Kunstweg, sondern als Naturweg entstanden; daher die mit verlorenen Steigungen verbundene Führung auf einem Rücken anstatt in einer Talsenke. Rechts und links ziehen sich bewaldete Rücken nach Norden, während der Schipkarücken selbst unbewaldet ist. Bald wird der Aufstieg steiler, die Felswände rauher, die Luft frischer; unermüdlich schreiten die kleinen, häßlichen, struppigen Saumpferde bergauf, bis der Weg trotz zahlreicher Windungen streckenweise so steil und voller Felsgeröll wird, daß ein öfteres Absteigen erforderlich ist. Auf dem Grat des sehr schmalen, rechts und links steil abfallenden, nach Süden ziemlich stark ansteigenden Rückens gewinnt die Straße allmählich die Paßhöhe.

Kleine, bald rechts, bald links, bald beiderseits der Straße, je nachdem der schmale Rücken neben ihr geringen Raum bot, liegende Verschanzungen — in der Skizze nicht eingetragen — kennzeichnen, wo türkische Truppen den Vormarsch Fürst Mirskis am 17. und 18. Juli aufhielten, bis Gurkos Umgehung sie zum Aufgeben ihrer Stellungen veranlaßte.

Aber schon eine Stunde vor der Paßhöhe nehmen die Verschanzungen ihre Front parallel zur Chaussee, bald nach Osten, bald nach Westen, um schließlich auf dem Wolhynischen und mehr noch auf dem Nicolaiberge eine nach allen Seiten gerichtete, geschlossene Form anzunehmen. Kaum für die Chaussee ist auf dem schmalen Rücken oder am Abhange Platz, so daß sie zwischen aus Felsstücken aufgestapelten Brustwehren fast im Einschnitt sich

Digitized by Google

Skizze: „Schipka".



Digitized by Google

hinzuziehen scheint. Mit schmaler Front (höchstens 700 m) nach Süden, mit langgestreckten, 5 km tiefen Flanken, die oft nur 15 bis 20 Schritt voneinander entfernt laufen, nach Osten und Westen, beiderseits umfaßt und vielfach überhöht von den benachbarten Rücken, so stellt sich diese eigenartige Verschanzung dar, in der die Russen sich von Anfang August 1877 bis Anfang Januar 1878 halten mußten.

In der ersten Zeit (bis Ende August) und noch einmal am 17. September drohte ihnen Vernichtung durch die wilden Sturmangriffe gegen Front und Flanken, später durch ununterbrochene Beschießung, sowie durch die wütende Kälte auf dem jeden Schutzes baren Felsplateau. Auf nahezu 1400 m über Meereshöhe liegt die Paßhöhe, neben der sich westlich der sie beherrschende Nicolaiberg noch um weitere 100 m erhebt.

Man begreift es nicht, daß Suleiman Pascha gegen die stellenweise senkrecht, sonst fast durchweg unter 45 Grad ansteigende Höhe überhaupt einen Frontalangriff hat ansetzen, noch weniger, daß wütende Sturmangriffe bis an die russische Stellung haben heran-, sogar bis in die vorgeschobenen Schützengräben haben hineingeführt werden können. Aber die Paßhöhe wurde gehalten, obschon auf die beiderseits umfassenden Rücken die Türken mit unsäglicher Mühe Geschütze brachten und die russischen Anmarschstraßen unter intensivem Feuer hielten.

Dabei bestanden alle russischen Werke infolge des Felsbodens nur aus niedrigen, mühsam zusammengetragenen und durch Flechtwerk zusammengehaltenen Felsstücken, mit flachem Vorgraben, fast ohne Traversen, ohne nennenswerte schuß- oder splittersichere Eindeckung. Jedes Stück Holz, jeder Bissen Brot, jeder Tropfen Wasser mußte auf mühseliger, vom feindlichen Feuer beherrschter Straße hinaufgeschafft werden. Daß die tapferen Verteidiger sich bis zum Eintreffen Radetzkys halten konnten, verdanken sie einerseits ihrer beispiellosen Ausdauer und Tapferkeit, mehr aber noch den ungleichzeitigen, schlecht geführten Angriffen der türkischen Umfassungskolonnen und dem brutalen Eigensinn Suleiman Paschas, der in immer wiederholten Frontalstürmen sein ganzes Korps aufrieb. Man bewundert staunend die todesmutige Ausdauer der russischen Truppen, an deren Seite hier sich bulgarische Druschinenbataillone die ersten Lorbeeren erkämpften.

Das damals so oft wiederkehrende Wort: „Am Schipka alles ruhig“ gewinnt erst seine wahre Bedeutung an Ort und Stelle. Ein russischer Kirchhof, eine Kapelle, ein Denkmal mit Wärterhaus und ein Andreaskreuz auf dem Nicolaiberge sind seither hinzugekommen. Die Erdhütten der Besatzung sind verschwunden, die russischerseits am Südvorsprunge des Nicolaiberges durchstochene Straße in notdürftigster Weise wieder fahrbar gemacht, sonst sind die Anlagen erhalten; die Batterien und Schützengräben bieten sich auch hier noch heute dem Beschauer in fast unveränderter Form dar, in ihrer Eigenart einen gewaltigen Eindruck auf Herz und Sinne ausübend. Festhalten in der Front, umfassendes Vortreiben der Flügel — das war hier

Digitized by Google

das den Erfolg verbürgende Problem, welches Suleiman Pascha, obschon seine Truppen bis zum Jantrakloster und Seleno Drevo vordrangen, nicht durchzuführen verstand; welches die Russen zweimal, im Juli 1877 und im Januar 1878, einmal mit geringerem, das andere Mal mit den Feldzug entscheidendem Erfolge anwandten.

In unendlichem Staunen blickt man vom Nicolaiberge südwärts in die weite, mit den Rosenfeldern von Kazanlyk bedeckte Ebene, die Eingangspforte nach Adrianopel und Konstantinopel. Der Abfall des Balkan ist so steil, daß erst nach halbem Abstieg das am Südfuße des Balkan liegende Dorf Schipka mit seiner farbenprächtigen, schönen russischen Dankeskirche sichtbar wird. In unzähligen Windungen an dem 700 m ganz steil abfallenden Südhang senkt sich der schlechter und schlechter werdende Weg zum Gebirgsfuße hinab, an dem sich 22 000 Türken bei Schipka—Scheinowo am 9. Januar den sie umklammernden Russen ergaben.

In Stara-Zagora, dem bulgarischen Grenzposten gegen Adrianopel verlebte ich abermals frohe Stunden mit den dortigen Kameraden; nahm hier Abschied von den bulgarischen Soldaten, wie am folgenden Tage mit aufrichtigem Danke in Tirnowa-Semenly von dem liebenswürdigen Führer und Begleiter, Hauptmann Lukoff.

Schon bald, dicht hinter der Grenzstation Mustafa Pascha, fand sich Gelegenheit zum Vergleiche zwischen den eben verlassenen bulgarischen und den jetzt als Posten die Sicherheit der Bahnlinie angeblich gewährleistenden türkischen Soldaten. Die zu Gebote stehende Zeit gestattet mir nicht, den Vergleich zwischen den beiden Soldaten des weiteren auszuführen. Aber der sofort in die Augen springende Unterschied zwischen beiden zwang mich zu dem Ausspruch, das südlich der Donau das bulgarische Heer zurzeit das führende Element darstellt.

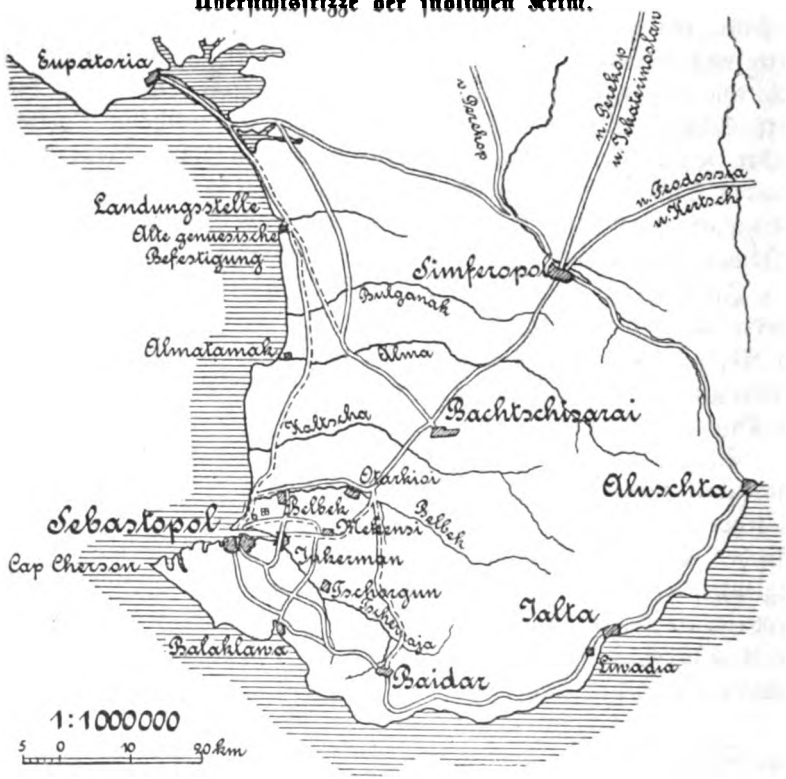
Die Fahrt ging nach Konstantinopel, und von dort auf kleinem, wenig komfortablem Dampfer nach Sebastopol — der Stätte jenes Festungskampfes, der zum ersten Male die geheiligten Regeln Vaubanscher Festungskriegskunst umstieß, der die freiere Auffassung auf diesem, bis dahin fast der schwarzen Kunst zugeschriebenen Gebiete einleitete.

Einen eigenartigen Eindruck macht auf den Ankommenden die Anfahrt zur Bucht von Sebastopol. Das hohe Südgebirge der Krim, das Jailagebirge, wächst aus dem Meere empor, und weit nach Osten erblickt man die Ruinen der altgenuesischen Kastelle, welche die nicht erkennbare Einfahrt in die Bucht von Balaklawa kennzeichnen, in der das englische Heer während des Krimkrieges seinen großen Depotplatz schuf; eine weitere halbe Stunde Fahrt und man passiert den Leuchtturm von Chersonnes, die Kamiesch- oder Schilfbucht kennzeichnend, in welcher die französischen Streitkräfte den Endpunkt ihrer rückwärtigen Verbindungen anlegten. Noch eine weitere Viertel-

Digitized by Google

ſtunde, und rechts und links von der Einfahrt in die Bucht von Sebaſtopol drohen die beiden gewaltigen Befeſtigungsanlagen, die Forts Konſtantin und Alexander, herüber, die damals gemeinſchaftlich mit den weiter landeinwärts folgenden Batterien und den verſenkten Kriegsſchiffen erfolgreich die Einfahrt in die Bucht geſperrt haben.

Überſichtsſkizze der ſüdlichen Krim.



Bei genauerem Hinblick erkennt man neben den alten Anlagen, teils in einer, teils in zwei oder drei Reihen übereinander, die neuen Küſtenbatterien. Auf das geſchickteſte dem Gelände angepaßt, in Form und Farbe ſich ſchwer abhebend, faſt auf dem Meeresniveau liegend und anſcheinend mit bombenſicheren Räumen, Geſchütz- und Beobachtungspanzern uſw. gut ausgeſtattet, in reichlicher Zahl vorhanden, ſcheinen ſie ſehr wohl befähigt zu ſein, auch ſtarken feindlichen Geſchwadern den Eintritt zu verwehren. Auf der Landſeite iſt Sebaſtopol heute nicht befeſtigt.

Nach unſerer Abfahrt von Konſtantinopel war die ruſſiſche Flotte zu der bekannten Flottendemonſtration nach Burgas ausgelaufen; eine Überraſchung ſondergleichen bot uns dieſe Nachricht bei der Ankunft; dazu herrſchte eine gewaltige Aufregung. Alles rüſtete ſich für ernſtere Ereigniſſe, für den erwarteten Krieg gegen die Türkei.

Digitized by Google

Den Zwang der drohenden Verwickelungen mußten wir bei unserer Ankunft in Sebastopol abermals fühlen. Als das Schiff am Bollwerk der Südbucht anlegte, erwartete es dort ein Soldaten- und Zollbeamtenkommando unter Führung eines Obersten. Das Schiff wurde besetzt und zunächst die Schiffsmannschaft des genauesten gemustert und geprüft, ob seit dem letzten Hiersein (vor wenigen Tagen) ein Zuwachs oder eine Änderung eingetreten wäre.

Dann kamen die vier Passagiere der ersten Kajüte zur Prüfung, die — lediglich für Personen und Papiere — mehrere Stunden beanspruchte, während die Durchsicht des Kofferinhalts sich etwas schneller erledigte. Wie lange die Prüfung der etwa 20 Passagiere der Vorkajüte gedauert hat, entzieht sich meiner Kenntnis; ebenso, was dem Obersten an unseren Persönlichkeiten (etwa außer dem letzten Aufenthaltsort Konstantinopel) und an unseren Papieren gefahrdrohend erschienen war. Dem muß aber so gewesen sein.

Eigenartig berührt es jedenfalls, daß von den von mir in Südrußland aufgegebenen Briefen seinerzeit kein einziger an sein Ziel gekommen ist, und von den mir zugesandten nur zwei nachträglich an mich gelangt sind.

Es war schwer, aus dieser sich unwillkürlich auf den Zuschauer übertragenden Unruhe zu den Stätten alter Kämpfe zu wandern. Auch hier war das, was an Spuren dieser Kämpfe erhalten war, mehr als man nach dem langen verflossenen Zeitraum erhoffen durfte.

Vom Jailagebirge dachen sich nach Nordwesten ganz allmählich breite Felsrücken ab, in die am westlichen Ende das Meer eine Reihe fjordähnlicher Einschnitte macht, zu denen die Schilfbucht, die Bucht von Chersonnes gehört, und deren größter die Bucht von Sebastopol mit den an sie anschließenden, nach Süden gerichteten Buchten ist. Auf den bis zu 30 m unmittelbar von der Wasserfläche der Südbucht senkrecht aufsteigenden, durch Treppen und Rampen zugänglich gemachten Felsplateaus liegt westlich die Stadt Sebastopol selbst, östlich die zu ihr gehörige Karabelnaja, die Schiffervorstadt. Südwärts von beiden liegen die alten Befestigungen, beiderseits an die Sebastopolbucht angelehnt, deren Stützpunkte auf einige, das Durchschnittsniveau der Hochflächen nur um ein geringes überragende Höhenpunkte beschränkt werden mußten. Da der allgemein flache Hang der Rücken ununterbrochen südwärts ansteigt, so wiederholt sich auch hier die Erscheinung, daß der Verteidiger zwar in seiner Stellung das unmittelbare Vorgelände überhöhte und beherrschte, auf wenige 100 m aber selbst vom Angreifer überhöht und eingesehen wurde. Eine weitere Ähnlichkeit mit den Verhältnissen bei Plewna ist die starke Zerrissenheit des Geländes, für den Verteidiger, wie erst recht für den Angreifer. Eine Reihe von Buchten, in ihrer Verlängerung Schluchten mit 20 bis 30 m hohen, steilen und unüberschreitbaren Wänden bildend, ist in das Felsplateau eingewaschen und zerreißt beiderseits die Kampflinie in empfindlichster Weise.

Digitized by Google

Daß die Verteidigungsstellen noch heute in ihrem Grundrisse, die Ausschachtungen und vielfach die Anschüttungen, die Mineneingänge des Bastion IV auch jetzt noch in ihrem Aufrisse erkennbar sind, hängt mit der festen, wenig durch atmosphärische Niederschläge beeinflußten Beschaffenheit des fast nackten Kalkfelsbodens und dem Umstande zusammen, daß kein Wachstum der Stadt eine Ausdehnung auf die alten Stätten des Kampfes erforderte. Nur dem am Ende der Südbucht gelegenen Bahnhofe hat die hier einst erbaute Zentralbatterie weichen müssen. Dazu tritt die mit ehrerbietiger Pietät bewirkte Erhaltung der von den Alliierten zusammengeschossenen Befestigungswerke, des Malakoff, des Redan, des Mastbastions usw., während man bestrebt ist, den nicht breiten Raum zwischen ihnen und der Stadt durch sorgsam gehegte, aber bei dem Felsboden und Wassermangel nur kümmerlich gedeihende Park- und Gartenanlagen auszufüllen.

Auch die im Laufe des Kampfes offensiv von Totleben vorgeschobenen Redouten Sselenginsk, Wolhynien und Kamschatka, die Angriffsarbeiten der Alliierten, die an der Tschernaja entlang gegen Angriffe des russischen Feldheeres angelegten Schanzen sind in ihren Grundrissen, vielfach auch noch in ihrem Profil, erkennbar.

Als nach dem Zurücktreiben der russischen Streitkräfte über die Donau die Alliierten in Eupatoria landeten (September 1854), war Sebastopol kaum als Festung anzusehen. Eine schwache Verteidigungslinie feldmäßigen Charakters, an das Nordfort angelehnt, lief dicht nördlich der Bucht von Sebastopol hin, auf kurze Entfernung überhöht von dem Hügel, auf dem jetzt der Bruderkirchhof, Bratja Mogila, 120 000 während jenes Festungskampfes gestorbenen Russen die letzte Ruhestätte bietet. Auf der Südfront waren einzelne Stützpunkte nahezu vollendet (Bastione IV, VI, VII, VIII), andere im Bau begriffen (Bastione I, II, III und Malakoffturm); die Verbindungslinien, die Batterien mit ihrer Bestückung fehlten ganz.

Die mangelhafte Ausstattung aber wurde wettgemacht durch Führer erster Klasse: Korniloff, Nachimoff, Totleben usw. Sie zeigten das nachahmenswerteste Vorbild für die jetzt in Geltung stehende Forderung: daß der Gouverneur verpflichtet ist, auch mit unvollkommener Besatzung oder Ausrüstung die Verteidigung bis zur völligen Erschöpfung aller Kampfmittel durchzuführen.

Nach der Schlacht an der Alma (20. September) zogen die Verbündeten, in Unkenntnis des Zustandes der Festung, um die Bucht von Sebastopol, schlugen südlich derselben ihre Lager auf, regelten ihre Ausschiffungs- und Depotplätze, trafen Sicherungen gegen das bei Bachtschisarai stehende russische Feldheer durch eine Reihe starker Schanzen auf dem südwestlichen Ufer der Tschernaja, und begannen erst nach Wochen die Belagerung.

Die lange Frist war den Verteidigern nicht nutzlos verstrichen: Marine, Truppen und Bevölkerung hatten in eifrigstem Wettbewerb an der Herstellung der Verteidigungswerke zuerst der Nordfront, und — nach der Ver-

Digitized by Google

Skizze: „Sebastopol".

Digitized by Google

schiebung der Angriffstruppen — der Südfront gearbeitet, so daß man jetzt eine keineswegs starke, aber doch lückenlose Kampfstellung dem Feinde entgegenstellen konnte.

Mußten die Verbündeten infolge mangelnder Truppen darauf verzichten, auch die Nordfront von Sebastopol einzuschließen, so nutzte die russische Kriegsverwaltung diesen Mangel in der Weise aus, daß sie unaufhörlich Verstärkungen in die Festung warf, die verbrauchten Kräfte aus ihr herauszog. Diese stete Erneuerung der Kampfkräfte ist einer der Hauptgründe für die außerordentlich lange Dauer des Kampfes.

Aus den Kampfverhältnissen der einzelnen Waffen ist infolge der technischen Fortbildung der Kampfmittel für heutige Verhältnisse keine Lehre mehr zu ziehen; in der allgemeinen Taktik des Festungskampfes aber insofern, als Totleben vorbildlich zeigte, wie die Führung der Verteidigung im weitesten Umfange offensiv zu leiten ist. Selbst hier, wo alle Vorbedingungen für ein solches Verfahren möglichst ungünstig waren, verstand er es, die Verteidigung in für die Angreifer empfindlichster Weise offensiv zu führen. So weist diese jetzt selbstverständlich gewordene Kampfweise in ihren Anfängen auf die Verteidigung von Sebastopol zurück. — Nicht allein im Minenkriege und durch Ausfälle führte er den Kampf über die eigentliche Kampfstellung hinaus, obschon er gerade den ersteren vor Bastion IV, dem Mastbastion, zu einer bis dahin unerhörten Tragweite steigerte; er ging vielmehr mit Batterien, Schützengräben und Sappen zum Gegenangriffe über und erreichte es, daß er als Verteidiger durch Flankenbedrohung aus neugeschaffenen Werken den Angreifer zwang, seinen Hauptangriff vorübergehend einzustellen, um vorher die vor seinen Augen neuentstandenen Hindernisse aus dem Wege zu räumen.

Das eindrucksvollste Beispiel bietet sich in dem Vorschieben der Redoute Kamschatka vor die Malakoffstellung, sowie in der Bedrohung des gegen Kamschatka, Malakoff und Redan angesetzten Angriffes durch die in seiner rechten Flanke erbauten Redouten Sselenginsk und Wolhynien. So mußte sich Niel entschließen, zuerst diese Werke im förmlichen Angriff zu nehmen, um erst dann den bis dahin aufgegebenen Angriff auf das Malakoffbastion aufs neue aufzunehmen.

Allgemeine Grundsätze, die auch im heutigen Festungskampfe die damals erwiesene Geltung noch nicht verloren haben, sind auch in anderer Beziehung vielfach vorhanden.

Feindliche Festungen — auch solche, die kaum in die Kriegsereignisse hineingezogen zu werden scheinen, — müssen aufs genaueste erkundet werden. Dieser Kenntnis folge, sobald eine Berührung möglich erscheint, sofort weit vorauseilende, möglichst eingehende Kriegserkundung. — Wäre beides hier in ausreichendem Maße erfolgt, so hätten die Alliierten von der großen Schwäche der Befestigungsanlagen Kenntnis haben oder gewinnen müssen; ein energischer Angriff der bei Eupatoria ausgeschifften Truppen, nachdem das russische Feldheer durch die Schlacht an der Alma aus dem Wege geräumt war, gegen die

Digitized by Google

schwache, kaum zu verteidigende Nordfront der Festung hätte zweifellos zu einem Erfolge geführt und die damals noch nicht zerstörte russische Schwarze Meer-Flotte in ihre Gewalt gegeben.

Selbst als die Alliierten vor der Südfront anlangten, war es nicht zu einem solchen Entschlusse zu spät. Nicht so leicht, wie auf der Nordseite, wäre der entschlossene Angriff zum Ziele gelangt — aber auch hier war er zu gewinnen.

Die Notwendigkeit, alle Maßnahmen der in der Nähe der Festung operierenden Feldarmee mit den Handlungen der Besatzung in Einklang zu bringen, zeigte sich in den Schlachten bei Balaklawa, Inkerman und Traktir. General Gortschakoff stieß jedesmal von Bachtschisarai oder Mekensi zu den Angriffen über die Tschernaja vor, warf die Deckungstruppen aus den ihnen zur Verteidigung anvertrauten Schanzlinien westlich des Flusses und würde fast jedesmal entscheidende Erfolge haben erringen können, wenn nicht das unzureichende Eingreifen der Besatzung den Belagerern gestattet hätte, starke Kräfte aus den Angriffswerken vor der Festung herauszuziehen und sie der russischen Offensive des Feldheeres in die Flanke zu werfen. Ein allgemeiner, entschlossener Angriff der Besatzung hätte zum Erfolge mitwirken müssen.

Die vielen abgeschlagenen Stürme der Verbündeten gegen die russischen Bastione rufen — ebenso wie es die erst nach vielmonatlichem, gewaltigem Ringen zum Schlußerfolge durchgeführten blutigen Angriffe der Japaner auf die Forts von Port Arthur getan — auch hier, wie bei Plewna, wieder die Lehre ins Gedächtnis, daß der Sturm erst nach völliger Niederkämpfung des feindlichen artilleristischen und infanteristischen Widerstandes und nach Sturmreifmachen der Werke angesetzt werden darf.

Der erste Angriff war gegen den der Stadt vorgelegenen Teil der Verteidigungslinie gerichtet. Als Marschall Niel nach seinem Eintreffen eine andere Angriffsfront — gegen die, der Karabelnaja vorgelegenen Bastione Redan und Malakoff — bestimmte, mußten erhebliche Opfer an Zeit usw. gebracht werden. Die bis dahin gegen die Stadtfront erzielten Erfolge, die Arbeiten, Kampfmittel und Menschenopfer eines mehrmonatlichen, hartnäckigen und blutigen Kampfes mußten aufgegeben werden. — Die Belagerungsarbeiten begannen für die Engländer zum Teil, für die Franzosen gänzlich von neuem.

Ließ sich das damals bei den um ein vielfaches leichteren Kampfmitteln (Geschütze und Munition) und der dadurch bedingten erheblich kleineren Masse der Zufuhr durchführen, so dürfte ein solches Verfahren heute, bei den so ungeheuer gesteigerten Munitions- und Verpflegungsmassen ausgeschlossen sein; ein Hinweis, daß der Entschluß zur Angriffsrichtung und Angriffsfront erst auf Grund sorgfältigster Überlegung und genauester Erkundung gefaßt, dann aber nicht geändert werden soll.

Was mich der Aufenthalt in Sebastopol von der Armee und Marine sehen ließ — ich sah das vor Bastion V liegende Sommerlager der russischen

Digitized by Google

Sebastopoldivision, ihren Vormarsch zu einer Nachtübung bei Balaklawa, Ausschiffungs- und Landungsmanöver der noch im Hafen befindlichen Kriegsschiffe und auch der Truppen — entspricht in jeder Hinsicht dem, was berufene Schilderer von ihnen berichtet haben: daß der russische Soldat — unbeschadet der jetzigen, in ihren Grundursachen noch nicht klar erkennbaren Mißerfolge in Ostasien — zu den besten unseres Kontinents gehört.

Ich komme zum Schluß.

Ein wunderbares Stück Erde hat mir die Reise vor die Augen, gewaltige Kriegsdramen vor die Seele geführt, die letzteren greifbar deutlich durch die eigenartig erhaltenen, zahlreichen Wahrzeichen und Überreste der furchtbaren Kriegsarbeit.

Bewundernd blicken wir auf die von Soldaten aller Nationen auf diesen blutigen Kampffeldern gezeigten Beweise physischer Kraft und eisernen Willens, unbeugsamer Energie, zäher Ausdauer und unermüdlicher Tatkraft, im Dulden wie im Handeln.

Auf die damaligen Kampfmittel und die Art ihrer Äußerung sehen wir infolge ihrer ungeheuren technischen Weiterentwicklung überlegen zurück und vermögen dementsprechend auch keine Lehren für die Einzelheiten des Festungskrieges von jenen Ereignissen auf heute abzuleiten.

Aber sie sind — einzeln oder beide — überzeugende Beweise für bestimmte Grundgesetze der allgemeinen Führung des Festungskrieges, so heute wie damals:

daß der entscheidende Angriff auf die Festung, der Sturm, erst möglich ist nach dem völligen Zerbrechen des artilleristischen und infanteristischen Widerstandes und nach Sturmreifmachung der Werke;

daß der Einsatz der die Überlegenheit und damit den Erfolg versprechenden Reserven zu richtiger Zeit und an entscheidendem Punkte für Angreifer und Verteidiger von dem Ausbau des Wegenetzes, von dem Vorhandensein zahlreicher und guter Verbindungen abhängig, ihre Ausgestaltung von einschneidendem Einflusse ist;

daß die Verteidigung um so größere Erfolge erwarten darf, je mehr Offensivgeist sie in ihrem Kampfe einzusetzen vermag;

daß große, entscheidende Erfolge beim Zusammenarbeiten von Festung und Feldarmee nur dann erwartet werden können, wenn die hierzu angesetzten Kampfhandlungen einheitlich befohlen und durchgeführt werden.

Digitized by Google

Militärische Reiseeindrücke aus Schweden

von

Gustav Graf Wrangel,
k. u. k. Rittmeister des Husarenregiments Prinz zu Windisch-Graetz Nr. 11.

Nachdruck verboten.
Übersetzungsrecht vorbehalten.

Das schwedische Reich hat im allgemeinen kein Recht sich darüber zu beklagen, daß seine Vorzüge im Auslande nicht die gebührende Anerkennung finden. Die zahlreichen Fremden, die alljährlich das „ultima Thule" besuchen, kehren in der Regel entzückt von der Eigenart der dortigen Natur, Menschen und Verhältnisse in ihre Heimat zurück.

Hierzu besonders berufene Reisende pflegen sodann in der Tagespresse der verschiedenen Länder begeisterte Schilderungen der Kultur und Literatur, der sozialen und politischen Einrichtungen Schwedens zu veröffentlichen. Nur die Wehrmacht wird in diesen Berichten gewöhnlich einer Besprechung nicht wert erachtet.

So erklärt es sich, daß ich als geborener Schwede selbst in militärischen Kreisen häufig die Frage hören mußte: „ja, gibt es denn in Ihrem Vaterlande überhaupt ein stehendes Heer?"

Aufgabe der folgenden Zeilen soll es nun sein, die schwedische Armee ins richtige Licht zu rücken und auf Grund persönlicher Wahrnehmungen ihr volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

Das geflügelte Wort von der Eigenart schwedischer Verhältnisse kann seit neuester Zeit auf die Wehrmacht des Landes eigentlich kaum mehr Anwendung finden.

Durch das vom Reichstag im Jahre 1901 sanktionierte, neue Wehrgesetz, hat Schweden nämlich ein vollkommen modernes, auf die allgemeine Wehrpflicht basiertes, Heer erhalten.

Früher besaß das Land allerdings eine höchst eigentümliche militärische Organisation. Nur ein kleiner Bruchteil der Armee (die ganze Artillerie, die halbe Kavallerie und die Garde-Infanterie) bestand aus geworbenen Truppen.

Der Rest gehörte zu der Kategorie der s. g. „indelta" — einer Art ansässiger Territorialmiliz. Diese Institution, vom Könige Carl XI. im Jahre 1683 ins Leben gerufen, kennzeichnete sich dadurch, daß ein großer Teil der Grundbesitzer ihre Steuerpflicht in folgender Weise zu erfüllen hatte:

Digitized by Google

Sie stellten dem Staate je einen Soldaten (bezw., wenn dieser Kavallerist war, auch noch ein Pferd). Die betreffenden Leute bekamen vom Grundbesitzer zu ihrem Lebensunterhalte ein kleines Anwesen („torp"). Hierfür nahmen sie die Verpflichtung auf sich, alljährlich zu den Regimentsübungen einzurücken und ihrem Brotherrn bestimmte Arbeiten zu leisten.

Anfangs erhielten auch die Offiziere und festangestellten Unteroffiziere vom Staate einen ihrem Range entsprechenden Grundbesitz. Später wurde dieser jedoch durch feste Geldbezüge ersetzt. Auf dem Papier besteht die allgemeine Wehrpflicht eigentlich schon seit dem Jahre 1872, doch kam sie lange nur in sehr beschränktem Maße zur Durchführung. Erst allmählich wurde die aktive Dienstzeit von 30 bis auf 42 und endlich auf 90 Tage erhöht.

Wiederholt unterbreiteten König und Regierung, in richtiger Erkenntnis der bestehenden mangelhaften Fürsorge für die Landesverteidigung, dem Reichstage Vorschläge zu einer neuen Heeresorganisation. Diese wurde indessen konsequent von der demokratischen Mehrheit der zweiten Kammer zu Falle gebracht; erst im Jahre 1901 gelang es, — nachdem man sich manche Modifikationen und Streichungen daran hatte gefallen lassen müssen —, den Gesetzentwurf zur Umgestaltung der Armee durchzubringen.

Die Aufgabe war eine möglichst heikle.

Einesteils mußte sorgsam vermieden werden, sich mehr als unbedingt nötig in Konflikt mit dem bekannten Widerwillen des Reichstages gegen verlängerte Dienstzeit und Mehrbelastung des Budgets zu setzen.

Andernteils erschien es jedoch geboten, das Land auf absehbare Zeit mit einer den Anforderungen der modernen Kriegswissenschaft und Technik einigermaßen entsprechenden Wehrkraft auszurüsten. Dabei durften allerdings die günstige geographische und politische Lage Schwedens, sowie die vorzüglichen Eigenschaften des dortigen Menschenmaterials zur Erleichterung der Lasten in Anrechnung gebracht werden.

Das ist denn auch in weitgehendstem Maße geschehen. In bezug auf die Länge der aktiven Dienstzeit und die Aufstellung von neuen Truppen hat man die denkbarste Sparsamkeit walten lassen.

Jeder Schwede, der kriegstauglich befunden wird, ist durch 20 Jahre militärdienstpflichtig. Seine Dienstzeit beginnt mit dem Jahre, in dem er seinen 21. Geburtstag feiert und dauert bis er sein 40. Lebensjahr zurückgelegt hat.

Die Präsenzdienstpflicht im stehenden Heere umfaßt bei der Infanterie und Fußartillerie im ganzen 240 Tage, bei der Kavallerie, Feldartillerie und den übrigen Spezialwaffen genau ein Jahr. Der Wehrpflichtige der Infanterie beginnt seine Dienstleistung im zweiten Jahre seiner Einreihung in die Armee mit einer Rekrutenschule von 150 Tagen. Dieser folgen drei Regimentsübungen zu je 30 Tagen in demselben, und dann noch im

Digitized by Google

dritten und vierten Dienstjahre. Der Infanterist dient also ununterbrochen 180 Tage (150 + 30).

Der Kavallerist (Feldartillerist) hat eine im ersten Jahre beginnende und im zweiten endende Rekrutenschule von 281 Tagen durchzumachen. Weiter liegen ihm noch zwei Regimentsübungen im zweiten und dritten Jahre zu je 42 Tagen ob. Er dient also ununterbrochen 323 Tage (281 + 42).

Nach vollendeter aktiver Dienstleistung gehört der Wehrpflichtige bis zur Vollendung des 28. Lebensjahres der ersten Kategorie der Reserve (beväring), bis zum 32. der zweiten, und bis einschl. seinem 40. Jahre dem Landsturme an. Es läßt sich nicht leugnen, daß nach unseren militärischen Begriffen die Präsenzdienstpflicht in Schweden bedenklich kurz bemessen erscheint.

Wir Österreicher schütteln sogar beim Gedanken an die zweijährige Dienstzeit bei der Infanterie, die uns wohl in nächster Zeit auch blühen dürfte, sorgenvoll den Kopf. Daß es bei den berittenen Waffen unter drei Jahre gehen könnte, will uns vollends nicht in den Sinn.

Seit meiner schwedischen Reise bin ich in dieser Beziehung weniger skeptisch geworden.

Ich habe dort bei allen Waffengattungen Wehrpflichtige (die s. g. Beväringsrekruten) üben sehen und mir eingestehen müssen, daß sie ganz andere Leistungen aufweisen konnten, als unser Rekrutenmaterial bei der gleichen Abrichtungszeit. Fern sei es indessen von mir unserem Fleiß, Verständnis oder gar unserem Ausbildungssystem ein minderes Zeugnis ausstellen zu wollen.

Wir gehen eben langsamer und vielleicht auch gründlicher vor. Wir können mit den Schweden nicht gleiches Tempo halten, weil wir über ein weit weniger intelligentes Material verfügen. Bei der Kavallerie und Artillerie wollte es mir auch scheinen, daß die schwedischen Rekruten körperlich besser entwickelt seien als der Durchschnitt der unserigen. Es mag auch sein, daß die Einteilung zu den verschiedenen Waffen dort sorgfältiger geschieht als bei uns.

Mit Lust und Liebe waren Abrichter und Rekruten bei allen schwedischen Truppenkörpern, die ich Gelegenheit hatte zu besichtigen, zweifellos bei der Sache. Dazu mag nicht wenig der ruhige, wohlwollende Ton, den die Offiziere und selbst die Unteroffiziere den Rekruten gegenüber anschlagen, beitragen.

In den schwedischen Volks- und Mittelschulen wird sehr viel körperlicher Sport getrieben. Auch für die spätere militärische Ausbildung wird dort vorgearbeitet. Unter Leitung eines Offiziers haben die Scholaren mehrmals in der Woche Exerzier-, Fecht- und Schießübungen. Das weckt zweifellos die Lust für das Militärhandwerk und erleichtert die spätere Rekrutenabrichtung.

Der schwedische Generalstab hat sich indessen, um die Folgen der kurzen Dienstzeit wett zu machen, nicht ausschließlich auf die wertvollen Eigen-

Digitized by Google

schaften des Soldatenmaterials verlassen. Er hat sich im Gegenteil bestrebt, dem doch immerhin lockeren Gefüge der Wehrpflichtigen, behufs besseren Haltes, noch einen starken und festen Kern beizufügen:

Außer einem Stamm von freiwillig dienenden Leuten (den s. g. volontärer), trägt die neue Heeresorganisation für ein verhältnismäßig zahlreiches, gut ausgebildetes und materiell günstig gestelltes Unteroffizierkorps Sorge.

In dieser Beziehung ist nicht gespart worden. Die Unteroffizierkadres, speziell bei der Kavallerie und Artillerie haben eine erhebliche Vermehrung erfahren, die Bezüge der einzelnen Kategorien sind bedeutend erhöht worden.

Man hat in der schwedischen Armee zwei verschiedene Klassen von Unteroffizieren zu unterscheiden.

Erstens das eigentliche Unteroffizierkorps im engeren Sinne des Wortes. Hierzu zählen die Grade: „fanjunkare“ (etwa mit unserem Rechnungsunteroffizier zu vergleichen), dann Sergeant 1. und 2. Klasse.

Die genannten Chargen erhalten vom Regimentskommando eine Urkunde über ihre Bestallung.

Sie sind unverhältnismäßig besser gezahlt als unsere länger dienenden Unteroffiziere. So erhält z. B. der „fanjunkare“ an Gage, Tagegeldern und Service etwa 1900 schwedische Kronen jährlich, d. i. 2470 Kronen österreichischer Währung!*) Der Sergeant 1. Klasse kommt alles in allem auf 1840, jener 2. Klasse auf 1690 österreichische Kronen zu stehen.

Zieht man nun in Betracht, daß das Leben in Schweden — vielleicht mit Ausnahme der großen Städte Stockholm und Gothenburg — ganz bedeutend billiger ist als in Österreich oder Deutschland, so dürfen die schwedischen Unteroffiziere wohl mit ihrer materiellen Lage zufrieden sein.

Daß sie es auch sind, prägt sich in ihrer ganzen äußeren Erscheinung, sowie in ihrem selbstbewußten Auftreten und Benehmen aus. Sie sind z. B. so gut adjustiert, daß es mir oft nicht leicht fiel, sie von den Offizieren zu unterscheiden. Allerdings haben letztere an der Mütze silberne oder goldene Tressen, die Unteroffiziere hingegen nur seidene.

Die zweite Klasse der Unteroffiziere bilden die Korporale. Diese zählen in Schweden zur Kategorie der Mannschaft, bekommen keine Bestallung und gelten daher nicht als fest angestellt. Sie können bei schlechter Aufführung vom Regimentskommando degradiert werden.

Man unterscheidet bei dieser Chargenklasse ebenfalls drei verschiedene Grade: Distinktionskorporal, Korporal und Vizekorporal.

Die Korporale beziehen Verpflegung und Bekleidung in natura, erhalten jedoch außerdem sowohl Löhnung als Tagegelder. Diese baren Bezüge betragen für den Distinktionskorporal etwa 627, den Korporal 502 und den Vizekorporal 378 Kronen österreichischer Währung jährlich.

---

*) 1 Krone österr. Währ. = 85 Pfg. Anm. d. Red.

Digitized by Google

Das schwedische Unteroffizierkorps ergänzt sich aus den Reihen der freiwillig dienenden Leute (volontärer). Diese werden vom Regimentskommando für eine bestimmte Anzahl Jahre (gewöhnlich 2 bis 4) angenommen. Die kontraktlich bestimmte Dienstzeit kann jedoch nach Gutdünken der betreffenden Truppenkommandanten von Fall zu Fall stets wieder um 1 bis 2 Jahre verlängert werden.

Hier gilt indessen die Beschränkung, daß ein „volontär", der die Beförderung zum Vizekorporal nicht erreicht hat, nach sechsjähriger Dienstzeit unbedingt verabschiedet werden muß. Damit ist der Zweck der „volontärer" deutlich ausgesprochen. Sie sind dazu da, um nach entsprechender Ausbildung die Lücken in den Unteroffizierkadres zu füllen. Im Hinblick auf diese Bestimmung wurde auch ihre Anzahl bei den einzelnen Unterabteilungen festgesetzt. Eine Infanteriekompagnie hat 10, eine Kavallerieeskadron 39 und eine Batterie 12 Volontäre ohne Chargengrad im Stande.

Die beiden in Stockholm garnisonierenden Garde-Infanterieregimenter, die den Wachtdienst in der Hauptstadt zu versehen haben, sind indessen mit 30 „volontärer" per Kompagnie bedacht worden. (Wir müssen leider dieses Fremdwort beibehalten, da durch dessen wortgetreue Übersetzung mit „Freiwillige" leicht Mißverständnisse entstehen könnten. Der schwedische „volontär" hat nämlich gar nichts mit unseren Einjährig-Freiwilligen gemein.)

Ebenso hat das Infanterieregiment Gotland, um seine Aufgabe der Küstenbewachung besser versehen, sowie um im Kriegsfall als Kern für Neuformationen auf dieser Insel verwendet werden zu können, eine Anzahl Korporale und 20 Volontäre mehr erhalten als die übrigen Linien-Infanterieregimenter.

An Unteroffizieren besitzt eine schwedische Kompagnie im Durchschnitt 11 Korporale, je einen Sergeanten 1. und 2. Klasse und einen „sanjunkare". Die Eskadron verfügt über 16 Korporale, ist jedoch im übrigen mit Unteroffizieren gleich dotiert wie die Infanterie. Ebenso verhält es sich mit der Batterie, die 15 Korporale (dort „konstaplar" genannt) im Stande hat.

Als Grundsatz gilt, daß Leute zu „volontärer" erst angenommen werden, nachdem sie die Rekrutenabrichtung durchgemacht. Es konnte jedoch dieses Prinzip nicht zum festen Gesetze erhoben werden.

Es besteht daher die Bestimmung, daß „volontärer", die die Rekrutenschule noch nicht mitgemacht, im ersten Jahre ihrer Dienstzeit regimentsweise zu einer solchen vereinigt werden. Die dort zur Anwendung gelangende Ausbildungsmethode dürfte im allgemeinen die gleiche sein, wie in den Rekrutenschulen der Wehrpflichtigen. Nur die Dauer des Kurses für die Volontärrekruten wird eine längere sein. So z. B. bei der Infanterie acht statt fünf Monate.

Der „Volontär", der die Rekrutenzeit glücklich hinter sich hat, wird nach den Regimentsübungen in die Korporalsschule kommandiert. Diese

Digitized by Google

dauert ununterbrochen bis zur nächstjährigen Regimentskonzentrierung (letztere wird auch Repetitionsübung genannt).

Bei der Infanterie findet die Korporalsschule regimentsweise, bei der Kavallerie und Artillerie eskadrons-(batterie-)weise statt. Das Ablegen der Korporalsprüfung am Schlusse dieses Kurses ist Bedingung für die Ernennung zum Vizekorporal.

Zur Erlangung des Sergeantengrades ist es erforderlich, die Unteroffizierschule zu absolvieren und die Schlußprüfung an dieser zu bestehen.

Bei der Infanterie werden alljährlich per Regiment etwa zehn Korporale und Vizekorporale in die für die ganze Waffe gemeinschaftliche Unteroffizierschule zu Karlsberg entsendet. Die Dauer des dortigen Kurses ist neun Monate.

Kavallerie und Artillerie aktivieren alljährlich ihre Unteroffizierschulen beim Regiment. Wir sehen also, daß der schwedische Unteroffizier sich redlich plagen muß, bevor er sich Sergeantendistinktion erringt, die ihm dann allerdings, wie wir schon an anderer Stelle erwähnt, zu einer verhältnismäßig sorgenfreien, materiellen Existenz verhilft.

Nicht ohne Absicht habe ich mich etwas länger mit dem schwedischen Unteroffizierkorps befaßt. In ihm liegt meiner Ansicht nach ein Hauptfaktor der Kraft der schwedischen Armee. Dank dessen gediegener Zusammensetzung ist die schwedische Heeresverwaltung in die Lage versetzt, eine sehr günstige Bestimmung zu treffen:

Unteroffiziere der Infanterie und Kavallerie, die mit Auszeichnung als solche gedient (darunter wenigstens zwei Jahre als „fanjunkare"), können nämlich zu Unterleutnants vorgeschlagen werden.

Wer sich noch an die aus der Periode vor dem Jahre 1866 stammenden braven, pflichttreuen Offiziere des österreichischen Heeres, die aus den Reihen der alten Unteroffiziere hervorgegangen, erinnert, kann nur sehnlichst die Wiederaufstehung dieser leider ausgestorbenen Kaste herbeiwünschen.*) Es will mir dünken, daß bei entsprechender Hebung unseres Unteroffizierkorps, dieser Wunsch mit der Zeit Erfüllung finden könnte.

Diese alten Schnauzbärte waren bei ihren bescheidenen Mitteln so ziemlich auf die Kaserne angewiesen. Sie kannten auch meist kein anderes Vergnügen als den Dienst. Da sie jahrelang mit der Mannschaft gelebt und deren Bedürfnisse und Eigenart kennen gelernt hatten, beherrschten sie ihre Leute auch in ganz anderer Weise wie die übrigen Offiziere.

War auch die gesellschaftliche Tünche dieser braven Haudegen hier und da nicht ganz einwandfrei, ihre anständige und echt militärische Denkungsweise ließ in der Regel nichts zu wünschen übrig.

Es liegt auf der Hand, daß das schwedische Offizierkorps angesichts der tüchtigen Kräfte des ihm unterstellten Unteroffizierkorps bestrebt sein

*) Diese Ansicht wird in Deutschland im allgemeinen nicht geteilt. Anm. d. Red.

Digitized by Google

muß, dem eigenen Nachwuchs eine entsprechend gründliche Ausbildung angedeihen zu lassen, um sich die gebührende Suprematie innerhalb des Heeres zu sichern. Ein schwedischer Jüngling, der die Offizierslaufbahn wählt, erreicht daher auch verhältnismäßig mühsam die ersehnte Unterleutnantscharge.

Der s. g. Offiziersvolontär muß vor allem seine Maturitätsprüfung abgelegt haben und dann vom Regimentskommando nach Prüfung seiner gesellschaftlichen Stellung, Vermögensverhältnisse und physischen Tauglichkeit als solcher definitiv aufgenommen worden sein.

Der junge Mann macht nun die ganze Rekrutenausbildung mit und nimmt an den Regimentsübungen dieses Jahres teil. Hierauf wird er an die Offiziersvolontärschule kommandiert. Bei der Infanterie ist diese für die ganze Waffe gemeinsam nach Karlsberg verlegt.

Bei der Kavallerie und Artillerie wird sie bei bestimmten Regimentern aufgestellt. Nach Absolvierung dieses Kurses macht der Offiziersvolontär seine zweite Regimentsübung und zwar dieses Mal in der Eigenschaft als Korporal mit.

Nach Schluß dieser Übungen wird er zum Sergeanten ernannt und jetzt erst zur eigentlichen Kriegsschule nach Karlsberg kommandiert. Der dortige Kurs dauert etwa 15 Monate.

Da in Schweden sowohl Gymnasien als Realschulen neun Klassen haben, kann die Maturitätsprüfung erst mit 19 Jahren abgelegt werden. Weitere drei Jahre sind, wie geschildert, nötig um die Offiziersachselstücke zu erringen. Die Unterleutnantscharge ist also kaum vor vollendetem 22. Lebensjahre zu erreichen. Man wird zugeben müssen, daß der schwedische Offiziersaspirant gründlicher militärisch ausgebildet wird, als in den meisten anderen Staaten.

Um zum Leutnant befördert zu werden (dieser Grad entspricht in Schweden unserem Oberleutnant), wird vom Kavallerieoffizier die Absolvierung der Reitschule in Strömsholm gefordert. Der dortige Kursus währt etwa ein Jahr. Der Artillerie- und Ingenieur-Unterleutnant muß, um zu avancieren, die Artillerie- bezw. Ingenieurhochschule durchgemacht haben.

Eine besondere Stabsoffiziersprüfung besteht in Schweden nicht. Überhaupt ist dort der Offizier, wenn er sein allerdings recht mühsam erworbenes Patent in Händen hat, in jeder Beziehung so ziemlich geborgen. Er ist besonders in den höheren Chargen bedeutend besser bezahlt als sein österreichischer Kamerad. Er avanciert, wenn auch hübsch langsam, so doch ruhig und sicher innerhalb seines Truppenkörpers. Versetzung droht ihm in der Regel erst in der Stabsoffiziercharge.

Setzt er sich nicht direkt mit den bestehenden Militärgesetzen in Konflikt, so kann er gegen seinen Willen nicht aus den Reihen des aktiven Offizierkorps entfernt werden. Auch dienstliche Unfähigkeit bietet in dieser Richtung keine Handhabe gegen ihn. Erst beim Avancement zum Stabsoffizier kann er aus letzterem Grunde übergangen werden.

Digitized by Google

Da infolge der kurzen Dienstzeit die Einjährig-Freiwilligen-Institution in der schwedischen Armee natürlich fehlt, ist auch keine feste Basis für die Ergänzung des Reserveoffizierkorps gegeben.

Vorläufig ist hierfür in der Weise Sorge getragen, daß bei jedem Truppenkörper eine Anzahl Reserveoffiziers-Volontäre systemisiert ist. Diese erhalten eine gesonderte Ausbildung und absolvieren hierauf einen dreimonatlichen Reserveoffizierkurs. Danach werden sie zu Reserveoffizieren ernannt.

Dies darf jedoch nicht geschehen, bevor die mit ihnen zugleich eingetretenen aktiven Offiziersaspiranten ebenfalls zum Unterleutnant befördert worden sind. Man ist sich bei der schwedischen Heeresleitung im übrigen darüber klar, daß auf die geschilderte Art bei weitem nicht die für den Mobilisierungsfall erforderliche Anzahl an Reserveoffizieren aufgebracht werden könne.

Man wird sich also wohl im entscheidenden Moment entschließen müssen, aus den Reihen der Wehrpflichtigen geeignete Elemente direkt zu Reserveoffizieren zu ernennen.

Obwohl die schwedische Heeresverwaltung mit Rücksicht auf die Opposition im Reichstage es ängstlich vermieden hat, neue Truppenkörper aufzustellen, haben die Spezialwaffen doch innerhalb der bestehenden Verbände eine ansehnliche Vermehrung erfahren. Der Stand der Kavallerieeskadron ist um 50 v. H. gegen früher erhöht worden. Das Zahlenverhältnis zwischen Chargen und Mannschaft ist ebenfalls ein viel günstigeres geworden.

Da der Staat nun allein für die Beschaffung des Pferdematerials sorgt, hat dieses sich wesentlich gebessert.

Eine ganz besondere Fürsorge hat die neue Heerordnung — mit Rücksicht auf die stets steigende Bedeutung dieser Hauptwaffe — der Artillerie angedeihen lassen.

Ihre Organisation ist den allerneuesten Erfahrungen angepaßt worden. Sie verfügt über Schnellfeuergeschütze mit Rohrrücklaufslafette. Zur Steigerung der Feuerwirkung sind kleine Batterien zu je vier Geschützen gebildet worden. Jedes Artillerieregiment hat eine Haubitzdivision von je zwei Batterien erhalten. Die Unentbehrlichkeit dieser Geschützart ist also auch in Schweden rasch erkannt worden. Ganz neu errichtet wurde in Würdigung der entscheidenden Rolle, die die Kämpfe um Feldbefestigungen in künftigen Kriegen zu spielen berufen sind, ein Positionsartillerie-Regiment.

Die schwedische Armee ist im Frieden wie im Kriege in sechs Infanterie-Truppendivisionen (arméfördelningar) eingeteilt.

Im Kriege wird aus den zwei großen schonischen Kavallerieregimentern (zu je zehn Eskadronen), eine eigene Kavalleriedivision aufgestellt. An Artillerie erhält diese die reitende Batteriedivision (drei Batterien zu je vier Geschützen) von „Wendes-Artillerieregiment."

Digitized by Google

Eine „arméfördelning“ besteht aus vier Infanterieregimentern zu drei Bataillonen von je vier Kompagnien, einem Kavallerieregiment von je fünf Eskadronen (im Kriege nur vier, da eine als Depoteskadron zurückbleibt), einem Feldartillerieregiment von je drei fahrenden Batteriedivisionen mit je drei Vierkanonenbatterien, und einer Haubitzdivision von zwei fahrenden Batterien, einer Feldingenieurkompagnie und einem Trainkorps.

Man sieht, daß die Dotierung der schwedischen Infanteriedivisionen mit Kavallerie und Artillerie sehr reichlich ist. Hingegen scheint im Kriegsfalle für eine Armee-Artillerieresерve nicht vorgesorgt zu sein. Höchstens könnte das schon erwähnte Positionsartillerie-Regiment als solche gelten.

Wie alle modernen Heere hat auch das schwedische einen schon im Frieden bis ins kleinste Detail ausgearbeiteten Mobilisierungsplan. Dieser wird indessen, sogar was die Kriegsstärke der Armee und die Aufstellung von Neuformationen anbelangt, besonders geheim gehalten. Solche sind zur Bildung von Depot-, Etappen- und Besatzungstruppen jedenfalls in Aussicht genommen. Drei Infanterieregimenter (wovon zwei nur zu je zwei Bataillonen) sind, ebenso wie das Festungsartillerie-Regiment schon im Frieden als Besatzung für die Festungen Karlskrona, Karlsberg, Waxholm, Oskar-Frederiksborg und Boden vorausbestimmt.

Die Insel Gotland hat ein eigenes Infanterieregiment, ein Artilleriekorps und Festungskompagnien zu ihrer Verteidigung.

Über die Jahreszeit zur Abhaltung der Regimentsübungen und Manöver ist man in Schweden noch nicht endgültig schlüssig geworden.

Hier besteht die gesetzliche (mit Rücksicht auf den Ackerbau angeordnete) Beschränkung, daß bei der Infanterie in der Zeit vom 11. Juli bis 9. September Regimentsübungen und die damit verbundene Einberufung der 2., 3. und 4. Altersklasse nicht stattfinden dürfen. Da alle drei Waffen ihre Felddienstübungen doch gemeinsam abhalten müssen, sind Kavallerie und Artillerie in bezug auf die Wahl des Zeitpunktes für ihre Regimentskonzentrierung durch obiges Gesetz ebenfalls mitbetroffen.

Da das Abhalten der Regimentsübungen (und Manöver) zwischen 11. Juni und 10. Juli (bei den berittenen Waffen vom 30. Mai bis 10. Juli), mit Hinblick auf den Stand der Kulturen nicht praktisch sein dürfte, wird man sich wohl entschließen, die Zeit vom 10. September (Kavallerie und Artillerie vom 29. August an) bis 9. Oktober hierfür endgültig festzulegen.

In diesem Falle müßte die Rekrutenschule bei der Infanterie etwa Mitte April, bei den berittenen Truppen jedoch schon Ende November des vorhergehenden Jahres beginnen.

Die schwedische Kompagnie dürfte durchschnittlich mit 160 Mann zu den Regimentsübungen abrücken. (Man rechnet die drei Jahresklassen Wehrpflichtiger zusammen zu etwa 1650 Mann per Regiment. Hierzu kommt der Stamm — Unteroffiziere und Volontärer — mit 279 und das Offizier-

Digitized by Google

korps mit 47 Köpfen.) Die angegebene Stärke ist viel höher als in Österreich, und reichlich genügend, um kriegsgemäß in drei Bataillonen per Regiment üben zu können.

Die Eskadron, die einen Stand von 120 Pferden besitzt, wird in dieser Stärke die Übungen mitmachen. (Dabei sind in Anschlag genommen 19 Unteroffiziere, 1 Offiziervolontär, 39 übrige Volontäre und zwei Altersklassen Wehrpflichtige von je 30 Mann.)

Die vier Offiziere sind auf eigenen Pferden beritten, daher im ganzen eigentlich auf 124 Reiter zu zählen wäre.

Man scheint in der schwedischen Kavallerie die Hoffnung zu hegen, die Remonten vom Depot im Herbste gleich nach den Übungen in einem Alter und Kräftezustand zu den Regimentern zu bekommen, die es ermöglichen, die jungen Pferde bis zu der nächstjährigen Regimentskonzentrierung fertig in die Front zu stellen. Nach unseren österreichischen Begriffen ist das eine etwas optimistische Anschauung. Wenn es auch bei uns als allgemeiner Grundsatz gilt, daß die 4- oder $4^1/_2$jährig einrückende Remonte nach Vollendung des 5. Lebensjahres einrangiert werden soll, wird sie dann doch noch ein ganzes Jahr geschont und macht die Übungen in dem Jahre ihrer Einrangierung nicht mit.

Hierbei ist noch zu bemerken, daß in der österreichischen Kavallerie mit einer etwa 12prozentigen jährlichen Abnützung des Pferdematerials gerechnet werden kann, währenddem in Schweden hierfür nur 9 v. H. veranschlagt erscheinen.

Allerdings ist dort in Aussicht genommen, daß jede Remonte ein Jahr in einem Depot zubringe, wo jedenfalls für genügend Hafer, rationelle Bewegung und Pflege gesorgt werden dürfte; die österreichischen Regimenter erhalten hingegen nur einen Bruchteil ihres Pferdebedarfs aus den s. g. Fohlenhöfen. Die große Mehrzahl der jungen Tiere wird von den Händlern oder kleinen Züchtern direkt assentiert. Da bleibt oft, was das Entwicklungsstadium beim Einrücken anbelangt, viel zu wünschen übrig.

Die Auffütterung der schonungsbedürftigen Exemplare wird erst beim Ersatzkadre des Regiments (6 Monate hindurch) bewerkstelligt.

Ein österreichischer Rittmeister erhält etwa 26 bis 28 Remonten jährlich. (12 v. H. des Eskadronstandes von 150 Pferden und etwa 10 Stück als Ersatz für die jährlich in Privatbenutzung abzugebenden, gerittenen Gäule).

Sein schwedischer Kollege braucht dagegen sich jährlich nur auf 11 junge Pferde (9 v. H. von 120) gefaßt zu machen. Letzterer ist daher zweifelsohne in die Lage versetzt, gründlicher und mehr individualisierend bei der Remontenabrichtung vorzugehen.

Wie dem auch sein möge, ich glaube dennoch, daß man in Schweden mit der Zeit darauf wird verzichten müssen, sämtliche kaum einrangierten

Digitized by Google

Remonten zu den Übungen mitzunehmen. Die Leistungsfähigkeit des Pferdematerials würde sonst allmählich Einbuße erleiden.

Es wäre ja immerhin auch genügend, wenn jede Eskadron mit 110 Reitern in die Regimentskonzentrierung abrückte. Auch bei uns ist dies die bei den Übungen durchschnittlich erreichte Stärke der Eskadronen.

Die fahrenden und Haubitzbatterien haben je 40, die reitenden Batterien 48 Pferde im Stande. Es liegt auf der Hand, daß diese Anzahl zu gering ist, um Geschütze und Munitionswagen zu bespannen und die Chargen (Bedienungsmannschaft der reitenden Batterien) beritten zu machen. Es besteht daher in Schweden die uns wohl etwas eigentümlich berührende Einrichtung, daß zu den Regimentsübungen die zur Ergänzung erforderlichen Zugpferde einfach von der Landbevölkerung gemietet werden.

Die betreffenden Besitzer übernehmen hiermit auch die Verpflichtung, diese Gäule im Kriegsfalle gegen den Remontenpreis dem Staate zur Komplettierung der Artillerie zu überlassen.

Die schwedische Infanterie ist mit dem Repetiergewehr M./1896 von 6,5 mm Kaliber ausgerüstet. Jeder Mann trägt 100 Patronen bei sich.

Der Kavallerist trägt außer seinem Säbel den 6,5 mm Repetierkarabiner M./1894 und führt 40 Patronen am Pferde mit. Die Lanze kommt in der schwedischen Kavallerie überhaupt nicht vor. Das hat wohl seinen Grund in dem fast durchwegs bewaldeten Terrain.

Der berittene Artillerist hat Säbel und Revolver, der unberittene nur den letzteren. Da es sich von selbst versteht, daß eine so alte und tief wurzelnde Institution wie das „indelningsverk“ nicht mit einem Schlage abgeschafft werden konnte, befindet sich die schwedische Armee gegenwärtig in einem Übergangsstadium. So sah ich z. B. beim Leibgarde-Dragonerregiment eine Anzahl älterer (teilweise recht minderwertiger) Pferde, sowie bärtiger Leute, die mir als „indelta“ bezeichnet wurden.

Der Reichstag hat bestimmt, daß der Übergang zur neuen Heeresorganisation in einem Zeitraum von 12 Jahren sich zu vollziehen habe. Dieses Provisorium zerfällt in zwei Perioden zu je sechs Jahren.

Während des ersten Zeitabschnittes (bis zum Jahre 1908) tritt die verlängerte Dienstzeit noch nicht vollständig in Kraft.

Für alle drei Waffengattungen wurde für die genannte Zeit eine aktive Dienstleistung von 172 Tagen systemisiert. Der Infanterist hat eine Rekrutenschule von 112 Tagen im ersten, und zwei Regimentsübungen zu je 30 Tagen im zweiten und dritten Jahre durchzumachen. Der Wehrpflichtige der berittenen Waffen dient im ersten 137 und im zweiten Jahre 35 Tage. Bis 1908 werden auch weder die vermehrten Unteroffizierkadres noch die Neuformationen der Artillerie ganz zur Aufstellung gelangen.

So erhalten bis zu diesem Zeitpunkte z. B. nur drei Artillerieregimenter die ihnen zugedachten Haubitzbatterien.

Digitized by Google

Vom Jahre 1904 an wird so rasch als möglich mit den Resten des alten „indelningsverk“ aufgeräumt.

In der zweiten Periode des Übergangsstadiums (vom Jahre 1908 ab), wird die in der neuen Heeresorganisation festgesetzte Dienstzeit abzuleisten sein.

Alle neuen Bestimmungen und Einführungen werden ebenfalls in beschleunigtem Tempo und vollem Umfange zur Durchführung gelangen.

Am 1. Januar 1914 wird Schweden endlich bis aufs kleinste Detail über die moderne Armee verfügen, die das Wehrgesetz von 1901 geschaffen hat.

Ich gehe nunmehr zur Schilderung der empfangenen persönlichen Eindrücke über. Dabei ist es mir eine angenehme Pflicht in erster Linie des ritterlichen und liebenswürdigen schwedischen Offizierkorps zu gedenken, dessen echt kameradschaftlichem Entgegenkommen ich es verdanke, so viel Interessantes und Lehrreiches gesehen zu haben.

Schon die äußere Erscheinung des schwedischen Offiziers macht in der Regel einen sehr vorteilhaften Eindruck. Die Uniform ist einfach, jedoch besonders bei der Kavallerie und Artillerie sehr kleidsam.

Die Adjustierung der Infanterie hat in Farbe und Schnitt einige Ähnlichkeit mit jener der preußischen, besonders fällt dies bei den Garderegimentern auf, die Pickelhauben tragen. Die Linieninfanterie hat hingegen ein Käppi, das dem französischen ähnelt. Die Husarenuniform, dunkelblau, mit Gold oder Silber verschnürt, ist, wie überall, eine etwas theatralische Imitation des ungarischen Originals, hingegen die lichtblaue Kleidung der Garde zu Pferd und der Dragoner sehr geschmackvoll.

Besonders elegant ist die Adjustierung der Artillerie, schwarzblau mit schwarzen Schnüren.

Ich bin nun einmal bei einer Uniform ein Freund der gleichen Grundfarbe von Rock und Beinkleid, und konnte mich daher nie recht mit unseren roten und lichtblauen Hosen befreunden. Dagegen hörte ich auch die schwedischen Kameraden mit Bewunderung von der eben so praktischen wie kleidsamen Uniform der österreichischen Jägertruppe reden.

Weder auf der Straße noch in der Kaserne sah ich je einen nicht vollkommen tadellos adjustierten schwedischen Offizier. Besonders aufgefallen sind mir die eleganten hohen Lackstiefel und die in erstklassiger breeches-Form geschnittenen Hosen der Kavalleristen und Artilleristen. Letztere Façon scheint sehr vernünftigerweise in Schweden nicht nur wie bei uns die Mode, sondern auch die Vorschrift zu repräsentieren. Es ist schade, daß so wenig Gelegenheit vorhanden ist, die schwedischen Offiziere in ihrer netten Uniform zu sehen.

Diese wird nämlich ausschließlich nur im Dienste getragen. Kaum ist dieser vorüber, wird sie sofort gegen die Zivilkleidung vertauscht. In letzterer

Digitized by Google

erscheinen die Offiziere sogar bei Bällen und öffentlichen Veranstaltungen. Bei einem Diner, das ein Stabsoffizier so liebenswürdig war, einigen Herren seines Regiments und meiner Person zu geben, war alles im schwarzen Rock. Ebenso sah ich bei einem Monstre-Militärkonzert im eleganten Restaurant Hasselbacken in Stockholm fast keine einzige Offiziersuniform. Meinem Gefühl nach muß ich bedauern, daß die Unsitte des Ziviltragens — vom militärischen Gesichtspunkt aus, ist dieser etwas scharfe Ausdruck sicherlich gerechtfertigt — in Schweden mit Einführung der modernen Heeresverfassung nicht ganz abgekommen oder zum mindesten entsprechend modifiziert worden ist.

Mir ist ein Offizier im gewöhnlichen Zivilkleide — vom Sport- und Jagdanzug rede ich hier natürlich nicht — oder gar im schwarzen Frack, ein Dorn im Auge. Ich habe ihn stets im Verdacht, daß er die Ehre des Kaisers Rock zu tragen nicht voll zu würdigen wisse. Für die Bequemlichkeits- oder sonstigen Rücksichten, die für das Ziviltragen bestimmend sind, habe ich auch keinerlei Verständnis.

Der schwedische junge Offizier verdankt die Möglichkeit sich der Zivilkleidung zu bedienen aber keiner laxen Handhabung der bestehenden Vorschriften, sondern einer althergebrachten, vollkommen sanktionierten Sitte.

Um der Wahrheit die Ehre zu geben, habe ich im Verkehr mit dem schwedischen Offizierkorps weder bei alt noch jung irgend etwas bemerkt, das nicht in strengem Einklange mit dem militärischen Geiste gestanden hätte.

Im Gegenteil, die Herren sprachen mit warmer Begeisterung von ihrem Stand, zeigten reges Interesse für ihr Handwerk und waren ohne Ausnahme stolz auf die Leistungen ihrer Armee. Das bei uns häufig vorkommende, allerdings selten böse gemeinte Raisonnieren über die eigenen militärischen Einrichtungen und die Vorgesetzten, vernahm ich fast nirgends. Geradezu musterhaft ist das außerdienstliche Verhältnis zwischen Vorgesetzten und Untergebenen. Wie es auch überall sein sollte, machte mir dort das Offizierkorps eines Regiments wirklich den Eindruck einer großen Familie. Die älteren Mitglieder genießen die Achtung und Verehrung, die ihnen kraft ihrer Stellung und ihres Alters zukommen. Dabei ist der Ton jedoch ein freier und gemütlicher.

Von einer ängstlichen Scheu vor dem mächtigen und gefährlichen Vorgesetzten war nichts zu merken. Ich hörte von der Jugend, in gebührender Form vorgebracht, sogar manches freie Wort und manchen Widerspruch.

Zu diesem guten Zusammenleben trägt in Schweden allerdings viel bei, daß ein Offizier in der Regel bis zum Stabsoffizier in demselben Regiment dient, man sich also gegenseitig ganz genau kennt und zu behandeln weiß.

So viel ich zu bemerken Gelegenheit hatte, ist der dienstliche Ton den Offizieren (übrigens auch den Unteroffizieren und der Mannschaft) gegenüber maßvoll und wohlwollend.

Digitized by Google

Ein junger Kavallerieoffizier erzählte mir, er könne sich nicht erinnern, je von einem Vorgesetzten in lauter oder gar verletzender Weise dienstlich angelassen worden zu sein. Dieses Faktum beruht wohl zum großen Teile auf dem ruhigen und höflichen Nationalcharakter des Schweden, während nicht geleugnet werden kann, daß bei uns*) hier und da in dieser Beziehung ein wenig auf das südliche Temperament gesündigt wird.

Charakteristisch für das schwedische Offizierkorps ist seine Vorliebe für den Sport. So wird z. B. auch im Winter bei der Kavallerie sehr fleißig nach den Hunden gejagt, wobei auch die Stabsoffiziere mittun.

Das sehr kupierte, steinige und bewaldete Gelände mit seinen zahlreichen Gräben und Lattenzäunen (gärdes-gårdar) verursacht dabei viele Purzelbäume; besonders beliebt zu langen Galopps sind die schneebedeckten Eisflächen der vielen Seen.

Dem Rennsport aber wird von den jungen Kavallerie- und Artillerieoffizieren ebenfalls sehr eifrig gehuldigt.

Der Staat gewährt ihnen zu diesem Zwecke alle nur erdenklichen Erleichterungen.

Ich hatte in Stockholm das Glück, von den Herren der Leibgarde zu Pferde zu einem Regiments-Preisspringen eingeladen zu werden.

An diesem nahmen etwa zehn Offiziere und ebenso viele Unteroffiziere teil. Es wurden sechs bis acht Hindernisse, getreu der Natur nachgebildet, genommen.

Da gab es Zäune und Hecken, mit Graben vorn oder hinten, oder auch auf beiden Seiten; Steinmauern und Erdwälle, sowie Gittertüren und Doppelgräben.

Die Ausmaße der einzelnen Sprünge waren recht beträchtliche und gaben höchstens, was die Breite anbelangt, jenen der Wiener Preisspringkonkurrenz um ein geringes nach. Es entspricht dem Charakter des dortigen Terrains, daß man den Hochsprung in Schweden mehr zu kultivieren scheint als den Breitsprung.

Der idyllisch in unmittelbarer Nähe der Kaserne gelegene, zur Abhaltung des Reiterfestes bestimmte Platz, hatte den Nachteil sehr klein zu sein. Es konnten daher die Hindernisse nicht, wie es bei uns üblich ist, in einer langen Ovale angebracht werden, sondern sie waren kreuz und quer, mit sehr geringen Intervallen, am ganzen Platze zerstreut.

Man darf es daher den Reitern kaum verübeln, daß das Galopptempo, was Schwung und Gleichmäßigkeit anbelangt, vielfach zu wünschen übrig ließ. Hingegen hatten die Konkurrenten glänzende Gelegenheit ihre geschickte Führung und den tadellosen Gehorsam ihrer Pferde zu produzieren.

Denn die Sache war ihnen wahrlich nicht leicht gemacht! Einige unglaublich enge Wendungen, davon eine direkt von den höchstens ein paar

*) D. h. in Österreich! Anm. d. Red.

Digitized by Google

hundert Schritte weit entfernten Stallungen weg, mußten vollführt werden, um von einem Hindernisse zum andern zu gelangen.

Berittene Abteilungen und Handpferde standen überall am Rande des Platzes als lebendige Versuchung zum Ausbrechen für die konkurrierenden Kollegen.

Trotzdem versagte nur bei einem einzigen Sprunge eine sehr arioſe, kitzliche Stute, die jedoch sofort von ihrem sehr geschickten Reiter wieder zum Gehorsam gezwungen wurde.

Sattlung, Zäumung, Bügelschnallung (zu meiner besonderen Freude war letztere durchaus nicht zu kurz) waren im allgemeinen vollkommen korrekt. Ebenso der Sitz der Reiter, speziell auch was Haltung und Mitgehen des Oberkörpers anbelangt.

Ein einziger junger Herr, der noch nicht ganz in Harmonie mit seinem Pferde sich zu befinden schien, hatte, wie ich später erfuhr, die Strömsholmer Reitschule noch gar nicht durchgemacht.

Hingegen sah man einige mustergültige Reitererscheinungen, die gleich den alten, routinierten Steeple-Chasereiter verrieten.

Die Führung war wohl ruhig und sicher, doch kam das bei uns allgemein als richtig anerkannte Prinzip des Kopffreilassens zum Sprunge nicht immer genügend zur Geltung.

Als Entschuldigung mag hier wohl auch mit Fug und Recht die Enge des zur Verfügung stehenden Raumes angeführt werden.

Die Pferde mußten gleich nach jedem Sprunge wieder zusammengenommen und für die Wendung vorbereitet werden. Ein Reiter, dem auch nur für kurze Zeit die Hand genommen worden wäre, hätte sofort die unsanfte Bekanntschaft mit irgend einem Baumstamme gemacht.

Trotzdem waren einige Martingals denn doch zu kurz geschnallt, und es mußte daher wundernehmen, daß die betreffenden Pferde nicht zu Falle kamen.

Ein wahres Vergnügen war es, die Unteroffiziere springen zu sehen. Da ging alles so glatt und fließend ab, daß man den Eindruck bekam, als ob das Überwinden von immerhin recht respektablen Hindernissen für diese Leute und Pferde das tägliche Brot bilde.

Und so sollte es ja tatsächlich auch in jeder modernen Kavallerie der Fall sein!

Das Pferdematerial der Offiziere und Unteroffiziere war durchschnittlich ein sehr gutes. Als ich hörte, daß ich, bis auf ein oder zwei Ausnahmen, lauter schwedische Produkte vor mir habe, bekam ich wirklich Respekt vor den Fortschritten, die die schwedische Pferdezucht in den letzten Jahrzehnten gemacht hat.

Es waren lauter hoch im Blute stehende Halbblutpferde, größtenteils mittelgroß, gedrungen und drahtig, in guter Gebrauchskondition. Was die Unteroffizierspferde anbelangt, so hatte ich da wohl eine Auslese vor mir,

Digitized by Google

nach der nicht unbedingt der Durchschnitt der schwedischen Kavalleriepferde beurteilt werden konnte.

Nach Beendigung der Springkonkurrenz wurden sogleich die recht bescheidenen Preise verteilt.

Man sah, daß nicht diesen zu Ehren, sondern aus Lust und Liebe zur Sache geritten worden war.

Wie die Herren mir mitteilten, werden durchschnittlich ein- bis zweimal im Monat, im Sommer und Winter, vom Offizierkorps solch kleine Reiterfeste innerhalb des Regiments veranstaltet. Preisspring-Konkurrenzen, wie die geschilderte, wechseln dabei mit Jagdritten, an denen die Teilnahme obligatorisch ist, ab.

Ich habe die Bemerkung gemacht, daß die schwedischen Kavallerie- und Artillerieoffiziere, auch in den höheren Chargen, zum großen Teile auffallend schlank sind. (Das Offizierkorps der Infanterie hatte ich nicht Gelegenheit so eingehend zu beobachten.)

Die genannte Erscheinung ist wohl der aktiven Beteiligung von jung und alt an allen sportlichen Veranstaltungen zuzuschreiben. Denn besondere Enthaltsamkeit in Essen und Trinken, glaube ich, kann man selbst mit bestem Willen den Herren nicht nachrühmen.

Obwohl die Avancementsverhältnisse in Schweden noch um einige Grade ungünstiger sind als bei uns, sah ich doch eine Anzahl merkwürdig jung aussehender Rittmeister und Stabsoffiziere. Das verdanken sie sicher nicht der gesunden, nordischen Luft allein, sondern ebenfalls auch der Pflege des Sports.

Der aus der guten alten Zeit stammende Typus des älteren Kavallerieoffiziers, der im Herbst seine Rosinante absattelte, um sie erst knapp vor den nächstjährigen Übungen wieder zu besteigen, scheint in Schweden wohl ausgestorben zu sein.

Daß man dort auch bestrebt ist, in der Mannschaft Lust für sportliche Vergnügungen zu wecken, hatte ich Gelegenheit bei meinem Besuche des 1. Svea-Artillerieregiments zu beobachten.

Es war um 11 Uhr vormittags an einem Wochentage. Am großen Exerzierplatze (ladugårdsgärdet), dicht hinter der Kaserne, spielte die Mannschaft einer Batterie mit vielem Geschick und ganz stilgerecht Fußball. Eine zweite Abteilung war in eine Reihe von Ringkämpfen verwickelt.

Als ich etwas erstaunt fragte, weshalb die Leute um diese Zeit dienstfrei seien, belehrte man mich, daß sehr häufig die für den Fußdienst angesetzten Stunden zu solchen körperlichen Spielen, die Geschicklichkeit und Ausdauer erheischen, verwendet würden. Wie ich glaube, ein sehr nachahmenswertes Beispiel!

Dem österreichischen Kavallerie-Subalternoffizier, der sich — und das wohl nicht so ganz mit Unrecht — oft dienstlich überbürdet fühlt, kann ich als Trost mitteilen, daß sein schwedischer Kollege auch nicht besser daran ist.

Digitized by Google

Ein mir gut bekannter, junger Dragoneroffizier erzählte, sein Tagewerk dauere von 8 Uhr vormittags, mit einstündiger Frühstückspause, bis 6 Uhr abends. Er hatte nämlich auf einmal zwei bis drei verschiedenartige, dienstliche Verwendungen.

Von den Lippen dieses Herrn hörte ich ganz den gleichen Stoßseufzer, wie ich ihn so oft von jungen österreichischen Kameraden, denen das Schicksal einen besonders bärbeißigen Eskadronschef beschert hat, vernommen habe: „Ach, wenn man mir doch wenigstens die Zeit gönnen würde meine eignen Pferde zu reiten!“

Hingegen dürfte der schwedische Rittmeister ein weniger geplagtes Individuum sein als sein österreichischer Kollege. Ersterer ist von mancher ökonomisch-administrativen Sorge, die letzteren drückt, ganz befreit. So z. B. geht ihn die Mannschaftsmenage nichts an, da diese für das ganze Regiment gemeinsam geleitet wird.

Zur Bewältigung des Kanzlei- und Verrechnungsdienstes hat der Eskadronskommandeur in Schweden einen „fanjunkare“ an seiner Seite, der auf einer ganz anderen Bildungs- und geselligen Stufe steht als unser Rechnungsunteroffizier.

Die schwedische Eskadron dürfte jährlich 30 Wehrpflichtige (bevärings) und 12 Volontärrekruten, endlich 10 bis 12 Remonten zur Ausbildung erhalten. Die österreichische hingegen muß sich auf etwa 70 Rekruten und 26 bis 28 Remonten gefaßt machen.

Dabei ist die Anzahl der Unteroffiziere gleich, nur ist in Österreich ein Subalternoffizier mehr per Eskadron im Stande. Auch aus diesen Ziffern geht klar hervor, in welchem der beiden Länder der Rittmeister den leichteren Dienst hat.

Insoweit ich es beurteilen konnte, lebt der schwedische Offizier um einige Grade luxuriöser, dafür aber auch bedeutend kostspieliger, als es bei uns der Fall ist.

Obwohl die pekuniären Bezüge, namentlich in der Rittmeisterscharge, bedeutend höher sind als bei uns, brauchen die Herren, namentlich bei den berittenen Waffen, unbedingt auch eigenes Vermögen, respektive Zuschüsse von zu Hause.

Die Offiziersmesse spielt in Schweden im Leben des Offiziers nicht jene Rolle wie in Deutschland oder Österreich. Sie vermag daher auch dort nicht eine so wohltätige Einwirkung auf seine Geldbörse auszuüben, wie in den letztgenannten Ländern.

Die schwedischen Offizierkasinos machten mir mehr den Eindruck von eleganten Klubs, als von gemütlichen Heimstätten für das Offizierkorps.

Die Verpflegung wird auch in der Regel von einem Traiteur geliefert, wodurch sie natürlich bedeutend teurer kommt als bei uns, wo sie fast ausnahmslos in eigener Regie hergestellt wird.

Digitized by Google

Ein Zwang für die ledigen Herren, die Hauptmahlzeit in der Offiziersmesse einzunehmen, so wie er bei uns eingeführt ist, besteht in Schweden nicht. Zwei Umstände verteuern dem Offizier in diesem Lande das Leben ganz außerordentlich. Erstens die Notwendigkeit, komplette, tadellose Zivil- sowohl als Militärgarderobe zu besitzen; zweitens die leidige Getränkefrage.

Obwohl die Antialkoholbewegung in Schweden unter der Bevölkerung in den letzten Jahrzehnten auffallend an Boden gewonnen hat und, wie mir versichert wurde, auch in Offizierskreisen nicht mehr solche Quantitäten des nationalen Punsches vertilgt werden wie ehedem, begnügt sich der schwedische Offizier doch nicht mit purem Wasser.

Auf die Gefahr hin, sämtliche Wasserapostel gegen mich in Harnisch zu bringen, muß ich eingestehen, daß ich dies auch für gut und richtig halte. Ein Offizierkorps, das sich ganz vom Alkohol losgesagt hat, wäre mir unheimlich, um nicht direkt zu sagen — unsympathisch!

Eine Anzahl junger, wohl auch meist temperamentvoller Leute lebt nicht fort in so enger Berührung miteinander, wie sie das militärische Leben mit sich bringt, ohne daß Reibungen entstehen und sich von Zeit zu Zeit eine gewisse Menge Zündstoff ansammelt.

Meiner Erfahrung nach lassen sich diese drohenden Wolken stets am besten durch eine offene Aussprache, nachdem einige Gläser Wein die Zungen gelöst, verscheuchen. Selbst kleine dienstliche Konflikte oder Kränkungen habe ich oft auf diese Art in kurzem Wege aus der Welt schaffen sehen. Es heißt ja nicht umsonst: „In vino veritas!“

Der schwedische Offizier hat es indessen nicht so leicht, sein tägliches Bedürfnis nach einem geistigen Getränk zu befriedigen, wie sein österreichischer oder deutscher Kamerad.

Leichtes, billiges Bier vom Fasse und ebensolche Tischweine gibt es in Schweden nicht. Das Flaschenbier ist sehr stark, wenig „süffig“ und verhältnismäßig auch sehr teuer.

Es wird selten, und nach unsern Begriffen in sehr geringen Quantitäten genossen. Das zeigt schon das Volumen der etwa $^3/_{10}$ Liter enthaltenden Flaschen.

Die schwedischen Kameraden gaben auch unverhohlen ihr Erstaunen zu erkennen, als ich einmal drei solcher Flaschen hintereinander konsumierte. Am andern Morgen verstand ich auch, was sie damit gemeint hatten, denn mein Kopf war von recht lästigen Gefühlen heimgesucht.

In den schwedischen Offiziersmessen wird also zum Essen irgend ein starker Flaschenwein, Sherry oder Bordeaux, der in trinkbarer Qualität kaum unter drei bis vier Kronen für die Flasche zu haben ist, genossen.

Bleibt man nach dem Diner weiter zusammen, was meistens der Fall ist, da die Herren sehr vernünftigerweise erst nach den Mühen des Tages — um 6 Uhr abends — die Hauptmahlzeit einzunehmen pflegen, dann kommen

Digitized by Google

Whisky mit Soda- oder Selterswasser und vor allem der obligate Punsch an die Reihe.

Von letzterem Getränk, das süß, dickflüssig und sehr stark ist, werden nach unsern Begriffen von einzelnen Herren noch immer unglaubliche Quantitäten eingenommen, jedoch auch — vertragen.

Die leichten, sauren Tischweine, die wir trinken, würden den braven Schweden gar nicht munden; sie kämen ihnen wie gewässerter Essig vor.

Der schon hervorgehobene, so außerordentlich nette und kameradschaftliche Ton, der innerhalb des schwedischen Offizierkorps herrscht, widerlegt in gewissem Sinne die Anschauung, daß ein Abschaffen des Duells eine Verrohung der Umgangsformen nach sich ziehen müßte.

Das Verbot gegen den Zweikampf ist nämlich in Schweden so strenge, daß ein Offizier, der es übertritt, unbedingt entlassen würde.

Als ich im Laufe einer Debatte mit einigen schwedischen Offizieren über dieses Thema äußerte, es seien doch aber Fälle möglich, in denen der Offiziersstand das Duell nicht entbehren könne, antwortete einer der Herren: solche Vorkommnisse sind bei uns undenkbar.

Man kann nur hoffen, daß der schwedische Kamerad mit seinen stolzen Worten stets recht behalte! —

Den Dienstbetrieb bei der schwedischen Kavallerie lernte ich ziemlich genau kennen, da es mir vergönnt war, die zwei in der Hauptstadt garnisonierenden Regimenter bis ins Detail zu besichtigen.

Alles, was ich von der Abrichtung zu sehen bekam, machte einen sehr sachgemäßen Eindruck. Der Sitz, auf den bei den Leuten hingearbeitet wird, ähnelt sehr dem in unserm Reglement vorgeschriebenen.

Es berührte mich besonders sympathisch, konstatieren zu können, daß mehr Gewicht auf die Weichheit als auf die Strammheit des Sitzes gelegt werde. Die meisten Leute saßen jedoch dabei auch mit eher langgeschnallten Bügeln genügend gestreckt.

Ich sah eine Abteilung, sowohl „Volontär"- als auch „bevärings"-Rekruten, im Galopp durch den Springgarten gehen. Auch das geschah ganz analog den bei uns befolgten Prinzipien. Die Leute ritten ohne Ausnahme mit großem Schneid. Die Steigbügel waren ausgeschnallt, die Zügel ausgelassen. Die Pferde waren vorzüglich eingesprungen; kein einziges stockte vor den Hindernissen, sehr wenige rannten kopflos dagegen an. Das Tempo war ein sehr guter Jagdgalopp.

Ich möchte hier betonen, daß diese Rekruten die einzigen schwedischen Kavalleristen gewesen sind, die ich einen langen Galopp nach unsern Begriffen habe reiten sehen.

Sowohl eine Eskadron der Garde zu Pferde als auch die Regimentskorporals- und Volontärschule des Garde-Dragonerregiments, die ich im Galopp exerzieren sah, ritten ein auffallendes kurzes Tempo, nach meiner Schätzung nicht viel mehr als 400 Schritt in der Minute.

Digitized by Google

Teilweise läßt sich dieses Faktum wohl durch die sehr ungünstigen Bodenverhältnisse des Exerzierplatzes erklären. Es war gerade während der langen Dürre des vergangenen Sommers und der Boden infolgedessen steinhart. Steinig ist er überhaupt immer; dazu sehr uneben. Lange Galopplinien, wie wir sie auf unsern Exerzierplätzen gewöhnt sind, stehen am „ladugårdsgärdet“ nicht zur Verfügung.

Trotzdem möchte ich doch aus den schon geschilderten Wahrnehmungen beim Preisspringen, im Vereine mit dem Umstande, daß auch einzelne Leute (Unteroffiziere), die ich auf der mit Lohe bestreuten Galoppierbahn ihre Pferde arbeiten sah, stets das schon erwähnte kurze Galopptempo ritten, zu folgendem Schlusse gelangen: zu ihren sonstigen vorzüglichen Eigenschaften könnte man der schwedischen Kavallerie nur noch etwas mehr Schwung wünschen. Ich bin allerdings nicht berechtigt, diese Bemerkung als eine für alle Regimenter zutreffende hinzustellen.

So wurde mir z. B. erzählt, daß die schonischen Regimenter, die organisationsgemäß im Kriege eine Kavallerie-Truppendivision aufstellen, über große, ebene Übungsplätze verfügen und dort auch dementsprechend flott reiten.

In dem Terrain von Mittel- und Nordschweden, auf das die übrigen Kavallerieregimenter in der Regel angewiesen sind, und wo man es fortgesetzt mit Wald, Felsen und Hecken zu tun hat, mag allerdings leicht das Gefühl für ein allongiertes Galopptempo bei den einzelnen Abteilungen abhanden kommen.

Die Fühlung beim Exerzieren erschien mir eher locker; Ordnung und Ruhe für das Ausbildungsstadium, in der sich die Eskadrons befanden, vollkommen hinreichend.

Die Pferde gehen in auffallend korrekter Haltung, und wie es scheint, durchschnittlich mit weicher Anlehnung. Die Zäumung ist auch dementsprechend leicht. Die Pferdedressur scheint also auf richtigen Prinzipien basiert zu sein.

Ohne den schwedischen Kameraden diese wohlverdiente Anerkennung schmälern zu wollen, muß ich indessen der Gerechtigkeit zu Liebe konstatieren, daß die schwedischen Kavalleriepferde, die ich zu Gesicht bekam, fast ausnahmslos für den Reitzweck günstig gebaut erschienen.

Lauter gut geformte, kurze und nicht zu plumpe Hälse, schräge Schultern, tragfähige Nierenpartien und genügend kräftige, richtig gewinkelte Hinterteile. Mit solchem Material läßt sich leicht arbeiten.

Die Hirschhälse, dicken Ganaschen und mangelhaften Verbindungen zwischen Vor- und Nachhand, mit denen wir häufig zu kämpfen haben, würden gewiß das Erstaunen der schwedischen Kameraden hervorrufen. Auch haben wir viel mehr kleine Pferde (unter 163 cm).

Die Erklärung aller dieser Vorkommnisse liegt natürlich in der Verschiedenheit des Remonten-Ankaufspreises beider Länder.

Digitized by Google

Die schwedische Regierung zahlt, wenn ich nicht irre, 800 schwedische Kronen (= etwa 1030 österreichischen), während unsere Assentierungskommissionen nur 650 Kronen ö. W. durchschnittlich verausgaben dürfen.

Trotzdem sieht man zweifelsohne in den Reihen der österreichischen Kavallerie mehr auffallend edle und figurante Tiere. Es sind dies größtenteils die aus den Fohlenhöfen stammenden Remonten.

Rasse und Güte der schwedischen Kommißpferde schienen mir hingegen sich auf einem gleichmäßigeren Niveau zu befinden als bei uns. Besonders sympathisch fielen mir die zahlreichen Abkömmlinge der Hengste Warrenby und Warren-Hastings auf. Über die Leistungsfähigkeit des Materials konnte ich mir natürlich kein stichhaltiges Urteil bilden.

Wie ich beim Abgehen der Stallungen bemerken konnte, sind die Beine der Pferde gleich vorzüglich erhalten, wie es bei uns der Fall zu sein pflegt. Die Kondition der schwedischen Dienstpferde ist durchschnittlich eine leichtere als wir sie gewöhnt sind. Man scheint dort endgültig mit der Vorliebe für runde Kroupen gebrochen zu haben.

Es machte mir überhaupt bei allem und jedem, was ich von der Arbeit der schwedischen Armee zu sehen bekam, den Eindruck, daß man sämtliche Äußerlichkeiten und Paradekunststücke als überflüssigen Ballast über Bord geworfen habe und zielbewußt nur dem realen Kriegszwecke zustrebe.

Das ist ganz gewiß auch der einzig richtige Standpunkt, wenn man bedenkt, daß in Schweden in einem Jahre das geleistet werden muß, wofür in anderen Ländern zwei bis drei zur Verfügung stehen.

Aussehen und Muskelentwicklung der Kavalleriepferde sind immerhin noch ganz befriedigend. Hingegen sah ich bei der Artillerie einzelne direkt übertrainierte Pferde. Das mag vielleicht darin seinen Grund haben, daß die Batterie einen so geringen Pferdestand (40) zur Verfügung hat, und daß daher die vorhandenen Exemplare bei der Ausbildung ihr letztes hergeben müssen.

Die Pferdewartung in Schweden läßt nach unseren Begriffen (die ja allerdings als sehr rigoros bezeichnet werden müssen) in den Details einiges zu wünschen übrig.

Ich habe da insbesondere die Mähnen-, Schweif- und Hufpflege vor Augen. Indessen gebe ich gern zu, daß die Frage, ob wir in der österreichischen Kavallerie in dieser Beziehung nicht ein wenig zuviel des Guten tun, einer Diskussion wert sei.

Uns erleichtern die natürlichen Anlagen der Leute (ganz speziell gilt dies für die Ungarn) die Aufgabe, die Pferdewartung auf eine geradezu glänzende Höhe zu bringen.

Mit Fug und Recht könnte vielleicht der schwedische Rittmeister ins Treffen führen, daß er bei der beschleunigten Abrichtung gar nicht in der Lage sei, drei Stunden täglich (soviel Zeit wird bei uns durchschnittlich darauf verwendet) für die Pferdewartung zu opfern.

Digitized by Google

Es gibt ja auch bei uns eine Strömung gegen das zu starke in Watte Einwickeln der Gäule. Es werden Bedenken laut, ob die Verweichlichung unseres Soldatenpferdes im Frieden, im Kriege nicht üble Folgen nach sich ziehen könnte.

Ich vermag diese Befürchtungen nicht zu teilen, denn ich habe sie während der großen Manöver und Märsche, die es mir vergönnt gewesen mitzumachen, nicht bestätigt gefunden. Forciertere Leistungen, als bei den Kavallerieübungen in Galizien in jeder Hinsicht gefordert zu werden pflegen, dürften auch im Ernstfalle kaum an uns herantreten; andauerndere Marschleistungen, als z. B. das Regiment, welchem ich angehörte, beim Garnisonswechsel von Kärnten nach Galizien sie aufzuweisen gehabt hat, ebenfalls nicht.

Bei allen diesen Gelegenheiten habe ich gefunden, daß unser Pferdematerial sehr widerstandsfähig ist. Die Eskadronen mit der besten Pferdewartung überstanden in der Regel auch am besten die Strapazen.

Ein Mann, dem im Frieden der Grundsatz eingeprägt wurde: „zuerst Dein Pferd, dann erst Du selbst", wird auch im Kriege in ähnlichem Sinne handeln. Der Einfluß einer ziemlich genau geforderten Pferdewartung auf die Disziplin im allgemeinen, bildet ein Moment, das in keiner Kavallerie unterschätzt werden sollte.

So prachtvoll auch die schwedischen Kasernen und die dabei befindlichen Stallungen gebaut sind, die dort herrschende Stallordnung konnte mein Kommißauge in den meisten Fällen nicht recht befriedigen.

Besonders der Dienst der Stallwärter scheint dort nicht mit der bei uns üblichen drakonischen Strenge versehen zu werden. Oft sah ich mich sogar ganz vergeblich nach diesen wichtigen Individuen mit ihren unentbehrlichen Instrumenten um.

Dementsprechend ist auch die Streu, obwohl der schwedische Staat fast die doppelte Strohgebühr wie bei uns spendet, weder reichlich noch besonders sauber. Bei einigen Eskadronen standen die Pferde ohne einen Strohhalm, direkt auf bloßem Steinboden. Das würde schon aus Gesundheitsrücksichten bei uns als ganz unzulässig betrachtet werden.

Die Haferration beträgt in Schweden etwa 5 kg per Pferd und Tag (in Österreich 4,2 kg).

Der Kavalleriesattel ist nicht wie bei uns der ungarische Bock-, sondern ein stark gepolsterter, rückwärts etwas erhöhter englischer Sattel. Gegenwärtig scheinen mehrere Modelle noch im Gebrauche zu stehen; das neueste von diesen hat eine vorzügliche Lage des tiefsten Punktes, bekanntlich ein sehr wichtiger Faktor für die Reitausbildung.

Zweifelsohne ist der schwedische Kavalleriesattel für die Reitschule und ganz speziell das Remontenreiten viel geeigneter als unser Bock, in dem man zu weit vom Pferderücken sitzt, um mit dem Gesäße intensiv einwirken zu können. Ob für Dauerleistungen und zum Zwecke der richtigen Gewichts-

Digitized by Google

verteilung beim Packen ich nicht unserm Modelle den Vorzug geben soll, lasse ich dahingestellt. Jedenfalls erscheint mir die in der schwedischen Kavallerie gebräuchliche, vierfach zusammengelegte Unterlegedecke, für Märsche der Gattung, wie sie bei uns oft vorkommen, zu dünn, um wirksamen Schutz gegen Druckschäden zu bilden.

Das Beschläge der Reitpferde fand ich durchwegs nett und gut. Der Gebrauch von sechs Nägeln scheint allgemein vorgeschrieben.

Zu den interessantesten Dingen, die es mir in kavalleristischer Hinsicht vergönnt gewesen mitzumachen, zählt die Besichtigung der vereinigten Remontenklasse des Leibgarde-Dragonerregiments.

Mit Freuden ergreife ich hier die Gelegenheit, dem Kommandanten und Abrichter dieser schönen Abteilung unverhohlen meine Bewunderung auszusprechen. Der betreffende Herr gehört dem, nach den Bestimmungen der neuen Heeresorganisation auf den Aussterbeetat gesetzten, Korps der Regimentsstallmeister an. Von nun an werden auch in Schweden die vom Depot einrückenden Remonten so wie bei uns gleich den Eskadronen zugeteilt und dort abgerichtet.

Man muß wohl auch zugestehen, daß dieses System das natürlichere und praktischere ist. Indem der Eskadronschef seinen Pferdenachwuchs selbst ausbildet, lernt er dabei gleich die Eigenschaften der einzelnen jungen Tiere kennen. Es stünde wohl auch anzunehmen, daß der Rittmeister sich der Behandlung und Erziehung jedes einzelnen Individuums, das bestimmt ist, jahrelang unter seiner Fürsorge zu verweilen, mit ganz anderer Sorgfalt widmen dürfte, als der Stallmeister, der sein zahlreiches Remontenkontingent jährlich wechselt.

Ein Vorbehalt wäre jedoch zu machen, will man sich unbedingt zugunsten der Remontenausbildung bei den Eskadronen entscheiden: ein einheitliches System der Pferdedressur muß dann schon in der betreffenden Kavallerie feste Wurzeln geschlagen haben. Arbeitet jeder Rittmeister im Regiment nach anderen Prinzipien, so kann das Pferdematerial in seiner Gesamtheit dabei nicht gewinnen.

Jedenfalls war der Regimentsstallmeister des schwedischen Leibgarde-Dragonerregiments der geeignete Mann, mir ad oculos vorzudemonstrieren, was in diesem Amte geleistet werden könne.

Wie der betreffende Herr mir sagte, hatte er schon 20 Remontenjahrgänge seines Regiments ausgebildet. Er ging auch tatsächlich mit seinen vierbeinigen Schutzbefohlenen um wie ein Vater mit seinen Kindern. Die auffallende Frommheit und Vertrautheit der jungen Pferde, sowie ihr kraftstrotzendes Exterieur fielen auch allsogleich angenehm auf.

Die vierjährigen Remonten, die unter seiner Obhut standen, waren so entwickelt und muskulös, daß ich sie ohne Bedenken in die eigentliche Dressur genommen hätte. Ich habe die Front der ganzen in der Mitte der Reit-

Digitized by Google

schule aufmarschierten Abteilung abgeschritten, dabei sämtliche Beine eingehend gemustert und alle Sehnen betastet.

Ich konnte keinerlei Schäden entdecken; weder Spat noch Gallen oder angegriffene Sehnen kamen vor, nur ein bis zwei Hautverdickungen infolge von Schlag. Dieses Faktum zeugt wohl am besten von dem sachgemäßen und verständnisvollen Vorgange bei der Abrichtung.

Die 50 Remonten waren in drei Abteilungen gegliedert. Ganz besonders interessant und lehrreich war die Vornahme der jüngsten Klasse. Der Herr Stallmeister hat das sehr richtige Prinzip, daß ein junges Pferd wenigstens drei Monate ohne Reiter gehen müsse, bis es durch regelmäßige Bewegung gekräftigt und in einiger Haltung richtig treten gelernt hat. Da für das vorbereitende, einzelne Longieren, wie es Hofstallmeister Plinzner vorschreibt, in der schwedischen Kavallerie die Zeit und Hilfskräfte absolut mangeln würden, hat der genannte Herr Remontenabrichter folgende Methode erfunden:

Unter Führung eines Vorreiters werden die jungen Tiere auf einige Schritte Distanz hintereinander in die Reitschule genommen. Die ungeberdigen und widerspenstigen Exemplare werden dabei natürlich anfangs geführt. Zuerst wird nur die Gurte, später jedoch auch der Sattel hinaufgegeben. Die Zusammenschiebung der Pferde vermittels der Ausbindezügel wird sehr langsam und vorsichtig gesteigert.

Mit Geduld und Geschick werden auf diese Weise unglaubliche Fortschritte erzielt. Die Abteilung, die mir so gezeigt wurde, trabte und galoppierte in vollkommener Ruhe und Ordnung, ohne daß je die Distanzen verloren gingen. Während der Trabrepriſen fiel trotz des sehr flotten Tempos kein Pferd in Galopp. In letzterer Gangart blieben die jungen Tiere auch bei den Wendungen am richtigen Fuße, was gewiß von der schon erreichten guten Haltung zeugte.

Kurz und gut, diese in Freiheit vorgeführte Remontenabteilung bot einem Reitersmanne wirklich einen herzerfreuenden Anblick, der wohl geeignet erscheint, zur Nachahmung anzueifern.

Der Lehrgang des schwedischen Regimentsstallmeisters hat durchaus nichts mit dem gemein, was man im Zirkus unter dem Namen „Freihanddressur" gewöhnlich zu sehen bekommt.

Seinen Pferden sah man ordentlich die Luft und Freude am Gehen an. Die geringe Zusammenstellung durch die Ausbindezügel genierte sie augenscheinlich nicht im geringsten. Die Folge der Nachhand war auch eine vollkommen richtige. Wie anders die armen Zirkusgäule! Derart in den Bock gespannt, daß die Nase fast die Brust berührt, kommen sie in der Regel mit hohem Hinterteil und ganz abbleibenden, rückwärtigen Extremitäten, in schwunglosen, gebundenen Gängen daher.

Die goldenen Früchte der eben geschilderten, vortrefflichen Arbeitsmethode bei den jüngsten Remonten, zeigten sich deutlich in der nächstälteren

Digitized by Google

Klasse. Auch dort machte es den Eindruck, als ob die Pferde das von ihnen Verlangte spielend verrichten würden. Man sah keine widerstrebende Hälse, schlaffe, eingeklemmte Rücken oder verhaltene Gänge. In natürlicher, losgelassener Haltung und freier Aktion trugen die Pferde ihren ziemlich passiv, jedoch weich obensitzenden Reiter.

Die dritte Abteilung, die der Herr Regimentsstallmeister mir zeigte, bestand aus den fünfjährigen, ihrer Einstellung in die Eskadronen harrenden Remonten.

Wiewohl ein Fachmann auch mit dem Gehen dieser Pferde vollkommen zufrieden sein konnte — Gehorsam, tadellose Kopfhaltung, natürliche Gänge vermißte man auch hier nirgends — wollte mir doch dünken, daß aktive Reiterei aus diesem vorzüglich angerittenen und konditionierten Material einen höheren Grad von Sammlung und Gleichgewicht hätte herausbringen können. Einige Pferde gingen etwas tief und schwerfällig. Ich möchte jedoch hinzufügen, daß ich diese Bemerkung kaum in tadelndem Sinne fallen lasse.

Tausendmal besser auf einer etwas niedrigeren Ausbildungsstufe stehen zu bleiben, ohne etwas an der natürlichen Haltung und Anlage verdorben zu haben, als durch nicht sachgemäße Künsteleien Verbiegungen und unrichtige Gänge hervorzurufen.

Nach dem, was ich vom Reiten in der schwedischen Kavallerie gesehen habe, möchte ich indessen überhaupt fast die Behauptung aufstellen, daß sie im Gelände mehr leistet, als auf der Schule. So ritt mir z. B. einer der ersten Reitlehrer Schwedens ein von ihm zugerittenes Pferd vor; es war zweifelsohne vollkommen im Gehorsam, sehr korrekt gebogen und auch in guter Haltung.

Ich vermißte jedoch sozusagen den letzten Schliff, wie wir gewöhnt sind, ihn bei unsern Preisreitkoryphäen zu bewundern: die bis zur äußersten Grenze entwickelte Freiheit der Aktion und die Weichheit der Gänge, die aus dem Losgelassensein und Federn aller Gelenke und Muskeln resultiert.

Der betreffende Herr wurde auch von seinem Pferde im Trabe nicht geschwungen, sondern gestoßen, ritt daher auch im verstärkten Tempo nach englischer Art.

Ich will mich von der schönen Remontenabteilung des Leibgarde-Dragonerregiments nicht verabschieden, ohne noch zu konstatieren, daß ihr Kommandant für 50 Pferde nur 17 Leute als Wartemannschaft zur Verfügung hatte. Um so verdienstvoller für ihn ist also die vorzügliche Pflege und Kondition seines vierbeinigen Materials.

Zu bemerken wäre hier noch, daß es in der österreichischen Kavallerie grundsätzlich nicht für zulässig erachtet wird, einem Mann mehr als zwei Pferde zur Wartung zuzuweisen.

Nach der Besichtigung der Remonten wurde mir die Gelegenheit geboten, dem theoretischen Unterricht an der vereinigten Offiziersvolontär- und Korporalschule beizuwohnen.

Digitized by Google

Diese stand unter dem Kommando eines anerkannt tüchtigen Rittmeisters, dem zwei Subalternoffiziere als Hilfslehrer zugeteilt waren. Die Korporalschüler gehörten dem Leibgarde-Dragonerregiment, die Volontäre den verschiedensten Kavallerietruppenkörpern an. So sah man z. B. sogar die orangegelben Aufschläge des in Umeå, im nördlichsten Schweden, garnisonierenden Dragonerregiments Norrland.

In der Schule handelte es sich an diesem Tage um die Besprechung einer tags vorher gegen Markierung abgehaltenen Feldübung.

Wie der Kommandeur mir sagte, huldigt er dem gewiß sehr richtigen Prinzip, den Unterricht im Felddienste möglichst an der Hand von praktischen Beispielen stattfinden zu lassen. Zuerst wurde die Sache stets draußen im Terrain gemacht und dann erst im Schulzimmer das „wie" und „warum" erörtert.

Auf der Tafel war eine in sehr großem Maßstabe gehaltene Skizze des Übungsgeländes gezeichnet. Außerdem hatten die Frequentanten Karten im Verhältnis 1 : 100 000 vor sich ausgebreitet.

Die zu besprechende Übung hatte die Rekognoszierung einer durch geschlossene Vorposten geschützten Aufstellung eines aus allen drei Waffengattungen bestehenden feindlichen Streifkorps zum Gegenstande gehabt. Zu diesem Zwecke waren verschiedene Patrouillen entsendet worden.

Jeder Patrouillenführer mußte nun genau den Plan zur Durchführung seiner Aufgabe entwickeln und begründen. Ebenso war jede spätere Abweichung von dem ursprünglich gefaßten Entschlusse zu motivieren.

Erschien irgend eine Maßnahme nicht ganz einwandfrei, so mußten andere Frequentanten die Kritik daran üben und ihre eigene Ansicht zum besten geben. Nicht das kleinste Detail blieb unbeachtet oder unbesprochen. Jede schriftliche oder mündliche Meldung wurde verlesen, respektive vom Überbringer wiederholt. Am Schlusse kamen auch noch die Anordnungen des Kommandanten des (markierten) gegnerischen Streifkorps zur Besprechung. Hierbei staunte ich über die relative Schwierigkeit einzelner an die Korporalschüler gerichteten Fragen. So z. B.:

„Aus welchem Grunde mag wohl die gegnerische Kavallerie gerade auswärts des rechten Flügels kantonniert haben?" — „Wieso konnte die feindliche Batterie dem Gros der Vorposten zugeteilt werden?"

Alles wurde jedoch vollkommen klar und zufriedenstellend beantwortet. Die Art und Weise, in der die taktische Besprechung geleitet und die Antworten gegeben wurden, läßt es als vollkommen ausgeschlossen erscheinen, daß man es hier etwa mit auswendig memorierten Phrasen zu tun hatte.

Nein, bei diesen Leuten war unzweifelhaft logisches Denken und klares Verständnis für den Stoff vorhanden. Von den Offiziersvolontären, die ja die Maturitätsprüfung hinter sich hatten, wunderte mich das Gehörte weniger. Ich konnte jedoch keinen nennenswerten Unterschied zwischen den Antworten der

Digitized by Google

ersteren und jenen der Korporalschüler konstatieren. Immerhin befanden sich auch unter den letzteren Leute, die vier bis sechs Gymnasialklassen absolviert hatten, doch wurden nicht ausschließlich solche gefragt.

Bei dieser Felddienststunde zeigte sich mir so recht in hellem Licht der Wert einer trefflichen, allgemeinen Volksbildung für die militärische Erziehung. Die schwedischen Kameraden sind der mühevollen Arbeit, die Leute logisch denken und reden zu lernen, fast ganz überhoben.

Wir bringen manchen Mann während seiner ganzen dreijährigen Dienstzeit nicht so weit. Aus diesem Grunde bin ich nie ein Freund des bei uns jetzt so kultivierten theoretischen Mannschaftsunterrichts gewesen.

Bevor jemand eine einfache Wahrnehmung nicht in knapper, logischer Form mündlich (und soll er Unteroffizier werden, auch schriftlich) wiederzugeben vermag, nützen ihm die schönsten Felddienstvorträge nichts.

Hingegen wurde ich durch die in der schwedischen Korporalschule gemachten Erfahrungen in der Überzeugung bestärkt, daß man mit den Wehrpflichtigen dieses Landes in vielen Beziehungen in einem Jahre das erreichen könne, wozu anderswo drei benötigt werden.

Eine sehr praktische Einführung, die mir besonders geeignet scheint, die Ausbildung im Felddienste zu fördern, fiel mir bei der Besichtigung der Mannschaftszimmer der Dragonerkaserne auf.

In jedem Raume hängt nebst einem Umgebungsplan des Garnisonortes (hier also von Stockholm) eine Karte der engeren Heimat der Leute, d. h. des Ergänzungsbezirks, aus dem sie stammen.

Man vermag sich wohl vorzustellen, daß der Rekrut, besonders wenn ihn manchmal Anwandlungen von Heimweh beschleichen, gern die vertrauten Namen von der Karte heruntergelesen wird. Er wird auch danach trachten, die bekannten Wege, die er so oft gewandelt, auf dem Papier zu verfolgen. Auf diese Weise gelangt er mit der Zeit dazu, aus der Karte ein plastisches Bild der Wirklichkeit zu empfangen.

Die schwedischen Kasernen machen einen imposanten Eindruck. Der österreichische Kavallerieoffizier ist allerdings in dieser Beziehung nicht sehr verwöhnt.

Ich glaube, die schwedischen Kameraden wären starr vor Entsetzen, würde man ihnen unsere galizischen Notkasernen in Jaroslau oder Przemyszl zeigen. Doch auch unsere zahlreichen, neugebauten und modernen Kasernenetablissements können den Vergleich mit den schwedischen nicht aushalten.

Eine wirkliche Sehenswürdigkeit ist das Heim des Regiments Leibgarde zu Pferde. Die idyllische Lage desselben, in einem parkartigen Haine mit grünen Wiesen und uralten Eichenbäumen, wirkt zusammen mit dem prachtvollen, schloßähnlichen Bau auf den Besucher geradezu verblüffend. Er kann nicht glauben, daß er vor einer Kaserne steht; der Posten am Tore scheint ihm eher auf irgend eine fürstliche Residenz zu deuten.

Digitized by Google

Nicht ohne leisen Anflug von Neid bewunderte ich in den schwedischen Kasernen die eleganten Räume der Offizierkasinos, die Unteroffiziermesse, die Turn- und Exerzierhallen, die Mannschaftsküche und Speisesäle.

Das ganze Regiment nimmt die Mahlzeiten gemeinsam in einer gewaltigen Speisehalle ein. Jede Korporalschaft hat ihren eigenen, sauber gedeckten Tisch. Überhaupt herrscht in diesen Lokalitäten die peinlichste Reinlichkeit. Die Wasserleitung spült unausgesetzt die Steinböden.

Ich kam gerade gelegentlich des zweiten Frühstücks in den Speisesaal. Eine ziemlich reichlich bemessene Schnitte gekochten Schinkens und ein mächtiges Stück lichten Kornbrotes war jedem der hungrigen Krieger beschieden.

Eine meiner Meinung nach sehr vernünftige Einteilung herrscht bezüglich der Mahlzeiten. Eine halbe Stunde nach der Tagreveille wird das erste Frühstück geliefert. Es besteht abwechselnd aus Kaffee oder Schokolade mit Weißbrot.

Um 10 Uhr folgt das zweite Frühstück. Zu diesem gibt es gewöhnlich irgend eine Nationalspeise: gebratene Heringe, gesalzene Fische, Pökelfleisch, gebratenen Speck oder Schinken.

Um 5 Uhr nachmittags, nach den überstandenen Mühen des Tages, wird die Hauptmahlzeit eingenommen. Sie besteht aus Suppe und zwei Gerichten, darunter eine Fleischspeise mit Gemüse.

Frisches Fleisch bekommt der schwedische Soldat nicht täglich. Es wechselt mit gesalzenem oder konserviertem ab.

Die per Kopf veranschlagten Quantitäten der einzelnen Nahrungsmittel sind reichlicher bemessen als bei uns. So z. B. gebühren an frischem Fleisch nicht 19 sondern 30 dkg per Mann.

Wie man sieht, ist in materieller Beziehung außerordentlich gut für die schwedische Mannschaft gesorgt. Die Offiziere beklagten sich sogar, daß ihre Leute gar zu sehr verwöhnt würden!

Der sonst so sparsame Reichstag läßt sich die Sorge für die Mannschaftskost sehr angelegen sein. Die Erklärung hierfür liegt wohl darin, daß die Brüder und Söhne der Abgeordneten in Reih und Glied stehen.

Auch ein nach unseren Begriffen ganz unbegreiflich ausgedehntes Beschwerderecht steht dem schwedischen Soldaten zur Verfügung. Wähnt er sich durch einen Vorgesetzten ungerecht behandelt, steht es ihm frei mit völliger Umgehung jedes Dienstweges seine Klage durch einen Advokaten bei Gericht vorbringen zu lassen; letzteres besteht auch für militärische Angelegenheiten aus lauter Zivilfunktionären. Man kann sich wohl denken, daß diese, die sich nicht durch militärische, sondern nur durch allgemeine humanitäre Gefühle leiten lassen, geneigt sein werden stets Partei gegen den Offizier zu nehmen. Täten sie es einmal ausnahmsweise nicht, würde ihnen die gesamte Presse gehörig den Standpunkt klar machen.

Gerade als ich in Stockholm weilte, machte ein Beschwerdefall ziemlich viel von sich reden. Ein Eskadronchef der Leibgarde zu Pferde hatte bei der

Digitized by Google

Übung des Feuergefechtes einem Manne, der sich nicht ordentlich deckte, durch einen leichten Schlag mit der flachen Klinge, der den betreffenden nicht im geringsten verletzte oder ihm wehe tat, aufmuntern wollen, Deckung zu suchen. Da der Stabsoffizier, der ad interim das Regimentskommando führte, nach der Meinung des beschwerdeführenden Soldaten ihm nicht genügende Genugtuung verschaffte, wendete sich letzterer an einen Advokaten mit einer Klage gegen beide Vorgesetzte. Der Rittmeister erhielt 30 Tage Profoßenarrest, der Stabsoffizier eine Rüge.

Wie mir erzählt wurde, finden auch Fälle von Subordinationsverletzungen vor dem zuständigen Gerichtshofe in der Regel eine außerordentlich nachsichtige Beurteilung. Unter solchen Umständen muß es wirklich wundernehmen, daß die Disziplin in der schwedischen Armee sich überhaupt aufrechterhalten läßt.

Merkwürdigerweise erhielt ich trotzdem von allen Seiten die Versicherung — die im übrigen auch vollkommen mit meinen persönlichen Wahrnehmungen übereinstimmt —, daß unter der Mannschaft genügend feste Mannszucht herrsche. Gewiß ein hervorragender Beweis für die guten Charakteranlagen des Soldatenmaterials. Dies umsomehr als auch in Schweden die sozialistische Propaganda nicht fehlt.

Mit der schwedischen Infanterie hatte ich leider wenig Gelegenheit in nähere Berührung zu treten. Etliche Male fuhr ich an den Übungslagern dieser Waffe vorüber, und da die schwedischen, sonst in jeder Beziehung über alles Lob erhabenen Eisenbahnen sich nur ein sehr bescheidenes Tempo leisten, konnte ich dabei immerhin einige Beobachtungen anstellen.

In Stockholm sah ich öfters die Wachtparade aufziehen, dann einmal spät abends ein Regiment — die Waxholmer Grenadiere — von einem Übungsmarsche heimkehren.

Die frühere „indelta"-Infanterie bot keinen sehr strammen oder militärischen Eindruck, womit indessen nicht behauptet werden soll, daß sie im Ernstfalle nicht eine ganz brauchbare Kriegstruppe hätte abgeben können.

Bei meinem heurigen Besuche der alten Heimat konnte ich nun konstatieren, daß in der äußeren Haltung der schwedischen Infanterie wesentliche Fortschritte erzielt worden sind.

Einen deutschen oder österreichischen Kritiker dürfte diese allerdings auch heute noch immer nicht vollkommen befriedigen.

So sah ich z. B. bei Abteilungen, die in „Habt—acht"-Verfassung durch die Straßen der Hauptstadt marschierten, daß die einzelnen Leute ihre Gewehre auf ganz verschiedene Art trugen.

Die Adjustierung der Mannschaft der Fußtruppen erschien mir nicht so tadellos wie bei der Kavallerie oder Artillerie. Auf einer Station in Südschweden sah ich die „beväring" eines Linien-Infanterieregiments in einem Zustande, wie er bei uns selbst bei den Landwehrreservisten nach den großen

Digitized by Google

Übungen nicht vorkommen dürfte: die Mützen waren zerrissen und die Farbe der Aufschläge (gelb) an den Uniformröcken ganz unkenntlich.

Die gestreiften Zwilchhosen, die überhaupt einen unmilitärischen Eindruck machen, schienen monatelang nicht gewaschen worden zu sein.

Daß dafür die Instruktion der Leute bei der schwedischen Infanterie in besonders gründlicher Weise vor sich gehen muß, glaube ich aus folgendem kleinen Umstande schließen zu dürfen:

Zur Audienz bei Sr. Majestät dem König und einigen offiziellen Besuchen war ich genötigt Uniform anzulegen. Nicht nur die Posten vor und im königlichen Schlosse, sondern auch jeder einzelne Infanterist, der mir auf der Straße begegnete, leisteten mir ohne Ausnahme die vorgeschriebene Ehrenbezeugung. Die Kavalleristen und Artilleristen waren ihrer Sache etwas weniger sicher. Doch auch von ihnen wurde der fremdländische Offizier weit mehr beachtet, als ich dies sonst bei ausländischen Reisen am Kontinente zu beobachten Gelegenheit hatte.

Eine Szene, die anfangs auf mich einen sehr ungünstigen Eindruck machte, die ich jedoch, nach den später in bezug auf die Disziplin in der schwedischen Armee gemachten Erfahrungen, nunmehr geneigt bin einem unglücklichen Zufalle zuzuschreiben, mag hier noch Erwähnung finden.

Ich befand mich an einem Sonnabend, etwa um 9 Uhr abends, auf der zum königlichen Schlosse führenden großen Brücke. Plötzlich kam ein total angetrunkener Soldat eines Garde-Infanterieregiments taumelnd daher. Er karambolierte mit unzähligen Passanten und schien selbst diese ungewöhnlich breite Brücke zu schmal zu finden, denn er wankte unausgesetzt von einem Geländer zum anderen hinüber. Ich wollte meinen Augen nicht trauen, als der Mann nach Passierung der von Menschen überfüllten Brücke, ganz unbehindert die zum Schloß emporführende Treppe emporstieg, unbeanstandet an der obenstehenden Wache vorübergelangte, um endlich auf der anderen Seite in der Dunkelheit zu verschwinden. Daß ein Soldat sich einmal betrinkt ist kein besonderes Wunder; daß er in seiner Alkohollaune die Kühnheit hat, in seinem Zustande zum königlichen Schlosse zu gehen, mag auch noch erklärlich gefunden werden. Als unverständlich und mit dem militärischen Dekorum direkt unvereinbar muß jedoch bezeichnet werden, daß der betreffende Soldat unbehindert so weit gelangen konnte als es tatsächlich geschah.

Ich sah etliche Unteroffiziere in Uniform auf der Brücke. Diese hätten unbedingt, selbst wenn sie zu einem anderen Truppenkörper gehörten, einschreiten müssen.

Es darf wohl auch kaum angenommen werden, daß unter der tausendköpfigen Menge, die der Betrunkene auf seinem Wege passierte, kein einziger Offizier gewesen sein sollte.

Ich konnte dies allerdings nicht konstatieren, da das schwedische Offizierkorps, wie schon erwähnt, außer Dienst ausschließlich Zivilkleidung trägt. Wie

Digitized by Google

dem auch sei, — auf jeden Fall hätte der Gefahr vorgebeugt werden müssen, daß der unerquickliche Anblick vor die Augen des allerhöchsten Kriegsherrn gelange.

In letzter Linie wäre wohl die Schloßwache verpflichtet gewesen der Sache ein Ende zu bereiten.

Die Arretierung des betreffenden Mannes wäre kein besonders schwieriges Unternehmen gewesen, umsomehr als die schwedische Mannschaft außer Dienst kein Seitengewehr trägt. Diese Einführung macht anfangs auf den ausländischen Militär einen sehr befremdenden Eindruck.

Die schwedische Artillerie genießt von jeher den Ruf einer Elitetruppe.

In den Befreiungskriegen, speziell in der Völkerschlacht bei Leipzig, spielte sie unter ihrem Feldzeugmeister Kardell eine hervorragende Rolle.

Man legt sogar dem großen Napoleon das geflügelte Wort in den Mund: „mit der französischen Infanterie, der österreichischen Kavallerie und der schwedischen Artillerie erobere ich die Welt!"

Diese Waffe wurde nie durch das „indelta"-System berührt, sondern bestand stets aus geworbenen Leuten mit langer Dienstzeit. Sie verfügt daher über gut ausgebildete Kadres und bewirkt den Übergang zur neuen Organisation verhältnismäßig leichter als die übrigen Waffengattungen.

Was ich von der schwedischen Artillerie zu sehen bekam, rechtfertigt vollkommen ihren alten Ruf.

Beim ersten Svea-Artillerieregiment wohnte ich dem Reitunterrichte der Reserveoffizier-Volontäre bei. Dies gab mir Gelegenheit zu konstatieren, daß die Reitausbildung bei der Artillerie nach gleich richtigen Prinzipien wie bei der Kavallerie vor sich gehe.

In Jönköping sah ich einige Batterien des zweiten Göta-Artillerieregiments im Trabe vorüberdefilieren. Die Chargen und Fahrkanoniere saßen sehr nett zu Pferde, Sattlung und Beschirrung waren in größter Ordnung.

Es war interessant zu beobachten, wie willig die gemieteten Bauernpferde, anscheinend an schwere Lasten schon gewöhnt, die Geschütze zogen.

Die Offiziere versicherten mir auch, daß sie trotz des wenig ansprechenden Exterieurs (dicken Hals, schwere Vorhand, schwaches Hinterteil, zottige Haare usw.), mit den genannten Gäulen sehr zufrieden seien.

Bei der Entwicklung einer Kavallerie-Truppendivision zum Gefechte, bei welcher Gelegenheit wir gewöhnt sind unsere reitenden Batterien in gestrecktem Galopp über Stock und Stein sausen zu sehen, um möglichst früh das Feuer zu eröffnen, kann ich mir allerdings diese kleinen, plumpen schwedischen Ackergäule nicht recht vorstellen. Doch mag ja das schonische (Wendes)-Artillerieregiment, zu dem die reitende Batteriedivision gehört, in bezug auf das gedungene Pferdematerial günstiger daran sein.

Immerhin dürfte der geringe Pferdestand der schwedischen Batterien ein Übel bilden, gegen das mit der Zeit Abhilfe wird geschaffen werden müssen.

Digitized by Google

Ich glaube, ein deutscher oder österreichischer Batterieche, ürde über die Zumutung, mit nur 40 Pferden seine Abteilung im Fahre. ·nd Reiten auszubilden, ein sehr entsetztes Gesicht machen.

Überall wo es mir vergönnt gewesen, einen Einblick in das militärische Getriebe in Schweden zu erhalten, wurde mit jener ehrlich.n Gediegenheit und zähen Ausdauer gearbeitet, die ein Hauptmerkmal des Nati:onalcharakters bilden.

Dank dieser hingebungsvollen Arbeit aller beteiligten Faktoren ist in Schweden ein allen modernen Anforderungen entsprechendes Heer in vollem Entstehen begriffen.

Nur in einer Beziehung wird dieses hinter den Armeen der kontinentalen Militärmächte zurückstehen — in der Zahl.

Trotzdem dürfte ein eroberungslustiger Nachbar, der etwa Lust bekäme, die Hand nach dem Sagenlande im fernen Norden auszustrecken, sicherlich an der schwedischen Wehrmacht eine harte Nuß zu knacken bekommen!

Gedruckt in der Königlichen Hofbuchdruckerei von E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW12, Kochstraße 68 - 71.

Digitized by Google

Hochkirch.

Vortrag, gehalten in der Militärischen Gesellschaft zu Berlin zur Feier des Friedrichstages am 23. Januar 1905

von

Jany,
Hauptmann im großen Generalstabe.

(Mit einer Karte in Steindruck.)

Nachdruck verboten.
Übersetzungsrecht vorbehalten.

Am 14. Oktober 1758 vor Tagesanbruch wurde eine preußische Armee von 30 000 Mann im Lager bei Hochkirch, östlich Bautzen, von einem österreichischen Angriffe überrascht und verlor beinahe ein Drittel ihres Bestandes,*) 101 Geschütze, 30 Fahnen und Standarten.

Der nächtliche Kampf um Hochkirch ist einer der schwersten gewesen, die die Armee Friedrichs des Großen zu bestehen gehabt hat. Er war unglücklich und gehört doch zu den Erinnerungen der preußischen Geschichte, die wir wie ein teures Vermächtnis hochhalten. Sein Bild ist würdig, am Gedenktage König Friedrichs entrollt zu werden.

*) Tot, vermißt, gefangen 119 Offiziere, 5381 Mann,
Verwundet . . . . 127 „ 3470 „ ,
246 Offiziere, 8851 Mann.

Gefechtsstärke der Truppen im Lager bei Hochkirch: 29 000 bis 30 000 Mann. (Journal des Flügeladjutanten v. Gaudi.)

Tageslisten vom 31. August (Hofbibliothek Darmstadt) berechnen „effektiv zum Dienst“:

	Offz.	Unteroffz.	Spilte.	Zimmerlte.	Gem.	
Gren. Bat. Rohr	7	11	11	5	184	
„ „ Rathenow . . .	14	16	14	—	378	
„ „ Kleist	11	22	11	5	295	
„ „ Alt-Billerbeck . .	8	16	9	—	230	
Inf. Regt. Prinz Preußen .	23	60	28	13	802	
„ „ Forcade . . .	37	60	21	12	896	
				Fahnenschm.		Pferde
Garde du Corps	15	38	6	3	408	414
Gensdarmes	31	58	9	8	695	760
Carabiniers	35	65	7	10	653	669
Seydlitz	21	54	11	8	555	566
Normann-Drag.	29	58	12	4	695	734
Czettritz-Drag.	28	55	18	4	667	640

Digitized by Google

Der König hatte am 25. August bei Zorndorf die Russen geschlagen. Wie er aber vor einem Jahre den Sieg von Roßbach nur benutzen konnte, um nach Schlesien gegen die Österreicher aufzubrechen, zur Schlacht von Leuthen, so riefen ihn jetzt dringende Sorgen nach Kursachsen. An der sächsisch-böhmischen Grenze hielt Prinz Heinrich von Preußen mit 20 000 Mann schon seit Monaten die Reichsarmee in Schach, bewahrte dem Könige den ganzen Sommer hindurch die Hilfsquellen des wohlhabenden Landes, namentlich das wichtige Dresden. Ende August stand er in einem festen Lager auf dem linken Elbufer nordwestlich Pirna, ihm gegenüber hinter der Gottleuba die Reichsarmee. Jetzt aber wurde seine Lage durch das Eingreifen der österreichischen Hauptarmee unter dem Feldmarschall Grafen Daun bedrohlich.

Es war der lebhafte Wunsch der Kaiserin Maria Theresia gewesen, in diesem dritten Kriegsjahre endlich durch ein Zusammenwirken ihrer Armee und der Russen zu entscheidendem Abschlusse zu gelangen. Als König Friedrich gegen die Russen aufbrach, war die Daunsche Armee aus Böhmen in die Lausitz eingerückt, um den Russen, die damals noch in der Gegend von Meseritz, südlich der Warthe standen, die Hand zu reichen.

In Görlitz aber, wo Feldmarschall Daun am 20. August eintraf, kam die Nachricht, daß die russische Armee sich nach Norden gewandt habe, bei Landsberg auf das rechte Wartheufer übergetreten sei und auf Küstrin marschiere. Die Russen hatten gefürchtet, der König würde bei Crossen oder weiter östlich die Oder überschreiten und sie zur Schlacht mit dem Rücken gegen die Warthe zwingen.*) Sie hatten damit seine ursprüngliche Absicht wohl erkannt**) und waren ausgewichen. In Wien beklagte man die Selbstsucht der Verbündeten, aber Feldmarschall Daun mag innerlich zufrieden gewesen sein, daß aus dem weitaussehenden Plane nichts geworden war, an dessen Gelingen er schwerlich je geglaubt hat. Er wandte sich von Görlitz aus der Elbe zu, um gemeinsam mit der Reichsarmee Dresden zu befreien. Zum Schutze seiner über Zittau nach Böhmen führenden Etappenstraße gegen das preußische Korps des Markgrafen Karl von Brandenburg-Schwedt, das in der Gegend von Löwenberg Niederschlesien deckte, blieb eine österreichische Heeresabteilung unter Prinz Christoph von Baden-Durlach in der Oberlausitz zurück. Am 1. September erreichte die Daunsche Armee Nieder-Rödern, nordöstlich Meißen, wo sie, im Rücken des Prinzen Heinrich, über den Elbstrom zu gehen gedachte.

---

*) Massłowski, Siebenjähriger Krieg, Deutsche Ausgabe II, S. 131.

**) Der König gedachte bei Tschicherzig, südl. Züllichau, über die Oder zu gehen. „Meine Intention ist nicht, gerade auf Meseritz zu gehen, wohl aber rechter Hand herumzumarschieren, als wenn ich nach Posen wollte, um den Feind so aus seinem Lager zu bringen und mit Avantage zu attaquieren." Der König an Generalleutnant Graf Dohna 8. August (Politische Korrespondenz XVII, S. 153).

Digitized by Google

Die kaiserliche und die Reichsarmee zählten zusammen 80 000 Mann gegen 20 000. Aber schon während dieser Märsche kamen bedrohliche Gerüchte von einem preußischen Siege in der Neumark; Markgraf Karl war boberabwärts nach dem Saganschen aufgebrochen; Feldmarschall-Leutnant Laudon, der mit den leichten Truppen über Kottbus hinaus streifte, meldete den Anmarsch preußischer Truppen aus der Richtung von Küstrin, vor denen er zurückgehen müsse. War dies schon die Avantgarde des Königs von Preußen, so lief die österreichische Armee Gefahr, während des Elbüberganges oder nachher selbst im Rücken gefaßt zu werden. Feldmarschall Daun gab also auch dieses Vorhaben sogleich auf*) und führte sein Heer in ein festes Lager auf den Bergen bei Stolpen, wo es sich hinter der Weßnitz stark verschanzte, und wo es einen vollen Monat, vom 5. September bis zum 5. Oktober, stehengeblieben ist.

Der König schrieb spöttisch: „Man möchte glauben, daß der Kaukasus oder der Pic von Teneriffa oder die Kordilleren die Heimat der österreichischen Generale sind. Kaum sehen sie einen Berg, so sind sie oben!“**) Jene von Laudon gemeldeten Truppen waren nur eine Entsendung gewesen, wenige Bataillone unter Prinz Franz von Braunschweig und die Zieten-Husaren, bestimmt, Berlin vor einem Besuche der Kroaten Laudons zu schützen.***) Der König selbst traf erst am 11. mit seinen Truppen bei Dresden ein. Sie hatten in acht Tagen fast 30 Meilen zurückgelegt, das Korps des Markgrafen Karl war bei Großenhain zu ihm gestoßen und hatte Tagesleistungen von fünf Meilen hinter sich, aber der König konnte sagen: „Wir sind imstande zu schlagen und uns gut zu schlagen!“

Indessen Woche auf Woche verrann, ohne daß Fabius Maximus Cunctator, wie Friedrich seinen Gegner mit Vorliebe nennt, sich schlagen lassen wollte, und allmählich wurde klar, daß in Dauns Verhalten Berechnung lag: er hielt die preußische Armee in Sachsen fest, und mittlerweile begann ein österreichisches Korps sich in Oberschlesien auszubreiten

*) Nach dem Journal der Armee Dauns, 3. September, „wurde die Übersetzung der Elbe als ein fruchtloses Vornehmen angesehen, nachdem man die Nachricht hatte, daß die russische Armee den 25. August eine merkliche Niederlage erlitten, welches durch den Anmarsch der in Schlesien zurückgebliebenen Armee, so dem König folgen sollte, dermalen aber sich zurück gegen Sachsen gewendet, ja durch den Anmarsch des Königs selbsten bestätigt wurde“.

**) „L'on dirait que le mont Caucase ou le pic de Ténériffe ou les Cordillères ont enfanté les généraux autrichiens; dès qu'ils voient une montagne, ils sont dessus; ils sont amoureux des rochers et des défilés à la folie.“ An Mylord Mariſchal 25. September. (Oeuvres XX, S. 271.)

***) Am 4. marschierte Daun von Nieder-Rödern ab. Der König brach erst am 2. nachmittags aus dem Lager von Blumberg in der Neumark auf. Man hat im österreichischen Hauptquartier also jedenfalls jenes Detachement unter Prinz Franz von Braunschweig, das der König schon am 28. August über Küstrin auf Beeskow marschieren ließ, für die Avantgarde des Königs gehalten.

Digitized by Google

und Neiße zu belagern. Um den Gegner durch Bedrohung seiner Etappenstraße über Zittau zur Aufgabe der Stellung von Stolpen zu nötigen, marschierte der König endlich über Bischofswerda nach Bautzen ab, das er am 7. Oktober erreichte. Ein Korps von 10 000 Mann unter Generalleutnant v. Retzow wurde nach Weißenberg vorgeschoben.*) Dies Mittel wirkte. Die kaiserlich-königliche Armee brach ihre Zelte ab und erreichte mit Hilfe eines Nachtmarsches südlich des bewaldeten Bergrückens des Czorneboch, der südlich Hochkirch von Osten nach Westen streicht, gleichfalls am 7. Oktober ein Lager, das sich halbkreisförmig über die große Straße zog, die von Bautzen über Hochkirch nach Löbau und weiter über Zittau nach Böhmen führt. Der rechte Flügel war gegen Norden zurückgebogen, wo bei Weißenberg General v. Retzow lagerte. Die das Gelände weithin beherrschende Kuppe des Strohmberges $1^1/_2$ km südlich Weißenberg wurde von Kroaten besetzt. Die Masse der leichten Truppen unter Laudon hatte den Marsch der Armee in der linken Flanke längs der Hochkircher Bergkette begleitet und blieb in diesen Waldbergen bei Rachlau und Wuischke. Das Korps des Prinzen von Baden-Durlach stand bei Reichenbach.

Der nächste Schachzug war am Könige, und jetzt begann sich der Knoten zu schürzen. General v. Retzow erhielt Befehl, sich am 10. früh mit seinem Korps des Strohmberges zu bemächtigen.**) Der König selbst wollte mit 30 000 Mann von Bautzen aus zu ihm stoßen, und rechnete, daß Daun ihn dann entweder angreifen müsse, um den Weg nach Schlesien gewaltsam zu sperren, oder daß er sein vom Strohmberge aus flankiertes Lager aufgeben und nach Böhmen zurückgehen werde. Die Armee brach also am 10. in vier Kolonnen von Bautzen auf, die südlichste auf der großen Straße nach Hochkirch, die nördlichste auf Rodewitz. Dichter herbstlicher Nebel lag über

*) Das Korps Retzow lagerte „auf dem Weißen Berge", d. h. auf der Höhe, an deren westlichem Abhang die Stadt Weißenberg liegt. Ältere Darsteller, so auch der Herausgeber der Politischen Korrespondenz (XVII S. 283 Anm. 2) verwechseln diesen in den Befehlen und Schreiben des Königs mehrfach erwähnten „Weißen Berg" mit dem Strohmberg 1,5 km südlich Weißenberg und es wird dem General irrtümlich vorgeworfen, er habe sich gegen den Willen des Königs nördlich des Löbauer Wassers gelagert. Der König korrespondierte fast täglich mit Retzow, wußte, wo dieser stand und war damit ganz einverstanden. Der General erhielt, wie weiterhin erzählt werden wird, erst am 9. abends Befehl, am 10. früh den Strohmberg in Besitz zu nehmen. Es leuchtet auch ein, daß er sich nicht in unmittelbarer Nähe von fast 70 000 Österreichern mit 10 000 Mann auf dem Strohmberge aufstellen konnte, solange der König noch bei Bautzen stand.

**) Der König an Keith 10. Oktober, an Prinz Heinrich 11. Oktober (Politische Korrespondenz XVII S. 295, 296). Journal Gaudis zum 10. Oktober: „Der König . . . war willens gewesen, sich Meister von dem Strohmberge zu machen und hatte daher gestern (9.) abend dem Generalleutnant Retzow die Ordre erteilt, heute beim Anbruche des Tages die auf selbigem stehenden leichten Truppen des Feindes zu vertreiben und den Posten zu besetzen."

Digitized by Google

den Fluren und veranlaßte den König, halten zu lassen, als die Gegend von Hochkirch erreicht wurde und von Retzow immer noch keine Meldung kam. Als sich der Nebelschleier gegen Mittag hob, da war am Strohmberge kein Preuße zu sehen, wohl aber standen dort jetzt mehrere österreichische Grenadier-Bataillone mit Artillerie; der ganze rechte Flügel der Daunschen Armee war in die Front nach Westen herumgeschwenkt und aus dem bisherigen dritten Treffen bis zu jenem Berge verlängert worden. Der König aber stand jetzt nicht, wie er gewollt hatte, mit 40 000 Mann in der Flanke, sondern mit kaum 30 000 dicht vor der Front des Gegners. Endlich klärte sich auf, was geschehen war. General v. Retzow hatte sich gescheut, in der unsichtigen Luft, in dem damals wohl noch stärker bewaldeten Gelände, bei der großen Nähe der ganzen feindlichen Armee einen Vorstoß zu unternehmen, ehe er der Unterstützung des Königs gewiß sein konnte. Er hatte dessen Annäherung abgewartet, zu lange gezögert, und schließlich war ihm der Gegner zuvorgekommen. Am Morgen hatten tatsächlich auf dem Strohmberge nur zwei Kroatenbataillone gestanden, und erst auf die Nachricht vom Anrücken der königlichen Armee hatte Daun mit raschem Entschluß jene Frontveränderung befohlen.*)

Der König war aufs unangenehmste überrascht. General v. Retzow kam in Arrest, ein Flügeladjutant holte seinen Degen ab, der Generalleutnant Herzog Friedrich Eugen von Württemberg übernahm die Führung des Korps.**) Doch ließ sich vorderhand nichts daran ändern, daß die Lage der Armee wenig günstig geworden war. Der König hat übrigens dem verdienten General sehr bald verziehen, am 13. erhielt er seinen Degen zurück,***) und am 14. hat er sein Korps schon wieder mit Auszeichnung geführt.

Das Lager, das die preußische Armee jetzt bezog, stützte sich mit seinem rechten Flügel auf die stark hervortretende Höhe von Hochkirch, dessen schlanker,

---

*) Journal der Armee Dauns.

**) „L'adjutant ôta l'épée au gén. Retzow par ordre de S. M. puisqu' Elle croyait de lui avoir ordonné dans la lettre d'attaquer. Le Pr. de Wurtemberg prit donc le commandement du corps." Tagebuch des Generalmajors Prinzen Karl von Braunschweig-Bevern, der beim Korps Retzow stand. (Kriegsarchiv.)

„Der König läßet den Generalleutnant Retzow arretieren, weil er den Strohmberg nicht occupiert." Tagebuch des Premierleutnants v. Hagen vom Inf. Regt. Prinz von Preußen, zum 10. Oktober. (Bibliothek der Artillerie- und Ingenieurschule.)

Hierzu stimmt es, daß die Berichte Retzows an den König im Geh. Staatsarchiv mit dem 9. Oktober aufhören, und in den nächsten Tagen der Herzog von Württemberg über das Korps berichtet. Daher ist auch die Tagesliste des Korps vom 11. Oktober bezeichnet: „Von dem Königl. Preuß. Korps unter dem Kommando des Herrn Generalleutnant Herzog zu Württemberg, Durchlaucht." (Hausarchiv Stuttgart.)

***) „Le 13 octobre un aide de camp du Roi rapporta au lt. général Retzow l'épée, de sorte qu'il reprit la commandement du corps." Tagebuch des Prinzen Karl von Braunschweig-Bevern.

Digitized by Google

weißer Kirchturm das ganze Landschaftsbild beherrscht. Sie ist von den schwarzen Waldbergen, in denen Laudons Kroaten standen, nur durch eine flache Wiesenmulde getrennt, an deren Nordsaum die beiden Freibataillone Angelelli und du Verger einen noch heute vorhandenen Birkenbusch besetzten. Bei Hochkirch wurde eine große Batterie für 26 Geschütze angelegt. Vor der Ostfront des Lagers bildete der tief eingeschnittene, mit Buschwerk bestandene Grund von Kuppritz und Niethen ein starkes Hindernis. Bei Rodewitz aber, wohin das Hauptquartier kam, bog sich die Lagerfront gegen Südosten vor, und der linke Flügel lehnte sich an den Einschnitt des Baches von Kohlwesa, der über Zschorna und Lauske nach Norden zum Löbauer Wasser abfließt.

Die Absicht des Königs war nun, in Fortführung des bisherigen Operationsgedankens nach Weißenberg abzumarschieren, sich mit den Truppen des Herzogs von Württemberg zu vereinigen und dann, wie er es von Anfang an gewollt hatte, Daun durch Druck auf seine rechte Flanke zum Kampfe oder zum Rückzuge nach Böhmen zu bringen. Dieser Marsch sollte in einer der nächsten Nächte stattfinden, damit der Gegner ihn nicht vorzeitig bemerke und sich durch einen neuen Parallelmarsch, etwa auf Görlitz, abermals vorlege. Als Feldmarschall Keith freimütig vorstellte, die Kaiserlichen verdienten gehangen zu werden, wenn sie dieses Lager unbehelligt ließen, bemerkte der König scherzend: „Wir müssen annehmen, daß sie sich mehr vor uns als vor dem Galgen fürchten." Sein Plan war schon gefaßt, aber der beabsichtigte Nachtmarsch verzögerte sich, da zuvor der von Dresden über Bautzen zur Armee zu leitende Nachschub neu geregelt werden mußte; schließlich sollte er am 14. Oktober abends angetreten werden, aber am 14. 4 Uhr früh stand der Feind vor dem preußischen Lager, um es von allen Seiten anzugreifen.

Schon in den letzten Wochen war in der tapferen österreichischen Armee Widerspruch gegen die kraftlose und kampfscheue Heeresleitung erwacht. Er fand eine Stütze an der auch aus Wien immer lauter geäußerten Unzufriedenheit, und jetzt hatte man im kaiserlichen Feldlager geradezu die Empfindung, mißachtet zu werden. Bei Dresden hatten 80 000 Mann kaiserlicher und Reichstruppen gegen die 20 000 Preußen des Prinzen Heinrich schlechthin nichts geleistet, jetzt kamen 30 000 Preußen und schlugen auf Kanonenschußweite vor der Front des mehr als doppelt so starken Gegners*) ihre Zelte auf. Es scheint, daß die Stimmung der eigenen Armee den österreichischen Heerführer zum Offensiventschluß gedrängt hat. Ein Kriegsrat beschloß nach mehrtägigen Erkundungen den Angriff unter Umgehung des preußischen rechten Flügels. Dazu waren in den Waldungen südlich Sornssig und Wuischke umfangreiche Wegebesserungen auszuführen. Um das Geräusch dieser Arbeiten zu verdecken und den Gegner überhaupt sicher zu machen wurden Verhaue

*) Der „dienstbare Stand" betrug 69 600 Mann. (Österreichische militärische Zeitschrift 1842 S. 278.)

Digitized by Google

am Nordsaume der Wälder angelegt und zahlreiche Bäume gefällt, auch Verschanzungen vor der Front des Lagers und am Strohmberge erbaut. Das Laudonsche Korps erhielt schon am 13. eine Verstärkung durch deutsche Truppen, und für den 14. wurde folgende Kräfteverteilung befohlen. Die für den Hauptstoß gegen Hochkirch bestimmten Truppen, die Feldmarschall Daun persönlich führen wollte, marschierten am 13. abends in drei Kolonnen aus dem Lager ab; sie sollten 4 Uhr früh*) am Waldsaume südlich Hochkirch, regimenterweise hintereinander aufmarschiert, bereit stehen. Die Zelte blieben stehen, die Feuer wurden unterhalten, zurückbleibende Spielleute hatten, wie gewöhnlich, Zapfenstreich und Scharwache zu schlagen. Gleichzeitig mit diesem Angriff sollte das Korps Laudon über Meschwitz und Steindörfel der preußischen Stellung bei Hochkirch in Flanke und Rücken fallen, begleitet von der Kavallerie des linken Flügels unter General Graf O'Donell.

Ein Nebenangriff wurde in zwei Kolonnen unter den Herzögen von Arenberg und Ursel gegen den preußischen linken Flügel angesetzt, um ihn so lange zu beschäftigen, bis die Stellung bei Hochkirch genommen wäre. Endlich aber sollte von dem bei Reichenbach stehenden Korps des Prinzen von Baden-Durlach ein Detachement unter dem Prinzen von Löwenstein die Truppen Retzows bei Weißenberg angreifen und dort festzuhalten suchen. Der Rest des Korps Baden-Durlach wurde in der Nacht zum 14. nach dem Strohmberge herangezogen, um zu verhindern, daß das Retzowsche Korps dem Herzog von Arenberg in die Flanke falle.

Es wird Mitte Oktober etwa 6 Uhr abends dunkel. Eine Weile hebt sich noch die spitze Silhouette des Turmes von Hochkirch von dem dunkeln Waldgebirge ab, über dem die Mondsichel steht. Dann hüllte in dieser sternenlosen Nacht tiefe Finsternis das Gelände ein; die aus den Sumpfwiesen nördlich Wuischke, aus dem Tal von Kuppritz und Niethen und aus dem Zschornaer Grunde aufsteigenden Nebel breiteten einen Schleier über die Fluren. Die Regimenter traten vor ihren Lagerplätzen zum Kreise zusammen, und die Feldprediger hielten die Abendandacht; etwas später donnerte der Retraiteschuß eines Zwölfpfünders zu den Gegnern hinüber, und bald krachte auch drüben vom Wohlaer Berge die Antwort zurück. Allmählich wurde es im preußischen Lager ruhig. Im Hauptquartier zu Rodewitz wurden noch die Befehle für den am nächsten Abend anzutretenden Abmarsch nach Weißenberg ausgegeben. Der König selbst blieb noch lange tätig, er hat in diesen Stunden wohl auch der geliebten Schwester von Bayreuth gedacht, Markgräfin Wilhelmine, die auf dem Sterbebette lag, und deren Tod ihm der nächste Tag, der verhängnisvolle 14. Oktober, ebenfalls bringen sollte.

*) Nach der Angriffsdisposition „½ Stund vor Tags"; nach Dauns Relation an die Kaiserin kamen die Kolonnen „um 4 Uhr früh einen Flintenschuß vor denen feindlichen Vorposten in aller Stille an. Um 5 Uhr geschah der würkliche Angriff".

Digitized by Google

Die Truppen des rechten Flügels bei Hochkirch waren schon aus den letzten Nächten Plänkeleien und Scharmützel mit den Kroaten gewöhnt; ihre Feldwachen, die 300 Schritte vorwärts der Gewehre standen und die Bataillonskanonen bei sich hatten, waren gut verschanzt, und die Offiziere blieben in den Kleidern. Auch bei der Schenke zum Goldnen Schlüssel an der großen Bautzener Straße, wo Zietens Leib-Husarenregiment biwakierte, blieb man wach, die Pferde wurden gesattelt gehalten, und bei dem dicht hinter Hochkirch lagernden Dragonerregiment Czettritz war die gleiche Anordnung ergangen.

Beim Gegner blieb alles still, hin und wieder knatterte es bei den Kroatenposten in den Wäldern, der bräunlichrote Schein der Lagerfeuer einer großen Armee lag über dem östlichen Himmel. Um Mitternacht trug der Wind abgerissene Klänge herüber, und man konnte die Weise der allnächtlich um diese Zeit geschlagenen Scharwache unterscheiden.

So kommen die Morgenstunden heran. Der Glockenschlag der Dorfkirche meldet die fünfte Stunde, da hört man plötzlich lebhaftes Gewehrfeuer bei dem Birkenbusch, wo die beiden Freibataillone kampieren; es dauert einige Minuten, die Wachen der Grenadierbataillone spähen aufmerksam in den Nebel hinein, hier und da treten Offiziere und Mannschaften vor die Zelte. Dann ist wieder alles still, es scheint abermals ein Pandurengeplänkel gewesen zu sein. Doch jetzt krachen aus der Schanze am Wege nach Wuischke einige Kartätschschüsse in die Nacht hinein, man vernimmt ein heranbrausendes Gewirr zahlreicher Menschen, Waffengeklirr und Geschrei, und vermischt mit dem flüchtenden Schwarm der geworfenen Freibataillone stürzen sich die Kroaten Laudons von seitwärts und rückwärts auf die Lagerwachen, indem sie in den Raum zwischen diesen und den Zelten der Bataillone eindringen. Zugleich aber tauchen vor der Front der Wachen die weißen Röcke und die Bärenmützen der österreichischen Grenadiere aus der Finsternis auf, und die Angriffskolonnen Dauns stürmen heran. In wildem kurzem Handgemenge werden die Wachen überrannt, ihre Geschütze fallen nach wenigen Schüssen in Feindeshand, aber die Zeit hat genügt, die Flankenbataillone aufzuscheuchen. Sie stürzen aus den Zelten an die Gewehre, diese kriegsgewohnte Mannschaft bleibt kaltblütig und ordnet sich schnell, die Bataillone Beneckendorff und Dieringshofen werfen sich vom Fleck mit gefälltem Bajonett auf den Gegner. Es gelingt ihnen, im ersten Anlauf den auf einen so kräftigen Gegenstoß nicht gefaßten Feind bis über die Linie der Wachen zurückzutreiben und ihre Bataillonskanonen wiederzuerobern. Aber dann wird die kleine Schar von der überwältigenden Übermacht, die auf sie eindringt, unter schweren Verlusten zum Weichen gebracht.

Zwar eilt das unmittelbar nördlich Hochkirch lagernde Regiment Forcade auf den losbrechenden Gefechtslärm den bedrängten Kameraden zu Hilfe, und der Stoß dieser frischen Kräfte wirft Laudons Grenzer, die sich teilweise in das Zeltlager zerstreut haben, um zu plündern, bis fast an den Birkenbusch

Digitized by Google

zurück; aber das Eingreifen der Laudonschen Kavallerie macht dem Vordringen dieser wenigen Bataillone bald ein Ende, und nur den Zieten-Husaren unter Oberst v. Seel, die am Goldnen Schlüssel eben noch rechtzeitig in den Sattel gekommen sind, ist es zu danken, daß diese preußische Infanterie, wiewohl stark gelichtet, den schützenden Dorfsaum erreichen kann.

Während dieser kurz nacheinander sich abspielenden Kämpfe hatte der Gegner auch die große Batterie südöstlich des Dorfes angegriffen. Da die Kanoniere in der naßkalten Nacht zum Teil die Häuser des nahen Dorfes vorgezogen hatten und in der Verwirrung nicht schnell genug zu ihren Geschützen gelangen konnten, so wurden aus den 26 hier stehenden Kanonen kaum 30 Schuß abgegeben, ehe der Feind eindrang. Das Grenadierbataillon Plotho aber, das rechts, und das I. Bataillon Markgraf Karl, das links hinter der Batterie lagerte, warfen ihn mit Kolben und Bajonett wieder hinaus und setzten sich hier fest. Das II. Bataillon Markgraf Karl sammelte sich auf dem festen, von einer übermannshohen Mauer eingefaßten Kirchhof, das I. Bataillon Regiments Geist besetzte den Ostrand des Ortes.

Inzwischen war das ganze preußische Lager in Bewegung gekommen. Der König, durch das heftige von Hochkirch herüberschallende Feuern aufmerksam geworden, begab sich, während die Pferde fertig gemacht wurden, zu Fuß zu dem nahe vor dem Dorfe lagernden Grenadierbataillon Retzow und traf es im Begriff, an die Gewehre zu gehen.*) Er rief den Grenadieren beruhigend zu: „Bursche, geht nach's Lager, das seind Kroaten." Kurz darauf aber schlugen in nächster Nähe einige Kanonenkugeln in die Erde, die aus der Richtung von Meschwitz kamen, von einer dort aufgefahrenen Batterie des Korps Laudon, deren Geschosse das preußische Lager der Länge nach rikoschettierend durchflogen. Auch hörte man seit kurzem lebhaftes Kleingewehrfeuer aus der Richtung vom Zschornaer Grunde, anscheinend von den Büchsen der Fußjäger in Lauske, und es schien, daß auch dort der Kampf entbrenne. Bald war kein längerer Zweifel möglich, die Armee stand einem ernsten Angriffe gegenüber. Der König befahl:

Die Brigade Prinz Franz von Braunschweig, Regimenter Prinz von Preußen und Itzenplitz, sollte sofort nach Hochkirch abrücken, die Verteidiger unterstützen, nötigenfalls das Dorf zurückerobern.

Zum General v. Retzow bei Weißenberg ritten mehrere Offiziere mit dem Befehl, sofort abzumarschieren und zur Armee des Königs zu stoßen.

Alle übrigen Truppen brachen die Zelte ab und machten sich gefechtsbereit. Die Bagage der Armee sollte beim Artilleriepark gesammelt werden und mit diesem hinter das schwierige Defilee von Drehsa zurückgehen, das mit dem III. Bataillon Garde besetzt wurde.

---

*) Nach den Aufzeichnungen des Fähnrichs v. Barsewisch kam der König zum Regiment Wedell. Gaudi nennt das Bataillon Retzow.

Digitized by Google

Der König selbst folgte der Brigade des Prinzen Franz mit dem dritten dazugehörigen Regiment Wedell nach dem rechten Flügel.

Hier hatte sich die Gefechtslage mittlerweile sehr verschlimmert. Zwar hatten die Zieten-Husaren, die Czettritz- und Normann-Dragoner, besonders auch das aus eigenem Entschluß von Pommritz herbeigeeilte Kürassierregiment Schönaich durch wiederholte Attacken die Entwicklung der österreichischen Angriffskolonnen aus den Wäldern aufgehalten, allmählich entfaltete sich aber der Gegner immer weiter nach rechts und links, umfaßte das Dorf von Osten und Westen und bemächtigte sich nach erbittertem Kampfe der großen Batterie. Bei dem Versuch, sie wiederzunehmen, wurde Generalmajor v. Geist an der Spitze des II. Bataillons seines Regiments*) schwer verwundet. Noch einmal wendete sich für kurze Zeit das Blatt, als Feldmarschall Keith das pommersche Regiment Kannacher hart östlich am Dorfe vorwärts führte, um die Batterie zu retten. Es gelang dem Feldmarschall zwar, bis zu ihr vorzudringen. Aber als der Gegner sich immer mehr verstärkte, und die Kolonne Colloredo aus dem Grunde südlich Kuppritz zum Flankenangriff vorging, da mußte auch dieses tapfere Regiment zurück, und zwischen Dorf und Batterie riß eine Kugel den Feldmarschall vom Pferde.**)

So stand es, als Prinz Franz von Braunschweig seine beiden Regimenter den nach Hochkirch ansteigenden Hang hinaufführte. Der größte Teil des Ortes stand in Flammen. Wie eine riesige Fackel schlug die Lohe aus dem brennenden Glockengestühl des Kirchturms gegen den Himmel, der ein fahles Morgenlicht zu zeigen begann. Auf dem Kirchhofe erwehrte sich Major v. Langen mit dem II. Bataillon Markgraf Karl heldenmütig aller Anstrengungen des Gegners, der in die Mauer Bresche zu schießen suchte, den Friedhof mit Kugeln überschüttete, nach und nach acht Regimenter hier einsetzte, ohne daß die dreihundert Brandenburger wichen und wankten.

Prinz Franz gab dem Regiment Prinz von Preußen die Richtung gerade auf das Dorf, während das Regiment Itzenplitz auf dem blutigen Wege, den schon das Regiment Kannacher zurückgelegt hatte, noch einmal gegen die Batterie vorgehen sollte. Die Brigade, an deren Spitze sich Feldmarschall Fürst Moritz von Anhalt-Dessau stellte, bahnte sich den Weg bis an die große Straße, und die Tapferen des Majors v. Langen konnten eine Zeit lang aufatmen; aber hier kam das Gefecht zum Stehen. Aus den vom Gegner umgedrehten preußischen Geschützen empfing die Anstürmenden ein mörderisches Feuer, Fürst Moritz von Anhalt mußte schwerverwundet vom Platze getragen werden. Alles warf sich in die Häuser und Gärten des Dorfes.

*) Jetzt Grenadierregiment König Friedrich Wilhelm IV. (1. Pommersches) Nr. 2.

**) Nach dem Bericht Gaudis für Prinz Heinrich von Preußen. (Geh. Staatsarchiv.) Auch nach dem Tagebuch des Leutnants v. Hagen wurde der Feldmarschall „vor Hochkirchen durch's Herz geschossen".

Digitized by Google

Während die beiden Regimenter des Prinzen Franz frontal durch Hochkirch und östlich davon vorgingen, hatte der König selbst das Regiment Wedell westlich um das Dorf herum gegen die linke Flanke der Angreifer angesetzt. Er hatte zugleich der ganzen Kavallerie des rechten Flügels, die inzwischen aufgesessen war und unter dem Kommando Zietens am Schafberge hielt, den Befehl erteilt, den Infanterieangriff auf dem rechten Flügel zu begleiten. Dem Regiment Wedell folgten das II. Bataillon Garde, das Grenadier-Garde-Bataillon Retzow und das Regiment Bornstedt. Es wurde allmählich heller, der Nebel zerriß hier und da und erlaubte einige Übersicht. In breiten Schwaden zog der Dampf des Pulvers, der Rauch des brennenden Dorfes und der zusammengesunkenen schwelenden Zelte durch die Morgenluft. Der König ritt die Front der Bataillone ab, sprach ihnen freundlich zu und ließ dann antreten. Der Feind, der alle seine Anstrengungen auf das Dorf vereinigt hat und in dem wütenden Ortsgefecht selbst stark in Unordnung gekommen ist, bemerkt den drohenden Stoß erst, als die preußischen Linien die flache, westlich Hochkirch gelegene Höhe überschreiten. Alles, was sich entgegenstellt, vor sich hertreibend, dringen sie unaufhaltsam in südöstlicher Richtung vorwärts. Die feindliche Infanterie, die dieser Angriff trifft, wirft sich zum Teil in die nächsten Gebüsche und Waldstücke und eröffnet aus diesen ein heftiges Feuer, allmählich erst gelingt es den österreichischen Generalen, dem flankierenden Stoß eine neue Gefechtslinie entgegenzustellen. Die preußischen Bataillone halten und eröffnen ihrerseits das Feuer; der König, hinter dem Regiment Wedell haltend, bleibt trotz der Vorstellungen seiner Umgebung an der gefährdeten Stelle; sein Pferd wird schwer getroffen und bricht zusammen, er ruft: „Wo seind meine Pferde? Ein ander Pferd!“ und bleibt bei seinen Truppen. Da zeigt sich diesen eine drohende Gefahr. Bei Meschwitz, hinter dem Hange gedeckt, hat inzwischen der Führer des österreichischen linken Kavallerieflügels, General Graf O'Donell, seine Regimenter zur Attacke gegen die Flanke der preußischen Infanterie formiert und reitet jetzt an. Die im Feuer stehenden, der Tiefengliederung entbehrenden Bataillone lassen die Flügelzüge herumschwenken, noch ist der Gegner außer Schußweite. Da hört man von der Bautzener Straße her preußische Trompeten. Gerade zur rechten Zeit ist auch Zieten eingetroffen, und seine Regimenter stürzen sich, die Gefahr des Augenblicks erkennend, auf die österreichische Kavallerie. Der wuchtige Anprall der Gardes du Corps und Gensdarmes, der Carabiniers und Bredow-Kürassiere trifft die Flanke des Gegners, wirft ihn völlig über den Haufen, und der Reitersturm braust in der Richtung auf Meschwitz dahin. Die Laudonsche Batterie auf der Meschwitzer Höhe feuert blindlings in die untereinander gemischte Reitermasse hinein, und endlich wird bei den Preußen Appell geblasen; sie haben durch das Artilleriefeuer viel verloren, Generalmajor v. Krockow ist ver-

Digitized by Google

wundet, sie sammeln sich jetzt und gehen dann langsam nach der großen Straße zurück, drei erbeutete Standarten als Siegeszeichen mit sich führend. Während dieses Reiterkampfes haben sich die Czettritz- und Normann-Dragoner und die Zieten-Husaren nochmals gegen die kaum geordnete Infanterie des Feindes gewandt. Vor der Front des Zieten-Regiments stirbt hier Oberst v. Seel unter den Augen seines Königs den schönsten Reitertod. Die kaiserlichen Infanterieregimenter Kollowrath und d'Arberg lösen sich auf und eilen in wilder Flucht dem Walde zu, ihr Brigadekommandeur General Vitelleschi fällt in die Hände der preußischen Reiter; mit mehreren hundert Gefangenen kehren die tapferen, jetzt aber aufs äußerste erschöpften Schwadronen zurück.

Inzwischen hat sich bei der hier kämpfenden preußischen Infanterie ein heftiges Feuergefecht entsponnen, zahlreiche Offiziere sind gefallen, die Lücken zwischen den Rotten werden immer größer. Vom linken Flügel her jagt zwischen den beiden Feuerlinien ein mit großer gestickter Generalsschabracke bedeckter Schimmel entlang, den man als das Pferd des Prinzen Franz von Braunschweig erkennt. Auch diesen dem Könige besonders werten General hatte in dem heiß umstrittenen Hochkirch die Todeskugel getroffen, seine wankenden Bataillone begannen zu weichen, und jetzt schlug auch für die Kirchhofsbesatzung die entscheidende Stunde. Major v. Langen sah den größten Teil seiner Leute im Blute liegen, das große Kirchhofstor war wie ein Sieb durchlöchert und in der Mauer klafften mehrere Lücken. Er sammelte den Rest seiner Mannschaft am Tore dicht um sich, plötzlich öffneten sich die Flügel weit, und mit gefälltem Bajonett, in der Mitte ihre Fahnen, voran ihr heldenmütiger Führer, brach die kleine Schar heraus und bahnte sich den Weg durch die Feinde. Es gelang ihr, den Anschluß an die sich nördlich des Dorfes sammelnden Überbleibsel der Brigade Franz von Braunschweig zu gewinnen, aber Major v. Langen hatte bei dem Durchbruch die tötliche Wunde erhalten.

Allmählich kommt der Zeitpunkt heran, wo auch westlich des Dorfes die preußische Kraft erlahmt. Noch einmal werfen sich die Regimenter Gensdarmes und Schönaich in den Kampf, indem sie durch die Zwischenräume der Infanterie hindurchgehen und im vollen Lauf in Kolonnen in Eskadrons, ohne mit förmlichem Aufmarsch Zeit zu verlieren, in das kaiserliche Fußvolk einbrechen.*) Aber auch die österreichische Kavallerie hat sich wieder geordnet, und von neuem attackierend, bricht sie jetzt den Widerstand der gelichteten preußischen Linien, die sich zum Teil verschossen haben und keine Waffe mehr besitzen als das Bajonett. Das Regiment Wedell wird vollständig zersprengt. Ein Rest von 150 Mann mit drei geretteten Fahnen

*) Instruktion für die Generalmajors von der Kavallerie vom 16. März 1759: „mit ganzen Eskadrons hintereinander en colonne hinein . . . wie es die Gensdarmes und Schönaich bei Hochkirch gemacht haben".

Digitized by Google

sammelt sich schließlich an der Höhe nordöstlich Pommritz, nach der der König zurückgeritten ist, um hier aus den Ankommenden eine neue Linie zu bilden. Eine nordöstlich Pommritz in Stellung gebrachte Batterie, rechts das III. Bataillon Garde am Drehsaer Grunde, links das Grenadierbataillon Pieverling, das aus Kuppritz nach der Höhe nordwestlich davon zurückgegangen war und dem sich die Reste der Regimenter Geist und Kannacher angeschlossen hatten, dies waren die drei festen Punkte der Aufnahmestellung, in der sich die übrigen Truppen ordneten. Auch der Gegner war zu erschöpft, um über den Grund südlich Hochkirch weiter vorzudringen, und so entstand hier, etwa 9 Uhr morgens eine Gefechtspause.*)

Schon seit längerer Zeit dröhnte heftiger Kanonendonner auch vom preußischen linken Flügel herüber. Der Feind hatte kurz nach dem Angriffe auf Hochkirch**) zunächst die Jäger aus Lauske verdrängt. Ein aus dem Grunde zwischen Klein-Zschorna und Lauske gegen die preußische Batterie geführter Angriff wurde blutig abgewiesen, der Herzog von Arenberg ging dann aber mit 20 Bataillonen, 25 Eskadrons gleichzeitig über Kotitz und Lauske zum Angriff vor, als rechts und links der großen Batterie überhaupt nur noch 5 schwache Grenadierbataillone standen. Die übrigen Truppen des preußischen linken Flügels waren nach und nach zur Unterstützung des rechten abgerufen worden. Die 5 letzten Bataillone zogen sich rechtzeitig geordnet über den Rodewitzer Bach zurück;***) die schweren Geschütze über den Grund zurückzuschaffen, aus dem nur schlechte enge Hohlwege zu den beiderseitigen Höhenrändern führen, war allerdings nicht mehr möglich.

Auch der Herzog von Arenberg folgte nicht, denn seine Aufmerksamkeit wurde in anderer Richtung abgelenkt: lange preußische Marschkolonnen bedeckten jetzt die Straße von Weißenberg nördlich des Löbauer Wassers in der Richtung auf Nechern. Es war das Korps Retzow.

Der Befehl zum Abmarsch hatte den General erst erreicht, als er schon im Kampfe gegen Prinz Löwenstein stand. Es gelang ihm aber, diesen mit wenig Nachdruck und unzureichenden Kräften geführten Angriff zurückzuweisen und den Abmarsch anzutreten. Seine Avantgarde, 15 Eskadrons und 4 Bataillone unter Herzog Friedrich Eugen von Württemberg, vermochte noch den Übergang von Nechern zu benutzen, ohne daß die Arenbergsche Kavallerie es verwehrte. Von den Höhen südwestlich Nechern sah der Herzog, wie zahlreiche Versprengte und Verwundete dem tiefen Einschnitt von Drehsa zuströmten; Munitionskarren, Bagagewagen, Fahrzeuge mit

*) Relation Dauns an die Kaiserin: „Um 9 Uhr ließ das Feuer in seiner Heftigkeit nach."

**) Der österreichische rechte Flügel sollte nach der Angriffsdisposition „nach dem ersten Feuer vom linken Flügel den Angriff machen".

***) Die Grenadierbataillone Kleist und 1/3 Unruh, die am weitesten links gestanden hatten, wurden von österreichischer Kavallerie umzingelt und mußten das Gewehr strecken.

Digitized by Google

Blessierten bedeckten alle Wege nach Norden und Nordwesten, und seine Husaren meldeten ihm starke feindliche Kavallerie in der Gegend zwischen Waditz und Canitz-Christina, die den Weg über den Drehsaer Grund, die Rückzugsstraße nach Bautzen, zu sperren drohte. Der Herzog gab ein in damaliger Zeit nicht allzu häufiges Beispiel richtiger taktischer Selbsttätigkeit; er bog von der ihm gewiesenen Marschrichtung zum Könige bei Pommritz ab und ging mit seinen 15 Schwadronen in scharfem Trabe nach den Höhen westlich Drehsa vor. Der Führer der feindlichen Reitermasse, Graf O'Donell, wurde stutzig, als er hier aus ganz unerwarteter Richtung preußische Truppen traf, und als kurz darauf die Spitze der von Zieten über den Grund geführten Kavallerie des preußischen rechten Flügels aus dem Tale auftauchte, nahm er von weiterem Vorgehen Abstand und führte seine Regimenter nach Süden zurück. Maria Theresia hatte hier keinen Seydlitz zur Stelle, und auch Feldmarschall Daun zeigte in diesen Stunden keine Feldherrneigenschaften.

Vollständig unbelästigt vollzog die Armee des Königs ihren Abmarsch nach Westen über den Drehsaer Grund. Kaum daß einige Kanonenschüsse der Österreicher den letzten Bataillonen das Geleit gaben, als sie den Grund durchschritten. Es war 10 Uhr morgens. Der König ließ die Truppen an sich vorbeiziehen und sprach ihnen ermunternd zu. Den Artilleristen rief er zu: „Kanoniere, wo habt Ihr Eure Kanonen gelassen?" „Der Teufel hat sie bei der Nacht geholt!" schallte die Antwort zurück, und der König erwiderte lächelnd: „Wir werden sie ihm bei Tage wieder abnehmen! Ich werde auch dabei sein!" Gedeckt durch das Retzowsche Korps, dessen Gros bei Nechern schon auf Truppen des Herzogs von Arenberg gestoßen und über Belgern ausgebogen war, ging die Armee schachbrettförmig wie bei einem Döberitzer Manöver über die große Purschwitzer Ebene zurück. Nur drei Viertel Meilen vom Schlachtfelde bezogen die Truppen ein neues Lager bei Klein-Bautzen, das königliche Hauptquartier kam nach Doberschütz.

Der Einfluß des Treffens auf die Kriegslage war völlig null. Daun rückte erst am 17. in die Gegend von Wurschen-Canitz nach,*) der König aber umging in mehreren nächtlichen Eilmärschen Ende Oktober seinen rechten Flügel und marschierte nach Schlesien. Darauf hob das österreichische Belagerungskorps vor Neiße sofort die Einschließung auf und ging über die Grenze zurück. Der König aber kehrte wieder um, und auf die Nachricht von seinem Anmarsche erfaßte die Sieger von Hochkirch ein lebhaftes Verlangen nach ruhigen

*) Der österreichische Verlust betrug
1 061 Tote,
4 234 Verwundete,
2 292 Vermißte,
zusammen 7 587 Köpfe. (Journal der Daunschen Armee.)

Digitized by Google

Winterquartieren; sie traten in der zweiten Hälfte des November still ihren Rückzug nach Böhmen an, die Reichsarmee folgte dem Beispiel, und ein englischer Beobachter konnte schreiben: Julius Cäsar habe gemeint viel zu sagen, als er sprach: veni, vidi, vici. Der König von Preußen könne sich an dem veni, vidi genügen lassen, das vici habe er gar nicht mehr nötig.

Aus der Schilderung jener alten Kämpfe entnimmt die militärische Gegenwart praktisch anwendbare Regeln für den Truppengebrauch, lebendige taktische Lehre nur noch in begrenztem Maße; und dennoch spricht die Stimme der alten Helden vernehmlich zu uns, wenn wir in den Aufzeichnungen ihrer Zeit, in der Wanderung über ihre Grabfelder ihre Kriegstaten verfolgen. Sie lehrt uns, daß die Soldaten des großen Königs durchaus besaßen, was Prinz Friedrich Karl nachmals den „vollen kriegerischen Manneswert" genannt hat; daß die alte Armee weit mehr war als ein kunstvolles Exerzierinstrument, dessen höchste Leistung in runden Pelotonsalven oder in einem tadellosen Echelonangriff bestanden hätte.

Man betrachte Gefechtslagen, wie die von Hochkirch, in denen bei der Eigentümlichkeit des nächtlichen Ortskampfes die mechanischen Führungsmittel der damaligen Schule notwendig versagten und die Truppen dennoch in der Hand ihrer Offiziere blieben. Allen auflösenden Einflüssen, die hier auf sie eindrangen, widerstanden die Soldateneigenschaften der Brandenburger und Pommern, gefestigt und gestählt durch die erzieherische Kraft des Drills, die auch dann noch vorhielt, als die gewöhnliche taktische Form nicht mehr aufrecht erhalten werden konnte. Pflichttreu und todesmutig folgt die Mannschaft einem Offizierkorps von vorbildlichen Führergaben. 246 Offiziere verlor bei Hochkirch in wenigen Morgenstunden die Armee, die doch schwächer als ein heutiges Armeekorps auf Kriegsfuß war. Ohne Befehle abzuwarten, greifen die Truppenteile zur Unterstützung ihrer bedrängten Kameraden ein. Wie am 6. August 1870 der Kanonendonner von Saarbrücken alles aufs Schlachtfeld ruft, so zieht der um Hochkirch entbrennende Kampf Regiment um Regiment in seinen Bannkreis. Infanterie, Kavallerie und Artillerie leisten sich gegenseitig Hilfe, wie es die Lage gerade fordert. Auch die Kavallerie gibt anstandslos die gewohnten Formationen auf und attackiert aus der Kolonne, da sie sieht, daß im Drange des Augenblicks jede Sekunde kostbar ist.

Alle aber blicken in Zuversicht auf zum Stern ihres Königs. Dieselbe Zauberkraft, die aus der Ferne wirkend den Gegner in seine Berge zurückscheucht, sobald er die Nachricht vom Anmarsche des Gefürchteten erhält, wirkt aufrichtend und anfeuernd auf die eigenen Truppen und verleiht ihnen Stärke in der äußersten Not. Sie aber zeigten hier ihrem Lehrmeister, daß

Digitized by Google

ihre Schule vollendet war, daß die Armee verstand, „sich zu schlagen und sich gut zu schlagen“, auch wo die Umstände die gewohnte Leitung von oben unmöglich machten.

So steht die alte Zeit uns innerlich nicht fern. Die Zeiten der Vergangenheit sind uns kein Buch mit sieben Siegeln, so lange in unsern Herzen noch dieselbe Saite klingt, die damals so hellen Ton gab. Die Erinnerung an sie darf vor allem im preußischen Offizierkorps nicht verblassen. Sie bildet einen zu kostbaren Schatz moralischer Kraft, den wir, gehorsam dem Willen Seiner Majestät, auch ferner hüten und bewahren wollen.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Gaudi-Handschriften
für das Jahr 1758

im Auftrage der kriegsgeschichtlichen Abteilung II des großen Generalstabes

bearbeitet von

Bethcke,
Oberleutnant im Füsilierregiment von Steinmetz (Westpreußischen) Nr. 37,
kommandiert beim großen Generalstabe.

Nachdruck verboten.
Übersetzungsrecht vorbehalten.

Vorarbeiten.

Die ersten Spuren der Gaudischen Geschichtschreibung für das Jahr 1758 lassen sich in dem Nachlaß des Prinzen Heinrich von Preußen feststellen. Dort finden sich von Gaudis eigner Hand Schilderungen der Vorgänge von Olmütz*) und Hochkirch.**) Beide Darstellungen sind unmittelbar unter dem frischen Eindruck der Ereignisse niedergeschrieben. So schließt die Olmützer Schilderung mit den Worten: „il est impossible de savoir avance de quel côté nous nous tournerons, mais ce que l'on peut assurer avec certitude, c'est que la campagne est bien eloignée d'être finie“ und in der Darstellung von Hochkirch lautet es: „. . . . nous marchâmes par Dresa au camp que nous occupons encore“.

Derartige Schilderungen einzelner Abschnitte des Feldzuges waren übrigens vom Verfasser keineswegs nur für den einzelnen Empfänger, sondern ausdrücklich für die Öffentlichkeit bestimmt und bereits als Grundlagen für eine spätere, zusammenhängende Geschichte des gesamten Feldzugsjahres gedacht. So heißt es in der Olmützer Darstellung, die auch schon die Überschrift „Relation de la campagne de 1758“ trägt, ausdrücklich: „nous n'entrerons point dans le detail des petites affaires qui se sont passées pendant cette campagne, parceque ce n'est point le journal des Patrouilles de Houssards, mais celui de l' armée que nous donnons en Public“.

*) Geh. St. Arch. Rep. 92, Prinz Heinrich B III, 152. Der Verfasser war bisher nicht bekannt.

**) Ebenda. Rep. 92, Prinz Heinrich B III, 21.

Digitized by Google

Fassung A.

Im Zusammenhang dürfte Gaudi die Geschichte des Feldzuges 1758 zum erstenmal genau wie in den beiden vorhergehenden Jahren während der Muße der nächsten Winterquartiere niedergeschrieben haben.

Diese Urfassung des Gaudiwerks für 1758 festzustellen, muß die nächste Aufgabe einer versuchten Quellenkritik sein. Sie dürfte im Kriegsarchiv nachzuweisen sein. Dort befindet sich ein*) in französischer Sprache geschriebenes, 106 Seiten umfassendes „Journal de la Campagne de 1758". Es stammt, wie auch der dem roten Ledereinband aufgedruckte, gekrönte Namenszug FL andeutet, aus dem Besitz des Landgrafen**) Friedrich II. von Hessen. Die äußerst sorgliche Reinschrift rührt, wie ein Vergleich mit andern beglaubigten Schriftproben ergibt, von Gaudis Hand her. Gaudi, der von 1770 bis 1779 Kommandeur des Füsilierregiments Hessen-Kassel war, stand mit dem Landgrafen, seinem Regimentschef, in stetem sehr ausführlichem Briefwechsel, der zum Teil noch heute erhalten vorliegt.***) Ob die Widmung dieses Journals bereits früher stattgefunden hatte — der fürstliche Empfänger war als Generalleutnant Teilnehmer dieses Feldzugsjahres —, oder aus den späteren sehr freundschaftlichen Beziehungen des Verfassers zu dem Landgrafen herzuleiten sein dürfte, ist an sich belanglos, von Bedeutung nur, daß wir es hier mit einer Handschrift Gaudis zu tun haben. Aber auch der Inhalt läßt sich an zwei Abschnitten als von Gaudi herrührend unmittelbar bezeugen.

Der eifrige Sammler Scheelen nämlich vermerkt in dem Verzeichnis†) seiner Sammlung für dieses Jahr unter der Spalte „von wem ich sie bekommen" bei drei Handschriften „Major v. Gaudi", nämlich unter

Nr. 5. Journal der Armee des Königs, deren March von Landshuth bis Neisse, von dort bis nach Olmütz,
Nr. 9. Relation der Bataille bey Zorndorff,
Nr. 19. Großes Journal von der ganzen Campagne aller Corps und Armeen.

Die unter Nr. 5 erwähnte von Schreiberhand gefertigte Schilderung††) behandelt auf neunzehn gebrochenen Bogenseiten den Zeitraum vom 1. März bis 11. Mai und bricht mit der Erwähnung des Lagers des Markgrafen Karl bei Neustadt plötzlich ab. Sie ist nun lediglich eine deutsche Übersetzung der Seiten 1 bis 12 des aus dem Besitz des Landgrafen herrührenden Journals.

*) Kriegsarchiv XXVII, 359.
**) Erbprinz Friedrich von Hessen folgte 1760 seinem Vater Wilhelm VIII.
***) Kassel, Landesbibliothek, Quart 170. Zwei Bände (1770 bis 1775.).
†) Kriegsarchiv XXVII, 812.
††) Ebenda XXVII, 329.

Digitized by Google

Die von Scheelen als Nr. 9 bezeichnete Schilderung der Schlacht von Zorndorf*) zeigt in der ersten Hälfte auf annähernd drei Bogenseiten Schreiberhand mit Gaudis Korrekturen. Der zweite Teil ist von Gaudi eigenhändig niedergeschrieben. Auch hier ist mehrfach im Ausdruck gebessert, da gleichfalls eine Übersetzung und zwar der die Ereignisse vom 23. bis 27. August behandelnden Seiten des erwähnten Journals vorliegt. Daß es sich bei Scheelen um eine spätere Übertragung und nicht etwa um eine Vorarbeit handelt, beweisen die bereits genaueren Verlustangaben der Schlacht von Zorndorf in dem deutschen Text. Überdies ist die Zorndorfer Schilderung auf ineinander gefügten Bogen zusammenhängend mit einer gleichfalls von Gaudi stammenden Beschreibung der Affären von Meißen (3. Dezember 1759) und Kosdorf (20. Februar 1760) und zwar als letzte niedergeschrieben. Auch kann Scheelen diese ebenso wie den Olmützer Bericht zur Vervollständigung seiner Sammlung von dem „Major von Gaudi" frühestens 1760**) erhalten haben.

Nr. 19 des Verzeichnisses hat sich in Scheelens Nachlaß nicht mehr vorgefunden. Dies „große Journal von der ganzen Campagne" ist vielleicht weiter nichts gewesen als eine zusammenhängende Übersetzung des „Journal de la Campagne de 1758". Dieses stellt zweifellos die Fassung A des Gaudi-Journals für 1758 dar.

Fassung B.

Damit darf nunmehr auch das Zwischenglied zwischen ihr und dem endgiltigen Werk als Fassung B für Gaudi in Anspruch genommen werden. Auch sie ist noch in mehreren Exemplaren vorhanden, von denen sich eins im Kriegsarchiv***), zwei weitere aus dem Nachlaß de Catts†) und des Feldmarschalls Kalckreuth††) im Geheimen Staatsarchiv befinden.

Diese Fassung B hat in der Literatur eine große Rolle gespielt, ohne daß man bislang den Verfasser anzugeben vermochte. Koser†††) wies bereits darauf hin, daß sie für de Catt die Grundlage zu der „partiellen Fälschung seiner eigenen Memoiren" wurde, wie Bernheim*†) neuerdings die spätere Erweiterung der Tagebuchnotizen des Vorlesers Friedrichs des Großen bezeichnet. Er bemerkt dabei: „Über die Autorschaft hat sich nichts feststellen lassen; so viel erhellt, daß der Verfasser beim Aufbruch des Königs

*) Kriegsarchiv XXVII, 421.

**) Gaudi bekleidete diese Charge von 1760 bis 1767.

***) Kriegsarchiv XXVII, 333 — †) Geh. St. Arch. Rep. 92, Catt 8. — ††) Ebenda Rep. 92, Kalckreuth 1.

†††) Einleitung zu den „Memoiren und Tagebüchern von Heinrich de Catt". S. XXII (1884).

*†) Bernheim, Lehrbuch der historischen Methode (1903).

Digitized by Google

gegen die Russen im Hauptquartier des Markgrafen Karl von Schwedt zurückgelassen wurde."

In einer Veröffentlichung der kriegsgeschichtlichen Abteilung II*) des Großen Generalstabes ist vor einigen Jahren bereits die auffallende Ähnlichkeit mit der letzten Fassung des Gaudi-Journals betont und durch Textvergleichungen erwiesen worden. Da aber zu jener Zeit die Fassung A für 1758 noch nicht als von Gaudi herrührend erkannt war, blieb die Möglichkeit bestehen, daß Gaudi diese Vorlage unmittelbar, oder mit dem unbekannten Verfasser, in dem aus einer Reihe von Gründen Thielow, der Adjutant des Generals Grafen Wied, vermutet wurde, eine gemeinsame ältere benutzt habe.

Die Spanne Zeit, bis Gaudi die Urfassung seines Journals für 1758 einer Ergänzung und Berichtigung unterzog, darf nicht allzu kurz bemessen werden. Nimmt er doch in der Fassung B bereits ausdrücklich verschiedentlich Stellung zu der Literatur, die dieser Feldzug inzwischen auf Seite des Gegners gezeitigt hatte. So heißt es z. B. gelegentlich der Schilderung des Rückzuges von Olmütz: „L'histoire de cette armée soutient dans ses recits elegants, que ses généraux avoient été sur le point de nous porter un coup mortel, si nous n'avions pas levé le 30. le camp de Rohenitz et repassé la Metau." Auch sonst offenbart das Werk an manchen Stellen kritischen Charakter, der der Fassung A noch fehlt. Dem königlichen Feldherrn ist es dabei ausnahmslos gerecht zu werden bestrebt, und die Worte ehrlicher, rückhaltloser Bewunderung steigern sich zumal an den Stellen, die von den gefährlichen Krisen dieses Feldzugsjahres handeln, zu einer gradezu begeisterten Huldigung für den auch in der größten Gefahr nie versagenden Genius des großen Königs: So heißt es bei der Darstellung von Hochkirch: „ . . . . il est impossible de ne pas parler avec admiration de la fermeté inébranlable du grand Roy qui nous commanda. Toujours exposé au feu du Canon et souvent à celui de la mousquetterie, dont il eut un cheval blessé sous lui, il donna ses ordres en consequence des cas concurrents avec le même sang froid qu'on lui a connû dans toutes les occasions."

Von dieser Fassung B ist eine Quelle abgeleitet, die die Kritik bisher als selbständig in Anspruch genommen hat. Es sind dies die „Zuverlässigen Nachrichten von dem Feldzug der Königlich-Preußischen Armee nebst beigefügten akkuraten Plans vom Jahre 1758". Der zufällige Umstand, daß von den, soweit bekannt, erhalten gebliebenen sieben nur geringfügig voneinander abweichenden Abschriften**) auch eine im Nachlaß des Feld-

*) Beiheft zum Militär-Wochenblatt Nr. 8/1898 (S. 342 ff).

**) Kriegsarchiv XXVII, 40, 330, 331, 332. Königl. Bibliothek, Manuskript. Boruss., Fol. 408. Großh. Hess. Hofbibliothek; Süßenbachsche Manuskripten-Sammlung Folio 3165 I. Bibliothek der Kriegsakademie „Handschriftliche Darstellung der Feldzüge von 1756 bis 1759".

Digitized by Google

jägers Süßenbach sich befindet, ließ die Ehre der Verfasserschaft diesem zuteil werden. Ungerechtfertigterweise! Süßenbach hat sich um die Geschichte des Jahres 1758 lediglich durch seinen Sammelfleiß verdient gemacht. Seine gesamte Hinterlassenschaft*) umfaßt, soweit sie sich auf dies Jahr bezieht, außer einer Anzahl von Tagesrapporten und monatlichen Listen, die er im Original verwahrt hat, nur einige Pläne und drei Abschriften. Die eine dieser Abschriften sind die erwähnten „Zuverlässigen Nachrichten", die zweite gibt Dauns Bericht über die Schlacht von Hochkirch**), sowie seine „Generaldesignation zu dem österreichischen Angriff an diesem Tage nach dem Wortlaut des österreichischen „Journal über die Campagne des 1758 Jahres",***) während der Verfasser der dritten Abschrift „Bruchstück eines Tagebuches über den Feldzug 1758",†) das die Vorgänge bei der Armee des Prinzen Heinrich vom 18. August bis zum Schluß des Feldzuges behandelt, von anderer Seite bezeugt ist. Scheelen nämlich, ein ebenso emsiger Sammler wie Süßenbach, der das erhöhte Verdienst hat, auch ein Verzeichnis der Autoren seiner gesammelten Werke hinterlassen zu haben, nennt ausdrücklich den „Leutnant Thiemann" als Verfasser dieses Tagebuches.††)

Mit unbedeutenden Abweichungen sind die „Zuverlässigen Nachrichten" denn auch sehr viel später als Stück 11 bis 16 der Bellona 1784 unter dem Titel „Journal des Feldzugs von 1758 von einem Königlich Preußischen Offizier" im Druck erschienen.

Der Herausgeber der Bellona hat also bestimmt gewußt, daß ein Offizier der Verfasser war. Ob ihm zugleich bekannt war, daß mindestens die Vorlage des „Journals" von Gaudi herrührte, ist nicht zu beweisen. Wenn sich in der Bellona gelegentlich einer redaktionellen Entgegnung eine irreführende Bemerkung über Gaudi findet, so könnte sie, falls sie von diesem beeinflußt sein sollte, wohl ein ängstliches Bemühen zur Wahrung seiner Anonymität, die bei der Abneigung des Königs gegen jede schriftstellerische Tätigkeit seiner Offiziere auf kriegsgeschichtlichem Gebiet ihm sehr erwünscht scheinen mußte, und nicht minder eine bescheidene Empfehlung für sein seit 1778 bereits abgeschlossenes Journal†††) des ganzen Siebenjährigen Krieges

*) Großh. Hess. Hofbibliothek, Süßenbachsche Manuskripten-Sammlung Folio 3165, I bis VII.

) Ebenda Folio 3165, VI. — *) Kriegsarchiv XXVII, 339. — †) Manuskripten-Sammelbuch. Folio 3165, VII.

††) Kriegsarchiv XXVII, 350.

†††) Bellona 1784, Stück 13, S. 128. „Berichtigungen der Bellona aus der allgemeinen deutschen Bibliothek": Es wird gezeigt, daß wir einen Warnery, Tielke und Nikolai für die einzigen Schriftsteller hielten, die in den neueren Zeiten in Deutschland in Rücksicht der Kriegskunst gut geschrieben hätten, und führet noch Guischard und Gaudi an, die auch noch einen Platz verdienten. Hier hat der Recensent allerdings recht. Die Schrift des Generals Gaudi über die Feldbefestigung ist sehr nützlich und unterrichtend; allein daß diese ihm gerade einen Platz unter den Kriegsschriftstellern

Digitized by Google

verraten. Daß der Herausgeber der Bellona im Jahre 1819, wie er ausdrücklich erklärt,*) den Verfasser der im Jahre 1784 erschienenen Abhandlung nicht anzugeben vermochte, beweist zur Sache nicht das mindeste.

Fassung C.

Die dritte Fassung C endlich zeigt der Band 1758 des im Jahre 1778 abgeschlossenen großen Journals, die einzige, die bislang als von Gaudi herrührend bekannt war. In sie hat er alles hineingenommen, was er an Einzelheiten über diesen Feldzug im Lauf der Friedensjahre in Erfahrung zu bringen wußte. Hier finden sich auch der Feldzug des Prinzen Heinrich in Sachsen und die Operationen gegen die Russen und die Schweden ausführlich beschrieben.

Während sich die Fassung A des Gaudi-Journals auf die einfache Schilderung der Ereignisse beschränkt und in der Fassung B die Kritik nur gelegentlich zu ihrem Recht kommt, finden sich in der Fassung C regelmäßige Abhandlungen kritischer Natur. Und es ist da psychologisch interessant wenn auch nicht erfreulich, zu beobachten, wie die ehrliche Bewunderung der Fassung B nunmehr oft von nörgelnder Tadelsucht abgelöst wird.

Zwingt diese Erkenntnis, die durch eine Vergleichung der drei Fassungen des Journals überzeugend zutage tritt, zur Vorsicht, sobald es sich in der Fassung C um „Betrachtungen" handelt, so darf andrerseits der Umstand nicht vergessen werden, daß wir mit der Geschichtschreibung für das Jahr 1758 hauptsächlich auf den Schultern Gaudis stehen. Sein Journal hat, wahrscheinlich in dem Bellona-Abdruck aus der Fassung B, Tempelhof**) vorgelegen, Tielcke***) erhielt die Handschrift der gleichen Fassung aus Süßenbachs Sammlung, Catt schrieb seine Memoiren unmittelbar auf Grund der Fassung B.

Das aus den Jahren 1828 bis 1844 stammende Generalstabswerk ist im wesentlichen eine Bearbeitung der Fassung C, aller übrigen zum Teil ganz wertlosen Darstellungen des Feldzugs nicht zu gedenken.

Was die Schilderung der tatsächlichen Vorgänge betrifft, so ist Gaudis Darstellung einwandsfrei, sobald es sich um die Ereignisse handelt, an denen er Teilnehmer war. Und das waren die wesentlichsten in diesem Feldzuge. Seinen Beginn, die Ereignisse vor Olmütz, den Rückzug aus Mähren, hat er als Capitaine des Guides im Ober-Quartiermeisterstab also in der

---

Deutschlands verschaffen sollte, das sehen wir nicht ein, da bekannte Sachen nur bloß à portée de tout le monde gebracht sind. Wir wünschen, daß der Herr Generalmajor die Militär-Literatur mit anderen größeren Werken beglücken möchte . . ."

*) „Friedrich der Große und seine Gegner" Band I, S. 160.

) Einleitung zu Koser „Memoiren und Tagebücher von Heinrich de Catt" (1884), S. XXII, Anm. 1. — *) Ebenda.

Digitized by Google

nächsten Umgebung des Königs miterlebt. Das wird unmittelbar durch ein Schreiben*) des Feldmarschalls Keith an den König vom 30. Mai 1758, sowie durch den bereits erwähnten Bericht**) Gaudis an den Prinzen Heinrich bezeugt. Bei dem Aufbruch des Königs aus Kloster Grüssau am 10. August blieb Gaudi im Hauptquartier des Markgrafen Karl zurück. Für dessen Operationen in Schlesien und Sachsen ist Gaudis Darstellung mithin gleichfalls kompetent. Die Schilderung der Schlacht von Zorndorf, die in der Fassung A noch deutlich als Einschaltung erkennbar ist — sie wird mit den Worten „voici les circonstances de cette fameuse bataille***) eingeleitet —, hat Gaudi offenbar auf die Berichte Platens,†) der eine regelmäßige Korrespondenz mit dem Prinzen Heinrich führte, und auf das Journal des Generalleutnants Grafen Dohna††) aufgebaut. Dieses ist sogar stellenweise wörtlich benutzt. Am 11. September vereinte sich die Armee des Königs im Lager von Reichenberg wieder mit der des Markgrafen, und von diesem Zeitpunkt ab war Gaudi mithin wieder in unmittelbarer Nähe des Königs tätig. Die Schilderung der tatsächlichen Vorgänge von Hochkirch beansprucht daher, wie auch der unter dem frischen Eindruck der Ereignisse erfolgte Bericht†††) an den Prinzen Heinrich beweist, den hohen Wert der Bekundungen eines in nächster Nähe des Königs unmittelbar beteiligten Augenzeugen.

Es muß noch ein Irrtum berichtigt werden, der sich über die dienstliche Verwendung Gaudis im Jahre 1758 in die Literatur eingeschlichen hat. Der spätere Feldmarschall Kalckreuth hat in seinen „Paroles“*†) einen dramatisch wirksamen Vorgang berichtet, wie der König seinen Capitain des Guides auf dem Rückzuge aus Mähren auf Grund einer für den Ausgang eines Gefechts verhängnisvollen irrigen Meldung ungnädig angelassen, seiner Dienststellung enthoben und mit den Worten „là vous prendrez du courage“ unter die Jäger gesteckt habe. Die kleine Geschichte beruht auf einer Erfindung oder auf einem Irrtum des bei der Abfassung seiner Denkwürdigkeiten hochbetagten Verfassers. Tatsächlich ist die Versetzung Gaudis zu dem Korps Fußjäger erst im folgenden Jahre erfolgt, wie ein Schreiben**†) des Kabinettsrats Eichel aus dem Lager von

---

*) Geh. St. Arch. Rep. 96, 87. O. 186/187. — **) Ebenda Rep. 92, Prinz Heinrich B III, 152.

***) Kriegsarchiv XXVII, 359 S. 54. — †) Geh. St. Arch. Rep. 92, Prinz Heinrich B III, 46.

††) Bellona, XI. Stück. S. 3 bis 97. S. 3 bis 11 (Zweiter Absatz) ist von Dohna diktiert, der Rest von seinem Sekretär, dem „Auditeur Samuel Gotthard Hennings vom Regiment Lehwaldt“ selbständig geführt. (Archiv Zerbst A. 9h, VII 8h)

†††) Geh. St. Arch. Rep. 92, Prinz Heinrich B III, 21.

*†) Paroles du Feld-Maréchal Kalckreuth (1841) (geb. 1737, gest. 1818) S. 139/140.

**†) Geh. Kriegskanzlei, H. R. 7.

Digitized by Google

Schmottseifen vom 19. Juli 1759 beweist, indem er den Geheimrat La Motte behufs Änderung der Rangliste anweist: . . . . . „bey dem Corps Fußjäger den Capit. Bader, der das Unglück gehabt letzthin cassiret zu werden, und deßen stelle durch den bisherigen capitaine des Guides de Gaudi wiederum besetzet worden sein soll, ausstreichen und respective wiederum ansetzen laßen".

Für den Feldzug des Prinzen Heinrich in Sachsen, der in der Fassung C mit großer Ausführlichkeit behandelt ist, darf als Vorlage ein Journal*) angesehen werden, das seinerzeit sehr verbreitet gewesen sein muß, auch in der Bellona**) abgedruckt wurde und noch heute in einer ganzen Reihe von Exemplaren vorhanden ist. Es ist der erste Teil eines die beiden Feldzüge des Prinzen Heinrich in Sachsen 1758 und 1759 umfassenden Werkes, dessen Verfasser bislang unbekannt war. Soviel stand fest: er mußte dem Hauptquartier nahe gestanden haben. Im Stabe des Prinzen Heinrich befanden sich damals als Adjutanten der Hauptmann Graf Henckel, sowie die Leutnants v. Bredow und v. Schwerin, als Quartiermeister-Leutnant der Hauptmann v. Oelsnitz, als Brigademajor für die Infanterie der Leutnant v. Beerenhorst, als solcher für die Kavallerie der Leutnant v. Wreech. Von ihnen sind als Schriftsteller nur Henckel und Beerenhorst bekannt geworden. Henckel hat auch über 1758 geschrieben, sein Journal ist aber in ganz anderer Art abgefaßt und bricht zudem bereits am 22. Mai ab. Auch trat er Ende 1758 in sein Regiment zurück, kann also den Feldzug 1759 nicht im Hauptquartier erlebt haben. In Beerenhorsts Nachlaß findet sich über 1758 nichts. Der nächsten Umgebung des Prinzen gehörte mithin der zu ermittelnde Verfasser des Journals nicht an. Seinen Namen gelang es nun wieder mit Hilfe des Scheelenschen Verzeichnisses***) zu finden: Scheelen vermerkt, daß er die „Affäre bei Maxen" 1759†) von dem Major v. Pfau erhalten habe. Dieser war während der Jahre 1758 und 1759 als Premierleutnant Adjutant des Generalmajors v. Finck, der dem Prinzen Heinrich von den Generalen seiner Armee zu jener Zeit am nächsten stand und auch an seiner Stelle unter Übergehung der Generalleutnants v. Itzenplitz und v. Hülsen auf Befehl des Königs den Oberbefehl übernahm, als der Prinz am 18. Oktober 1758 das Lager von Ganig verließ und zur Armee des Königs ging. Diese aus Scheelens Besitz stammende Darstellung der „Affäre bei Maxen",††) als deren Verfasser Pfau verzeichnet ist, stimmt nun wörtlich mit dem entsprechenden Abschnitt des Feldzuges 1759 in dem Journal überein. Mithin darf auch das ganze Journal für Pfau in Anspruch genommen werden, dessen freundschaftliche

*) Journal der Armee in Sachsen 1758. Kriegsarchiv XXVII, 40, 334, 337.
**) Bellona, 1782. VIII bis X Stück.
***) Kriegsarchiv XXVII, 812. — †) Nr. 10 des Verzeichnisses für 1759.
††) Kriegsarchiv XXVII, 406.

Digitized by Google

Beziehungen zu Finck durch einen noch vorhandenen Brief,*) den dieser kurz vor seinem Übertritt in dänische Dienste an seinen ehemaligen Adjutanten richtete, erläutert werden. Literarisch war Pfau bereits 1757 mit einer Schrift über den „geschickten Angriff und die glückliche Abhaltung des Feindes bei Belagerungen" hervorgetreten und hat auch in der Folgezeit mehrere Werke**) veröffentlicht, bis er als Generalmajor in der Rheinkampagne 1794 sein Leben vor dem Feinde ließ.***) Das Kriegsarchiv besitzt von ihm noch sechs Handschriften des verschiedensten Inhalts.

Für die Unternehmungen gegen die Schweden endlich, die nur einen bescheidenen Raum in der Fassung C einnehmen, dürfte Gaudi das „Journal†) des Wedellschen Korps gegen die Schweden" zur Unterlage gedient haben, das, wie Scheelens Verzeichnis angibt, den Leutnant v. Bonin vom Grenadierbataillon Schenkendorf zum Verfasser hatte.

---

*) Kriegsarchiv XXVII, 405.

**) U. a. „Geschichte des preußischen Feldzuges in der Provinz Holland 1787". (Berlin 1790.)

***) Theodor Philipp v. Pfau, geb. 1727 zu Frankfurt a. M., trat 1742 in das Inf. Regt. Selchow, 1745 Fähnrich, 1754 Sekondleutnant, 1757 Premierleutnant, 1758/59 Generaladjutant des Generals v. Finck, 1760 Stabskapitän, 1763 Quartiermeister, 1769 im russischen Hauptquartier während des Feldzuges gegen die Türken, 1770 Major von der Armee, 1778 General-Quartiermeister bei der Armee des Prinzen Heinrich, 1779 Flügeladjutant des Königs, 1781 Oberstleutnant, 1782 Oberst, 1787 dem Oberbefehlshaber für die Expedition nach Holland, Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig, zugeteilt, 1789 Generalmajor, 1794 Chef des Infanterieregiments Goetzen (Nr. 33), General-Quartiermeister in der Rheinkampagne, im Gefecht von Trippstadt tötlich verwundet.

†) Kriegsarchiv XXVII, 352.

Gedruckt in der Königlichen Hofbuchdruckerei von E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW12, Kochstraße 68–71.

Digitized by Google

Digitized by Google

Über angriffsweise Kriegführung.

Vortrag, gehalten am 23. Januar 1905

von

v. Bernhardi,
Generalleutnant und Kommandeur der 7. Division.

Nachdruck verboten.
Übersetzungsrecht vorbehalten.

Wenn ich den „Angriff" zum Thema meines heutigen Vortrages gewählt habe, so liegt es auf der Hand, daß ich wesentlich Neues zu dieser so viel umstrittenen Frage nicht wohl werde beibringen können.

Einen solchen Zweck habe ich denn auch gar nicht im Auge gehabt. Meine Absicht geht vielmehr dahin, die Bedeutung des angriffsweisen Verfahrens für die Gesamtanschauung der Kriegführung zu erörtern.

Solange man die zahlreichen verschiedenartigen Verhältnisse, die den Krieg ausmachen und in ihm wirksam werden, jedes für sich betrachtet, ist es allerdings möglich, zu einem eingehenden Verständnis der Einzeldinge zu gelangen, und gewiß bildet die so erlangte Sachkenntnis die notwendige Grundlage für alle Beurteilung militärischer Dinge. Dieses Verständnis der Einzelfragen genügt aber keineswegs, um den relativen Wert der Dinge für den Krieg zu erkennen und damit erst die Grundlage zu einer an sich berechtigten, harmonischen Gesamtanschauung zu gewinnen.

Um zu einer solchen zu gelangen, muß man bestrebt sein, die Einzelerscheinungen unter einheitliche Gesichtspunkte zu bringen und einen Standpunkt einzunehmen, von dem aus man die Wechselbeziehungen der Dinge, ihrer Ursachen und Wirkungen, in ihrem natürlichen Zusammenhange zu erkennen vermag. Nur wenn das gelingt, kann man die Einzelerscheinungen und Bestrebungen zutreffend bewerten und sowohl für die Vorbereitung wie für die Führung des Krieges zu klaren, in sich abgewogenen und sich gegenseitig stützenden Anschauungen gelangen.

So gipfelt denn die Aufgabe, die ich mir gestellt habe, in dem Versuch, einen solchen einheitlichen Gesichtspunkt zu finden, seine Berechtigung nachzuweisen und zu zeigen, welche praktische Bedeutung ihm für das militärische Handeln zukommt.

Ich glaube nun, daß der alle militärischen Verhältnisse in letzter Linie schlechthin bedingende Gesichtspunkt in den Gesetzen des Angriffs gegeben ist;

Digitized by Google

ich glaube, daß man schlechtweg alle militärischen Einzelfragen danach beurteilen muß, welche Bedeutung ihnen für die Ermöglichung und Durchführung des Angriffs beizumessen ist, und da diese Frage auch für die Tätigkeit jedes einzelnen von uns ihre praktische Bedeutung hat, da ihre Wirkungen bis in die Einzelheiten des Dienstes ausstrahlen und den Geist bedingen, von dem auch die Friedenstätigkeit jeder einzelnen Truppe beherrscht sein soll, so habe ich den Versuch machen wollen, meine Auffassung vor Ihnen zu entwickeln.

Es ist, wie mir scheinen will, leicht einzusehen, daß der Angriff alle kriegerischen Verhältnisse beherrscht; denn ohne ihn ist ein Kampf, ein Krieg gar nicht denkbar. Er ist das primäre Prinzip des Krieges, das die Verteidigung überhaupt erst möglich und nötig macht. Die Art des Angriffs bedingt diejenige der Verteidigung. So kommt es, daß der Angriff mittelbar oder unmittelbar überall das Gesetz gibt. Die Waffen, die er für sich in Anspruch nimmt, die Richtungen, die er einschlägt, bestimmen die Gegenmaßregeln der Verteidigung. So wirkt der Angriff nicht nur bestimmend für die aktiven Kriegsmittel, sondern auch für die Landesbefestigung ist er in letzter Linie maßgebend. Der Verteidiger errichtet seine Festungen mit Beziehung auf die vorausgesetzten Angriffsmöglichkeiten; der Angreifer mit Rücksicht auf die eigenen geplanten Offensivoperationen. Das hierbei — wie überhaupt im Kriege — schließlich eine Wechselwirkung zwischen Angriff und Verteidigung eintritt, daß auch der Angreifer sich gezwungen sieht, vielfach auf die Maßnahmen der Verteidigung Rücksicht zu nehmen und sich in mancher Hinsicht von ihnen bestimmen zu lassen: das soll natürlich nicht geleugnet werden. Das ändert aber nichts an der Tatsache, daß der Angriff das ursprünglich und in letzter Linie bestimmende Prinzip ist. Von den Gesetzen des Angriffs müssen wir daher ausgehen, wenn wir den Krieg im ganzen verstehen und seine Einzelerscheinungen richtig bewerten wollen.

Um nun diese Bedingungen und Gesetze des Angriffs ihrem Wesen und ihrer Bedeutung nach zu erkennen, können wir uns nicht lediglich auf die kriegerische Erfahrung stützen.

Die ungeahnt raschen Fortschritte der modernen Waffen- und Verkehrstechnik und die Entwicklung der sozialen Verhältnisse haben seit den letzten großen europäischen Kriegen einen so tiefgehenden Einfluß auf die Mittel der Kriegführung ausgeübt, daß diese letztere selbst und mit ihr der Angriff auf das tiefste dadurch beeinflußt sein müssen.

Es ist offenbar von der äußersten Wichtigkeit, sich möglichste Klarheit zu verschaffen über die Art und die Grenzen dieses Einflusses; Sieg und Niederlage werden in einem zukünftigen europäischen Kriege sehr wesentlich dadurch bedingt sein, ob es gelungen sein wird, die zu erwartenden Wirkungen richtig einzuschätzen, die Vorbereitung des Krieges dementsprechend durchzuführen und die Operationen im gleichen Sinne konsequent zu leiten. Wer sich in dieser grundlegenden Schätzung vergreift, der hat die besten Chancen des Erfolges

Digitized by Google

von vornherein aus der Hand gegeben und wird ungemessene Opfer bringen müssen, um den anfänglichen Nachteil wieder auszugleichen, falls das dann überhaupt noch möglich ist. 1866 und 1870/71 hat uns das Bestehen der allgemeinen Wehrpflicht von vornherein ein merkliches Übergewicht über unsere Gegner verliehen. Im Kriege gegen Österreich hatten wir außerdem das bessere Gewehr, gegen die Franzosen das bessere Geschütz. Diese Vorteile konnten in dem letzteren Kriege durch das bessere Gewehr und die Kriegsgewohnheit zahlreicher Teile des französischen Heeres nicht aufgewogen werden. Mit derartigen Überlegenheiten werden wir in Zukunft nicht mehr rechnen können; die Heere der Zukunft werden sich in der Art ihrer Zusammensetzung und Bewaffnung annähernd gleich sein: entscheidend aber wird sein der Geist, in dem der Krieg geführt werden wird, und das Maß, in dem die vorhandenen Kriegsmittel dem Geiste der Führung entsprechen und den Führerwillen in Taten umzusetzen gestatten. Da, wo die materiellen Mittel sich die Wage halten, entscheidet eben naturgemäß die größere Kunst und Energie der Heeresleitung.

Leider gewähren uns die jüngsten Kriege, die bereits unter modernsten Verhältnissen geführt wurden und noch geführt werden, keinen irgend genügenden Anhalt für unser Urteil; weder der südafrikanische noch der russisch-japanische. Der Charakter der dortigen Kriegsschauplätze ist so grundverschieden von Allem, was wir unter europäischen Verhältnissen erwarten können, daß schon aus diesem Grunde eine unmittelbare Übertragung der dortigen Erfahrungen auf einen etwaigen europäischen Krieg unzulässig erscheint. Außerdem aber handelte es sich in Afrika um den Kampf eines in veralteten Anschauungen und Formen erzogenen Heeres gegen eine militärisch überhaupt nicht ausgebildete, völlig undisziplinierte Bauernmiliz, also um Truppen, die mit gut ausgebildeten europäischen nicht wohl zu vergleichen sind; und über das anderseits, was in Ostasien vor sich geht, sind wir nur sehr ungenau orientiert, und es ist kaum anzunehmen, daß wir hierüber in absehbarer Zeit die Wahrheit erfahren werden. Weder über die Wirkungen der Waffen noch über die Art ihrer Verwendung, weder über die Entfernungen, auf denen der Feuerkampf geführt wird, noch über die Verluste in den vielen meist entscheidungslosen Gefechten können wir uns eine klare Vorstellung machen. Wir hören von zahlreichen Bajonettkämpfen und wissen nicht, wie sie herbeigeführt wurden oder entstanden. Auch die Operationen können wir nicht beurteilen, da uns das Kommunikationsnetz des Landes, der Grad seiner Wegbarkeit und die Ergiebigkeit seiner Hilfsmittel nur ungenügend bekannt sind. Kurz, wir können über alle diese wichtigsten Verhältnisse nur ganz allgemeine und durchaus unzureichende Kenntnis erlangen. Wir werden daher mit Folgerungen aus den südafrikanischen und ostasiatischen Erfahrungen ganz außerordentlich vorsichtig sein müssen.

Digitized by Google

Auch militärische Autoritäten helfen uns wenig, da sie sich in der verschiedensten Weise widersprechen. Clausewitz erklärt die Verteidigung für die stärkere Form der Kriegführung und folgert diese Lehre zum Teil aus den Kriegen Friedrichs des Großen. Dieser selbst aber lehrt die unbedingte Offensive:

Attaquez donc toujours; Bellone Vous annonce
Des destins fortunés, des exploits éclatants,
Tandis que vos guerriers seront les assaillants.

Um so wichtiger wird es sein, die Dinge nach allen Seiten hin theoretisch auf das eingehendste zu erwägen, dabei aber stets, soweit es irgend möglich ist, an frühere und neuere Kriegserfahrung anzuknüpfen, um den Boden der Wirklichkeit nicht unter den Füßen zu verlieren. Die reine Theorie verliert sich — wie ja die Kriegsgeschichte beweist — nur allzuleicht in leere Vorstellungen, die vor dem Walten der Wirklichkeit in nichts zerfließen wie Morgennebel vor den Strahlen der Sonne. Daher kommt es darauf an, die großen Gesetze der geschichtlichen Entwicklung zu erkennen und an ihrer Hand auf den von ihnen vorgezeichneten Pfaden, aber unter Berücksichtigung aller neuesten Erscheinungen, die werdenden Gestaltungen der Zukunft im voraus zu bestimmen mit der Leuchte des wägenden Verstandes, und aus ihnen die Gesetze des modernen Angriffs zu entwickeln.

Je schwieriger das ist, desto sorgsamer müssen wir diese Gesetze unter den stets wechselnden Bedingungen und Mitteln des Krieges zu erkennen trachten: keineswegs dürfen wir uns mit allgemeinen Axiomen, mit traditionellen Anschauungen und Gewohnheiten begnügen, sondern wir müssen den Erscheinungen energisch auf den Grund gehen und die letzten Ursachen zu erkennen trachten.

Jede Kriegführung findet ihre schließliche Entscheidung im Kampf. Von ihm müssen wir ausgehen, wenn wir zu grundlegenden Anschauungen gelangen wollen. Fassen wir nun das Gefecht unter modernen Verhältnissen ins Auge, so werden wir uns von vornherein einer Überzeugung nicht verschließen können, die die weitgehendsten Konsequenzen nach sich zieht: der Einsicht nämlich, daß unter sonst gleichen Annahmen im Feuerkampf der Verteidiger an und für sich sehr erheblich im Vorteil ist, und daß durch die modernen Waffen dieser Vorteil noch bedeutend gesteigert erscheint.

Blicken wir zunächst auf das reine Infanteriegefecht.

Der Verteidiger hat die Wahl der Stellung; er wählt sie selbstverständlich derart, daß seine Waffenwirkung durch das Gelände begünstigt wird und dieses ihm gleichzeitig Deckung gegen das feindliche Feuer gewährt. Er schießt in voller Ruhe auf bekannte Entfernungen. Er kann seine Verteidigungsfront reichlich mit Munition versehen und seine Reserven verdeckt nicht nur aufstellen, sondern meist auch in die Feuerlinie heranziehen. Durch nichts kann der Angreifer diese Vorteile ausgleichen.

Digitized by Google

Den Raum, der ihn vom Verteidiger trennt, muß er als Figurscheibe durchschreiten. Keine Form des Angriffs hilft über diese Notwendigkeit hinweg. Mag er in unaufhaltsamem Vorgehen bleiben, mag er in kürzeren oder längeren Sprüngen, in kleineren oder größeren Abteilungen vorwärts zu kommen suchen: nichts ändert etwas an der Tatsache, daß jeder einzelne Mann als Figurscheibe den ganzen Angriffsraum durchschreiten muß; denn Kriechen kann man immer nur auf ganz kurze Entfernungen. Allerdings ist es im Burenkriege vorgekommen, daß angreifende Schützen sich gewissermaßen an den Feind heranpirschten, kriechend und von Deckung zu Deckung vorspringend. Auch im russisch-japanischen Kriege mag die Infanterie sich manchmal in dieser Weise vorbewegt haben. Dann hat es sich aber stets um kleinere Abteilungen gehandelt, die räumlich und zeitlich nicht beschränkt waren, oder um ein für solchen Angriff besonders geeignetes Gelände. Auch in einem europäischen Kriege wird Derartiges wohl unter besonderen Verhältnissen bisweilen möglich sein; beim eigentlichen entscheidenden Infanteriekampf der Hauptmassen aber kann von derartiger Indianerei niemals die Rede sein, weil der Raum und die Zeit für solches Vorgehen mangeln und meist auch das vom Verteidiger ausgesuchte Gelände sich dafür nicht eignen wird. Hier heißt es allerdings auch, das Gelände nach Möglichkeit ausnutzen. Das Hauptgewicht aber liegt auf dem Vorwärtskommen großer Massen über weite Räume, und das ist nur im Marsch oder Laufschritt möglich. Damit aber bietet der Angreifer dem Verteidiger ein sehr viel günstigeres Ziel, als es umgekehrt der Fall ist. Auch das Vorgehen in ganz dünnen Schützenlinien, so daß also die einzelnen Schützen große Intervallen haben, und das allmähliche Verstärken dieser Linien bis zu voller Feuerkraft — bietet keinerlei Vorteil. Es fordert nur vom Verteidiger größeren Patroneneinsatz, schwächt aber auch anderseits das Feuer des Angreifers und damit die Verluste des Gegners.

Es ergibt sich aus dieser Betrachtung, daß der Angriff umsoweniger Verluste erleiden wird, je rascher er durchgeführt wird.

Dieser Satz findet aber darin eine Beschränkung, daß, wenn man das Feuer des Gegners ganz unerwidert läßt, dieser also in aller Ruhe und Sicherheit schießen kann, sein Feuer so vernichtend wirken muß, daß an ein Vorwärtskommen überhaupt nicht zu denken ist.

Das Vorgehen ist infolgedessen nur möglich, wenn es durch Feuer unterstützt wird, das den Verteidiger ernstlich gefährdet, ihm Verluste beibringt und ihn so weit moralisch schädigt, daß er nicht mehr ruhig schießt und zielt. Ein solches Feuer ist die Vorbedingung jedes Vorwärtskommens für angreifende Infanterie.

Es ist aber für den Angreifer einem gleich starken Verteidiger gegenüber nicht wohl möglich, solches Feuer zu entwickeln, denn sein Feuer kann niemals so wirksam sein wie dasjenige des Verteidigers. Er schießt in den Pausen der Vorbewegung, auf nur geschätzte Entfernungen, aus schlechterer

Digitized by Google

Deckung als der gegnerische Schütze, und er hat nicht annähernd so viel Munition einzusetzen wie jener, da im allgemeinen der Angreifer nur über die Munition verfügen wird, die er für den Angriff mitnimmt, während der Verteidiger nicht nur vor, sondern auch noch während des Kampfes selbst sehr viel leichter mit frischer Munition versehen werden kann als sein Gegner. Es ist also für den Angreifer — wohl verstanden bei sonst gleichen Verhältnissen auf einer gegebenen für beide Teile gleich breiten Front — vollkommen ausgeschlossen, überhaupt die Feuerüberlegenheit zu gewinnen. Darüber muß man sich vollständig klar sein, denn das ist mathematisch. Dazu kommt noch, daß auch das Nachführen von Reserven für den Angreifer sehr erschwert ist. Man mag sie nachführen, wie man will: immer werden sie, bevor sie die vordere Feuerlinie erreichen, eine erhebliche Verlustzone durchschreiten müssen und demnach Verluste erleiden, bevor sie selbst wirken können. Der Angreifer wird also überhaupt weniger Gewehre wirklich ins Feuer bringen können als der gleich starke Verteidiger.

So ist er in allen Punkten unterlegen.

Als einzigen Vorteil, den er vor dem Verteidiger voraus hat, kann man den stärkeren seelischen Impuls anführen, den der Angriff an sich verleiht. Der genügt aber keinesfalls, um die übrigen Nachteile aufzuwiegen, und immer wird man zu dem unabweislichen Schluß gelangen, daß zur frontalen Überwindung des Verteidigers eine sehr erhebliche numerische Überlegenheit nötig ist, um immer von neuem die durch das Feuer des Verteidigers gerissenen Lücken ausfüllen zu können. Indem auf diese Weise die Feuerkraft des Angreifers stets auf gleicher Höhe gehalten wird, diejenige des Verteidigers aber, der nur über geringere Verstärkungen verfügt, mit der Zeit abnimmt, ist die Möglichkeit gegeben, daß der Angriff allmählich das materielle Übergewicht erlangt und dadurch den Gegner zum Verlassen seiner Stellung zwingt. Die absoluten Verluste des Angreifers werden dabei sehr viel größere sein als die des Verteidigers: immerhin aber ist durch eine genügende numerische Überlegenheit die Möglichkeit gegeben, beim Verteidiger höhere Verlustprozente herbeizuführen als bei der Angriffstruppe und damit die materielle Überlegenheit zu gewinnen.

Eine solche ist übrigens nur eine theoretische Forderung, denn die Kriegsgeschichte beweist, daß der Angreifer meist auch ohne eine solche selbst gleichwertigen Truppen gegenüber siegreich bleibt. Es liegt das in den seelischen Momenten. Der Eindruck des energisch geführten Angriffs ist erfahrungsmäßig ein so gewaltiger, daß die moralische Kraft des Verteidigers im allgemeinen schon bei geringeren Verlustprozenten zusammenbricht als die des Angreifers. Das ändert jedoch nichts an der Tatsache, daß es zur frontalen Überwindung des Verteidigers einer sehr erheblichen numerischen Überlegenheit bedarf. Mit dieser Tatsache werden wir immer rechnen, von

Digitized by Google

ihr werden wir ausgehen müssen, wenn wir zu richtigen Grundsätzen für die Kriegführung gelangen wollen, und es liegt auf der Hand, daß dieses Verhältnis sich umsomehr geltend machen muß, je rasanter und weittragender die Feuerwirkung sich gestaltet. Je mehr das der Fall ist, desto früher tritt der Angreifer in die Verlustzone ein, und desto weniger machen sich Visierfehler des Verteidigers geltend, während dieselben Eigenschaften der Feuerwaffen den Angreifer zwar auch, aber nicht im gleichen Grade begünstigen wie den Verteidiger.

Auch durch die Mitwirkung der Artillerie wird dieses grundlegende Verhältnis in keiner Weise geändert. Auf gleichem Frontraum kann der Angreifer nicht mehr Artillerie entwickeln als der Verteidiger. Dieser aber hat den Vorteil, daß er seine Stellung wählen, die Entfernungen im Vorgelände festlegen, oft schon die Anmarschstraßen des Angreifers unter Feuer nehmen, die wahrscheinlichen Feuerstellungen des Gegners erkunden kann. Er steht bereit, wenn sein Gegner sich erst entwickeln muß. Er hat alle seine Munitionsreserven zur Hand, während jener sie erst von weit rückwärts heranziehen muß. Er kann für seine indirekten Batterien die Beobachtungsstationen in Ruhe wählen und einrichten. Er hat demnach in allen Beziehungen die Überlegenheit. Im frontalen Gefecht bedeutet also die Beigabe von Artillerie, wenn sie auf beiden Seiten gleich stark ist, eine weitere Überlegenheit für die Verteidigung, da deren Artillerie nach der bestimmt zu erwartenden Niederkämpfung der Angriffsartillerie in die Lage kommen muß, sich bei der Bekämpfung der Angriffsinfanterie zu beteiligen. Auch auf artilleristischem Gebiete bedarf demnach der Angreifer bei sonst gleichen Verhältnissen der numerischen Überlegenheit, um im frontalen Kampf des Verteidigers Herr zu werden.

Es entsteht nun zunächst die Frage, ob etwa durch die Form des Angriffs dieses Grundverhältnis zugunsten des Angreifers verschoben oder gar in sein Gegenteil verwandelt werden kann.

Der Angreifer kann zunächst versuchen, außer der feindlichen Front mit einem Teil seiner Kräfte die Flanke des Gegners, diesen also umfassend anzugreifen.

Es ist an und für sich klar, daß die Flanke der schwache Punkt jeder Verteidigungsfront ist. Der Angreifer stößt hier auf keine Feuerfront und bedroht zugleich die gegnerische Rückzugslinie, während sein eigenes Feuer die Front des Gegners enfiliert. Das ist jedoch so klar, daß der Verteidiger diese Verhältnisse bei der Wahl seiner Stellung unbedingt berücksichtigen muß. Kann er die Flanke nicht auf irgend eine Weise schützen, so wird er den Kampf überhaupt nicht annehmen dürfen. Tut er das aber, so ist von vornherein vorauszusetzen und demnach auch bei der theoretischen Erwägung anzunehmen, daß er in der Lage ist, seine Flanke zu sichern. Er wird seine Stellung eben stets so wählen, daß er seine Flanken entweder im Gelände

Digitized by Google

anlehnt und so eine Umfassung überhaupt ausschließt, oder daß er die Möglichkeit hat, der feindlichen Umfassung eine neue Front entgegenzustellen, oder endlich, daß er durch Staffelung der Reserven hinter dem bedrohten Flügel die Umfassung des Angreifers seinerseits umfaßt.

Wie stellen sich nun in allen diesen Fällen die Chancen des Angreifers?

Die beiden Fronten, die ihm der Verteidiger in Front und Flanke entgegenstellt und die er frontal angreifen muß, sind, jede für sich betrachtet, sehr viel stärker als die Angriffslinien, die ihnen gegenüberstehen. Nur aus dem Zusammenwirken dieser letzteren kann ihnen ein Vorteil entstehen, und dieser besteht in der Tat bis zu einem gewissen Grade. Der umfassende Angreifer kann sich auf einem größeren Bogen entwickeln als der Verteidiger; er kann daher seine Angriffslinien etwas lockerer bilden als beim reinen Frontalangriff und wird dabei etwas an Verlusten sparen, oder er kann mehr Schützen auf einmal entwickeln und damit eine intensivere Feuerwirkung erzielen. Er kann mit einem Teil seiner Gewehre — nämlich mit denen, die sich dem ausspringenden Winkel der Verteidigungsfront gegenüber befinden, eine gewisse Schrägwirkung erzielen, die unter Umständen bessere Trefferresultate erzielen kann als das reine Frontalfeuer; einzelne Schützengruppen werden — wenn man die Dinge rein geometrisch betrachtet — sogar die beiden feindlichen Fronten enfilieren können; ferner kreuzt sich sein Feuer, soweit es die Tragweite der Schußwaffen zuläßt, im Innern der feindlichen Stellung, und kann daher innerhalb der doppelt bestrichenen Räume etwa sich befindenden Reserven erhebliche Zufallsverluste beibringen. Endlich bedroht die Umfassung die feindliche Rückzugslinie und übt daher erfahrungsmäßig einen gewissen moralischen Druck auf den Verteidiger aus.

Allzuhoch sind alle diese Vorteile jedoch nicht anzuschlagen. Die weitere Frontausdehnung bei lockerer Entwicklung verringert naturgemäß den Einfluß der Vorgesetzten. Die größere anfängliche Schützenentwicklung erfolgt auf Kosten der Reserven, erhöht die Verluste und muß mit der Zeit in einen Nachteil umschlagen. Das Schrägfeuer hat doch nur einen sehr bedingten Vorteil vor dem frontalen; die geringsten Unebenheiten des Geländes innerhalb der Verteidigungsstellung heben diesen Vorteil sowie den des flankierenden Feuers vollständig auf, und der Vorteil kreuzenden Feuers im Inneren der Stellung hat auch nur unter gewissen Umständen größere Bedeutung, nämlich, wenn sich die feindlichen Reserven ihm nicht entziehen können. Meistens aber wird das der Fall sein: entweder es befindet sich unmittelbar hinter der Verteidigungslinie ein toter Winkel, oder im Inneren der Stellung bieten Geländeerhebungen oder -bedeckungen Deckung und heben die kreuzende Wirkung auf. Auch hängt die taktische und materielle Wirkung des Schräg- und Kreuzfeuers ganz davon ab, in welchem Winkel die feindliche Front gebrochen ist. Ist dieser Winkel ein rechter oder ein spitzer, so kann die Wirkung unter Umständen eine erhebliche sein; ist er ein stumpfer, so wird sie um so geringer sein, in je

Digitized by Google

flacherem Bogen die Umfassung stattfindet; sie wird sich dann meist sehr bald auf Null reduzieren. Keineswegs sind diese aus der Umfassung erwachsenden kleinen schießtechnischen Vorteile imstande, die Überlegenheit der Verteidigung im Feuerkampf auszugleichen, da sie sich umsoweniger geltend machen, je größer die Massen sind, um die es sich handelt. Von einer Armee, die mit zurückgebogener Flanke in einer Verteidigungsstellung steht, kann schließlich nur ein verschwindend geringer Bruchteil tatsächlich durch Feuer umfaßt werden, und der hierdurch gewonnene Vorteil wiegt keineswegs die Nachteile auf, die sich, wenn es sich um größere Massen handelt, aus der Umfassung für den Angreifer selbst ergeben. Da nämlich der Verteidiger in der Lage ist, den Angriff überall, wo er frontal erfolgt, durch schwächere Kräfte abzuwehren, spart er erhebliche Reserven, die er im Inneren der Stellung konzentrieren und nun seinerseits zum Gegenstoß verwenden kann, wenn die Kraft des Angreifers sich bereits erschöpft hat. Je größere Räume nun die Umfassung umspannt, je weniger sich infolgedessen die beiden Fronten des Angreifers unterstützen können, desto größer werden für den Verteidiger die Chancen eines erheblichen, auch positiven Erfolges sein. Sie beruhen in der durch die Umfassung bedingten Trennung der Angriffskräfte und in der frontalen Überlegenheit der Defensive. So bleibt als erheblicher Vorteil des Umfassungsangriffs eigentlich nur die Bedrohung der feindlichen Rückzugslinie übrig. Auch hiergegen kann sich aber der Verteidiger sichern; da er, wie bereits nachgewiesen, überall, wo er frontal ficht, Kräfte spart und daher über einen Überschuß von Reserven im Vergleich zum Angreifer verfügt, so kann er diese hinter dem bedrohten Flügel staffeln und sichert auf diese Weise nicht nur seine Rückzugslinie direkt, sondern bedroht sogar seinerseits die Rückzugslinie der feindlichen Umfassungstruppe. Er paralysiert also nicht nur die etwaigen Vorteile, die dem Angriff aus der Umfassung erwachsen könnten, sondern gewinnt noch darüber hinaus einen positiven Vorteil über den Angreifer.

Wir erkennen demnach, daß es — wo nicht ganz besondere Ausnahmeverhältnisse vorliegen, die die Regel nur bestätigen — außerordentlich gefährlich ist und wenig Aussichten auf Erfolg verspricht, einen gleichstarken Gegner, der in einer Verteidigungsstellung steht, umfassend anzugreifen. Die Umfassung bedarf, um in sich gerechtfertigt zu sein, rein theoretisch betrachtet, einer fast noch größeren Überlegenheit als der Frontalangriff, da sie dem Verteidiger größere Chancen bietet, positive Vorteile über den Angreifer davonzutragen, als jener, und auch praktisch wird man sich zum umfassenden Angriff einem taktisch und moralisch gleichwertigen Feinde gegenüber nur dann entschließen dürfen, wenn man über eine sehr erhebliche Überlegenheit verfügt. Es muß das umsomehr der Fall sein, je größer die beiderseitigen Heere sind.

Auch die neuesten Ereignisse in der Mandschurei scheinen diese Auffassung zu bestätigen. Solange die Japaner die numerische Überlegenheit hatten,

Digitized by Google

drängten sie die Russen fortwährend zurück, indem sie deren linken Flügel umfaßten. Schon in der Schlacht bei Liaojang scheint jedoch die Kraft dieser Umfassung nicht mehr ausgereicht zu haben, um den Russen eine entscheidende Niederlage beizubringen. Nun glaubten ihrerseits die Russen, stark genug zu sein, zum umfassenden Angriff vorzugehen. Sie wollten den rechten japanischen Flügel umfassen und den Feind gleichzeitig in der Front angreifen. So wenigstens scheint es. Unterstützen konnten sich die beiden russischen Flügel nicht unmittelbar, da die Entfernungen zu groß und die Geländegestaltung sehr ungünstig war. Der Erfolg aber war der, daß die Umfassung sich als zu schwach erwies, um entscheidende Vorteile zu erringen, der Angriff in der Front aber unter schwersten Verlusten völlig scheiterte und den Japanern die Möglichkeit gab, nun ihrerseits die Offensive zu ergreifen und den schwer erschütterten Gegner bis hinter den Schaho zurückzuwerfen. Da aber dieser Gegenstoß rein frontal erfolgte und auch die russische Umfassung nur frontal zurückgewiesen wurde, so war auch die Kraft dieser Gegenoffensive sehr bald erschöpft, da den Russen beim Rückzug aus der frontalen Verteidigung neue Kräfte erwuchsen; so verlief der ganze Kampf zwar mit einigem Raumverlust für die Russen, taktisch und operativ aber eigentlich völlig ergebnislos. Irgend eine Entscheidung hat er nicht gebracht.*)

So scheint denn die theoretische Erwägung tatsächlich zu dem Schluß zu führen, daß, namentlich unter modernen Waffenverhältnissen, die Defensive dem Angriff überlegen ist. Blicken wir aber in die Kriegsgeschichte, so finden wir gerade im Gegenteil, auch unter der Herrschaft der Feuerwaffen und bis in die neueste Zeit hinein, daß der Erfolg in weitaus überwiegendem Maße auf seiten des Angreifers gewesen ist und daß die Verteidigung meist nur spärliche und beschränkte Erfolge zu gewähren vermochte.

Auch die numerischen Verhältnisse haben selten die Macht gehabt, dieses Gesetz zu brechen. Wir sehen im Gegenteil, daß gerade die ruhmreichsten und oft entscheidendsten Angriffssiege von Minderheiten, oft gegen sehr erhebliche Überlegenheit, erfochten worden sind.

Sollten wirklich die modernen Waffen dieses durch die Kriegsgeschichte aller Zeiten bestätigte Gesetz in sein Gegenteil verwandelt haben? oder hat sich in die soeben von mir entwickelten theoretischen Erwägungen ein Fehler eingeschlichen?

Keines von beiden ist der Fall.

Gewiß ist der in guter Stellung befindliche Verteidiger dem frontalen wie dem umfassenden Angriff sehr erheblich überlegen. Bei sonst gleichen Verhältnissen kann nur eine sehr bedeutende numerische Überlegenheit dieses Übergewicht ausgleichen, und keinen größeren Fehler kann es geben, als diese

*) Wie im Eingange bereits angegeben, ist der Vortrag schon Ende Januar, also vor der Schlacht von Mukden gehalten worden. Anm. d. Red.

Digitized by Google

Überlegenheit des Verteidigers im Kampf zu ignorieren und starke Stellungen mit unzureichenden Kräften anzugreifen. Niederlage und schwerste Verluste müssen die unausbleibliche Folge sein. Taktisch ist die Verteidigung in der Feuerschlacht zweifellos die stärkere **Kampfform**; aber dennoch ist die Offensive die weitaus überlegene **Form der Kriegführung**.

Die Lösung dieses scheinbaren Widerspruchs ist darin gegeben, daß der **taktischen** Überlegenheit der Verteidigung die **operative** und **moralische** des Angriffs gegenübersteht, und diese wiegt am schwersten in der Wagschale der Entscheidung.

Der Angreifer hat zunächst die freie Wahl der Angriffsrichtung. Er kann seine Kräfte nach freiem Ermessen versammeln und bewegen. Er kann alle seine Maßnahmen mit Rücksicht auf die eine von ihm geplante Operation treffen und alle Kräfte einsetzen, um die Durchführung dieser einen Absicht sicherzustellen. Er hat zahlreiche Mittel, diese seine Absicht dem Gegner zu verbergen, ihn zu täuschen und irre zu führen.

Der Verteidiger dagegen muß sich, da er die Angriffsrichtung nicht kennt, auf die verschiedensten Möglichkeiten vorbereiten und kann seine Kräfte daher nicht einheitlich mit Rücksicht auf eine bestimmte Operation zusammenhalten. Die entscheidenden Gegenmaßregeln gegen den Angriff kann er erst treffen, wenn er die Absichten des Angreifers erkannt hat. Irrt er sich in der Beurteilung seines Gegners, so werden seine Gegenmaßregeln dem Zwecke nicht entsprechen und für den Angreifer die Chancen des Erfolges vergrößern. In dem dann naturgemäß eintretenden Bestreben, begangene Fehler wieder gutzumachen, ist die Gefahr sich kreuzender Anordnungen und daraus entstehender Unordnung gegeben. Aus diesen Wechselbeziehungen ergeben sich für den Angriff zunächst folgende Vorteile:

Möglichkeit geplanten, systematisch vorbereiteten Handelns nach einheitlichem Gesichtspunkt und freier Beurteilung der Lage.

Vorsprung im Raum und in der Zeit, gewährleistet durch die Initiative.

Möglichkeit, den Gegner zu überraschen und durch Täuschung zu falschen Maßregeln zu verleiten.

Damit aber gewinnt der Angreifer die Möglichkeit, gegen Teile der feindlichen Stellung oder Aufstellung überlegene Kräfte zu versammeln und hierdurch die taktische Überlegenheit der Verteidigung an dieser Stelle nicht nur auszugleichen, sondern zu überbieten und damit den Sieg zu gewinnen.

Aus solchem Teilsiege ergibt sich dann meist die Überlegenheit über den Rest der feindlichen Macht, und zwar wird das umsomehr der Fall sein, in je entscheidenderer Richtung der Angriff geführt war, d. h., je mehr er die feindlichen Verbindungen bedrohte oder traf, je mehr er gegen Flanke und Rücken des Feindes gerichtet war.

Digitized by Google

In dieser Möglichkeit, nicht nur die Angriffsrichtung nach eigenem Ermessen, sondern auch in der entscheidendsten Richtung zu wählen, ja unter Umständen den Gegner in der von diesem gewählten Stellung überhaupt nicht anzugreifen, sondern zu umgehen, ihn in seinen Lebensadern zu bedrohen und ihn dadurch zu zwingen, zurückzugehen, oder sich ohne den Vorteil des gewählten Geländes zum Kampf zu stellen, liegt ein fernerer großer Vorteil der Offensive. Die reine Verteidigung kann den Gegner nur in den seltensten Fällen zwingen, sie in der gewählten Stellung nun auch wirklich anzugreifen; sie kann niemals die rückwärtigen Verbindungen des Gegners bedrohen. Vielmehr muß der Verteidiger zum Gegenangriff schreiten, wenn er diesen Vorteil genießen will, büßt aber damit naturgemäß die Vorteile der Verteidigung ein, denn die Gegenoffensive fällt eben auch unter den Begriff des Angriffs und kann als Vorzug der Verteidigung nicht in Betracht kommen.

Zu diesen räumlichen und zeitlichen Vorteilen des Angriffs treten nun noch die moralischen, die im wesentlichen durch jene bedingt werden.

Ich habe bereits erwähnt, daß schon beim taktischen Kampf der Impuls, der die Angriffstruppe vorwärts treibt, meist stärker ist als der, der den Verteidiger in seiner Stellung ausharren läßt. Das beweist die Kriegsgeschichte in ungezählten Beispielen, wenn wir immer und immer wieder sehen, daß der Angreifer Sieger bleibt, obgleich er größere Verlustprozente erleidet als der Verteidiger. Mit diesem größeren taktischen Impuls der Truppe sind die moralischen Vorteile des Angriffs aber keineswegs erschöpft.

Das Gefühl der Überlegenheit, das Bewußtsein die Initiative zu behaupten, geben dem ganzen Heeresapparat eine viel intensivere Spannung, als sie auf gegnerischer Seite herrschen kann. Das macht sich nicht nur in der Kraftentwicklung der Marschleistung, sondern vor allem auch in der Führung geltend. Schon der Feldherr kann, wenn der Entschluß einmal gefaßt ist, seine ganze geistige und Willensenergie auf die Durchführung einer bestimmten, klar im Bewußtsein lebenden Handlung richten. Daraus ergeben sich auch für die Unterführer meist klare und präzise Aufgaben. Aus der Einheitlichkeit, Einfachheit und Klarheit des Gewollten und Befohlenen ergibt sich Sicherheit und Präzision der operativen Bewegungen; diese wieder fördern das Vertrauen in die Führung und damit das Selbstbewußtsein der Truppe. Wenn ein solcher idealer Zustand auch nicht immer erreicht wird, so ist er doch sehr viel leichter zu erreichen als in der Verteidigung. In ihr ist alles problematisch, alles hängt davon ab, was der Gegner unternehmen wird. Das muß abgewartet werden. Eine zielsichere Einheitlichkeit des Willens kann sich daher erst im Verlauf der Handlung ergeben. Bis dahin schweben alle Unterführer in derselben Unsicherheit wie der Feldherr, und es ist nur naturgemäß, daß dieses abwartende Verhalten, diese langandauernde Unsicherheit, das Problematische der an die Unterführer erteilten Aufträge auch auf die Truppe aufreibend wirkt und ihren moralischen Wert allmählich herabdrückt.

Digitized by Google

Abgesehen von diesen notwendigen Begleiterscheinungen der Verteidigung, ist durch diese Verhältnisse in sehr viel höherem Maße als beim Angriff die Möglichkeit zu Mißverständnis, operativen Unordnungen und vor allem zum Zuspätkommen der entscheidenden Handlungen gegeben. So kam bei St. Privat die französische Garde zu spät aus der Reserve heran, um das Schicksal des Tages noch wenden zu können. Der Angriff wird in den allermeisten Fällen darauf rechnen können, beim Gegner Anordnungen anzutreffen, die seinen eigenen Maßnahmen nicht voll entsprechen, sondern unter mehr oder weniger abweichenden Voraussetzungen getroffen waren, und es wird das in um so höherem Maße der Fall sein, je kühner er selbst verfährt.

Hier finden wir ein weiteres Moment, das die Überlegenheit des Angriffs vielleicht am erheblichsten beeinflußt: das Erstgeburtsrecht der Kühnheit.

Gewiß, auch die Verteidigung kann in gewissem Sinne kühn sein. Unstreitig liegt beispielsweise eine gewisse Kühnheit darin, wenn man wichtige Aufgaben im System der Verteidigung verhältnismäßig schwachen Kräften anvertraut, um an der für entscheidend gehaltenen Stelle möglichst stark auftreten zu können. Derartige Maßnahmen sind aber immer Bastard-Abarten der Kühnheit, ihr eigentliches Heimatgebiet ist die Offensive. Hier erst kann sie sich voll betätigen; „hier aber hat sie auch", wie Clausewitz sagt, „einige Vorrechte. Über den Erfolg des Kalküls mit Raum, Zeit und Größe hinaus müssen ihr noch gewisse Prozente zugestanden werden, die sie jedesmal, wo sie sich überlegen zeigt, aus der Schwäche der anderen zieht. Sie ist also eine wahrhaft schöpferische Kraft. Das ist selbst philosophisch nicht schwer nachzuweisen. So oft die Kühnheit auf die Zaghaftigkeit trifft, hat sie notwendig die Wahrscheinlichkeit des Erfolges für sich, weil Zaghaftigkeit schon ein verlorenes Gleichgewicht ist".

Je größer die Kühnheit ist, desto mehr darf sie darauf rechnen, daß der Gegner sie in seinen Kalkül nicht mit aufgenommen haben, daß er durch sie überrascht werden und nicht imstande sein wird, die rettenden Gegenmaßregeln zu treffen. Nur darf man natürlich nicht Kühnheit mit Unterschätzung der Gefahr verwechseln.

Wenn man einen in starker Stellung befindlichen Gegner frontal mit unzureichenden Kräften angreift, so ist das ja auch in gewissem Sinne eine Kühnheit, aber eine unvernünftige, die in den meisten Fällen zur Niederlage führt.

Unter wirklicher Kühnheit versteht man ein Verfahren, bei dem die materielle Wahrscheinlichkeit des Erfolges zwar eine große ist, das Gelingen aber dadurch erkauft wird, daß ein entsprechend großes Risiko mit Bewußtsein in den Kauf genommen wurde.

Diese Kühnheit, wie sie Friedrich der Große bei Hohenfriedberg, Soor und Leuthen, Moltke bei St. Privat, Alvensleben bei Mars la Tour betätigte, kennzeichnet den großen Feldherrn und trägt die Gewähr des Erfolges in sich

Digitized by Google

selbst. „Je höher wir unter den Führern aufsteigen, desto notwendiger wird es »daher«, daß der Kühnheit ein überlegender Geist zur Seite trete, daß sie nicht zwecklos, nicht ein blinder Stoß der Leidenschaft sei", sagt Clausewitz; fehlen darf aber diese Eigenschaft nicht; keinen großen Feldherrn, keinen erfolgreichen Soldaten, keine glückliche Offensive können wir uns ohne sie denken, und wenn bisher die Japaner keine entscheidenden Erfolge davon zu tragen vermochten, so scheint mir das eine Folge ihres Mangels an operativer Kühnheit zu sein.

Die ganze Fülle dieser Verhältnisse, die zugunsten der Offensive spricht, geben dieser meines Erachtens eine solche Überlegenheit, daß dadurch das rein taktisch zweifellos vorhandene Übergewicht der Verteidigung ausgeglichen und überboten wird. Das gleichsam mathematisch zu beweisen, ist natürlich unmöglich, da es sich dabei vor allem um imponderable Größen handelt, und es wird immer Leute geben, die der Verteidigung das Wort reden und in jeder Verbesserung der Waffen ein neues Argument zugunsten dieser Kampfform erblicken. Die Franzosen 1870, die Buren im südafrikanischen Kriege geben hierfür redende Beispiele. Ich meine aber doch, daß, wer unbefangen die Lehren der Kriegsgeschichte auf sich einwirken läßt, in ihr den Beweis für meine Anschauungen finden wird trotz aller möglichen Einwände der Theorie. Ja, die lebendige Geschichte lehrt uns sogar, daß selbst erheblich schwächere Heere dank der Offensive dem stärkeren Gegner entscheidende Niederlagen beibrachten, während in der Verteidigung zwar auch schwächere Kräfte den Angriff weit überlegener Scharen mit Erfolg abwehren, einen positiv entscheidenden Erfolg aber niemals erzielen konnten.

Allerdings gibt es auch in dieser Hinsicht bestimmte Grenzen, über die hinaus weder Heldenmut noch Genialität der Führung den Überschuß materieller Kraft auszugleichen vermögen. Niemals hätte beispielsweise Dänemark 1864 einen wirklichen Sieg über Österreich und Preußen erfechten können, wenn Teilerfolge natürlich auch nicht ausgeschlossen waren. Dänemark kämpfte von Hause aus nur um Zeitgewinn, in der Hoffnung auf einen politischen Umschwung. Diese Grenzen des Möglichen lassen sich übrigens einigermaßen bestimmen und damit ein Anhalt für die Kühnheit schaffen.

Die Minderzahl, mit der man siegen will, muß immerhin stark genug sein, einen so erheblichen Teil der gegnerischen Macht entscheidend schlagen zu können, daß durch dessen Niederlage und seine Folgen das Gleichgewicht der Kräfte hergestellt wird. Das ist das Gesetz der Zahl.

Friedrich der Große konnte es bei Leuthen wagen, anzugreifen, weil seine Armee stark genug war, den linken Flügel des Gegners zu schlagen und damit Verwirrung und Auflösung auch in dessen übrige Armee zu tragen, die deren Gefechtskraft paralysieren mußten. Er hatte ferner die berechtigte Aussicht, diesen Teil des Feindes vereinzelt angreifen und schlagen zu können, bevor der Rest der feindlichen Armee ihm in den Arm fallen konnte. Sein

Digitized by Google

Angriff war daher innerlich berechtigt und eines großen Feldherrn würdig. Napoleon bei Arcis sur Aube hatte keinerlei ähnliche Aussicht: sein Angriff gegen die Masse der Verbündeten war daher die Tat eines Verzweifelnden und verstieß gegen die den Dingen an und für sich innewohnende Gesetzmäßigkeit.

So stehen sich denn Angriff und Verteidigung nicht gleichberechtigt gegenüber, sondern die Offensive ist die bevorzugte Tochter der Bellona.

Sie rechnet mit der relativen, jene, die Verteidigung, mit der absoluten Überlegenheit; sie handelt in Freiheit, jene ist durch Ausdehnung und Gelände des Kriegsschauplatzes gebunden; sie handelt mit versammelter Kraft, jene ist durch die verschiedenen Angriffsmöglichkeiten zur Trennung der Kräfte gezwungen; hier ist die Aufgabe eine einheitliche und klare; dort eine problematische; hier aktiver, dort passiver Wille; hier Kühnheit, dort Vorsicht; Hannibal gegen Fabius Cunctator: wer wollte zweifeln, daß der große Karthager gesiegt hätte, wenn ihn sein Vaterland nicht im Stich gelassen hätte.

Überlegt man eingehend dieses Wesen der Offensive, so wird man mit einer gewissen Notwendigkeit zu Schlußfolgerungen kommen, die geeignet sind, die gesamte Kriegführung auf das entschiedenste zu beeinflussen.

Zunächst wird man die reine Verteidigung überhaupt nur da anwenden dürfen, wo der Angriff aller ihm eigentümlichen Vorteile verlustig geht, also wo er an eine ganz bestimmte Angriffsrichtung gebunden ist oder wo man nur um Zeitgewinn kämpft und wirkliche Entscheidung vermeiden will.

Zweitens wird grade der *Schwächere*, solange er sich nur innerhalb der Grenzen *der* Kraft bewegt, die durch das oben erörterte Gesetz der Zahl bestimmt sind, den Krieg *stets offensiv* führen müssen, wenn er logisch handeln will: nur Charakterschwäche und Unentschlossenheit können in solchem Falle zur Defensive greifen, die dann immer zu Ergebnissen führen muß, wie sie uns die große und ergreifende Tragödie des südafrikanischen Krieges zeigt. Allerdings darf man Offensive und Invasion nicht verwechseln. Eine Invasion bedarf stets eines gewissen Kraftüberschusses über das taktisch Erforderliche hinaus, da sie sich im Vorgehen schwächt. Dagegen ist es sehr wohl möglich, den Gegner herankommen zu lassen und dann offensiv zu bekriegen. Dieser Kriegführungsweise hat Friedrich der Große seine schönsten Erfolge — Napoleon die Siege von Castiglione, Arcole, Rivoli und zahlreiche andere zu verdanken.

Endlich wird man zu dem Schluß gedrängt, daß, je größer die Massen sind, um die es sich handelt, desto größer auch die Vorteile sind, die offensive Kriegführung gewährt. Ob ein Bataillon, das auf einer Anhöhe steht, in der Front oder in der Flanke angegriffen wird, macht im allgemeinen keinen großen Unterschied. Wenn es den Angriff rechtzeitig wahrnimmt, kann es ohne viele Umstände — fast noch im letzten Moment — seine Front verändern. Eine Division hat im gleichen Falle schon sehr viel erheblichere

Digitized by Google

Schwierigkeiten zu überwinden. Soll sie sich aus einer bereits eingenommenen Stellung in einem Winkel zu der ursprünglichen Front oder gar nach der ganzen Flanke neu entwickeln, so bedarf es dazu schon ganz erheblicher Märsche, komplizierter Anordnungen und erheblichen Zeitaufwandes, und es wird in den meisten Fällen kaum möglich sein, in der neuen Front eine geeignete Defensivstellung zu finden, denn das Gelände übt einen ganz bestimmten Zwang auf den Verteidiger aus und läßt ihn nicht frei mit seinen Kräften schalten. Diese Schwierigkeiten steigern sich naturgemäß mit wachsender Masse. Jede Frontveränderung einer Armee — sei es, daß sie noch in der Operation begriffen, sei es, daß sie bereits zum Kampf konzentriert und entwickelt ist — bietet ungeheure Schwierigkeiten und erheblichen Zeitaufwand. Handelt es sich doch nicht nur darum, die Truppen in die neue Front zu bringen, sondern auch den ganzen ungeheuren Apparat zu bewegen, der zur Verpflegung und zur Munitionsversorgung der Armee nötig ist. Befindet diese sich noch in der Bewegung, so sind diese Impedimenta auf Tagemärsche hinter ihr gestaffelt; ist die Armee zum Kampf entwickelt, so sind sie teilweise auf engstem Raum hinter ihr konzentriert oder streben konzentrisch dem gewählten Schlachtfelde zu. Es ist außerordentlich schwierig, derartige Bewegungen systematisch und ordnungsmäßig auszuführen, besonders, wenn es sich dabei nicht um eine einfache Schwenkung handelt. Ein interessantes Beispiel für derartige Heeresbewegungen bieten die Operationen der deutschen Dritten und Maasarmee vor der Schlacht von Sedan. 8½ Armeekorps rückten in zwei Staffeln in westlicher Richtung vor und sollten nun eine Frontveränderung nach Norden ausführen. Die Schwierigkeiten und Unordnungen, die sich dabei ergaben, waren ungeheuer große. Zeitweise war die Dritte Armee überhaupt nicht entwicklungsfähig, und ein französischer Angriff hätte die größten Chancen des Erfolges gehabt. Noch charakteristischer vielleicht in dieser Hinsicht sind die verschiedenen Frontveränderungen, die die Armee Bourbakis vor und nach der Schlacht an der Lisaine vornahm. Sie trugen Desorganisation und Verwirrung in die Reihen des Heeres, lockerten die Mannszucht, machten die Verpflegung fast zur Unmöglichkeit und trugen mehr wie die Kämpfe selbst zur Vernichtung dieses Heeres bei, indem sie es kampfunfähig machten. Wo mehrere Armeen zusammenwirken, steigert sich die Schwierigkeit noch weiter. Als Beispiel will ich den Abmarsch der Maas- und Dritten Armee gegen Paris nach der Schlacht von Sedan anführen. Diese Armeen mußten sich hierbei vollständig kreuzen, um sich wieder in das richtige Verhältnis zu ihren rückwärtigen Verbindungen zu setzen. Wäre eine derartige Operation unter dem Druck einer feindlichen Annäherung erfolgt, so hätte sie die größten Gefahren in sich geschlossen. Ich kann derartige Episoden nur dringend zum Studium empfehlen, denn nur aus der Kriegsgeschichte können wir, denen die Kriegserfahrung abgeht, lernen, worauf es im Kriege wirklich ankommt.

Digitized by Google

Diese Bewegungsschwierigkeiten großer Massen kommen wohl alle dem Angriff zugute. Nicht, als ob er sie nicht auch zu überwinden hätte! Aber da seine Bewegungen geplante und frei gewählte sind, kann er sie langerhand vorbereiten und im allgemeinen planmäßig durchführen. Die Verteidigung dagegen muß die Gegenmaßregeln, die der Angriff nötig macht, gewissermaßen extemporieren und unter dem Druck eines stetig und zielbewußt vordringenden Angriffs ausführen: dabei hat sie naturgemäß sehr viel erheblichere Schwierigkeiten zu überwinden.

Für den Angreifer ergibt sich nach alledem die operative Aufgabe, den Verteidiger womöglich zum Aufgeben seiner gewählten Verteidigungsfront zu zwingen und erheblich überlegene Streitkräfte in möglichst entscheidender Richtung gegen Teile der gegnerischen Heeresmacht überraschend zu vereinigen. Dieser Aufforderung entspricht die Umfassung — also der gleichzeitige Angriff gegen Front und Flanke nur in bedingter Weise, nämlich nur dann, wenn er wirklich zum kreuzenden Feuer und zur Bedrohung der Rückzugslinie führt. — Niemals darf man von dem bloßen Begriff der Umfassung das erwarten, was diese selbst nur unter günstigen Bedingungen leisten kann. Wir müssen uns daher hüten, im Angriff die Umfassung immer und immer wieder fast schon schematisch anzuwenden. Wir neigen dazu, weil wir in den letzten Kriegen große Umfassungssiege gewonnen haben. Wir dürfen aber doch nicht vergessen, daß diese Siege unter besonders günstigen Umständen erfochten wurden: Königgrätz, weil der schon erschütterte Gegner uns die Flanke in unvorsichtiger Weise freigegeben hatte; Wörth, St. Quentin, Le Mans, teils infolge numerischer Überlegenheit, teils gegen einen minderwertigen Gegner, der sich in passiver Verteidigung schlug und seine Reserven weder zu staffeln noch zu Offensivstößen zu benutzen wußte. Einem gleichwertigen und aktiven Feinde gegenüber werden sich Umfassungsschlachten in so einfacher Weise wohl nie wieder gewinnen lassen. Am besten und klarsten kommen die Vorteile des Angriffs beim reinen Flankenangriff zur Geltung, der in der Flankenschlacht gipfelt. Er bedingt für den Verteidiger die größte Frontveränderung und die weitesten Märsche zur Einnahme der neuen Verteidigungsfront; er bedroht am entschiedensten die feindlichen Verbindungen; und er empfiehlt sich außerdem durch die Kühnheit, die ihm innewohnt, indem er die eigenen Verbindungslinien bloßstellt. Er bietet demnach die größte Gewähr, überraschend zu wirken, den Gegner zu desorganisieren und mit großer Überlegenheit zu schlagen, ohne doch die eigenen Kräfte durch Trennung zu gefährden. Selbstverständlich läßt sich eine derartige Angriffsform niemals als Regel vorschreiben, da die stets wechselnden Verhältnisse des Krieges wie die Gestaltung der Kriegsschauplätze und die Maßnahmen der Verteidigung immer einen bedingenden Einfluß ausüben müssen und den Angriffsgedanken selten in einfacher Klarheit in die Erscheinung treten lassen. Der Grundgedanke aber, der sich in dieser Form ausspricht, dem schon Epaminondas bei

Digitized by Google

Leuctra und Mantinea, Friedrich der Große bei Roßbach und Leuthen seine entscheidensten Siege verdankte, muß stets dem Geiste des Feldherrn vorschweben und der Leitstern sein, der seinen Weg bestimmt: *Größte Konzentration in entscheidenster Richtung gegen des Feindes Flanke und Rücken*, die eigene Sicherheit nur durch den taktischen Sieg erstrebend und gewährleistend.

Von besonderer Wichtigkeit wird die Durchführung dieses auf das äußerste gerichteten, die größten Gefahren in sich schließenden, aber auch den größten Erfolg versprechenden Grundgedankens *dann* sein, wenn der geplanten Offensive eine Gegenoffensive begegnet; denn dann sind an und für sich die Chancen gleich, und der Sieg muß *dem* zufallen, der, wenn er vielleicht auch das Meiste wagt, doch die größten operativen Vorteile und damit Überraschung und Überlegenheit auf dem Entscheidungsfelde auf seine Seite bringt.

Als leuchtendes Beispiel einer solchen die äußerste Kühnheit bekundenden und gerade darum so erfolgreichen Operation möchte ich den Feldzug von Hohenfriedberg anführen. Der König stand mit seiner gesamten Armee bei Schweidnitz, als das überlegene gegnerische Heer über die Linie Hohenfriedberg—Kauder vorging. Der Vormarsch des Feindes führte unmittelbar auf seine Verbindungslinie mit dem Gros seiner Staaten und bedrohte auf das Äußerste seine Verbindung mit Breslau. Das einzige Hinterland, das ihm blieb, war Oberschlesien. Eine verlorene Schlacht in dieser Lage hätte die Existenz des preußischen Staates in Frage stellen können. Der Plan des Königs, in dieser Stellung zu verharren und aus ihr die Offensive erst zu ergreifen, wenn der Gegner ihn eigentlich schon umgangen hatte, war so kühn, daß die feindlichen Feldherren gar nicht auf den Gedanken kamen, man könne etwas Ähnliches wagen, sondern einen Rückzug auf Breslau für die einzige mögliche Operation des Königs hielten. Auch diese hofften sie unmöglich zu machen, indem sie ihren linken Flügel bis Pilgramshain ausdehnten, wo sie bereits ebenso nahe an Breslau standen wie das preußische Heer. Wie ein Donnerschlag traf sie der Angriff des Königs, den dieser mit völlig verwandter Front zunächst gegen die Sachsen führte, um dann gegen die Österreicher einzuschwenken und diese am gleichen Tage in einer zweiten Schlacht völlig niederzuwerfen.

Das ist ein Beispiel aus lange vergangenen Tagen, und man wird mir vielleicht entgegenhalten, daß das, was damals möglich war, bei unseren heutigen Armee- und Waffenverhältnissen nicht mehr ausführbar erscheint.

Vor allem kann man einwerfen, daß die Freiheit der Operation, wie ich sie hier für den Angriff in Anspruch genommen habe, schon dadurch nicht mehr vorhanden sei, daß auch der Angriff an die Eisenbahnen gebunden ist und daher sich nicht frei im Raume bewegen kann. Darauf wäre zu erwidern, daß die damaligen Heere durch die mangelhafte Wegbarkeit des Landes und das Verpflegungssystem noch viel gebundener waren als die heutigen, und

Digitized by Google

daß Napoleon oft mit Armeen moderner Größe bei geringer Wegbarkeit des Kriegstheaters ganz ähnliche Operationen ausgeführt hat. Zahlreiche Schlachten hat er mit völlig verwandter Front unter völliger Preisgabe des Rückzuges geschlagen. Ich brauche nur an Marengo, Jena und Auerstedt zu erinnern. Aber auch die Bindung durch die Eisenbahnen kann ich doch nur in sehr bedingter Weise zugeben. Gewiß wird man bestrebt sein, für den Aufmarsch das Eisenbahnnetz nach Möglichkeit auszunutzen, aber man ist durch Nichts gezwungen, aus dem Eisenbahnaufmarsch unmittelbar zum Angriff überzugehen. Durch Zurückverlegen des Aufmarsches kann man einen freien Raum zwischen sich und den Feind bringen; durch verschiedenartige Belastung der einzelnen Linien, durch Kombinierung von Marsch und Eisenbahntransport kann man die verschiedenartigsten Kräftegruppierungen innerhalb der Front des Eisenbahnaufmarsches erzielen. Derartiger Mittel gibt es noch mancherlei, und dem wirklichen Feldherrn wird es auch heute noch gelingen, sich nicht zum Sklaven der Kriegsmittel zu machen, sondern sie in freier Selbstherrlichkeit zu beherrschen. Gilt das für den Aufmarsch, so in noch höherem Maße für die späteren Operationen, die sich aus den Aufmarschschlachten entwickeln.

Der Zurückweichende zerstört hinter sich die Eisenbahnen. Der Sieger entfernt sich von den eigenen Eisenbahnendpunkten. Erst allmählich können die Linien hinter dem vordringenden Heere wieder betriebsfähig gemacht werden. So kommen die Eisenbahnlinien auf dem Operationsgebiet teilweise von selbst aus dem Spiel. Außerdem aber schwinden — wie das schon der Feldzug 1870/71 gezeigt hat — die Frontstärken so rasch zusammen, daß die Heeresgruppen auf reichen Kriegsschauplätzen kürzere Perioden hindurch auch wohl ohne Eisenbahnnachschub auskommen können. Endlich bietet die Entwicklung der modernen Transporttechnik demjenigen, der sie voll auszunutzen versteht, so viele Hilfsmittel, daß er wohl imstande sein dürfte, die Bewegungsfreiheit auch größerer Heere sicherzustellen. Ich brauche nur an die Feldeisenbahn und an das Automobilwesen zu erinnern. Besonders das letztere, die schwere Transportlokomobile, scheint mir von außerordentlicher Bedeutung für den Operationskrieg auf europäischen Kriegstheatern zu sein und eine große Zukunft zu haben.

Im Gegensatz zu allen denen, die eine kühne operative Offensive unter heutigen Verhältnissen nicht mehr für ausführbar halten, bin ich daher umgekehrt der Ansicht, daß gerade die modernen Verhältnisse besonders zu einer solchen auffordern.

Ich habe schon vorher nachzuweisen versucht, wie gerade die Größe der Armee, indem sie unvorbereitete Bewegungen außerordentlich erschwert, der geplanten Offensive zugute kommt und die Verteidigung in Nachteil setzt. Gesteigert wird dieser Nachteil durch die vermehrte Abhängigkeit moderner Heere von ihren Verbindungen. Diese Heere sind nicht nur größer als jemals zuvor, sie verbrauchen auch viel mehr als früher, vor allem an Munition.

Digitized by Google

Jeder Druck auf die Verbindungen muß daher viel schwerer empfunden werden als in früheren Kriegen, weil er viel gefährlicher ist. Dieser Umstand nun kommt ausschließlich dem Angriff zugute. Nur er kann daraus Nutzen ziehen. In demselben Sinne muß der soziale Charakter der heutigen Armeen wirken, oder er kann wenigstens von einer zielbewußten und geistig entschlossenen Heeresleitung in diesem Sinne nutzbar gemacht werden.

Alle modernen Heere tragen mehr oder weniger einen milizartigen Charakter, denn durch die Einstellung zahlreicher Reserven in die Friedenskadres, durch die Aufstellung erheblicher Neuformationen, vor allem aber auch durch die Zerreißung der Friedenskadres, um Neuformationen mit einigermaßen brauchbaren Vorgesetzten auszurüsten, wird der Charakter des stehenden Heeres ganz außerordentlich verändert; man würde sich einer argen Täuschung hingeben, wenn man annehmen wollte, daß diese modernen Armeen dasselbe leisten könnten wie fester gefügte und zusammengeschweißte taktische Verbände. „Niemals darf man von dem Namen des stehenden Heeres", sagt Clausewitz mit Recht, „das erwarten, was nur die Sache leisten kann." Dieser Charakter der Heere muß daher deren Operationsfähigkeit wesentlich beschränken, und es ist von vornherein klar, daß sie infolgedessen eine geplante und vorbereitete Operation besser werden ausführen können als eine solche, die plötzlich unvorbereitet und unter dem Druck eines feindlichen Angriffs ausgeführt werden muß. Solche Heere sind auch moralisch sehr viel eindrucksfähiger als fester gezimmerte Armeen. Der Eindruck eines entscheidenden Teilerfolges in gefahrdrohender Richtung wird sich daher auf solche Truppen verhältnismäßig rasch und verderblich fortpflanzen, und wird einem ersten Siege eine viel größere Bedeutung verleihen als bisher. Dann erwächst aus diesem Charakter der Armeen für den Angreifer der Vorteil, daß er seine besten und zuverlässigsten Truppen da einsetzen kann, wo er die Entscheidung sucht, während der Verteidiger, der nicht weiß, wo der Angriff erfolgen wird, sondern das nur nach Wahrscheinlichkeitsgründen vermuten kann, dieses Vorteils entbehrt und daher sehr wohl in die Lage kommen kann, mit minderwertigen Truppen den entscheidenden Stoß aushalten zu müssen.

Endlich aber — und das scheint mir eigentlich fast das Wesentlichste — kann die Heeresleitung, die eine offensive Kriegführung prinzipiell ins Auge faßt, schon im Frieden diesen Vorteil dadurch steigern, daß sie die Modesucht der Massenheere, die ihrem innersten Wesen nach doch nur aus defensiven Absichten entsprungen ist, aus der Sucht alles decken, überall dem Gegner mit gleichstarken oder womöglich numerisch überlegenen Kräften entgegentreten zu wollen, nicht im Extrem mitmacht, sondern den ersten und hauptsächlichsten Wert auf die Kriegstüchtigkeit der Truppe legt, um am entscheidenden Punkt nicht nur numerisch, sondern vor allem auch taktisch und moralisch überlegen zu sein.

Hier stehen wir vor der inhaltsschweren Gleichung zwischen Kraft und Zahl.

Digitized by Google

Mußte die theoretische Erwägung, die Vorteile und Nachteile der offensiven und defensiven Kampfform gegeneinander abwägen will, überall gleich gute Truppen voraussetzen, so ist in Wirklichkeit der Truppenwert ein sehr verschiedener, und ganz unzulässig ist es, in der Praxis Kraft und Zahl zu identifizieren. Das hat in neuester Zeit wohl zur Genüge der zweite Teil des deutsch-französischen Krieges, das hat auch der südafrikanische Krieg bewiesen. Diese Inkongruenz zwischen Kraft und Zahl kompliziert das militärische Handeln auf das Vielfältigste. Sie ändert zwar nichts an den, den Dingen immanenten Gesetzen: an der taktischen Überlegenheit der Defensive, der operativen des Angriffs; aber sie läßt diese Gegensätzlichkeit in den verschiedensten Abstufungen in die Erscheinung treten und öffnet damit dem militärischen Takt, dem Spiel des Urteils, der Betätigung des Wagemutes ein weites Feld. Sie bringt eine unberechenbare, imponderable Größe in den militärischen Kalkül und gewährt damit dem Glück und dem Genius einen oft entscheidenden Einfluß auf die Kriegführung. Sie potenziert die Kraft des numerisch Schwächeren und schlägt gewaltige Heeresmassen mit dem Fluch der Impotenz — sie bereitet der Persönlichkeit den ihr gebührenden Platz. Wenn man daher einer offensiven Kriegführung das Wort redet, weil man sie unbedingt für die stärkere und einzig und allein positive Erfolge versprechende Form der Kriegführung hält, so wird es nicht allein darauf ankommen, die Zahl für den Krieg zu steigern, sondern vor allem die Kraft zu entwickeln. Diese aber setzt sich aus den verschiedensten Elementen zusammen, unter denen die Zahl ein einzelnes, wenn auch wichtiges Glied ist. Es kommen hinzu: der taktische Wert der Truppe, d. h. also ihre zweckmäßige Ausbildung für das Gefecht, im Schießen, in der Geländebenutzung, in den Bewegungsformen des Schützengefechts, in der gefechtsmäßigen Befehlsübermittlung; ferner der moralische Wert der Truppe, d. h. ihre unbedingte Disziplin, ihre Unempfindlichkeit gegen die Eindrücke des Gefechts und der Verluste, ihr Angriffsgeist, ihre Widerstandsfähigkeit gegen Anstrengungen und Entbehrungen. Einen weiteren Faktor der Kraft stellt aber auch das ruhige und kühne Zielbewußtsein der Führung dar, sowie die zweckmäßige Technik der Befehlserteilung, die Mißverständnissen vorbeugt, die Befehle rechtzeitig an die rechte Stelle bringt und kraftraubende Änderungen der Dispositionen vermeidet. Endlich ist ein sehr wesentlicher, vielfach unterschätzter Kraftfaktor das sichere und systematische Funktionieren des Nachschubes, der Verpflegung und der Munitionsergänzung. Wo beide Faktoren fehlen, verliert die Truppe das Vertrauen zur Führung und sehr bald auch die nötige Mannszucht. Schon das Requirieren wirkt in dieser Hinsicht höchst nachteilig. Wer aber ermessen will, bis zu welchen Konsequenzen die Vernachlässigung dieser Kraftmomente führen kann, der lese das außerordentlich interessante und lehrreiche jüngst erschienene Buch „Le soldat impérial“ von einem französischen Offizier Jean Morvan. Er wird sehr bald zu der Überzeugung gelangen, daß das

Digitized by Google

vielgerühmte „Aus dem Lande leben“, wie es Napoleon betrieben hat, in allererster Linie dazu beigetragen hat, die lebendigen Quellen seiner Kraft zu untergraben und seinen Untergang, auch rein militärisch betrachtet, notwendig zu machen.

Die letzte und ursprünglichste Quelle der Kraft bildet endlich der Geist des Volkes, aus dem das Heer hervorging und der Charakter der Persönlichkeiten, die es bilden und die es führen. Das sind die Quellen der Kraft, die erhalten und entwickelt werden müssen, wenn man auf einen siegreichen Offensivkrieg rechnen will, und das unsterbliche Verdienst Kaiser Wilhelms I. bleibt es für alle Zeiten, daß er es verstanden hat, in hartem Kampfe gegen den Willen der Volksvertretung diese Kraftquellen wirksam zu erhalten und zur höchsten Anspannung gebracht zu haben, als die große Krisis der deutschen Einigungskämpfe an Preußen herantrat.

Heute gehen wir einer anderen, viel umfassenderen Krisis entgegen. Handelte es sich in unseren letzten Kämpfen darum, ob es Deutschland gelingen werde, sich in sich zu einigen und einen ebenbürtigen Platz zwischen den großen europäischen Kontinentalmächten zu erringen und zu behaupten, so ist jetzt die Frage aufgeworfen, ob Deutschland zwischen den großen Weltmächten einen Platz erringen oder sich in zweite Linie zurückdrängen lassen will, und wenn nicht alle Zeichen der Zeit trügen, so wird trotz Schiedsgerichtsverträgen und Friedenskongressen auch diese Frage mit Blut und Eisen ausgefochten werden müssen. Ich habe aber die feste Überzeugung, daß wir aus diesem Kampfe, mit wem immer er ausgefochten werden mag, nur dann siegreich hervorgehen werden, wenn es uns gelingt, den kriegerischen Geist unseres Volkes zu erhalten und zu kräftigen und unsere Streitkräfte im Sinne offensiver Kriegführung zu entwickeln und auf den höchsten Grad der Leistungsfähigkeit zu bringen, d. h. also, die Operationsfähigkeit und den Gefechtswert unserer Truppen auf das Äußerste zu steigern, uns in der Zahl aber derartig zu beschränken, daß sie nicht zu einer Schwächung der beiden anderen Faktoren führt. Alle Mittel, die wir verfügbar machen können, müssen wir in lebendige Heereskräfte umsetzen, die der offensiven Kriegführung nicht mittelbar, sondern unmittelbar nutzen. Also vor allem müssen wir bedacht sein auf die Entwicklung einer festgefügten, mit ausgiebigen, zuverlässigen Kadres versehenen marschfähigen und heldenmütigen Infanterie, auf die Schaffung einer Kavallerie, die den großen Aufgaben der offensiven Aufklärung und der Verschleierung unserer Heeresbewegungen zu genügen vermag, auf die Ausgestaltung unserer Artillerie im Sinne höchster Wirkung und Beweglichkeit, ohne sie aber derart zu vermehren, daß die Operationsfähigkeit der Heereskolonnen und die Offensivkraft der Infanterie durch sie beeinträchtigt wird. Letzteres geschieht zweifellos, wenn die Masse der Artillerie zu Gefechtsausdehnungen führt, die es der Infanterie unmöglich machen, mit der nötigen Tiefe anzugreifen, weil sie sich der Breitenentwicklung der Artillerie

Digitized by Google

anschmiegen muß. Nicht durch die Überlastung der einzelnen Heeresabteilungen mit Artillerie, sondern durch die operative Vereinigung mehrerer Heereskolonnen gegen einzelne feindliche Heeres- oder Stellungsteile muß die artilleristische Überlegenheit erstrebt werden, die die beste Grundlage für Angriffserfolge bietet. Wir müssen ferner bedacht sein auf eine Beschränkung unserer Landesbefestigung auf das absolut Notwendige, denn jede Befestigung ist als eine detachierte Kraft zu betrachten, die nur indirekt nutzt und nur unter Umständen wirksam wird; auf die Entwicklung der Pionierwaffe und der Belagerungsartillerie im Sinne schlagkräftigster Offensive; auf die Ausgestaltung des Heeresverkehrswesens mit allen Mitteln der modernen Technik, um hierdurch vor allem die denkbar höchste operative Freiheit unserer Heeressäulen sicherzustellen. Wir müssen endlich alles daransetzen, um Charaktere zu erziehen, selbständig denkende, in sicherem Selbstbewußtsein und geistiger Freiheit handelnde Männer, die zu kühnem Handeln befähigt und geschult sind.

Es würde hier zu weit führen, auf alle diese Punkte näher einzugehen.

Nur bezüglich der Landesbefestigung möchte ich meine persönliche Ansicht dahin näher bestimmen, daß ich unter „Beschränkung auf das Notwendige" eine Befestigung nur solcher Punkte verstehe, die ganz an und für sich ohne Beziehung auf eine bestimmte Kriegslage, Operation oder politische Lage eine operative oder, wenn man will, strategische Bedeutung haben, oder deren Behauptung einen großen moralischen Wert für den Kriegführenden darstellt.

Auf der anderen Seite aber stelle ich das Postulat: die denkbar rascheste Mobilmachung und größte Beweglichkeit unserer Belagerungsparks zu erzielen, sie mit Kalibern auszurüsten, die selbst gegen schwerste Panzerungen rasche Erfolge versprechen, und endlich eine verbesserte Ausbildung der Pioniere für den Angriff moderner Festungen herbeizuführen, der ohne den Mineur nicht mehr rasch genug durchzuführen sein dürfte. Nicht die Befestigung des eigenen Landes, sondern die rasche Eroberung der feindlichen Befestigungen ist die Hauptaufgabe der Pioniere und Ingenieure. Sie sollen im Verein mit der Belagerungsartillerie dazu helfen, Infanterie vor den feindlichen Festungen zu sparen, wenn wir überhaupt gezwungen sind, solche zu belagern.

Doch diese Bemerkungen nur nebenher. Sie gehören eigentlich vor ein anderes Forum, und wir wollen über den großen Gesichtspunkten, über die nur an leitender Stelle entschieden werden kann, das Nächstliegende nicht vergessen, die Pflichten nämlich, die uns selbst aus der Anschauung erwachsen, daß nur ein offensiv geführter Krieg zu großen Erfolgen führen kann. Die Truppe dazu auszubilden unter den Bedingungen, die für unsere Armee geschaffen sind, das ist die schöne und dankbare, aber auch unendlich schwere Aufgabe, die uns obliegt. Operationsfähigkeit, Kühnheit und Gefechtskraft in Führern und Truppe zu entwickeln; in diese Forderungen kann man diese Aufgabe zusammenfassen. Kühnheit kann freilich nicht gelehrt werden, sie

Digitized by Google

kann nur aus dem Geiste der ganzen militärischen Erziehung emporwachsen, die sich daher wohl hüten muß, in doktrinärer Lehrhaftigkeit aufzugehen und die Geister in eine bestimmte Schablone zu pressen. Die Operationsfähigkeit kann dagegen im Manöver gefördert werden, und zwar indem man die Führer an eine operative Kriegführung im offensiven Sinne gewöhnt und sie systematisch dazu erzieht.

Natürlich sollen die Manöver in erster Linie auch eine Gefechtsschule für die Truppen sein; das Eine schließt aber das Andere nicht aus, und Aufgabe der Manöverleitung muß es meines Erachtens sein, beide Gesichtspunkte miteinander zu vereinigen. Die Kriegsgeschichte lehrt uns im übrigen, daß die operativen Gesichtspunkte bis in die taktische Gefechtsführung hinein ihre entscheidende Bedeutung geltend machen und zeigt uns damit, wie notwendig es ist, unsere Truppenführer dahin zu erziehen, auch im heißesten Kampf die operativen Gesichtspunkte niemals aus den Augen zu verlieren. Für einen der größten Fehler der Ausbildung halte ich es daher, wenn im Manöver rein taktische Aufgaben ohne operativen Rahmen zur Darstellung gebracht werden, denn damit merzt man das gerade für die offensive Kriegführung entscheidende Moment aus dem militärischen Kalkül aus und lehrt eine Art des Handelns, die der Wirklichkeit wenig entspricht.

Wie wichtig gerade die operativen Momente für das taktische Handeln sind, dafür einige schlagende Beispiele.

Die Franzosen hatten bei Weißenburg nur die Stadt und die äußerste Ostspitze des Geisberges besetzt. Beide Punkte wurden mit großer Bravour angegriffen und unter sehr schweren Opfern erobert. Als der Geisberg genommen war, richteten sich alle Kräfte der Führung und der Truppe darauf, das Schlößchen zu nehmen. Das kostete wieder erhebliche Opfer. Wären auf der einen Seite die Bayern um den linken feindlichen Flügel herum direkt auf den Vogelsberg, wäre das XI. Korps, anstatt von seiner Vormarschrichtung abzuweichen, direkt auf Riedselz marschiert, so würde man ein viel größeres Resultat ohne die unnötig schweren Opfer erreicht haben. Schloß Geisberg mußte sich dann ergeben, ohne überhaupt angegriffen zu werden; ebenso die Stadt. Alles dachte aber nur daran, sich unmittelbar am Kampf zu beteiligen. Man vernachlässigte die entscheidenden operativen Richtungen, und die französische Division zog unzerstört und unverfolgt ab, um sich am Tage von Wörth noch sehr empfindlich geltend zu machen. Diese Schlacht selbst liefert ein weiteres lehrreiches Beispiel. Der Kronprinz gab, als Elsaßhausen und der Fröschweiler Wald zum größten Teil erstürmt waren und er damit den Sieg als entschieden betrachtete, den Württembergern den Befehl, gegen die Rückzugsstraße der Franzosen über Reichshoffen vorzustoßen. Wurde die Bewegung, wie befohlen, ausgeführt, so würde wahrscheinlich ein erheblicher Teil des französischen Korps die Waffen haben strecken müssen. Die Württemberger aber ließen sich durch das bei Fröschweiler noch tobende Gefecht aus

Digitized by Google

der entscheidenden operativen Richtung ablenken, griffen Fröschweiler ganz unnötigerweise an und gaben damit den Franzosen die Rückzugsstraße frei. Noch entscheidender wirkte dieselbe Vernachlässigung der operativen Gesichtspunkte in der Schlacht an der Lisaine. Die Division Cremer, die den linken Flügel der französischen Armee bildete, war auf der Straße Lure—Belfort angesetzt, die um den rechten deutschen Flügel herumführt und deutscherseits fast nur mit Kavallerie, der Abteilung Willisens, besetzt war. Die deutsche Stellung hörte eigentlich bei Héricourt auf, nur ganz schwache Kräfte waren nach Luze, Chagey und Chénebier herausgeschoben. Cremer brauchte nur geradeaus zu marschieren, um in den Rücken der Deutschen zu kommen und die ganze Lisainestellung unhaltbar zu machen. Anstatt dessen ließ er sich von dem bei Chénebier, Chagey und Luze entbrannten Kampf anziehen, obgleich dort schon das ganze 18. französische Korps focht, und scheiterte in vergeblichen Angriffsversuchen. Der sichere strategische Erfolg wurde hier aus der Hand gegeben. Auch die Umfassung des linken deutschen Flügels erlahmte, ohne die entscheidende Richtung zu gewinnen.

Aus diesen Beispielen sollen wir lernen, die Blüte unserer Infanterie nicht in unnötigen und aussichtslosen Angriffen zu opfern, sondern durch rechtzeitiges Einschlagen der operativ entscheidenden Richtungen den Gegner zu zwingen, sich unter für ihn ungünstigen Bedingungen zu schlagen und nicht unter solchen, die ihm alle Vorteile der taktischen Defensive gewähren. Jede offensive Aufgabe stellt also an den Führer unbedingt die Anforderung, nicht nur die taktischen, sondern auch die operativen Verhältnisse in Betracht zu ziehen, ihre Wechselbeziehungen zu erwägen und auf diesen seinen Entschluß zu begründen. Er bewegt sich dabei jedoch auf einer schwer innezuhaltenden Linie, zwischen einer wahrhaft offensiven Kriegführung, die die Vernichtung des Gegners im Auge hat, und dem bloßen Manöver. Es gibt auch eine Art operativer Kriegführung, die den taktischen Sieg aus den Augen verliert und daher dem Wesen des Krieges überhaupt widerspricht. So handelte Feldmarschall Brown, als er 1744 Friedrich den Großen aus Böhmen hinausmanövrierte, indem er immer erneut auf dessen Rückzugslinie drückte. Der König kam nicht zu dem Entschluß, seinen Gegner, der stets taktisch sehr günstige Flankenstellungen zu nehmen wußte, anzugreifen. Er stand damals noch unter der Herrschaft der Idee, daß in der Vereinigung strategischer Offensive und taktischer Defensive das Wesen der Kriegskunst beruhe, er hatte die entscheidende Macht des Angriffs noch nicht erkannt, er hatte noch nicht gelernt, den Gegner während des Flankenmarsches anzugreifen, wie er es später bei Roßbach ausführte. So mußte er Böhmen räumen; aber der österreichische Erfolg war nur ein scheinbarer, weil es nicht gelungen war, die preußische Armee zu schlagen oder zu demoralisieren. So kam es, daß diese aus Böhmen hinausmanövrierten Preußen bei Hohenfriedberg die scheinbar siegreiche österreichische Armee beinahe vernichteten.

Digitized by Google

Wenn man aber glaubt, daß eine derartig untaktische Kriegführung nur möglich gewesen sei unter der Herrschaft konventioneller Anschauungen, wie sie der damaligen Zeit eigen waren, würde man sich sehr im Irrtum befinden; strategische Offensive mit taktischer Defensive zu verbinden, hat noch Bourbaki bei Villersexel versucht, und auch für den Manöverkrieg, der den Kampf zu vermeiden sucht, bietet die neueste Kriegsgeschichte ein Beispiel.

Als die Engländer in Südafrika zu ihrem Nachteil erkannt hatten, daß es schwere Opfer koste, die Buren im taktischen Kampf zu überwinden, unternahmen sie es, sie aus ihrem Lande hinauszumanövrieren unter möglichster Vermeidung wirklichen Kampfes gegen den gefährlichen Gegner. Besonders die berühmten Reiterzüge des General French tragen diesen Charakter. In weit ausgedehnten Umfassungen versucht er immer von neuem, auf die sehr empfindlichen Rückzugsstraßen der Buren zu drücken, und fast immer gelingt es ihm durch dieses Manöver, den Gegner zum Zurückgehen zu veranlassen. Das hatte ja in Südafrika einen gewissen Erfolg, und möglich ist es, daß der englische Führer in richtiger Würdigung seiner eigenen und der feindlichen Truppen so handelte. Die Buren verloren allmählich so viel Land und Hilfsmittel, daß sie den Widerstand aufgeben mußten. Hätte diesen aber auch nur ein Funken Offensivgeist innegewohnt, wären sie imstande gewesen, an irgend einer Stelle das dünne operative Netz zu durchstoßen, das ihr Gegner um sie zu spannen wußte, so wären die Engländer sehr bald aus Umgehenden Umgangene geworden und die berühmten Siegeszüge des englischen Reiterführers berühmte Niederlagen.

Der operative Angriff darf daher niemals die taktische Vernichtung des Gegners aus den Augen verlieren, vielmehr einzig und allein diese zu erreichen suchen und sich niemals mit Raumgewinn begnügen.

Der beherrschende Einfluß, den die operativen Gesichtspunkte ausüben, gibt aber nicht nur dem geplanten Angriff das Gesetz, sondern er zwingt auch den, der sich in der strategischen Defensive befindet, zum taktischen Angriff. Denn der Verteidiger steht unbedingt vor der Wahl, entweder vor der Bedrohung seiner Rückzugslinie nach rückwärts auszuweichen und damit vielleicht erhebliche lokale, jedenfalls aber moralische Werte einzubüßen oder durch entschlossenen Gegenstoß die gegnerischen Absichten zu verhindern. Daß auch er bei diesem Gegenstoß bestrebt sein muß, den Gesetzen des Angriffs gemäß zu handeln, also durch Kühnheit zu überraschen, den Angreifer in den für ihn entscheidendsten Richtungen zu bedrohen und eine relative Überlegenheit an entscheidender Stelle einzusetzen, das braucht nicht erst erwähnt zu werden. So wird die Lehre des operativen Angriffs zugleich die beste Schule für die offensive Verteidigung, und daß wir auch auf strategischen Verteidigungsfronten stets offensiv verfahren wollen, gerade unter den Verhältnissen des modernen Krieges, das ist gewiß eine der wichtigsten Lehren, die wir aus theoretischer Erwägung und Kriegserfahrung schöpfen können.

Digitized by Google

Fordert also der moderne Krieg unter allen Umständen von uns, daß wir durch unsere operativen Maßnahmen dem taktischen Angriff günstige Bedingungen schaffen, und müssen wir das unseren Truppenführern im Frieden lehren, so fordert er anderseits für den Angriff selbst die Fähigkeit zum höchsten Krafteinsatz, von der Truppe den höchsten Heldenmut und unerschütterlichen Siegerwillen.

Diese Eigenschaften zu erziehen ist unsere zweite und hauptsächlichste Friedensaufgabe, das ist die schöne und ernste Pflicht besonders auch aller jüngeren Offiziere, die in unmittelbarer Berührung mit der Truppe stehen. Ich habe trotz Philistertum und Friedensduselei, die sich in weiten Kreisen unseres Volkes breitmachen, ein unerschütterliches Vertrauen in die latenten sittlichen Kräfte der deutschen Nation und vor allem des preußischen Volkes. Zeigen doch auch wieder die Kämpfe in Afrika, welche Schätze idealer Hingebung und opferfrohen Heldenmuts in den Herzen unserer Leute und vor allem unserer Offiziere schlummern. Aber nicht jedem ist es leider beschieden, vor dem Feinde zu stehen und sein Soldatentum mit seinem Blut zu beweisen. Auch die, die daheim arbeiten nach des Dienstes ewig gleichgestellter Uhr, haben ein weites, fruchtbares Feld vor sich zur Betätigung ihrer idealen Gesinnung. Sind sie doch Lehrmeister und Erzieher des Volkes für den Krieg, und das heißt in Preußen für den Angriff.

Die Eigenschaften, die ein solcher fordert, beruhen außer in den technischen Fertigkeiten, die gelehrt werden können, in dem festen Zusammenhalt zwischen Führern und Untergebenen, der die letzteren befähigt, ihren Offizieren zu folgen, wohin immer sie vorangehen auf dem Wege der Gefahr und der Ehre. Dieser Zusammenhalt aber entsteht nur da, wo ein völliges Vertrauen zwischen Vorgesetzten und Untergebenen herrscht, und dieses Vertrauen wiederum beruht einerseits auf der moralischen, geistigen und sachlichen Überlegenheit des Vorgesetzten; es muß anderseits erworben werden durch das menschliche Eingehen auf die Bedürfnisse und das Seelenleben des Untergebenen. Nur da, wo der Vorgesetzte in diesem Sinne erfolgreich wirkt, wo er wirklich das leuchtende Vorbild und der Vertraute seiner Untergebenen wird, nur da ruht die äußere Disziplin auf fester und auch im Gefecht unerschütterlicher Grundlage. Neben dieser Hingabe an den Vorgesetzten aber bedarf der Soldat im heutigen Kampfe mehr wie je des Selbstbewußtseins, des Vertrauens auf die eigene Kraft und der geistigen Fähigkeit, in Not und Gefahr selbständig und tatkräftig zu handeln. Unser ganzes Bestreben muß daher darauf gerichtet sein, ihn zu einem denkenden, selbständigen Manne zu erziehen und echten soldatischen Stolz in ihm zu entwickeln, einen Soldatensinn, den er auch noch in sein bürgerliches Leben mit hinübernehmen muß, der ihn befähigen soll, Gut und Blut einzusetzen, wo, wann und wie immer diese Forderung an ihn herantritt. Wir alle wissen, wie schwer es unter den heutigen sozialen Verhältnissen bei der verkürzten Dienstzeit ist, in diesem Sinne auf unser Soldatenmaterial

Digitized by Google

dauernden Einfluß zu gewinnen. Es kann nur gelingen, wenn wir im Frieden wie im Kriege an uns selbst die höchsten Anforderungen stellen, und wenn wir von unseren berufenen Gehilfen, vom Unteroffizierkorps, in verständnisvoller und hingebender Weise unterstützt werden. Das Unteroffizierkorps in diesem Geiste zu erziehen, ist daher eine weitere Aufgabe von entscheidender Bedeutung, aber um so dornenreicher, als es heutzutage unendlich schwierig ist, Material für das Unteroffizierkorps zu gewinnen, das den Anforderungen gewachsen ist. Je höher die Aufgabe, desto mehr und ernster tritt an uns Alle die Forderung heran, mit voller Hingabe danach zu streben ihr gerecht zu werden in den Grenzen der Möglichkeit. Scheint auch manchem sein Arbeitsfeld begrenzt und unbedeutend, so wird doch jede Tätigkeit, auch die unscheinbarste, geadelt durch den Geist, aus dem sie erwächst, durch die Richtung auf das Allgemeine, durch die Selbstlosigkeit. die ihr innewohnt, und gerade diese Einzelarbeit hat den höchsten Wert für das Ganze.

„Soignez moi les details, ils ne sont pas sans gloire,
Ils sont le premier pas, qui mène à la victoire!“

ruft uns Friedrich der Große, unser aller Vorbild, zu.

Wenn wir in seinem Geiste, in einheitlichem Streben zusammenwirken, dann dürfen wir hoffen, dem Ziele nahe zu kommen, das uns allen vorschwebt: eine Truppe zu erziehen, die allezeit bereit ist der Mahnung gerecht zu werden, die König Friedrich in die Worte faßte: „Die Preußen sollen allemal zuerst den Feind attackieren“, im Angriff aber im Geiste des Römers zu handeln, der die Worte sprach:

„Dulce et decorum est pro patria mori.“

Digitized by Google

Die Operationen vor und nach der Schlacht von Ostrolenka 1831.

Vortrag, gehalten in der Militärischen Gesellschaft zu Berlin am 15. Februar 1905

von

Krafft,
Hauptmann, zugeteilt dem großen Generalstabe.

Mit zwei Skizzen im Text.

Nachdruck verboten.
Übersetzungsrecht vorbehalten.

Der Warschauer Aufstand vom 30. November 1830 hatte das russische Heer zu den Waffen gerufen. Es galt, dem Umsichgreifen der Verwirrung vorzubeugen, die Irregeleiteten zur Besonnenheit zurückzuführen, die Aufwiegler und Hetzer zu strafen.

Aber erst am 5. Februar 1831 stand man bereit, die russisch-polnische Grenze zu überschreiten. Mit etwa zweiundeinhalb Armeekorps und mehreren, meist auch zu Korps vereinigten Kavalleriedivisionen ging man dann ziemlich geradenwegs auf Warschau vor. In Nähe dieser Stadt fand erst das Gefecht von Wawer, dann die Schlacht am Grochow statt. Die hier erfochtenen Siege wurden aber nicht ausgenutzt. Vielmehr wurden die russischen Truppen wochenlang östlich und südöstlich von Warschau in weitläufiger Unterkunft festgehalten.

Als dann am 29. März das russische Heer sich nach Süden zu in Bewegung setzte, um die Weichsel oberhalb Warschau, bei Tyrczyn zu überschreiten, und als dabei zum Schutze der bisherigen Etappenstraße Brest-Litowsk—Warschau das Korps Rosen an dieser Straße zurückgelassen wurde, warfen sich die Polen mit Übermacht auf dieses Korps und drängten es mit großen Verlusten und in starker Auflösung bis in die Gegend von Siedlez zurück. Der russische Oberfeldherr wagte nun nicht mehr, seinen Weichselübergang auszuführen, sondern ging gleichfalls bis Siedlez zurück, wo er sich mit Rosen vereinigte.

Hier trat nun wiederum ein mehrwöchentlicher Stillstand aller Kriegstätigkeit ein, aus dem sich schließlich die hier zu betrachtenden Operationen auf Ostrolenka entwickeln.

Zu Anfang Mai stand das russische Heer westlich Siedlez am Kostrzynübergang von Sucha—Kopze. Es beherrschte damit die von Brest-

Digitized by Google

Litowsk über Siedlez auf Warschau führende, einzig vorhandene Chaussee, die allein bei jedem Wetter für Operationen brauchbar blieb.

Die hier versammelten Truppen waren stark 44138 Mann Infanterie und 14792 Reiter mit 225 Geschützen, und zwar eingeteilt in 81 Bataillone, 104 Eskadrons und 36 Kasakensotnien. — Die weitere Kriegsgliederung hier zu geben, erscheint zwecklos. Sie wurde selten aufrecht erhalten, vielmehr durch Detachementsbildung und Abzweigungen vielfach durchbrochen, wie das noch heute im russischen Heere ziemlich ständiger Brauch ist. Es mag die Bemerkung genügen, daß ungefähr die Verbände von drei Armeekorps und mehrerer Kavalleriedivisionen vorhanden waren. Die Bataillone hatten eine Durchschnittsstärke von 545 Mann. Einzelne Regimenter waren auf nur ein Bataillon formiert. Insbesondere hatten die des Korps Rosen fast völlig neu eingerichtet werden müssen.

Bei weitem die Mehrzahl der russischen Soldaten war kriegsgewohnt und abgehärtet. Sie hatten bedeutende Marschbeschwerden, ungünstige Witterungsverhältnisse und mangelhafte Verpflegung überwunden, waren aber auch mehrfach derart überanstrengt worden, daß sie nunmehr längerer Erholungsruhe bedurft hatten. Seit mehr als einem Monat wütete die Cholera wie im Lande, so auch im Heer. Innerhalb dieser Zeit waren gegen 9000 Mann erkrankt, gegen 3000 verstorben.

An der Spitze des Heeres stand der Generalfeldmarschall Diebitsch-Sabalkanski, der Balkanüberwinder. Sein Ruhm hatte nach dem kürzlich beendeten Türkenkriege ganz Europa erfüllt. Er konnte ihn in diesem Feldzuge schwerlich noch steigern, wohl aber mindern. So war er auch nicht ohne Sorge und Bedenken an seine schwere Aufgabe herangegangen, hatte dann aber das, was er mußte, sachgemäß, wenn auch nicht immer mit Glück durchgeführt.

Eine treffliche Stütze war ihm sein Stabschef, General v. Toll. Es gibt kaum eine Lage im Verlauf des Krieges, die dieser vielerfahrene Mann nicht mit durchdringender Klarheit erkannt und nicht zutreffend beurteilt hätte. Seine Vorschläge sind stets kühn und offensiv. Aber gerade deshalb kommen sie bei dem bedächtigeren Oberfeldherrn selten zur Ausführung. Freilich war dieser durch die Reibungen des Krieges, und namentlich durch Verpflegungsschwierigkeiten der übelsten Art so sehr in allen seinen Unternehmungen behindert worden, daß ihn die Verpflegungssorgen schließlich wie unter einen Bann zwangen. Das stete Rückwärtsschauen trübte seinen Blick nach vorwärts.

So ist denn auch der lange Halt in der Gegend von Siedlez fast lediglich auf Verpflegungsrücksichten zurückzuführen. Ehe man sich zu weitausschauenden Unternehmungen auf den Weg machte, mußte die Nachfuhr der Lebensmittel sichergestellt sein. Das war aber zunächst nicht der Fall. Wohl waren in den weiter zurückgelegenen Magazinen, auch in dem nahe-

Digitized by Google

liegenden von Brest noch ausreichende Vorräte vorhanden, man hatte sie aber nicht bei der Truppe, und Fuhrparkkolonnen im heutigen Sinne kannte man nicht.

Der russischen Armee gegenüber stand die polnische in der Gegend von Kaluschin. Bei ihr hatte man in jeder Operationspause, nach jedem Zusammenstoß mit den Russen sich bemüht, immer wieder gleichartige, vollzählige Verbände zu schaffen. Abgesehen von Festungsbesatzungen und Entsendungen waren vorhanden: fünf Infanterie- und fünf Kavalleriedivisionen. Sie umfaßten 59 Bataillone und 72 Eskadrons mit 124 Geschützen — rund 41000 Mann und 11000 Reiter.

Der Wert dieser Truppen war verschieden. Neben den vorzüglich ausgebildeten Regimentern des Friedensstandes fanden sich ganze Rekrutenbataillone, ja ein großer Teil der Mannschaften war ohne Feuerwaffe und trug nur die Sense. Die Kavallerie war sehr gut, das Geschützmaterial veraltet. In allen Mannschaften aber lebte große Begeisterung für die Sache, der sie dienten, und glühender Haß gegen ihre vermeintlichen Unterdrücker, die Russen.

Den Befehl führte seit längerer Zeit der General Skrzynezki. Vor Ausbruch des Krieges in der Stellung eines Obersten befindlich, besaß er nicht die genügende Geübtheit in der Führung größerer Massen und war auch kaum genügend befähigt, solche führen zu können. Dagegen war sein Generalstabschef Prondzynski zweifellos ein Offizier von hohen Fähigkeiten, der ähnlich wie auf der Gegenseite Toll das Wesentliche jeder Lage meist richtig erkannte und stets auch einen kühnen Plan bei der Hand hatte, sich mit ihr abzufinden. Er fand jedoch nur selten Verständnis für seine Vorschläge, noch seltener die Bereitwilligkeit, ihm zu folgen.

Ziemlich am Rande des Kriegsschauplatzes stand nun noch eine zweite russische Heeresgruppe, die Garde. Sie war später mobil geworden als die übrigen Truppen und erst in der zweiten Hälfte des März auf polnisches Gebiet gerückt. Zu Ende dieses Monats hatte sie die Gegend von Lomsa erreicht und blieb hier wochenlang ohne Bewegung. Ihr Auftreten war von vornherein mehr dekorativ gedacht. Durch bloßes Bereitstehen als militärische Vogelscheuche sollte sie wirken, am Kampfe selbst aber nicht teilnehmen. Später freilich stellte man sie dem Feldmarschall zur Verfügung, machte ihm aber zur Pflicht, sie nur im Notfall zum Gefecht einzusetzen. In der Garde selbst war man übrigens mit dieser Zuschauerrolle durchaus nicht zufrieden. Man brannte vielmehr darauf, an den Feind zu kommen, und als dies geschah, da hat man sich genau so vortrefflich geschlagen, wie es von einer so auserlesenen Truppe nur erwartet werden konnte.

Das Gardekorps umfaßte in zwei Infanterie- und zwei Kavalleriedivisionen 17¼ Bataillone und 37 Eskadrons mit 72 Geschützen. Dazu kommt dann noch die sogenannte Gruppe Sacken, die sich aus verschieden-

Digitized by Google

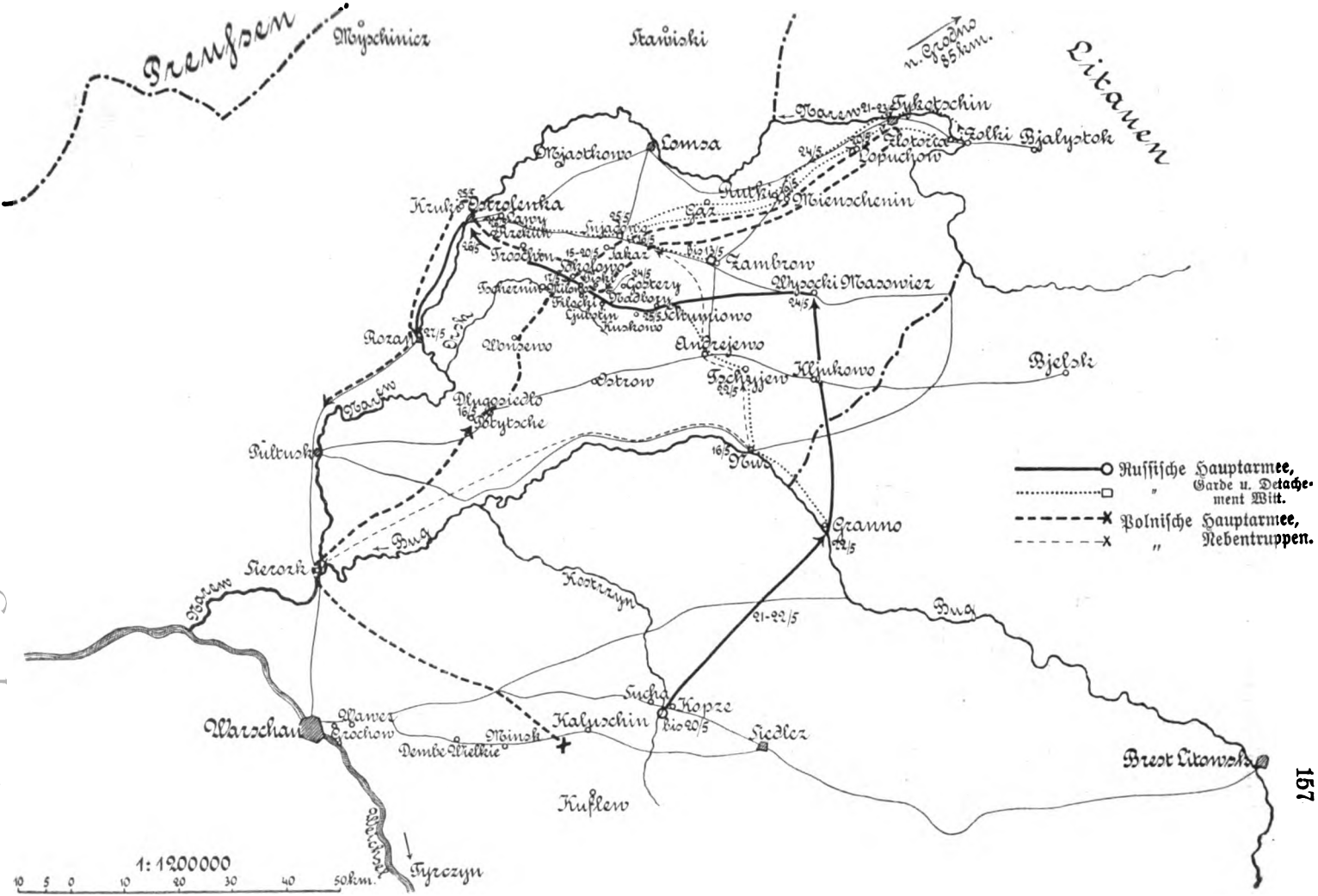
artigen Truppen zusammensetzt und etwa 4000 Mann stark ist. Es sind damit um Lomsa versammelt: 23¾ Bataillone und 99½ Eskadrons mit 84 Geschützen = 19500 Mann und 7000 Reiter. Diese Truppen standen unter Befehl des Großfürsten Michail Pawlowitsch, der größere Truppenverbände noch nicht vor dem Feinde kommandiert hatte, und dem als Beirat der erfahrene General Fürst Schtscherbatow beigegeben war.

Zwischen dem 21. und 23. April hatte Diebitsch die Erlaubnis des Kaisers erhalten, über das Gardekorps zu verfügen. Er gedachte dieses nach Siedlez heranzuziehen und dann seinen früheren Plan des Weichselübergangs oberhalb Warschau wieder aufzunehmen. Das Herankommen der Garde wollte er benutzen, um den ihm gegenüberstehenden Polen noch erst eine gründliche Niederlage beizubringen. Er befahl also der Garde, gegen den Bugübergang von Nur vorzurücken und dort am 26. April einzutreffen. Er selbst richtete seine Offensive über Kuflew gegen den rechten Flügel der Polen. Diesen umfassend, wollte er seine Gegner dann nordwärts gegen den Bug drängen, wo sie der Garde in die Hände fallen mußten.

Das ganze Unternehmen mißglückte jedoch. Man hatte die Absicht nicht genügend geheim gehalten, die Ausführung nicht gehörig beschleunigt. Die Polen entzogen sich der drohenden Umklammerung und nahmen bei Dembe-Wielkie eine vorher ausgewählte befestigte Stellung. — Diebitsch stand am 26. bei Minsk. Hier erhielt er nun ein Schreiben des Kaisers Nikolai, der die weiteren Operationen nach seinem eigenen beigefügten Plane geführt zu sehen wünschte. Das Wesentliche dieses Planes war, daß dem Feldmarschall die Sorge um seine rückwärtigen Verbindungen und um die Niederwerfung der im Hinterlande zu erwartenden Aufstandsversuche abgenommen wurde, und daß der Weichselübergang unterhalb Warschau statt oberhalb stattfinden sollte. Der Feldmarschall ging also zurück, um für die befohlenen Bewegungen, die völlig neue Anordnungen verlangten, diese zu treffen und besonders für die weitausschauende Unternehmung einen gehörigen Verpflegungsvorrat sicherzustellen. Mit diesen Vorbereitungen war er noch beschäftigt, als die Polen ihrerseits den Anstoß zur Weiterentwicklung des Krieges gaben.

Im polnischen Lager hatte Prondzynski wiederholt zur Offensive gemahnt, insbesondere zu einem Vorstoß gegen die Garden. Er hatte gezeigt, wie ein überraschendes Vorbrechen mit überlegener Macht sie völlig zertrümmern würde, welchen gewaltigen moralischen Eindruck solch ein Sieg haben müsse, und wie man dann leicht nach Litauen würde durchstoßen können, um den schon überall aufflackernden Aufstand zur vollen Glut zu schüren. Schließlich gab Skrzynezki nach. Es wurde beschlossen, eine Infanterie- und eine Kavalleriedivision unter Befehl Uminskis am Feinde zu belassen, mit allen übrigen aber über Sierozk abzumarschieren. Plan und Ausführung wurden vortrefflich geheim gehalten. Man sprengte das

Digitized by Google



Digitized by Google

Gerücht aus, als habe man die Absicht, den linken russischen Flügel umfassend anzugreifen. Dies Gerücht tat seine volle Wirkung. Diebitsch wurde um seine Rückzugslinie auf Brest besorgt und glaubte sich nicht besser helfen zu können als durch frontales Vorgehen seinerseits. Das geschah am 12. Mai. Ohne besondere Mühe trieb er die Polen zurück. Aber dieser anscheinende Erfolg seines Vorgehens war bereits der Beginn des polnischen Abmarsches, der am Abend des 12. in zwei Kolonnen auf Sierozk erfolgte. So trug der Feldmarschall durch sein Unternehmen selbst dazu bei, daß ihm der Abmarsch des Gegners verborgen blieb, und Skrzynezki hatte bereits den Narew überschritten, ehe noch die Russen am 14. in ihre alte Aufstellung zurückkehrten.

Beim Beginn der Operationen auf Ostrolenka stehen also: das russische Hauptheer in seiner alten Aufstellung am Kostrzyn, ihm gegenüber Uminski mit 11000 Mann und 24 Geschützen. Die Hauptmacht der Polen ist im Vormarsch nordöstlich Sierozk und die russische Garde hat sich, bei der ersten Nachricht vom Vorgehen der Polen, auf Zambrow zusammengezogen. Eine Avantgarde unter General Bistram, stark eine Infanterie- und eine Kavalleriebrigade mit zwei Batterien war bis Wonsewo vorgeschoben und hatte noch ein besonderes Detachement von $1^1/_2$ Bataillonen, drei Eskadrons und zwei Geschützen in Potytsche vor sich. Hinter ihr standen zur Verbindung mit dem Gros noch 2 Regimenter Infanterie und 7 Batterien bei Tschernin am Orsk. In der rechten Flanke stand das Detachement Sacken, links klärte ein Kavallerieregiment von Ostrów und Andrejewo gegen den Bug auf.

Von einem derartigen meilenweiten Auseinanderziehen der vorhandenen Kräfte waren wenig Vorteile zu erwarten. Die vordersten Abteilungen der Polen wurden freilich dadurch frühzeitig zum Halten gebracht, falls sie frontal gegen die russische Aufstellung vorgingen. Es war auch möglich, in den langgesteckten Waldungen ihr weiteres Vordringen wirksam aufzuhalten. Aber hinsichtlich jeder ernsteren Entscheidung ist in solchen Fällen der Verteidiger von vornherein vor die Frage gestellt, ob er die vorderen Abteilungen mit stärkeren Kräften unterstützen soll oder nicht. Wenn ja, so wäre es besser gewesen, die von rückwärts vorgehenden Truppen gleich vorn zu haben, wenn nicht, so wird es für die vorn befindlichen vielfach recht schwer sein, den richtigen Zeitpunkt für den Rückzug herauszufühlen. Umgehungen sind wahrscheinlich und haben meist die Vernichtung der Vortruppen zur Folge. Was der Angreifer beim Überwinden derartiger vorgeschobener Stellungen materiell verliert, gleicht sich reichlich durch erhöhte Siegeszuversicht wieder aus.

Diebitsch hatte den Großfürsten angewiesen, nach Snjadowo zu rücken, da er dort auf gleicher Operationslinie mit seinen vorgeschobenen Abteilungen stände. Vor überlegenem Angriff sollte er sich über Nur an die

Digitized by Google

Hauptarmee heranziehen. Diese Weisung entsprach dem eigenen Wunsche des Großfürsten. Er wollte seinen Vortruppen sich wieder nähern, weil er fürchtete, die Polen könnten über Ostrów—Schumiowo vorgehen und diese Vortruppen von ihm abschneiden. So rückt er seinerseits nach Snjadowo vor, während er die Avantgarde nach Jakaz zurückzieht. Darin spricht sich der Entschluß aus zur Schlacht, die freilich später, als sie möglich war, vermieden wurde.

Das Unternehmen der Polen hatte große Aussicht auf vollen Erfolg, denn die beiden russischen Heeresgruppen waren weit von einander getrennt. Zwischen ihnen lag der Bug, der nur unter Zeitverlust überschritten werden konnte. Von der bisher wenig beweglichen Garde konnte man glauben, daß sie dem Angriff wohl nur passive Verteidigung entgegensetzen würde, und man war ihr auch der Zahl nach erheblich überlegen. In dieser Überlegenheit konnte man hoffen, allen Widerstand schnell zu überwinden. War dann die Garde nach Norden zurückgetrieben, so kam jede Hilfe, die Diebitsch bringen wollte, zu spät.

Aber die hierzu nötige Schnelligkeit und Beweglichkeit waren nicht Skrzynezkis Sache. Er hatte den Angriffsplan gegen die Garde nur angenommen, nicht selbst entworfen. Die Ausführung geschah daher nur mit halbem Herzen. Schon die ersten Anordnungen nach dem Übergang bei Sierozk trugen den Keim des Mißlingens in sich. Neben der Hauptkolonne, die auf Lomsa vorging, wurden zwei Detachements gebildet. Das eine unter Dembinski, 4 Bataillone und 6 Eskadrons mit sechs Geschützen stark, sollte auf dem rechten Narew-Ufer, also durch diesen Strom von der Hauptarmee getrennt, auf Ostrolenka vorgehen, dort die Narew-Brücke in Besitz nehmen und sie zerstören, falls die Russen dorthin zurückgedrängt würden. Auf die Mitwirkung dieses Detachements in der Schlacht hatte man also verzichtet. Die andere Abzweigung unter Lubienski war volle 12000 Mann stark mit 20 Geschützen. Sie sollte am Bug entlang auf Nur vorgehen, die Verbindung zwischen Garde und Hauptarmee unterbrechen und das etwaige Herankommen der letzteren im Auge behalten. Diese Aufgabe würde in der heutigen Kriegführung Offizierpatrouillen mit einigen Aufklärungseskadrons dahinter übertragen werden. Man hat aber zu beachten, daß zu jener Zeit und noch später eine Kavallerieverwendung im heutigen Sinne völlig unbekannt war, und daß man für Aufgaben, die heute lediglich der Kavallerie zufallen, stets stärkere Detachements aller Waffen glaubte nötig zu haben. — Jedenfalls bleiben für die Hauptkolonne nach diesen Abzweigungen nur noch 30000 Mann mit 72 Geschützen übrig, und die Wahrscheinlichkeit des Erfolges war damit erheblich gemindert.

Es entsteht die Frage, ob der Großfürst, als er in Zambrow noch völlig Herr seiner Entschlüsse war, anders hätte handeln sollen. Von seiner gegen den Bug vorgeschobenen Kavallerie hatte er erfahren, daß die ganze

Digitized by Google

polnische Armee gegen ihn im Anmarsch sei und daß ein Teil gegen Nur vorrücke. Es war also nur richtig, daß er einen Rückzug in dieser Richtung jetzt nicht mehr für ausführbar hielt. Er würde bei Nur auf Widerstand gestoßen sein und hätte außerdem seine weit vorgeschobene Avantgarde schwerlich noch dorthin heranbekommen. Vom polnischen Standpunkt betrachtet, ist also das an sich fehlerhafte Abzweigen der Kolonne Lubienski doch noch als in gewissem Grade nützlich anzusehen. Für den Großfürsten aber, wenn er die Schlacht nicht wollte, war das einfachste, hinter den Narew zurückzugehen, diesen Entschluß an Diebitsch zu melden nnd die Polen hinter sich herzuziehen. Dann konnte die Hauptarmee in deren Rücken gehen, wobei sie freilich vereinzelt blieb, weil die Garden wegen des Narew nicht schnell genug wieder vor konnten.

Der Großfürst faßte diesen Entschluß auch ins Auge, wollte aber doch der Waffenentscheidung nicht ohne weiteres aus dem Wege gehen. So bedeutet sein Vorgehen nach Snjadowo wohl den Willen zur Offensive, es ist aber ein Stoß mit stumpfer Waffe. Denn in der Stellung, die man zwischen Snjadowo und Jakaz wählte, will man nur schlagen, falls der Gegner angreift, und dem polnischen Führer bleibt überlassen, dies zu tun, wenn es ihm gut scheint. Bei so mangelnder Zuversicht ist die Schlacht schon halb verloren.

Am 16. Mai erfolgte der Angriff der polnischen Avantgarde auf das nach Potytsche vorgeschobene russische Detachement. Dieses ging nach heftigstem Widerstande auf Wonsewo zurück und traf dort am 17. um 5 Uhr morgens ein. Man fand aber die hier vermutete Avantgarde nicht mehr vor, denn diese war mittlerweile, wie vorher erwähnt, auf Jakaz zurückgezogen worden.

Die Polen erreichten am Abend des 16. Dlugosiedlo, das Detachement Dembinski kam bis Rozan und Lubienski bis Brok. Am 17. geschah der weitere Vormarsch, jedoch mit erheblich geminderter Energie. Den heftigen Widerstand am Tage vorher hatte man ganz und gar nicht erwartet. Nachmittags kam es noch am Orz-Ufer bei Sokolowo zu kurzem Kampf. Dann ging die russische Avantgarde über Jakaz zurück und damit stand dann die Garde zwischen diesem Ort und Snjadowo versammelt, um den Angriff der Polen anzunehmen; etwa 23000 Russen gegen 30000 Polen. Also auch jetzt noch hatten die Polen trotz ihrer starken Entsendungen die Überlegenheit der Zahl.

Aber der polnische Führer wollte nicht angreifen. Seine Energie war zu Ende, er hatte Angst vor der Entscheidung. Seinem vorwärts drängenden Stabschef begegnete er mit stets neuen Ausflüchten. Weil Nachrichten an Lubienski fehlen, fürchtet er, Diebitsch könne ihm in den Rücken kommen. Auch vor Sacken, welchem Dembinski bereits auf 7 km nahe gerückt war, hatte er Angst, und ohne die Brücke von Ostrolenka für seinen Rückzug zu besitzen, wollte er keinen Schritt vorwärts tun. General

Digitized by Google

und Stabschef schieden schließlich nach heftigem Wortstreit erzürnt voneinander.

Wie sehr es den gedeihlichen Fortgang aller Unternehmungen fördert, wenn im Stabe des Oberkommandos Eintracht herrscht, wenn Kommandeur und Stabschef zueinander passen, ist genugsam bekannt. Keinesfalls darf Dienst und Führung an den Folgen gelegentlicher persönlicher Verstimmungen leiden. Im russisch-polnischen Krieg sehen wir nun aber in beiden Lagern die Eintracht in den Stäben mehrfach gefährdet. Hier wie dort tritt außerdem die Persönlichkeit des Stabschefs ungewöhnlich stark in den Vordergrund. Es ist dabei freilich nicht zu leugnen, daß sowohl Toll als Prondzynski die Führer, denen sie zugeteilt waren, an militärischer Einsicht überragten. Auf polnischer Seite traf das jedenfalls zu, da dort die obersten Führer meist mehr dem Glück als eigenem Können ihre Stellung verdankten. So mußte sich Prondzynski denn wiederholt mit seinem General geradezu herumärgern, bis er krank wurde, oder es kam wie hier dazu, daß er einfach streikte. —

Skrzynezki traf nun für den 18. selbst seine Anordnungen. Ostrolenka wollte er vor allen Dingen in Besitz haben. Erst ein Regiment, dann die ganze Division Gielgud wurde bestimmt, es zu nehmen und Sacken zu fangen. Skrzynezki selbst setzt sich an die Spitze des Unternehmens und zeigt damit deutlich seine Unruhe und Unsicherheit. Es sollte scheinen, als ob er etwas täte, während er in Wirklichkeit eben nichts tat. Statt vorne zu kämpfen, griff er nach rückwärts an. Noch dazu führte er die Unternehmung gegen Ostrolenka derart langsam und ungeschickt aus, daß er die ihm unter den Augen vorbeiziehenden Sackenschen Trains entkommen ließ, und daß er sich gegen den vermeintlich noch von den Russen besetzten Ort zum Gefecht entwickelte, als Sacken ihn schon seit Stunden verlassen hatte. Mit Dembinski, der sich den Vormittag hindurch mit Sacken herumkanoniert hatte, konnte er sich freilich vereinigen. Er schickte Gielgud zur Verfolgung Sackens auf Lomsa vor, und damit war der 18. ohne Schlag und Tat zu Ende.

In der Nacht darauf traf nun im polnischen Hauptquartier die Meldung ein, daß Lubienski Nur besetzt habe, und daß Diebitsch noch bei Siedlez stehe. Sacken war abgedrängt, und Gielgud stand in der Flanke, ja im Rücken der Russen. Das polnische Heer befand sich also in einer äußerst günstigen Lage. Prondzynski entwarf nun sofort einen Angriffsbefehl für den nächsten Tag. Skrzynezki ließ diesen aber unbesehen liegen und befahl persönlich einen Ruhetag. Nur Gielgud sollte Lomsa angreifen und sich damit in die dringende Gefahr begeben, vereinzelt geschlagen zu werden. Zum Glück war der für ihn von Skrzynezki gegebene Befehl so wenig verständlich, daß er nicht ausgeführt wurde.

Der Großfürst Michail hatte das Bedenkliche seiner nunmehrigen Lage richtig erkannt. Er sah sich umgangen, und wußte nicht, ob und wann er

Digitized by Google

auf Eingreifen von Diebitsch würde rechnen können. Außerdem hielt er Skrzynezki für einen Feldherrn, der er doch nicht war. Er entschloß sich deshalb zum Rückzug, jedoch nicht mehr auf Lomsa, sondern auf Bjalystok. Diesen wichtigen Depotplatz wollte er decken und glaubte hier eine Vereinigung mit Diebitsch irgendwie möglich machen zu können. Er hoffte auch, die Polen vielleicht hinter sich herzuziehen, damit ihnen Diebitsch in den Rücken fallen könne.

Dieser Entschluß stimmte genau mit den Weisungen überein, die er später von Diebitsch erhielt. Insbesondere verlangte letzterer noch, daß der Großfürst bei etwaigem Wiederrückmarsch der verfolgenden Polen auch sofort wieder Kehrt machen und ihnen mit großer Energie auf den Leib rücken solle.

Inzwischen war der Großfürst am 19. früh aufgebrochen und hatte mit dem Gros nach anstrengendem Marsch von 33 km am Abend Mienschenin, mit der Arrieregarde Gaz erreicht. Der Gedanke, sich offensiv aus seiner Lage zu befreien, war ihm nicht gekommen. Er zählte seine Feinde, anstatt sie abzuschätzen, und kam nicht hinaus über den Grundsatz, nichts verlieren zu wollen und deshalb nichts zu wagen. Allerdings muß zugestanden werden, daß ein Erfolg der Polen über die Garde unter allen Umständen vermieden werden mußte, da sonst ein allgemeiner Aufstand in Litauen sofort sich entzündet hätte. Auch stand der Großfürst unter dem Zwang des kaiserlichen Befehls, die Garde zu schonen.

Der polnische Vorpostenkommandeur, der den Abmarsch der Russen rechtzeitig erkannt hat, will sogleich folgen, aber Skrzynezki hält ihn zurück, und erst für den folgenden Tag, den 20. wird der Vormarsch befohlen. Skrzynezki treibt nun zur Eile und bellt hinterher, nachdem er vorher nicht gebissen. Was durch seine Schuld versäumt war, will er durch Überanstrengung der Mannschaft wieder gut machen. Aber einmal wirklich verlorene Zeit läßt sich selten ohne Schädigung anderer Art wieder einbringen. Hier liegt ein weiteres Merkmal seiner Minderwertigkeit als Feldherr, nämlich das, stets da tätig sein zu wollen, wo dies nicht seines Amtes ist.

Das Gros der Garde erreichte an diesem Tage Lopuchow. Dort traf nachts auch die Arrieregarde ein, nachdem sie bei Rutki zur Rettung steckengebliebener Bagage noch ein heftiges Gefecht zu bestehen gehabt hatte. Am 21. kann dann das Gros ungehindert über Zlotoria und Zolki das rechte Narew-Ufer gewinnen und dort Stellung nehmen. Die noch bei Lopuchow stehen gebliebene Arrieregarde muß aber, um der Umgehung durch die Polen auszuweichen, auf Tykotschin abziehen. Sie erreicht diesen Übergangspunkt und wehrt den Angriff des nachfolgenden Feindes mit Erfolg ab.

Während dieser Bewegungen hatte sich die Division Gielgud am 19. Lomsa genähert, auf falsche Nachrichten wieder Kehrt gemacht, dann aber die befestigte Stadt in Besitz genommen. Sacken, der in Lomsa verblieben

Digitized by Google

war, hatte Zeit gehabt, die dort lagernden Vorräte in Sicherheit zu bringen und die Narew-Brücke zu zerstören. Er war dann auf Stawiski nach Norden ausgewichen und hatte sich damit vom Gros der Garde reichlich weit entfernt.

Am Narew war also die polnische Verfolgung zum Stillstand gekommen und damit zugleich die ganze Unternehmung gescheitert. Die Schuld daran trägt Skrzynezki selbst mit seinem Mangel an Einsicht, seinem Eigensinn und seiner trotzdem vorhandenen Charakterschwäche. Er nimmt den Operationsplan seines Generalstabschefs an, obwohl er ihn im Grunde seines Herzens nicht billigt, vielleicht weil er glaubt, leichten Kaufs einen glänzenden Erfolg erringen zu können. Aus übergroßer Vorsicht schwächt er seine Streitkräfte und verringert damit die Wahrscheinlichkeit des Erfolges. Als er dann gar auf hartnäckigen Widerstand der russischen Vortruppen stößt, ist es mit seiner Energie zu Ende. Er will nur dann schlagen, wenn zuvor alle Möglichkeiten etwaigen Mißerfolges beseitigt sind, d. h. in einer Lage, die im Kriege so gut wie niemals vorkommt. Unter solchen Umständen konnte er angesichts der hinter dem Narew in guter Stellung stehenden Russen kaum einen anderen Entschluß fassen als den, geradenwegs zurückzugehen, umsomehr, als er gerade um diese Zeit von Lubienski die Nachricht erhielt, daß die russische Hauptarmee den Bug überschritten hätte. Am 22. bricht er auf und am 24. steht er südlich Ostrolenka bei Nadbory und Tschernin versammelt. Gielgud verblieb in Lomsa, ein zur Verfolgung Sackens abgezweigtes Detachement diesem gegenüber südlich Stawiski.

Während dieser Ereignisse war nun auch die Hauptarmee der Russen auf dem Operationsfelde erschienen. Volle acht Tage hatte es gedauert, ehe der Feldmarschall aus den eingegangenen vielerlei Nachrichten die Ueberzeugung gewann, daß er getäuscht worden sei und daß tatsächlich die ganze polnische Armee dem Großfürsten gegenüber stehe. Aber sein nunmehriges Vorgehen erfolgt nicht in schnellem Zuge, wie man hätte erwarten sollen, sondern vorsichtig Schritt um Schritt. Er war an sich dazu geneigt, stets sicher zu gehen und wenig zu wagen. So hatte er auch lange in dem Vorgehen der Polen auf Ostrolenka und Nur keine andere Absicht zu erkennen geglaubt als die, Rekruten und Proviant an sich zu ziehen. Zudem fühlte er sich gewissermaßen dafür verantwortlich, daß der Garde nichts böses geschähe. Die von ihr einlaufenden Meldungen bestimmen seine Bewegungen. Er nähert sich ihr und hält es für das Sicherste, sich vorerst mit ihr zu vereinigen, um dann vielleicht den Feind anzugreifen. Dabei aber war doch die Kriegslage derart, daß er auf dem kürzesten Wege vorrücken mußte, um den Feind anzugreifen, wo und wie er ihn fände. Mit den 38 000 Mann Fußtruppen und 11 000 Reitern, die er mit sich über den Bug führen wollte, war er für sich allein schon stärker als die Polen in ihrer selbstgeschaffenen Zersplitterung. Aber er hatte ihnen gegenüber aus früheren Kämpfen das

Digitized by Google

Gefühl taktischer Unterlegenheit. Auch das trug dazu bei, ihn zum Zögern und Warten zu bestimmen.

Als er am 20. früh des Großfürsten vom 18. datierte Meldung erhält, daß dieser am 19. auf Tykotschin zurückzugehen beabsichtige, setzt er sich in Marsch, um den Bug nicht bei Nur, wo er mit Recht Widerstand und Aufenthalt erwartete, sondern bei Granno zu überschreiten; das geschah vom 21. ab. In der Nacht vorher geht vom Großfürsten die Meldung ein, daß er nunmehr vor überlegenen Kräften den Rückzug auf Tykotschin angetreten habe und bald darauf besagt eine zweite Meldung, daß er über den Narew gegangen sei und über Bjelsk die Vereinigung mit Diebitsch aufsuchen werde. Diebitsch antwortet, er habe den Vormarsch begonnen; könne der Großfürst nicht mehr auf Bjelsk heran, so möge er auf Granno ausweichen, den Polen aber stets an der Klinge bleiben, falls sie umkehrten. Wurde dieser Weisung entsprochen, und das durfte doch erwartet werden, so war nunmehr die Voraussetzung geschaffen, die Polen irgendwo entscheidend zu schlagen. Wo dies sein würde, das hing von ihren Bewegungen in den nächsten Tagen ab. Diese Bewegungen konnten aber sehr wesentlich beeinflußt werden durch die des russischen Hauptheeres. Für dieses lag jetzt jeder Weg offen. Denn am 22. war der noch bei Nur stehende General Lubienski durch ein russisches Detachement unter General Witt angegriffen und zum eiligen Abmarsch über Tschyjew auf Zambrow gezwungen worden, von wo aus am 23. der Anschluß an die Arrieregarde des zurückgehenden polnischen Hauptheeres erreicht wurde.

Daß somit Skrzynezki nicht mehr auf Sierozk zurück konnte und daß er deshalb auf Ostrolenka zurückgehen mußte, hatte Diebitsch erkannt. Statt ihm aber diesen Rückzugsweg abzuschneiden, bog der Feldmarschall nördlich auf Wysocki-Masowiez aus, dadurch freilich der Garde sich nähernd. Aber auch hierhin marschierte er nicht sogleich ab, sondern blieb noch bis zum Mittag des 23. untätig. Erst die dann eintreffende Meldung des Großfürsten, daß die Polen zurückgingen und daß er ihnen am 24. folgen werde, setzte ihn in Bewegung. Er zog seine Truppen auf Kljukowo zusammen. Sie gleich weiter vorzutreiben, erschien ihm nicht angängig, da noch ein großer Teil seines Heeres weit zurück war, und weil er den Verpflegungsnachschub vorher zu regeln wünschte. Am 24. wird dann Wysocki-Masowiez erreicht und auch hier bleibt man halten, um erst die Verhältnisse am Feinde aufklären zu lassen. Man war hier in gleicher Höhe mit der Avantgarde des Großfürsten, die an diesem Tage Mienschenin erreichte.

Von Mitkämpfern in der russischen Garde ist dem Großfürsten ein Vorwurf daraus gemacht worden, daß er, obwohl das Zurückgehen der Polen vom Narew am Abend des 22. erkannt wurde, doch erst am 23. eine Kavalleriebrigade ihnen nachsandte und dann noch später mit dem Gros folgte. Er hätte sogleich sich seinem Gegner anhängen müssen. — Es ist richtig, daß durch das späte Aufbrechen des Großfürsten sehr wichtige Vorteile

Digitized by Google

aus der Hand gegeben und schließlich sogar die Entscheidung in der Schlacht von Ostrolenka in Frage gestellt wurde. Aber es muß dem gegenüber auch betont werden, wie schwer es ist, einen richtig ins Werk gesetzten Abmarsch des Gegners von einem Scheinunternehmen zu unterscheiden, und dann läßt sich auch ein ganzes Armeekorps nicht mit dem bloßen Kommando: „Bataillon marsch!" in Bewegung setzen, wenn es einen Fluß mit halbzerstörten Brücken vor der Front hat. Ob es möglich war, früher zu folgen, läßt sich schwer entscheiden; daß es wünschenswert war, ist gewiß.

So sind nun also am Abend des 24. die drei Heeresgruppen folgendermaßen verteilt: Die Polen stehen bei Nadbory, Tschernin und Troschin, die Division Gielgud bei Lomsa. Die russische Hauptarmee bei Wysocki-Masowiez vereinigt; die Garde mit der Avantgarde bei Mienschenin, mit den verschiedenen Marschstaffeln bis Lopuchow zurückreichend. Die Garde-Kavalleriebrigade des Grafen Nostiz mit zwei Geschützen bis Gaz vorgeschoben.

Der 25. bringt folgende Bewegungen: Diebitsch mit der Hauptarmee rückt in Gewaltmärschen vor, die Garde ebenfalls zur Eile mahnend. Es war über ihn jetzt, da er keine Sorge um die Garde mehr hatte, wie eine Erleuchtung gekommen. Soviel Energie zeigt er in Entschluß und Ausführung. Um 2 Uhr früh tritt das Heer in zwei Kolonnen an, die bei Schumiowo wieder zusammentreffen und vier Stunden rasten. Dann wird um 6 Uhr nachmittags der Marsch bis Mitternacht fortgesetzt. Die rechte Kolonne unter Graf Pahlen (drei Infanteriedivisionen stark) erreicht Piski, mit der Avantgarde sogar Milowo und Filocki. Die linke Kolonne unter Schachofskoi ($2^1/_2$ Divisionen stark) bleibt bei Ljubotin. Das Detachement Witt, das sich nach dem Gefecht von Nur wieder herangezogen hat, sowie die Artillerieresserven bleiben in Schumiowo. Die rechte Kolonne hat 53 km, die linke 43 km, die übrigen Truppen haben gegen 32 km zurückgelegt. — Von der Garde ist die Avantgarde über Snjadowo bis Piski gelangt. Die vordere Division des Gros erreicht Snjadowo, die hintere Gaz.

Mit den Polen war man bei Gostery, östlich Piski, in Gefechtsberührung getreten. Sie hatten den versuchten Widerstand bald aufgegeben und waren über Tschernin und sodann auf Ostrolenka zurückgegangen.

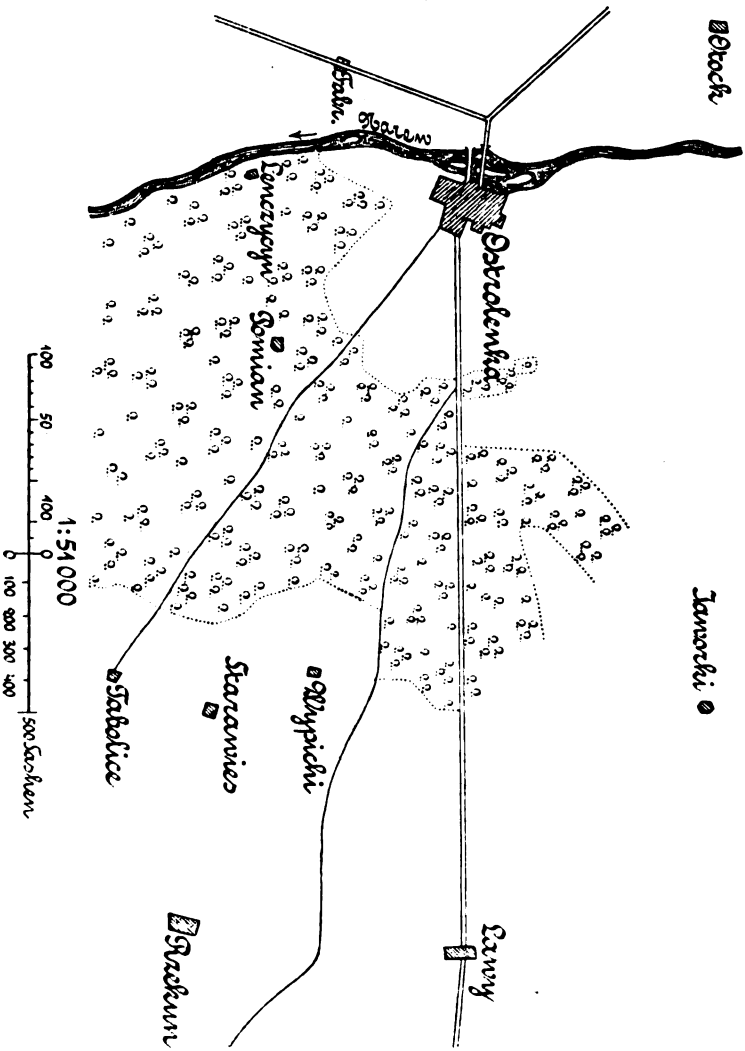
Um sie hier noch zu erreichen, entschied sich Diebitsch wiederum zum eiligen Weitermarsch. Um 3 und 4 Uhr nachts sollen die bei Piski stehenden vordersten Truppen aufbrechen. Schachofskoi, auf dem linken Flügel, soll sogar schon um 2 Uhr antreten. Das Detachement Witt soll Ljubotin, die Reserveartillerie Kuskowo erreichen.

Diese Bewegungen führten zur Schlacht von Ostrolenka.

Der Ort, nach dem sie benannt ist, liegt an der Stelle, wo die Chaussee Kowno—Warschau den Narew überschreitet, und wo außerdem, von Nordost, von Osten und von Südost kommend, ein ganzes Straßenbündel nach dem einzigen Übergang zusammenläuft. Der Fluß ist in dieser Gegend durch-

Digitized by Google

schnittlich 50 m breit, erweitert sich aber bei der Stadt selbst inselbildend bis auf 200 m. Ostrolenka, damals fast ganz aus Holz gebaut, liegt auf dem linken Flußufer, dicht an der 240 m langen Chausseebrücke. Wesentliche Geländeerhebungen sind rings umher nicht vorhanden. Von Osten und Südosten tritt Wald bis auf 1 bis 1½ km an den Ort heran. Als zweiter



Übergang über den Narew war 100 m unterhalb der festen eine schwimmende Brücke schon früher hergestellt worden. Skrzynezki hatte am 25. erst gegen Abend, als seine Arrieregarde bereits vor den Russen hatte zurückgehen müssen, an seinen weiteren Rückzug gedacht. Er ordnete nun den Übergang über den Narew an, vergaß aber, die noch immer in Lomsa stehende Division Gielgud

Digitized by Google

zu benachrichtigen und ließ Lubienski mit 1½ Infanterie- und einer Kavalleriedivision als Arrieregarde bei Rzekun, 5 km östlich Ostrolenka, zurück.

Irgend ein ernster Zusammenstoß wurde auf polnischer Seite für den 26. durchaus nicht erwartet. Man setzte bei den Russen die bisher gewohnte Langsamkeit voraus. Sonst hätte man wohl nicht die Arrieregarde vereinzelt in der Stellung Rzekun—Lawy zurückgelassen, wo sie doch einem ernsten Vorgehen der Russen schwerlich lange Widerstand leisten konnte. Gleichwohl aber hatte ihr Skrzynezki nachhaltigen Widerstand befohlen und ihr Unterstützung vom Gros zugesagt. Am Morgen des 26. um 9 Uhr wurde Lubienski angegriffen. Im Verlaufe des Gefechts in beiden Flanken umgangen, zog er sich in guter Ordnung auf Ostrolenka zurück. Ihm folgten die Russen und erschienen schon gegen 10 Uhr vormittags vor der inzwischen besetzten Ortschaft. Gegen 75 km hatten sie damit in 32stündigem, fast ununterbrochenem Marsche zurückgelegt.

Es begann nun der Kampf um Ostrolenka selbst. Lubienski hatte seine Reiterei und einen Teil seiner Artillerie über den Narew gesandt. Mit seinen übrigen Truppen besetzte er eine sich rings um die Stadt ziehende Kette von Sandhügeln. Von dort wurde er aber, hauptsächlich durch die einheitlich verwendete russische Artillerie bald vertrieben. Er mußte in die Stadt zurück und die Russen folgten ihm auf dem Fuße. Es geschah nun, was zu erwarten war. Die Polen fanden in dem Orte keine Zeit mehr zu planmäßigem Widerstande. Sie wurden allmählich von den Brücken abgedrängt und gelangten nur zum kleineren Teil unter starken Verlusten hinüber, der Rest wurde in Ostrolenka niedergemacht oder gefangen.

Diebitsch stand nun vor der Aufgabe, angesichts der versammelten polnischen Armee den Flußübergang zu erzwingen. Er faßte diesen Entschluß, ohne sich das Gefährliche seiner Lage zu verhehlen. War doch die Kolonne Schachofskoi gegen Mittag noch 10 km, die Reserveartillerie sowie die gesamte Garde gegen 25 km vom Schlachtfelde entfernt. Zur Erleichterung des Überganges über die Brücken wurde die gesamte verfügbare Artillerie in zwei Gruppen von 28 und 34 Geschützen oberhalb und unterhalb am Narew-Ufer zweckmäßig entwickelt.

Den über die Flußbrücken zurückweichenden Polen waren russische Grenadiere sofort gefolgt, hatten sich drüben aber nicht halten können. So waren die Brücken eine Zeitlang frei, und die Polen machten Miene, sie unter den Augen der Russen zu zerstören. Da geht nun erneut ein russisches Grenadierregiment über und setzt sich auch gleich dauernd auf dem rechten Flußufer fest. Über die Schiffbrücke folgt Verstärkung. — Erst jetzt kommt Skrzynezki aus seinem Quartier Kruki auf das Schlachtfeld. Bis dahin hatte Prondzynski in seinem Namen kommandiert und die Truppen in einer recht günstigen Stellung zweckmäßig verteilt. Skrzynezki sucht nun in seiner Unruhe und Aufgeregtheit überall persönlich einzugreifen und anzutreiben,

Digitized by Google

auch hierbei wieder zeigend, wie wenig er die Eigenschaften eines wirklichen Feldherrn besaß. Durch sein Vorwärtstreiben einzelner Truppenteile stört er nur das durch die Lage gebotene Verfahren, einen beträchtlichen Teil des russischen Heeres über den Narew zu lassen und ihn dann mit vereinigten Kräften anzugreifen.

Für die Russen kam es umgekehrt bei der Fortentwickelung der Schlacht darauf an, sich zunächst auf dem rechten Narew-Ufer dauernd festzusetzen, in der Verteidigung zu verharren und erst dann, wenn genügend Truppen herüber waren, anzugreifen. Sie wurden aber ohnehin bis auf weiteres in die Defensive gedrängt. Eine Reihe kühner und kraftvoller Angriffe werden von den Polen unternommen, aber stets mit den unzureichenden Kräften eines Regiments oder höchstens einer Brigade; dazwischen dann wieder Kavallerieattacken. Aber alles scheitert an der unüberwindlichen Bajonnettfertigkeit der russischen Grenadiere, die jeden Stoß der Polen durch Gegenstoß abwehren. Auch die Artillerie, die allmählich volle Überlegenheit über die polnische erreicht, beteiligt sich kräftig an der Abwehr.

Unterstützung durch frische Kräfte wurde den auf dem rechten Flußufer kämpfenden russischen Truppen lange Zeit nicht zu teil. Der Verkehr über die Brücke war schwierig, und Diebitsch wollte seine letzten Infanteriereserven nicht eher aus der Hand geben, ehe nicht weitere Truppen auf dem Schlachtfelde erschienen waren. Als dieser Fall um 4 Uhr nachmittags eintrat, verstärkte er die Gefechtslinie auf dem rechten Ufer bis auf 17 Bataillone.

Die Russen gehen nun nach einer längeren Kampfpause selber zum Angriff vor, gerade als auch Skrzynezki einen allgemeinen Angriff seiner Truppen vorbereitet. Daraus entsteht nun wiederum ein mehrfacher Wechsel zwischen Stoß und Gegenstoß, bis schließlich ein allgemeines Vorgehen der Russen die Polen endgiltig zurücktreibt. Das ist der Wendepunkt der Schlacht. Die Polen haben sie verloren. Aber den Russen erschien nun ihre Lage noch keineswegs klar. Sie wußten, daß die Division Gielgud bisher noch nicht am Kampfe teilgenommen hatte und man deutete den hartnäckigen Widerstand der Polen so, als wenn diese Zeit gewinnen wollten, um dann jene noch frische Division zur letzten Entscheidung einzusetzen. So glaubte Diebitsch sich zunächst noch wieder eine Reserve bereitstellen zu müssen und zog zu diesem Zweck weitere acht Bataillone auf das rechte Ufer. In Wirklichkeit war Gielgud weit ab vom Schlachtfelde.

Am späten Nachmittag erfolgt noch ein letzter, mutig geführter Angriff der Polen, der sogar einige russische Bataillone in die Flucht wirft. Zweck dieses Angriffes war, den Kampf bis zum Abend hinzuziehen, und dieser Zweck wurde erreicht. Es gelang alsdann den Polen, sich in den rückwärts gelegenen Büschen einigermaßen zu sammeln, ohne verfolgt zu werden. Als wider Erwarten auch nachts keine Verfolgung sich fühlbar macht, wird ein regelrechter Rückzug in der Richtung auf Warschau angetreten. Man erstrebt,

Digitized by Google

zunächst Rozan zu erreichen. Gielgud wird anheimgestellt, sich nach Litauen zu wenden.

Auf russischer Seite begnügt man sich, die Stellung auf dem rechten Narew-Ufer zu verstärken und diejenigen vorn befindlichen Bataillone, die am meisten gelitten haben, durch frische zu ersetzen.

Der Feldmarschall verdankte die Gelegenheit zur Schlacht seinem energischen Vorwärtsmarsche am 25., daß die Schlacht zum Siege für ihn wurde, der Tapferkeit seiner Truppen. Die Russen bedurften dieser Schlacht, denn ohne sie wären ihre ganzen Operationen nur ein nutzloses Hinundhermarschieren gewesen. Es zeigt sich auch hier, daß der Endzweck jeder gesunden strategischen Bewegung die Schlacht sein muß. Daher war die polnische Unternehmung gegen die Garde schon in dem Augenblicke mißglückt, als Skrzynezki es nicht wagte, ihr am 18. durch eine Schlacht den natürlichen Abschluß zu geben. Die Verfolgung auf Tykotschin war nicht viel mehr als ein Verlegenheitsmanöver, eine Ortsveränderung; denn strategisch besser wurde die Lage des polnischen Heeres durch sie nicht. Bei Ostrolenka nun lag für die Polen kein Grund mehr vor, die Schlacht zu wünschen. Sie mußten viel mehr als die Russen bei allen ihren Unternehmungen sichergehen. Der Zweck ihrer Kriegführung war mehr, die Entscheidung hinauszurücken, als sie herbeizuführen. Unter diesem Gesichtspunkte wird das Belassen nicht unbeträchtlicher Streitkräfte auf dem linken Narew-Ufer unverständlich und zählt zu jenen Maßregeln, die getroffen werden, wenn man einen etwas peinlichen Entschluß hat fassen müssen, aber gern so scheinen möchte, als habe man einen andern im Sinne gehabt. Das Folgerichtigste war entschieden, beim ersten Auftreten der Russen die Brücke hinter sich abzubrechen und abzumarschieren.

Überschauen wir noch einmal die russischen Operationen, die zur Schlacht von Ostrolenka führen, so ist zu sagen, daß das, was in der gegebenen Lage zu tun war, dem Feldmarschall Diebitsch sowohl wie dem Großfürsten klar war, daß aber die Durchführung des als nötig Erkannten nicht nach heute gültigen Grundsätzen der Kriegführung geschah, und daß das Gelingen schließlich nur durch eine Gewaltmaßregel, einen Riesenmarsch von mehr als 50 km, herbeigeführt wurde. Diebitsch hatte ganz richtig dem Großfürsten aufgegeben, den Polen stets an der Klinge zu bleiben. Wurde diesem Befehl entsprochen, so konnte er darauf rechnen, daß überall, wo er auf die Polen träfe, auch die Garde am Kampf teilnehmen würde. Es bedurfte somit keiner Vereinigung vor der Schlacht, um die sichere Überlegenheit der Zahl zu haben, und Diebitsch konnte sein Vorgehen so einrichten, daß er den Polen die direkte Verbindung mit Warschau abschnitt, sie zum Kampf gegen zwei Fronten zwang oder sie zum Rückzug in einer von ihnen nicht gewollten Richtung nötigte. Seine Aufgabe war also klar: sie verlangte schnelles Vorwärtsgehen

Digitized by Google

und große Beweglichkeit. Wie wenig dieser Forderung zunächst entsprochen wurde, ist vorher gesagt worden.

Der Großfürst entsprach nun aber auch nicht den Erwartungen des Feldmarschalls. Er marschierte von Tykotschin mit seinem Gros einen Tag zu spät ab und brachte diese Versäumnis nicht durch einen späteren Gewaltmarsch ein, wie dies Diebitsch selber getan hatte. Er stand am Abend des 24. bei Mienschenin nur ebenso weit vom Feinde ab, wie jener. Am Morgen des 26. trennen ihn aber noch volle 36 km vom Schlachtfelde, und seine vorderste Infanterie traf erst nach 10 Uhr abends dort ein, als längst die Wachtfeuer der siegreichen Grenadiere brannten. Die Garde hat also, abgesehen von der unter Nostiz vorgeschobenen Kavallerie, nicht an der Schlacht von Ostrolenka teilgenommen. Diese ist von Diebitsch allein geschlagen und gewonnen worden.

Nachträgliche Kritik, die ja freilich die Schwierigkeiten der Wirklichkeit niemals völlig wird würdigen können, darf behaupten, daß Diebitsch bei seinen hier betrachteten Operationen einen der wichtigsten und einfachsten Grundsätze moderner Kriegslehre außer acht gelassen hat. Er hat nicht alle Truppen zur Schlacht herangebracht, die er heranbringen konnte und mußte. Daß die Garde fehlte, ist vorher gesagt worden. Es bleibt aber außer den bei Siedlez zurückgelassenen Truppen noch bei Brest-Litowsk das ganze Korps Rosen verfügbar, welches gar nicht in Bewegung gesetzt wurde. Selbst wenn es zum Schutz von Brest nötig gewesen wäre, was indessen nicht zutrifft, so mußte Diebitsch sich doch sagen, daß er, wenn er den Krieg durch eine siegreiche Schlacht beendete, dann keine Magazine mehr brauchte. Er unterließ es, sich den zuverlässigsten aller Faktoren des Sieges, die Überlegenheit an der Zahl, zu sichern.

Die Schlacht selbst erzwang der Feldmarschall durch seinen Gewaltmarsch. Niemand wird ihn tadeln wollen, daß er jetzt, da er das Ziel seiner Anstrengungen noch gerade fassen konnte, ohne Bedenken zugriff, dabei alle Nachteile mit in den Kauf nehmend, die der schnelle Vormarsch mit sich brachte, nämlich sehr allmähliches, zum Teil verspätetes Eintreffen der für die Schlacht notwendigen Truppen und starke Ermüdung der in den Kampf tretenden Infanterie. Aus letzterem Umstande erklärt sich vielleicht die wenig aktive Gefechtsführung der Russen während des Nachmittags. Auch das Unterlassen jeder taktischen Verfolgung entschuldigt Diebitsch mit dieser Ursache. Außerdem habe er zu wenig Kenntnis von der bei den Polen herrschenden Auflösung gehabt.

Es entspricht ja allerdings der menschlichen Natur, daß man mit dem Siege an sich zufrieden ist, und es ist die höchste Spannkraft des Willens nötig, um diese Notwendigkeit zu überwinden. Es würde aber falsch sein, wollten wir deshalb darauf verzichten, an diese uns wohlbekannten Schwierigkeiten heranzugehen. Diejenigen Bataillone freilich, die stundenlang im Feuerkampf gelegen haben, die werden künftig noch mehr als bisher geistig und körperlich verbraucht sein. Aber Diebitsch hatte am Abend der Schlacht noch

Digitized by Google

mehr als 10 ungebrauchte Bataillone, eine ganze Kavalleriedivision und zahlreiche Artillerie zum Verfolgen verfügbar. Daß er sie nicht eingesetzt hat, dafür bleibt er allein verantwortlich.

Es unterblieb nun aber auch die rechtzeitige strategische Verfolgung und dadurch wurde der Schlacht von Ostrolenka ein großer Teil der Bedeutung genommen, die sie sonst hätte haben können. Denn den jetzt unbelästigt bleibenden Rückmarsch auf Warschau hätten die Polen wohl auch ohne die Schlacht angetreten. Es bleibt als Ergebnis nur noch bestehen die materielle Einbuße von 9000 Mann und die allerdings nicht geringe moralische Nachwirkung.

Um 2 Uhr nachts erhielt Graf Toll die Meldung, daß die Polen den Rückmarsch angetreten hätten. Er versucht sofort, die Verfolgung einzuleiten, aber Diebitsch geht nicht darauf ein. Er hält es für notwendig, erst die Verpflegung zu regeln. Nur einige Kasakenregimenter werden am folgenden Vormittag nachgesandt, die in den nächsten Tagen die Polen wohl noch erreichen, sie aber nicht mehr schädigen können. Mittags folgt dann General Witt mit etwa 7000 Mann auf der Chaussee nach Rozan. Sein Vorgehen ist aber derart langsam, daß er in fünf Tagen nur 60 km hinter sich bringt. — Die Polen erreichten am 28. mit ihrer Arrieregarde Pultusk, überschritten am 29. den Bug bei Sierozk und waren damit in Sicherheit.

Mehr Sorge als um die geschlagenen Polen scheint der Feldmarschall um die nicht geschlagene Division Gielgud noch immer gehabt zu haben. Es wurde deshalb am 27. der General Olsuwinew mit einer Kavalleriebrigade zur Aufklärung gegen Lomsa bis Mjastkowo vorgeschickt. Dieser stellte fest, daß Gielgud am 27. früh den Narew überschritten hätte und auf dem rechten Ufer abmarschiert sei. Auf die Meldung hierüber erhielt er den Befehl, Lomsa zu besetzen.

Aus der Kasakennachricht ferner, daß polnische Trains in Richtung auf Myschinicz marschierend bemerkt worden seien, glaubt Diebitsch schließen zu müssen, daß doch vielleicht Gielgud mit den andern Teilen der polnischen Armee sich vereinigen wolle. Um das zu verhindern, wurde in Richtung Myschinicz erst ein starkes Detachement und dann das ganze Korps Pahlen vorgeschoben. Endlich wurde auch noch am 30. Schachofskoi mit einer Division hinter Witt hergesandt. Im übrigen verblieb die nun mit der Garde vereinigte russische Hauptarmee bis zum 1. Juni bei Ostrolenka und wurde dann aus Verpflegungsrücksichten in weitläufige Quartiere verteilt.

Wir dürfen somit von den russischen Operationen nach der Schlacht sagen, daß sie fehlten, wo sie nötig waren und daß sie ausgeführt wurden, wo sie fehlen konnten.

Feldmarschall Diebitsch hat mancherlei Entschuldigungsgründe für seine Versäumnisse angeführt, darunter auch in erster Linie den Mangel an Verpflegung. Es ist richtig, daß die Bagage mit ihren damaligen schweren Fahrzeugen den Truppen nicht hatte folgen können. Es ist auch richtig, daß der sechstägige vom Mann getragene Vorrat fast aufgezehrt war. Es war

Digitized by Google

schließlich auch nichts daran zu ändern, daß der nächste große Transport erst am 22. bis 24. hatte von Brest abgehen können, daß er durch Einwirkung eines polnischen Streifkorps aufgehalten war, und daß auch vor dem 1. Juni keine Verpflegung aus dem Grodnoer Magazin absendungsbereit war. Es fragt sich aber, ob es nicht möglich war, die beim Mann befindliche Verpflegung bis zum Mittag des 23., wo die Armee längere Zeit ruhte, zu ergänzen. Dann konnte man mit noch fünftägigem Vorrat auf das Schlachtfeld rücken.

Schwer einzusehen ist ferner, weshalb etwa die Armee in der engen Versammlung bei Ostrolenka weniger hungerte, als wenn sie den Polen gefolgt wäre. Und die Detachements, die am 27. nach den verschiedenen Richtungen entsandt wurden, hätten doch ebenso gut ein paar Stunden früher in Marsch gesetzt werden können. Außerdem bestand, soweit sich feststellen läßt, bei den Garden kein unmittelbarer Verpflegungsmangel. Ihre vorderste Infanterie traf um 10 Uhr abends bei Ostrolenka ein, und es fragt sich, ob die Schonungsrücksicht so weit gehen mußte, daß diese durchaus kampfesfreudige Infanterie nicht schon am Morgen des 27. ihrer Kavallerie hätte folgen können.

Stellen wir nun zum Schluß noch die Frage, ob und welche Lehren wir aus den hier geschilderten und besprochenen Operationen ziehen können, so ist vielleicht zu sagen: Wir sehen, wie schwer es ist, den Abzug eines Gegners, mit dem wir in Vorpostenfühlung stehen, rechtzeitig zu erkennen, wie ein Plan, der auf schnelles Zuschlagen hin aufgebaut ist, scheitern muß, sobald nur die Hand zögert, die den Schlag zu führen hat.

Eine weit vorgestreckte Abwartestellung kann nur in dem seltenen Falle nützen, wenn der Gegner auch gerade auf sie losgehen muß.

Wenn zwei Zauderer einander gegenüberstehen, so wird schließlich doch noch derjenige siegen, der sich zuerst zu mannhafter Tat endlich aufrafft.

Die getrennten Operationen zweier Heeresgruppen gegen einen gemeinsamen Gegner treten uns mit all ihren Vorteilen und Nachteilen vor Augen.

Wir sehen die Bedeutung der Gewaltmärsche und die Grenzen ihrer Wirksamkeit.

Auf taktischem Gebiet zeigt sich das Unzulängliche von Teilangriffen, wo eine ganze Entscheidung erstrebt wird und endlich auch das Fehlen taktischer und strategischer Verfolgung zur Ausnutzung eines ruhmvoll erfochtenen Sieges.

Unter den Mitteln aber, die mehrfach versucht werden, um einer gefahrvollen Lage sich zu entziehen, vermissen wir das eine, das uns Friedrich der Große erdacht hat und das seine Nachfolger oft ruhmvoll erprobt haben. Es heißt:

Je schlimmer die Lage, desto mutiger vorwärts!

Gedruckt in der Königlichen Hofbuchdruckerei von E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW 12, Kochstr. 68—71.

Digitized by Google

Geschichte des Berliner Invalidenhauses.

II. Teil: 1884 bis 1904.

Von

Lorenzen,
Leutnant im Invalidenhause zu Berlin.

Nachdruck verboten.
Übersetzungsrecht vorbehalten.

Einleitung.

Bereits aus Anlaß des am 15. November 1898 gefeierten 150jährigen Jubiläums der Belegung des von Friedrich dem Großen in den Jahren 1746 bis 1748 erbauten Berliner Invalidenhauses hatte das Königliche Gouvernement die Herausgabe eines Nachtrages zur Geschichte des Berliner Invalidenhauses von 1748 bis 1884 in Aussicht genommen und mit dessen Bearbeitung den damaligen, seit dem Jahre 1878 dem Hause angehörigen Premierleutnant Wolff (Wilhelm) beauftragt. Der erste Teil der Geschichte des Berliner Invalidenhauses, von dem früheren Gouverneur General der Infanterie v. Ollech verfaßt und nach seinem Tode von dessem Sohne Hauptmann v. Ollech bis zur Ernennung des Generalleutnants v. Wulffen zum Nachfolger seines Vaters fortgesetzt, erschien in den Beiheften 8, 9 u. 10 zum Militär-Wochenblatt des Jahrgangs 1885 sowohl, als auch in Buchform im Verlage von E. S. Mittler u. Sohn, Königliche Hofbuchhandlung, Berlin SW$_{12}$, Kochstraße 68—71. (Preis: Mk. 2,50.)

Die Herausgabe des nunmehr fertig vorliegenden zweiten Teiles hat sich indessen aus verschiedenen Gründen bis jetzt verzögert, hauptsächlich durch die inzwischen eingetretene schwere Erkrankung des derzeitigen Gouverneurs Generals der Infanterie v. Grolman, dann aber auch wegen des im Jahre 1900 eingetretenen Ablebens des mit der Bearbeitung betrauten obengenannten Offiziers, dessen Aufzeichnungen bis zum Jubiläum reichend, vom Verfasser benutzt worden sind. Im übrigen stützen sich die gemachten Angaben einerseits, und zwar in den Hauptsachen auf die im Invalidenhause befindlichen Akten, andererseits auch auf die während eines fast 20jährigen Aufenthaltes im Hause gemachten eigenen Wahrnehmungen und persönlichen Erinnerungen des Verfassers.

Digitized by Google

Bevor zur Schilderung der den Zeitraum von 1884 bis 1904 ausfüllenden, auf die Geschichte des Invalidenhauses bezüglichen Ereignisse und Vorkommnisse übergegangen wird, möge noch ein höchst interessantes Schreiben des Großen Königs Erwähnung finden, das dem Herrn Verfasser des ersten Teiles, General der Infanterie v. Ollech, nicht bekannt gewesen zu sein scheint.

Oberst v. Retzow hatte am 16. November 1748 dem Könige schriftlich gemeldet: Die im Invalidenhause Untergebrachten seien „sehr wohl zufrieden und anerkennen die ihnen von Seiner Majestät erzeigte mehr als väterliche Liebe und Vorsorge mit größtem Danke, wovon solche in Wort und Tat ungeheuchelte Beweise gegeben haben".

Am 18. November 1748 erwiderte der Große König hierauf: „Ich bin persuadiret, daß wenn der dazu gehörige Garten, Acker und dergleichen erst in gehörige Cultur gebracht, auch die übrigen Arrangements in Ordnung gesetzet sein werden, alsdann die darin befindlichen Invaliden Meine guten Absichten noch besser als jetzo erkennen werden. Was endlich Mich betrifft, so wird dieses Bataillon wohl das einzige von der ganzen Armee sein, über welches Ich Mich alsdann freuen werde, wenn es niemalen wird complett werden können."*)

Zwölfter Abschnitt.**)

Gouverneur Generalleutnant, später General der Infanterie v. Wulffen, von 1884 bis 1889. — Renovierung der Umfassungen und Anlagen des Kirchhofs. — Aufstellung von Turngerüsten. — Große Reparatur des Daches. — Aufhebung der evangelischen Schule. — Tod des ältesten Offiziers und Seniors des Eisernen Kreuzes von 1813-15. — Besuch Seiner Kaiserlichen und Königlichen Hoheit des Kronprinzen. — Formierung der 8. Kompagnie. — Anlage einer Baumschule. — Feier des 25jährigen Regierungsjubiläums Seiner Majestät des Kaisers und Königs. — Ableben des katholischen Pfarrers. — Besichtigung des Hauses durch den Direktor des Departements für das Invalidenwesen, Generalleutnant v. Grolman. — Renovierung der Invalidensäule. — Enthüllung des Standbildes König Friedrich Wilhelms IV. — Verleihung des Charakters als General der Infanterie an den Gouverneur. — Tod des letzten Veteranen aus den Befreiungskriegen. — Feier der 50jährigen Wiederkehr des Tages, an welchem der Kommandant in den Dienst getreten war. — Auflösung des Lazaretts. — Auflösung der Garde- und der Provinzial-Invalidenkompagnien. — Bauliche Veränderungen. — Besichtigung durch den kommandierenden General des Gardekorps. — Übergang der Mannschaftsmenage an den Ökonomen der Offiziers-Speiseanstalt. — Feier der goldenen Hochzeit eines Invaliden. — Besichtigung des Hauses durch einen japanischen Prinzen. — Übergang der Bäume auf der Scharnhorststraße in städtisches Eigentum. — Übernahme des

---

*) Vorstehende Briefstellen sind veröffentlicht in der anläßlich der Hundertjahr-Erinnerung an den Hubertusburger Frieden erschienenen Schrift: Graf Lippe, Vom Großen König, Kapitel Invalidenversorgung, und im Militär-Wochenblatt 1885, Nr. 92 Sp. 1855.

**) Fortsetzung von: Dritte Periode. Unter König Friedrich Wilhelm IV. und Kaiser Wilhelm I. (Vgl. Beiheft 8 ff. 1885, S. 382.)

Digitized by Google

öffentlichen Parkes in Pflege und Unterhaltung durch die Stadt. — Ansprüche der evangelischen Zivilgemeinde und Abtretung eines Bauplatzes an diese. — Abtretung von Gelände an das Augusta-Hospital. — Deputation des Offizierkorps behufs Beglückwünschung des Gouverneurs zur Verleihung des Charakters als General der Infanterie. — Feier des 80jährigen Dienstjubiläums Seiner Majestät des Kaisers und Königs Wilhelm des Großen. — Ableben Seiner Majestät. — Militärmusik an den Sonnabenden. — Besichtigung der Kirche durch Ihre Majestät die Kaiserin Augusta.

Laut Allerhöchster Kabinetts-Ordre vom 28. Oktober 1884 wurde der Generalleutnant v. Wulffen, zuletzt Kommandant von Breslau, zum Gouverneur des Invalidenhauses ernannt. Er gehörte bereits seit dem Jahre 1831 der Armee an, hatte die Feldzüge von 1864, 1866 und 1870/71 mitgemacht und sich zuerst durch den gelungenen Überfall der dänischen Besatzung von Fehmarn, am 15. März 1864, ausgezeichnet. Auch in den späteren Feldzügen hatte er Gelegenheit, sich wiederholt besonders hervorzutun, wofür ihm im September 1866 der Orden pour le mérite, 1870 in dem gleichen Monat das Eiserne Kreuz 2. Klasse, im November dasjenige 1. Klasse und am 18. Januar 1871 das Eichenlaub zum Orden pour le mérite verliehen wurden.

Die bereits unter seinem Vorgänger begonnene Verschönerung der Umgebung des Invalidenhauses setzte der neue Gouverneur mit regem Eifer und großem Interesse fort. Zunächst wurde der nördliche Trockenplatz mit einer dichten Flieder hecke umgeben. Im weiteren lenkte er sein Augenmerk auf die Neuregulierung des Kirchhofes; die Wege wurden dort mit Lehm und Kies befestigt, die zerstreut umherliegenden Kreuze und Tafeln, deren Eigentümer nicht zu ermitteln waren, pietätvoll gesammelt und zusammengestellt, Sträucher und kleinere Bäume, die im Laufe der Zeit emporgewuchert waren, beschnitten und ausgeputzt, verfallene Grabhügel geebnet und kahle Sandflächen mit Grassamen besät.

Unter der großen auf dem Friedhofe an dem Spandauer Schiffahrtskanal befindlichen Linde, deren weit hinausragende Zweige im Sommer reichlichen Schatten gewähren, soll, einer Tradition zufolge, der Stifter des Hauses einst ausgeruht haben. Zur Erinnerung an jene Legende ließ der Gouverneur an diesem prächtigen Baume eine Tafel befestigen mit der Inschrift: „Königslinde. Zur Erinnerung an Seine Majestät König Friedrich II." Durch die aufgeführten Verschönerungen erhielt der parkähnliche, idyllisch gelegene Kirchhof*) ein würdigeres, dem Orte angemesseneres Aussehen; seine schattigen Alleen werden nicht nur von den Bewohnern des Hauses, sondern auch von vielen Fremden gern aufgesucht.

*) Wie die Leser des ersten Teiles der Geschichte des Invalidenhauses sich erinnern werden, waren die vielen dort befindlichen historischen Denkmäler bereits früher renoviert worden, siehe ebenda S. 431.

Digitized by Google

Nachdem die Ausschmückung des Kirchhofes selbst vollendet war, wurden seine Umfriedigungen, die an vielen Stellen recht schadhaft geworden waren, einer gründlichen Wiederherstellung bezw. Erneuerung unterzogen. Das gußeiserne Gitter, an der Südgrenze, mußte ganz neu hergestellt, die Fundamente gehoben und die Pfeiler teilweise neu befestigt werden. Das Gitter an der Ostseite, das die Scharnhorststraße vom Kirchhofe trennt, wurde durch ein neues schmiedeeisernes, von größerer Höhe, zwischen Pfeilern aus Mauersteinen stehend, ersetzt und weiter nördlich, zwischen den Häusern Nr. 37 und 39 der genannten Straße, in einer Länge von 39,65 m eine 1,75 m hohe Mauer aus roten Ziegelsteinen errichtet. Ebenso wurde die Nordseite durch eine ähnliche Mauer vom Nachbargrundstücke abgeschlossen, die späterhin als Hinterwand für Erbbegräbnisse diente. An der Ostseite des Kirchhofs ist eine größere Fläche aus diesem herausgeschnitten, die an der Scharnhorststraße bebaut ist und hinten als Lagerplatz benutzt wird. Hier befand sich an der Grenze gegen den Kirchhof hin eine Kegelbahn, die häufig benutzt wurde. Das Geräusch des Kegelschiebens usw. störte aber die Beerdigungen oftmals in höchst profaner Weise, zumal die Kegelbahn nur durch einen halbverfallenen Bretterzaun von dem Friedhofe getrennt war. Auch hier zog man, um diesem Übelstande ein Ende zu machen, eine massive Mauer. Ebenso mußte an der gegenüberliegenden Seite, am Spandauer Schiffahrtskanal, die Uferböschung ausgebessert und durch einen Drahtzaun abgeschlossen werden.

Die Kosten für diese gärtnerischen und baulichen Anlagen erreichten die Höhe von rund 15 000 Mark.

Wie sehr das Gouvernement daneben bestrebt war die Behaglichkeit der Bewohner des Hauses, auch der jüngsten, zu vermehren und zu erhöhen, geht beispielsweise daraus hervor, daß auf dessen Anordnung Turn- und Schaukelgeräte für die Jugend auf dem ersten und dritten Hofe aufgestellt wurden, wofür die Kinder den Gouverneur und dessen Gemahlin in feierlichem Zuge mit brennenden Stocklaternen auf den Turnplatz geleiteten, wo einer der Knaben sie nach kurzen Dankesworten hochleben ließ.

Bei der Ausführung der alljährlich stattfindenden Reparaturen hatte der Dachdecker Anfang November angezeigt, daß mehrere Dachsparren vom Wurm angefressen seien. Eine Revision des königlichen Bauinspektors stellte fest, daß durch Morschwerden einer großen Anzahl von Verbandhölzern bezw. Sparren Senkungen eines Teiles des Daches stattgefunden hatten, so daß ein Ersatz dieser Hölzer durchaus notwendig erschien, um der Gefahr des Einbruchs des Daches bei Belastung durch Schneemassen vorzubeugen. Da jedoch zur damaligen Jahreszeit eine durchgreifende Erneuerung untunlich war, so half man dem Übelstande vorläufig durch Absteifung der schadhaften Stellen ab.

Der Kostenanschlag für die zu bewirkende Reparatur betrug etwa 3000 Mark. Bei der Instandsetzung des Daches im nächsten Frühjahr stellte

Digitized by Google

sich heraus, daß die Beschaffenheit der Holzteile noch bei weitem schlechter war, als man anfangs angenommen hatte. Infolgedessen mußte der Kostenanschlag um etwas überschritten werden; die wirklichen Ausgaben betrugen 3258 Mark 74 Pfennig.

Im siebenten Abschnitt dieser Geschichte befindet sich auf S. 368 ein Auszug aus der Stiftungsurkunde Friedrichs des Großen vom 31. August 1748, wonach der Kommandant einen Unteroffizier oder Gemeinen von jeder Konfession bestimmen soll, der beim Gottesdienste vorsingt, die Kirche reinhält und die Kinder im Lesen und Christentum informiert. Hieraus dürfte wohl zur Genüge hervorgehen, daß der Unterricht der Kinder nur ein sehr dürftiger sein konnte. Später wurden die jeweiligen Küster Lehrer der evangelischen bezw. katholischen Kinder. Der Unterricht der letzteren ging aber, wahrscheinlich aus Mangel an Schülern, bald ein, während der für evangelische Schüler weiter bestehen blieb und seine höchste Blüte erreichte, nachdem dem Küster gestattet worden war, auch Kinder von außerhalb des Hauses wohnenden Familien an dem Unterricht teilnehmen zu lassen. Die Schule blieb auch noch weiter bestehen, trotzdem schon in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts die Garnisonschulen, die auch von Unteroffizieren geleitet wurden, aufgehoben worden waren. Bei der geringen Anzahl der Schüler aus dem Hause hielt sich der Gouverneur indessen für verpflichtet, die Auflösung der Schule zu beantragen. Am 22. Oktober 1885 berichtete er u. a. an das Königliche Kriegsministerium, daß die unter Leitung des Küsters stehende Schule seiner Meinung nach eine mit der heutigen Gesetzgebung nicht in Einklang zu bringende Abnormität sei und für das Invalidenhaus kein Bedürfnis mehr bilde. Der am 10. November jenes Jahres revidierende Schulinspektor sprach sich im gleichen Sinne aus und so stimmte das Departement für das Invalidenwesen aus diesen Gründen dem Antrage zu und ordnete die Schließung der Schule für den 30. September 1886 an. Als Entschädigung wurde dem Lehrer neben seiner Einnahme als Küster der evangelischen Kirche ein Wartegeld von 216 Mark jährlich gewährt.

Am 1. März 1885 verstarb der letzte Senior des Eisernen Kreuzes, der Major und Chef der Grenadierkompagnie v. der Lochau im 91. Lebensjahre. In ihm schied gleichzeitig der letzte der im Hause wohnenden Offiziere aus der Zeit der Befreiungskriege aus dem Leben. Major v. der Lochau war am 15. April 1812 in das preußische Heer eingetreten.

Am 25. des nächsten Monats wurde dem Hause die hohe Auszeichnung zuteil, von Seiner Kaiserlichen und Königlichen Hoheit dem Kronprinzen besichtigt zu werden.

Höchstderselbe erschien vormittags 11 Uhr von einem Adjutanten begleitet an der großen Eingangspforte zum Kanonenhofe. Hier wurde er von dem Gouverneur, dem Kommandanten und dem Adjutanten empfangen und bis ans Haus geleitet, wo die Offiziere, Sanitätsoffiziere, Beamten,

Digitized by Google

Geistlichen und alle verfügbaren Unteroffiziere und Mannschaften Aufstellung genommen hatten. Der von dem Gouverneur überreichte Rapport wies an jenem Tage eine Stärke von 24 etatsmäßigen Offizieren, 9 Pfleglingsoffizieren, 3 Sanitätsoffizieren, 7 Feldwebeln, 29 Unteroffizieren und 59 Mannschaften nach. Seine Kaiserliche und Königliche Hoheit hatten die hohe Gnade, an jeden einzelnen einige freundliche Worte zu richten und über Teilnahme an Feldzügen, über Verwundungen und Familienverhältnisse Erkundigungen einzuziehen, wobei der hohe Herr ab und zu humoristische Bemerkungen einfließen ließ. Nach der Vorstellung fand die Besichtigung einiger Quartiere und der Mannschaftsküche statt. Der Kronprinz kostete auch das Mittagsessen, das als sehr gut befunden wurde, und hatte die Gnade, Höchstseinen Namen in das Kontrollbuch einzutragen. Letzteres wird als wertvolles Andenken in der Bibliothek des Invalidenhauses aufbewahrt.

Seitdem der Große König am 31. Juli 1749 dem Hause seinen letzten Besuch machte, dürfte diese Besichtigung die erste sein, die nach jener Zeit durch Mitglieder des Herrscherhauses stattgefunden hat.

Zum 1. Oktober 1885 wurde mittelst Allerhöchster Kabinetts-Ordre vom 27. August desselben Jahres die Errichtung einer 8. Kompagnie befohlen und gleichzeitig die Besetzung der Kompagniechefsstelle und die der anderen beiden Offiziere namentlich angeordnet. Diese Neuformation mag wohl u. a. darin ihren Grund gehabt haben, daß man, bei den zahlreichen Bewerbungen von invaliden Offizieren um Anstellung, die Zeit des Wartens abkürzen und eine größere Anzahl von ihnen an den Wohltaten, die die Zugehörigkeit zum Hause gewährt, teilnehmen lassen wollte.

Um die Kosten für den Ankauf junger Bäume und Sträucher, die zum Ersatz der absterbenden und schadhaft werdenden, bei der großen Ausdehnung der parkähnlichen Anlagen des Hauses alljährlich in großer Anzahl gebraucht wurden, zu verringern, beschloß das Gouvernement, einen gerade freigewordenen Offiziersgarten am Augusta-Hospital zur Anlegung einer Baumschule zu verwenden. Ein sachkundiger Offizier wurde hiermit beauftragt; die Anlage gedieh in erfreulicher Weise, und bald sah man junge Tannen, Linden, Kastanien und Ziersträucher in stattlicher Zahl heranwachsen.

Am 3. Januar 1886 war es dem Hause vergönnt, das 25jährige Regierungsjubiläum Seiner Majestät des Kaisers und Königs weiland Wilhelm des Großen mitfeiern zu dürfen. Das Gebäude wurde beflaggt und von 5 bis 9 Uhr fand eine allgemeine Illumination statt. Zu Mittag wurden die Mannschaften, wie an großen Feiertagen, durch besondere Zulagen zur Menage festlich bewirtet.

Die katholische Gemeinde des Hauses hatte am 17. Januar desselben Jahres das Unglück ihren allgemein beliebten Seelsorger, den Pfarrer Herrmann, der 42 Jahre lang segensreich gewirkt hatte, durch den Tod zu verlieren. Er starb 76 Jahre alt und war wegen seines freundlichen, stillen und

Digitized by Google

wahrhaft ehrwürdigen Wesens von allen Bewohnern des Hauses geschätzt und geliebt. Sein Nachfolger wurde der spätere fürstbischöfliche Delegat Propst Neuber.

Am 16. Februar, vormittags 9½ Uhr erschien der Direktor des Departements für das Invalidenwesen, Generalleutnant v. Grolman, der spätere Gouverneur des Invalidenhauses, um eine Besichtigung des Zustandes sämtlicher Baulichkeiten des Instituts sowie der Offiziers- und Mannschaftswohnungen vorzunehmen und sich über die beabsichtigte Einrichtung von 15 neuen Offizierswohnungen zu informieren.

Die zum Andenken an die am 18. März 1848 Gefallenen errichtete Säule, „Invalidensäule“*) genannt, mußte, weil im Laufe der Zeit schadhaft geworden, einer eingehenden Reparatur unterzogen werden. Sie erhielt einen neuen Ölanstrich, hier und da vom Rost zerfressene Stellen wurden mit Eisenkitt ausgefüllt. Das für diese Zwecke erforderliche Gerüst nahm allein die Summe von 1350 Mark in Anspruch. Auch die nächste Umgebung der Säule, das Rondell, veränderte man; die beiden um dieses herumführenden Wege gingen ein, da sie überflüssig waren und die Anlage eines Schmuckplatzes freundlicher erschien, worauf eine Bepflanzung des Platzes mit Ziersträuchern stattfand. Das dieses Rondell umgebende niedrige Gitter wurde entfernt und durch ein neues, 0,75 m hohes ersetzt, die Umfassungsmauer der Säule ausgebessert und deren 260 qm große äußere Fläche mit Ölfarbe gestrichen. Die an den inneren Wänden befindlichen 19 Inschriftstafeln aus schlesischem Marmor wurden mit Sandstein abgeschliffen und deren Buchstaben, etwa 15 000, mit schwarzer Ölfarbe ausgemalt, ebenso die innerhalb der Umfassungsmauer liegenden Grabhügel neu aufgesetzt und mit Efeu bepflanzt. Die Gesamtkosten dieser Erneuerungen betrugen freilich rund 7000 Mark, der ganze Platz aber ist dadurch eine hübsche, sehenswerte Anlage geworden.

Bei der Feier der Enthüllung des Standbildes Seiner Majestät des Königs Friedrich Wilhelm IV. vor der Nationalgalerie, am 7. Juni 1886, hatte das Haus die Ehre, durch eine befohlene Deputation vertreten zu sein.

Laut Allerhöchster Kabinetts-Ordre vom 18. September 1886 wurde dem Gouverneur der Charakter als General der Infanterie verliehen, und noch an demselben Tage sprachen unter Führung des Kommandanten des Hauses die Offiziere, Sanitätsoffiziere und Beamten Seiner Exzellenz ihre ehrerbietigen Glückwünsche zu diesem Gnadenbeweise Seiner Majestät aus.

Am 22. Januar 1887 fand die Beerdigung des letzten Veteranen aus den Befreiungskriegen, des Grenadiers Paeßler, statt.

Für das Invalidenhaus wurde der 7. April 1887 dadurch ein neuer Feiertag, daß die Offiziere, Sanitätsoffiziere usw. dem Kommandanten des Hauses,

*) Vgl. S. 399 ff. des ersten Teils.

Digitized by Google

Generalleutnant v. Blumröder, zu der Wiederkehr des Tages ihre Glückwünsche darbringen durften, an welchem er vor 50 Jahren in den königlichen Dienst getreten. Das tatsächliche 50jährige Dienstjubiläum konnte er, da er drei Jahre außer Dienst gewesen war, jedoch erst am 18. April 1890 feiern, an welchem Tage ihm der Kronen-Orden 1. Klasse verliehen wurde.

Schon Anfang des Jahres 1885 war vom Königlichen Kriegsministerium die Auflösung des zum Invalidenhause gehörigen Lazaretts in Erwägung gezogen worden, da die Gesuche von invaliden Offizieren um Aufnahme im Invalidenhause — im Gegensatze zu den Gesuchen von Mannschaften, welche durch die Erhöhungen von Pensionen und Zulagen imstande waren, in der Heimat, bei Verwandten usw. bezw. bei leichtem Nebenerwerb leben zu können, ohne sich der militärischen Disziplin unterwerfen zu brauchen — derart zugenommen hatten, daß die zahlreichen Bittsteller lange Jahre auf ihre Einberufung warten mußten. Das Departement für das Invalidenwesen glaubte daher nicht länger zögern zu dürfen, mehr Platz für invalide Offiziere zu schaffen. Da außerdem das Lazarett, durch die stete Abnahme der Zahl der Mannschaften, verhältnismäßig zu groß war und zu bedeutende Kosten verursachte, so ordnete das Königliche Kriegsministerium, durch Verfügung des Departements für das Invalidenwesen vom 16. November 1888, die Auflösung des Lazaretts an.

Es wurde bestimmt, daß von nun an die der Lazarettpflege bedürftigen Invaliden dem Garnisonlazarett I überwiesen werden sollten, wo für solche eine besondere, permanente Station einzurichten sei, auch der Oberstabsarzt des Invalidenhauses angewiesen, sich eine Wohnung in der Stadt zu beschaffen, jedoch auf der neuen Station als ordinierender Arzt weiter zu fungieren. Als Sprechzimmer für die Ärzte wurde im Erdgeschoß des Hauptgebäudes eine Stube eingeräumt, daneben eine zweite als Dispensieranstalt und zur Aufbewahrung für die notwendigsten Arzneien, Verbandstoffe und Geräte und endlich ein drittes Zimmer als Wohnung für den Lazarettgehilfen hergerichtet. Die nicht vorrätig gehaltenen Arzneien sollten, wie schon seit der Gründung des Hauses geschehen, aus der Schloßapotheke entnommen, in ganz dringenden Fällen aus der nächsten Apotheke bezogen werden. Dem Hause blieben ein Oberstabsarzt und zwei Assistenzärzte etatmäßig, ebenso ein Militär-Krankenwärter zur Pflege der im Quartier ꝛc. erkrankten Invaliden, der außerdem die Bedienung der Badezellen zu versehen, Medikamente usw. zu holen und Erkrankte nach dem Lazarett zu transportieren hatte. Für letzteren Zweck mußte eine Fahrbahre beschafft werden. Die anderen beiden zum Hause gehörenden Militär-Krankenwärter traten zum Garnisonlazarett I über.

Durch einen gründlichen Umbau im Innern des Lazaretts wurden vier Offizierswohnungen, eine Inspektor-, eine Feldwebel- und eine Krankenwärterwohnung geschaffen. Die Kosten betrugen rund 4000 Mark.

Digitized by Google

Gleichzeitig mit den Verhandlungen über die Aufhebung des Lazaretts war auch die Auflösung der Provinzial-Invalidenkompagnien ins Auge gefaßt und unterm 4. Februar 1887 angeordnet worden, daß die Garde- und die sechs Provinzial-Invalidenkompagnien aufzulösen und daß zum 1. April 1888 15 Offiziere in das Invalidenhaus zu Berlin zu versetzen seien. Außerdem kamen neun Offiziere in das Invalidenhaus zu Carlshafen und zwei in dasjenige zu Stolp in Pommern. Sämtliche Mannschaften der aufzulösenden Kompagnien wurden mit allen Kompetenzen in ihre Heimat entlassen, die bei den Kompagnien zurückgebliebenen Bekleidungs- und Ausrüstungsgegenstände an die drei Invalidenhäuser abgegeben und die Kassenkästen an die Traindepots der betreffenden Armeekorps abgeliefert.

Dem Major Grafen v. Prebentow-Przebendowski, bisher Chef der Garde-Invalidenkompagnie in Potsdam, wurde Allerhöchst gestattet, seinen bisherigen Aufenthalt vorläufig beibehalten zu dürfen. Die dadurch verfügbar bleibende Wohnung im Invalidenhause bezog mit Zustimmung des Departements des Invalidenwesens der katholische Geistliche provisorisch, der die ihm bisher dienstlich zustehenden Räume Platzmangels halber hatte aufgeben müssen.

Der bis dahin à la suite der Garde-Invalidenkompagnie geführte Hauptmann Süß wurde unter Belassung in seinem Dienstverhältnis bei der Schloßgarde-Kompagnie à la suite des Invalidenhauses zu Berlin gestellt, jedoch bereits mittelst Allerhöchster Kabinetts-Ordre vom 16. August 1889 endgültig in die Schloßgarde-Kompagnie versetzt.

Wie bereits erwähnt, wurden im früheren Lazarettgebäude für vier Offiziere Wohnungen eingerichtet. Es mußten also, um für 15 Offiziere Raum zu erhalten, in dem Hauptgebäude noch elf vorschriftsmäßige Offizierswohnungen geschaffen werden. Bei diesen Bauten und Einrichtungen waren in dem fast 150 Jahre alten Gebäude große Schwierigkeiten zu überwinden, die nötigen Dispositionen jedoch derart getroffen und die Arbeiten so zeitig in Angriff genommen worden, daß alles zur rechten Zeit fertig wurde und die neuen Offiziere Ende März 1888 einziehen konnten.

Die Vergrößerung des Offizierkorps bedingte gleichfalls eine Erweiterung des ohnehin beschränkten Kasinos. Es wurden daher das frühere Verkaufslokal des Ökonomen nebst einer anstoßenden Kammer durch Fortnehmen der Scheidewände mit dem Kasino verbunden und die übrigen Zwischenwände mit großen Schiebetüren versehen, so daß bei gemeinschaftlichen Festlichkeiten eine Tafel durch sämtliche Räume hindurch gedeckt werden kann. Die größte zulässige Länge dieser Tafel reicht gerade für die nunmehr im Hause befindlichen Offiziere, Sanitätsoffiziere und Beamten aus. Es leuchtet ohne weiteres ein, daß bei Festlichkeiten, an denen mit der Anwesenheit von Damen zu rechnen ist, die Kasinoräume nicht Platz genug boten. Außer einem Zimmer gegenüber dem Kasinosaale, das als Garderobe für die Damen dienen sollte, war jedoch kein verfügbarer Raum mehr vorhanden. Als Notbehelf mußte daher der

Digitized by Google

geräumige Flur vor den Kasinoräumlichkeiten bei Festlichkeiten als Speisesaal herangezogen und zu diesem Zwecke mit neuer Dielung versehen, durch Abschlußwände getrennt sowie tapeziert und mit entsprechender Beleuchtungseinrichtung versehen werden. — Die Kosten für sämtliche Arbeiten zur Herstellung der 15 Offizierswohnungen waren auf 24 500 Mark veranschlagt, von denen aber nur 24 390 Mark verbraucht wurden.

Am 31. März 1888 fand die Einführung der neu eingetretenen Offiziere in Gegenwart sämtlicher etatmäßigen Kameraden, der Pfleglingsoffiziere sowie der Sanitätsoffiziere und Beamten in feierlicher Weise durch den Gouverneur statt.

Der kommandierende General des Gardekorps, Exzellenz v. Pape, hatte verfügt, daß er am 3. April, 10 Uhr vormittags zur Entgegennahme der Meldungen der neuen Offiziere und gleichzeitigen Besichtigung des Invalidenhauses eintreffen werde. Zum genannten Zeitpunkte nahmen die Offiziere, die sich zu melden hatten, in vorderster Reihe, dahinter die schon länger dem Hause angehörigen Offiziere sowie die Sanitätsoffiziere und Beamten auf dem Kanonenhofe Aufstellung. Nach der Vorstellung besichtigte Seine Exzellenz verschiedene Räumlichkeiten, kostete das Mannschaftsessen und trug den Befund nebst Namensunterschrift in das Kontrollbuch der Küche ein.

Die eingetretene Etatsveränderung des Hauses veranlaßte das Königliche Kriegsministerium, Departement für das Invalidenwesen, unter dem 3. Juni 1887 um Auskunft darüber zu ersuchen, in welcher Weise und nach welchen Grundsätzen die Zuschüsse zur besseren Menageverpflegung der Mannschaften bei dem hiesigen Invalidenhause berechnet würden usw. Das Haus berichtete darauf, daß zur Verbesserung der Menage und passenden Verpflegung einzelner hinfälliger Leute aus den Einkünften des Carlshafener Invalidenhauses ein Zuschuß in Höhe von 5550 Mark jährlich bewilligt sei, daß ferner jeder Teilnehmer an der Menage, wie bei den Truppenteilen, von seiner Löhnung täglich 13 Pfennige zahle und außerdem von jedem Mann der Verpflegungszuschuß in Höhe von 14 bis 15 Pfennigen zur Menagekasse falle. Das Königliche Kriegsministerium, Departement für das Invalidenwesen, erwiderte mittels Schreibens vom 5. Juli 1887, daß die Gewährung des oben erwähnten Zuschusses zur besseren Verpflegung der Mannschaften nicht mehr angängig sei. Statt dessen solle jedoch vom 1. April 1888 an ein Beköstigungszuschuß von 34 Pfennig für den Mann und Tag gezahlt werden. Jeder Nichtteilnehmer erhielt täglich 15 Pfennig Zulage. Die Differenz von 19 Pfennig pro Kopf floß später in die Menagekasse.

Außerdem wurde durch Schreiben des Departements des Invalidenwesens vom 26. Juni 1888 dem Hause folgendes bekannt gegeben:

„Seine Majestät der Kaiser und König haben zu befehlen geruht, daß fortan, außer am 1. Weihnachts-, Oster- und Pfingstfeiertage, die Invaliden in den Invalidenhäusern festlich gespeist werden sollen:

Digitized by Google

am 24. Januar, als dem Geburtstag Friedrichs des Großen,
am 27. Januar, als dem Geburtstag des jetzigen Kaisers,
am 3. Juli, als dem Siegestag der Schlacht bei Königgrätz und
am 1. September, als dem Siegestag der Schlacht bei Sedan.

Trotz der reichlichen und guten Verpflegung aber, die den Menageteilnehmern verabfolgt wurde, nahm infolge hohen Alters oder schwerer Krankheiten die Anzahl der letzteren stetig ab, so daß am 1. Juni 1888 nur noch 21 Teilnehmer verblieben. Durch die fortdauernde Steigerung der Fleischpreise trat die Befürchtung in den Vordergrund, daß in Zukunft nicht mehr so reichliche Portionen verabfolgt werden könnten und infolgedessen noch mehr Leute aus der Menage ausscheiden würden. Es wurde daher durch das Gouvernement in Erwägung gezogen, ob sich bei gleich guter Verpflegung ein anderer Modus in bezug auf die Speisung der Invaliden finden lasse. Beschlossen wurde, vorbehaltlich der Zustimmung des Departements für das Invalidenwesen, die Verpflegung der Invaliden dem Ökonomen des Offizierkasinos zu übertragen, falls er die Verpflegung für den Preis von 90 Pfennig für den Kopf und Tag übernehmen wolle. Durch Überflüssigwerden des Kochs ꝛc. erwuchsen der Staatskasse Ersparnisse in Höhe von 1900 Mark.

Das Departement für das Invalidenwesen erteilte dem Vorschlage seine Genehmigung, und wurde daraufhin mit dem Ökonomen des Offizierkasinos ein Vertrag abgeschlossen, nach welchem er u. a. gehalten ist, folgendes zu liefern:

1. Morgens 7 Uhr: 1/2 Liter Kaffee mit Milch und Zucker (auf den Kopf 1/2 Lot Kaffeebohnen), dazu 1 Schrippe für 5 Pfennig, etwa 175 Gramm schwer.
2. Mittags 3/4 12 Uhr: 1 Liter Fleischbrühe oder andere nahrhafte Suppe, 1/2 Pfund Fleisch (in rohem Zustande), dazu reichliche Tunke, ferner 1 1/2 Pfund Kartoffeln oder entsprechend Gemüse und 1 Flasche Bier.
3. Abends 6 Uhr: 1/2 Liter Suppe (Gries-, Mehl-, Grütz- oder Brotsuppe). An Stelle dieser Abendsuppe soll Sonntags und an den Feiertagen um 3 Uhr nachmittags Kaffee, wie morgens, gereicht werden.
4. Sonntags und wöchentlich zweimal soll gebratenes Fleisch gegeben werden. An den höchsten Orts festgesetzten (7) Festtagen soll die Verpflegung eine besonders gute sein, für welche die Mehrkosten besonders vereinbart und liquidiert werden.
5. Alle von dem Ökonomen zu liefernden Speisen müssen reinlich, kräftig und schmackhaft zubereitet und die Zutaten hierzu von untadelhafter Beschaffenheit sein. Die Aufsicht hierüber wird von der Menagekommission und dem Oberstabsarzt oder dessen Stellvertreter ausgeübt.*)

*) Außerdem hat der Stabsoffizier der Woche gelegentlich, der Offizier vom Ortsdienst jedoch täglich um 3/4 12 Uhr die Speisen zu kosten und den Befund in das Menagekontrollbuch einzutragen.

Digitized by Google

Auf Anordnung des Militär-Ökonomiedepartemens wurde ferner bestimmt, daß an die katholischen Mannschaften am Karfreitage aus der Menage nur Fastenspeisen verabreicht werden dürfen.

Vorstehende Speisebestimmungen legen davon Zeugnis ab, in wie hohem Maße das Gouvernement bestrebt war, die Interessen der Bewohner des Hauses wahrzunehmen und ihnen den Aufenthalt nach Möglichkeit behaglich zu gestalten.

Da die Lebensmittel anfingen, im Preise zu steigen, sah sich der Ökonom veranlaßt, um einen Zuschuß von 10 Pfennig für den Kopf und Tag zu bitten. Diese Bitte wurde ihm vom 1. Juli 1891 ab mit dem Bemerken gewährt, daß bei eintretendem Sinken der Lebensmittelpreise der Zuschuß wieder in Fortfall kommen solle. Bis jetzt ist eine Herabminderung der Preise jedoch noch nicht eingetreten, der Zuschuß daher bestehen geblieben.

Nachdem in vorstehend geschilderter Weise die Verpflegung der Mannschaften zur Zufriedenheit aller Beteiligten erledigt worden war, verblieb dem Gouvernement noch die Pflicht, für den nunmehr überflüssig gewordenen Koch anderweitig zu sorgen.

Anfangs wurde beabsichtigt zu beantragen, ihn als Invaliden in das Haus einzustellen; dies erwies sich jedoch als gesetzlich unzulässig, da er bei seinem Ausscheiden aus dem Heere nicht invalidisiert worden war. Mit Rücksicht darauf aber, daß er 33 Jahre lang seine Dienstobliegenheiten als Koch des Hauses zur größten Zufriedenheit seiner Vorgesetzten und mit Umsicht und Pflichttreue versehen, außerdem als braver Familienvater still und bescheiden im Hause gelebt hatte, ohne zu Klagen Veranlassung gegeben zu haben, in fernerer Berücksichtigung des Umstandes, daß er nunmehr 63 Jahre alt, im Dienste des Invalidenhauses schwach, kränklich und größtenteils erwerbsunfähig geworden war, beantragte das Gouvernement für ihn eine laufende Unterstützung, die auch vom Königlichen Kriegsministerium, Departement für das Invalidenwesen, mit 300 Mark jährlich auf Lebenszeit bewilligt wurde.

Zwei Ereignisse, die nicht allein für das Haus, sondern auch für weitere Kreise Interesse haben dürften, mögen hier noch Erwähnung finden.

Am 13. Januar 1886 feierte der blinde Invalide Rabes mit seiner Ehefrau, die er nie gesehen hatte, das Fest der goldenen Hochzeit (Rabes war im Jahre 1834 als gänzlich erblindet von seinem Truppenteil entlassen und bald darauf ins Invalidenhaus aufgenommen worden, wo er sich am 13. Januar 1836 mit der Tochter eines Invaliden verheiratete). Nachdem in der evangelischen Kirche des Hauses, in der das Ehepaar auch zum ersten Male getraut worden war, die Wiedereinsegnung stattgefunden hatte, überreichte ihm der Gouverneur unter feierlicher Ansprache vom Altare aus die Allerhöchst verliehene goldene Ehejubiläums-Medaille. Gewiß ein seltenes Ereignis, das,

Digitized by Google

zumal das Ehepaar in kinderreicher, glücklichster Ehe gelebt hatte, wert ist, in der Geschichte des Invalidenhauses vermerkt zu werden.

Auf ganz anderem Gebiete bewegt sich das zweite der beiden Vorkommnisse. Mit Genehmigung des Kriegsministeriums fand am 13. Juli 1888 die Besichtigung des Hauses durch einen Prinzen des Kaiserlich japanischen Herrscherhauses, namens Komatsu, statt. Er wurde von dem Kommandanten, dem Adjutanten und dem Rendanten empfangen und umhergeführt. Zuerst wurde der Kirchhof,*) darauf das ehemalige Lazarettgebäude mit den Badeeinrichtungen, die katholische und die evangelische Kirche besichtigt, ferner im Hauptgebäude einige Pflegestationen, eine Offiziers- und eine Mannschaftswohnung, das Offizierkasino und schließlich die Mannschaftsmenage in Augenschein genommen.

Es ist dies unseres Wissens der einzige Fall, daß ein exotischer Prinz unser Haus einer Besichtigung unterzogen hat. Übrigens war der hohe Herr der deutschen Sprache durchaus mächtig. Ein Landsmann von ihm, ein höherer Sanitätsoffizier, dessen Rang unserem Generalstabsarzt der Armee entsprechen sollte, wurde einige Monate später durch den derzeitigen Oberstabsarzt des Hauses, Dr. Müller, der fünf Jahre lang in Japan gelebt und dort bei Einrichtung der medizinischen Fakultät der Universität in Tokio mitgewirkt hatte, zur Besichtigung der Einrichtung des Hauses eingeladen.

Nach dieser kleinen Abschweifung seien nachträglich noch einige Maßnahmen des Gouvernements erwähnt, die für das Invalidenhaus von großer Bedeutung waren.

Die Bäume auf beiden Seiten der Schornhorststraße, die vom Hause gepflanzt worden waren, verblieben nach Abtretung der Straße**) an den Straßenfiskus nebst dem Bürgersteig Eigentum des Hauses; deren Unterhaltung, Pflege und Ergänzung verursachte indessen große Kosten. Nachdem die Straße der Öffentlichkeit übergeben worden war, hatte das Haus an den Bäumen naturgemäß auch kein Interesse mehr. Es beantragte daher bei der Verwaltung der städtischen Parkanlagen die Übernahme der betreffenden Bäume in Pflege und Unterhaltung. Diese erklärte sich durch Schreiben vom 10. Dezember 1885 dazu bereit, beanspruchte aber, daß die Bäume der Stadt Berlin als Eigentum überlassen würden. Auf einen bezüglichen Bericht an das Departement des Invalidenwesens entschied letzteres, daß es mit der geforderten Bedingung einverstanden sei, falls sich die Stadt verpflichte, die zu übernehmenden Bäume zu pflegen, alle etwa absterbenden durch neue zu ersetzen und ohne Erlaubnis des Gouvernements den Bestand nicht

*) Dort hatte zu jener Zeit ein ehemaliger hoher Kaiserlich japanischer Beamte, der in Berlin verstorben war, seine Ruhestätte gefunden. Seine Überreste wurden später in seine ferne Heimat übergeführt (siehe S. 207).

**) Vgl. S. 403 ff. des ersten Teils.

Digitized by Google

zu verringern. Dies wurde zugestanden, und es gingen demgemäß die Bäume am 1. April 1886 endgültig in den Besitz der Stadt über, wodurch dem Hause eine Last abgenommen wurde.

Als nun diese Angelegenheit zur Zufriedenheit des Gouvernements erledigt war, trat wieder eine ähnliche, aber bedeutend schwerwiegendere Frage an dieses heran. Es handelte sich nämlich um die fernere Instandhaltung des großen Parkteiles, in dessen südlichem Ende sich damals bereits das Amazonen-Denkmal befand, und in dessen Mitte später die Gnadenkirche erbaut wurde. Dieser Park war in den Sommermonaten vom 1. Mai bis Ende Oktober dem Publikum geöffnet; seine Unterhaltung und Beaufsichtigung erforderte Mühe und große Kosten. Besonders wurden die Wege durch das Befahren mit Kinderwagen sehr oft derartig ruiniert und ungangbar gemacht, daß häufige Kiesaufschüttungen und Befestigungen stattfinden mußten. Auch kamen, namentlich durch größere Kinder veranlaßt, vielfache Beschädigungen der Bäume, Sträucher und Rasenflächen vor. Da der Park wegen Mangels anderweitiger freier Plätze in dieser Stadtgegend von zahlreichem Publikum besucht und als Spielplatz für Kinder vielfach benutzt wurde, konnte sich das Gouvernement nicht entschließen, dessen öffentliche Benutzung zu untersagen. Es zog daher in Erwägung, ob es nicht zweckmäßig sein dürfte, mit dem Magistrat der Stadt Berlin bezüglich Übernahme der Pflege und Unterhaltung des Parks in Verbindung zu treten, denn diesem mußte viel daran liegen, einen so schönen Park der Öffentlichkeit zu erhalten. Unter diesem Gesichtspunkte erbat das Gouvernement vom Departement für das Invalidenwesen die Genehmigung, wegen Übernahme des Parkes mit dem Magistrat in Verhandlung treten zu dürfen. Die Genehmigung wurde erteilt und der Magistrat ersucht, einen Vertreter zu bestimmen, mit dem über die Parkangelegenheit verhandelt werden könnte. Nach langen Besprechungen und Beseitigung einer Reihe von Einwänden kam endlich ein Vertrag mit der Stadtgemeinde zustande, wonach sie den zum Invalidenhause gehörigen Parkteil, der neben der Geologischen Landesanstalt belegen, im Süden von der Invalidenstraße, im Westen von der Scharnhorststraße und im Norden von der Kesselstraße begrenzt wird, vom 1. April 1886 an vorläufig auf die Dauer von 10 Jahren in Pflege und Unterhaltung übernahm. Wenn vor Ablauf der 10 Jahre keine Kündigung eintrat, sollte dieser Vertrag stillschweigend für weitere 10 Jahre in Kraft bleiben. Das Eigentumsrecht an dem Park nebst Bäumen und sonstigen Beständen blieb dem Invalidenhause vorbehalten. Ohne Zustimmung des Gouvernements dürfen keine wohlerhaltenen Bäume entfernt, dagegen müssen absterbende oder unansehnliche usw. durch neue ersetzt werden. Im übrigen verpflichtete die Stadtgemeinde sich, den Park auf eigene Kosten angemessen gärtnerisch umzugestalten, jedoch sollten die Verbesserungen der Rasenflächen, Pflanzungen und Wege nach den für die Kommunalverwaltung üblichen Grundsätzen allmählich ausgeführt werden.

Digitized by Google

Falls nach Ablauf der bestimmten Fristen eine Kündigung des Vertrages erfolgen sollte, fallen die im Parke vorgenommenen Verbesserungen der Anlagen, besonders auch die erweiterte Bewässerungsanlage, ohne Entschädigung an das Invalidenhaus zurück. Der betreffende Parkteil blieb wie bisher vom 1. April bis 31. Oktober von morgens 6 Uhr ab bis zur eintretenden Dunkelheit für das Publikum geöffnet.

Am 26. Oktober 1886 fand die Übergabe des Parkes an die Stadtgemeinde statt, wobei der Gouverneur, der Rendant und der Inspektor des Hauses zugegen waren, während die Stadt den Stadtverordneten Samm und den städtischen Gartenbaudirektor Mächtig zur Erledigung der Angelegenheit entsendet hatte.

Die Stadtgemeinde bewilligte für die Neugestaltung des Parkes 4000 Mark sowie für dessen fortdauernde Unterhaltung 3000 Mark jährlich. Man ersieht hieraus, ein wie großes Opfer Berlin zur Erhaltung und Verschönerung dieses Parkes gebracht hat, das jedoch in Ansehung der wenig wohlhabenden, kinderreichen Bevölkerung dieser Gegend wohl zur Notwendigkeit wurde.

Der Park bekam durch Abholzungen, Anlegung von großen Rasenflächen und breiten festen Wegen ein sehr freundliches anmutendes Aussehen. Für die Kinder ist ein besonderer Spielplatz am Ausgange nach der Invalidensäule angelegt und mit großen Sandhaufen, Tischen und Bänken versehen worden. Die Rasenflächen schmücken im Sommer Blattpflanzengruppen und hübsche Teppichbeete.

In Anerkennung der so würdigen Umgestaltung des Parkes nahm der Gouverneur am 11. April 1888 Veranlassung, der städtischen Parkdeputation für die Sorgfalt, Pflege und Verschönerung, die sie dem Parke hatte angedeihen lassen, seinen verbindlichsten Dank auszusprechen. Vom Jahre 1889 an wurde der Park auch den Winter über bis zur Dunkelheit dem Verkehr offen gehalten.

Im zehnten Abschnitt des ersten Teils, Seite 407 ff., stellt der Herr Verfasser die historische Entwicklung der evangelischen Zivilgemeinde und deren Anschluß an die Militärgemeinde klar. Aus seinen Ausführungen geht deutlich hervor und wird mit Nachdruck betont, daß die Zivilgemeinde seinerzeit nur als Gast in die Kirchengemeinschaft aufgenommen worden war. Infolgedessen brauchte sie auch weder zu den Kosten, die die Abhaltung des Gottesdienstes erforderte, noch zu den Gehältern des Geistlichen, des Küsters usw., oder zur Erhaltung des Kirchengebäudes usw. beizutragen. Trotzdem trat die Zivilgemeinde, als deren Trennung von der Militärgemeinde erfolgte, mit vermeintlichen, aber ungerechtfertigten Ansprüchen an das Gouvernement heran. In einem Schreiben vom 21. Dezember 1887 teilte der Gemeinde-Kirchenrat dem Gouvernement mit, daß er vom Königlichen Konsistorium beauftragt sei, über eine Abfindung bezw. Entschädigung des Anteils zu unterhandeln, welcher die Zivilgemeinde an der Pfarrwohnung, dem Kirchhofe und der Kirche zu beanspruchen habe. Der Gemeinde-Kirchenrat

Digitized by Google

suchte in einem längeren Schreiben zu begründen und zu beweisen, daß er bei eintretender Trennung der beiden Gemeinden die rechtliche Forderung habe, aus der Kasse, den Liegenschaften oder aus sonstigen Mitteln des Invalidenhauses entschädigt zu werden. Da der Kirchenrat trotz Belehrung und Vorstellung durch das Gouvernement von seiner Forderung nicht absehen wollte, sah sich letzteres genötigt, dem Departement für das Invalidenwesen die Angelegenheit zur Erledigung vorzulegen. Dieses entschied, daß es nach Prüfung der Sachlage ein Recht auf Abfindung durch das Invalidenhaus nicht anerkennen könne, und daß es daher nicht in der Lage sei, für den Fall der Trennung der beiden Gemeinden, der Zivilgemeinde eine Entschädigung irgendwelcher Art in Aussicht zu stellen. Schließlich wurde der letzteren auf Bitten des Konsistoriums und des Geistlichen der Zivilgemeinde ein Bauplatz zur Erbauung einer eigenen Kirche in Größe von rund 2400 qm, also ungefähr gleich einem Morgen, im Park des Invalidenhauses unentgeltlich zur Verfügung gestellt. Auf die weitere Entwicklung dieser Angelegenheit und den Bau der Kirche werden wir im nächsten Abschnitte zurückkommen.

Wie der Leser der „Geschichte des Invalidenhauses“ weiß,*) stand das Gouvernement mit dem Kuratorium des Königlichen Augusta-Hospitals wegen Abtretung von Gelände usw. in freundschaftlich-nachbarlicher Beziehung. Am 15. Juni 1886 sprach das Kuratorium des Augusta-Hospitals die Bitte aus, das Gouvernement möge, unter von diesem festzusetzenden Bedingungen neben dem Grabe der kürzlich verstorbenen Schwester v. Morstein 11 weitere, also im ganzen 12 Grabstellen, gegen Zahlung des üblichen Satzes dem Augusta-Hospital zur Beerdigung von verstorbenen Schwestern überlassen. Diesem Wunsche wurde gern entsprochen, jedoch an dessen Gewährung folgende Bedingung geknüpft: Mit Rücksicht auf die beschränkten Räume des Invalidenhauses wolle das Kuratorium gestatten, daß die Leichen der im Hause verstorbenen Bewohner auch in Zukunft in der dortigen Leichenhalle bis zur Beerdigung aufgebahrt werden könnten, eine Bitte, die bereitwilligst zugestanden wurde.

Am 1. Januar des Jahres 1887 war es, wie der ganzen Armee, so auch dem Invalidenhause vergönnt, das seltene Fest des 80jährigen Dienstjubiläums Seiner Majestät des Kaisers und Königs Wilhelm I. feierlich zu begehen. Der Gouverneur hielt aus dieser Veranlassung an die versammelten Offiziere, Sanitätsoffiziere, Beamten und Mannschaften eine ergreifende und zu Herzen gehende Ansprache. Den Mannschaften wurde ein Festessen nebst einer Flasche Wein verabreicht, das Haus abends illuminiert. Es war die letzte Feier, deren sich der Allerhöchste Kriegsherr, der für seine Soldaten ein so warmes wohlwollendes Herz hatte, hier auf Erden erfreuen durfte. Am 9. März 1888, 8 Uhr 30 Minuten morgens, endete der Tod das so reichgesegnete Leben dieses echten Hohenzollernfürsten.

*) Vgl. S. 421 ff. des ersten Teils.

Digitized by Google

Den Bemühungen des Gouverneurs war es gelungen, für die Bewohner des Hauses beim Hofmarschallamte die Erlaubnis zu erwirken, die Leiche ihres so heißgeliebten Kaisers und Königs noch einmal auf dem Paradebette sehen zu dürfen. Wegen des großen Andranges wurde die 7. Morgenstunde des 14. März für den Gang in den Dom festgesetzt, an dem auch den Damen des Hauses teilzunehmen gestattet war.

Die Beisetzung Seiner Majestät fand am 16. März im Mausoleum zu Charlottenburg statt. Zu der Leichenparade konnte aus Mangel an Platz nur eine Deputation von 10 Offizieren des Invalidenhauses zugelassen werden. Am 22. März, dem Geburtstage des hohen Entschlafenen, einem Donnerstag, fand in der Kirche des Invalidenhauses ein Gottesdienst zum Gedächtnis an den dahingeschiedenen glorreichen Kaiser und König statt, nach dessen Beendigung sämtliche Offiziere, Sanitätsoffiziere, Beamte, Unteroffiziere und Mannschaften ihrem neuen Allerhöchsten Kriegsherrn, Seiner Majestät dem Kaiser und König Friedrich III. den Eid der Treue leisteten.

Stets bemüht, den Bewohnern des Hauses Annehmlichkeiten zu verschaffen, hatte der Gouverneur, damit die durch Lähmungen, Krankheiten oder andere Gebrechen am Ausgehen verhinderten alten Soldaten sich an dem Anhören guter Militärmusik erfreuen könnten, beantragt, die Militärkapellen der Berliner Garnison abwechselnd jeden Sonnabend um 12 Uhr mittags auf dem Kanonenhofe eine Stunde konzertieren zu lassen. Seit dem 10. Dezember 1887 findet diese dankenswerte Einrichtung an jedem Sonnabend auf dem Kanonenhofe, bei Kälte und schlechter Witterung im Risalit des 1. Stocks des Hauptgebäudes, statt.

Kaum drei Monate waren vergangen, seitdem die irdischen Überreste des großen Kaisers zur letzten Ruhestatt geleitet waren, als die traurige Nachricht von dem Heimgange des im kräftigsten Mannesalter stehenden Kaisers und Königs Friedrich III. die Herzen aller Bewohner des Invalidenhauses tief erschütterte. Am 15. Juni 1888 folgte der stille Dulder, von einer tückischen Krankheit dahingerafft, seinem großen Vater in die Ewigkeit. Als äußeres Zeichen der Trauer wehte wiederum die Fahne auf dem Hause halbstock. Am folgenden Sonntag fanden in allen Kirchen der Garnison Trauerfeiern statt, und am 16. Juni leisteten wieder, wie nach dem Tode Kaiser Wilhelms des Großen, Offiziere, Sanitätsoffiziere, Beamte und Mannschaften dem neuen Herrscher, Seiner Majestät dem Kaiser und König Wilhelm II., im Paradeanzuge auf dem Risalit den Eid der Treue, wobei der Gouverneur eine aus tiefbewegtem Herzen kommende Ansprache hielt.

Im Frühjahre 1889 wurde dem Hause dadurch eine große Ehrung zuteil, daß Ihre Majestät die Kaiserin-Königinwittwe Augusta die evangelische Kirche besuchte. Die hohe Frau hatte Allergnädigst befohlen, daß die Bretterwand, die das Schiff der Kirche von der Sakristei trennt, neu gestrichen und lackiert, die reichen Vergoldungen des Altars und der Kanzel erneuert,

Digitized by Google

und daß ferner zu beiden Seiten der letzteren vergoldete Medaillons mit den verschlungenen Buchstaben W und A angebracht werden sollten. Die Mittel hierzu wurden aus der Privatschatulle Ihrer Majestät bereitgestellt. Um nun die Ausführung dieser Verschönerungen und Ausschmückungen der Kirche in Augenschein zu nehmen, war Allerhöchstdieselbe persönlich erschienen. Ihre Majestät mußte jedoch Ihres leidenden Zustandes halber von zwei Lakaien aus dem eigens dazu hergerichteten Wagen mit dem Sitze herausgehoben und in die Kirche getragen werden, wo der Gouverneur, der Kommandant, der Adjutant und der Geistliche die hohe Frau unter Chorgesang mit Orgelbegleitung empfingen.

Es war dies die letzte ehrende Auszeichnung, die dem betagten Gouverneur hienieden zuteil werden sollte. Am 9. Juni 1889, dem zweiten Pfingstfeiertage, wurde er dem Hause, dem er die letzten Lebensjahre mit der ihm eigenen Tatkraft und mit regstem Interesse gewidmet hatte, entrissen. Er war von aufrichtigstem Wohlwollen gegen jeden einzelnen, vom Offizier bis zum Gemeinen herab beseelt; sein Gedächtnis lebt in den Herzen aller Zeitgenossen in Dankbarkeit und Treue fort.

Die Beerdigung des Verewigten fand mit militärischen Ehren von der evangelischen Kirche aus statt. Der reichgeschmückte Sarg wurde von acht Unteroffizieren des Garde-Füsilier-Regiments über den Kanonenhof, die Scharnhorststraße entlang nach dem Kirchhofe getragen und dort der Erde zur ewigen Ruhe übergeben.

Vierte Periode.

Unter Kaiser Wilhelm II.

Dreizehnter Abschnitt.

Gouverneur Generalleutnant, später General der Infanterie v. Grolman. — Renovierung der beiden Kirchen. — Einweihung des Denkmals zum Andenken an die 1866 verstorbenen Krieger. — Abtretung von Gelände an das Augusta-Hospital. — Grundsteinlegung der Gnadenkirche. — Beschäftigung der Invaliden. — Trennung der evangelischen Zivil- und Militärgemeinde. — Bau eines Konfirmandensaales. — Beschaffung von Kirchenglocken. — Verbesserungen zum Schutze gegen Feuersgefahr. — Tod des Kommandanten. — Ernennung des neuen Kommandanten. — Erkrankung des Gouverneurs. — Badezellenanlage. — Neuanstrich des Hauses. — Tod des Oberleutnants Müller. — 150jähriges Jubiläum. — Pflanzen einer Eiche. — Schmückung der Gräber. — Statue Friedrichs des Großen. — Nobilitierung des Kommandanten. — Renovierung und Verschönerung der Kirchen. — Anlage eines Tennisplatzes. — Besuch Ihrer Majestät der Kaiserin und Königin Auguste Viktoria in der evangelischen Kirche. — Neue Kirchhofsmauer. — Ver-

Digitized by Google

abschiedung des Rendanten. — Abtretung von Gelände. — Erneuerung von Grabdenkmälern. — Tod des Gouverneurs v. Grolman. — Gouverneur Generalleutnant Frhr. v. Schele. — Gouverneur General der Infanterie Frhr. v. Hammerstein-Loxten.

Aus der Regierungszeit Seiner Majestät des Hochseligen Kaisers und Königs Friedrichs III. sind Vorkommnisse, die für das Invalidenhaus von Wichtigkeit waren, nicht zu berichten. Leider war seine Regierungszeit eine viel zu kurze, als daß er seine Allerhöchste Fürsorge und sein Wohlwollen für die Invaliden, von denen ein großer Teil unter ihm gekämpft hatte, in besonderem Maße hätte betätigen können. —

Sein jugendkräftiger Nachfolger, unser jetziger Allerhöchster Kriegsherr, ernannte mittelst Allerhöchster Kabinetts-Ordre vom 14. Juni 1889 den Direktor des Departements für das Invalidenwesen im Kriegsministerium, Generalleutnant v. Grolman, zum Gouverneur des Invalidenhauses. Letzterer war bereits im Jahre 1849 in die Armee eingetreten, hatte als Hauptmann und Adjutant beim Oberkommando der Ersten Armee den Krieg gegen Österreich mitgemacht und als Major an dem Feldzuge von 1870/71 gegen Frankreich teilgenommen. Als solcher zuerst dem Oberkommando der Dritten Armee zugeteilt, wurde er dem Stabe des Generals v. Werder bis zum 13. August überwiesen, von da ab zum Generalstabe des XIV. Armeekorps kommandiert und später als Chef zum Generalstabe des X. Armeekorps versetzt. Während des Krieges fand der verdiente Major bei der Belagerung von Straßburg sowie in zahlreichen Gefechten und Schlachten Gelegenheit sich auszuzeichnen, wofür ihm zu dem 1866 erhaltenen Roten Adler-Orden 4. Klasse mit Schwertern das Eiserne Kreuz 2. und 1. Klasse verliehen wurde, zu welchen Auszeichnungen im Laufe der Jahre außer zahlreichen fremdländischen Orden noch das Großkreuz des Roten Adler-Ordens mit Eichenlaub und Schwertern am Ringe und der Kronen-Orden 1. Klasse hinzukamen.

Am 16. Juni, unmittelbar nach dem Sonntagsgottesdienste, traten sämtliche Offiziere, Sanitätsoffiziere, Beamte und Mannschaften auf dem Kasernenhofe an, um dem neuen Gouverneur vorgestellt zu werden.

Die letzte, größere Reparatur der evangelischen Kirche war Ende des Jahres 1836 vorgenommen worden.*) Der neue Gouverneur billigte nicht nur die bereits getroffenen Maßnahmen behufs gründlicher Renovierung der evangelischen wie auch der katholischen Kirche in allen Teilen, sondern nahm sich der Angelegenheit mit regem Interesse an. Während der Ausführung der notwendigen Arbeiten bereitete die Unterbringung der Teilnehmer am Gottesdienste, der 27 000 Seelen zählenden evangelischen Zivilgemeinde, natürlicherweise erhebliche Schwierigkeiten. Man mußte sich, da in der Nähe keine geräumigen Säle zur Verfügung standen, mit dem früheren Schullokal

*) Vgl. erster Teil, siebenter Abschnitt, S. 359 ff.

Digitized by Google

begnügen, in dem vom 11. Auguſt an der Gottesdienſt für die Hausbewohner abgehalten wurde. Der Garniſon-Nebengottesdienſt mußte anderweitig ſtattfinden. Nachdem am 4. Auguſt der letzte Gottesdienſt in den Kirchen abgehalten worden war, wurde am nächſten Tage mit den Arbeiten begonnen. Die alte Farbe wurde von Wänden und Decke abgeſtoßen, und erſtere mit mattroſa Farbanſtrich verſehen, während die Decke, in deren Mitte eine Ventilationsroſette angebracht wurde, weiß gehalten blieb. Von dieſer laufen Reihen kleiner Sterne ſtrahlenförmig nach den Endpunkten aus; eine Anordnung, die gut wirkt und die Decke als gewölbt erſcheinen läßt.

Ferner wurden ſieben große und zehn kleinere Fenſter neu eingeſetzt ſowie ſämtliche Emporen, Säulen und Bänke neu mit Ölfarbe geſtrichen und lackiert. Die Freigebigkeit Ihrer Majeſtät der Kaiſerin und Königin Auguſta ermöglichte es, die beiden großen Fenſter an der ſüdlichen Giebelſeite der Kirche bunt verglaſen und in der Mitte mit dem Monogramm W und A verſehen zu laſſen. Auch die Orgel wurde repariert und um einige neue Stimmen bereichert. Die bisherige, äußerſt beſcheidene innere Ausſtattung der Kirche fiel naturgemäß nach beendigter Erneuerung des Anſtrichs recht unangenehm auf. Der einzige vorhandene Bilderſchmuck beſtand nur aus zwei ganz ungleich großen, minderwertigen Ölgemälden, die zu beiden Seiten der Kanzel, oberhalb der Türen, die zur Sakriſtei führen, angebracht, der Kirche nicht gerade zur Zierde dienten. Um dieſem Übelſtande abzuhelfen, waren, mit Genehmigung des Departements für das Invalidenweſen, bei Profeſſor Haendler zwei gleich große Bilder beſtellt worden. Dieſe Gemälde, den leidenden und den auferſtandenen Chriſtus in faſt Lebensgröße darſtellend, wurden an den obengenannten Stellen angebracht und bilden nunmehr durch ihre künſtleriſche Ausführung einen würdigen Schmuck der evangeliſchen Kirche. Zu deren weiteren Ausſchmückung bezw. zum Gebrauche bei heiligen Handlungen wurden von Ihrer Majeſtät der Kaiſerin Auguſta ferner noch folgende Gegenſtände Allergnädigſt überwieſen: Eine Bibel mit nachſtehender Allerhöchſteigener Inſchrift: „In dankbarer Erinnerung an unſern Kaiſer und König Wilhelm. Berlin, Invalidenhaus, Mai 1888. Auguſta“, eine rotſammtene Altarbekleidung mit Stickerei, ein kleines Bibelpult auf dem Altar, zwei vergoldete Leuchter, ein großes Kruzifix mit vergoldetem Corpus Chriſti, zwei Vaſen aus Ton mit Lorbeerbuketts, ein ſilbernes Taufbecken mit vergoldetem Deckel und bronziertem Fuß ſowie eine vergoldete Taufkanne. Außerdem ſchenkten die Offiziersdamen des Hauſes ein aus Holz geſchnitztes Leſepult, eine weiße, geſtickte Altardecke, eine rote, mit Gold geſtickte Sammtdecke zur Ausſchmückung des Altars bei der Feier des heiligen Abendmahls und einen Teppich, in welchen die Geſtalten der vier Lieblingsapoſtel unſeres Herrn und Heilands Jeſu Chriſti eingeſtickt ſind.

Der erſte Gottesdienſt in der neu reſtaurierten und feſtlich geſchmückten Kirche fand am 10. November ſtatt.

Digitized by Google

Auch in der katholischen Kirche mußte eine umfassende Erneuerung unternommen werden. Hier wurden die Kirchenfenster zum größten Teile durch neue ersetzt, die Emporen, Säulen und das Gestühl mit eichenholzfarbigem Ölanstrich versehen, gemasert und lackiert, Hochaltar und Kanzel einer gründlichen Renovierung unterzogen, der große Rahmen des Altarbildes, die Altarleuchter und das Tabernakel neu vergoldet. Die Ausführung dieser Arbeiten konnte jedoch so eingerichtet werden, daß der sonntägliche Gottesdienst nicht auszufallen brauchte.

Zu Ende des Jahres 1866 waren die in Berlin ihren im Feldzuge erhaltenen Verwundungen erlegenen oder an Krankheiten verstorbenen preußischen, sächsischen und österreichischen Krieger in mehreren gemeinsamen Gräbern auf dem Invalidenkirchhofe bestattet worden. Der Vorstand des Kriegerverbandes für Berlin und Umgegend hatte sich mit der Bitte, zum Andenken an diese tapferen Kameraden auf der Grabstelle ein Denkmal setzen lassen zu dürfen, an das Gouvernement gewendet und den Gouverneur gebeten, bei dessen Einweihung eine Ansprache an die Versammelten zu halten. Die ausgesprochenen Wünsche wurden natürlicherweise gern erfüllt, und so konnte am 27. Oktober (einem Sonntage) die Enthüllung des Denkmals stattfinden. Eine große Anzahl von Kriegervereinen mit ihren Fahnen und einem Musikkorps nahm an der Feier teil. Nach einem von den Anwesenden gesungenen Choral hielt der Geistliche des Hauses die Weiherede, worauf gemeinschaftlich ein patriotisches Leid gesungen wurde, dem wiederum die Festrede des Vorsitzenden des obengenannten Kriegerverbandes folgte, bei deren Beendigung die Hülle des Denkmals fiel und ein begeistertes Hoch auf unsern Kaiser und König die Stille des Kirchhofes durchbrauste. Zum Schluß sprach der Gouverneur den Stiftern des Denkmals*) seinen Dank aus und stellte es in den Schutz des Hauses, womit die erhebende patriotische Feier ihr Ende nahm.

Da die Räume des Augusta-Hospitals durch die stetig steigende Zahl der Aufnahmesuchenden und dementsprechend vermehrte Aufstellung von Betten

*) Das Denkmal besteht aus einem dreistufigen Fundament, auf dem sich ein viereckiger Sockel erhebt, der eine konisch geformte, runde Säule trägt, deren Kapitäl mit vier Kanonenkugeln geschmückt ist. Zu beiden Seiten des Sockels liegt je eine 24pfündige Bombe, während auf der Vorder- und Rückseite sich Inschriften befinden.

Diejenige der Vorderseite lautet:

Hier ruhen aus dem Feldzuge 1866
49 Preußen,
3 Sachsen,
32 Österreicher.

Auf der Rückseite liest man:

Den für ihr Vaterland verstorbenen Soldaten
errichtet vom Kriegerverband Berlin und Umgegend,
I. Bezirk des deutschen Kriegerbundes.

Digitized by Google

immer beschränktere wurden, sah sich das Kuratorium gezwungen, sich an den schon oft erprobten und bewährten Nachbar um Abhilfe zu wenden. Es bat daher mittelst Schreibens vom 8. Mai 1890 das Gouvernement um Überlassung eines der Offiziersgärten und zwar desjenigen, der im Osten unmittelbar an die Panke stieß und im Norden an den sogen. Müllerweg grenzte, um auf diesem Grundstück den Bau eines Waschhauses aufzuführen. Da die Notwendigkeit der Anlage eines solchen von der hohen Protektorin des Hauses, der Kaiserin und Königin, Allerhöchstselbst anerkannt worden war, wurde die Abtretung des betreffenden Gartens beim Königlichen Kriegsministerium beantragt und von diesem unter der Bedingung, daß der Platz Eigentum des Hauses bleiben solle, bewilligt.

Gleich zu Beginn des neuen Jahres, am 7. Januar versetzte das Hinscheiden der Kaiserin und Königin Augusta das Land in tiefste Trauer. Mit ihr schied eine Frau, deren ganzes Leben Werken christlicher Nächstenliebe gewidmet war. Auch dem Invalidenhause hatte sie, wie schon erwähnt, durch die Ausschmückung der evangelischen Kirche Wohlwollen und Interesse bewiesen.

Inzwischen war die evangelische Zivilgemeinde eifrig tätig gewesen, um ihren Plan in Bezug auf die Erbauung einer eigenen Kirche nach Kräften zu fördern. Der ihr überlassene Platz im Invalidenpark war abgegrenzt und durch ernannte Kommissionen offiziell übergeben bezw. übernommen worden, so daß dem Beginn des Baues nichts mehr im Wege stand.

Am 8. Mai erhielt das Gouvernement vom Departement für das Invalidenwesen die Abschrift eines Schreibens des Oberhofmeisters Ihrer Majestät der Kaiserin, in dem ersterer mitteilt, daß von Ihren Majestäten, dem Kaiser und der Kaiserin, der 11. Juni zur Grundsteinlegung einer evangelischen Kirche im Invalidenparke ausersehen sei und daß Ihre Majestäten Allerhöchstselbst bei dieser Feier zugegen sein würden. Demgemäß fand auch die Grundsteinlegung am bestimmten Tage, vormittags 10 Uhr in Anwesenheit Seiner Majestät des Kaisers, des Kronprinzen von Italien, der Großherzogin von Baden und vieler hoher Generale und Beamten statt, während Ihre Majestät die Kaiserin leider durch leichte Erkrankung am Erscheinen verhindert war. Vom Hause waren, außer dem Gouverneur und Kommandanten, die Offiziere, Sanitätsoffiziere, Beamten und Mannschaften zu der Feier eingeladen. Eingeweiht wurde die vom Geheimen Baurat Spitta auf Befehl Seiner Majestät des Kaisers in rein romanischem Stile erbaute Kirche am 22. März 1895 in Gegenwart der beiden Majestäten, des Großherzogs und der Großherzogin von Baden, des Großherzogs von Sachsen-Weimar und mehrerer anderen Fürstlichkeiten. Sie steht unter dem Protektorate Ihrer Majestät der Kaiserin und wird, zum Gedächtnis der Hochseligen Kaiserin Augusta, „Gnadenkirche“ genannt.

Digitized by Google

Zur Unterhaltung und Belehrung der Invaliden, namentlich der Blinden und Gelähmten, die sich keine Zerstreuung machen oder Beschäftigung suchen konnten, hatte der Gouverneur befohlen, daß während der Wintermonate dreimal wöchentlich Vorlesungen oder Vorträge von Offizieren gehalten werden sollten. Die erste Vorlesung fand unter großem Beifall der Invaliden am 20. Oktober 1890 statt. Um jedoch noch weiter für die Erblindeten zu sorgen, namentlich auch um ihnen wenn möglich eine Einnahmequelle zu eröffnen, hatte der Gouverneur mit einem Blindenlehrer Rücksprache genommen und angeordnet, daß die Blinden Unterricht im Stuhlrohrflechten erhielten. Sie wurden zweimal in der Woche zur Erlernung des Flechtens von anderen Invaliden in die betreffende Schule geführt, so daß sie alsbald imstande waren, nunmehr selbständig Rohrstühle usw. zu flechten und auszubessern.

Die, wie bereits berichtet, längst geplante Trennung der evangelischen Zivil- von der Militärgemeinde trat am 1. September 1892 endgültig ein, jedoch erhielt erstere die Erlaubnis, bis zur Fertigstellung der Gnadenkirche ihre Gottesdienste in der Invalidenhauskirche abzuhalten. Die Hausgemeinde hatte mit der Garnison gemeinschaftlichen Gottesdienst, und zwar an den Sonntagen im Sommer vorläufig zwischen 9 und 10 Uhr, im Winter zwischen $9^1/_2$ und $10^1/_2$ Uhr vormittags. Am 17. März hielt die Zivilgemeinde ihren letzten Gottesdienst in der Invalidenhauskirche ab, in der sie seit dem Jahre 1806 gastfreundschaftliches und unbeschränktes Unterkommen gefunden hatte. Von diesem Tage ab fand der Gottesdienst der Garnison- und der Invalidenhaus-Militärgemeinde um 10 Uhr vormittags gemeinschaftlich statt.

An Stelle des bisherigen Geistlichen, des Pfarrverwesers Dürselen, der bei der Zivilgemeinde verblieb und später als erster Geistlicher an der Gnadenkirche angestellt wurde, wurde der Divisionspfarrer der 22. Division Gerhard zum Invalidenhauspfarrer ernannt.

Da neben der Invalidenhauskirche kein Raum vorhanden war, in dem sich bei Taufen, Trauungen oder Beerdigungen die betreffenden Angehörigen versammeln sowie bis zum Beginn der heiligen Handlung aufhalten, und in dem Konfirmandenunterricht und Bibelstunden abgehalten werden konnten, so setzte sich das Gouvernement mit den zuständigen Behörden wegen Herstellung eines derartigen Raumes in Verbindung. Gleichzeitig bat das Gouvernement, da sowohl die evangelische, als auch die katholische Kirche keine Glocken besaßen, solche beschaffen zu dürfen, und zwar weil sich der Mangel an solchen im Hause, in dem viele alte und namentlich auch blinde Leute wohnten, die nicht immer rechtzeitig zum Gottesdienste kommen könnten, recht fühlbar machte. Beide Anträge wurden genehmigt und es wurde angeordnet, daß an der nördlichen Giebelseite der evangelischen Kirche ein 8,18 m langer, 4,93 m breiter und 3,70 m hoher Anbau errichtet werden sollte. Dieser wurde

Digitized by Google

durch eine Tür mit der Kirche verbunden und erhielt einen Ausgang nach der Fensterterrasse hin, der zugleich als Notausgang für die Kirchenbesucher dient. Das Innere dieses neu geschaffenen Raumes, Konfirmandensaal genannt, wurde, dem Zwecke entsprechend, einfach aber würdig eingerichtet. Es befinden sich dort: ein kleiner Altar mit Decke auf einem, mit einer Friesdecke belegten Podium stehend, ein Kruzifix und zwei Altarleuchter, ferner ein Harmonium und die erforderliche Anzahl von Stühlen. Die Kosten für diese Anschaffungen betrugen rund 600 Mark.

Die Anbringung der Glocken verursachte insofern Schwierigkeiten, als die Herstellung von kleinen Türmchen auf den Dächern der Kirchen, sogen. Dachreitern, wie aus naheliegenden Gründen anfangs beabsichtigt, wegen der Schwäche der Dachsparren unausführbar war. Man mußte sich daher entschließen, für die Glocken einen anderen Platz so zu wählen, daß die meisten Bewohner des Hauses deren Ruf deutlich vernehmen konnten. Das Gouvernement ließ demgemäß die Glocke der evangelischen Kirche am nördlichen Giebel über dem Konfirmandensaal, die für die katholische Kirche bestimmte an deren Ostseite, der Scharnhorststraße gegenüber, aufhängen. Behufs Unterscheidung der Töne war die Glocke für die evangelische Kirche etwas schwerer gegossen worden. Die Kosten für die Glocken nebst Anbringung betrugen 726 Mark. Die Erbauung des Konfirmandensaales einschl. innerer Einrichtung sowie der Ausgaben für die Glocken hatte im ganzen eine Summe von rund 4700 Mark erfordert.

Zu damaliger Zeit häufig vorgekommene Schadenfeuer veranlaßten, daß das Haus einer gründlichen Untersuchung durch Sachverständige unterzogen wurde, die feststellen sollten, ob die baulichen Einrichtungen allen polizeilichen Vorschriften zur Verhütung von Feuersgefahr entsprächen und ob alle zum Schutze der Bewohner bei Ausbruch von Feuer erforderlichen Maßregeln getroffen seien. Die Untersuchung hatte zur Folge, daß im Jahre 1894 nachstehende Verbesserungen zur Ausführung gelangten: die Brandmauern, sowohl im Haupt- als in den Nebengebäuden, wurden 22 cm über das Dach hinaus gezogen und mehrere neue Brandmauern hergestellt, die, wo nötig, auf den Böden mit eisernen Durchgangstüren versehen wurden, die selbsttätige Verschlußeinrichtungen und Patent-Ölfarbenanstrich erhielten. Unter allen Treppen und Podesten wurden Verschalungen mit Rabitzputz angebracht, die bisher dort befindlichen Verschläge beseitigt, die Abschlußwände der zu den Böden führenden Treppen durch Rabitzwände ersetzt, auch mehrere Schornsteine und Schlepprohre, die nicht den baupolizeilichen Vorschriften entsprachen, abgerissen und erneuert.

Am 26. Dezember 1894, wiederum an einem zweiten Feiertage, versetzte das Dahinscheiden seines hochverehrten und geliebten Kommandanten, des Generalleutnants v. Blumröder, dessen wohlwollender, gerechter und ritterlicher Sinn die Herzen aller Offiziere und Mannschaften gewonnen hatte,

Digitized by Google

das Haus abermals in tiefe Trauer. Er war dem Gouverneur stets eine treue und bewährte Stütze gewesen und hatte diesen bei Erkrankungen und Beurlaubungen auf das Gewissenhafteste vertreten. Am Sonnabend, den 29. Dezember fand die Trauerfeier für den verewigten General in der evangelischen Kirche statt. Seine Majestät der Kaiser hatte durch einen Flügeladjutanten einen Kranz am Sarge niederlegen lassen, die Offiziere und Mannschaften des Hauses sowie mehrere Garde- und Provinzialregimenter schickten durch Deputationen prachtvolle Blumenspenden. Der Verstorbene wurde in üblicher Weise auf dem Invalidenkirchhofe, auf dem bereits über 100 Generale und Obersten der Armee ruhen, beigesetzt.

Als Nachfolger des Generals v. Blumröder wurde laut Allerhöchster Kabinetts-Ordre vom 27. Januar 1895 Generalmajor Bergemann, Kommandeur der 68. Infanteriebrigade, zum Kommandanten des Invalidenhauses ernannt. Er war am 11. September 1856 in die Armee eingetreten, hatte die Feldzüge von 1866 und 1870/71 mit Auszeichnung mitgemacht, im September 1866 den Roten Adler-Orden 4. Klasse mit Schwertern und in demselben Monat des Jahres 1870 das Eiserne Kreuz 2. Klasse erhalten, nachdem er bei Vionville am 16. August schwer verwundet worden war. Bei Le Mans abermals schwer durch einen Kopfschuß verwundet, wurde ihm im Mai 1871 auch das Eiserne Kreuz 1. Klasse verliehen. Mittelst Allerhöchster Kabinetts-Ordre vom 17. Dezember 1896 erhielt der General den Charakter als Generalleutnant.

Kaum hatte er sich mit der umfassenden Verwaltung des Hauses vertraut gemacht, als die schwere Erkrankung des Gouverneurs ihn nötigte, dessen Vertretung zu übernehmen.

Aus Anlaß der Hundertjahrfeier am 22. März 1897 verlieh Seine Majestät der Kaiser dem verdienten Kommandanten des Hauses Generalleutnant Bergemann den Kronen-Orden 2. Klasse mit dem Stern, dem Premierleutnant und Adjutanten Wolff den Kronen-Orden 4. Klasse; Charakter-Erhöhungen erhielten Hauptmann Cramer als Major, Premierleutnant Ritter u. Edler v. Berger als Hauptmann und Leutnant Bartsch als Premierleutnant. Außerdem kamen noch 149 Erinnerungs-Medaillen an die Bewohner des Invalidenhauses zur Verteilung.

Ein weiteres erfreuliches Ereignis bildete die Erhöhung der Premierleutnantsgehälter, eine Wohltat, an der auch die in diesem Dienstgrade stehenden etatsmäßigen Offiziere des Hauses teilgenommen haben.

Um einem längst hervorgetretenen Übelstande abzuhelfen, wurden im Frühjahr 1898 aus der früheren Mannschaftsküche und einem anliegenden Zimmer drei neue Badezellen mit praktischen Heiz- und Badevorrichtungen hergestellt.

Digitized by Google

Zu derselben Zeit begannen die Arbeiten behufs Verschönerung des Äußeren des alten Hauses sowohl wie sämtlicher Nebengebäude, da Putz und Anstrich der Außenwände im Laufe der Zeit sehr gelitten hatten. Die Erneuerung nahm mehrere Monate in Anspruch. Statt der früheren dunkelgelblichen Farbe wählte man eine hellgraue, die dem Hause ein freundliches Aussehen verlieh. Sämtliche Türen und Fenster wurden neu gestrichen, das Medaillonporträt des Stifters des Hauses über der Uhr am Hauptportale sowie die unter dieser befindliche Inschrift: Laeso et invicto militi MDCCXLVIII neu vergoldet. Diese Arbeiten kosteten rund 22 000 Mark. Wie das Äußere, so wurde auch das Innere einer durchgreifenden Auffrischung unterzogen. Der teilweise schadhafte Fußbodenbelag auf den Korridoren wurde erneuert, die bisher ziemlich mangelhafte Beleuchtung der Flure und Risalite durch Vermehrung der Flammen und Anbringen von Gasglühlicht verbessert, Treppen und Wände erhielten neuen Anstrich.

Ferner wurden die auf dem Kirchhofe befindlichen Denkmäler früherer Kommandanten sowie das durch seine Schönheit in weiten Kreisen bekannte Denkmal des Generals von Scharnhorst gereinigt bezw. renoviert.

Leider hatte das Haus am 1. März d. J. den plötzlichen Tod des Premierleutnants Müller zu beklagen. Er war der letzte der Kameraden, der, außer dem Gouverneur und Kommandanten, die 1. Klasse des Eisernen Kreuzes als Auszeichnung erhalten hatte.

Am 4. November erhielt das Haus den Besuch des Kaiserlich russischen Generals der Kavallerie, Grafen v. Olsoufiew, des Gouverneurs des russischen Invalidenhauses. Er wurde durch den Militär-Attaché der russischen Botschaft, den Fürsten Engalischeff eingeführt und sprach sich nach der Besichtigung sehr lobend über die Einrichtungen des Hauses aus.

Allmählich rückte nun der für das Invalidenhaus bedeutungsvolle Tag des 150jährigen Jubiläums immer näher und so hatten der Kommandant und die verschiedenen von ihm ernannten Kommissionen alle Hände voll zu tun, um die vielfachen Vorbereitungen für eine angemessene Feier des Festes in die Wege zu leiten.

Da der Verlauf der Feier auch in späteren Zeiten noch für viele von Interesse sein dürfte, sei es gestattet, hier einen kurzen Bericht einzuschalten, der eigentlich, so ins einzelne gehend, nicht in den Rahmen der Geschichte des „Berliner Invalidenhauses“ paßt.

1. Vorbereitungen:

Das mittlere Risalit wurde zunächst durch Teppiche und Vorhänge zu einem in sich abgeschlossenen Raume umgestaltet, auch der Fußboden gleichfalls mit Teppichen belegt. Die Wände erhielten als Schmuck die Büsten unserer Herrscher, von Friedrich dem Großen an bis auf unsern jetzigen Kaiser und König und wurden mit zahlreichen Waffen, Rüstungen und sonstigen kriegerischen

Digitized by Google

Emblemen verziert. Von der Decke herab prangte ein großer Kronleuchter, so daß das Risalit nunmehr als würdiger Empfangssalon für die Ehrengäste dienen konnte. Auch das Treppenhaus und der zum Offizierkasino führende Flur waren mit Waffenschmuck versehen und mit Teppichen belegt. Zur Ausschmückung des Offizierkasinos wurden die Bildnisse von 12 früheren Gouverneuren bezw. Kommandanten des Hauses angeschafft,*) auch hatten die Damen des Hauses für sämtliche Fenster der Kasino-Räumlichkeiten Stores mit eingestickten roten Adlern geschenkt. Für die festliche Bewirtung der Mannschaften wurde der obere Stock des nördlichen Flures an der katholischen Kirche bestimmt, und dieser Raum durch Vorhänge abgeschlossen sowie mit Teppichen und Fahnen dekoriert. Auch das Äußere des Hauses wurde entsprechend geschmückt. Unter den Fenstern der Mitteletage waren Schilder mit Schlachtennamen aus der Zeit Friedrichs des Großen, den Befreiungskriegen und den Kriegen der Neuzeit angebracht, umgeben von Flaggenarrangements und grünen Laubgehängen. Am Tore des Gitters, das den Kanonenhof von der Scharnhorststraße abschließt, erhoben sich zwei mächtige, mit grünen Girlanden umwundene Flaggenmasten, die, oben durch Blumengewinde verbunden, eine prächtige Ehrenpforte bildeten. Am Gitter selbst waren von zehn zu zehn Metern Stangen mit deutschen und preußischen Fahnen angebracht, ebenfalls durch grüne Girlanden verbunden. Von der Höhe der Invalidensäule wallten riesige Fahnen zur Erde.

Auch der Toten gedachte man und schmückte am Tage vor dem Feste die Gräber der auf unserm Friedhofe ruhenden Kommandanten mit Kränzen; auch an der dort stehenden majestätischen „Königslinde“ wurde ein Kranz befestigt, und eine Offiziersdeputation aus dem Hause legte einen solchen am Denkmal Friedrichs des Großen, Unter den Linden, nieder. Ferner pflanzte der Kommandant im Beisein einiger Offiziere auf dem 1. Hofe eine in der Baumschule gezogene Eiche. Unter die Wurzel des Baumes wurde ein Bericht, der die Veranlassung dieser Pflanzung schilderte, in einer Flasche verschlossen in die Erde versenkt.

2. Ausführung:

Der eigentliche Festtag, der 15. November 1898, wurde durch eine Morgenmusik, ausgeführt von der Kapelle des 1. Garde-Feldartillerieregiments, mit einem Choral eingeleitet. Um 9½ Uhr vormittags wurde im Beisein sämtlicher Offiziere das Ölgemälde Sr. Majestät des Kaisers und Königs, welches von ihm Allerhöchstselbst, zugleich auch dasjenige des Hochseligen Königs und Kaisers Friedrichs III, das von Ihrer Majestät der Kaiserin Friedrich den Offizieren des Hauses Allergnädigst geschenkt worden war, nach einer feierlichen Ansprache, die dem tiefgefühlten Danke des Offizier-

*) Die noch fehlenden sechs Bildnisse von solchen konnten trotz größter Mühe nicht beschafft werden und fehlen zum Teil heute noch.

Digitized by Google

korps Ausdruck gab und in ein dreimaliges „Hurra“ auf die Allerhöchsten Spender ausklang, enthüllt. Im weiteren hatte Ihre Majestät die Kaiserin Auguste Viktoria aus Anlaß der Jubelfeier für die evangelische Kirche des Hauses einen silbernen Abendmahlskelch und eine Altarbibel mit Allerhöchsteigener Widmung und Unterschrift gestiftet. Auch von den Damen des Hauses war der Kirche eine reichgestickte Altarbekleidung geschenkt worden.

Um 10 Uhr fanden in den beiden, festlich mit Girlanden, Bäumen und Blattpflanzen geschmückten Kirchen feierliche Gottesdienste statt. In der evangelischen Kirche predigte Pfarrer Gerhard, in der katholischen hielt Pfarrer Tennie die Predigt, während der katholische Feldpropst der Armee, D. Aßmann, das Hochamt zelebrierte, und zwar im Beisein des früheren, langjährigen katholischen Seelsorgers des Hauses, des nunmehrigen Fürstbischöflichen Delegaten Propst Neuber. Zu dem evangelischen Gottesdienst waren außer den Bewohnern des Hauses und den Angehörigen verstorbener Invaliden noch folgende Herren erschienen: der Kriegsminister Generalleutnant v. Goßler, der kommandierende General des Gardekorps General der Infanterie v. Bock u. Polach, der Gouverneur von Berlin General der Kavallerie und Generaladjutant Graf v. Wedel, der Kommandant von Berlin Generalmajor v. Ende, der Direktor des Versorgungs- und Justiz-Departements des Kriegsministeriums Generalleutnant v. Viebahn, der Abteilungschef im Militärkabinett, General à l. s. Seiner Majestät des Kaisers und Königs Generalmajor v. Villaume, der Vorsteher der Geheimen Kriegskanzlei im Kriegsministerium Major v. Vallet des Barres, Hauptmann Hahn von der Anstellungs-Abteilung im Kriegsministerium, Hauptmann der Schloßgarde-Kompagnie Süß, ferner die Kommandeure der Truppenteile, die den Kirchen zur Teilnahme am Gottesdienste zugeteilt waren, der Ober- und Gouvernementsauditeur Geheimer Justizrat Brüggemann, der evangelische Feldpropst der Armee D. Richter, der Militär-Oberpfarrer Wölfing, die früheren Geistlichen des Hauses Pfarrer v. Hanstein und Dürselen, die hier wohnenden Witwen früherer Offiziere Frau Oberstleutnant Schmidt, Frau Major Riebes, Frau Hauptmann Schultz, Frau v. Szymanski, außerdem noch die Oberin des Augusta-Hospitals Frau v. Arnim usw.

Die Kirche war dicht gefüllt. Im Schiff saßen die Ehrengäste und die Offiziere des Invalidenhauses mit ihren Angehörigen, auf den Emporen die Unteroffiziere und Mannschaften, ebenfalls mit ihren Angehörigen. Die Predigt hielt Pfarrer Gerhard auf Grund des Doppeltextes aus dem 143. Psalm, V. 5: „Ich gedenke an die vorigen Zeiten, ich rede von allen deinen Taten, und sage von den Werken deiner Hände“ und aus dem 50. Psalm, V. 14: „Opfere Gott Dank und bezahle dem Höchsten deine Gelübde“. Der Geistliche teilte die Predigt ein in einen dankenden Rückblick in die Vergangenheit und einen gelobenden Ausblick in die Zukunft. In der Liturgie hatte er den 103. Psalm: „Lobe den Herrn

Digitized by Google

meine Seele" verlesen. Chorgesang verschönte den Gottesdienst. Nach der Predigt sang der Chor Beethovens Hymnus: „Die Himmel rühmen des Ewigen Ehre", dann bildeten Segen und Gemeindegesang den Schluß.

Um 11½ Uhr fand auf dem Kanonenhofe Paradeappell der Offiziere und Mannschaften des Hauses statt, dem die genannten Ehrengäste sämtlich beiwohnten. Die Musik hatte das 2. Garde-Regiment z. F. gestellt. In strammer Haltung standen die Invaliden da oder saßen im Fahrstuhl, alle die Brust mit Orden und Ehrenzeichen, insonderheit den Kriegsdenkmünzen geschmückt. Von den Fenstern aus sahen die Angehörigen dem Apell zu. — General der Infanterie v. Bock u. Polach schritt, begleitet vom Kommandanten Generalleutnant Bergemann und dem Adjutanten, Premierleutnant Wolff, die Fronten ab, die Invaliden mit einem warmempfundenen „Guten Tag, Kameraden!" begrüßend, das durch ein freudiges „Guten Tag, Exzellenz!" erwidert wurde.

Alsdann trat der Kommandant vor und verlas folgendes Telegramm Sr. Majestät des Kaisers und Königs aus Canea an Bord S. M. J. „Hohenzollern" vom 14. November 1899:

„Ich entbiete dem Invalidenhause zum morgenden Jubelfeste Meinen Königlichen Gruß und danke allen seinen Angehörigen für die treuen Dienste, die sie Mir und dem Vaterlande geleistet haben, von Herzen. Möge diese Stiftung Meines Erhabenen Ahnherrn, des großen Königs, für die fernste Zukunft bleiben, was sie war und ist: eine Stätte der Ruhe und Erholung

laeso et invicto militi

gez. Wilhelm."

Hierauf machte der Kommandant die dem Hause zuteil gewordenen Allerhöchsten Gnadenbeweise bekannt:

1. Orden und Ehrenzeichen. Es erhielten: das Großkreuz des Roten Adler-Ordens mit Eichenlaub und Schwertern am Ringe: General der Infanterie v. Grolman; den Stern zum Roten Adler-Orden 2. Klasse mit Eichenlaub und Schwertern am Ringe: Generalleutnant Bergemann; den Roten Adler-Orden 4. Klasse: Major v. Hartwig, Rittmeister v. Drygalski, Rechnungsrat Rendant Zacharias und Pfarrer Gerhard; den Kronen-Orden 3. Klasse: Major Frhr. v. der Horst; den Kronen-Orden 4. Klasse: die Leutnants v. Hartwig und Lorenzen; das Kreuz der Inhaber des Königlichen Hausordens von Hohenzollern: Vizefeldwebel Behrend und Gemeiner Adamczack; das Allgemeine Ehrenzeichen in Gold: Gefreiter Dzielski, die Gemeinen Moritz und Püpke;
2. Charakter-Verleihungen. Es erhielten: den Charakter als Oberstleutnant: Major Kauffmann; den Charakter als Major: Hauptmann a. D. Walleiser;

Digitized by Google

den Charakter als Hauptmann: die Premierleutnants te Peerdt und v. Lavergne-Peguilhen;

3. hatte Se. Majestät noch folgendes zu befehlen geruht: „Auf den Mir gehaltenen Vortrag genehmige Ich, aus Anlaß der am 15. November 1898 stattfindenden Feier des 150 jährigen Bestehens des von Meinem Erhabenen Ahnherrn, des großen Königs Friedrich II. Majestät, gestifteten Invalidenhauses zu Berlin, nachstehende Änderungen an der Bekleidung der Offiziere und Mannschaften der Invalidenhäuser:

   1. die Offiziere und Mannschaften der 3. bis 8. Kompagnie des Invalidenhauses zu Berlin führen auf den Epaulettes und Schulterklappen von weißer Farbe Meinen Namenszug mit Krone nach den von Mir genehmigten Proben;
   2. die Offiziere der Invalidenhäuser zu Berlin, Carlshafen und Stolp tragen am Waffenrock schwedische Aufschläge aus ponceaurotem Tuch;
   3. die Mannschaften dieser Invalidenhäuser erhalten eine Litewka nach beifolgender Probe.

   Das Kriegsministerium hat hiernach das Weitere zu veranlassen.

   Marmor-Palais, den 6. Oktober 1898.

   gez. Wilhelm."

Nach Verlesung dieser zahlreichen Gnadenbeweise hielt der Kommandant eine begeisterte Ansprache, die, dem ehrerbietigsten Danke Ausdruck gebend mit einem dreimaligen Hurra auf Se. Majestät unsern Kaiser und König endigte.

Von unserm erkrankten Gouverneur traf ein Telegramm aus Potsdam ein, das, ebenfalls vom Kommandanten verlesen, wie folgt, lautete:

„Ich bitte Ew. Exzellenz, dem Offizierkorps und den Mannschaften auszusprechen, wie schwer es mir wird, an diesem Festtage nicht unter ihnen weilen zu können. Gott segne und schütze mein Invalidenhaus! Das ist mein Wunsch zum heutigen Tage.

gez. v. Grolman."

Auch die Schwester-Institute Carlshafen und Stolp, der russische General der Kavallerie Graf Olsoufiew, und viele Privatpersonen hatten Glückwunschdepeschen geschickt, die bei der Tafel verlesen wurden.

Nach Beendigung des Appells gegen 12½ Uhr begaben sich die Unteroffiziere und Mannschaften zu der im 2. Stock hergerichteten Festtafel, die von Damen und Herren des Hauses geschmackvoll dekoriert worden war. Pfarrer Gerhard sprach das Tischgebet, während Major v. Gaza einen kurzen Rückblick auf die Entstehung des Hauses warf und nach einem stillen Glase auf den Stifter des Hauses, Friedrich den Großen, ein dreifaches Hoch auf unseres regierenden Kaisers Majestät ausbrachte. Nachmittags

Digitized by Google

5¾ Uhr versammelte sich das Offizierkorps des Hauses in dem oben geschilderten provisorischen Salon des Risalits, um die Ehrengäste zu empfangen. Außer den schon in der Kirche zugegen gewesenen und bereits namhaft gemachten Gästen war noch eine größere Anzahl von Sanitätsoffizieren erschienen, die in früheren Jahren dem Hause angehört hatten. Es waren dies die Generalärzte Dr. Grasnick und Dr. Sellerbeck, Oberstabsarzt Dr. Rudloff, die Stabsärzte Dr. Martens und Dr. Stern.

Um 6 Uhr wurden die Gäste in das Kasino geleitet, wo die reich verzierte Festtafel einen prächtigen Anblick gewährte. An derem Ende prangten von Lorbeerbäumen und Blattpflanzen umgeben die neugeschenkten Bildnisse der beiden Kaiser, während auf einer Nebentafel die gestifteten, zum Teil kostbaren Geschenke aufgestellt waren.

Bald nach Beginn der Tafel ergriff der Kommandant das Wort, um die Gäste willkommen zu heißen und ihnen für ihr Erscheinen zu danken. Nach kurzer Zeit meldete er sich abermals zum Worte, um in markiger Ansprache Sr. Majestät unserm Kaiser und König für die vielen Wohltaten und Auszeichnungen, die dem Hause in so reichem Maßstabe zuteil geworden waren, tiefgefühlten Dank auszusprechen. Die längere, aus dem Herzen kommende und zu Herzen gehende Rede schloß mit einem dreimaligen „Hurra" auf Se. Majestät den Allerhöchsten Kriegsherrn.

Hierauf sprach der kommandierende General des Gardekorps, General der Infanterie v. Bock u. Polach dem Invalidenhause für die herzliche Aufnahme seinen und der Gäste Dank aus, überbrachte auch die Grüße der Armee, im besonderen des Gardekorps. Er endete seine von kameradschaftlichem Geiste beseelte Rede mit einem dreimaligen Hurra auf das fernere Wohlergehen des Hauses.

Nachdem dann noch mehrere launige und ernste Vorträge zum Besten gegeben worden waren, näherte sich, leider viel zu früh, das Ende des wohlgelungenen Festes in angeregter, fröhlichster Stimmung. Des Bußtages wegen mußte die Feier gegen Mitternacht beendet sein. Während der Tafel hatte die Kapelle des Garde-Füsilier-Regiments konzertiert und die gesungenen Lieder mit Musik begleitet.

Von letzteren lassen wir das vom Rittmeister a. D. A. v. Drygalski verfaßte Gedicht folgen:

Tisch-Gesang

zur 150jährigen Jubelfeier des Königlichen Invalidenhauses in Berlin am 15. November 1898.

Melodie: Fridericus Rex.

Es sprach Fridericus, Preußens König und Herr:
„Die schles'schen Campagnen waren allzuschwer,
Ein Haus laß ich bauen nicht weit von Berlin,
Da schick' ich die Blessierten aus meinen Marken hin.

Digitized by Google

Ein jeder soll haben sein reichlich Traktament,
Dazu auch das Licht und das Holz so er brennt,
Für ein ganzes Bataillon mit Chargen und Spiel,
Doch spart mit den Kellern, sonst — trinken sie zuviel! —

Daß den Leuten es dorten zu friedlich nicht sei,
Gestatt' ich, wenn's nötig, die Heirateret,
Das hält die Disziplin im rechten Geleis,
Wird auch dem Kommandanten der Kopf darüber heiß.

Sie können zur Menage sich bauen ihren Kohl,
Auch schneidern sich selber Montur wie Kamisol,
Was sonst sie noch bedürfen, bezahlen sie vom Lohn,
Zum Wochenmarkt im Hofe geb ich die Permission."

So lautete die Ordre vor 150 Jahr!
Und ist's auch nicht geblieben, wie damals es war,
Die Schöpfung, die „der Große" hochherzig resolviert
Das Heim der „Unbesiegten", noch immer — floriert.

So soll mir einer nennen ein anderes Korps,
Gesucht wie das unsre, so jetzt wie zuvor,
Der Raum ist vergeben bis auf den letzten Zoll,
Die Expektantenlisten, die bleiben allzeit voll.

Das hohe Ministerium es uns wohlgeneigt,
Die Jubilarkaserne die Liebesspuren zeigt,
Soviel ward bewilligt, Potz Element!
Wir wohnen hier am Ende noch ganz opulent!

Schaut an die wackren Knaben mit schlohweißem Haar,
Sie zeigen, daß es gut zu dienen bei uns war,
Die Doktors sind stets ja mit Eifer bemüht,
Dem Staat zu erhalten den — Invalid.

Wir kriegen umsonst die ganze Arzenei,
Die „Reisen im Bade" sind auch mit dabei.
Man wählt, wie es jedem am besten — gefällt,
Wozu wär' sonst in Preußen das heidenmäß'ge Geld?

Bei uns in den Gärten wird promeniert,
Erlaubt's noch der Rücken, den Spaten man führt,
Die Luft ist balsamisch, es rauscht der Kanal;
Im Winter man mauert beim Skat hier im Saal.

Die schneidigen Boxer wir sehen mit Genuß,
Das bringt auch bei uns, die Gymnastik in Fluß,
Und wer es noch kann und wer's dazu hat,
Der gondelt mit Muttern hinaus auf dem Rad.

Am Samstag da blasen vom Gardekorps
Die Herren Musikanten uns gerne was vor,
Wir lauschen und denken: wie wohlgetan;
So ehren Kamraden — den Veteran! —

Digitized by Google

Vergnügen erblüht uns auch sonst mancherlei,
Graf Hochberg der gibt das Theater uns frei,
Was tut's, daß wir kommen so selten hinein,
Die schönsten Komödien wir spielen allein. —

Geht stramm es bei uns nach der Vorschrift auch her,
Es läßt sich ertragen, der Dienst ist nicht schwer,
Wir werden bei Tage und während der Nacht
Von Grenadieren goldsicher bewacht! —

Das Gouvernement und die Kommandantur,
Sie sorgen für uns wie die Väter nur,
Wir Kindlein, wir halten nicht immer Ruh',
Wo gäb' es wohl Rosen ohne Dornen dazu? —

Sonst weilt hier ein jeder am liebsten recht lang',
Mag stocken, so denkt er, das Avancement,
Ich bin und ich bleibe beim Militär,
Selbst wenn ich Methusalems Großvater wär.

Glaubt nicht, daß für das Land untätig wir sei'n,
Ob fehlet auch manchem ein Arm oder Bein,
An „unlädiertem" Nachwuchs gibts hier ein stattlich Heer,
Und wär es nicht so enge, so gäb es noch viel mehr! —

Wer zählt die Kadetten aus unserm Revier,
Die wurden des Königs kreuzbrave Offizier'?
Und Töchter dazu, ein reizender Schlag,
Ach wären nur auch die Freier danach! —

Ziehn morgens am Hause zum Kreuzberg vorbei,
Voran Vater Frese, die Käfer des Mai,
Kommt gleich unsre ganze Besatzung in Tritt;
Manch Einer, manch Eine marschierten gerne mit.

Doch wird es mal Ernst und an Männern es not,
Folgt, wer's noch kapabel, des Herzens Gebot,
Vergißt seine Leiden, greift mit zum Gewehr,
Für's Vaterland geben das Letzte wir her!

Versetzt man uns endlich zur großen Armee,
So finden das Quartier wir in nächster Näh,
Da ruhen wir aus von der irdischen Müh,
In der allerfürnehmsten Helden-Kompagnie! —

Zur Stund' lacht das Leben beim festlichen Mahl
Die Gäste, die Wirte vereint der Pokal,
Fürwahr, uns vom Alter kein Abbruch geschah,
In feuchtfroher Laune — groß stehen wir da!

So möge es bleiben noch lange wie heut,
Mit der „Abrüstung" hat es für uns wohl noch Zeit.
Für alles, was erwiesen an Gnaden uns hier,
Haus Hohenzollern, wir danken dir!

Hurra, hurra, hurra!

Digitized by Google

Am Morgen nach dem Feste traf von Ihrer Königlichen Hoheit der Großherzogin von Baden folgendes Glückwunschschreiben ein:

„Mit aufrichtiger Teilnahme habe ich von der einhundertfünfzigjährigen Jubelfeier der Stiftung des Invalidenhauses in Berlin Kenntnis erhalten und spreche noch nachträglich meine herzlichen Glückwünsche aus. Ich knüpfe diese Wünsche an die langjährigen, durch die Überlieferung geheiligten Beziehungen der Anstalt zu dem preußischen Königshause und meiner Familie. Mit besonderer Dankbarkeit gedenke ich bei diesem Rückblick auch der vielfachen Beziehungen, welche zwischen dem Invalidenhause und dem Kaiserin Augusta-Hospital seit dessen Gründung bestanden haben. Ich fasse alle diese bedeutungsvollen Erinnerungen in dem herzlichen Wunsche zusammen, daß es dem Invalidenhause auch fernerhin unter Gottes hohem Beistand vergönnt sein möge, seiner segensvollen Bestimmung im Geiste seines großen Stifters zu walten und unter dem gnädigen Schutze Seiner Majestät des Kaisers und Königs Gutes zu wirken.

Schloß Baden, den 17. November 1898.

gez. Luise
Großherzogin von Baden,
Prinzessin von Preußen."

Nach der von Major a. D. Walleiser aus Anlaß des Festes verfaßten Schrift, von der Se. Majestät der Kaiser ein Exemplar Allergnädigst anzunehmen geruhten, die an alle Bewohner des Hauses verteilt wurde, hatten bis dahin an den Wohltaten des Hauses teilgenommen:

273 Offiziere,
8517 Unteroffiziere und Mannschaften,

welche alle unter dem Befehle und der Fürsorge von 20 Gouverneuren und Kommandanten, dank der Gnade unserer Hohenzollernfürsten, ihr Leben ohne Sorgen in dem friedlichen Heim beschließen konnten.

Um auch den Damen des Hauses eine Festesfreude zu bereiten, fand in den Räumen des Offizierkasinos ein vom Offizierkorps gegebenes Tanzfest statt, an dem über 100 Personen teilnahmen und das nach allen Richtungen hin befriedigte.

So hatte die erhebende Jubiläumsfeier für alle Bewohner des Invalidenhauses einen schönen und erfreuenden Verlauf genommen. Den einzigen Schatten, der in das Fest fiel, bildete die andauernde Krankheit des allverehrten Gouverneurs, die ihn von der Feier fernhielt.

Ein wertvolles, für die invaliden Krieger besonders bedeutsames Geschenk wurde dem Invalidenhause von dem in Berlin wohnenden Bildhauer Harro Magnussen gemacht, der bereits früher eine ausgezeichnete Büste des

Digitized by Google

Großen Königs Friedrich, des Stifters dieses Hauses, dem Offizierkasino verehrt hatte. Das Geschenk bestand in der Überlassung des Gipsmodells für die von ihm geschaffene Marmorstatue „der Philosoph von Sanssouci", die den großen König in seinen letzten Lebenstagen, mit seinen Lieblingshunden beschäftigt, zur Darstellung bringt. Das Kunstwerk fand im Risalit des ersten Stockes auf einem mit Stoff dekorierten Sockel Aufstellung, umgeben von an polierten Säulen aus Eichenholz hängenden bronzierten Ketten. Die Marmorausführung des Bildwerkes wurde auf Empfehlung des Altmeisters Adolph v. Menzel von Seiner Majestät dem Kaiser angekauft und hat auf Allerhöchstem Befehl im Sterbezimmer Friedrichs II. in Schloß Sanssouci bei Potsdam Platz gefunden.

Mit dem 31. Dezember 1899 gelangte das 19. Jahrhundert zum Abschlusse, dessen Beginn das Vaterland in seiner tiefsten Erniedrigung sah, dessen Ausgang durch die Wiedererstehung von Kaiser und Reich gekrönt war. Voll freudigen Stolzes gedachte Seine Majestät am Wendetage des Jahrhunderts nicht nur der Heerführer, die die deutschen Heere von Sieg zu Sieg geführt hatten, sondern auch der Männer, die für des Vaterlandes Ehre willig und furchtlos Leben und Blut zum Opfer brachten. Zu den aus Anlaß der Jahrhundertwende in den Adelstand erhobenen Offizieren zählte auch der in Krieg und Frieden erprobte Kommandant des Hauses, Generalleutnant Bergemann, dem am 1. Januar 1900, aufrichtig beglückwünscht von seinen Untergebenen, für Auszeichnung im Felde der Schwertadel verliehen wurde.

Im Jahre 1899 fand eine Renovierung der katholischen Kirche des Invalidenhauses statt. Das Holzwerk, Gestühl, Säulen usw. erhielten einen neuen Anstrich, die Vergoldungen wurden erneuert, andere Gegenstände neu bronziert, so daß das Ganze wiederum einen würdigen Eindruck machte. Die Gesamtkosten bezifferten sich, einschließlich neuer Gasheizungseinrichtungen auch in der evangelischen Kirche, auf rund 7200 Mark.

Nachdem im Laufe des Jahres 1900 die sterblichen Überreste des auf dem Invalidenkirchhofe beerdigten japanischen Ober-Regierungsrates Oku in seine ferne Heimat übergeführt worden waren, fiel das für die Instandhaltung des Grabes ausgesetzte Kapital von 400 Mark der Kirche anheim. Es fand Verwendung bei Anschaffung eines vergoldeten Kreuzes nebst zwei betenden Engelfiguren zur Ausschmückung der Altarrückwand in der evangelischen Kirche, eine Verschönerung, die im ganzen einen Kostenaufwand von 757 Mark erforderte. Außerdem wurde noch für die würdige Beleuchtung des Gotteshauses durch Gasglühlicht Sorge getragen und für diesen Zweck 4 vierflammige und 18 zweiflammige Gasarme aus Bronze beschafft. Die Kosten dieser Einrichtung wurden mit 792 Mark aus dem Schulfonds beglichen.

Digitized by Google

Der während der langjährigen Vertretung des erkrankten Gouverneurs allezeit vom Kommandanten Excellenz v. Bergemann bewiesenen warmen Fürsorge für das Wohl der Bewohner des Hauses verdankte die junge Welt die Hergabe eines geeigneten Stück Landes im Offizierpark zur Anlage eines Tennisplatzes. Aus freiwilligen Beiträgen der sich für diesen anregenden und gesunden Sport interessierenden Offiziersfamilien angelegt, wird er auch durch solche unter der Aufsicht einer besonderen Kommission instandgehalten.

Am 6. August 1901 wurde das Kaiserhaus durch das Hinscheiden Ihrer Majestät der Kaiserin und Königin Friedrich in tiefe Trauer versetzt. Mit der ganzen Armee legte auch das Invalidenhaus vom 7. August bis zum 17. September aus Anlaß des Ablebens der erlauchten Dulderin Trauer an.

Wie früher an der Scharnhorststraße, so wurden auch vom Berlin—Spandauer Schiffahrtskanal aus häufiger Beerdigungsfeiern auf dem Kirchhofe des Invalidenhauses durch Lärm und Geräusch gestört und die Kirchhofsruhe beeinträchtigt. Das Gouvernement stellte daher, den vielseitigen Wünschen entsprechend, den Antrag, den Friedhof nach dem Kanal hin durch eine Mauer abzuschließen. Das Kriegsministerium gab hierzu seine Zustimmung und stellte gleichzeitig zur Festmachung und Verbesserung der Wege auf dem Kirchhofe 13500 Mark in den Etat für 1902 ein. Die Errichtung der Mauer kostete 8149 Mark 85 Pfennig, der Rest wurde für die Verbesserung der Wege verbraucht.

Wie schon früher aus Anlaß der Trauerfeier für den verewigten Hofmarschall Sr. Hoheit des Herzogs Ernst Günther von Schleswig-Holstein, Oberstleutnant a. D. Frhrn. v. Buddenbrock, am 16. März 1900 hatte Ihre Majestät die Kaiserin und Königin Auguste Viktoria die Gnade, in Begleitung Ihrer Königlichen Hoheiten des Prinzen Joachim und der Prinzessin Victoria Luise am Sonntage, den 26. April 1903 dem Gottesdienste in der evangelischen Kirche des Hauses beizuwohnen, an welchem Tage der Invalidenhauspfarrer Schlegel die Predigt hielt.

Am 1. Mai 1903 trat der langjährige, treu bewährte Rendant des Hauses, Rechnungsrat Zacharias, in den wohlverdienten Ruhestand. Die Offiziere, Sanitätsoffiziere und Beamten verehrten ihm zum Andenken einen wertvollen Sessel und gaben ihm im Offizierkasino ein Abschiedsessen. Seine Majestät der Kaiser verlieh ihm den Kronen-Orden 3. Klasse. Die Geschäfte wurden von Oberstleutnant a. D. Frhrn. v. Krane übernommen, dessen endgültige Anstellung am 31. August erfolgte.

Bereits seit längerer Zeit hatte das Gerücht von einer bevorstehenden Abtretung des sogenannten kleinen Parks in der Invalidenstraße, zwischen dem Spandauer Schiffahrtskanal und der Scharnhorststraße belegen, die Gemüter der Bewohner des Invalidenhauses beunruhigt, die in jener schattigen Anlage, ihrem Lieblingsaufenthalte, ein besonderes Schmuckstück erblickten. Anfang Oktober 1901 wurde das Gefürchtete zur Tatsache, denn vom 4.

Digitized by Google

jenes Monats datiert, erhielt das Gouvernement des Invalidenhauses ein Schreiben des Königlichen Kriegsministeriums, Versorgungs- und Justizabteilung folgenden Inhalts: „Seine Majestät der Kaiser und König haben zu genehmigen geruht, daß der an der Invaliden- und Scharnhorststraße belegene Geländeteil des kleinen Invalidenparks für den geplanten Neubau der Kaiser Wilhelms-Akademie für das militärärztliche Bildungswesen verwendet werde. Soweit sich übersehen läßt, wird mit der Bauausführung im Frühjahr 1903 begonnen."

Durch diese Bestimmung des Allerhöchsten Kriegsherrn war nunmehr die Frage der Abtretung eines wertvollen, bedeutenden Teiles des zum Invalidenhause gehörenden Areals zuungunsten des letzteren endgültig entschieden. Der schattige Park allein aber reicht nicht annähernd aus für die Errichtung der für die Kaiser Wilhelms-Akademie erforderlichen Neubauten. Diese beanspruchen vielmehr noch den Trockenplatz, die sämtlichen südlichen zum Hause gehörenden Nebengebäude und den Hof I mit seinen Anlagen. Nach längeren Verhandlungen zwischen den beteiligten Behörden, die sich weit über den im obigen Schreiben genannten Zeitraum hinaus erstreckten, wurde das für den Neubau erforderliche Gelände in Größe von 1 ha, 98 a und 0,5 qm am 3. Juni 1904 der Bauleitung der Kaiser Wilhelms-Akademie übergeben.

Da indessen das gesamte Bauareal nicht sofort, sondern nur nach und nach zur Verwendung gelangt, so wurde die Benutzung eines Teiles des bisherigen Trockenplatzes sowie der daranstoßenden südlichen Nebengebäude und des Hofes I dem Gouvernement bis auf weiteres belassen. Es war dies um so notwendiger, als die Abtretung der genannten Gebäude Ersatz- und Neubauten für das Invalidenhaus erforderlich macht. Letztere sollen bestehen aus: 1. einem Wohnhaus für Feldwebel, Unteroffiziere und Mannschaften; 2. einem Lagerhaus zu Aufbewahrungszwecken; 3. einem Offizierwohngebäude. Die beiden unter eins und zwei genannten Gebäude werden auf Hof III an Stelle der zum Abbruch gelangenden Nebengebäude errichtet und zwar ersteres mit der Front nach der Scharnhorststraße, letzteres an der Grenze zwischen dem Kirchhof und Hof III.

Das Wohngebäude für Feldwebel usw. sowohl, als auch dasjenige für Offiziere wird denjenigen Bewohnern des Hauptgebäudes Raum gewähren, deren bisherige Wohnungen, als den Anforderungen der Hygiene nicht mehr entsprechend, zu Wohnzwecken ungeeignet erkannt wurden. Ersteres wird enthalten: 7 Wohnungen für Feldwebel, je 1 Wohnung für den Kirchhofsinspektor und den Gärtner, 25 Wohnungen für Unteroffiziere und 1 Wohnung für den Zivilkrankenwärter, außerdem Räumlichkeiten für die Wache, zwei Arrestzellen, Bekleidungskammern, Schneiderwerkstatt, Reservekrankenstube, sechs Waschküchen, zwei Rollkammern und fünf Trockenböden

Digitized by Google

zum Aufhängen von Wäsche, dazu Räume im Keller zur Aufbewahrung von Feuerung usw.

Im Offizierwohngebäude, das im Offizierpark an der Scharnhorststraße erbaut werden soll, werden 7 Wohnungen für Leutnants und 2 solche für Hauptleute (ein Zimmer mehr), daneben eine Pförtnerstube, vier Einzelstuben, Kellergelasse, zwei Waschküchen usw. eingerichtet.

Der Beginn der Ersatz- und Neubauten ist für den Sommer 1905 geplant, die Kosten sind auf rund 600 000 Mark veranschlagt und die Bauzeit auf $2^1/_2$ Jahre festgesetzt, so daß das Beziehen der Wohnräume voraussichtlich am 1. Oktober 1907 erfolgen kann.

Eine weitere Abtretung von dem Invalidenhause gehörigen Gelände erfolgte am 4. Juli 1904 und zwar handelte es sich in diesem Falle um einige nördlich der Kesselstraße an der Panke belegene Gärten in Größe von 2109,37 qm, die behufs Errichtung eines Unteroffizierwohnhauses für das Garde-Füsilierregiment der Garnisonverwaltung übergeben wurden.

Außerdem hatte bereits im Jahre 1903 eine Überlassung von Grund und Boden an das Augusta-Hospital stattgefunden, das ein nördlich der Anstalt an der Panke belegenes Gartengrundstück zur Erbauung eines Erholungshauses (Feierabendhaus) für bejahrte Schwestern zugewiesen erhielt, wobei jedoch das Besitzrecht an dem betreffenden Gelände dem Invalidenhause vorbehalten blieb.

Durch Verfügung des Kriegsministeriums wurde die beantragte Renovierung der auf dem Kirchhofe befindlichen Grabdenkmäler der Gebrüder v. Pirch, zweier Generale, die sich in den Befreiungskriegen von 1813/15 besonders ausgezeichnet haben, genehmigt. Die vom Schulfonds des Hauses getragenen Kosten der Erneuerung beziffern sich auf 132 Mark.

Am 15. April 1904 entschlief nach jahrelanger Krankheit der Gouverneur des Hauses, General der Infanterie v. Grolman, tief betrauert nicht nur von seinen direkten Untergebenen, den Bewohnern des Invalidenhauses, sondern von allen, die mit ihm in seinen vielfachen Dienststellungen in Verbindung gestanden hatten oder ihm sonst im Leben nähergetreten waren. Von der großen und allseitigen Verehrung und Liebe, deren sich der Verewigte erfreuen durfte, von der Anerkennung seiner Verdienste legten die vielen Beileidsbezeugungen und prachtvollen Kranzspenden, die die Allerhöchsten und Höchsten Herrschaften der Familie zuteil werden und an des Generals Sarg niederlegen ließen sowie die große Beteiligung an dem Leichenbegängnis, redendes Zeugnis ab.

Auch er wurde mit den höchsten militärischen Ehren von der evangelischen Kirche aus, in der er bei Lebzeiten so regelmäßig an den Gottesdiensten teilgenommen hatte, wie wohl kein anderer Bewohner des Hauses, auf dem Friedhofe des Invalidenhauses bestattet, wo er seine letzte Ruhe-

Digitized by Google

stätte an der Seite einer ihm im Tode vorausgegangenen geliebten Tochter gefunden hat.

Seine Majestät der Kaiser ernannte darauf am 1. Mai 1904 den damaligen Gouverneur von Mainz, Generalleutnant Friedrich Rabot Frhrn. v. Schele, als Nachfolger des Generals v. Grolman zum Gouverneur des Invalidenhauses. Im Jahre 1847 in Berlin geboren, zeichnete sich Frhr. v. Schele bereits im Feldzuge von 1870/71 sowie nach dem Frieden in den verschiedensten Stellungen aus. Namentlich sei hier an seine Tätigkeit in Deutsch-Ostafrika erinnert, die mit dem Jahre 1892 begann, in dem er am 26. Oktober zunächst auf sechs Monate als Stellvertreter des Gouverneurs kommandiert wurde und am 25. März 1893 das Patent als Oberst erhielt. Unter Belassung in dieser Stellung weiterhin am 26. Mai gleichen Jahres à l. s. des Kriegsministeriums gestellt und am 4. Oktober unter Belassung seiner bisherigen Uniform zu den Offizieren à l. s. der Armee versetzt und zum Gouverneur des Schutzgebietes ernannt, wurden ihm auch am 23. Oktober die Funktionen des Kommandeurs der Schutztruppe übertragen. Hier im schwarzen Erdteil hat Frhr. v. Schele sich durch seine Tapferkeit, Umsicht und Energie unverwelklichen Lorbeer erworben, so ganz besonders in der siegreichen Expedition am Kilimandjaro und gegen die Wahehe, wofür er den Orden pour le mérite erhielt. Im Februar 1895 aus Afrika zurückberufen, wurde er zunächst zum Flügeladjutanten Seiner Majestät des Kaisers, 1896 zum Kommandeur der 2. Garde-Kavalleriebrigade und 1900 zum Inspekteur der 3. Kavallerieinspektion ernannt. Vom 18. Mai 1901 bis zum 17. Februar 1903 kommandierte er die 16. Division und wurde alsdann Gouverneur von Mainz.

Nur eine geringe Spanne Zeit durfte der verdiente General seines Amtes als Gouverneur des Invalidenhauses walten, das er bereits krank angetreten hatte. Schon am 20. Juli erlag er seinem Leiden; er wurde auf dem stillen Friedhofe an der Scharnhorststraße von der evangelischen Kirche aus bestattet, an jener historischen Stätte, an der so viele tapfere Krieger, von ihren Taten ausruhend, der Ewigkeit entgegenschlummern. Ein Vorbild soldatischer Tugenden, waren dem Verewigten Ehrungen und Anerkennungen in reichem Maße zuteil geworden. Hohe in- und ausländische Ordensauszeichnungen schmückten die Brust des Verstorbenen, dessen Sinn trotz alledem so bescheiden blieb, dem das „Ich dien" stets als vornehmste Lebensregel galt und der auch als gläubiger Christ vorbildlich, stets seinem Gott die Ehre gab.

Zum Nachfolger des verstorbenen Gouverneurs ernannte Seine Majestät der Kaiser am 1. August 1904 den General der Infanterie und Chef der Landgendarmerie, Frhrn. v. Hammerstein-Loxten. Mit seinem Eintreffen schließen wir den vorliegenden dreizehnten Abschnitt der vierten Periode der Geschichte des Invalidenhauses.

Digitized by Google

Offizierstammliste des Invalidenhauses zu Berlin
vom 1. August 1904.

Gouv.: Gen. Lt. Frhr. v. Schele — 22. 5. 00 A
Komdt.: Gen. Lt. v. Bergemann — Char. 17. 12. 96

Kompagniechefs:

Oberstlt. Werner	Char. 18. 3. 99	G
Maj. Frhr. v. Hoverbeck gen. v. Schoenaich	Char. 16. 1. 73	4
" v. Gazen gen. Gaza	Char. 13. 6. 76	7
" v. Normann	Char. 14. 10. 84	2
" v. Hertell	Char. 3. 7. 86	3
" v. Hartwig	Char. 23. 3. 88	6
" Cramer	Char. 22. 3. 97	5
Hptm. v. Seemen	16. 3. 09 Kk	8

In Hauptmannsstellen:

Oberstlt. v. Hertell	Char. 18. 1. 01	G
Maj. Gr. Prebentow Przebendowski	Char. 19. 11. 85	8
Hptm. Calow	19. 2. 84 D	7

Kompagnieoffiziere:

Hptm. Hatzfeld	11. 5. 72	8
" v. Wedel	Char. 13. 4. 72	5
" Schmidt	Char. 14. 12. 75	G
" Albrecht	Char. 21. 6. 81	2
" Hildebrandt	Char. 15. 12. 81	6
" v. Schmeling	Char. 17. 1. 88	8
" Bertram	Char. 14. 2. 88	3
" te Peerdt	Char. 5. 11. 98	8
" v. Lavergne-Peguilhen	Char. 5. 11. 98	6
Oblt. Graewe	18. 4. 76 Y	5
" Schmude	11. 6. 79 G	7
" Gentner	6. 11. 88	3
" Lorentz	22. 5. 89 E5e	4
" Steinbrunn	27. 1. 99 Bb	7
" Helm	Char. 23. 1. 72	6
Oblt. Wenzel	Char. 15. 7. 75	3
" Wolff Adj.	Char. 4. 3. 76	
" Ritter u. Edler v. Fischern	Char. 24. 11. 81	5
" Bartsch	Char. 22. 3. 97	2
Lt. v. Hartwig	10. 11. 68 H	7
" Lorenzen	6. 7. 69 L3l	G
" Ueltzen	6. 9. 70 Nn	G
" v. Vultejus	30. 1. 71 C	4
" v. Linsingen	15. 2. 71 L	5
" Beck	17. 6. 71 D	4
" Aßmuß	27. 4. 76	2
" Hammer	17. 10. 76 F10f	3
" Schulz	16. 9. 81 W	4
" Graff	27. 1. 94 N	5

In Pfleglingsstellen:

Maj. Frhr. v. der Horst	Char. 20. 2. 69	5
" du Jarrys Frhr. v. la Roche	30. 8. 81 G	4
" Walleiser	Char. 5. 12. 98	8
" v. Bruchhausen	Char. 18. 1. 01	6
Hptm. v. Ostrowski	20. 2. 77	7
Rittm. v. Radecke	17. 9. 87 Hh	G
" v. Drygalski	Char. 26. 4. 92	6
Oblt. v. Koblinski	30. 4. 77 M	8
Lt. Geest	12. 12. 72 B5b1	3

Ob. St. Arzt Dr. Riebel — 3. 4. 97 F — Evang. Pfarrer Schlegel
Ob. Arzt Dr. Pressel — 20. 11. 00 U — Kath. Pfarrer Pingel
" " Dr. Rapp — 18. 4. 03 Z

Bezüglich der Orden sei auf die Rangliste verwiesen.

Gedruckt in der Königlichen Hofbuchdruckerei von E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW12, Kochstraße 68—71.

Digitized by Google

Deutsch-Südwestafrika.*)

Historisch-geographische, militärische und wirtschaftliche Studien.

Vortrag, gehalten in der Militärischen Gesellschaft zu Berlin am 15. März 1905

von

Schwabe,

Hauptmann im Infanterieregiment von Boyen (5. Ostpreußischen) Nr. 41, kommandiert zur Dienstleistung beim Kriegsministerium.

Nachdruck verboten.
Übersetzungsrecht vorbehalten.

Hand in Hand mit der Vervollkommnung der Seeschiffahrt ging die Erforschung der Welt. Mehr denn zwei Jahrtausende sind vergangen seit jenen Zeiten, in denen den Völkern des vorchristlichen Kulturkreises, die sich um das Mittelmeer gruppierten, ihre Heimatländer zu eng wurden. Es zog sie hinaus in die unbekannte Ferne. Ein Sehnen ging durch die damals so kleine Welt, ein Sehnen, Niegesehenes zu sehen und Unbekanntes zu erforschen, und das Verlangen, die köstlichen Schätze zu heben und die wunderbaren Völker zu besuchen, von denen — weit über den Meeren — die Fama berichtete. Mit kühnem Mute sprengten phönizische Seefahrer den Zauberbann der „Tore des Herkules", und mit geblähten Segeln gewannen ihre Gaditane den offenen Ozean. Und jene ersten „Helden des Meeres", denen die stolze Schönheit der Sonne des Südens, denen die Farbenpracht des Orients nicht unbekannt war, sie priesen die in der Folgezeit neu entdeckten Länder als reicher und schöner denn ihre Heimat. Linder und würziger wehten dort die Lüfte, üppiger sproßten edle Gewächse, blauer und erfrischender däuchte ihnen das Meer, froher und reicher die Menschen, die dort lebten. Die „glücklichen Inseln" und die Westküste Afrikas tauchten auf aus der blauen Flut, und jede neue Entdeckung spornte zu weiterem Vordringen in die unbekannte Ferne an.

Seit diesen Zeiten erwuchs dem Menschengeschlechte die weisheitsvolle Erkenntnis, daß die Meere kein trennendes, daß sie vielmehr ein **verbindendes** Element seien, und in diesem Bewußtsein ist im Lauf der Jahrhunderte — von grauer Vorzeit an bis zu unseren Tagen — ein Heer von Abenteurern und von Entdeckern, von kühnen Seefahrern, tatendurstigen Kriegern, von Kaufleuten, Männern der Wissenschaft und Religion hinaus-

*) Der Vortrag mußte gegen die vorliegende Arbeit stellenweise gekürzt werden.

Digitized by Google

gezogen in das Ungewisse, losgerissen von der Heimat, nur ihrem Sterne folgend und vertrauend.

Verschiedenartig wie ihr Handwerk waren auch die Triebfedern ihrer Wagnisse: die Begier nach Ruhm, Ehre, Reichtum und Herrschgewalt sind die ursprünglichsten und menschlichsten, denen dann später idealere, die erstrebte Ausbreitung des Handels, des Volksgebiets, der Religion, die Vervollkommnung der Wissenschaft und endlich die Lösung sozialer Probleme folgten. Und alle diese Entdeckungsfahrten hatten etwas ungemein Nationales an sich, denn dem glücklichen Abenteurer und Entdecker folgten die vielgeschmähten Konquistadoren, folgte die wohlorganisierte und -durchdachte Expedition, die zur Besitzergreifung der Entdeckung führte. So entstanden die ersten Handels-, Plantagen- und Siedlungskolonien.

Aber einer großen Anzahl der ersten Entdeckungen in ferner Vorzeit war ein seltsames Schicksal beschieden: das des Vergessenwerdens. Gewaltige Ereignisse der Weltgeschichte lenkten das Interesse der Menschen in andere Bahnen, Expeditionen verschollen und zogen die Kenntnis der Entdeckung mit sich ins Grab. Meteorgleich oder wie eine Fata morgana, ein Mirage, ist so die Kunde von der Existenz weiter Länder aufgetaucht, um bald darauf wieder im Dunkel zu versinken und später — nach vielen Jahrhunderten oft — aufs neue und nun endgültig wieder zu erstehen.

Dies Schicksal traf auch das atlantische Afrika, denn als die Epigonen der phönizischen Entdecker treten erst wieder Spanier und Portugiesen und die Söhne der seefahrenden Städterepubliken Italiens im 14. und 15. Jahrhundert auf den Plan, auf dem Wege nach dem fernen Wunderlande Indien, dem „Phantom des Chryse", des Goldes, folgend, das, wie unser großer Geograph Richthofen sagt, ihnen den weiten Weg erhellte.

In unsicheren Konturen zuerst — dann deutlicher und immer deutlicher — treten aus märchenhaftem Dunkel die Küsten West-, Süd- und Ostafrikas hervor. Hier die Negerdespotien der Elfenbein-, Gold- und Sklavenküste, dort — am Südende des gewaltigen Erdteiles — aus dem Nebelmeere das Cabo tormentoso, das „Vorgebirge der Stürme", umspült von wilden, gefahrvollen und gefürchteten Gewässern, und endlich die Ostküste Afrikas in ihrer herrlichen Tropenpracht. Prinz Heinrich der Seefahrer ist der genialste Sohn dieser Zeiten, der Seeweg nach Indien ihr Problem. Die Meergewaltigen Holland und England erscheinen im Wettbewerbe, und jenseits des Stillen Ozeans, an den fernen indischen Küsten, werden gewaltige Kämpfe ausgefochten, die auch entscheidend sind für den Besitz der Süd- und Ostküste Afrikas.

Das Innere des schwarzen Erdteils bietet damals unter dem Wogen einer gewaltigen Völkerwanderung das Bild eines brodelnden Hexenkessels. Und in diesen wilden Wirrwarr hinein wird zum ersten Male das christliche Kreuz getragen.

Digitized by Google

Die Portugiesen Bartolomeo Diaz und Diogo Cão, die im Jahre 1486 das Kap der Stürme umsegelten, müssen als die Entdecker unseres heutigen Schutzgebiets gelten. Auf dem brandungumpeitschten Kap Croß erhob sich eine Marmorsäule, die, im Jahre 1893 auf Befehl Seiner Majestät des Kaisers nach Deutschland übergeführt, heut die Marineakademie in Kiel ziert und auf ihrem alten Standorte durch eine neue ersetzt wurde. Das verwitterte Denkmal trägt die Inschrift: „Im Jahre 6685 nach Erschaffung der Welt und 1485 nach Christo ließ der erhabene und glorreiche König D. João II. von Portugal dieses Land entdecken und diese Säule errichten durch seinen Ritter Diogo Cão."

Gleichwie aber für uns das heut von den tausend Lianen des tropischen Uferwaldes umrankte und wie in tiefem Zauberbanne schlummernde Groß-Friedrichsburg versunken ist, so versank auch damals die Entdeckung Diogo Cãos, um erst nach fast vier Jahrhunderten wieder zu erstehen. —

In raschen energischen Schlägen bemächtigte sich dann unser Zeitalter des neuesten Arbeitsfeldes des Welthandels in Afrika. Weit früher aber als unser Deutsch-Südwestafrika wurden die angrenzenden Gebiete, das portugiesische Angola im Norden und die zunächst, seit Beginn des 17. Jahrhunderts, holländischen, dann — seit 1815 — englischen Länder am Kap der guten Hoffnung der europäischen Kultur, dem Handel, dem Verkehr und der Besiedlung durch Europäer erschlossen.

Zu den Zeiten, als bereits ein reicher Kranz blühender und aufstrebender Städte die Küsten des Atlantischen und Indischen Ozeans zierte, als Kapstadt und Port Elisabeth, East London und Durban entstanden und zu verkehrsreichen Handelszentren geworden waren, nachdem man die Eingeborenen der Küstenländer in langen und wilden Kämpfen in das Innere zurückgetrieben hatte, lag unser heutiges Schutzgebiet noch in tiefer Weltabgeschiedenheit da. Zwar waren auch an seinen Küsten, wie wir gesehen haben, kühne Seefahrer gelandet, aber weder diese noch die späteren Umsegler des Kaps der guten Hoffnung hatten die unwirtlichen Strandwüsten zu weiterem Eindringen zu reizen vermocht. Und so blieben denn diese Gestade einsam seitwärts der großen Karawanenstraßen des Ozeans liegen, und noch bis in die letzten Jahrzehnte des verflossenen Jahrhunderts sollten die Schiffe aus aller Herren Länder, die nach Südafrika segelten und dampften, achtlos an einem Lande vorüberziehen, dessen Erwerbung und Kultivierung uns Deutschen vorbehalten blieb.

Es ist das Oasenhafte dieser weiten Gebiete, das ihnen die jungfräuliche Unberührtheit bis in die jüngste Zeit bewahrte.

Im Westen nämlich — 1450 km längs der Meeresküste hinstreichend — trennt ein gewaltiger Strandwall und ein Gürtel rasch und stetig ansteigender Dünen-, Sand- und Steinwüsten das fruchtbare Hinterland von dem Ozean, und ebenso wird dieses fern im Osten von einem Binnenland-Dünengürtel,

Digitized by Google

den wasserarmen Kalahari- und Omaheke-Landschaften und den Sumpfgebieten am Okavango-Sambesi gegen das Britisch-Betschuanaland abgeschlossen.

So war also ein Zugang sowohl vom Meere wie auch vom Binnenlande aus beschwerlich und nicht leicht zu finden. Tief im Süden aber, dort wo der Orangefluß die brausenden Wasser durch die Klüfte und Schründe seines tief eingerissenen Felsbettes dem Atlantik zuwälzt, und hoch im Norden, wo der Kunene schnell durch das flache Land dahinfließend dem Meere zueilt, liegen die Einfallstore in unser heutiges Schutzgebiet.

Ursprünglich bevölkerten nur die Buschmänner, jenes rätselhafte Glied der afrikanischen Urrasse, und das Negervolk der Haukoin, die Bergdamara, das Land, unstet die unendlichen, wildreichen Grassteppen und Bergwildnisse durchstreifend und an den weit auseinanderliegenden Wasserstellen rastend und ihre Buschhütten bauend. Am Ende des 18. Jahrhunderts aber veränderte sich das Bild.

Durch das nördliche Tor zwischen Kunene und Okavango brach, durch uns unbekannte Einflüsse hinausgedrängt aus seinen ursprünglichen nördlicheren Wohnsitzen, die Phalanx eines mächtigen Bantuvolkes in das Land ein. Einer gewaltigen Flutwelle gleich überschwemmten die Ovaherero, begleitet von ungeheuren Rinderherden, die Landschaften des heutigen Damaralandes bis hinunter zu den lieblichen Ufern des Swakopflusses. Was sich ihrem Vordringen in den Weg stellte, wurde vernichtet oder zu Sklaven gemacht. Der Rest der Buschmänner und Bergdamara floh in die unzugänglichsten Örtlichkeiten und führte dort das Leben des gehetzten Wildes. Die unersättliche Ländergier der Herero aber, ein Symptom, das sich bis in die neueste Zeit bei ihnen geltend gemacht hat, veranlaßte sie, immer weiter nach Süden vorzustoßen. Hier jedoch fanden sie energischen Widerstand. Südlich des Auasgebirges nämlich, um Rehoboth und weiterhin im Stromgebiete des Auob und Nosob bis hinunter zum Orangeflusse saßen zu Anfang des 19. Jahrhunderts bereits Stämme der Khoi-Khoin, der Naman, oder wie wir sie heute meist nennen: der Hottentotten. Unter ihnen ragte an Macht und Ansehen die „Rote Nation" hervor, deren Häuptling Oasib weithin über den Süden herrschte. In der allgemeinen Linie des Swakop erfolgten die ersten wütenden Zusammenstöße zwischen den Hirten der Herero und den Jägern der Naman. Die schwarze und gelbe Rasse begannen den gewaltigen Kampf, der fast ein volles Jahrhundert erfüllte.

Oasib übernahm die Führung der Hottentotten, aber er mußte bald einsehen, daß seine Macht der der Herero nicht gewachsen war. In dieser Stunde der Not gedachte er der Teile seiner Nation, die damals noch jenseits des Orangeflusses hausten, der Orlam, deren Vorposten aber schon am Großflusse selbst standen. Sein Ruf nach Hilfe fand bei diesen williges Gehör.

Die Wohnsitze der kriegerischen „Orlam"-Stämme der Naman hatten ursprünglich weit südlicher gelegen in den fetten Weidegründen der Kapkolonie,

Digitized by Google

das Wahrzeichen ihrer Heimat war der Tafelberg, aber durch die immer mehr wachsende Einwanderung von Weißen wurden sie in jahrzehntelangen und blutigen Kämpfen immer weiter und weiter nach Norden in das wüste Buschmanns- und Klein-Namaland verdrängt. Längst schon war ihnen der Gebrauch des Gewehrs und die Art und Weise europäischer Kriegführung bekannt und geläufig, und längst schon hatten sie voll Begier auf die Landschaften nördlich des Orangeflusses gesehen, in denen ihnen eine neue, glücklichere Heimat zu winken schien.

Jetzt rüttelte Oasibs Ruf sie auf aus ihrem stumpfen Zaudern und rief sie zu neuen Taten.

Ein gewaltiger Heerbann überschritt die buschigen Ufer des Grenzflusses. Die Führung riß die Häuptlingsfamilie und der Stamm der Afrikaner an sich, und ihnen folgten neben anderen, heute fast vergessenen Stämmen die Witbois und die Teile der Nation, die wir heut als die Orlam von Bethanien und Berseba kennen.

Seinem weithin über die Grenzen der damaligen Kapkolonie hinaus gefürchteten Vater Jager war Jonker Afrikaner in der Herrschaft gefolgt, wohl der größte Eingeborene, den Südafrika je hervorgebracht hat, ein rastloser Mann von großen Gaben des Geistes und Körpers, ein Krieger vom Scheitel bis zur Sohle, ein kluger Staatsmann und ein Träumer zugleich, dem die Verwirklichung eines großen Nationalreichs der Naman vorschwebte.

An der Spitze seiner Reiter warf er sich auf die Herero, und im Fluge wurde das Land bis weit hinauf zu dem großen Salzsee, der Ethosapfanne, unterworfen. Das Feuerrohr in der Hand des Hottentotten brach den Mut der mit Speer und Keule anstürmenden Kaffern, die Herero wurden zu Sklaven und blieben es in harter Knechtschaft, bis es ihnen am 15. Juni 1863, nachdem auch sie im Tausch für ihre Rinder in den Besitz von Gewehren gelangt waren, in dem mörderischen Treffen bei Otjimbingwe gelang, das Joch der durch Bruderkriege und zahllose Fehden geschwächten Hottentotten abzuschütteln. Das Ringen jedoch fand hiermit kein Ende. Jonker Afrikaner zwar war in die ewigen Jagdgründe dahingegangen, aber in seinem Sohne Jan Jonker Afrikaner und in Hendrik Witboi, dem kampfesfrohen Häuptling des Orlams von Gibeon, entstanden seinem Vermächtnis Erben und den rachedurstigen Naman neue, gewaltige Führer im Streite. Aus den finsteren Schluchten des Gansgebirges und aus dem befestigten Heerlager Hoornkrans fielen die Verbündeten, denen sich zeitweise alle anderen Namastämme und die Bastarde von Rehoboth anschlossen, mordend und brennend, sengend und plündernd in das Hereroland ein und jahrzehntelang hielten sie ganz Südwestafrika in Aufregung und Unruhe, — bis dann das Jahr 1892 einen Umschwung der Lage brachte. Ein neuer Faktor trat in die Entwicklung der politischen Verhältnisse ein: die Deutschen. —

Digitized by Google

Die ersten Europäer, die in unser heutiges Schutzgebiet eindrangen, waren vereinzelte Jäger, Händler und Missionare.

Die Rheinische Missionsgesellschaft in Elberfeld und Barmen hatte bereits in den dreißiger Jahren des verflossenen Jahrhunderts ihre ersten Sendboten nach Südafrika entsandt, die zunächst südlich des Orangeflusses ihre Tätigkeit entfalteten. Bald jedoch wurde man auch auf die nördlicheren Gebiete aufmerksam, und dies umsomehr, als die dort lebenden Namahäuptlinge und unter ihnen Jonker Afrikaner selbst, um die Entsendung von Missionaren gebeten hatten. Frisch ging es an die Arbeit, und wenn auch die ununterbrochenen Kriege der Missionstätigkeit ungeheure Schwierigkeiten bereiteten und hier und dort zum zeitweisen Aufgeben einzelner Stationen zwangen, so überwand die opferfreudige Hingabe der „Sendlinge" doch endlich siegreich alle Hemmnisse, und ein starkes und stetiges Fortschreiten in der Ausbreitung der christlichen Lehre schien sich im Groß-Namalande bemerkbar zu machen. Nicht so günstig entwickelten sich die Verhältnisse im Damaralande, wo der verschlossene, mißtrauische und finstere Charakter der Herero von den ersten Zeiten, von 1844 an bis in unsere Tage dem Wirken der Missionare zahllose Schwierigkeiten schuf. Vollständig erfolglos aber blieb der erste, im Jahre 1857 unternommene Versuch im Ambolande. 1870 erst konnten dorthin die ersten — und zwar finnischen — Missionare entsendet werden, die heute zwar ebenfalls gewisse Erfolge erzielt zu haben vermeinen von denen es mir jedoch unzweifelhaft erscheint, daß sie — gleichwie im Herero- und Namalande — nur Scheinerfolge sind und sein konnten. Nicht die Missionare sind hierfür verantwortlich zu machen, sondern die politische Ordnung der Dinge im Lande, die bis 1904 ungebrochene Herrschgewalt der Eingeborenen. Das hat uns das verflossene Jahr mit erschreckender Deutlichkeit bewiesen.

Die weißen Jäger und Händler, die als Vorboten einer späteren Besiedlung das südwestliche Afrika betraten, kamen von weither gezogen. Sie wurden angelockt durch die Kunde von dem Wildreichtum des Landes und von den ungeheuren Rinderherden in den Steppen der Damaragebiete. Quer durch die Kalahariwüste und über den Ngami-See zogen sie heran aus den Ländern weit im Osten am Mittellauf des Orangeflusses und tief unten aus der Kapkolonie. Ihre ungefügen Wagen, auf denen sie die Handelswaren, Gewehre, Pulver und Blei, Sättel, Branntwein, Stoffe, prächtige Kleider und vieles andere mit sich führten, wurden von Bewaffneten begleitet, denn der Weg und das „Handelsfeld" waren unsicher und gefahrvoll. Oft war es vorgekommen, daß die Händler, nachdem sie ihre Waren gegen Rinder, Elfenbein, Wildfelle und Gehörne eingetauscht und dann mit den gewonnenen Herden den weiten Rückweg angetreten hatten, von ihren Handelsfreunden angefallen wurden und den eben erworbenen Besitz mit den Waffen in der Hand verteidigen mußten. Die Ovambo und Herero waren hierin

Digitized by Google

besonders gefürchtet. Weit besser war mit den Naman auszukommen, die viel zu klug waren, um die für ihre ununterbrochenen Einfälle in das Hereroland unentbehrlichen Munitionslieferanten durch Erpressungen und Beraubungen zu verscheuchen.

So entwickelte sich trotz der eben geschilderten Fährnisse ein lebhafter Handel im Nama- und Damaralande, aber alle diese ersten Jäger und Händler waren doch nur zeitweise Besucher unseres heutigen Schutzgebiets, und Jahrzehnte vergingen, bevor die ersten Spuren einer seßhaften weißen Bevölkerung sich geltend machten. Wiederum waren es dann Missionskolonisten, die zuerst an den Punkten sich ansiedelten, an denen die Missionare bereits kleine Gemeinden Eingeborener gesammelt hatten. Im Jahre 1863 entstanden so die Uranfänge einer Besiedlung des Landes mit Deutschen in Otjimbingwe.

Als 21 Jahre später Deutschland die Gebiete zwischen Orange und Kunene unter seinen Schutz stellte, hatte sich die Zahl der im Lande ansässigen Weißen nur wenig vermehrt. Dem ersten deutschen Reichskommissar Dr. Goering standen keine Machtmittel zu Gebote, und obgleich er sich redliche Mühe gab, zwischen Naman und Herero Frieden zu stiften, so blieben diese Versuche doch vollständig erfolglos, und der Reichskommissar wurde sogar durch die Umtriebe eines britischen Agenten, Lewis, der die Herero gegen ihn aufhetzte, gezwungen, zu flüchten und zeitweilig das Land zu verlassen. Als kurz darauf die erste deutsche Schutztruppe unter den beiden Herren v. François nach Südwestafrika geschickt wurde, wandten sich die Verhältnisse aber doch zum Besseren. Zwar hatte auch der damalige Hauptmann v. François nicht durchsetzen können, daß zwischen den streitenden Parteien Friede geschlossen wurde, denn er mußte sich — eine harte Aufgabe für den energischen und tatenfrohen Mann! — seiner Instruktion gemäß jedes Eingriffs in die zügellosen Streitigkeiten der Eingeborenen enthalten, aber er erreichte es doch, daß seine Truppe von 21 auf 50 Mann verstärkt wurde, und mit diesen gründete er die beiden ersten deutschen Stützpunkte im Damaralande, die Wilhelmsfeste (Tsaobis) und Groß-Windhuk. Um diese beiden festen Plätze, unter deren Türmen sich in der Folgezeit deutsche Einwanderer sammelten, tobte der Krieg weiter, wobei es gerade heut bemerkenswert und psychologisch interessant ist, daß beide Parteien die Neutralität der Deutschen streng respektierten. Aber François ließ nicht nach, die Unhaltbarkeit der Zustände an maßgebender Stelle in der Heimat zu schildern, und konnte endlich im Namen des Deutschen Kaisers den Landfrieden gebieten. Er scheute keine Anstrengung und Gefahr, persönlich bei beiden Parteien die ernstesten Vorstellungen zu erheben, und nach mancherlei Abweisungen schienen seine Mühen den ersehnten Erfolg bringen zu wollen. Es war dies im Jahre 1892, bis zu dem wir weiter oben die Geschichte der Eingeborenen verfolgt haben.

Digitized by Google

Wie ein Lauffeuer durcheilte damals die frohe Kunde das Land vom Kunene- bis zum Orangefluß, daß Hendrik Witboi, der berühmte und gefürchtete Führer der Naman, und Samuel Maharero, der Oberhäuptling der Herero, Frieden zu schließen geneigt seien. Der Bastardhäuptling Hermanus van Wijk von Rehoboth hatte sich zur Vermittlung erboten. Der einzige, der nicht triumphierte, war der Hauptmann v. François. Das Land brauchte allerdings Ruhe, aber François erkannte doch mit scharfem Blick, daß der so unerwartet rasch zu Stande gekommene Friede sich gegen ihn selbst, gegen die Deutschen richten sollte. Dies unbestreitbare und große Verdienst des Reichskommissars ist bisher nie genügend gewürdigt worden, daß nämlich seine kühlüberlegende Haltung gegenüber den Eingeborenen ihn in dem Augenblick, in dem seine Politik gewonnen zu haben schien, die drohende Gefahr voll erkennen ließ.

Das Ergebnis dieser Erkenntnis bildete das Eintreffen von 200 deutschen Soldaten im März des Jahres 1893. Mit ihnen konnte François sich unverzüglich gegen Hendrik Witboi wenden, der seine dunklen Pläne durchschaut sah und mit wilder Energie den Kampf aufnahm, stets in der Hoffnung, unter den anderen Hottentottenstämmen und den Herero Bundesgenossen zu finden. Die Bastarde von Rehoboth, an die er, ebenso wie an die Herero, einen scharfen Brief mit der Aufforderung, sich für ihn oder wider ihn zu erklären, sandte, riß der Reichskommissar durch schnelle und energische Maßnahmen auf seine Seite, und damit verging auch den Häuptlingen des Groß-Namalandes und denen der Herero die Lust, sich den Witbois anzuschließen. Hendrik erhielt zwar versteckten Zulauf von fast allen Hottentottenstämmen des Südens, aber eine offene Erklärung für ihn erfolgte von keinem der Häuptlinge. Damit war viel, vielleicht alles gewonnen!

In zwölfter Stunde, d. h. zu rechter und in gewitterschwüler Zeit, begann der Hauptmann v. François diesen Krieg, in dessen Verlauf er in vielen siegreichen Gefechten der Machtstellung Hendriks den erschütternden Stoß versetzte, und dessen Beendigung sein Nachfolger, Major Leutwein, nach erneuten schweren und glücklichen Kämpfen in der Naukluft im September 1894 durchführte.

Die Niederwerfung des mächtigen Häuptlings, dessen Namen man weit über die Grenzen der Kolonie hinaus ebenso in San Paul de Loanda, in Kapstadt und Pretoria wie in Laurenço Marquez nannte, machte einen starken Eindruck in ganz Südafrika, verhinderte aber nicht, daß in der Folgezeit alljährlich neue kriegerische Expeditionen notwendig wurden, um die Unbotmäßigkeit einzelner Stämme zu zügeln. So mußten in den Jahren 1894/95 die Khauas- und Simon Copperschen Hottentotten zur Ruhe gebracht werden; das Jahr 1896 sah den verlustreichen Feldzug gegen die rebellischen Ost-Herero, Ovambandjeru und die wiederum aufständischen Khauas; 1897 empörten sich die Afrikaner am Orangefluß und 1897/98

Digitized by Google

mußte man gegen die Zwartbois und Toopnaars im Kaokofeld marschieren. Es trat dann eine Periode der — scheinbaren! — Beruhigung ein, bis gegen Ende des Jahres 1903 sowohl im Ambolande und am Okavango wie im Bondelzwartgebiet starke Unruhen ausbrachen, die von den Herero, die seit Jahren systematisch den nationalen Aufstand vorbereitet hatten, im Januar 1904 als Sprungbrett benutzt wurden. —

Wenn aus dieser mit groben Strichen gezeichneten Geschichte des Schutzgebiets zur Genüge hervorgeht, daß die deutsche Herrschaft den Eingeborenen aller Stämme und Rassen bis in die neueste Zeit gleichmäßig verhaßt und beseitigenswert erschien, so muß die Frage aufgeworfen werden ob es denn überhaupt möglich sein konnte, die Eingeborenen zu Freunden der deutschen Herrschaft im Lande zu machen. Im Hinblick aber auf die Geschichte und Entwicklung des übrigen Südafrika, im Hinblick ferner auf die gleichartigen Verhältnisse des Schutzgebiets und endlich im Hinblick auf den selbstbewußten, herrischen Charakter seiner Eingeborenen mußte man diese Frage von vornherein energisch verneinen!

Ich habe des öfteren in Wort und Schrift darauf hingewiesen, daß Kolonisieren zu allen Zeiten und auf allen Schauplätzen der Weltgeschichte eine Machtfrage war. Diese Tatsache muß auch in unserem Falle an erster Stelle in Betracht gezogen werden.

Wenn schon die Geschichte der Handels- und tropischen Plantagenkolonien, in denen im allgemeinen die Geringfügigkeit des einwandernden weißen Elements nur unbedeutende Veränderungen der Besitzverhältnisse hervorruft, und deren wesentlicher Gewinn gerade auf der durch die kulturelle Lehrtätigkeit der Weißen gesteigerten Produktivität der Eingeborenengebiete beruht, wenn schon die Geschichte dieser erfüllt ist von zahllosen Beispielen energischen Widerstandes der dünkelhaften und mißtrauischen Eingeborenen — um wieviel mehr wird man diesen Widerstand bei der Entwicklung einer Siedlungskolonie voraussetzen müssen, selbst wenn, wie in Südwestafrika, zunächst nur die absolut herrenlosen Gebiete in den Besitz der einwandernden Weißen übergehen.

In Südafrika brauchte man nicht weit zu suchen, um lehrreiche Beispiele hierfür zu finden: die mit Blut geschriebene Geschichte der Burenfreistaaten, die der Kapkolonie, des Sululandes, des portugiesischen Südostafrika und endlich der furchtbare Matabeleaufstand im Jahre 1896 geben deren genug.

In Südwestafrika aber lagen die Verhältnisse noch besonders schwierig. Die deutsche Verwaltung traf hier eingeborene Rassen an, die durch über zwei Menschenalter wütende Kämpfe erregt, kriegerisch gesinnt, wohl bewaffnet und selbst Eroberer waren. Zudem mußte die durch die Eigenart des Landes bedingte Lebensweise seiner Eingeborenen und deren Charakter mit einer stärkeren Einwanderung logischerweise kollidieren.

Digitized by Google

Südwestafrika ist das Land der Steppenweiden; mit Ausnahme der Ovambo sind seine Bewohner, vor allen aber die Herero, viehzüchtende Nomaden, deren Lebensführung naturgemäß weit ausgedehntere Gebiete beansprucht als die einer seßhaften, Garten- oder Ackerbau betreibenden Bevölkerung. Die Herero besaßen nun allerdings derartig ausgedehnte Gebiete, daß sie zunächst keinen Grund hatten, irgend welche Unruhe zu zeigen, trotzdem aber nahm ihre Erregung mit der wachsenden Einwanderung Weißer dauernd zu. Sie gaben an, daß sie durch diese in ihrer Existenz bedroht würden, und bewiesen ihre üble Laune durch zahlreiche Grenzüberschreitungen in den Jahren 1895/96, indem sie behaupteten, im eigenen Lande nicht genügende Weide für ihre Herden zu finden.

Und doch konnte in diesen ersten Jahren der Entwicklung Südwestafrikas von einer Einengung der Herero durch die deutschen Einwanderer keine Rede sein. Die wenigen Farmer, die damals um Windhuk, am Auasgebirge, bei Seeis und weiter östlich bis nach Gobabis zu saßen, hielten sich vor den Herero ängstlich zurück und die von ihnen erworbenen Ländereien gehörten nicht zum Hererolande, sondern zu einem herrenlosen Landstrich, zu einer gewissermaßen „neutralen Zone", deren Existenz nach den Kriegen zwischen Herero und Naman von beiden Parteien stillschweigend anerkannt worden war.

Aber wenn man auch bei weitgehendster Berücksichtigung des Nomadencharakters der Herero ihre infolge der doch nur sehr langsam zunehmenden Einwanderung wachsende Unruhe sich dahin erklären kann, daß sie nicht von heute auf morgen, sondern in eine fernere Zukunft sahen, so brachte doch das Jahr 1897 einen vollständigen Umschwung der Lage: die Rinderpest dezimierte die nach Hunderttausenden zählenden Herden der Herero und brachte das Volk in seiner Entwicklung und seinem Nationalvermögen um Jahrzehnte zurück. Logischerweise konnten die Herero den Vorwand, daß ihr Land „zu klein" sei, nun nicht mehr geltend machen. Jetzt aber trat ihr wahrer Charakter hervor, ihre bereits von mir erwähnte unersättliche und unberechtigte Ländergier, ihre Anmaßung und Überhebung. Und da sie ein starkes und selbstbewußtes Volk waren, blieb die infolge der allmählichen Stärkung des weißen Elements erhoffte Einschüchterung vollständig aus und das gegenteilige Resultat, ein furchtbarer, hier und da offen zu Tage tretender Haß keimte in ihnen auf, ein Haß, der im Januar 1904 in der Vernichtung alles Deutschen sich Genüge zu tun suchte.

Der Widerstand der Hottentotten leitet sich aus im wesentlichen ähnlichen Motiven her. Bei ihnen treten jedoch der Hang zu dem ungebundenen, ruhelosen, wilden und beutereichen Kriegsleben, Stolz oder besser: eine fast an Wahnsinn grenzende Eitelkeit und Überhebung, die Freude an gefahrvollen Abenteuern und der Haß gegen alle und jede Ordnung und Obrigkeit noch stärker hervor. Sie waren es, die den gelbhäutigen Krieger immer wieder

Digitized by Google

hinaustrieben zu aussichtslosem Kampf. Endlich aber wird neuerdings auch die Furcht vor der drohenden Entwaffnung in erster Linie den Ausschlag gegeben haben.

Auf die Ovambo will ich hier nicht näher eingehen. Ich erwähne den verräterischen Angriff des Häuptlings Nechale auf unsere nördlichste Station Namutoni nur, um an ihn anknüpfend auch bezüglich des Ambolandes die allgemeine Schlußfolgerung aus der politischen Entwicklung des Schutzgebietes zu ziehen, daß die Existenz starker und bewaffneter Eingeborenenstämme die Ansiedlung des weißen Mannes und die Entfaltung seiner Kultur verneint. Erst nach der vollständigen Entwaffnung aller Eingeborenen ist eine Siedlungskolonie als „pazifiziert" zu bezeichnen. Dieser Zustand allein bietet die Gewähr für eine friedliche und glückliche Entwicklung unseres Schutzgebietes. Er ist daher mit allen Mitteln herbeizuführen, und nur ganze Arbeit kann uns hier frommen!

Ich wende mich nunmehr dazu, in Kürze einige Streiflichter auf die allgemeine Landeskunde des Schutzgebietes zu werfen:

Die nach dem Namen der sie bewohnenden Eingeborenen benannten Teile des Landes, das Ambo-, Herero- und Groß-Namaland zeigen nicht allein in politischer Hinsicht, sondern ebenso in bezug auf Klimatologie, auf Fauna, Flora und Geognosie scharf begrenzte Unterschiede. Als vierter Teil kommen die Küstengebiete hinzu, in sich gleichartig und abgeschlossen.

Der allgemeine Aufbau des Schutzgebietes bietet das eigenartige und fesselnde Bild gewaltiger Terrassenlandschaften, die von der Küste an rasch und stetig ansteigend etwa in der Mittellinie des Landes ihre größte Seehöhe erreichen, um dann nach Osten — nach der Kalahari-Depression zu — ebenso rasch wieder abzuflachen. Vor den Augen des Reisenden türmen sich gigantische Hochländer auf; wildzerrissene Felsengebirge, die ein Meer von Gipfeln, von Kuppen, von Tafelbergen, von tief eingeschnittenen Schluchten und einsamen Hochtälern zeigen, wachsen aus ihnen empor. Während im Norden und Osten des Schutzgebiets die Terrassenländer einen mehr ebenen Charakter zeigen, treffen wir die höchsten Erhebungen, die überwältigende Schönheit erhabener, massiger und wildzerklüfteter Bergländer, im mittleren Teile, und im Groß-Namalande die großartigen und seltsamen, für Südafrika typischen Tafelbergformationen.

Die Figuration der Strandlinie des Schutzgebiets ist einfach und arm an Einbuchtungen. Die Küste wird bespült von dem in süd-nördlicher Richtung streichenden, kalten Benguëlla-Strom, der nicht allein auf die Temperatur dieser Meeresteile und der an sie grenzenden Landkomplexe, sondern auch auf die Gestaltung der Küste einen entscheidenden Einfluß ausgeübt hat. Ihm ist es zuzuschreiben, daß die alljährlich in der Regenzeit von den Flüssen dem Meere zugeführten ungeheuren Sandmassen nordwärts

Digitized by Google

geleitet und an vorspringenden Punkten der Küste abgelagert werden, und durch diesen Umstand ist die Versandung einer Anzahl von Häfen eingetreten, die dicht nördlich größerer Flußmündungen liegen. So war der erst 1832 entdeckte Ogdenhafen bereits im Jahre 1879 vollständig verschwunden, das gleiche Schicksal traf 1894 den Sandwich-Hafen, und die Walfisch-Bai scheint in ähnlicher Weise ihrer allmählichen Versandung entgegenzugehen, wie der durch den Bau eines steinernen Wellenbrechers gebildete Boots- und Leichterhafen vor Swakopmund. Die Lüderitzbucht allein, weitaus der beste Hafen unserer Küste, wird durch die ihr südwestlich vorgelagerte bergige Sturmtaucher-Halbinsel vor jeder Verflachung geschützt.

Die weiten Küstenlandschaften sind arm an Niederschlägen und fast vegetationslos. Dünen-, Sand- und Steinwüsten geben ihnen das Gepräge trostloser Öde und Verlassenheit.

In einer Breite von 70 bis zu 180 km zieht sich dieser Gürtel mächtig ansteigender Wüsten von Kunene bis zum Orange hin, in seiner nördlichen Hälfte durchbrochen von tiefeingerissenen, von kahlen Randgebirgen begleiteten Flußbetten, die mit ihrer Kette von Süßwasserstellen die Straßen in das Innere bilden. Im Kaokofeld sind der Hoanib, Ugab und Eisib die bekanntesten, im Damaralande Swakop und Kuiseb die für den Verkehr bedeutsamsten.

Südlich des Kuiseb aber beginnt die eigentliche Region der totbringenden Dünen- und Flugsandwüsten, die — mit alleiniger Ausnahme des Weges Lüderitzbucht—Kubub — jeden Verkehr zwischen Küste und Binnenland unmöglich machen. Die Flüsse, die, wie der Tsondab und Tsauchab, hier dem Meere zustreben, verschwinden an der östlichen Dünengrenze unter den Sandbergen, um fern im Westen nach 180 km langem, unterirdischem Lauf dicht am Meere wieder zu erscheinen. Da sie auch hier noch unter der oberen Sandschicht Süßwasser führen, so können sie für die Erforschung dieser unbekannten Küstengebiete — besonders in bergbaulicher Hinsicht — immerhin von großem Wert sein.

Von einer Bevölkerung des gesamten Küstenstrichs ist mit Ausnahme der Hafenplätze kaum zu reden. Nur wilde Buschleute und halbvertierte Hottentotten durchstreifen diese schauerlichen Einöden, um die wenigen Wasserstellen sich sammelnd und vom Fischfang und der Jagd auf Seevögel lebend. Der Fischreichtum der Küstengewässer ist ein übergroßer, der rationell betriebene Fang aber war bisher nur im stillen Wasser der Buchten und Lagunen möglich, da Hochseefischerboote und die nötigen Fanggeräte fehlten. Würden diese beschafft, so wäre z. B. eine Versorgung der an der Eisenbahn liegenden Teile des Binnenlandes mit frischen, getrockneten und eingesalzenen Fischen möglich und wohl auch lohnend für den Unternehmer.

Die frei und offen daliegenden Küstenteile sind dem Anprall der mächtigen Dünung und Brandung des Südatlantik preisgegeben, so daß

Digitized by Google

Landungen außerhalb der Häfen und der wenigen und nur teilweise geschützten Reeden überaus gefahrvoll und in der Mehrzahl der Fälle überhaupt nicht durchführbar sind. Die vom Major v. François dem Verkehr geöffnete Reede an der Swakopmündung ist zweifellos die günstigste an der ganzen Küste; meiner Ansicht nach, die ich seit vielen Jahren geltend gemacht habe, hätte man jedoch anstatt des Baus einer festen Mole, eines Wellenbrechers, dessen Versandung sich mit Sicherheit voraussehen ließ, die Anlage eines in Eisenkonstruktion auszuführenden Piers in Angriff nehmen sollen. Im übrigen bin ich der Meinung, daß man in Rücksicht auf die Lösung der Ovambofrage, die über kurz oder lang durchgeführt werden muß, versuchen sollte, an der Nordküste des Kaokofeldes eine Reede zu finden, die ähnliche Vorteile wie die Swakopmündung bietet. Für die Versorgung der im Ambolande operierenden und — späterhin — dort stationierten Truppen würde die Auffindung einer, wenn auch nur bedingt brauchbaren Reede von größter Bedeutung sein.

Das Amboland mit den deutschen Landschaften am Okavango-Sambesi bildet den einzigen Teil des Schutzgebiets, der in der Tat bereits in bezug auf Klima und Flora rein-tropischen Charakter zeigt, während die Hochlandschaften des Herero- und Groß-Namalandes, die bis zum Breitengrade von Rehoboth geographisch ebenfalls der tropischen Zone zugerechnet werden müssen, infolge ihrer Seehöhe und infolge des Einflusses der das Land bespülenden kalten Meeresströmung subtropischen Charakter tragen.

Die starke Regenmenge des Ambolandes bildet die Grundlage für die ackerbauende Beschäftigung seiner Bewohner, die, in zahlreiche Stämme gespalten, aber doch ziemlich eng zusammengedrängt, den mittleren Kern des Landes bewohnen, das im Westen, Osten und Süden von ausgedehnten, aber menschenleeren Wald- und Wüstensteppengebieten umschlossen wird. Die Siedlungen der Ovambostämme gruppieren sich um die Landschaften Ongandjera und Ondonga, in denen auch die Hauptorte und die Stationen der Finnischen Missionsgesellschaft liegen. Im Norden, zwischen Kunene und Okavango, geht das deutsche Amboland in einer Ausdehnung von 480 km unvermittelt und ohne jede natürliche Grenze in das portugiesische Amboland über. Da der die sogenannte „Grenze" bildende Breitengrad auch in politischer Beziehung keine Trennung darstellt, sondern willkürlich quer durch die Ovambostämme läuft, ist die Lösung der „Ovambofrage" untrennbar von einer Neuordnung der Grenzverhältnisse mit den Portugiesen.

Diese Frage ist, wie bereits bemerkt, neuerdings eine brennende geworden. Einerseits durch die in der letzten Zeit vor dem Aufstande mit Energie in Angriff genommene völlige Erschließung und teilweise Besiedlung des nördlichen Damaralandes und die zum Schutze desselben bis an den Etosha-Salzsee vorgeschobenen deutschen Militärposten, die in der Folgezeit auch die umfangreichen Arbeiten der Otavi-Minen- und Eisenbahn-

Digitized by Google

Gesellschaft, den Bau der Eisenbahn Swakopmund—Omaruru—Otavi—Tsumeb und den Abbau der Otavi- und Tsumeb-Kupferminen gegen jede Beunruhigung zu decken haben werden; anderseits durch den Angriff der Ovambo auf die Station Namutoni und endlich durch die schwere Niederlage, die vor wenigen Monaten die aufständischen portugiesischen Ovambo den Truppen beigebracht haben, die von der Regierung Angolas zu ihrer Beruhigung ausgesandt worden waren. So sehr es nun auch zu wünschen wäre, mit den Ovambo in Frieden auszukommen — denn sie bilden den zweitstärksten Eingeborenenstamm des Schutzgebiets, sind intelligent, fleißig, anstellig und als Arbeiter überall gesucht — so scheint doch wenig Aussicht hierzu vorhanden zu sein, da sie andererseits wieder außerordentlich argwöhnisch, stolz, dem Europäer abgeneigt sind und von ihren Häuptlingen despotisch regiert und willenlos gelenkt werden. Wir sehen, daß hier starke Gegensätze im Charakter des Volkes sich offenbaren, unter denen die seit 1868 oft unter Lebensgefahr im Ovamboland arbeitenden finnländischen Missionare schwer zu leiden hatten. Bald freundlich aufgenommen und in ihrer schweren Kulturarbeit von dem Stammeshäuptling auf das beste unterstützt, bald wieder — ohne daß irgend eine sicht- oder fühlbare Verstimmung eingetreten wäre — auf ein Wort, einen Befehl des wankelmütigen Herrschers hin von ihren Zöglingen verlassen, dem Haß böswilliger Elemente preisgegeben, verfolgt und der Frucht ihrer Mühen beraubt, haben die Ovambo-Missionare von jeher ein dornenvolles Dasein geführt. Ein höchst beachtenswerter Unterschied im Volkscharakter der Ovambo einerseits und der Herero und Hottentotten anderseits macht sich gerade in dem Verhältnis des Volkes zu seinem Häuptling und zu den Missionaren bemerkbar, denn wenn einerseits die Macht der Herero- und Namahäuptlinge sich nicht im entferntesten mit der von den Despoten des Ambolandes ausgeübten messen konnte, so wurde doch bis zum Ausbruch der jetzt bestehenden großen Aufstände sowohl im Herero- wie ganz besonders im Namalande den Missionaren fast stets ein gewisser Einfluß — auch in politischer Hinsicht — eingeräumt.

Aber die Verschiedenheiten der Volkscharaktere werden durch die ebenerwähnten Punkte nicht erschöpft. Es liegt auf der Hand, daß sie zwischen Ackerbauern und Nomaden weit mannigfacher sein müssen.

Bemerkenswerte Schlüsse in dieser Hinsicht lassen sich auch aus der Stellungnahme der Eingeborenen zu den weißen Einwanderern ziehen. Herero und Hottentotten traten in engere Beziehungen fast ausschließlich zu Einwanderern deutscher Nationalität. Man hat diesen nach dem Ausbruch der großen Aufstände im Jahre 1904 bitteres Unrecht getan, indem man ihnen einen Teil der Schuld zuschieben wollte. Wer die Lage der Ansiedler — und insbesondere der unter den gewalttätigen, rohen, aufsässigen und übelwollenden Eingeborenen weit verstreut sitzenden Farmer — mit eigenen Augen gesehen hat, dem kann es nicht zweifelhaft sein, daß nicht die Ein-

Digitized by Google

wanderer sondern allein die Eingeborenen die Urheber der furchtbaren Aufstände waren. Oder sollten — ich scheide hier die überwältigende Summe tatsächlicher Beweise aus! — die in Südwestafrika eingewanderten deutschen Kaufleute, Farmer, Bauern und Handwerker zufällig und in der Tat so grundverschieden von den deutschen Elementen sein, die von jeher und noch heut an allen Enden der Welt — ich nenne nur Rußland, Natal, die Kapkolonie, Südamerika — als Kolonisten gesucht und geschätzt werden?

Bei den Ovambo allerdings liegen die Verhältnisse in vieler Beziehung wesentlich anders, und es fragt sich, ob wir die im Verkehr mit den Herero und Naman gesammelten Erfahrungen ohne weiteres und mit Berechtigung bei der Lösung der Ovambofrage verwerten können.

Immerhin ist eins sicher, daß nämlich zum mindesten ein Teil der Ovambo, der Stamm des Häuptlings Nechale, uns offen feindlich gesinnt ist, während andere Teile des Volkes zweifelhaft und schwankend erscheinen. Da wir mit den Ovambo bisher kaum in Berührung gekommen sind, bedarf ihr Mißtrauen und ihre offene Feindschaft uns gegenüber einer aufklärenden Betrachtung. Bei den Häuptlingen werden sich diese Symptome unschwer auf die Entwicklung der Verhältnisse im Hererolande, den Aufstand und die befürchtete Gefährdung ihrer Herrschaft durch die Ausdehnung der deutschen Machtsphäre zurückführen lassen, bei dem Volke aber einerseits auf die erwähnte, von ungezügeltem Aberglauben unterstützte Despotie der Häuptlinge und anderseits auf die mißlichen Verhältnisse in dem von den nördlichen Ovambostämmen bewohnten Teile der Kolonie Angola. Die portugiesische Regierung nämlich hatte in bester Absicht, aber mit wenig glücklichem Erfolg Jahrzehnte hindurch Verbrecher nach Angola deportiert. Durch die Seßhaftmachung dieser für die Besiedlung einer Kolonie ungeeignetsten Elemente wurden im südlichen Hinterlande Angolas höchst unglückliche Zustände geschaffen. Die Deportierten suchten sich der Machtsphäre der Regierung zu entziehen und begannen eine systematische Ausplünderung der Eingeborenen, so daß die Regierungsorgane in den Küstenstädten sich in einigen Fällen genötigt sahen, Truppen gegen ihre eigenen Ansiedler auszusenden. Da diese Expeditionen jedoch nicht immer glücklich verliefen, kannte die Raubluft der Deportierten bald keine Schranken mehr. Förmliche Kriegszüge wurden unternommen, besonders im südlichen Angola, in Mossamedes, um die herdenreichen, ackerbauenden Ovambostämme dieser Gebiete zu brandschatzen.

Dabei hatten sich die Deportierten zunächst der Waffen und Munition bedient, die ihnen die Regierung zum Schutze ihrer Ansiedlungen gegen die Eingeborenen überliefert hatte, während später ein im großartigsten Maßstabe aufblühender Schmuggel sie mit diesem unentbehrlichen Handwerkszeug versorgte. Dieser Schmuggel jedoch fand bald auch den Weg zur gegnerischen Partei, den Ovambo, die in der Erkenntnis, daß Bogen, Speer und Keule dem Feuerrohr des weißen Mannes nicht ebenbürtig seien, willig im Tausch-

Digitized by Google

handel ihre Rinder für Gewehre und Munition gaben. So erstarkte die Widerstandskraft der Eingeborenen allmählich, und an den räuberischen Deportierten wurde schreckliche Vergeltung geübt. Zugleich entwickelte sich aber der Sklavenhandel zu höchster Blüte. Die im Hinterlande von Mossamedes und im Ambolande umherziehenden Händler kauften den despotischen Häuptlingen der Ovambo Kriegsgefangene und mißliebige Untertanen für Gewehre, Pulver, Blei und Branntwein ab und zogen mit den Sklavenkarawanen nordwestwärts, wo in Angola sich Abnehmer genug für das „schwarze Elfenbein" fanden.

Es hat längerer Zeit und der größten Anstrengungen seitens der portugiesischen Regierung bedurft, um diese Zustände zu bessern. Ihr Studium dürfte von besonderem Wert für die deutschen Verfechter der Deportation nach Südwestafrika sein. — Aber auch im Südwesten und Süden ihres Gebietes waren die Ovambo steten Feindseligkeiten ausgesetzt. Im Westen bildeten die kriegerischen und raublustigen Hottentotten des Kaokofeldes, die Zesfonteiner und die Zwartbois von Franzfontein, eine stete Gefahr für die dortigen Stämme, während im Südosten die Herero von der Gegend des Waterbergs her in dauernden Vorstößen gegen die Landschaften um Grootfontein und Otavi Terrain zu gewinnen suchten, was ihnen jedoch gründlich mißlang. In diesen Wirrwarr hinein gerieten die Burenzüge, die um 1874 das Transvaal verlassen hatten und westwärts das Betschuanaland durchziehend unter unsäglichen Strapazen und nach furchtbaren Leiden über den Ngami-See die Küsten des Kaokofeldes erreicht hatten. Ihre Reste waren von der portugiesischen Regierung im Jahre 1878 aufgenommen und in Humpata angesiedelt worden. Bald jedoch kam es zu Streitigkeiten sowohl mit den Portugiesen wie mit den Eingeborenen, wobei man gerechterweise die Buren nicht von aller Schuld freisprechen kann. Infolgedessen wurde im Jahre 1884 ein allgemeiner Auszug — ein Treck — beschlossen, und die „Vortrecker" zogen unter Führung des Händlers Jordan quer durch das Amboland südwärts. Im Jahre 1885 erwarb Jordan von dem Ovambohäuptling Kambonde ein bedeutendes Gebiet südlich und südöstlich der Etosha-Salzpfanne. Hier wurde ein neuer Freistaat, „Upingtonia", gegründet, dem aber nur eine kurze Dauer beschieden sein sollte, denn nach der 1886 im Omandonga auf Anstiften Nechales, eines jüngeren Bruders Kambondes, erfolgten Ermordung Jordans wurde Grootfontein nach kurzer Zeit von den Buren wieder verlassen, nachdem sie, was für uns besonders bemerkenswert ist, kurz zuvor sich und ihr Gebiet unter den Schutz des Deutschen Reichs gestellt hatten.

Im Jahre 1857 hatten übrigens bereits die Missionare Hahn und Rath der Rheinischen Missionsgesellschaft auf günstige Berichte des englischen Reisenden Galton hin, der 1851 die Ovambo besuchte, den Versuch gemacht, dort festen Fuß zu fassen, waren aber übel empfangen worden und mußten

Digitized by Google

das Land in eiliger Flucht verlassen. 1866 erneuerte der unermüdliche Hahn den Versuch, der jetzt glückte und zur Einführung (1868) der der Rheinischen Missionsgesellschaft nahestehenden finnländischen Missionare führte, die, wie bereits oben bemerkt, noch heute unter den Ovambo wirken. Im übrigen sind bis zur Jetztzeit von Süden her mit den Ovambo stets nur einzelne Reisende in Berührung gekommen, deren bedeutendste und erfolgreichste Galton, Anderssson, Green, Hahn, Smuts, Dr. Schinz, v. François und Dr. Hartmann waren. Von Norden her jedoch blieb das Amboland bis auf den heutigen Tag unter dem starken und unheilvollen Einfluß des portugiesischen Händlerheeres.

Und so haben sich denn, wenn wir das bisher Gesagte noch einmal kurz zusammenfassen, die Verhältnisse zugespitzt: Die Lösung der Ovambofrage ist näher gerückt — ganz abgesehen von den im Jahre 1903 im Nordosten ausgebrochenen Unruhen und von dem offenen Angriff Nechales — durch die Ausdehnung der wirtschaftlichen Erschließung des Landes bis an die Südgrenze der Ovambogebiete. Dort gewinnt die Lage durch die Nähe starker und wohlbewaffneter Eingeborenenstämme, durch ihr Nichtanerkennen der deutschen Herrschaft und durch ihr Nichtrespektieren der deutschen Grenze ein bedrohliches Ansehen. Die deutsche Regierung sieht sich vor die Aufgabe gestellt, die Ovambo zu friedlichen Bürgern unseres Schutzgebiets zu machen, d. h. ihr Zutrauen zu gewinnen. Gelingt dies, so liegt bei der Bedeutung des Ovambovolks und bei dem wirtschaftlichen Wert seines Landes, das die bisher erschlossenen Teile unseres Schutzgebiets in glücklichster Weise ergänzt, ein kulturelles Arbeitsfeld offen, auf dem die reichsten Lorbeeren gepflückt werden können. Gelingt es nicht, so wird zunächst der Starrsinn und die unumschränkte Macht der Häuptlinge gebrochen werden müssen.

Vielleicht wird man im Falle eines Krieges wenigstens einige Stämme gütlich gewinnen und so die Macht der Gesamtnation zersplittern können. Zwietracht hat immer zwischen den einzelnen Häuptlingen geherrscht, aber andererseits ist es nicht ausgeschlossen, daß die „Deutsche Gefahr" sie ihren alten Hader vergessen läßt und die alten Gegner nur um so fester zusammen kittet.

Die Zahl der Ovambo auf deutschem Gebiet wird verschieden, von 80 000 bis zu 120 000 Seelen angegeben, die Zahl der Krieger von 15 000 bis 25 000, wovon mindestens 3000 bis 4000 mit Hinterladern Bewaffnete, doch ist es möglich, daß diese Zahl noch zu gering angesetzt ist. Dr. Schinz, einer der wenigen und besten Kenner der Ovambo, sagt schon im Jahre 1891, daß die Büchse den nationalen Waffen bereits starke Konkurrenz gemacht habe, und daß es nur noch weniger Jahre bedürfen werde, um den Bogen bei den Ovambo so selten zu machen wie bei den Herero, bei denen er bereits zum Kinderspielzeug geworden war. Endlich sei noch bemerkt, daß die größeren Dörfer der Ovambo durch weit übermannshohe Baumpalli-

Digitized by Google

faden, die in mehreren Reihen hintereinander stehen und in die Schießscharten geschnitten sind, sowie durch Erdwälle und Dornbuschverhaue geschützt sind, so daß ein Angriff auf dieselben ohne die Mitwirkung von Artillerie, wenn überhaupt, dann nur unter übergroßen Verlusten von Erfolg gekrönt sein würde.

Man wird also gut tun, das Pulver trocken zu halten und sich jeder Eventualität zu versehen.

„Si vis pacem para bellum!" Das ist's, was wir auch hier beherzigen müssen, denn auch die Lösung der Ovambofrage läßt nur ein Resultat zu: ein entwaffnetes und sich der deutschen Herrschaft beugendes Volk! —

Ich habe dieser Frage eine ihrer Bedeutung entsprechende eingehendere Würdigung zuteil werden lassen, nunmehr aber kehren wir zurück zur Betrachtung der südlicheren Teile des Schutzgebietes, des Herero- und des Namalandes.

Das subtropische Klima dieser weiten Landstriche: warme Tage, aber kühle Nächte selbst in der heißesten Zeit, macht sie so überaus geeignet für die Besiedlung durch Europäer. Wenn im Ambolande die häufigeren und günstiger verteilten Niederschläge bereits für den Plantagenbau — den Anbau edler, tropischer Nutzpflanzen — volle Gewähr bieten, so tragen die ungeheuren Steppenlandschaften des Herero- und Namalandes infolge der weniger günstigen Niederschlagsverhältnisse ein wesentlich anderes Gepräge. Die Viehzucht — die Zucht des Rindes, des Pferdes und des Kleinviehs aller Art — ist es, wozu diese prächtigen, nahrhaften Weiden auffordern. Hunderttausende von Rindern und Pferden, Millionen von Schafen und Ziegen können auf ihnen ihre Nahrung finden, und in den letzten Jahren vor den Aufständen war man energisch bei der Arbeit, die eingeborenen und minderwertigen Rassen durch die Einführung edlen Zuchtmaterials zu verbessern. Die bedeutenden Erfolge, die hierin bereits erzielt worden waren, sind heut ausnahmslos vernichtet. Der Umstand jedoch, daß wenige Jahre seit dem Aufhören der Rinderpest, seit 1898 genügten, um den durch die Seuche dezimierten Viehbestand fast wieder auf die alte Höhe zu bringen, gibt uns die Sicherheit vollen Erfolges für die Zukunft. Ganz besonders gilt dies von der Zucht von Wollschafen und Merinos. Auch die Straußenzucht sei hier erwähnt.

Gartenbau kann an zahlreichen Stellen mit bestem Erfolg betrieben werden; Körnerbau jedoch nur an einzelnen günstigen Orten und für die Zukunft überall dort, wo das geeignete Land durch künstliche Bewässerung fruchtbar gemacht werden kann. Unabhängig aber von dieser bietet die Kultur zahlreicher Südfrüchte, vor allem der Dattel und Feige an den Flußläufen und des edelsten Weins auf den Kalkplateaus, sichere Aussicht auf

Digitized by Google

reiche Erträge. Auch der bereits seit längem von den Eingeborenen kultivierte Tabak gedeiht gut.

Ich habe mit dieser gedrängten Übersicht zeigen wollen, daß die Produktivität des Schutzgebiets, das in den breitesten Volksschichten lächerlicherweise den Ruf einer Wüstenei hat, in keiner Weise hinter den Steppengebieten des übrigen Südafrika, der Kapkolonie, des Transvaals und der Orangeflußkolonie zurücksteht. Und in der Tat haben mir Deutsche, Buren und Engländer, die unser Schutzgebiet aus eigener Anschauung kannten und die ich in den ebenbezeichneten Ländern traf, an Ort und Stelle bestätigt, daß dies auch ihre Meinung sei.

Gewiß — auch in Deutsch-Südwestafrika dehnen sich weite, sterile Wüstengebiete aus, die einen trostlosen Eindruck machen — sie bilden aber doch nur die unansehnliche Schale eines goldenen Kerns. Vor allem aber muß man, um die Schönheit und den Wert des Schutzgebiets erkennen zu können, die großen, vielbegangenen Heerstraßen meiden, an denen der auf- und abflutende Verkehr die Weiden vernichtet und dem Lande ein Aussehen verleiht, das dem der Seitenlandschaften des Inneren Hohn spricht. Und so kann denn auch nur derjenige — der wandernde Händler, der Farmer, der Jäger und Soldat — der weitab von den Straßen und Wohnungen der Menschen das weite „Feld" durchschweift, der über Berg und Fluß, durch Tal und Wald vordringt, die Eigenart und den Wert eines Landes wie Südwestafrika voll erkennen; nicht aber der, welcher, und wenn auch hundert Mal, die großen Straßen hinaufzieht, die der Verkehr geschaffen hat.

Wenn wir von der Küste her kommend die großen Wüstenflächen mit ihren tief in das Massiv des Urgesteins eingeschnittenen Flußläufen und den flugsandbewehten Gebirgen durchquert haben, erreichen wir in den Wüstensteppen die Gebiete beginnender Vegetation. Noch liegen die wildzerrissenen Bergzüge kahl unter dem Glast der Sonne da, aber an ihren Abstürzen, in den Regenschluchten, an den Betten der Rinnsale, der Bäche und Flüsse sprießen schon dürftige Gräser und Büsche; niedrige kriechende Bäume zeigen sich hier und dort in den bereits wildreichen Ebenen.

Wir dringen weiter vor und immer lieblicher wird das Land, bis wir es — wenn wir dem Lauf des Swakop folgen: etwa in der Höhe von Salem und Anawood — in seiner ganzen Schönheit erschauen dürfen. Weite Hochebenen öffnen sich vor uns, unendliche Flächen, ein wogendes Meer gelben Grases. Galleriewaldungen und Haine riesiger, dichtbelaubter Ana- und Dornbäume spenden an den Flußläufen dem Wanderer Schatten, und voll Entzücken ruht sein Auge auf den Felsengebirgen, auf diesem Chaos von Kuppen und Gipfeln, von massigen Rücken und scharfen Graten, hinter denen sich in duftiger Ferne neue Hochlandschaften auftürmen. Schon bedecken sich hier auch die schroffen Hänge der Gebirge mit saftigen, kräuterreichen Bergweiden; die Ebenen zeigen den Charakter der Parklandschaft;

Digitized by Google

wie grüne Inseln tauchen Baum- und Buschgruppen aus ihrem Grase empor. —

Wer die sanften Hügelwellen des Damaralandes, das Schluchtengewirr der wildromantischen Bergländer der Bastardhochebenen, wer die weiten baumlosen Grassteppen des Namalandes sehenden Auges durchschritten hat, der wird mit mir einer Meinung sein, daß diese Länder es verdienen, deutsch zu sein.

Und doch ist Deutsch-Südwestafrika in seinem Hauptteil ein aridos Land. Mit Ausnahme der Grenzströme, des Kunene, Okavango, Sambesi und Orange finden sich nur periodische Flüsse, die in der Zeit der großen Regen — vom Januar bis April — oft gewaltige Wassermassen führen, die jedoch ebenso schnell abfließen, wie sie gekommen sind. Es liegt dies in dem geologischen Aufbau des Landes begründet, das von seinen ziemlich die Mitte des langgestreckten Gebietes haltenden höchsten Erhebungen und Wasserscheiden in gewaltigen Terrassen nach Osten und Westen abfällt. Die Flüsse haben daher meist starken Fall. Hierzu kommt, daß ein Feuchtigkeitsersatz durch Niederschläge in den meist völlig regenlosen Monaten Mai bis Dezember nicht eintritt, dagegen der Verdunstungsprozeß infolge der innerhalb dieser Zeit immer mehr steigenden Trockenheit der Luft ein enorm großer wird. Lediglich in den in der Ebene liegenden Teilen des Flußbetts oder dort, wo Felsbarrieren das Bett schneiden und die Wasser aufstauen oder endlich in Löchern und Bassins, die sich häufig in den Flußbetten finden, hält sich offenes Wasser noch längere Zeit nach den letzten Regen. Da jedoch die Mehrzahl der größeren Flüsse auch in der Trockenzeit unterirdisch — unter der oberen Sandschicht — schwach strömendes Wasser führt, so sind die Bewohner Südwestafrikas von jeher daran gewöhnt, sich durch mehr oder weniger tief versenkte Brunnen die Schätze des Grundwasserstroms zu erschließen. So ist — wenn auch Quellen („Fonteinen") und größere oder kleinere Teiche (meist Sammelwasserstellen im Lehmboden, sogenannte „Vleys") sich über das ganze Land verstreut finden — doch die Mehrzahl der Siedlungen an den Lauf der Flüsse gebunden. Erklärt sich durch diese für ganz Südwestafrika gleichen Verhältnisse das Nomadenhafte seiner eingeborenen Völker und zum Teil auch der eingewanderten Weißen, so mußte der zum größten Teil durch die Missionare erzeugte Drang nach festen Wohnsitzen, die Periode der beginnenden Seßhaftigkeit, sich ganz besonders günstige Stellen des Landes zu seiner Entwicklung suchen. Nur dort wurde die Anlage dauernder Siedlungen möglich, wo Wasser zu jeder Zeit und in einer die Erhaltung der Herden sichernden Menge vorhanden war. So entstanden, zunächst unter dem Einfluß der Missionare, denen nach der Besitzergreifung des Landes durch die Deutschen die Regierung, die Schutztruppe, die Ansiedler folgten, Gemeinden an den Örtlichkeiten, die offenes Wasser in genügender Menge besitzen. Bald jedoch ging man — dem Beispiel der nahen Kap-

Digitized by Google

kolonie folgend — dazu über, den Wasserreichtum künstlich zu heben. Der Brunnenbohrer und der Kulturtechniker erscheinen auf dem Plan, und unter ihrer Hilfe bricht vom offenen Wasser aus der Farmer auf, um durch die künstliche Schaffung von Wasser, durch Bohrungen und Dammbauten, sich und seinen Herden Gebiete voll herrlichen Weidegrases zu erschließen, die bis dahin infolge des Fehlens von Wasserstellen tot und unbenutzt dalagen.

Und so sehen wir in Südwestafrika ein Land der Kulturoasen entstehen, die räumlich oft weit getrennt sind durch Landschaften, die noch heute nur in der Regenzeit dem Nomaden Unterhalt bieten, mit deren schrittweiser Eroberung man jedoch jetzt bereits beschäftigt war.

Natürlich ist es dabei, daß einzelne der europäischen Kulturzentren den anderen weit voraus waren. Es sind dies die am leichtesten zugänglichen und somit am frühesten besiedelten, zwischen denen man bereits moderne Verkehrsmittel (Eisenbahnen) findet, sowie die, in denen bereits entdeckte Bodenschätze (Mineralien und ähnliches) der Ausbeutung harren.

Durchaus irrig ist es übrigens, anzunehmen, daß es unter geordneten friedlichen Verhältnissen im Schutzgebiet an Wasser für Menschen und Tiere fehle. Mit Ausnahme der Wüstenflächen vielmehr und vereinzelter anderweitiger Örtlichkeiten ist Wasser für diese Zwecke durchaus genügend vorhanden, und seine Menge kann, wie bereits oben bemerkt, durch geeignete Erschließungsmaßregeln in ungeahnter Weise gehoben werden.

Insbesondere aber wird man sich hüten müssen, auf Grund der jetzt im Schutzgebiet bestehenden Verhältnisse irgend welche Schlüsse auf dessen wirtschaftlichen Wert und seine Entwicklungsfähigkeit ziehen zu wollen.

Wenn heutzutage oft Klagen über den Wassermangel laut werden, so ist zu bedenken, daß wir rund 13 000 Soldaten nach Südwestafrika geschickt haben. Von diesen hat die Mehrzahl in den weitentlegenen und wenig erkundeten Landschaften operieren müssen, in die der flüchtige Gegner sich ihrer Unwegsamkeit und Wasserarmut wegen geworfen hatte, um der Verfolgung zu entgehen. Es sind dies die bereits im Anfang des Vortrags von mir erwähnten östlichen Grenzgebiete, die Omaheke und die Landschaften an der Kalahari. Die Verlegung des Kriegsschauplatzes in diese Gegenden hat den Nachschub an Proviant, Munition und Kriegsmaterial aller Art überaus schwierig gestaltet. Denn ebenso wie z. B. die Verfolgung der Herero in die Omaheke hinein für unsere Truppen die größten Beschwerden mit sich brachte, weil den Verfolgern lediglich die Wasserstellen zu Gebote standen, die von den Verfolgten bereits benutzt und erschöpft waren, so traf bei der enormen Belastung der Etappenstraßen die späteren Transporte das gleiche Schicksal.

Die koloniale Kriegsgeschichte lehrt es in zahllosen Beispielen, daß in unproduktiven Ländern — und zu diesen müssen wir Südwestafrika jetzt

Digitized by Google

wieder rechnen — der Erfolg der Kriegführung vor allem von einem sicher und genügend spielenden Transportwesen abhängt. Diese Lehre ist für unsere südwestafrikanische Expedition voll gewürdigt worden durch die Hinaussendung der militärisch-organisierten Kolonnen, denen im Verein mit den im Lande aufgestellten und den aus der Kapkolonie durch Kauf und Ermietung herangezogenen Transportformationen die Versorgung der Truppen in vorderster Linie obliegt. Wenn nun bei den im Südosten von Windhuk stehenden Truppen doch neuerdings Mangel an Proviant und damit eine erhebliche Verzögerung der Operationen eingetreten war, so wird dies in erster Linie der schwierigen Beschaffenheit der Anmarschstraßen zu den entlegenen Gebieten um Gochas zuzuschreiben sein. Erschwert wird die Lage ferner durch die vom Januar bis Mai auftretende „Pferdesterbe" und durch den Umstand, daß einzelne und überhaupt Wagen ohne starke Bedeckung nicht fahren können, weil die übergroße Beweglichkeit der hottentottischen Gegner ebenso zur Vorsicht mahnt, wie ihre Lust und Geschicklichkeit zu Unternehmungen hinter der feindlichen Front bekannt sind.

Für die bei Keetmannshoop und Warmbad operierenden Truppen trifft das gleiche in womöglich noch verstärktem Maße zu, denn die neuerdings vielgenannte Straße Kubub—Lüderitzbucht gehört zweifellos zu den schwierigsten der Welt. Der Wassermangel, die starken Steigungen und endlich der Flugsand-Dünengürtel auf der 120 km langen Strecke machen es zur Unmöglichkeit, einen militärisch-sicheren Nachschub auf dieser Basis zu organisieren. Das Einzige, was hier helfen kann, ist eine Eisenbahn, und der nunmehr beabsichtigte Bau derselben ist ebenso jetzt im Interesse der militärischen Operationen, wie später für die wirtschaftliche Entwicklung des Groß-Namalandes mit Freuden zu begrüßen. —

Unsere braven Truppen stehen heute im südlichen Teile des Schutzgebiets ähnlichen Schwierigkeiten gegenüber wie vor nunmehr einem Jahre im Hererolande. Damals traf die weitaus schwerste Aufgabe, die nämlich, den verschlagenen, ortskundigen und starken Gegner in den furchtbaren, meilenweiten Dornbuschwildnissen der Omaheke aufzusuchen, das Expeditionskorps der Marineinfanterie unter dem Major v. Glasenapp. Was dies fast ausschließlich aus unberittenen Truppen bestehende Detachement in den zu jener Zeit noch ganz unbekannten Einöden des östlichen Hererolandes geleistet und erduldet hat, wird ihm ebenso unvergessen bleiben wie dem Hauptmann Franke sein kühner, rascher Siegesritt aus dem Namalande bis nach Omaruru.

Die später eintreffenden Truppen trafen weit klarere Verhältnisse an: die am Waterberg versammelten Herero, gegen die dann Generalleutnant v. Trotha den gewaltigen Schlag führte, der mit der sich anschließenden monatelangen Verfolgung in der Tat als vernichtend für die Volksmacht der Herero anzusehen ist.

Digitized by Google

Vielfach habe ich die Hoffnung äußern hören, daß der Feldzug im Groß-Namalande schneller und müheloser beendet sein werde, als der gegen die Herero, aber ich kann diese Hoffnung nicht teilen — es sei denn, daß ganz besondere Glücksfälle sich ereigneten. Denn die Wucht der geschlossenen Masse der Herero ersetzen die Hottentotten durch eine weit höhere Beweglichkeit, die alle Befürchtungen übertrifft, und der Wert des einzelnen Mannes als Krieger ist bei ihnen ungleich höher anzuschlagen. Bewaffnung aber und fatalistische Tapferkeit werden sich die Wage halten, auch kann es nicht zweifelhaft sein, daß die Naman im Besitze reichlicher Munitionsvorräte sind, und daß aus dem Britisch-Betschuanaland eine starke Zufuhr von solchen stattfindet. Die Unwegsamkeit aber der Dornbuschdickichte des Hererolandes wird durch die Unzugänglichkeit der Bergwildnisse des Namalandes reichlich aufgewogen.

Eine Würdigung der Naman als Krieger entnehme ich einem Briefe, den ich im Juni 1893 nach der Heimat schrieb. Dort heißt es:

„Die Hottentotten, mit denen wir hier kämpfen, gehören entschieden zu den beachtenswertesten Gegnern, die jemals in einem Kolonialkriege europäischen Truppen gegenübergestanden haben. Wenn sie auch von Natur jeder Arbeit abhold und unverschämte Bettler von maßlosem Stolze sind, so werden sie doch von ihrem energischen Häuptling in strenger Zucht und straffer Disziplin gehalten. Im Kriege aufgewachsen, geschickte Reiter von leichtem Gewicht, im Felddienst fast unübertrefflich, auch im Gebrauch hoher Visiere geübte sichere Schützen, sind sie, ausschließlich mit Hinterladern modernster Konstruktion und meist englischen Ursprungs bewaffnet, sehr gefährliche Gegner. Ihre Fechtweise ist die unserer Infanterie, und sie stehen in dieser Beziehung vollständig auf der Höhe der Zeit. Sie bringen Fußvolk und Reiter ins Gefecht, doch schießen sie nie vom Pferde, sondern springen stets ab. Marschiert wird meist ohne Benutzung der Wege querfeldein, oft in breiter Front, doch sind sie auch außerordentlich geschickt, aus der Kolonne Schützenlinien herzustellen. Bald wie die Schlangen kriechend, bald in gestrecktem Lauf von Busch zu Busch, von Klippe zu Klippe sich deckend, pürschen sie sich auf günstige Schußweite an den Gegner heran. Hieraus erhellt, daß die Ziele, die sie unseren Schützen darbieten, fast nie größer als Kopfscheiben sind, daß wirklich gute Schützen dazu gehören, um einem solchen Gegner irgendwie nennenswerte Verluste zuzufügen, und daß man anderseits nur im Felddienst ausgezeichnet ausgebildete Leute verwenden kann, wenn man nicht große Verluste erleiden will. Es war einmal die Rede davon, einige Kompagnien Sulus oder Sudanesen in Südwestafrika zu verwenden. Daß diese von den Hottentotten gehörig zusammengeschossen worden wären, kann keinem Zweifel unterliegen.

Hendrik Witboi, ihr Führer, ist in vieler Beziehung mit Männern wie der Mahdi, religiösen Fanatikern, schlau berechnenden Kennern der Macht der

Digitized by Google

Religion, zu vergleichen. Er war früher Schullehrer, wie viele der Namahäuptlinge. Auch der Unterkapitän Samuel Isaak, sowie des Häuptlings jüngster Sohn, Kleen-Hendrik, und einige der Ratsleute sind immerhin bedeutende Männer zu nennen.

Alles hatte Hendrik geordnet und organisiert. Nicht allein seine Krieger, sondern auch die Bevölkerung der Lager und Hauptplätze, vor allem in Gibeon und Hoornkrans, war scharf eingeteilt und überwacht. Ich besitze eine Liste, die eine Übersicht über das Lager von Hoornkrans gibt, und in der dasselbe in einen Nord-, Süd-, Ost- und Westdistrikt unter bestimmten Beamten, und diese Distrikte wieder in Unterabteilungen eingeteilt werden."

Solcherart waren die Männer — diese kühnen, nimmermüden, trotzigen Nomaden —, die uns damals gegenüberstanden auf den weiten Grasebenen und in den finstern Felsengebirgen ihres Landes, und die heute wiederum das Kriegsbeil ausgegraben haben, um für — Gott weiß, welche — Ideale in den Kampf zu ziehen. —

Schwer und reich an Opfern war der Krieg, der seit mehr denn Jahresfrist unser Schutzgebiet durchtobt, und vielleicht stehen uns auch noch weitere schwere Opfer bevor.

Für das Land aber ist das Blut so vieler Tapferer nicht vergebens geflossen. Aus dem blutgetränkten Boden wird als Saat eine neue Ära sprießen: die Erlösung aus dem Banne der Eingeborenen-Herrschaft.

Ich habe bereits darauf hingewiesen, daß die Entwaffnung sämtlicher Eingeborener als die Grundlage für die Neuordnung der Verhältnisse im Schutzgebiet gelten muß. Mit Bezug auf die Geschichte des Waffenhandels an „Eingeborene" überhaupt hatte ich in einer, Jahre zurückliegenden Veröffentlichung über den „Dienst in den Kolonien" gesagt: „Hat hier überall der Europäer in unglaublicher Acht- und Sorglosigkeit der allmählichen Bewaffnung seines Feindes — des »schwarzen«, »roten« oder »gelben« Mannes — Jahre hindurch zugesehen, so hatte er später die bitteren Folgen seiner Nachlässigkeit zu tragen, denn in den seltensten Fällen ist es dann gelungen, den Eingeborenen die ihnen über alles teuere Waffe wieder zu entreißen, und in diesen seltenen Fällen niemals ohne blutige Kämpfe. Am erfolgreichsten haben die vollständige Entwaffnung der Eingeborenen mit furchtbarer Energie und Härte die Buren in Südafrika durchgeführt, denn sie erkannten wohl, daß ein Gebiet, das Massen bewaffneter Eingeborener birgt, keine Sicherheit für einen dauernden Frieden, für das Fortkommen des weißen Mannes und seiner Kultur, bietet.

In einem solchen Lande sind Rückschläge häufig, und es dürfte — was für unser Thema von besonderer Wichtigkeit ist — wohl für jedes dieser Gebiete einst der Tag kommen, an dem man genötigt sein

Digitized by Google

wird, das Paktieren mit bewaffneten Eingeborenen zu beenden und das Schwert zu ziehen."

Ich glaube, daß diese Worte, die in erster Linie auf Südwestafrika gemünzt waren, ihre volle Bestätigung gefunden haben!

Eine allgemeine Erörterung des Rechtsstandes, den die Eingeborenen in Zukunft einnehmen sollen, würde hier zu weit führen; ich bemerke nur, daß ich ein geschworener Feind der britischen Gleichberechtigungstheorie bin, die übrigens in der Praxis der englischen Kolonien nichts anderes als eine Maske, eine „Vorspiegelung falscher Tatsachen" bedeutet. Aus der Unsumme von Stimmen, die sich scharf gegen die ebenbezeichnete Theorie aussprechen, will ich eine der gewichtigsten, die des bekannten britischen Rechtsgelehrten und Kenners südafrikanischer Verhältnisse, Dr. Farrelys, herausgreifen. Dieser äußert sich zur „Schwarzenfrage" in Südafrika, wie folgt:

„Es wird von allen Seiten zugestanden, daß die Verschiedenheit der Anschauungen über die Behandlung der Kaffern die Hauptursache der Zwistigkeiten zwischen Buren und Briten war und seit nahezu zwei Jahrhunderten immer von Zeit zu Zeit zu kriegerischen Auseinandersetzungen zwischen ihnen führte. Die Buren bestreiten die früher von allen und jetzt noch von einigen Missionaren hochgehaltene Ansicht, daß der Schwarze im gesellschaftlichen und politischen Leben dem Europäer gleichgestellt werden solle. Die Buren sind der Überzeugung, daß diese Ansicht nur auf Unkenntnis der wirklich bestehenden Tatsachen beruht, und daß sie eine Gefahr für das Leben und Eigentum der unter den Schwarzen lebenden Weißen bildet. Der Kaffer ist nicht ebenbürtig und hat kein natürliches Recht auf politische und gesellschaftliche Gleichstellung; er hat kein Recht auf Gleichstellung, sondern nur auf Bevormundung. Diese Ansicht steht unstreitig im Gegensatz zu den Ansichten der Philanthropen, die persönlich keine Erfahrungen gesammelt haben und den Schwarzen aus der Ferne als ihren Bruder betrachten. Es würde sich aber den Politikern in der Heimat empfehlen, in Erwägung zu ziehen, daß die Buren uns, zugestandenerweise, viel in bezug auf die Kriegführung und militärische Organisation in Südafrika gelehrt haben. Ist es da nicht möglich, daß sie auch in bezug auf die Kaffern nach jahrhundertelanger Erfahrung Recht haben? Es ist dabei auch zu berücksichtigen, daß die meisten der in Südafrika tätigen Missionare nach an Ort und Stelle gesammelten Erfahrungen die von „Exeter Hall" mitgebrachten Anschauungen ändern, und daß heute sich kein einziger Missionar findet, der Mischehen zwischen Weißen und Schwarzen, die früher zur angeblichen Verbesserung der Rasse befürwortet wurden, billigt. Im portugiesischen Gebiet haben die Mischehen zu einer vollständigen Verschlechterung der Rasse geführt. Wir sind also in dieser Frage durch die Erfahrung auf den von den Buren eingenommenen Standpunkt geleitet worden. Es sollte weiter nicht über-

Digitized by Google

sehen werden, daß die in Südafrika angesiedelten britischen Kolonisten in der Schwarzenfrage vollständig mit ihren Burennachbarn übereinstimmen."

Diese Auslassungen weisen uns darauf hin, daß wir eine in jeder Hinsicht neue Eingeborenenpolitik einschlagen müssen, wenn wir die Entwicklung unseres Schutzgebietes — sowohl in Hinsicht auf die Weißen wie auf die Farbigen — einer glücklichen Zukunft entgegenführen wollen.

Die Eingeborenen haben es uns bewiesen, daß ihnen die Selbstbestimmung und die Verantwortlichkeit für ihr Tun und Lassen fernerhin nicht mehr anheimgegeben werden kann. Sie haben bewiesen und beweisen es noch heute, daß sie einer starken, leitenden Hand bedürfen, um sie zu nützlichen Mitgliedern der menschlichen Gesellschaft machen und ihre Zukunft in sichere Bahnen lenken zu können.

Die hier entstehenden Fragen sind überaus schwierige und mannigfaltige. Sollen sie in vollendeter Weise gelöst werden, so dürfen nicht sentimentale Gefühlsregungen, sondern der praktische Standpunkt und Recht und Gerechtigkeit allein uns leiten. Es sind nicht humanistische Probleme, die hier der Lösung harren, sondern sozialwirtschaftliche, und deshalb soll in ihnen nicht der idealistische Volksbeglücker, sondern der Wirtschaftspolitiker allein zu Worte kommen.

Daß alle diejenigen Stämme, die sich dem Aufstande angeschlossen hatten und niedergekämpft worden sind, das Recht auf ihren bisherigen Landbesitz verwirkt haben, wird allseitig anerkannt werden und auch den Rechtsanschauungen der Eingeborenen, die sie als Eroberer selbst in dieser Hinsicht betätigt haben, voll entsprechen. Es ist dabei unerheblich, daß einzelne wenige Häuptlinge treu geblieben sind, denn die Macht und den Einfluß, ihre Untertanen von dem Anschluß an die Rebellen abzuhalten, haben sie nicht gehabt.

Die Forderung einer allgemeinen Entwaffnung sämtlicher Eingeborener ist daher ebenso berechtigt wie die, ihre Gebiete ausnahmslos als Kronland zu erklären, und in Verfolg dieser Forderungen ist, mit Ausnahme des Gebiets der treuen Bastarde von Rehoboth, an die Stelle der Reservatpolitik die der Lokationen zu setzen. Das heißt, kurz gesagt: Beseitigung der Häuptlingsherrschaft und der Stammesverbände und Ansiedlung der Eingeborenen unter unmittelbarer deutscher Obrigkeit innerhalb fest abgegrenzter Gebiete, der „Lokationen". Diese Maßregeln bedeuten zugleich das Aufgeben der nomadischen Freizügigkeit und die gesetzliche Einführung der Seßhaftigkeit. Dahin ist auch die mehrfach aufgetauchte Forderung der weißen Ansiedler zu verstehen, daß den Eingeborenen von nun an der Besitz vielköpfiger Großviehherden unterbunden werden müsse.

Aber die Beantwortung dieser Frage — der wichtigsten für unser Schutzgebiet, denn wir werden aus einer starken, friedlichen und arbeitsamen Eingeborenenbevölkerung den größten Nutzen ziehen — ist leichter auf

Digitized by Google

dem Papier gegeben als in der Praxis durchzuführen. Dem Lebensunterhalt einer solchen Menschenmasse eine neue Grundlage zu geben, dürfte eine der schwierigsten, aber allerdings auch dankbarsten zivilisatorischen Aufgaben sein. In erster Linie wird das von den Farbigen stets vernachlässigte Recht auf Arbeit durch den Zwang zur Arbeit ersetzt werden müssen. Tausende von ihnen werden bei allgemeinen öffentlichen und privaten kulturtechnischen Arbeiten ihr Brot finden können, aber das wird nicht genügen, und man wird daher zu gleicher Zeit, je nach Charakter und Leistungsfähigkeit der Eingeborenen und der Beschaffenheit der Lokationen, zur Einführung neuer Kulturen schreiten müssen. Ich nenne als solche nur den Anbau von Körnerfrüchten, von süßen und europäischen Kartoffeln, von Obstbäumen, von Südfrüchten, Tabak und Baumwolle, den rationellen Gartenbau und die Zucht des Kleinviehs, insbesondere des Wollschafs und der Angoraziege. Auch wird man der versuchsweisen Einführung gewisser Industriezweige nähertreten können. Die Unsumme von kultureller und erzieherischer Arbeit, die hier zu leisten ist, wird neben der Regierung den Missionen ein überaus reiches Arbeitsfeld sichern.

Durch den Arbeitszwang der Farbigen wird aber auch der Besiedlung des Schutzgebiets und der Kulturarbeit der weißen Rasse eine weitaus günstigere Grundlage gegeben werden. Bisher mußte die Besiedlung des Landes durch Deutsche mit äußerster Vorsicht gehandhabt werden. Sie konnte nur prosperieren, solange die Zahl der Einwanderer nicht im Mißverhältnis stand zu den im Lande vorhandenen Absatzmärkten, und mußte zum wirtschaftlichen Ruin vieler führen, wenn diese keine Absatzmöglichkeit für ihre Produkte fanden. Wenn nun auch bei den guten Aussichten des Bergbaus, auf die ich hier zu meinem Bedauern nicht näher eingehen kann, die Schaffung von Absatzgebieten im Lande gesichert erscheint, so ist doch auch für den südwestafrikanischen Farmer und Bauern die gesundeste Basis für den wirtschaftlichen Aufschwung die Gewinnung solcher Produkte, die ihm eine Beteiligung am Weltmarkt sichern. Auf unseren riesigen Weidegebieten ist das vor allem die Gewinnung von Wolle und Mohär, aber diese wirtschaftlichen Betriebe sind durchaus abhängig von billigen und zuverlässigen Arbeitskräften, die wir in den auf die Lokationen verteilten Eingeborenen in Zukunft besitzen werden.

Ich will mit meinen Ausführungen aber nicht etwa einer nach Niederwerfung der Aufstände ins uferlose gesteigerten Besiedlung des Landes das Wort reden. Diese darf vielmehr durchaus nicht ein Eilmarschtempo annehmen, sondern soll ruhige und sichere Bahnen gehen; aber die für die Zukunft zu erobernde Beteiligung am Weltmarkt, die neben den Märkten des Landes ebenfalls für die Eingeborenen-Kulturen in Frage kommen muß, wird allmählich doch einen lebhafteren Fortgang der Besiedlung zulassen.

Digitized by Google

Dies Ziel muß zunächst erstrebt werden, denn dann erst wird unser schönes Schutzgebiet im wechselseitigen Austausch der Produkte aus seiner Zurückgezogenheit heraus dem Mutterlande und der Welt näher treten. Dann werden wir auch das vielleicht erreichen, was unseren Kolonien heute noch fehlt, daß sie nämlich ein einmütiges Arbeitsfeld der Nation werden.

Wir aber haben insgesamt die nationale Pflicht, auf dieses Ziel hinsteuern zu helfen und das große Werk zu fördern, wo wir nur können. Und ich bin gewiß, daß dann einst die Bürger des mit dem Blute so vieler Tapferen erworbenen Neu-Deutschlands auch ihre Heimat mit den stolzen Versen preisen können, die das „Deutsche Haus" auf der Weltausstellung in Chikago zum Ruhme des Mutterlandes trug:

Wehrhaft und nährhaft,
Voll Kraft und Eisen,
Voll Korn und Wein,
Klangreich, Gedankenreich,
Dich will ich preisen,
Vaterland mein!

Digitized by Google

Über die Führung von Kolonialkriegen.

Vortrag, gehalten in der Versammlung der Mitarbeiter des Militär-Wochenblattes am 8. Mai 1905

von

H. Rohne,
Generalleutnant z. D.

Nachdruck verboten.
Übersetzungsrecht vorbehalten.

Bis jetzt hat noch jeder Kolonialkrieg der europäischen Macht, die ihn zu führen gezwungen war, sehr unangenehme Überraschungen gebracht, sowohl in bezug auf die dabei zu überwindenden Schwierigkeiten, als auch namentlich in bezug auf die Kosten. Auch unserem Vaterlande sind sie nicht erspart geblieben; denn daß die Niederwerfung des Aufstandes in Südwestafrika mehr als ein Jahr, ein Truppenaufgebot von mehr als 13 000 Mann und Kosten von mehr als 200 Millionen erfordern würde, hat sich wohl kaum jemand einfallen lassen. Und noch ist nicht abzusehen, wann der Krieg sein Ende erreicht haben, welche Opfer an Gut und Blut er noch fordern wird. Es wäre töricht zu leugnen, daß Mißgriffe und Fehler vorgekommen sind; sie erklären sich einfach genug aus dem Mangel eigener Erfahrungen auf diesem Gebiete. Wir werden uns dem aber nicht verschließen dürfen, daß wir uns auch mit den Erfahrungen fremder Staaten auf diesem Gebiete bekannt machen müssen, um so weniger als der Krieg in Südwestafrika schwerlich der letzte Kolonialkrieg sein wird, den das deutsche Volk zu führen hat. Das erste Erfordernis ist daher, fremde Erfahrungen zu studieren und sie mit den eigenen zu vergleichen. Dazu bietet sich jetzt eine außerordentlich bequeme Gelegenheit durch ein vor kurzem erschienenes Buch des französischen Oberstleutnants Ditte, der seine an der École supérieure de guerre gehaltenen Vorträge über den Kolonialkrieg auf Veranlassung des Kriegsministeriums herausgegeben hat.*) Aus diesem sehr lesenswerten und gründlichen Buche gebe ich nachstehend einen kurzen Auszug und knüpfe daran einige Bemerkungen, zu denen mir der Verlauf des südwestafrikanischen Krieges Veranlassung gibt.

*) Observations sur la guerre dans les colonies; organisation — exécution. Conférences faites à l'école supérieure de guerre par le lieutenant-colonel Ditte de l'infanterie coloniale. Paris 1905, Henri Charles-Lavauzelle.

Digitized by Google

Die Verhältnisse eines Kolonialkrieges sind so grundverschieden von denen eines europäischen, daß die hier geltenden Regeln dort nur mit einer gewissen Einschränkung Anwendung finden können. Anderseits weisen die in den Kolonien durchgeführten kriegerischen Unternehmungen trotz der großen Mannigfaltigkeit doch auch so viel Gemeinsames auf, daß man recht wohl gewisse Grundsätze aufstellen kann, die nicht ungestraft verletzt werden dürfen.

Alle Kolonialkriege sind nämlich charakterisiert durch die große Entfernung des Kriegsschauplatzes vom Mutterlande, das Fehlen örtlicher Hilfsquellen und Verkehrswege, wodurch der Etappendienst von größter Bedeutung wird. Oft ist der Kriegsschauplatz auch ungesund, was glücklicherweise für den Teil Südwestafrikas, in dem jetzt gekämpft wird, nicht zutrifft. Ist der Feind selten militärisch organisiert und meist schlecht bewaffnet, so ist er doch namentlich in Afrika unstreitig sehr tapfer und ausdauernd im Ertragen von Strapazen; er kennt das Land genau, und einzelne Führer haben oft ein hervorragendes militärisches Talent.

Für alle Kolonialkriege gilt als erste Regel, die Vorbereitungen mit größter Sorgfalt zu treffen; jede Unterlassung in dieser Beziehung wird mit großem Verlust an Menschenleben bezahlt. Man muß nicht nur darauf bedacht sein, die kämpfende Truppe und ihre Ausrüstung den Umständen besonders anzupassen, sondern auch bestrebt sein, die unvermeidlichen großen Verluste unschädlich zu machen. Trotz aller Sorgfalt werden in Kolonialkriegen störende Überraschungen nicht ausbleiben und von üblen Folgen begleitet sein. Gerade in dieser Beziehung haben wir in Südwestafrika recht unangenehme Erfahrungen gemacht. Schon der Ausbruch des Herero-Aufstandes war eine vollständige Überraschung und verhinderte eigentlich eine sorgfältige Vorbereitung der Expedition, da schleunige Hilfe geboten war. Sodann hatte die Regenzeit 1903/04 besonders viel Wasser gebracht. So vorteilhaft dies für das Land und die Vegetation war, so hatte es doch die unangenehme Folge, daß der Unterbau der Eisenbahn Swakopmund—Windhuk an mehreren Stellen fortgespült wurde und daß die vom Swakop in das Meer getragenen Erdmassen eine Versandung der Mole herbeiführten, die das Ausladen der Schiffe erheblich verzögerte. Es folgte dann das Scheitern eines mit Schienen für die Otavibahn beladenen Dampfers an der Küste Liberia, wodurch die Vollendung der für die Operationen im Norden wichtigen Bahn sehr lange hinausgeschoben wurde. Wenige Wochen später scheiterte ein Truppen-Transportdampfer unweit Swakopmund, und wenn dabei auch keine Verluste zu beklagen waren, so ging doch viel Zeit verloren. Das Schlimmste war der fast ebenso plötzliche Ausbruch des Witboi-Aufstandes, ehe mit den Hereros vollständig abgerechnet worden war.

Die in den Kolonien zu verwendenden Truppen werden am besten aus Europäern und Farbigen zusammengesetzt; das gilt ganz besonders für die Tropen. Die Europäer vertragen das Klima weit weniger als die Farbigen,

Digitized by Google

namentlich können sie keine anstrengenden Arbeiten, insbesondere Erdarbeiten verrichten. Man muß den Gesundheitszustand der Weißen durch eine sorgsame Hygiene zu heben suchen, sie möglichst den atmosphärischen Einflüssen entziehen, dem Ausbruch ansteckender Krankheiten vorbeugen und ihre Kräfte durch eine dem Klima angepaßte Ausrüstung schonen. Ein Verstoß gegen diese Grundregeln bestraft sich sehr schwer. Bei Beginn des Feldzuges in Madagaskar (1895) trugen die europäischen Truppen Tornister und wurden zur Wegebesserung gebraucht. Ein einziger Marsch von 12 Stunden, dem ein leichtes Gefecht folgte, genügte in Verbindung mit den vorausgegangenen Anstrengungen, um das erst vor sechs Wochen ausgeschiffte 40. französische Jägerbataillon für den ganzen Rest des Feldzuges kampfunfähig zu machen; es starben infolge von Krankheiten nicht weniger als 40 v. H. seiner Stärke. Ein Bataillon des 200. Regiments, das Leichterschiffe auszuladen hatte, konnte von seinen 800 Mann nur noch 40 verwenden, ein madagassisches Bataillon bewältigte dagegen die Arbeit an einem Tage. Demgegenüber zählten die algierischen Schützen unter 1650 noch 1150 dienstfähige Leute und die Eingeborenen hatten fast gar keine Kranken.

Die für den Kolonialdienst bestimmten Leute sind vorher ärztlich zu untersuchen; denn was nicht besonders kräftig ist, füllt bald das Lazarett. Wenn irgendwo, so ist hier die Qualität unbedingt der Zahl voranzustellen. Verfügt man nicht über Kolonialtruppen, die aus besonders untersuchten Leuten zusammengesetzt sind, so darf man aus hygienischen Gründen keine geschlossenen Truppenkörper dazu verwenden, so vorteilhaft das an sich sein würde. Das in Deutschland eingeschlagene Verfahren, die Truppen aus ärztlich untersuchten Freiwilligen zusammenzustellen, war jedenfalls das richtige.

Die Krankenziffer der europäischen Truppen wird in Kolonialkriegen immer sehr hoch sein und hat oft 50 v. H. der Stärke überschritten. Fieber, Typhus, Ruhr und Überanstrengung werden stets Opfer fordern, die aber durch zweckmäßige Maßregeln vermindert werden können. Abgesehen von der Auswahl der Mannschaften gehört dazu die Sorge für gutes Trinkwasser und die Einsetzung eines Gesundheitsrats, der alle hygienischen Fragen zu studieren und Vorschläge zur Hebung der erkannten Schäden zu machen hat.

Die Eingeborenen sind widerstandsfähiger gegenüber den Strapazen und immun gegen die den Weißen so gefährlichen Seuchen. Daher sind sie bei Kolonialunternehmungen unentbehrlich als Soldaten, Arbeiter und Lastträger. Mit ihren schärferen Sinnesorganen leisten sie auf Märschen vorzügliche Dienste als Aufklärer, wegen ihrer gesunden Natur als Arbeiter bei der Wegebesserung und Einrichtung der Lager. Ihre Krankenziffer ist vier- bis fünfmal geringer als die der Weißen; auch sind sie viel bedürfnisloser; ihre Ration wiegt nur halb so viel als die eines Weißen. Daher ist es vorteilhaft, sie in möglichst großer Zahl zu verwenden; man erhält dadurch mehr Kämpfer, hat weniger Kranke und einen kleineren Train, was der Schnelligkeit der

Digitized by Google

Operationen und damit dem Erfolge zu gute kommt. Bei guter Ausbildung und genügenden weißen Stammmannschaften können einzelne farbige Truppen den Vergleich mit weißen wohl aushalten; denn die militärischen Tugenden sind kein ausschließliches Eigentum der weißen Rasse, was die Japaner deutlich bewiesen haben. Anderseits sind die Eingeborenen nie ganz zuverlässig, und darum sind die Weißen als Stämme für die farbigen Truppenteile unentbehrlich. Nicht nur bei den Truppen, sondern auch bei den Branchen sind Weiße und Farbige zu vermischen. Das ist ein von den Engländern stets anerkannter Grundsatz.

Natürlich sind die Stämme von sehr verschiedenem Wert. Den westafrikanischen Stämmen, speziell den Bewohnern Senegambiens stellt der französische Offizier das beste Zeugnis aus und rühmt ihnen Ausdauer, Widerstandsfähigkeit gegen die Fieberepidemien, Tapferkeit und Treue nach. Für einen etwaigen Feldzug gegen die Ovambos würden wir wohl auf die Togoneger und die Sudanesen zurückgreifen müssen.

Es ist zweckmäßig, bei Einstellung Farbiger nicht zu viel Leute eines Ortes ein und demselben Truppenteil zuzuteilen. Sind dagegen die Farbigen aus verschiedenen untereinander verfeindeten Stämmen ausgehoben, so kann es gerade von Vorteil sein, die Leute eines Stammes in einer Kompagnie zu vereinigen; dann hat man die Möglichkeit, die Stämme gegeneinander auszuspielen. So wurden z. B. in Südwestafrika die Hereros mit Hilfe der Witbois bekämpft.

Das Zahlenverhältnis der Weißen zu den Farbigen hängt davon ab, welchen Grad militärischer Tüchtigkeit diese erreicht haben und wie weit die europäische Herrschaft befestigt ist. Die Bewaffnung der Eingeborenen birgt die Gefahr in sich, daß sie sich gegen die europäische Herrschaft auflehnen, was z. B. 1857 in Indien geschah.

Ein Mittel, die Anstrengung der Weißen zu vermindern, ist die Bildung berittener Infanterie, wo das Land es erlaubt. Das hat sich besonders in Transvaal bewährt; auch die Franzosen haben im Sudan eine berittene Infanterie gehabt und diese besonders verwendet, um bedrohten Punkten schnell Unterstützung zu senden. Auch die Berittenmachung der weißen Avancierten bei den farbigen Truppen hat große Vorteile; sie bleiben frisch und gesund und sind beweglicher. Im französischen Westafrika rechnet man auf zwei Europäer ein Pferd oder Maultier und hat damit vortreffliche Erfahrungen gemacht. Ob es richtig war, in Südwestafrika nur berittene Truppen zu verwenden (abgesehen von dem Marine-Expeditionskorps), darüber wird man verschiedener Ansicht sein dürfen. Jedenfalls haben sich die Schwierigkeiten der Verpflegung über Erwarten groß herausgestellt; die enormen Verluste an Pferden sind zum großen Teil dem Ausbleiben des Nachschubs und dem Mangel an Wasser zur Last zu schreiben. Hätte man nur halb so viel Pferde gehabt, so würde deren Ernährung leichter gewesen sein, und die nur zur Hälfte

Digitized by Google

berittene Truppe wäre trotzdem bewegungsfähiger geblieben. Es ist nicht die Zahl, sondern die Qualität der Truppe, die im Kolonialkriege von entscheidender Bedeutung ist.

In Südwestafrika waren taktische Verbände nur aus Farbigen hergestellt (Bastardabteilung); das empfiehlt sich für die Tropen nicht. Ohne Beistand der Farbigen können die Europäer hier nur wenig leisten und anderseits können die Farbigen zu vielen Diensten nicht verwendet werden. Daher ist hier eine Vermischung der Rassen geboten. Bei Auswahl der Vorgesetzten für die Farbigen ist besondere Vorsicht geboten. Nur Männer von festem Charakter können dazu ernannt werden; wünschenswert ist auch, daß ihnen die Sprache und Sitten der Farbigen bekannt sind.

Bei allen kolonialen Unternehmungen sind Truppen, Pferde, Armeematerial und Vorräte in großen Mengen über das Meer zu schaffen. Die größte jemals mit Schiffen beförderte Truppenmasse war die von England gegen die Buren aufgebotene: fast 450 000 Mann und 333 000 Pferde oder Maulesel.

Im allgemeinen dürfen Kriegsschiffe nicht zu Truppentransporten verwendet werden. Am besten eignen sich dazu große Handelsdampfer mit großer Fahrgeschwindigkeit; hier sind die hygienischen Verhältnisse am günstigsten. Ehe die Schiffe für den Transport gechartert werden, ist ein Voranschlag über den nötigen Bedarf zu machen. In England rechnet man für Fahrten, die länger als eine Woche dauern, pro Mann rund 4, pro Pferd 10 Tonnen, wobei das entsprechende Armeematerial und die Verpflegung für die Fahrt eingeschlossen sind. Es dürfte aber wohl richtig sein, wenn für jeden Mann und jedes Pferd auch ein Verpflegungsvorrat für mindestens drei Monate mitgeführt wird, wodurch sich der Bedarf an Raum um etwa 10 v. H. erhöht. Für ein Infanterie-Bataillon von 1000 Mann würden dann etwa 6000 Tonnen erforderlich sein. Die größten Schiffe der fast ausschließlich für den Transport unserer Truppen nach Südwestafrika benutzten Woermannlinie haben einen Gehalt von 4700 Tonnen und können somit bequem 300 Mann und ebenso viel Pferde befördern. Die meisten Truppen bestanden aus berittener Infanterie; die Kompagnie war etwa 130 Mann stark. Zum Transport von zwei Kompagnien würde also ein Dampfer von 3900 Tonnen genügen. Bei der großen Handelsflotte, die Deutschland besitzt, kann man zweifellos jederzeit über eine ausreichende Zahl von geeigneten Schiffen, die in Heimatshäfen liegen, verfügen. In Frankreich war man 1895 in die unangenehme Notwendigkeit versetzt, für den Transport des Expeditionskorps nach Madagaskar auf englische Schiffe zurückgreifen zu müssen, da die französischen Schiffe für den Transport der dort erforderlichen Flußdampfer nicht ausreichten.

Der französische Offizier empfiehlt, über alle größeren Dampfer (über 1500 Tonnen) Listen anzulegen, die Angaben über Größe, Geschwindigkeit,

Digitized by Google

Aktionsradius, Ladefähigkeit, die für Unterbringung der Pferde erforderlichen Einrichtungen usw. enthalten. Die Durchsicht der Verzeichnisse der in den größeren Häfen augenblicklich ankernden Schiffe würde genügen, um die für den Transport geeignetsten zu chartern. Wird das unterlassen, so muß man schließlich jede Forderung der Reeder bewilligen.

Bei der Einschiffung muß man sich vergegenwärtigen, worauf es bei der Ausschiffung ankommt. Dasjenige, was zuerst gebraucht wird, muß zuletzt verladen werden. In dieser Beziehung sind bei fast allen Transporten Fehler begangen, die sich später recht unangenehm bemerkbar gemacht haben. Es empfiehlt sich, auf ein und demselben Schiffe möglichst große Einheiten mit ihren Pferden und Material zu verladen. In China fehlte es den Handwerkern der französischen Artillerie lange an ihren Werkzeugen und sie konnten nicht arbeiten. Spezialwaffen und Branchen sind auf mehrere Schiffe zu verteilen, damit sie im Falle eines Unglücks nicht gänzlich fehlen; ebenso wenig darf man auf einem Schiffe nur Vorräte von ein und derselben Sorte verladen. Das nicht gleichzeitig mit den Truppen verladene Material und die Vorräte sind in der Reihenfolge, wie sie an der Operationsbasis gebraucht werden, zu verschiffen.

Die Unterbringung des Personals an Bord hat keine Schwierigkeiten; dagegen ist die der Pferde und Maultiere schwieriger, da sie sechsmal so viel Platz beanspruchen wie ein Mensch. Die Tiere leiden sehr unter der Seekrankheit und durch das lange Stehen werden die Beine steif, so daß nach der Ausschiffung besondere Schonung geboten ist, damit sie wieder gebrauchsfähig werden. Je schlechter die Unterbringung, desto mehr Pferde gehen selbst bei gutem Wetter auf der Reise ein. Von einem Transport von 1162 Pferden und Maultieren, der für das deutsche Expeditionskorps von S. Franzisco nach China ging, krepierten auf der 23tägigen Fahrt 61 = $5^1/_4$ v. H. Die Engländer verloren auf einem Transport von Calcutta nach China $6^1/_2$ v. H.; ein französisches Schiff, das auf der Ausreise nach China von einem Taifun ergriffen wurde, verlor 120 Pferde.

Auf den Pferde transportierenden Schiffen der Woermannlinie ist ein Führdeck eingerichtet, auf dem etwa 60 Pferde zugleich bewegt werden können. Nur bei sehr stürmischem Wetter mußte davon abgesehen werden; sonst wurden die Pferde täglich eine Stunde lang bewegt; nur dadurch war es möglich, daß sie verhältnismäßig frisch landeten. Ob Fahrzeuge im ganzen transportiert oder zerlegt werden, hängt von den Umständen ab. Was in Kisten verpackt ist, muß deutlich auf den Deckeln verzeichnet sein, damit keine Verwechslungen bei der Ausschiffung vorkommen. Durch Außerachtlassung dieser Vorschrift kann viel Zeit verloren gehen.

Bei der Ausschiffung ist es sehr wichtig, daß sie sich möglichst schnell vollzieht. Im Krimkriege wurden an einem Tage drei Infanteriedivisionen mit Bagagen und Pferden, 50 Geschütze, die Pferde der Spahis und des

Digitized by Google

Oberkommandos ausgeschifft. Das Ausschiffen ist um so schwieriger und zeitraubender, je mangelhafter die dazu verfügbaren Einrichtungen sind. In Kuba warfen die Amerikaner die Pferde ins Wasser und ließen sie ans Ufer schwimmen; das verbietet sich von selbst, wo, wie in China, der Ankerplatz meilenweit von der Küste entfernt ist. Es ist notwendig, eine Anzahl von Leichterschiffen von 15 bis 20 Tonnen Gehalt und einige von 50 bis 60 Tonnen für das schwere Material zu besitzen. Für den Transport müssen sie zerlegbar sein. Um sie ans Land zu bringen, braucht man einige ebenfalls zerlegbare, aber doch kräftige Schlepper, die bei jedem Zustande des Meeres funktionieren. In Südwestafrika sind die Landungsverhältnisse besonders schwierig; der einzige gute Hafen — die Walfischbai — ist in englischem Besitz. In Swakopmund, wo die meisten Schiffe landen müssen, herrscht eine besonders starke Brandung und die zum Anlegen der Schiffe erbaute Mole ist, wie bereits erwähnt, versandet. In der Lüderitzbucht ist der Verkehr im Frieden nur sehr gering, daher für das Landen großer Schiffe nichts vorgesehen; erst vor kurzem ist man zum Bau eines Piers geschritten.

Vor dem Beginn der Operation ist für eine gesicherte Basis zu sorgen. Das Expeditionskorps darf erst ausgeschifft werden, wenn es sofort den Marsch antreten kann und sein Material und die Verpflegung ausgeschifft und diese möglichst weit vorgeschoben ist. Eine frühere Landung würde es unnütz der Wirkung des Klimas aussetzen und eine für die Gesundheit höchst nachteilige Anhäufung von Truppen zur Folge haben. General Wolseley ließ im Jahre 1873 die aus England ankommenden Schiffe in der Nähe des Landungsplatzes kreuzen und erst ausladen, als die Vorbereitung für den Marsch auf Coomassie beendet war.

Die Einrichtung der Basis ist durch eine Avantgarde zu schützen. Ihre Aufgabe ist immer schwierig, weil meist das Allernotwendigste fehlt. Sie muß für Landungsmaterial, Unterkunftsräume, Magazine sorgen; oft fehlt es sogar an Wasser und Holz wie z. B. an der Lüderitzbucht. Die Ausschiffung wird wesentlich erleichtert durch Landungsbrücken, die nötigenfalls durch Flöße hergestellt werden müssen. Die Aufstellung von Kranen mit 2 bis 4 Tonnen Tragfähigkeit und der Bau von Feldbahnen zwischen der Landungsbrücke und den Magazinen erleichtern das Ausladen sehr. Vor Beginn der Operationen sollte ein mindestens dreimonatlicher Vorrat von Lebensmitteln an der Basis niedergelegt sein. Ein solcher Vorrat erfordert einen Raum von etwa 4500 cbm. Da auch noch für Schlächtereien, Bäckereien und Arbeitsräume zu sorgen ist, so stellt sich der Bedarf an Schutzräumen auf 8000 bis 10 000 Tonnen mit einem Flächenraum von 3500 bis 4000 qm.

In Kolonialkriegen kann man nicht darauf rechnen, aus dem Lande zu leben; dieses bringt, abgesehen von Fleisch, meist wenig hervor, was zur Nahrung der Europäer dient; überdies verwüsten die Eingeborenen in der

Digitized by Google

Regel die Gegend, aus der sie verdrängt werden. Alle Bedürfnisse müssen daher aus der Heimat bezogen, Kranke und Verwundete dahin zurückgesandt werden; denn wegen des Klimas ist die Einrichtung von Lazaretten hier viel schwieriger als in der Heimat. So bilden denn die Länge und Unsicherheit der Operationslinien, die Schwierigkeit ihrer Einrichtung — eine Folge der geringen Wegsamkeit, der Terraingestaltung und des Klimas — ein besonderes Kennzeichen der Kolonialkriege. Wo, wie z. B. in Südwestafrika, die Verbindungslinien sehr lang sind, muß die größere Hälfte der Streitkräfte zu ihrer Sicherung verwendet werden. Die Engländer, die sicher die meiste Erfahrung haben, haben der Sicherstellung des Nachschubs stets die größte Sorgfalt gewidmet und sich vor aller Überstürzung gehütet, und dieser Geduld verdanken sie ihre Erfolge.

In Südwestafrika liegt die Schwierigkeit des Nachschubs vorzugsweise in dem Mangel an Flüssen, die sonst überall unzerstörbare und darum so wertvolle Kommunikationsmittel bilden; dann aber auch daran, daß für das ausgedehnte Land mit zwei ganz getrennten Operationsgebieten zwar zwei Eingangstore vorhanden sind, von denen aber das eine — Swakopmund — einen sehr schlechten Landungsplatz mit einer wenig leistungsfähigen Schmalspurbahn besitzt, die während der Regenzeit oft unbrauchbar ist, das andere — Lüderitzbucht — zwar einen von Natur besseren Landungsplatz aber mit sehr dürftigen Einrichtungen hat. Von hier aus muß erst eine wasserlose Wüstenstrecke von mindestens 120 km Länge durchschritten werden.

Es ist leicht einzusehen, daß die Einrichtung einer Verbindungslinie in einem von allen Hilfsmitteln entblößten Lande fast ganz unmöglich ist, wenn diese eine bestimmte Länge überschreitet. Wenn die Aufgabe in den meisten Fällen doch gelöst ist, so liegt es eben daran, daß in Wirklichkeit kein Land ohne alle Hilfsmittel existiert. Denkt man sich einen Lastträger, der 20 kg Lebensmittel trägt und täglich 1 kg verzehrt, so kann er 20 Tage lang marschieren; da er aber auch auf dem Rückmarsche leben muß, so kann er nichts mehr abliefern, wenn das Magazin zehn Tagemärsche von der Basis entfernt ist. Liegt es fünf Märsche weit, so kann die Hälfte seiner Last für die Truppen Verwendung finden. Ein mit acht Maultieren bespannter Wagen kann 800 kg laden; mit zwei Führern verbraucht die Bespannung täglich etwa 26 kg; der Wagen kann also 31 Märsche machen, ehe der Vorrat erschöpft ist. Je geringer das Gewicht der von den Zugtieren und Führern verzehrten Ration im Verhältnis zur fortgeschafften Last ist, um so vorteilhafter ist die Verwertung, um so länger die Strecke, die zurückgelegt werden kann, ehe der Vorrat erschöpft ist, um so mehr kann zur Verpflegung der Truppe benutzt werden. Natürlich spricht auch die Länge des Tagemarsches sehr wesentlich dabei mit. Welches Transportmittel man anwendet, ob Wagen, Tragetiere oder Menschen als Träger, hängt von der Wegbarkeit ab.

Digitized by Google

In Südwestafrika kommen hauptsächlich Ochsenwagen und Eselkarren in Betracht. Die Ochsenwagen sind nach François in der Regel mit 22 Ochsen bespannt; sie nehmen eine Last von 2000 kg auf und legen unter günstigen Verhältnissen täglich 30 bis 35 km zurück; zu jedem Wagen gehören zwei Treiber. Oberstleutnant Ditte sagt von den Ochsenwagen der Kapkolonie, wo die Wege wohl besser sind, daß sie mit 18 Ochsen bespannt eine Nettolast von 2500 kg befördern; d. h. ein Ochse zieht hier 135 kg gegen nur 90 in Südwestafrika, also um 54 v. H. mehr. Noch günstigere Angaben macht der Geheime Regierungsrat Schwabe in der Deutschen Kolonialzeitung vom 8. April; nach ihm wäre ein mit 18 bis 20 Ochsen bespannter Wagen mit 50 bis 65 Zentnern beladen; danach würde ein Ochse durchschnittlich 160 kg, also 78 v. H. mehr als nach François ziehen. Ich werde im nachstehenden annehmen, daß ein mit 20 Ochsen bespannter Wagen 2000 kg fortschafft. Das tägliche Futter eines Zugochsen beträgt nach der englischen Verpflegungsvorschrift $2^1/_2$ kg Körner oder Ölkuchen und 9 kg Häcksel, was zusammen ein Gewicht von $11^1/_2$ kg ausmacht. Nun findet sich in der größten Zeit des Jahres die Gelegenheit, die Tiere weiden zu lassen; darum braucht man nicht die volle Ration mitzuführen, sondern der Sicherheit halber nur einen Teil. Rechnet man pro Ochsen 4 kg, für jeden Führer 1 kg, so braucht man für das ganze Gespann pro Marschtag 82 kg, d. h. 4,1 v. H. der ganzen Last. — Die für einen Maulesel mitzuführende Ration ist zu etwa 3 kg zu veranschlagen; einschließlich der Führer werden also täglich 26 kg oder 3,3 v. H. der fortgeschafften Last verfuttert. Der Vergleich stellt sich hiernach zugunsten der Maulesel. — Bei einem Magazin, das zehn Märsche von der Basis entfernt liegt, würde ein Ochsenwagen nur 18, ein Eselkarren aber 34 v. H. der Last abliefern können. Dafür sind aber die Ochsen ausdauernder; die Engländer hatten in Abessinien etwa ein Fünftel aller Maultiere und nur ein Sechstel aller Ochsen durchschnittlich täglich gebrauchsunfähig; außerdem aber sind die Maultiere in bezug auf Wasser sehr wählerisch.

Weit besser verwertet sich die Zugkraft, wenn man leichtere Wagen verwenden kann, die mit weniger Tieren bespannt werden. Die in Indien gebräuchlichen zweispännigen Ochsenwagen laden etwa 360 kg, also pro Ochse 180 kg, d. h. fast doppelt so viel wie in Südwestafrika.*) Frankreich hat für seine Kolonialtruppen besondere Karren (Araba) eingeführt, die mit zwei Maultieren bespannt eine Last von 500 kg aufnehmen. Rechnet man bei schlechten Wegen auch nur die Hälfte, so ist selbst dann die Ausnutzung der Zugkraft noch sehr hoch. Beim Bau solcher Fahrzeuge sind alle Teile möglichst

*) Bei einem zweispännigen Ochsenwagen werden täglich $2^1/_2$ v. H. der Last aufgezehrt. Wenn der südwestafrikanische Ochsenwagen nur 18 v. H. abliefert, vermag der indische 50 v. H. abzuliefern. Der erste braucht für sich 82, dieser nur 50 v. H.

Digitized by Google

aus Metall, nicht aus Holz herzustellen; denn dieses trocknet unter der afrikanischen Sonne sehr aus, die Beschläge werden lose und die Wagen brechen zusammen. Mindestens sind nur besonders ausgewählte Hölzer zu verwenden, die nicht unter dem Wechsel der Trockenheit und Feuchtigkeit leiden.

Durch Anlage von Zwischenmagazinen kann die Zugkraft besser ausgenutzt werden, weil dadurch das Leergehen der Wagen eingeschränkt wird. Im günstigsten Falle können dann die südwestafrikanischen Ochsenwagen von der in der Operationsbasis aufgeladenen Last 59, die indischen 75 Prozent in ein zehn Märsche entfernt gelegenes Magazin abliefern. Hierbei ist allerdings die Verpflegung für die den Transport begleitende Bedeckung nicht in Rechnung gestellt.

Aus diesen Ausführungen geht hervor, daß die Organisation des Nachschubs eine der wichtigsten, aber auch schwierigsten Aufgaben des Oberkommandos ist. Sie verursacht zugleich die höchsten Kosten. Der schlimmste Fehler, der gemacht werden kann, ist eine übermäßige Ausnutzung der Zugkräfte, d. h. wenn man entweder die Belastung zu hoch oder die Etappen zu lang bemißt. Die unausbleibliche Folge davon ist ein schneller Ruin der Gespanne und ein Wachsen der Schwierigkeiten. Das Studium der Kolonialfeldzüge lehrt, daß der glückliche Erfolg in den weitaus meisten Fällen von der guten Organisation des Etappendienstes abhängt. Freilich sind auch Erfolge bei fehlerhafter Organisation erreicht; sie sind dann aber mit großen Opfern an Menschen bezahlt.

Bei einer vorläufigen Berechnung der Transportmittel für ein Expeditionskorps ist im allgemeinen für jeden Mann *mindestens* ein Maultier oder ein entsprechendes Äquivalent anderer Transportmittel zu veranschlagen. Besteht die Truppe aus Berittenen, so ist der Bedarf *erheblich* höher, wenigstens dann, wenn für die Ernährung der Pferde nicht *mit Sicherheit* auf die Weide zu rechnen ist.

Die Verpackung der Verpflegungsvorräte muß derart sein, daß sie sich gut konservieren und leicht transportieren lassen. Man wird sie oft in kleine Ballen zerlegen müssen, da der Inhalt eines einmal angebrochenen Packgefäßes schnellem Verderben ausgesetzt ist. Am besten ist die Verpackung in gelöteten Blechgefäßen.

Die Ausrüstung mit ärztlichem Personal muß sehr reichlich sein; denn in allen Kolonialkriegen ist der Krankenstand sehr hoch. Bei der Expedition nach Madagaskar hatten die Franzosen mit einer Krankenziffer von 12 v. H. gerechnet; sie wurde bedeutend überschritten. Man muß sich auf einen Krankenstand von etwa 30 v. H. bei den Europäern und 12 v. H. bei den Farbigen einrichten. Wenigstens gelten diese Zahlen für Expeditionen in den Tropen.

Von der höchsten Bedeutung ist die Sorge für gutes Trinkwasser; denn schlechtes Wasser erzeugt eine Menge von Krankheiten wie Typhus, Ruhr und Cholera, womit die Aufzählung aber bei weitem nicht erschöpft ist. Die

Digitized by Google

kantonierenden Truppen kann man stets mit gesundem Wasser versorgen, indem man schlechtes Wasser sterilisiert. Die dazu gehörigen Apparate sind aber leider so umfangreich, daß man sie auf Märschen nicht mitführen kann. Unsere Soldaten haben in Südwestafrika oft Wasser trinken müssen, das selbst das Vieh nur widerwillig annahm. Wo sie längere Zeit an einer Wasserstelle mit schlechtem Wasser lagen, haben sie versucht, das Wasser unter Benutzung von mit Sand und Holzkohle gefüllten Säcken durch Filtration zu verbessern. Die Sorge für gutes Wasser und das Enthalten von Alkohol sind die besten Vorbeugungsmittel gegen Tropenkrankheiten.

Noch einige Worte über das in den Kolonien zu verwendende Artilleriematerial! Im allgemeinen darf das Geschütz, da der Feind meist keine oder doch nur eine minderwertige Artillerie besitzt, eine geringere Wirkung, muß dagegen eine größere Beweglichkeit haben als in Europa, da die Wegsamkeit sehr gering ist. Das in Europa gebräuchliche Feldgeschütz ist im allgemeinen zu schwer. Wo es mit Ochsen bespannt ist, kommt es natürlich überall, wenn auch nur langsam, durch. Beiläufig bemerkt, ist der Ochse sehr ruhig im Feuer, während die Maultiere, wie aus dem Burenkriege bekannt, hier sehr schwierig sind. Ob die geringe Beweglichkeit des Feldgeschützes sich in Südwestafrika unangenehm fühlbar gemacht hat, darüber liegen mir keine Mitteilungen vor.

Außer Feldgeschützen sind in Südwestafrika auch noch zwei Gebirgsbatterien von zwei verschiedenen Kalibern, 6 und 7 cm, verwendet; das letztere hatte sich in China bewährt. Bekanntlich wird bei diesen das zerlegte Geschütz auf vier Maultieren verpackt, ebenso die Munition. Das von einem Maultier zu tragende Gewicht beläuft sich auf 80 bis 125 kg, mit welcher Last es sich in jedem Gelände, aber nur im Schritt, bewegen kann. Nun sind aber alle Truppen dort beritten, und es ist daher notwendig, daß die Artillerie sich auch auf längeren Strecken im Trabe bewegt. Dazu ist es unbedingt erforderlich, daß die Geschütze durch Verbindung mit einer Protze zu vierrädrigen Fahrzeugen umgewandelt werden können. In der Ebene und im Hügellande werden dann die Geschütze gefahren; im Gebirge läßt man die Protzen und Reitpferde zurück und verpackt die Geschütze und Munition auf die Tragetiere. Es ist fraglich, ob sich nicht die Einführung einer 6,8 cm Schnellfeuerkanone (oder noch etwas geringeres Kaliber) als Einheitsgeschütz für die Kolonien empfiehlt. Eine so bunte Musterkarte von Geschützen, wie sie in Südwestafrika vorhanden war — Feldgeschütz 73, Feldkanone 96, 6 und 7 cm Gebirgsgeschütz, bei dem Marine-Expeditionskorps 3,7 cm Maschinenkanonen — hat doch große Bedenken. Außerdem waren noch Maschinengewehre vorhanden, die sich hier sehr bewährt haben.

Für die Operationen lassen sich feste Regeln nicht aufstellen. Gemeinsam ist allen Kolonialkriegen, daß eine gut bewaffnete und organisierte Truppe

Digitized by Google

gegen einen meist schlecht bewaffneten, an Zahl aber weit überlegenen Feind kämpfen muß, der überdies das Land genau kennt, gegen Strapazen widerstandsfähig ist, wenig Bedürfnisse und daher eine große Beweglichkeit besitzt und meist auch keine Todesfurcht kennt. Verfügt der Gegner über eine organisierte Truppe, so sind die Verhältnisse denen in Europa ähnlich und das Operationsobjekt ist die feindliche Armee. Existiert aber eine solche Armee nicht — und das wird wohl die Regel sein —, besitzt dagegen das Volk ein anerkanntes Oberhaupt, so kann die Eroberung der Residenz genügen, um den Widerstand zu brechen. Wenn aber, wie in Südwestafrika, die Expedition gegen ein unzivilisiertes Volk ohne feste Wohnsitze gerichtet ist, so handelt es sich darum, den Besitz des Volkes (hier die Viehherden), zu vernichten oder fortzunehmen. Major v. Wißmann brachte im Jahre 1890 die aufrührerischen Massais in Ostafrika sehr schnell dadurch zur Vernunft, daß er eine ihrer Viehherden einkreisen und einige der besten Rinder niederschießen ließ. Die Wilden, die sich in ihrem Besitz bedroht sahen, baten kniefällig um Schonung und zogen schleunigst ab.

Bei Eröffnung des Krieges entstehen die ersten Schwierigkeiten aus dem Mangel zuverlässiger Nachrichten über den Feind, der selbst mit den besten Nachrichten versehen ist. Die erste Sorge muß daher auf Organisation eines guten Nachrichtendienstes gerichtet sein, wozu einzelne als zuverlässig bekannte Einwohner verwendet werden müssen. Um Reibungen zu vermeiden, sollte die Militär- und Zivilgewalt in einer Hand liegen.

In fast allen Kolonialkriegen sind zwei verschiedene Phasen zu unterscheiden. In der ersten werden die von den eingeborenen Führern aufgebotenen Kräfte bekämpft; einige ernste Gefechte genügen, um deren Auflösung herbeizuführen. Hierauf folgt meistens eine längere und nicht selten schwierigere Phase, das ist die Vernichtung der zerstreuten Banden, die den Kampf aus Patriotismus oder Raublust fortsetzen. Es beginnt der Kleinkrieg mit Überfällen und Hinterhalten. In dieser Periode des Kampfes befinden wir uns jetzt in Südwestafrika; die Gefechte am Waterberg, bei Gr. Nabas und in den Karasbergen haben die Zerstreuung der von den Führern zusammengebrachten Banden zur Folge gehabt. Dieser Kampf gegen die ungeordneten Banden in entlegenen, oft ungesunden Gegenden ist schwer zu leiten und stets sehr anstrengend für die damit beauftragten Truppen. Hier, wo es nur Überraschungen gibt, gilt keine Regel; der Führer muß ungewöhnlich kühn, kaltblütig und bestimmt sein.

Noch weniger möglich ist es, für Märsche und Verwendung der Truppen im Gefecht Regeln zu geben. Denn die Kolonialkriege spielen sich unter sehr verschiedenen Umständen ab; es wirken unendlich viel Faktoren auf die Fassung der Entschlüsse ein, und der Mut des Führers und seiner Truppen wird den schärfsten Proben unterworfen. Schon die Marsch- und Unterkunftsverhältnisse sind außerordentlich verschieden, je nachdem das Land stark oder schwach

Digitized by Google

bevölkert, reich oder arm, mehr oder minder wegsam ist, je nach dem Gesundheitszustande der Truppen, dem Klima, den Jahreszeiten, den Eigenschaften des Feindes usw. Hier muß sich der Führer auf seine gesunde Vernunft und Erfahrung verlassen. Immerhin kann das Studium der Kolonialkriege zu einigen allgemeinen Lehren Anlaß geben, die man aber nicht als unumstößliche ansehen darf.

Die Aufklärung wird namentlich bei Mangel an Kavallerie Farbigen anvertraut werden müssen; sie sind dazu besonders befähigt und werden, wenn man ihre Dienste gut bezahlt, sehr eifrig sein; man darf sie jedoch niemals mit der geschlossenen farbigen Schutztruppe vermischen.

Die Ausführung der Märsche richtet sich ganz danach, ob das Land eben und offen oder uneben und bedeckt ist. Im ersteren Falle wird in der Regel eine Karreeformation angenommen, von der später noch die Rede sein wird; im anderen Falle wird die Kolonne selbst bei schwachen Kräften in mehrere Staffeln zerlegt, die gewissermaßen sprungweise vorgehen, während Patrouillen die nächsten Anhöhen besetzen. Der Feind sucht fast immer die Avantgarde zu überraschen (Owikokorero und Okaharui); dem kann man vielleicht durch Abgabe einiger Salven gegen verdächtiges Dickicht vorbeugen, eine Maßregel, die auch der erfahrene Major v. Wißmann empfiehlt. Wegeengen, die man durchschritten hat, sind durch Arrieregarden zu besetzen, damit man im Falle einer Überraschung den Rückzug frei hat.

Für die Nacht genügt das Aussetzen von Doppelposten nicht; man muß diese 4 bis 6 Mann stark machen; besser sichert man sich durch eine Postenkette, die sich auf ein zusammenhängendes Hindernis stützt, das durch Wagen oder andere Gegenstände gebildet wird; die ganze Abteilung hat sich wie ein Vorpostengros zu verhalten. Jeder Mann muß die allgemeine Kriegslage kennen; denn bei der Unmöglichkeit, die Befehle rechtzeitig zu geben, muß die Initiative des einzelnen aushelfen.

Die Truppenführung im Gefecht erfordert großes Geschick. Genaue Kenntnis der Manövrierfähigkeit der eigenen Truppen, der Leistungsfähigkeit des Feindes, der allgemeinen Lage und des Geländes ermöglichen allein dem Führer die Fassung richtiger Entschlüsse. Bei Mangel eigener Erfahrung vermag nur das Studium vieler Kolonialkriege auf die Leitung solcher Operationen vorzubereiten.

Selten tritt hier der Gegner offensiv auf; er rechnet mehr mit den sich aus dem Klima, der Natur des Landes und der Unwegsamkeit ergebenden Schwierigkeiten. Er benutzt sie, um sich zu verschanzen, Hinterhalte zu legen, die Truppe zu schwächen, indem er ihr Verluste beibringt. Jedem Angriff sucht er sich zu entziehen, sobald er einen ungünstigen Ausgang voraussieht. Dem muß man entgegentreten durch Beschäftigung der Front mit zwar ausreichenden, aber schwachen Kräften und einen umfassenden Angriff gegen die Flanke, ein Manöver, das möglichst starke und bewegliche Kräfte voraussetzt.

Digitized by Google

Eine in Kolonialkriegen oft angewandte Formation für Marsch, Unterkunft und Gefecht ist die Karreeformation, deren Notwendigkeit sich daraus ergibt, daß die geringe numerische Stärke dem Feinde die Möglichkeit bietet, einen Angriff aus jeder beliebigen Richtung auszuführen. Der Ausdruck Karree ist nicht wörtlich zu nehmen; es soll damit nur eine Formation bezeichnet werden, die eine schnelle Entwicklung nach jeder Seite zuläßt. Es ist durchaus keine nur auf die Verteidigung berechnete Formation, sondern wird namentlich auch auf Märschen angewendet. So marschierten z. B. die Engländer vor der Schlacht von Abu-Klea gegen die Mahdisten im Karree vor, um diese zum Gefecht zu zwingen; die Kamele und der ganze Troß waren im Lager zurückgelassen.*) — Das Karree muß auf dem Marsche sehr dehnbar sein, damit die Bagage unter dem Schutz der Truppe bleibt. General Graham marschierte am 2. April 1885 mit seinen Truppen — 8000 Mann, 1200 Pferde und Maultiere — in einem Viereck von 70 m Breite und 750 m Tiefe. — Während die Kavallerie zur Aufklärung unabhängig von dem Karree marschiert und sich beim Beginn des Gefechts in der Regel auf einer Flanke aufhält, um diese zu schützen, marschiert die Artillerie meist im Inneren des Karrees und wird im Gefecht an den Ecken als den schwächsten Punkten verwendet.

In bergigem und mit Buschwerk bedeckten Gelände werden meist kleinere Abteilungen, die mehrere Tage allein nach einem gemeinsamen Plan operieren, Erfolg haben; so ist meist in Südwestafrika verfahren. Das Wichtigste hierbei ist die Ernährungsfrage. Die Operationen sind oft weit ausgedehnt, bestehen aus ermüdenden Hin- und Hermärschen ohne greifbaren, ermutigenden Erfolg. Nicht selten wird der Zweck besser durch ein Manöver als durch ein Gefecht erreicht. Kommt es zu einem solchen, so wird es nach den allgemein gültigen Regeln geführt. Der Angriff zerfällt wegen der Geländeschwierigkeiten meist in eine Reihe von Einzelkämpfen, bei denen es oft zum Nahkampf kommt, wobei Initiative, Tapferkeit und Ausdauer der einzelnen Individuen die Entscheidung herbeiführen. Diese Kämpfe gegen einen zwar schlecht organisierten, aber zahlreichen, bisweilen auch gut bewaffneten Feind stellen an die Truppe sehr hohe Anforderungen. Besonnenheit, Energie und Vertrauen in die eigene Kraft sind die den Sieg verbürgenden Faktoren. Tapferkeit allein genügt nicht zum Erfolge; Unkenntnis der Eigenschaften des Gegners, seine Fechtweise und Nichtbeachtung der den Umständen entsprechenden taktischen Grundsätze können sogar zu einer Katastrophe führen.

Der militärische Erfolg gegen die mehr oder minder organisierten Streitkräfte genügt noch nicht zur Wiederherstellung geordneter Zustände. Ehe man

*) Auch in der Krim marschierten vier französische Divisionen von der Landungsstelle bei Eupatoria nach der Alma in Karreeformation vor. Hier war diese Formation durch den Mangel an aufklärender Kavallerie geboten.

Digitized by Google

dazu übergeht, müssen erst alle Zentren des Aufstandes beseitigt sein; denn es handelt sich vorzugsweise darum, den Anordnungen der Obrigkeit nötigenfalls durch Waffengewalt Achtung zu verschaffen. Das Verhalten der bewaffneten Macht richtet sich danach, ob die zersprengten Banden schwächer oder stärker sind. Im ersteren Falle — in dem wir uns im Hererolande befinden — genügt die Belegung der größeren Ortschaften mit einer Garnison, von wo aus kleinere Posten das Land durch Streifzüge säubern. Bisweilen kann man sich dabei der Mitwirkung treu gebliebener Eingeborenen bedienen. Die Offiziere dürfen sich keine Gelegenheit entgehen lassen, um in den nicht sicher unterworfenen Gegenden festen Fuß zu fassen; sie müssen aber auch mit Ruhe, Vorsicht und Besonnenheit vorgehen, damit Mißerfolge vermieden werden. — Stehen noch größere Banden im Felde, wie im östlichen Namalande, so muß man ihnen mit stärkeren Kolonnen entgegengehen, die die Aufständischen aufsuchen und auseinandertreiben. Grundsätzlich sollten indessen solche Streifzüge die Dauer von drei Monaten nicht überschreiten, da sonst zu viele Abgänge durch Krankheiten eintreten. In Südwestafrika wurde den Expeditionen meist schon früher durch Wassermangel ein Halt geboten. Die von den Truppen auf diesen Märschen ertragenen Strapazen übersteigen alle Vorstellung; aber die großen Verluste an Pferden usw. setzen auch die Gefechtskraft erheblich herab. Diese Kolonnen müssen vor allem sehr beweglich sein und die feindlichen Banden unausgesetzt in Atem halten; ein Angriff auf befestigte Punkte, auf die diese sich zurückgezogen haben, ist stets mit Vorsicht auszuführen. Für die Aufklärung und bei der Verfolgung kann die Zuteilung einiger zuverlässiger Eingeborenen sehr nützlich sein. Da diese Kolonnen stark sein müssen, ist die Zahl der besetzten Stationen möglichst einzuschränken, um eine Zersplitterung der Kräfte zu vermeiden.

Nach der Niederwerfung der Eingeborenen ist deren Entwaffnung unbedingt geboten, da nur so die Ruhe im Lande gewährleistet ist. Hierfür den richtigen Augenblick zu wählen, ist sehr schwer. Oberstleutnant Ditte empfiehlt, mit der Kontrolle der Waffen zu beginnen; anfangs werden sie den Einwohnern belassen; sie haben sie nur zur Stempelung vorzuweisen; an einem bestimmten Tage werden alle gestempelten Waffen eingezogen; dann kann man um so leichter nach den versteckt gehaltenen suchen. Später kann man einzelnen Personen, die sich als durchaus zuverlässig erwiesen haben, die Erlaubnis zur Benutzung von Waffen geben.

Jeder Staat mit Kolonialbesitz bedarf einer Kolonialarmee, die aus zwei verschiedenen Teilen besteht. Der eine Teil hat die Ordnung in den Kolonien aufrecht zu erhalten und ist dort stationiert; der andere Teil muß bereit sein, jeden Augenblick auf irgend einem Punkte der Erdkugel verwendet zu werden, ohne daß dadurch die Hauptarmee irgendwie berührt wird, muß also in der Heimat stehen.

Digitized by Google

Noch ein anderer Gedanke hat sich mir bei dem Studium des Buches von Oberstleutnant Ditte aufgedrängt. Es dürfte notwendig sein, auch auf unserer Kriegsakademie, wie auf der französischen École supérieure de guerre, Vorträge über den Kolonialkrieg zu halten, sei es, daß dafür besondere Vortragsstunden angesetzt würden oder daß sich der Vortrag über „Generalstabsgeschäfte" näher damit beschäftigte. Ein gründliches Studium dieses für uns jetzt wichtig gewordenen Zweiges der Kriegswissenschaft ist dringend geboten; das lehren die in Südwestafrika gemachten Erfahrungen sehr deutlich.

Der Kolonialkrieg kann keineswegs als eine Vorschule für die Führung des großen Krieges gelten; ja er birgt in dieser Beziehung sogar gewisse Gefahren, und nicht ohne Grund warnte im Jahre 1867 Trochu seine Landsleute vor Überschätzung der in den algerischen Kämpfen gemachten Erfahrungen, indem er ihnen zurief „la petite guerre gâte le militaire". Zweifellos aber bildet er einen vortrefflichen Prüfstein für den Charakter und den physischen Wert des Einzelnen. Nirgends sonst bietet sich für den jungen Offizier so viel Gelegenheit, Initiative, Entschlußfähigkeit und Freude an der Verantwortlichkeit an den Tag zu legen und zu stärken, Tugenden, die in dem ewigen Einerlei des Friedensdienstes gar zu leicht erstickt, jedenfalls nicht genug gewürdigt werden.

Gedruckt in der Königlichen Hofbuchdruckerei von E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW 12, Kochstr. 68—71.

Digitized by Google

Vom alt-hannoverschen Heere.

Drei Generationen.

1722 bis 1866 (1903).

Bearbeitet durch

Eggert v. Estorff,

Major und Adjutant der Generalinspektion des Militär-Erziehungs- und Bildungswesens.

II.*)

Nachdruck verboten.
Übersetzungsrecht vorbehalten.

An den I. Abschnitt aus der Zeit des Siebenjährigen Krieges und seiner Lehren schließt sich der II., der in die Revolutions- und Befreiungskriege, in die Zwischenzeit wechselnder Fremdherrschaft und in die Folgezeit mühseliger Friedensarbeit führt und die Schicksale des Generalleutnants Albrecht v. Estorff und seiner Brüder behandelt.

1766 bis 1792.

Der im vorigen Abschnitt erwähnte Generalleutnant Emmerich Otto August v. Estorff schrieb am 9. September 1766 zu Veerssen (bei Ülzen) eigenhändig nieder:**)

„Meinem dritten Sohn (der älteste starb klein, der zweite, August, 1816 als Drost und Besitzer von Veerssen) Albrecht Ludolph Eggert, welcher den 4ten September 1766 des Mittags um 1 Uhr 50 Minuten zu Veerssen das Licht der Welt erblickete und den folgenden Dienstag, als den 9ten September, durch den zeitigen Herrn Pastor Schultzen getauft worden, sind nachstehende Personen zu Gevattern gebeten: . . ."

Minister v. Lenthe, Hofrichter v. Veltheim und der Schwager Graf Albrecht v. der Schulenburg-Klosterrode, nach denen der Täufling Albrecht genannt wurde, der Vetter Oberst Ludolph v. Estorff, nach dem er ebenso wie zum Andenken an seinen Großvater Major Ludolph Otto II. den Namen Ludolph erhielt, während er den dritten Namen Eggert „als einen der ältesten Familien Nahmen, so seit dem 13ten seculo von vielen meiner Vorfahren geführet worden" und zum Andenken an seinen gefallenen Onkel Kapitän Eggert v. Estorff führte.

*) I. siehe Beiheft 9/1904.

**) Familienarchiv Veerssen, Akte 16 d, Bl. 4/5.

Digitized by Google

Albrecht v. Estorff hat nachmals eine „kurze Geschichte meines Lebenslaufs“ eigenhändig niedergeschrieben, in der es heißt:

„... Aus besonderer Gnade für meinen Vater schenkte unsers Königs Majestät für mich 1776, da ich erst das zehnte Jahr erreicht hatte, das Patent eines Fähndrichs bei die Dragoner.“

Albrecht war in Northeim, der Garnison des Vaters, aufgewachsen, und wie gesagt, bereits am 16. August 1776 als Kornett (Fähndrich) in dessen Regiment (8.) eingestellt worden, so daß der Rittmeister und Aide-General-Quartiermeister Vogelsang (Adjutant des Vaters) ihn zum Geburtstage anstingen konnte:

„Ey laßt uns lustig sein,
Er hat Rock und Collet,
Dies pflegt der Krieges-Mann
Zu nennen Ey'r und Fett.
Trinkt seines Wollseins Hoch,
Lang' lebe unser Held;
Albrecht leb' 100 Jahr
Im Fried'- und Freuden-Feld.“

Bei einem Kordon, zu dem aus Anlaß des Bayerischen Erbfolgekrieges 1778 einige Regimenter im Göttingschen versammelt wurden, führte nach seinen eigenen Aufzeichnungen der junge zwölfjährige Offizier bereits die Standarte (allerdings wohl nur vorübergehend). Bei der Leibschwadron des 8. Kavallerieregiments erhielt er am 31. August 1781 sein Patent als Leutnant „beym Estorffischen Regiment Dragoner“ und war 1785 Adjutant des eigenen Vaters. Über seine weitere Laufbahn fährt er fort:*)

„... 1787 gewährte der Feldmarschall v. Reden mir die Auszeichnung, mich zum Adjutanten der ganzen hannoverschen Kavallerie zu sich zu fordern, und unser Allergnädigster König ernannte mich außerordentlich zum Rittmeister (5. Juni 1787). Fünf Jahre, bis 1792, blieb ich in jenem Posten, und da in den beiden letzten Jahren der Feldmarschall v. Freytag das spezielle Kommando der Kavallerie bekam, so war ich in dieser Zeit bei beiden als Adjutant angestellt. Dieses gewährte mir die Gunst des letztgenannten Herrn Feldmarschalls, daß er mich in seinem leichten Dragoner-Regimente (9.) eine Kompagnie 1792 erteilte.“

Als Oberadjutant der Kavallerie, deren Inspekteur der eigene Vater war, hatte Estorff seinen Chef bei Besichtigungsreisen zu begleiten und führte das Protokoll in einer Kommission zu Celle „in betreff der Umquartierung der Kavallerie vom platten Lande in kleine Städte von denen Regimentern, wo die Speisung üblich ist“.

Die neue Kompagnie, mit der er auch 1792 gleich die Schwadron bei dem „9. Kavallerie-Regiment Königin, leichte Dragoner“ erhielt, führte ihn nach Isernhagen, wo er eine Ausarbeitung über die Operationen der französischen Nordarmee im Herbst 1792 anfertigte. Doch sollte in Isernhagen seines Bleibens nicht lange sein.

*) Staatsarchiv Hannover. Hann. Des. 41 E. XXI. n. Nr. 10. Pro Memoria. Bl. 46/47.

Digitized by Google

1793.

(Vgl. Skizze 1 zu den Feldzügen 1793 bis 1795.)

Hannover hatte zum Reichskrieg gegen Frankreich ein Kontingent zu stellen, das gleichzeitig als Auxiliarkorps für England in Holland zu fechten berufen wurde. Hierzu wurde auch das 9. Kavallerieregiment bestimmt, das aus Mangel an Mannschaften und Pferden mit dem 10. in ein leichtes Dragonerregiment zu vier Schwadronen zu je zwei Kompagnien zusammengefaßt wurde. Estorffs Kompagnie von 5 Unteroffizieren, 38 Dragonern, 43 Pferden bildete mit der Kompagnie des Majors v. Linsingen die zweite Schwadron des neuen Regiments. Dieses sollte im beginnenden Feldzuge vorzugsweise zum Dienst der leichten Truppen, d. h. zur Aufklärung und zu den Vorposten benutzt werden und ließ deshalb die Lagerrequisiten zurück, um das Gepäck zu erleichtern.

Die Gebührnisse eines Rittmeisters betrugen 8 Rationen, 6 Portionen, 400 Florin; die Ration bestand aus 8 Pfd. Hafer, 10 Pfd. Heu, 5 Pfd. Stroh, die Portion u. a. aus 2 Pfd. Brot. Doch klagten die Truppen während des Krieges oft über die Unerfahrenheit und Nachlässigkeit des englischen Kriegskommissariats.*)

Am 9. März 1793 rückte das Regiment aus und marschierte über Minden, Bentheim, nördlich Emmerich über den Rhein, über Antwerpen und Brüssel in die Gegend von Tournay, wo es am 29. April eintraf und bald die Vorposten gegen Rumes übernahm. Es gehörte zum Heeresteile des Herzogs von York, unter dem der Feldmarschall v. Freytag die Hannoveraner kommandierte.

Schwächliche Angriffe der Franzosen unter Dampierre, zum Entsatze von Condé, wurden leicht abgewiesen; auch der neue französische Oberbefehlshaber Custine tat den Verbündeten nicht viel Leides, ebensowenig wie diese ihm. Ende Mai hatten die Franzosen in Anlehnung an die Festung Valenciennes bei Famars eine befestigte Stellung bezogen, gegen die im Korps York auch das 9. Kavallerieregiment anmarschierte.

Am 23. Mai 1793 standen die Abteilungen nach einem Nachtmarsch und durch Nebel begünstigt um 6 Uhr vormittags zum Angriff bereit. Die Österreicher faßten in der Front an, während das Korps York den feindlichen rechten Flügel umging. Man erreichte jedoch nicht entscheidende Erfolge, so daß sich der Gegner in der Nacht vom 23. zum 24. Mai den weiteren Angriffen entziehen konnte.

Von einer energischen Verfolgung war keine Rede; ebenso ließ man die Besatzung von Valenciennes, nach dessen Fall am 28. Juli unter einer Art Ehrengeleit ruhig abziehen und machte nur noch einen schwächlichen Vor-

*) Sichart IV. 182.

Digitized by Google

stoß in der Richtung auf Arras. Custine mußte seine Mißerfolge auf dem Schafott büßen und wurde durch Houchard ersetzt, der noch in demselben Jahre ein gleiches Schicksal erfuhr. Die Verbündeten aber nutzten ihre Erfolge nicht aus, sondern gingen ihren Sonderinteressen nach, die den Herzog von York in die Richtung auf Dünkirchen führten. Während er selbst an dem Meere entlang auf diese Festung vormarschieren wollte, sollte ein Korps unter Freytag die linke Flanke decken. Hierzu gehörte auch das 9. Kavallerieregiment, das sich u. a. am 21. August 1793 bei der Einnahme von Rexpoede auszeichnete.

Aber auch hier wurden die Vorteile kaum ausgenutzt. Bald gingen die Franzosen zur Offensive über und warfen die Verbündeten u. a. aus Rexpoede, wo Freytag verwundet wurde, so daß der Befehl über die Hannoveraner auf den General Grafen v. Wallmoden-Gimborn überging, der nun über Furnes, Dixmude, Thorout, Rousselaere, einen vollständigen Kreismarsch nach Menin vollzog, wo man am 18. August gelagert hatte und nun am 15. September wieder einrückte.

Am 21. Oktober 1793 unternahmen die Franzosen, nunmehr unter dem Oberbefehl Jourdans, einen Vorstoß aus der Richtung von Lille auf die Lys bei Menin und wiederholten ihn am 30. November und 15. Dezember, wurden aber stets wieder zurückgetrieben; hierbei fiel auch der Major v. Linsingen des 9. Kavallerieregiments dem Feinde unvermutet „auf den Hals und repoussierte ihn".*) Am heiligen Abend bezog das Regiment seine Winterquartiere nördlich Ypres innerhalb der allgemeinen Linie längs der französischen Grenze. Hatten sich die einzelnen Truppenteile auch überall bei den vielen kleinen Scharmützeln recht brav geschlagen, so hatte die Energielosigkeit der Gesamtkriegführung den Feldzug eines vollen Jahres doch fast ergebnislos verlaufen lassen, wie aus dem sorgfältig geführten Tagebuch Estorffs leider nur zu deutlich hervorgeht.

1794 und 1795.

Während die Verbündeten den Winter fast ungenutzt vorübergehen ließen, hatten die Franzosen fleißig am inneren und äußeren Ausbau des Heeres gearbeitet, so daß sie im April 1794 zum Angriff übergehen konnten. Flandern sollte von einem Truppenkorps des österreichischen Feldzeugmeisters Grafen Clerfait verteidigt werden, dem u. a. auch die Hannoveraner unter dem General der Kavallerie Grafen v. Wallmoden-Gimborn zugeteilt waren.

Nachdem die 9. Dragoner am 3. März ihre Kantonnierungsquartiere verlassen hatten, konnte ein kleiner Vorstoß der Franzosen am 6. April in der Gegend von Werwick zwar noch zurückgewiesen werden, wobei auch die 9. Dragoner Verluste erlitten. Vor dem allgemeinen Angriff am 26. April

*) Sichart IV. 321.

Digitized by Google

Skizze 1
zu den Feldzügen 1793–1795.

Digitized by Google

mußten sich die Verbündeten jedoch zurückziehen, und der General v. Hammerstein, beraten von Scharnhorst, schlug sich am 30. April in heldenhaftem Ausfall mit 2000 gegen 20 000 Mann aus Menin nach Norden durch. Zwei Gegenangriffe Clerfaits mißlangen. Bei dem letzten Gegenstoß war das 9. Dragonerregiment dem General v. Hammerstein zur Wiedereroberung von Menin zugeteilt, als dieser am 19. Mai 1794 bei Gheluwe mit dem Feinde ins Gefecht kam.

Die Dragoner „griffen den Feind mit großer Heftigkeit und außerordentlicher Bravour an . . . .; es ward ein ganzes Bataillon bis auf 200 Mann, die gefangengenommen wurden, niedergehauen, der Rest des Feindes aber bis unter die Kanonen von Menin verfolgt".*) Die 9. Dragoner allein verloren 3 Mann tot, 3 Offiziere, 10 Mann verwundet sowie 21 Pferde.

Und wieder unter diesem tapferen Führer standen die 9. Dragoner, als gelegentlich eines Entsatzversuches Clerfaits auf Ypres Hammerstein am 13. Juni 1794 die erste Kolonne führte. Das Zusammenwirken der Kolonnen versagte zwar derartig, daß im ganzen auch hier wieder ein Mißerfolg zu verzeichnen war; aber die Truppen Hammersteins hatten sich tapfer geschlagen, vorübergehend sogar Erfolge gehabt und 264 Mann verloren.**)

Der Rückzug in Richtung Antwerpen wurde fortgesetzt. Der Prinz von Coburg hatte am 26. Juni die anfänglichen Erfolge in der Schlacht von Fleurus freiwillig aufgegeben; der Herzog von York zog sich ebenfalls zurück. So dauerte es nicht lange, bis am 16. September die Armee hinter die Maas zurückging; ja, bei dem gänzlichen Auseinanderfallen der Verbündeten sahen sich die Hannoveraner im März 1795 an die Ems zurückgedrückt, ohne daß eine entscheidende Schlacht geschlagen worden wäre.

Estorff berichtet über seine Teilnahme an diesem unerfreulichen Feldzuge: „Da das Regiment zum Vorpostendienst fast ununterbrochen gebraucht wurde, hatte ich durch mannige Dienstverrichtungen Gelegenheit, der Generalität der Hannoverschen Truppen, vorzüglich den damaligen Generälen v. Wallmoden und Hammerstein bekannt zu werden. . . . Ich wurde daher in der folgenden Campagne verschiedentlich zum Vorposten-Kommandanten gerufen, und im Herbst 1794 wählte der nunmehrige Kgl. F. M. Rgr. v. Wallmoden mich zum Brigade-Major der Kavallerie."***)

Die Festung Nijmegen war in so schlechtem Verteidigungszustande, daß Wallmoden darüber am 4. November direkt an den König berichtete, und wenn auch am 11. Dezember die Franzosen nach einem Übergange über die Waal oberhalb Nijmegens noch einmal zurückgetrieben wurden, so mußte

*) Sichart IV. 448.

**) Sichart IV. 468 u. f.

***) Staatsarchiv Hannover. Hann. Des. 41 E. XXI. n. Nr. 10. Pro Memoria. Bl. 46/47.

Digitized by Google

bei den ungünstigen Eisverhältnissen die Waallinie doch aufgegeben werden. Der Herzog von York hielt wohl den Feldzug für beendet und ging nach England ab, die Sorge für die Armee dem Grafen Wallmoden überlassend, dem die englischen Truppen aber nur bedingt unterstellt waren.

Am 26. Dezember 1794 befand sich das Hauptquartier, dem auch Estorff angehörte, in Arnhem, am 3. Januar 1795 in Amerongen, am 7. in Driebergen, indem Wallmoden noch immer hoffte, bei Tauwetter Holland verteidigen zu können. Ein schwächlicher Angriffsversuch am 10. Januar scheiterte an dem mangelhaften Zusammenwirken der einzelnen Abteilungen. Estorff war hierbei, wohl in dem Sinne unserer Nachrichtenoffiziere, der Kolonne des hessischen Generals v. Wurmb auf dem rechten Flügel zugeteilt, die von Buren aus vorging und auch einige Erfolge an der Linge erzielte, durch das Weichen des englischen Zentrums aber ebenfalls zum Rückzuge gezwungen wurde. Estorff kehrte am 11. Januar in das Hauptquartier nach Amerongen zurück. Frostwetter, das die Ströme ihrer Verteidigungsfähigkeit beraubte, und der traurige Zustand der Truppen bewogen Wallmoden zum weiteren Rückzuge hinter die Jissel. Das Hauptquartier ging am 16. Januar nach Apeldoorn, am 18. nach Deventer, am 24. nach Lochem. Als aber die Verpflegung hier versagte und die Eisverhältnisse die Verteidigung auch der Jissel erschwerten, ging Wallmoden Ende Januar weiter zurück, wobei der rechte Flügel bei Kampen und Zwolle einstweilen noch halten sollte.

Einen Sonderauftrag schildert Estorff dann, wie folgt:*)

„Den 28. Januar des Abends sandte daher der Rgr. Wallmoden aus dem Haupt-Quartier den Brig. Maj. v. E. mit dem Auftrage ab, mit nebst 2 Schwadronen Hessen-Casselscher Dragoner, 1 Bataillon Hessen-Casselscher Grenadiere und 2 Bats. 4. Hannov. Inf. Regts. über Deventer zu marschiren, gab ihm ferner einen offenen schriftlichen Befehl, alle leichten Truppen oder Frei-Corps, so er in der hiesigen Gegend anträfe und von welchen er den Gebrauch zweckdienlich hielte, an sich zu ziehen, und instruirte ihn dahin mit der Cavallerie so schnell vorauszugehen, damit die Occupirung der Gegend von Zwolle und Kampen vor dem Abgang der Colonnen Englischer Truppen geschehen möge.

Den 29. des Vormittags kam der Brig. Maj. v. E. mit der Cavallerie vor Zwolle an, welchen Ort die Engländer bereits verlassen hatten. Er machte daher seine Dispositionen, daß die am weitesten noch zurück seienden beiden Bataillone Hannoveraner diese Stadt besetzen, das Hessische Grenadier-Bataillon ihm nach Kampen folgen sollte, wohin er sich sogleich mit der Cavallerie verfügen wolle, um noch den Nachmittag und vor Ankunft des Feindes in den Besitz dieser — am linken Ufer der Jissel liegenden — kleinen Festung zu kommen.

*) Staatsarchiv Hannover. Hann. Des. 41 E. XXI. n. Nr. 11, Bl. 73 u. f.

Digitized by Google

Indem zur Ausführung dieser Absicht die Cavallerie um Zwolle marschirte, begab sich der Brig. Maj. v. E. für seine Person in den Ort, um die nöthigen Vorkehrungen wegen der Einquartirung pp. zu machen; er fand aber diese Stadt in völligem Aufstande, gegen 2000 Bürger mit der Freiheits-Cocarde unter den Waffen, die den Oranisch gesinnten Magistrat absetzeten und mit Sehnsucht die Ankunft der Französischen Truppen erwarteten.

So bewandten Umständen nach, und da er sich des Morgens überzeugt hatte, daß die Yssel so stark zugefroren, daß man sie aller Orte passiren konnte, also dieser Fluß kein Hinderniß mehr für den zu Hattem stehenden Feind war, es diesem mit der in völligem Aufruhr seienden Bürgerschaft ein leichtes gewesen sein würde, entweder die Besatzung aufzuheben, oder doch größtentheils aufzureiben — so veränderte der Brig. Maj. v. E. seinen Plan für die Tage: mehrgenannte beiden Städte mit Infanterie nicht zu besetzen und wies die Commandeure der Hannoverschen und Hessischen Infanterie an, sich auf ihren Marsch von Deventer nach Zwolle rechts zu ziehen und die Nacht das Dorf Dalfsen, welches auf zwei Stunden hinter Zwolle an der Vechte liegt, zu occupiren und ferner des andern Morgens längst dieses Flusses nach Hasselt zu marschiren, allwo sie von ihm weiter benachrichtigt werden würden.

Der Brig. Maj. v. E. ging dagegen mit der Cavallerie nach Kampen, fand auf dem Wege noch einige Englische Freicorps, die er seiner Ordre zufolge an sich ziehen konnte, jedoch dieses unterließ, aus der Ursache der großen Erbitterung des Landmannes gegen diese Truppen, welche durch Plünderung und Mißhandlung sich den Haß der Einwohner solcher Gestalt zugezogen, daß er überzeugt war, mehr Schaden als Vortheil durch die Beinahme zu gewinnen.

Er vernahm von den Commandeurs dieser Corps, daß sie sich auch hinter die Vechte bis auf weiteren Befehl ziehen sollten.

Von der Hessischen Cavallerie schickte er eine Avantgarde schnell vorauf, um ohne Aufsehen von der Brücke und dem ersten Thore von Kampen in Besitz zu kommen. Diese fand aber das Thor verschlossen, und als er sich selbst mit der Cavallerie näherte, auch alle gütlichen Vorstellungen vergebens waren, solches eröffnet zu erhalten, und ohne Infanterie und Artillerie dieses mit Gewalt nicht zu bewerkstelligen war, so brachte er es endlich durch Capitulation doch dahin, daß ein Unteroffizier zu Fuße zur Unterredung mit dem Commandanten eingelassen wurde. Dieser Unteroffizier, welcher dazu von ihm unterrichtet war, sollte beobachten die Veranstaltungen in der Stadt, die innere Vertheidigung dieses Thors, ob die Bürger bewaffnet, die Garnison stark und wie etwa der Commandant gesinnt sei. Man hatte mit dem Unteroffizier die Vorsichts-Regeln, welche sonst gewöhnlich geschehen, ihm die Augen zu verbinden, nicht beobachtet — er hatte mit dem Commandanten allein gesprochen und brachte daher vollständige Nachricht zurück, daß das Thor nur

Digitized by Google

bloß verschlossen, mit einer starken Wache aber besetzt sei — aus Holländischen Truppen die Garnison bestände, daß er einige Bürger bewaffnet gesehen, übrigens der Commandant ganz gut gesinnt zu sein schien und aus Furcht für die Patrioten den Einmarsch nicht gestatten wollte.

Während dieser langen Verhandlung war es Abend geworden, die Cavallerie war sehr fatiguirt. Der Brig. Maj. v. E. nahm also mit selbiger in den nächsten Bauer-Häusern bei Kampen Quartier und stattete an den commandirenden General Reichsgrafen v. Wallmoden von allem schriftlichen Bericht ab durch 2 Ordonnanzen, die sich in der Nacht bei Zwolle vorüberschleichen mußten und andern Morgen in Deventer bei G. M. v. Wurmb sein sollten.

Obgleich des andern Morgens als am 30ten die gegen Kampen gesandten Patrouillen nichts vom Feinde entdeckt hatten — so glaubte demnach der Brig. Maj. v. E., daß da er sich mit der Cavallerie nicht in den Besitz der Stadt setzen könnte, daß es rathsam sei — sich mit der Infanterie zu vereinigen, welche des Morgens aus Dalfsen nach Hasselt zu marschiren bestimmt war. Er wurde auch außerdem hierzu bewogen, um die Meinung der Herren Commandeurs der Hessischen und Hannöverschen Infanterie über die fernere Operation zu vernehmen, wenn gleich ihm der commandirende General die Ausführung der ganzen Operation allein überlassen hatte.

Er kam mit der Cavallerie nach Hasselt, als bald darauf auch der Hessische Obr. Bauermeister mit seinem Grenadier-Bataillon und der Oberstleutnant v. Hassel mit 2 Bataillonen Hannoverschen 4. Infanterie-Regiments auch von Dalfsen anlangten.

Diese gaben ihm die zuverlässige Nachricht, daß das Dorf Dalfsen unter dem Obr. La Chartre mit Infanterie und Cavallerie besetzet sei, und diese nebst denen in den nächsten Bauerschaften gelegenen leichten Truppen bestimmt wären, der Colonne längst der Vechte die Arrière-Garde zu nehmen.

Nachdem nun die nöthigen Sicherheitsposten ausgesetzet und die Truppen in diesen kleinen Städten bequartirt waren, machte der Brig. Maj. v. E. den obengenannten Kommandeurs den Befehl des commandirenden Generals und den Zweck dieser Expedition bekannt, er unterrichtete sie auch von der jetzigen Lage, und wie er darüber bereits ins Haupt-Quartier seinen Bericht erstattet hätte. Ferner machte er ihnen seine Meinung wissend, was nunmehr zu thun sein würde, und erbat sich nun auch die ihrige.

Des Brig. Maj. v. E. Meinung ging dahin: Daß, da die Absicht des commandirenden Generals nur gewesen sei, zur Deckung des Rückzuges vom rechten Flügel die Städte Zwolle und Kampen so lange zu behaupten, als das Soutien-Corps des Centrums Deventer occupire; die Besetzung dieser beiden Städte aber ohne gänzliche Aufreibung dieser Truppen nicht möglich sei, dagegen durch die Anwesenheit in Hasselt und dasiger Gegend der Zweck

Digitized by Google

eben sowohl erreicht würde — so glaube er, daß man fürerst in Hasselt bleiben müsse, um theils den Feind auf dieser Seite zu beobachten, als um weitere Verhaltungs-Befehle aus dem Haupt-Quartier abzuwarten, welche folgenden Morgens, auf seinen erstatteten Rapport anlangen könnten. Er glaubte ferner, daß es nöthig sei, sich mit dem Obr. La Chartre in Communication zu setzen, verschiedene Patrouillen gegen Kampen und Zwolle zu senden, und außerdem durch Spione von der Bewegung des Feindes am linken Ufer der Yssel Nachricht einzuziehen.

Der Herr Obr. v. Bauermeister und Obrstlt. v. Hassel stimmten diesem völlig bei, jedoch mit dem Hinzufügen, daß, wenn des folgenden Morgens die Befehle des commandirenden Generals nicht eingelaufen wären, dann alle Vorsicht zu gebrauchen sei, um bei einem feindlichen Angriffe sich der Colonne nähern zu können. In dieser Hinsicht ließ der Brig. Maj. v. E. die Wege gegen Ommen und Hardenberg recognosciren, bestimmte in solchem Falle in gleicher Linie mit La Chartre die Retraite zu machen.

Durch einige sehr gut für das Oranische Haus gesinnte Leute, welche auch davon im Jahre 1787 den Beweis gegeben hatten, erhielt man zwei zuverlässige Spione, welche in Erfahrung bringen sollten, ob in Kampen und Zwolle die Franzosen eingerückt oder überhaupt von der Bewegung feindlicher Truppen etwas wahrzunehmen sei. Dem Obr. La Chartre wurde der Aufenthalt der Truppen bekannt gemacht und er ersuchet, Spione nach Zwolle abzuschicken und von deren Aussage die Nachricht wissend zu lassen, so wie man ihn gleichfalls von allem avertiren wollte.

Der nach Kampen gesandte Spion war nicht in die Stadt gelassen, hatte jedoch erfahren, wie Französische Cavallerie, wohl 200 Mann des Vormittags alldort eingerückt, daß jedoch bis 5 Uhr Abends keine Patrouille aus Kampen über die Brücke gewesen.

Der Einwohner in Hasselt, welcher diesen Spion verschafft, hatte einen sehr guten Bekannten in Genenuiden, zu dem er den Spion um 8 Uhr Abends abfertigte und des Nachts die schriftliche Nachricht zurück erhielt, daß eine Französische Cavallerie-Patrouille von 20 Pferden des Mittags von der Gegend Haderwijk über der Zuider alldort gewesen, sich erkundigt habe, ob die Engländer zurück marschirt und deutsche Truppen dagegen wieder gekommen.

Es ist fast unglaublich und die Sache einzig in ihrer Art, eine Patrouille mit Cavallerie über den See zu nehmen, wenn man aber den langen anhaltenden und starken Frost zu der Zeit bedenkt und weiß, wie viele Menschen beispiellos über diesen See in dem Zeitraume von Amsterdam zu Fuß geflüchtet sind, wird auch jenes Unternehmen nicht ganz unwahrscheinlich.

Durch die Aussage des nach Zwolle abgesandten Spions, welche des Nachts auch durch die Nachricht des Obr. La Chartre in allem bestätigt wurde, erfuhr man, daß etwas Französische Cavallerie und etwa 150 Mann Infanterie des Morgens von Hattem ab über die Yssel bis nahe vor Zwolle

Digitized by Google

gewesen, die Einwohner ihnen einige Erfrischungen entgegengebracht, und für 2 Bataillone auf den 31. das Quartier in der Stadt gemacht sei; übrigens noch der größte Theil der Bürgerschaft sich unter den Waffen befände. Der Obr. La Chartre gab ferner zur Wissenschaft, wie am 31. die Engländer von Hardenberg nach Coevorden aufbrechen würden, und daß er den vorläufigen Befehl habe, sich am 1. Februar nach Ommen zurückzuziehen.

So bewandten Umständen nach, daß am folgenden Tage sich der rechte Flügel weiter zurückzuziehen gedachte, die Franzosen Zwolle besetzen wollten, diese von da die Communication mit Dalfsen aufheben, und dann bei einem nachdrücklichen Angriff von Kampen auf Hasselt der Rückzug hier schwer wurde — fand man es rathsam, am 31. des Morgens auf eine Stunde Weges zurückzugehen, um von da den großen Damm und einzigen Weg, so nach Ommen führt, besetzen zu können; einen Theil der Cavallerie in Hasselt zu lassen.

Diese Cavallerie in Hasselt hatte den Befehl, daselbst bis des Mittags zu bleiben, die erwarteten Depeschen aus dem Haupt-Quartier zu empfangen, wenn solche aber nicht zur bestimmten Zeit anlangten, nach Ommen zu folgen.

Wie nun keine Verhaltungs-Befehle einliefen, so setzte der Brig. Maj. v. E. seinen Marsch fort.

Nach aller eingezogenen Erkundigung und aus demjenigen zu urtheilen, was man an dem Tage von der gänzlich unwegsamen Gegend gesehen hatte, war es dem Feinde in der jetzigen Jahreszeit unmöglich, von Hasselt auf Hardenberg zu gehen, ohne den Damm zu passiren; auch fanden sich dort keine Häuser, worin man die Truppen legen konnte und die Witterung erlaubte es nicht, zu biwackiren.

Es wurde also hier die Disposition so gemacht, daß man 2 Bataillone und 1 Eskadron zur Unterstützung nach Ommen legte mit 1 Bataillon und 1 Eskadron aber über die Vechte ginge und das beobachte, was am linken Ufer von Zwolle sich nähern würde.

Allein auch diese Maßregel mußte man wieder aufgeben, weil bereits Ommen die Englischen leichten Dragoner ganz occupirt hatten.

Der die Englische Arrière-Garde commandirende General-Lt. Cathcar traf zu selbiger Zeit dort ein und mit ihm wurde daher verabredet, daß man mit allen 3 Bataillonen und 2 Eskadrons am linken Ufer der Vechte zur Beobachtung von Zwolle sich setzen — gegenseitig die vom Feinde eingehenden Nachrichten mittheilen und besonders frühzeitig benachrichtigen wollte, wenn man zum Abmarsche aus der jetzigen Position befehliget oder solche doch zu verlassen genöthigt würde.

Wie nun bis zum Abend des 31. Januar der Brig. Maj. ohne weitere Verhaltungs-Befehle war, und auf den am 29. des Abends gemachten Bericht keine Antwort erhalten hatte — so fertigte er den Hessischen Lieutenant v. Ende nach dem H. Q. zu Lochem ab und meldete dem commandirenden

Digitized by Google

General die Ursache seines Rückmarsches bis dahin, die vom Feinde erhaltenen Nachrichten und die Position der ganzen Arrière-Garde.

In der jetzigen Stellung, wo man nicht wußte, ob Deventer verlassen sei, blieb dann die linke Flanke ganz entblößt; es stand aber nicht zu vermuthen, daß der Feind aus der Gegend vorrücken würde, wenn nicht zugleich auch etwas aus Zwolle vorginge. Das Hauptaugenmerk blieb also dahin gerichtet, wie man jedoch die Patrouillen nicht zu weit aversiren durfte — so suchte man die Stärke des Feindes bei Zwolle durch Spione zu erfahren. Es fand sich bestätigt, daß 2 Bataillone Franzosen in dieser Stadt und nur wenig Cavallerie in der Vorstadt bequartirt sei — die Communication mit der am rechten Ufer der Vechte stehenden Englischen Arrière-Garde wurde gleichfalls unterhalten. Da inzwischen das Haupt-Quartier auch selbigen Tages nach Breden verlegt war, so kehrte erst am 2. Februar des Nachmittags der Herr v. Ende zurück."

Schon an der Jissel hatte Wallmoden den Brigademajor v. Estorff mit verschiedenen selbständigen Aufträgen versehen, zu der erwähnten Expedition Kampen — Zwolle und zur Revision der Vorposten. In der neuen Stellung hinter der Ems erhielt er eine Vertrauensstellung beim österreichischen Feldmarschall-Leutnant v. Werneck in Münster, wo er die Interessen des diesem unterstellten hannoverschen Truppenkorps des Generals v. Scheither zu vertreten und an den Grafen Wallmoden nach Osnabrück zu berichten hatte. Dieser sandte ihn durch Befehl vom 9. März zum General v. Riedesel nach Bentheim mit einer besonderen Instruktion*): „Da an der Erhaltung des Postens von Bentheim ungemein viel gelegen ist und von demselben ein großer Theil die Sicherheit der Armee abhängt, so wird der Herr Hauptmann v. Estorff alles anwenden, den Gen. Maj. v. Riedesel dahin zu bewegen, daß er denselben nicht ohne Noth verläßt, wie dies bereits schon einmal von ihm geschehen ist. . . . . Da der Major Scharnhorst noch in Bentheim ist, so wird der Hauptmann sich mit diesem über alle noch zu treffenden Einrichtungen besprechen und sie demnächst dem Gen. Maj. v. Riedesel vorlegen."

Vor der Übermacht der Franzosen mußte dieses Detachement trotzdem am 13. März über die Ems zurückgehen. Estorff hebt in seinem Bericht darüber an Wallmoden die Tapferkeit einzelner Offiziere hervor und sagt dabei treffend „. . . wie Tapferkeit mit Entschlossenheit vereinigt, die vorzüglichsten Eigenschaften eines Offiziers sind".

Wie man überhaupt in den Offizierkreisen über die fortwährenden Rückzugsbewegungen dachte, geht aus dem Briefe eines Freundes hervor, der zu Unterhandlungen im französischen Hauptquartier gewesen war und an Estorff schreibt**): „Man soll die Korps an Leute zu kommandieren geben,

*) Staatsarchiv Hannover. Hann. Des. 41 E. XXI. n. Nr. 14. Bl. 81.

**) Familienarchiv zu Veerssen. Akte 16a, Bl. 102/103.

Digitized by Google

wo der Schnurrbart nicht allein haut, und die nicht gelernt haben, wie die Hasen rückwärts nach dem Windhund zu schauen." Schon von Lochem aus hatte Wallmoden einen Generalbefehl*) wegen der gänzlichen Disziplinlosigkeit der Armee erlassen müssen, und im Februar hatte Estorff einen Befehl entworfen, wonach alles nicht erlaubte Fuhrwerk Ende März verbrannt werden würde. In Münster trat Estorff dem Prinzen Adolph, nachmaligem Herzog von Cambridge, näher, der dort das hannoversche Garderegiment befehligte, hat auch hier wie 1796 mit Scharnhorst zusammen gearbeitet, der als Quartiermeisterleutnant demselben Stabe angehörte.

Am 5. April 1795 hatte Preußen mit Frankreich Frieden geschlossen und übernahm die Besetzung der Ems als Neutralitätslinie, wodurch die Hannoveraner in ausgedehntere Quartiere dahinter zurückgezogen werden konnten, das Hauptquartier nach Diepholz. Die Einteilung hierbei in Avantgarde, Hauptkorps und Reserve, das Hauptkorps in drei Unterabteilungen, je nach den Nationen, stammt von der Hand Estorffs, der u. a. schreibt**): „Die Husaren gehen nie zur Reserve, da es für ihnen genug Erholung ist, in der Linie zu kommen." Durch die Neueinteilung wurde die Arbeit „erleichtert, richtiger, ordentlicher und gewiß zweckmäßiger".

Von Diepholz aus wurde Estorff mit den verschiedensten militärpolitischen Aufträgen im April nach Norden gesandt, im Juli nach Oldenburg—Bremen, im Oktober nach Kassel zum Landgrafen von Hessen, und „kurz vor dem Schlusse des Krieges im Herbst 1795 sandte der General v. Wallmoden mich mit Aufträgen an unseres Allergnädigsten Königs Majestät nach England", d. h. zu derselben Mission, die Estorffs Vater über 30 Jahre vorher ebenfalls gehabt hatte. Am 5. November fuhr er von Cuxhafen ab, war am 11. November in London und am 9. Dezember 1795 wieder in Hannover zurück.

1796 bis 1802.

Die fortwährenden Unruhen in Frankreich ließen dieses als eine dauernde Gefahr für den jungen Frieden erscheinen. Unter dem Herzog von Braunschweig wurde daher ein preußisch-hannoversches Observationskorps aufgestellt, in dem wiederum Graf Wallmoden die Hannoveraner befehligte und sein Hauptquartier in Hoya nahm, während die Preußen sich weiter südlich an der Hunte und Hase anschlossen und ein Korps unter dem Generalmajor v. Blücher nach Münster vorgeschoben hatten. Estorff berichtet: „Wie im Sommer 1796 der größte Theil der Hannoverschen Truppen in Westfalen zum Kordon aufgestellt wurde, geneigte sich der dieses Hannoversche Korps kommandierende General v. Wallmoden mich abermals zum Brigade-Major der Kavallerie zu sich zu nehmen." In dieser Stellung blieb Estorff auch

*) Sichart IV. 572.

**) Staatsarchiv Hannover. Hann. Des. 41 E. XXI. n. Nr. 11, Bl. 330.

Digitized by Google

bis zur Demobilisierung im April 1801, wenn er auch 1795 und 1796 noch als jüngster Kapitän im 9. Kavallerieregiment Königin leichte Dragoner geführt wird.

Im Februar 1797 wurde Estorff nach Münster gesandt, um unter einem andern Vorwande die Bewegungen der Preußen zu überwachen, und lernte hier Blücher kennen.

Estorff berichtet in seiner Lebensgeschichte nun weiter: „Im Herbst 1798 erhielt ich das Patent als Major der Kavallerie. Nach Auflösung dieses Kordons im Frühjahr 1801 fanden unsers Königs Majestät es erforderlich, die Hannoverschen Truppen anders zu organisiren und besonders die Kavallerie mit zweckmäßigeren Waffen versehen zu lassen. Zur Mitbesorgung dieses Geschäfts wurde ich angestellt, und im Frühjahr 1802 wiederum mit Aufträgen, die auf obiges bezug hatten, an unseren Allergnädigsten König nach England gesandt, woselbst ich mich einige Monate aufhalten mußte. Bei meiner Rückkehr verblieb ich ferner im Generalstabe." Aus dieser Zeit (22. Oktober 1800) stammt auch eine „Instruktion für den Major v. Estorff als ernannter Kommissarius der Organisation, wegen dem Depot des 1. Kavallerie-Leib-Regiments". Überhaupt hatte Estorff viel zu tun und „quälte sich", wie seine Frau am 16. August 1802 schreibt, „den ganzen Tag mit unangenehmen sitzenden Arbeiten". Wallmoden setzte 1802 den Offizieren des Generalstabes im neuen Gebäude des Generalkommandos Dienststunden jeden Montag und Donnerstag von 9 bis 1 Uhr an, in welcher Zeit dann auch Vortrag stattfand. Estorff sehnte sich aber aus den engen Mauern Hannovers hinaus aufs Pferd, zu praktischer Tätigkeit und nach seinem Gute Barnstedt bei Lüneburg, das er nach dem Tode seines Vaters 1796 übernommen hatte.

Seine erste Gemahlin Friederike, Tochter des Oberhauptmanns v. Schlepegrell und der Marie v. der Wense, der er am 30. November 1797 zu Hagen angetraut war, verlor er bereits im Januar 1799 und warb im nächsten Jahre um die Hand deren Cousine, Agnes Eleonore v. Harling, deren Vater Hofrichter, Landrat und Besitzer des Ritterguts Eversen gewesen war, und deren Mutter sich viel mit ihr auf dem Gute ihres Bruders Eldingen aufhielt. Am 4. Oktober 1800 antwortete ihm Fräulein v. Harling auf die durch den Onkel vermittelte Werbung aus Celle:

„Werthgeschätzter Herr Major!

Ich müßte nicht die Achtung eines edlen Mannes zu schätzen wissen, wenn ich nicht den Werth Ihres ehrenvollen Antrags aufs innigste empfände und diese Zeilen die treue aufrichtige Sprache meines Herzens redeten.

Bei der vollkommenen Überzeugung Ihres edlen Charakters vertraue ich Ihnen mein ganzes Schicksal, und — warum sollte ich es leugnen — mit Einstimmung meines Herzens verspreche ich Ihnen meine Hand.

Meiner guten Mutter, die sehr Ihre persönliche Bekanntschaft wünscht,

Digitized by Google

und ohne deren Zustimmung ich nie einen so wichtigen Schritt gethan haben würde, ist es eine große Beruhigung, das Glück ihrer Tochter einem so allgemein geschätzten Mann anvertrauen zu können, und die Überzeugung, die meine bisherige Bekanntschaft mit Ihnen mir hiervon giebt, erweckt auch in mir die Gewißheit, daß ich nie den Schritt bereuen werde, der es mir zur Pflicht und Freude macht, zu Ihrem Glück und zu Ihrer Zufriedenheit mein ganzes Leben alles nur mögliche beizutragen.

Eleonore v. Harling."

Am 19. Februar 1801 wurde zu Eversen diese überaus glückliche Ehe geschlossen, der acht Söhne und drei Töchter entsprossen. Zunächst lebte das junge Ehepaar in Hannover, wo es einen kleinen Garten mitbenutzen konnte; vom Herbst 1802 ab blieb aber die Familie in dem gesunderen Barnstedt. Im Juni 1801 mußte Estorff die Folgen einer Influenza in Rehberg kurieren, wo sich damals auch der König von Preußen aufhielt.

Preußen hatte durch seinen Anschluß an die nordische Konvention die Aufgabe übernommen, die Nordseehäfen gegen England zu sperren und besetzte daher von April bis November 1801 das Kurfürstentum Hannover, wo jedoch die Behörden in Wirksamkeit blieben und die Armee nur gezwungen war, sich zwischen Hannover, Ülzen und Lüneburg aufzuhalten. Durch den Frieden Englands mit Frankreich fiel dann der letzte Grund zu dieser Okkupation.

Die schon oben erwähnte Reise nach England trat Estorff am 21. März 1802 von Cuxhaven aus an.

In London wurde er bald vom König empfangen und konferierte bis zu seiner Abreise am 30. April häufig mit dem Herzog von Cambridge, dem Minister v. Lenthe und dem Major v. der Decken über die neue Organisation der Armee, bei der Estorff im besonderen die „Bequartierung der Kavallerie auf dem Lande", die Errichtung reitender Artillerie und die eines ständigen Generalquartiermeisterstabes durchsetzte. Aber auch er kämpfte erfolglos gegen eine allgemeine Etatsverminderung, die trotz der Warnungen Wallmodens durchgeführt wurde und das Heer kriegsuntüchtig machte, worin man die innere Ursache zu der Katastrophe von 1803 zu suchen haben wird.

1803 bis 1812.

So traf die Kriegserklärung vom 18. Mai 1803 sowohl Land wie Heer gänzlich unvorbereitet und lieferte sie der französischen Übermacht wehrlos aus, umsomehr, als man anstatt zu kämpfen sich noch in Unterhandlungen einließ. Die unglückliche Konvention von Sulingen vom 3. Juni wurde zwar weder von Georg III. noch von Bonaparte genehmigt, hatte aber in ihrer Ausführung die hannoversche Armee schon hinter die Elbe geführt, wo die Elbkonvention vom 5. Juli das harte Wort aussprach: L'armée hannovrienne sera dissoute. —

Estorff berichtet über seine Teilnahme an diesem Leichenbegängnis der Armee: „Wie beim wieder ausbrechenden Kriege im Sommer 1803 das

Digitized by Google

Hannoversche Korps mobil gemacht wurde, übertrugen der Herr Feldmarschall R.-Gr. v. Wallmoden mir die Geschäfte des ersten Adjutanten der Kavallerie und die Mitbesorgung der Generalquartiermeister-Functionen. Wenige Monate nur dauerte diese Existenz, da zufolge der Konvention das Hannoversche Korps an der Elbe das Gewehr strecken mußte und aufgelöst ward."

Bisher hatte Estorff als Titularmajor nur das Rittmeistergehalt von 39 Thaler, 6 Groschen bezogen; bei der Auflösung ließ Wallmoden ihn als wirklichen Major aufführen und beurlaubte ihn nach Hannover und Barnstedt.

Die Funktionen eines Generalquartiermeisters hatte vor Estorff dessen eigener Vater und nach dessen Tode 1796 Scharnhorst ausgeübt. Der unglückliche Ausgang der letzten Bewegungen ließ seine militärischen Fähigkeiten nicht zur Geltung kommen. Erst zehn Jahre darauf sollte er sie wieder betätigen können.

Albrechts Gattin war vor den Franzosen mit ihren beiden Söhnen nach Ratzeburg geflohen, von wo sie ihrer Entrüstung über das Verhalten der Franzosen und Bonapartes deutlichen Ausdruck gab, ihren Gatten aber auch tröstete, so am 7. Juli 1803: „So ist das Schicksal der hannöverischen Truppen bestimmt und auch Du, mein Estorff, wirst bald Schärpe und Degen zur Seite legen. Die Feinde haben nun Deine, schon lange gehegte Absicht befördert; von der Seite laß es uns nehmen und laß es Dich nicht zu sehr betrüben, sondern es uns gegenseitig nicht allein durch Worte, sondern auch durch die That beweisen, daß wir bei jedem Vorfall des Lebens das Vertrauen an eine weise, gütige Vorsehung nicht verlieren, die uns gewiß in jeder Lage des Lebens, in jedem Verhältniß Unterhalt und Zufriedenheit schenken wird. . . . Aus Deinem letzten Briefe scheint es, als ob Du eine weitere Flucht für unnöthig hieltest, aber soll ich die Franzosen hier einziehen und vielleicht durch sie mich aus meiner Wohnung gejagt sehen! . . ."

Albrecht schreibt dann in seiner Lebensgeschichte weiter:

„. . . Von der Zeit (1803) an bis im Herbst 1805 habe ich mich auf meinem Gute im Lüneburgischen aufgehalten. Wie sodann die Englischen Truppen im Bremischen landeten, in Vereinigung der Russen und Schweden die Churhannoverschen Lande wieder besetzten und die seit Auflösung unseres Korps in England errichtete Legion von Hannoveranern hierselbst noch mit einigen Regimentern vermehrt wurde, geschah mir der Antrag, gleichfalls in dieser Legion Dienste zu nehmen. Diesem zufolge wurde ich als Oberstlieutenant und Kommandeur des 3. Husaren-Regiments v. Reden angestellt und erhielt, meiner vorigen Anciennetät gemäß, die frühere Ansetzung unterm 19. May 1804." *)

Tatsächlich hatte England im November 1805 zur Entlastung von Rußland und Österreich ein Korps von 18 000 Mann gelandet, darunter

*) Die Regimentsgeschichte der 9. Dragoner nennt S. 10 u. 361 irrtümlich den 19. März 1804.

Digitized by Google

6000 Mann der englisch-deutschen Legion. Unter andern errichtete man aus den zur Befreiung des Vaterlandes herbeiströmenden Hannoveranern ein leichtes Kavallerieregiment, das wohl zuerst ein leichtes Dragonerregiment hatte werden sollen, aber als Husarenregiment uniformiert und später auch als solches bezeichnet wurde.*) In dem Oberstleutnantspatent Albrechts v. Estorff**) heißt es: „. . . to be Lieutenant Colonel of the third Regiment of Light Dragoon of Our German Legion, Commanded by Our Most Dearly Beloved Son Lieutenant General His Royal Highness Adolphus Frederick Duke of Cambridge".

Am 24. Dezember 1805 erfolgte die Gazettierung Albrechts, d. h. sein Eintritt in volle Gage.***) Während der Oberst eine Art Chefstelle einnahm und damit die Oberaufsicht über das Regiment führte, befehligte der Oberstleutnant das Regiment im eigentlichen Sinne des Wortes.

Die Uniform bestand aus blauem Attila mit silbernen Schnüren und gelbem Kragen, aus langen grauen Beinkleidern, Tschako mit rotem Kolpack und aus blauem, rot gefüttertem Dolman mit Pelzbesatz. Albrechts Gattin schreibt ihm am 27. Januar 1806: „Die Uniform ist sehr hübsch; nur muß ich lachen, wenn Du auch mit einem Schnurrbart kommst." Die Husaren mußten nämlich sämtlich Schnurrbärte tragen, entgegen der sonstigen Sitte der damaligen Zeit.

Die Niederlage seiner Verbündeten bei Austerlitz am 2. Dezember 1805 bestimmte jedoch England, das Hilfskorps aus Hannover zurückzuziehen, das alsbald von Preußen besetzt wurde. Im Februar 1806 ging Albrecht mit seiner neuen Truppe nach Guildford in England und nahm auch seinen jüngsten Bruder Adolph dorthin mit.

Dieser, Adolph Emil Moritz Karl v. Estorff, war am 24. November 1786 zu Northeim geboren. Als Paten bat der Vater in erster Linie den damaligen Prinzen Adolph, späteren Herzog von Cambridge, dem er schrieb:†)

„La Passion noble, que Votre Altesse Royale temoigne portée pour la Cavalerie, me rende assez hardi pour demander très respectueusement,

que Monseigneur veuille avoir la grace d'être le Parain de mon fils né depuis deux jours,

que je destine pour recrue de la cavalerie, et daigner permettre qu'il se porte de V. A. R. son nom de baptême Adolph. . . . Je

*) Vgl. Brandis-Reitzenstein, „Übersicht der Geschichte der Hannoverschen Armee", S. 222 u. f. — „Geschichte der 9. (Cambridge-)Dragoner", S. 9 u. 42.

Dieses Regiment erntete später als 3. Husarenregiment an der Göhrde und bei Waterloo besonderen Ruhm.

**) Familienarchiv zu Veerssen. Akte 16a, Bl. 184.

***) Listen der Königlich Deutschen Legion. Hannover 1837, Nr. 970.

†) Familienarchiv zu Veerssen. Akte 19a, Bl. 1.

Digitized by Google

tâcherai d'élever ce recrue pour être digne de servir sous les ordres de V. A. R. quand Elle se trouvera un jour à la tête de la cavalerie allemande de sa Majesté notre gracieuse Maitre." . . .

Hierauf antwortete der Prinz am 27. November aus Göttingen:

„. . . J'accepte de très bon coeur les deux propositions que vous me faites, monsieur, celle de donner mon nom au petit cavalier futur, et celle de tâcher de faire notre devoir un jour, que nous nous verrons en état non seulement de manier le cheval mais aussi de faire quelques choses de plus et je le déclaire à Votre Excellence que je ferai tous mes efforts, pour que le filleul ne dit pas que le parrain ne lui ait pas donné un bon exemple." . . .

Nach dem Tode des Vaters finden wir Adolph auf der Schule in Hannover und später als Studenten in Göttingen, wo „die Wirthe, deren Zimmer nicht versagt sind, bis dahin die Fenster offen zu lassen pflegen", und er „an der Rothen Straße in Aarks Hause" Wohnung fand. Des Vaters ursprünglicher Wille war aber wohl auch in dem Sohne mächtig, der bereits am 5. Juli 1803 seinem ältesten Bruder August schreibt: „Seit langer Zeit schon habe ich immer das Militär dem Zivilstand vorgezogen, und nur weil meine Mutter und Ihr meine Brüder es wünschtet, habe ich meine Neigung unterdrückt und Euch zu Gefallen zu studieren versprochen."

Als aber die Kriegstrommel 1805 sich von neuem in Hannover hören ließ, da hielt es Adolph nicht länger bei den Büchern aus und folgte am 6. Februar 1806 dem älteren Bruder Albrecht als Kornett nach England, wo er bei der 3. Kompagnie 3. leichten Dragoner-(Husaren-)Regiments K. G. L. zunächst in Kingsarms in Godalming einquartiert wurde. In den Reihen seines Regiments machte er die Expedition nach Rügen—Kopenhagen 1807 und nach Gotenburg 1808 mit. Im Juni 1807 wurden die Husaren eingeschifft und erreichten bereits am 9. Juli Rügen, wo die Ausschiffung der Pferde nur derartig bewerkstelligt werden konnte, daß man sie durch Falltüren eines Flosses ins Wasser brachte und so ans Ufer schwimmen ließ.*)

Auf Rügen hatten die Husaren nur Vorpostendienst gegen das Festland zu leisten und gingen am 17. August bereits zur Einschließung von Kopenhagen wieder in See. Dort schützten sie das Belagerungskorps gegen Unternehmungen aus dem Inlande und hatten am 29. August bei Kjöge ein siegreiches Gefecht. Doch schon am 6. September kapitulierte Kopenhagen, am 21. Oktober wurde die Rückfahrt nach England angetreten; aber erst im Dezember 1807 vereinigte sich das 3. Dragoner-(Husaren-)Regiment nach überaus stürmischer Überfahrt wieder in Deal.

*) Beamish, „Geschichte der Königlich Deutschen Legion", I. 116. — „Geschichte der 9. Dragoner", S. 17.

Digitized by Google

Eine neue Expedition zum Beistande Schwedens führte die 3. Husaren am 18. Mai 1808 nach Gotenburg, wo sie jedoch nicht zur Ausschiffung gelangten. Am 23. Juli wieder in Portsmouth eingetroffen, wurde die Legion unmittelbar im Anschluß nach Portugal—Spanien gesandt, wo nach 17 Wochen Schiffsaufenthalt am 25. August die Pferde in bejammernswertem Zustande in der Nähe von Torres Vedras gelandet wurden.*) Ein sich daran anschließendes fürchterliches Regenbiwak machte die Leiden des Regiments voll, das unter Führung des Generalleutnants Sir John Moore den Vormarsch auf Badajoz—Talavera—Valladolid antrat, in dessen Gegend die britische Armee sich am 20. Dezember 1808 vereinigte, die 3. Dragoner(Husaren) nach Norden vorgeschoben. Auf dem nunmehr nötig gewordenen Rückzuge der Engländer nach Galicien hatte das Regiment, meist in der äußersten Arrieregarde, in dem verschneiten, von den Einwohnern verlassenen Gebirge, unerhörte Strapazen zu erdulden, fand aber auch verschiedentlich Gelegenheit zu außerordentlicher Auszeichnung, besonders bei Benavente am 28. Dezember, wo durch seine Wachsamkeit die englische Kavallerie vor einer schweren Niederlage bewahrt wurde und die 3. Husaren nicht weniger als 46 Mann und 69 Pferde verloren. Der Rückzug führte über Astorga und Lugo, wo am 7. Januar die Engländer ihre Stellungen behaupteten, nach La Coruna, wo nach einer abermals siegreichen Schlacht am 16. Januar endlich die Einschiffung beginnen konnte, wobei das meiste Gepäck verlorenging. Die letzten 290 Pferde der Legion, zur Hälfte bereits unbrauchbar, hatten zum großen Schmerz ihrer Reiterkampfgenossen vorher erschossen werden müssen.

Nach Ankunft in England wurde das Regiment in jeder Beziehung vervollständigt, kam aber erst 1813 wieder zu kriegerischer Aktion. Adolph „resignierte“ am 8. Dezember 1809 und siedelte zu seiner Mutter nach Northeim über, wo er „unter surveillance“ gestellt war und mit Nr. 57 nur eben der französischen Konskription entging, die bis auf den Jahrgang 1789 zurückgriff.

Als die Mutter im April 1810 im Sterben lag, schrieb sie dem Sohn nach Barnstedt:

„... Dank Dir lieber Adolph für alle Liebe, die Du mir bewiesen hast, bleibe immer ein guter, tugendhafter Mensch, der Gott und die Religion verehrt, dann wird Dich der liebe Gott auch nie verlassen. ... Liebe Deine Brüder, vertragt Euch untereinander und denke zu Zeiten an Deine Dich bis in den Tod liebende Mutter Albertine v. Estorff.“

1812 und 1813 hielt sich Adolph viel auf dem Gute des ältesten Bruders August in Veerssen auf, wo er Hühner schoß und zu Pferde den Jagdhunden folgte, auch fleißig musizierte.

Bei der Erhebung Deutschlands 1813 finden wir dann Adolph wieder im Verein mit seinen Brüdern Albrecht und Hermann.

*) Beamish, I. 151 u. f. — „Geschichte der 9. Dragoner“, S. 25.

Digitized by Google

Segeband Auguſt Gotthelf Friedrich Hermann v. Eſtorff war am 25. Dezember 1780 5 Uhr vormittags zu Northeim geboren und am 31. Dezember getauft worden, worüber ſein Vater ſchreibt: „... Dieſer Namen (Hermann) iſt dem Kinde von mir beigelegt worden, weilen mein Großvater, weyland Generallieutenant Farcy de St. Laurent, den Taufnamen Amaury (Armand) geführet, ſo zu deutſch Hermann iſt.“ Wie ſein jüngerer Bruder Adolph war auch Hermann als Jüngling zur Zivilkarriere beſtimmt, hatte in Northeim einen Hauslehrer gehabt und ſtudierte drei Jahre Rechtswiſſenſchaft in Göttingen bis 1800, wozu ihm der Landtag in Celle ein Stipendium bewilligte.

In der Verwaltungskarriere ſtieß Hermann im Februar 1806 auf Schwierigkeiten und vertauſchte daher die Feder mit dem Schwert, ging nach England und trat dort am 14. März 1807*) als Kornett beim 2. Huſarenregiment der engliſch-deutſchen Legion ein.

In den Reihen dieſes Regiments machte er die Expedition nach Rügen und Kopenhagen 1807 mit, wie ſie oben bereits beſchrieben iſt, und nahm darauf in Weymouth Quartier,**) bis die 2. Huſaren Ende Juli 1809 nach Südbeveland in der Scheldemündung eingeſchifft wurden,***) von welcher Inſel die Briten ohne Widerſtand Beſitz ergriffen. Heftige Fieber wüteten bei ungünſtiger Witterung im Expeditionskorps; die Einnahme von Bliſſingen zog ſich in die Länge, und die Franzoſen verſtärkten ſich bei Antwerpen zuſehends, ſo daß der Erfolg der Expedition ernſtlich in Frage geſtellt wurde und der größte Teil des Korps, darunter die 2. Huſaren, von welchen nur zwei Schwadronen gelandet waren, am 11. September 1809 nach England wieder zurückkehrte.

1810 blieb Hermann in England oder nahm in Emden Seebäder gegen Rheumatismus und Gicht; in einem Duell prallte die gegneriſche Kugel am Pelzwerk des Rockes in Höhe des Unterleibs ab.

Im Mai 1811 begleitete Leutnant Hermann eine Abteilung ſeines Regiments, die in der Stärke von zwei Schwadronen vom Depot aus der Armee in Spanien nachgeſandt und dort dem Korps an der Guadiana bei Elvas zugeteilt wurde, wo ſie ſich bereits am 21. Juni auf Vorpoſten bei der Abwehr franzöſiſcher Kavallerie auszeichnen konnte. Während Wellington nach Norden abmarſchierte, um ſich womöglich Ciudad Rodrigos zu bemächtigen, machte der General Hill mit der an der Guadiana verbliebenen Armeeabteilung einen Vorſtoß über Albuquerque gegen den franzöſiſchen General Girard.†) Am 28. Oktober 1811 gelang es, den Feind bei Aroya Molinos

*) Namentliche Liſte ſämtlicher in der Königlich Deutſchen Legion dienender Offiziere; Nr. 5.

**) Beamiſh, I. 142.

***) Beamiſh, I. 227 u. f.

†) Beamiſh, II. 21 u. f.

Digitized by Google

in den ersten Morgenstunden derart zu überraschen, daß er alsbald nach allen Richtungen auseinanderstob und die 2. Husaren bei der sehr energischen Verfolgung gegen 200 Gefangene machten.

Am 27. Dezember unternahm Hill einen neuen Einfall in die spanische Provinz Estremadura und drang „über Villar del Rey und San Vicente so rasch vorwärts, daß seine . . . Vorhut schon am 29. Morgens zu La Naba auf die französischen Vedetten stieß.*) Der Alarm wurde indeß sogleich gegeben, und ein Bataillon Infanterie, welches in dem Orte biwackirt hatte, rückte aus und bildete ein Viereck, ehe der übrige Theil der Brigade des Generals Long (zu der die 2. Husaren gehörten) herankommen konnte.

Das feindliche Viereck nahm in einem Korkeichenwald Stellung, in welchem der mit Gesträuchen bedeckte und mit Vertiefungen durchschnittene Boden der Annäherung der Kavallerie große Schwierigkeiten darbot. Zwei Schwadronen des 13. (englischen) Dragoner-Regiments und eine Schwadron der Deutschen Husaren erhielten indeß Befehl, das Viereck anzugreifen.

Der Rittmeister Cleve führte die Deutsche Schwadron in offener Divisions-Kolonne muthig gegen einen Winkel des Vierecks; aber die niederhängenden Zweige der Korkeichen stellten sich den Reutern behindernd entgegen; die schwankenden Rotten der anstoßenden Schwadron brachten die Flanke der Deutschen in Unordnung und eine dicht geschlossene Ordnung zu behaupten, war unmöglich. Indeß drangen dieselben muthig vorwärts, empfingen das erste Feuer des Vierecks ohne großen Verlust, und die Hälfte der ersten Division (Halb-Schwadron) hatte sich bereits dem Feinde bis auf einige Schritte genähert, als die Hindernisse des Bodens eine kleine Verzögerung veranlaßten, welche dem Vierecke Gelegenheit gab, das zweite Feuer abzugeben. Durch dieses Feuer wurde der Lieutenant v. Estorff nebst mehreren Leuten . . . verwundet."

Die Attacke wurde abgeschlagen, der Feind zog sich unbehelligt zurück.

Hermann genas von seiner schweren Verwundung in England und wurde 1813 zu neuer kriegerischer Tätigkeit berufen.

Der ältere Bruder, Albrecht v. Estorff, schreibt indes über seine eignen Schicksale während dieser Zeit: „Familien-Angelegenheiten nöthigten mich (1806), mit Urlaub nach meinem Vaterlande zu gehen, welches zu der Zeit von den Preußen besetzt war; durch die bald darauf erfolgende abermalige Einrückung der französischen Truppen in Hannover mußte ich mich in das derzeitige neutrale Holsteinische für erst begeben; dieses veranlaßte, daß die Ausrichtung der Geschäfte, weshalb ich Urlaub genommen hatte, sehr verzögert wurde. Um diese Familien-Angelegenheiten gehörig zu erledigen, suchte ich um Verlängerung, auf dem festen Lande noch einige Monate bleiben zu können, nach. Indessen solches wurde mir nicht vergönnt, daher ich mich in mehreren

*) Beamish, II. 26/27.

Digitized by Google

Rücksichten in die Nothwendigkeit fand, um meine Entlassung zu bitten, . . .*) so aber von meinem damaligen Regiments-Chef Herrn Oberst v. Reden nicht eingegeben in der Erwartung, daß ich zur Legion zurück kehren würde."

Albrecht wurde am 20. Juni 1807 vom Etat gestrichen, da er ohne Urlaub abwesend war,**) erhielt später nachträglich die Gage aber erst wieder vom 1. Januar 1808 ab. Im September 1806 kehrte er über Husum, Heide, Hamburg in die Heimat zurück, mußte aber am 1. November vor den Franzosen nach Glückstadt und Altona fliehen und erhielt erst am 17. Januar 1807 in Hamburg einen französischen Paß zu erneuter Rückkehr. In der Zwischenzeit hatte seine Frau nur mit ganz besonderen Vorsichtsmaßregeln an ihn schreiben können, nennt ihn in ihren Briefen „Cousin" und „Sie", spricht von sich in der dritten Person und unterläßt jede Unterschrift. Die Truppendurchzüge berührten indessen Barnstedt nicht unmittelbar, das nur an Lieferungen sich beteiligen mußte.

Um sich einen sicheren Lebensunterhalt und lohnende Beschäftigung zu sichern, suchte Albrecht 1810 eine Beamtenstelle nach, mußte sich aber vorher dem König Jerôme vorstellen, worüber er am 25. August 1810 seinem Bruder Adolph schreibt:***) „Der König von Westphalen, der in Harburg, Lüneburg, Celle gewesen, hatte die Kur der von Adel vermißt und gedrohet, den Adel nach Cassel kommen zu lassen; unserer viere entschlossen sich contre coeur et d'âme die Reise zu unternehmen, und wir sind zur praesentation gelangt, auch sind wir überzeugt, nun das Ganze dadurch gewonnen hat." Dem konnte er am 11. Oktober***) hinzufügen: „. . . ich habe unterdessen und bis sich etwas weiteres ereignet, die Stelle als Präfekturrat nachgesucht und, wie Du aus den Anzeigen wirst ersehen haben, erhalten. . . . Die Einnahme ist zwar nicht groß. Allein ich brauche nicht beständig in Lüneburg zu sein, die Woche ein bis höchstens zwei Tage." In seiner neuen Würde holte er sich bald eine Erkältung „vom Paradiren in Schuh und Strümpfen", weshalb er sich eine neue Uniform mit langen Beinkleidern und Stiefeln statt der Eskarpins machen ließ.

Am 24. Oktober 1810 wurde ihm ein Waffenschein ausgestellt, in dem er beschrieben wird: Braune Haare, offene Stirn, blonde Augenbrauen, blaue Augen, spitze Nase, rundes Gesicht, gesunde Gesichtsfarbe. Über seine Tätigkeit schreibt er dann am 1. Dezember: „Das Studium der Gesetze, die leider noch nicht vollständig zu haben sind — indem unter anderem die Bulletins von 1809 der neueren Ausgabe fehlen oder vielmehr nicht zu erhalten sind —, verursacht die mehreste Mühe. Man darf in unserem Posten gegen die Verordnungen nicht fehlen, und man muß das Fehlende rügen. Dies ver-

*) Von hier ab aus einer späteren Niederschrift vom 15. Mai 1831 entnommen. Familienarchiv Veerssen. Akte 16c, Bl. 244.

**) Listen der Königlich Deutschen Legion. Hannover 1837. S. 147/8, Nr. 930.

***) Teyendorfer Akten.

Digitized by Google

uhrsacht Aufenthalt in den Verrichtungen, worüber alle Geschäftsmänner klagen. Du weißt sonst, daß ich über Arbeiten nicht stöhne; und daher will ich nicht sagen, wie in unserem Wirkungskreis viel zu thun ist. Aber unter uns gesagt, kann ich Dir versichern, wie wir drey genug zu thun gehabt haben. Wedekind hatte zwar anfänglich die Conscriptions-Sachen allein, aber er konnte damit nicht durchkommen, Dassel und ich mußten ihm helfen und unterdeßen alles sonstige besorgen; jenes ist nun meist abgethan, aber nun häufen sich die anderen Verrichtungen. Die Einrichtung des Präfekturraths ist lebenswürdig, daher thue ich alles mit Vergnügen, man kann viel nützliches schaffen, gegen Bedrückung schützen, den Fortgang schnell befördern. ... Zweimal sollten wir diesen Herbst bestohlen werden. Das erste mahl war ein Kerl im grünen Stubenfenster, ich konnte ihn mit dem Degen nicht erreichen, das Gewehr versagte leider dreimahl, der andere Kerl stand bei der Viehtränke und begrüßte mich mit einem Pistohlen-Schuß. Das zweite mahl hätten Wilckens, Dieters und ich uns in der Voraussetzung, daß der Dieb zwischen uns sey, beinahe umgebracht."

Am 31. Januar 1811 schildert Albrecht seine Eindrücke in Hannover: „Das Schloß ist zu einer Baracke umgewandelt; so schade ein solches ist, so würde ich es doch, wenn dadurch der Stadt eine Erleichterung in der Einquartierung erwüchse, den gegenwärtigen Umständen angemessen finden, aber die Franzosen wollen die Kasernen nicht beziehen und nun auch die Westfälischen Truppen verweigern es. Das Schloß wird also leer bleiben, die großen Kosten sind unnütz und der Bürger behält die Last. Das ganze in H. hat eine andere, traurige Gestalt angenommen. Statt sonstiger Wohlhabenheit herrscht Armuth."

Durch eine andere Einteilung Frankreichs und Westfalens verlor Albrecht seine Stellung als Präfekturrat und schreibt über die weitere Gestaltung der Dinge am 1. Dezember 1811: „Seit 7 Wochen, wo ich dem großen Reiche einverleibt bin, empfinde ich solches außerordentlich. Meine vorige Lage war ungleich besser, ich hatte eine angenehme und ziemlich einträgliche Stellung. Bei der Verrückung der Staaten hörte solches schon diesen Frühjahr auf. Mehrere Monate stand ich im interregno: ich bildete mit einigen Dörfern die kleine Republik Marino; so dauerte es bis Mitte Oktober; ich hoffte und wünschte, westphälisch zu bleiben; indeß die Grenzkommission bestimmte ein anderes, sie zogen mich theilweise ins große Reich. Die Grenze geht nahe am Ort — denk Dir die Lage — von Chr. Schr. Schaafholm nach dem Kronberge, zum Butterberge, nach dem Ruhlkamp, und so quer über den Finkenheerd nach der Holzwehr. Ein Theil, etwa die Hälfte des Landes, die 3 äußeren Schaafholme, alle Heide, fast alles Holz ist im Westphälischen. Ort und Häuser sind französisch. Man glaubte, daß diese Lage nur heilbringend sei, es mag der Fall sein für einen defraudeur, für mich ist sie unangenehm, ich habe mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen, die alle zu

Digitized by Google

erörtern schriftlich zu weitläufig sein würde. Nach der ersten Verrückung sollte ich hier maire werden, ich nahm es an, weil es besser ist, Hammer als Amboß zu sein, indessen in der Zeit verrückte sich alles; im Französischen ist eine ganz andere Einrichtung, viele Dörfer bilden eine commune, denen nur ein maire vorgesetzt, außerdem sind ein oder zwei adjoint, in jedem Dorfe ein Bauermeister. Wir gehören zur Mairie Kirch-Gellerssen, die aus 26 Dörfer besteht; Drost Möller ist maire, ich bin mit Ehren zu melden adjoint über 8 Dörfer, habe 924 Seelen — ein ganzes Regiment zu befehlen. Ich übernehme es aus mehreren Ursachen, die ich nicht schriftlich sagen mag, aber auch darum, um nicht unter dem hiesigen Bauermeister zu stehen. Möller ist ein prächtiger Mann, alles wird mit militärischer Strenge und Ordnung betrieben. Für mich ist sehr viel zu thun gewesen, wenn erst alles in Ordnung ist, so werden die Geschäfte mindere werden. ... Seit Mitte Oktober haben wir nicht allein ständige Einquartierung, sondern auch Mehllager und die douanen alles ist sehr lästig und kostbar — so muß man sein Glück zu schätzen wissen. Der Durchzug der französischen Truppen zur Elbe ist außerordentlich. Witterung und Wege sind zum Marsche nicht günstig." Es handelte sich hierbei um den Durchmarsch der Franzosen zum Feldzuge gegen Rußland.

Die Erhebung 1813.

(Skizze 2.)

Indessen waren die Freiheitslieder von Arndt, Körner und Schiller auch im Lüneburgschen auf fruchtbaren Boden gefallen; alles dürstete danach, die verhaßte Fremdherrschaft bei nächster Gelegenheit abschütteln zu können. Diese Gelegenheit schien sich nach der Katastrophe von Moskau zu bieten, und bald wurde Albrecht v. Estorff die Seele des Freiheitsgedankens in seiner engeren Heimat.*) In einem Talkessel bei Barnstedt, der nach allen Seiten durch Waldhöhen gegen die Einsicht von Spähern geschützt war und noch heute im Volksmunde den Namen „die Reitbahn" führt, gab er den jungen Burschen der Umgegend Reitunterricht und unterwies sie wohl auch im Waffengebrauch. Als dann die ersten Russen am 18. März 1813 in Hamburg einzogen, da war Albrecht bereits zur Stelle, um mit dem Obersten v. Tettenborn die Einzelheiten wegen Errichtung eines „Lüneburgschen Husaren- und Jäger-Regiments" zu verhandeln. Schon vorher hatte sich in Hannover das Gerücht verbreitet, daß Estorff ein Regiment errichten wolle. Verschiedentlich meldeten sich Leute bei ihm, die angestellt sein wollten, doch mußte er die Russen abwarten, bevor er offen mit seiner Absicht hervortreten konnte. „In dem festen Vertrauen auf Ihren angestrengtesten Eifer", schrieb ihm Tettenborn am 13./25. März,**) „und in der gewissen Überzeugung, die Sache

*) Jacobi, Hannovers Teilnahme an der deutschen Erhebung im Frühjahr 1813, S. 174 u. f.

**) Staatsarchiv Hannover. Hann. Des. 41. XXI. n. Nr. 1, Bl. 5.

Digitized by Google

dadurch außerordentlich beschleunigt zu sehen, will ich wie Sie es gewünscht haben, die Formierung der Truppen Ihrer alleinigen Leitung überlassen. ... Da Sie in acht bis zehn Tagen werden marschieren müssen, so können Sie selbst daraus ermessen, nach welchem Maaßstabe diese Zwischenzeit benutzt werden muß, und werden alles mögliche anwenden, um das Erwartete zu leisten."

Da ließ dann als erster westlich der Elbe Estorff als deutscher Mann, „der sterben kann für Freiheit, Pflicht und Recht", den Ruf laut ertönen: „Frisch auf Kameraden, aufs Pferd, aufs Pferd!" Am 24. März 1813, dem Geburtstage des Zaren, wurde an allen Straßenecken Lüneburgs, das am 18. von den Franzosen verlassen war, die folgende Bekanntmachung*) angeschlagen:

„Bekanntmachung.

Von dem Russisch Kaiserlichen Kommandanten eines Corps der Armee des Grafen von Wittgenstein, Herrn Oberst Baron von Tettenborn, welcher unsern Provinzen am linken Ufer der Elbe zuerst Freyheit und Heil wiederbrachte, zur Errichtung eines Regiments Husaren und eines Regiments Jäger zu Fuß für

englische Rechnung und englischen Sold beauftragt,

eile ich, meinen braven und geliebten Landsleuten diese frohe Botschaft bekannt zu machen, die uns die schleunigste und unter göttlichen Beystand daurendste Wiedervereinigung mit unserm theuersten Monarchen und geliebten Vaterlande verspricht.

Die junge waffenfähige Mannschaft nicht allein, sondern auch die schon versuchten Braven, welche die Waffen wider Willen abzulegen, ein unerbittliches Verhängniß zwang, und die durch den Forst und Jagddienst im Gebrauch des Gewehrs vorzüglich Geübten, rufe ich auf, im Namen des Vaterlandes herzuzueilen, und werth zu werden, der Freyheit, die uns Gottes und Alexanders Schutz und Hülfe bereitet.

Das Verdienst sich selbst ganz oder zum Theil ausgerüstet zu stellen, wird von dem dankbaren Vaterlande nicht unerkannt bleiben, obgleich sonstige vorzügliche Eigenschaften ihrer Anerkennung und Belohnung, eben so gewiß seyn können, und Waffen und Mondirung denen gegeben werden sollen, welche sie bedürfen.

Die Einzeichnung zum Dienst geschieht von Morgens 9 bis 12, und Nachmittags von 2 bis 5 Uhr im Flügel des Schloßgebäudes, woselbst auch die Muster-Anzüge ausgestellt werden sollen.

Bedarf es noch eines weitern Zurufs?

Auf! für Freyheit, Vaterland und König!

Lüneburg, den 24sten März 1813.

Albrecht von Estorff,
Oberst-Lieutenant."

*) Original im Familienarchiv zu Veerssen. Akte 16b, Bl. 4.

Digitized by Google

Auch hier bewahrheitete sich Körners Lied: „Das Volk stand auf, der Sturm brach los.“ Von allen Seiten strömten die Rekruten herbei, in drei Tagen 150 Freiwillige,*) um sich in dem Wartezimmer, dem jetzigen Offizierspeisesaal der 16. Dragoner, einschreiben zu lassen, während vor dem Schlosse die Volksmenge die seit zehn Jahren nicht gehörte Volkshymne anstimmte: „God save the king!“ Noch war die Einrichtung des Regiments, bei der Albrechts Bruder Adolph auf das tatkräftigste ihn unterstützte, nicht über die ersten Anfänge hinaus gediehen und besonders Bekleidung und Bewaffnung noch in den allerersten Anfängen, als eine französische Abteilung von 3000 Mann unter dem General Morand von Bremen her anrückte. Die russischen Verstärkungen waren ausgeblieben, so daß Tettenborn am 15./27. März folgenden Auftrag an Estorff erteilte:**)

„Ich eile Ihnen zu sagen, was sich hier zuträgt, damit Sie kräftig zu den allgemeinen Maßregeln mitwirken.

Die Franzosen haben 1000 Mann stark Bremerlehe angegriffen und endlich genommen. 2000 Mann sollen Nachrichten zu Folge auf Harburg marschiren, waren gestern bis Rothenburg vor und sollen heute in Tostedt sein.

Sie haben demnach sogleich alles aufzubieten, was Waffen tragen kann, was sich so gut sie können bewaffnen soll. Sie laßen rechts und links und in allen Dörfern Sturm läuten und rücken schnell, indem alle Bauern an Sie sich anschließen müssen, nach Rammelslohe vor. . . . .

Bei Tage sollen nur die Kosacken und die gelernten Jäger und andere des Schießens Kundige mit dem Feinde scharmützeln; mit den Bauern ist dagegen des Nachts anzugreifen und zwar allgemein auf allen Seiten. Mit anbrechendem Tage ziehen die Bauern sich wieder zurück. . . . .

Noch einmal Thätigkeit und Unerschrockenheit, so müssen die Feinde ermüdet zu Grunde gehen. Der Feind muß nicht Tag, nicht Nacht Ruhe haben und ganz vorzüglich nicht des Nachts. Alle andern geschickten Maßregeln bleiben Ihrer Einsicht anheim gestellt.“

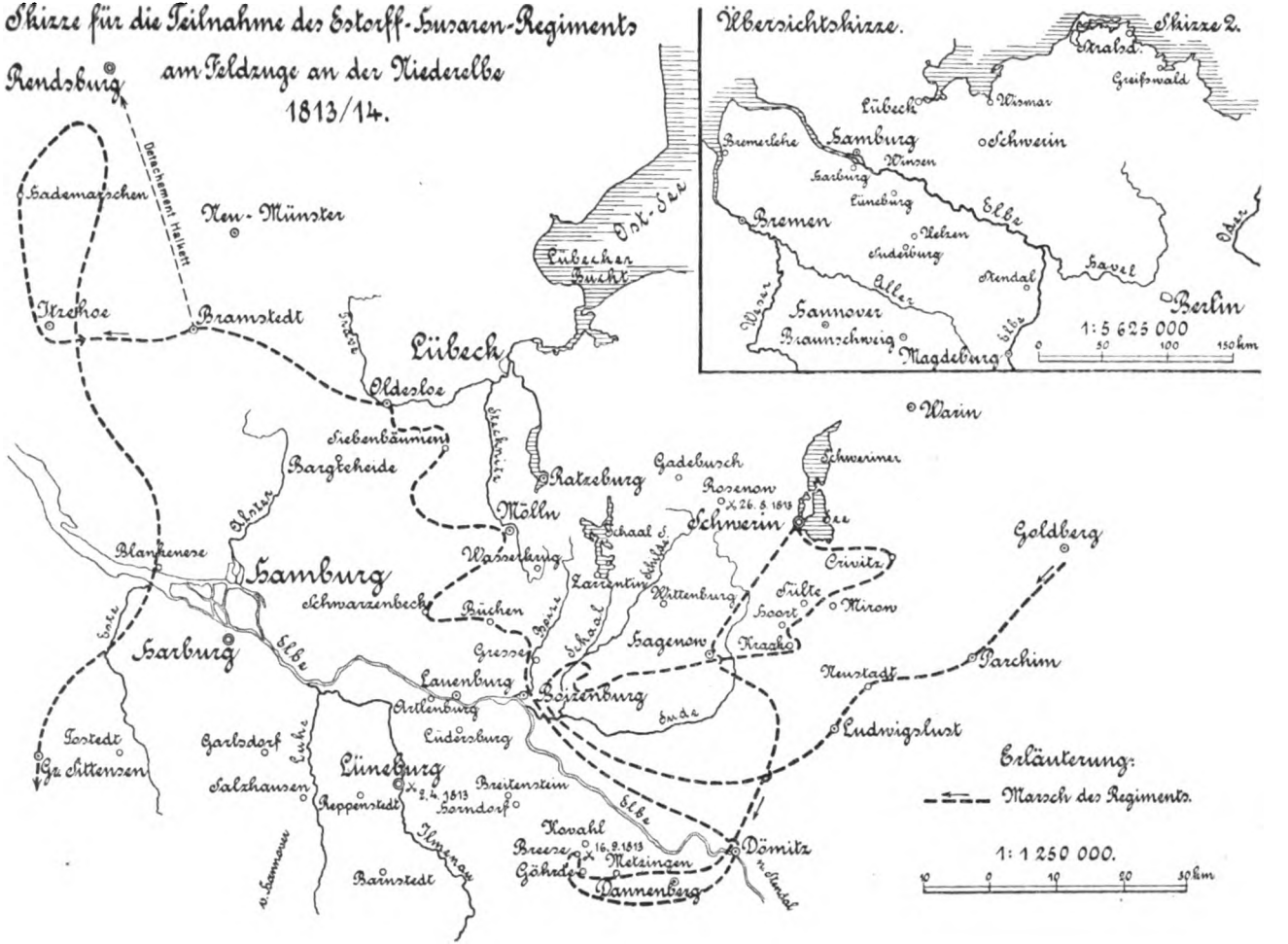
Mehrere tausend Bauern mit Sensen und Dreschflegeln strömten zusammen und brachten am 26. März bei Rammelslohe den Vormarsch Morands zum vorläufigen Stillstand, bis dieser am 28. März von Tostedt auf Lüneburg marschierte. Estorff sandte Boten zum General v. Dörnberg, der mit leichten russischen Truppen die Elbe bei Lenzen erreicht hatte, und zu Tettenborn, um Hilfe zu erbitten, während er selbst mit seinen Husaren den Franzosen auf Garlstorf entgegenritt.***) Im Morgengrauen des 1. April trafen sie dort auf das feindliche Lager, leisteten bei Reppenstedt noch kurzen Widerstand, mußten diesen aber aufgeben, als der Gegner Geschütze auffuhr.

*) Militär-Wochenblatt 1903. Nr. 24.

**) Militär-Wochenblatt 1903. Beiheft 10. S. 448.

***) Troschke, Geschichte der Kronprinz-Dragoner und Dragoner-Regiments Nr. 16. S. 5. Jakobi, Hannovers Teilnahme an der deutschen Erhebung im Frühjahr 1813. S. 44 u. f.

Digitized by Google



Digitized by Google

Albrecht v. Estorff ritt nun für seine Person nach Lüneburg, um die dortigen Einwohner zu beruhigen, und dann Dörnberg entgegen, den er bei Breitenstein traf und zum Angriff auf Lüneburg bewog, das die Franzosen im Laufe des 1. April besetzt hatten. Das Beiheft 10 zum Militär-Wochenblatt 1903 sagt darüber: „Es muß die ganze Erfahrung und das Gewicht des in hannoverschen Militärkreisen so gut bekannten Namens Estorff dazu gehört haben, um die Generale von der Möglichkeit eines Erfolges zu überzeugen. Das Verdienst, den Angriff auf Lüneburg mittelbar herbeigeführt zu haben, gebührt daher allein dem Oberstleutnant v. Estorff." Der Bote an Tettenborn war von den Franzosen abgefangen worden, und so mußten Dörnbergs 850 Infanteristen, 2000 Reiter und 8 Geschütze allein die durch die Stadtwälle geschützten 3000 Infanteristen, 80 Reiter und 12 Geschütze Morands angreifen, wobei, wie Estorff später selbst schrieb, „ich, da das Terrain mir genau bekannt war, vorzüglich mitgewirkt habe". Albrecht v. Estorff war in diesen verschiedenen Gefechten verwundet worden, konnte seinen Dienst aber weiter versehen. Lüneburg ward am 2. April erobert, das gesamte Korps Morands gefangengenommen. Die Bedeutung dieses ersten Sieges auf deutschem Boden war hauptsächlich moralischer Art, er stärkte die Führer der Freiheitsbewegung, er bewog die Lauen zum Anschluß, er zeigte, daß deutsche Kraft dem gallischen Übermut noch immer gewachsen war.

Von Süden her nahte nun aber die Avantgarde Davouts unter dem General Montbrun, besetzte am 4. April Lüneburg von neuem und zwang Estorff, die Werbungen für sein Korps nach Hamburg zu verlegen. Über der Tür des Hauses Gr. Reichenstraße 37 daselbst war ein Husar und ein Jäger angebracht, darunter die Worte:

„Hier wirbt Georg Soldaten
Für seine deutschen Staaten."*)

Der Eid wurde dem Könige von England als Kurfürsten von Hannover geleistet und gelobt, „ihm redlich und ehrlich für den gegenwärtigen Krieg und die Befreiung Deutschlands dienen, das deutsche Vaterland gegen alle Feinde und Widersacher, sie mögen Namen haben, wie sie wollen, aus allen Kräften verteidigen" zu wollen.

Doch auch in Hamburg sollte des jungen Korps Bleiben nicht lange sein: die Haltung Schwedens und die Schlacht von Groß-Görschen am 2. Mai zwang in ihren weiteren Folgen zum Rückzuge auch der Truppen an der Niederelbe, und damit wurde die weitere Bildung des Estorffschen Regiments hinter die Stecknitz verlegt. Hierdurch wuchsen die Schwierigkeiten, namentlich der Pferde- und Waffenbeschaffung, ins ungeheure. Zwar waren am 29. April in Hamburg englische Kommissare eingetroffen, die das Verhältnis der Neubildungen zu England regelten. Aber es dauerte doch bis Ende Mai,

*) Staatsarchiv Hannover. Hann. Des. 41 E. XXI n. Nr. 2, Bl. 7. Memoiren eines v. Estorffschen Husaren. Hamburg 1866, S. 9.

Digitized by Google

bis das Regiment im Felde verwendungsfähig war; bis in den Herbst zog sich die endgültige Regelung hin. Immerhin war das Lüneburger Bataillon noch am meisten von allen anderen vorgeschritten.*)

Erst am 10. April konnte Estorff für seine Person Uniform und Pferdeausrüstung aus Embsen erhalten. Die Uniform der Husaren bestand für die Offiziere aus blauem, silberverschnürtem Dolman (Attila) mit roten Kragen und Aufschlägen, rotem, ebenfalls silberverschnürtem Pelz mit grauem Krimmer, grauen langen Beinkleidern mit silbernem, roteingefaßtem Streifen, silbernem Koppel, silbernem Bandelier mit roter Kartusche, roter Säbeltasche mit dem Namenszug des Königs, GR, gelb-weißer Schärpe, gelben Stiefeln mit silbernen Hacken, hohen Tschakos, später grauen Bärenmützen, alles überaus prächtig, um zum Eintritt zu locken, aber auch überaus teuer; so kostete z. B. der Pelz allein 70 Taler. „Ja nicks als Sülver und Sülver" urteilte nachmals ein damaliger Estorffscher Husar.**)

Erst am 19. Mai konnte der Kommissar Graf Kielmannsegg dem Oberstleutnant v. Estorff die Ankunft der letzten Waffen in Stralsund anzeigen:***) „Freue Dich über die Kavallerie-Säbel, Pistolen und Karabiner wie's Kind zur Weihnachtsfeier. . . . Halt Dich immer bereit zu marschiren — denn es kommt wie der Dieb in der Nacht."

Das Husarenregiment war zunächst in drei Schwadronen zu je zwei Kompagnien mit je 78 Gemeinen eingeteilt. Major Adolph v. Estorff befehligte die 3. Schwadron. Er war am 25. März 1813 zum Rittmeister, am 10. Juni, noch nicht 27jährig, bereits zum Major ernannt und am 3. Januar 1814 vom eigenen Bruder, dem Oberstleutnant und Kommandeur des Regiments Albrecht v. Estorff, wie folgt beurteilt:†)

„Derselbe ist gleich anfangs zur Formation und Bildung des Lüneburgschen Husaren-Regiments mit außerordentlicher Thätigkeit behülflich gewesen und, unparteiisch gesagt, hat er seine Schwadron zum wahren Felddienst exerzirt und sich bei allen vorkommenden Gelegenheiten als ein ausgezeichneter braver Stabsoffizier bewiesen."

Der Bedarf an Offizieren war bald gedeckt. Als Anfang Mai ein unger Herr v. Laffert sich bei Albrecht meldete, war bereits keine Leutnantsstelle mehr zu vergeben; Laffert††) schreibt:

„Der Herr Oberstlieutenant, dessen äußere Erscheinung das Gepräge eines alten Haudegens machte, empfing mich als Vetter mit einem kräftigen Händedruck überaus freundlich."

Ja den eigenen Bruder Hermann konnte Albrecht nicht mehr im Regiment unterbringen, als dieser, Leutnant im 2. Husarenregiment der

*) Quistorp, Geschichte der Nordarmee. Berlin 1894. I. 129.

**) Memoiren eines v. Estorffschen Husaren (v. Laffert) S. 13.

***) Staatsarchiv Hannover. Hann. Des. 41 E. XXI n. Nr. 2, Bl. 18.

†) Staatsarchiv Hannover. Hann. Des. 41 E. XXI n. Nr. 5, Bl. 57.

††) Memoiren eines v. Estorffschen Husaren S. 10.

Digitized by Google

englisch-deutschen Legion, ihm aus Cuxhaven am 22. April 1813 schrieb:*) „Unsere Expedition ist nur klein — General Lyon kommandirt — Oberstlieutenant Martin (2. Inf. Bat.) mit Detachements (400 M.) von der Infanterie und 1 Komp. Artillerie — Rittmeister Louis Krauchenberg 1ste Hussars und ich mit 45 Mann auserlesener Leute von unserer Kavallerie, aber ohne Pferde, sind gestern und heute hier angekommen.**) ... ich wollte, daß ich Urlaub erhalten könnte und daß ich in Deinem Corps placirt würde". Doch tat Leutnant Hermann v. Estorff später im Anschluß an das Lüneburgsche Husarenregiment Dienst.***) Für das Jägerbataillon hatte Oberstleutnant v. Estorff den Major v. Klencke als Kommandeur gewonnen, der auf Vorschlag Estorffs am 22. April durch den Grafen Wallmoden provisorisch bestätigt wurde, dessen Bataillon aber bald unabhängig von Estorff sich als „leichtes Bataillon Lüneburg" zu einem selbständigen Truppenkörper ausreifte, sich verschiedentlich auszeichnete, so vor Harburg am 1. April, und bis 1815 mit 347 Mann die stärksten Verluste aller hannoverschen Truppen aufzuweisen hatte.†)

Mitte April hatte der englische und russische Generalleutnant Graf Wallmoden-Gimborn, ein Sohn des Feldmarschalls, unter dem Estorff bis 1803 gedient hatte, das Kommando über dieses „militärische Mosaik"††) an der Unterelbe übernommen und brachte allmählich Ordnung in die verschiedenen Kontingente, die von Rußland, Preußen, Schweden, England und Hannover gestellt waren. Der als Militärschriftsteller berühmte damalige Oberstleutnant v. Clausewitz war der Generalstabschef Wallmodens.

Schwierig blieben auch die Geldverhältnisse, so daß der Oberstleutnant v. Estorff „sehr vieles aus eigenem zur Beförderung der guten Sache zugeschossen" hat.†††) Er erhielt als Kommandeur 100 Taler Gage monatlich, sein Bruder Adolph als Major 89 Taler. Dem General Lyon schrieb Albrecht: „My and my family's estates in the Electorale are confiscated." Seine Gattin mußte zeitweise nach Ebstorf fliehen, hatte aber, wie ein Freund schreibt, „Geistes Stärke genug, um dieses Ungemach zu ertragen".

Beim Waffenstillstand am 4. Juni wurde im Norden zur Scheidung eine Linie von Travemünde an der Stecknitz entlang nach Lauenburg bezeichnet, hinter der sich das Regiment nun in größerer Ruhe formieren konnte, gegründet auf Wismar und Stralsund als Ausschiffungshäfen Englands. Das „Churfürstl. Braunschweig-Lüneburgsche Kavallerie-Regiment von Estorff" wurde mit den Bremen-Verden-Husaren, den beiden Husarenregimentern der

*) Familienarchiv zu Vecrssen. Akte 18, Bl. 23.

**) Hiernach wäre die Angabe bei Beamish, II. 157 zu ergänzen.

***) Sichart, V. 83.

†) Sichart, V. 91.

††) Quistorp, I. 131.

†††) Estorff an das General-Kriegs-Gericht, Boulogne 26. Juli 1815. Staatsarchiv Hannover. Hann. Des. 41. XXI. n. Nr. 7, Bl. 431.

Digitized by Google

russisch-deutschen, dem 3. Husarenregiment der englisch-deutschen Legion, das Albrecht v. Estorff 1805 mit hatte errichten helfen, und entsprechender Artillerie der Kavalleriedivision des Generals v. Dörnberg zugeteilt.*) Von dieser waren jedoch „bei Wiederbeginn der Feindseligkeiten nur die fünf Eskadrons des britisch-deutschen Husaren-Regiments verwendungsfähig".**)

Feldzug in Mecklenburg-Holstein 1813.

Beim Wiederausbruch der Feindseligkeiten am 17. August 1813 war dem Korps Wallmoden mit 27000 Mann die Aufgabe zugefallen, „den rechten Flügel der Armee zu decken, die der Kronprinz von Schweden in der Gegend von Berlin und Brandenburg sammelte, und die Nieder-Elbe und die Truppen, welche zwischen Hamburg und Lübeck aufgestellt sind, zu beobachten."***) Die Truppen mochten sich mit ihren Gegnern unter dem Marschall Davout an militärischer Unfertigkeit die Wage halten. Der krieggewohnteren Führung und überlegenen Zahl auf französischer Seite stand die größere Begeisterung auf deutscher Seite gegenüber. „Der einzige Kitt, der diese ganz verschiedenartigen Elemente zusammenhielt, war der Haß gegen Napoleon" (Friederich II. 214). Zunächst versammelte Wallmoden sein Korps um Hagenow und wich dem Vorstoße Davouts auf Neustadt südlich des Schweriner Sees aus. Das Estorffsche Husarenregiment, dem am 15. August nur noch 93 Mann, aber 525 Pferde an der Gesamtstärke fehlten, mit den nur sehr schwachen Bremen-Verden-Husaren zu einem Gefechtskörper vereint,†) hatte bei dem Gefecht am 21. August bei Camin unter Dörnberg in der Reserve gestanden und übernahm nun die Vorposten in der Gegend von Kraak. Es hielt Verbindung über Criwitz mit der schwedischen Division unter dem Generalleutnant v. Vegesack, der auf Wismar zurückgegangen war, und verschleierte Anfang September den Marsch Wallmodens, der östlich des Schweriner Sees zur Vereinigung mit den Schweden Vegesacks marschieren wollte. Schon früher hatte der Oberstleutnant v. Estorff sein Regiment besichtigt und darüber im Regimentsbefehl vom 13. August geäußert: „Mit der Exerzise des Regiments bin ich im ganzen sehr zufrieden gewesen; vorzüglich sind die beiden Chocs der 2. und 3. Schwadron (der des Bruders Adolph) sehr gut ausgeführt."

Die französischen Niederlagen auf den südlicheren Kriegsschauplätzen und die Furcht, von Hamburg abgeschnitten zu werden, bewogen aber auch wohl Davout zum Rückzug hinter die Stecknitz und zur demnächstigen Abzweigung der Division Pêcheux in Richtung auf Magdeburg.††) Wallmoden wollte aber

*) Sichart, V. 112.

**) Friederich, Herbstfeldzug 1813. II. 213.

***) Friederich, Herbstfeldzug 1813. II. 211 u. f. Quistorp, I. 170 u. f. Sichart, V. 112.

†) Troschke, Geschichte der Kronprinz-Dragoner usw., S. 16.

††) Friederich, II. 238.

Digitized by Google

eine Verbindung Davouts mit Magdeburg verhindern und ging daher über Schwerin auf Dömitz, die Lüneburgschen Husaren in der Avantgarde, deren Patrouillen auf Hamburg, Lüneburg und Ülzen streiften. Major Adolph v. Estorff war bereits am 8. September über die Elbe gegangen und eine Patrouille unter dem Kornett Schmidt nahm bei Suderburg einen französischen Offizier gefangen, dessen Papiere ergaben, daß Pécheux auf Dannenberg marschieren sollte, „pour enlever le brigand Estorff avec ses paysans".*) Wallmoden ging nun dieser französischen Division entgegen und schlug sie am 16. September an der Göhrde. Die Estorff-Husaren waren die letzten in einer langen Kavalleriekolonne, die den Wald östlich umging und der grundlosen Wege halber stellenweise zu Einem reiten mußte, und konnten sich daher nur noch an der Verfolgung beteiligen.**) „Der moralische Eindruck auf das ganze nördliche Deutschland war ungeheuer, die Herrschaft der Franzosen in dem alt-hannoverschen Lande war erschüttert, der Glaube an ihre Unbesiegbarkeit war auch hier geschwunden, die Streifkorps der Verbündeten bewegten sich von nun an mit vollkommener Sicherheit auf dem linken Elbe-Ufer, und Hamburg war zu einem isolirten Posten geworden." (Friederich, II. 236.)

Wallmoden befürchtete jedoch einen Vorstoß Davouts am rechten Ufer und ging deshalb dorthin zurück. Die Lüneburgschen Husaren deckten zunächst den Übergang bei Dömitz und nahmen dann an der Boize, mit den vordersten Posten an der Stecknitz, eine Vorpostenaufstellung, die sie bis Ende November beibehielten. Oberstleutnant Albrecht v. Estorff hatte sein Hauptquartier in Boizenburg; ihm waren außer dem marschfähigen Teil seines Husarenregiments 300 Mann Lützowscher Infanterie, drei Kompagnien des 7. Bataillons deutsch-russischer Legion, 150 Kasaken und Lützowsche Artillerie zugeteilt. Er sollte das Vordringen kleiner feindlicher Detachements über Boizenburg verhindern, vor einer Übermacht aber zurückgehen.***)

Schon am 29. September hatte er bei Dannenberg seine Unterführer instruiert:

„Sobald wie einzeln die Schwadrons- und Kompagniechefs oder Kommandanten in eine neue Kantonirung einrücken, müssen sie sich, besonders wenn sie gegen den Feind stehen, sofort die umliegende Gegend und vorzüglich solche, so mit Hecken, Graben usw. durchschnitten ist, genau bekannt machen.

Sie müssen Erkundungen von der Stellung und Stärke des gegen ihnen stehenden Feindes, der Truppengattung, auch der Anzahl der Geschütze einziehen. . . . Wenn es nicht durchaus nothwendig ist, müssen Mann und

*) Troschke, Geschichte der Kronprinz- und 16. Dragoner, S. 18.

**) Quistorp, II. 361 u. f. Sichart, V. 116 u. f. Geschichte der Kronprinz- und 16. Dragoner, S. 18.

***) Staatsarchiv Hannover. Hann. Des. 41. E. XXI m. Nr. 1b. v. Estorff-Husaren-Regiment, Oktober 1813. Wallmoden an Estorff, 10. Oktober 1813, u. Des. 41. E. XXI n. Nr. 1, Bl. 199. Clausewitz an Estorff, 24. Oktober 1813.

Digitized by Google

Pferd durch Wachen und Patrouillen nicht zu sehr fatiguirt werden, so wie auf der anderen Seite nichts zu schonen ist, wenn die Umstände es erheischen."

Diesem fügte Estorff nun am 12. Oktober (wiederholt am 13. November) in Boizenburg hinzu:*)

„Es wird in Erinnerung gebracht, daß, wo man sich einer Anhöhe bedient, nicht die Krone derselben der vortheilhafteste Posten ist, weil der Feind von unten herauf ebenso gut und besser schießt, als wir von oben; dagegen fasse man etwas hinter der Krone Posto, wo diese uns vor den feindlichen Kugeln deckt."

In Rattey bei Friedland wurde ein besonderes Depot unter Major Adolph v. Estorff angelegt, der am 31. Oktober dem Regiment 379 Husaren, 408 Pferde zuführte, in zwei Schwadronen formiert, zum Teil aber ganz anders uniformiert, wie die übrigen, z. B. mit roten Dolmans statt blauen, rot-weißen Schärpen, Bärenmützen statt Tschakos usw., so daß das Regiment noch Jahre hindurch recht buntscheckig aussah. Die Offiziere erschienen jedoch stets in blauem Dolman. Adolph schreibt dem Bruder Albrecht am 10. Oktober 1813: ... „Das Ausgeben mit Ordnung ist ein Meisterstück.... Die durch die Umstände veranlaßte Unordnung im Regiment ist ein wenig gar zu groß.... Mit dem Ausmerzen schlechter Subjekte bin ich noch nicht fertig."

Da auch Leutnant Hermann v. Estorff mit seinem Detachement Husaren der englisch-deutschen Legion jetzt bei Albrecht in Boizenburg war, so waren dort drei Brüder zum Dienst vereinigt. Adolph übernahm dann seine 3. Schwadron wieder in Greven an der Boize; Hermann zog auf Vorposten bei Leesten.

Albrecht hatte nun auch verschiedentlich Veranlassung, die Disziplin im Regiment schärfer zu betonen, er schreibt am 22. November z. B.:

„Ich habe heute sehr ungern bemerkt, wie eine außerordentliche Vernachlässigung eingerissen und die Vorschriften, welche denen Herren Kompagnie-Chefs und Kommandanten bekannt sein müssen, nicht befolgt sind; wenn etwas mangelt, halte ich mich lediglich an denen Kompagnie-Chefs oder Kommandanten, welche alles einzuleiten verbindlich sind und ihre Untergebenen zur Schuldigkeit anhalten müssen."

Am 28. November heißt es im Regimentsbefehl: „Die Herren Kompagnie-Kommandanten werden ihre Unteroffiziere andeuten, daß der Unteroffizier, der sich mit denen Husaren in ein Spiel einläßt, es sei um Geld oder nicht oder sonstigen Vorwand, auf immer degradirt und außerdem vor ein Court Martial gestellt und scharf bestraft werden solle."

Am 25. Dezember 1813 sagt Estorff: „Ich ersuche, die Husaren zu instruiren, daß, wenn sie zu einem Offizier gesandt werden, ihre Bestellungen mit Anstand machen."

---

*) Staatsarchiv Hannover. Hann. Des. 41. E. XXI n. Nr. 1, Bl. 262.

Digitized by Google

Am 1. Januar 1814 wird befohlen: „Die Kompagnien geben noch heute einen Rapport über die Anzahl der Reiter, und ob solche beritten, dem Stabe ein.“ *)

Die Schlacht bei Leipzig machte die Schweden zur Verwendung im Norden frei; Davout zog sich Anfang Dezember auf Hamburg zurück, wo er von den Russen eingeschlossen wurde; die Dänen dagegen wichen nach Norden aus. Während nun der Kronprinz von Schweden auf Lübeck rückte und dieses am 5. Dezember einnahm, ging Wallmoden über Oldesloe, Neumünster vor, Dörnberg in der Avantgarde, um den Dänen den Rückweg aus Kiel abzuschneiden, was durch das Gefecht bei Seheftedt am 10. Dezember allerdings vereitelt wurde. Die Lüneburgschen Husaren hatten anfangs die Verbindung zwischen dem Kronprinzen und Wallmoden gehalten, stießen dann wieder zu Dörnberg und wurden nun zur Deckung der linken Flanke und Verbindung mit den Russen vor Hamburg abgezweigt.**) Oberstleutnant Albrecht v. Estorff war am 10. Dezember in Bramstedt,***) sein Bruder Hermann mit den Husaren der englisch-deutschen Legion an demselben Tage bei Kellinghusen und bei ihm als Kriegsfreiwilliger ein weiterer Bruder, der frühere hannoversche Gardes du Corps Leutnant Otto v. Estorff, der in Itzehoe ein Requisitionskommando erfolgreich durchgeführt und eine Kriegskasse von 14 000 Taler erbeutet hatte. Zu gleicher Zeit (11. Dezember) war der vierte Bruder, Major Adolph v. Estorff, in Ulzburg nördlich Hamburg und marschierte von dort über Elmshorn, wo er mit dem russischen General Lascareff zusammentraf, nach Itzehoe, um die englische Flottille aufsuchen zu lassen. Albrecht rückte demnächst über Kellinghusen, Schenefeld nach Hademarschen, wo das Regiment sich während des Waffenstillstandes wieder zusammenschloß. Nach dem Friedensschluß mit Dänemark am 15. Januar 1814 marschierte es zur Blockade von Harburg und ging am 21. Januar über die zugefrorene Elbe bei Blankenese. Am 6. Januar fehlten ihm immer noch 160 Husaren, 261 Pferde.

Bezeichnend für die Schwierigkeit der Stellung Albrechts v. Estorff ist ein Brief, den er im Dezember 1813 an den großbritannischen Gesandten Thornton sandte und in dem es heißt: „Every German ought to do what possible against the ennemy, and I have done as a faithful subject to His Majesty.“ †) Seine Maßregeln fanden im übrigen den vollen Beifall Wallmodens. ††)

*) Staatsarchiv Hannover. Hann. Des. 41. E. XXI m. Nr. 1a.

**) Sichart, V. 120 u. f. Duistorp, II. 419 u. f.

***) Familienarchiv zu Veerssen. Akte 16b, Bl. 325.

†) Staatsarchiv Hannover. Hann. Des. 41. E. XXI m. Nr. 1b. v. Estorffsches Husaren-Regiment, Dezember 1813.

††) Ebenda. Hann. Des. 41. E. XXI n. Nr. 1, Bl. 438.

Digitized by Google

1814 bis 1818.

(Skizze 3.)

Am 3. November 1813 wurde die Wiederherstellung des Kurfürstentums Hannover bekannt gegeben; mit dem 1. Februar 1814 wurden die Neuformationen in hannoverschen Dienst und Sold übernommen und legten die gelb-weißen Feldzeichen an. Während Major Adolph in Groß-Sittensen beim Regiment blieb, dessen Kommando am 12. Januar der Oberstleutnant Graf v. Kielmannsegg übernommen hatte, erhielt Oberstleutnant Albrecht eine andere Bestimmung. Das Regiment rückte Anfang März nach Hannover, wo Adolph „artig was zu tun hatte", aber viel Geselligkeit pflegte und auch sehr gnädig vom Herzog von Cambridge, seinem Paten, empfangen wurde.

Am 27. Januar befahl der Herzog von Cambridge dem Oberstleutnant v. Estorff, die Landwehrinspektion Lüneburg zu übernehmen, was Wallmoden ihm schon am 8. Januar mitgeteilt hatte. Diese Inspektion umfaßte die Landwehrbataillone Lüneburg, Celle, Gifhorn, Harburg, Lüchow und Ülzen, in welche dienstfähige Hannoveraner von 18 bis 30 Jahren eingestellt wurden, um beim Abmarsch der aktiven Truppen nach dem Westen diese in der Heimat zu ersetzen und nötigenfalls wohl als Ersatz zu dienen. Am 12. Februar übernahm Estorff die Inspektion, errichtete in Lüneburg noch eine besondere Bürgerwehr und förderte das Werk so, daß am 20. März das Lüchower Bataillon mit 395 Mann fast vollzählig war und das Lüneburger 538 zählte. Als aber Estorffs Husarenregiment Mitte April von Hannover aus nach dem Rhein abging, folgte auch er am 21. April von Barnstedt über Hannover nach Roermond, wo er am 6. Mai eintraf. Den Befehl über die Inspektion legte er am 13. April nieder, wobei er den Bataillonschefs schrieb: „Ich bin überzeugt, wie jeder fortwährend seine Schuldigkeit thun wird, damit diese neuerrichteten Truppen das leisten, was man von Sie erwartet."

Estorff war zum Oberst und Chef des Regiments ernannt, dessen Kommandeur Oberstleutnant Graf v. Kielmannsegg wurde, und versicherte dem Herzog von Cambridge in seinem Dankschreiben, „wie ich mich ferner bestreben werde, das von mir in den Hannoverschen Staaten im vorigen Jahre errichtete Regiment zur steten Zufriedenheit meiner Oberen jederzeit zu leiten und dieserhalb hoffe, Euer Kgl. Hoheit mich verdient zu machen".*)

England unterhielt bis zum Abschluß der Verhandlungen des Wiener Kongresses eine Okkupationsarmee in den Niederlanden, in der General Carl v. Alten die englisch-deutsche Legion und das hannoversche Kontingent und in diesem Oberst v. Estorff die hannoversche Kavalleriebrigade kommandierte, die Lüneburg- und die Bremen-Verden-Husaren. Estorff marschierte mit seinem Regiment über Turnhout, Lier nach Gent, wo man am 11. August einrückte.

*) Staatsarchiv Hannover. Hann. Des. 41. E. XXI m. Nr. 5, Bl. 70.

Digitized by Google

Die Lüneburg-Husaren wechselten dann Anfang Januar 1815 ihre Quartiere mit den Bremen-Verden-Husaren in Brügge. Die ganze Zeit wurde fleißig ausgenutzt, um das Regiment in Ausbildung und Ausrüstung sowie in der Mannszucht zu fördern, doch stieß man überall auf große Schwierigkeiten.

Am 22. November 1814 wurde den Truppen bekannt gemacht, daß sämtliche deutsche Staaten Englands zum „Königreich Hannover" erhoben seien, und wenige Wochen später, daß dem Lüneburgschen Husarenregiment zu besonderer Ehrung der Name beigelegt sei: „Husaren-Regiment Seiner Königlichen Hoheit des Prinz-Regenten", abgekürzt Husaren-Reg. Prinz-Regent.*)

Man befand sich Anfang des Jahres 1815 bereits in voller Demobilmachung, als die Rückkehr Napoleons von Elba neue kriegerische Tätigkeit hervorrief. Estorffs Brigade ging an die belgisch-französische Grenze zur Beobachtung gegen Condé und befand sich dort, wie er schreibt, „in politischer Beziehung in sehr unangenehmen Verhältnissen, da die Feindseligkeiten noch nicht ausgebrochen waren". Die Verbündeten lebten in der Täuschung, nur gegen Napoleon, nicht aber gegen Frankreich Krieg führen zu können, und dachten immer noch, einen Teil des Volkes zu sich hinüberzuziehen. Erst als die Garnisonen von Condé und Valenciennes sich offen für Napoleon erklärt hatten, kam Klarheit in die Lage.**) Da nach einer Denkschrift Estorffs von Ende März die Grenze von jedem Unbewaffneten überschritten werden konnte, nicht aber von den eigenen Posten und Patrouillen, so waren die Franzosen von allem unterrichtet und es blieb unmöglich, eine richtige Vorpostenlinie einzunehmen.***) Zur Brigade Estorffs traten außer den beiden bisherigen Husarenregimentern noch die Cumberland-Husaren; die Brigade gehörte zum Kavalleriekorps des Lord Uxbridge unter dem allgemeinen Befehl Wellingtons.†) Am 22. April schlug Estorff seinen ältesten Sohn, den Volontär Ernst v. Estorff (geb. 10. Januar 1802) mit fünf anderen jungen Leuten zum Kornett im Husarenregiment Prinz-Regent vor.††)

Napoleons Vormarsch über Charleroi überraschte Wellingtons Armee in weit auseinandergezogenen Quartieren und zwang sie zum Rückzuge auf Waterloo, wobei die Brigade Estorff, ausschließlich der anderweit verwendeten Cumberland-Husaren, unter dem Prinzen Friedrich von Oranien bei Hal die rechte Flanke zu decken hatte. An der großen Entscheidungsschlacht von Waterloo selbst teilzunehmen, war der Estorffschen Brigade leider nicht vergönnt, ja man hatte bei Hal trotz der geringen Entfernung von 10 km den Kanonendonner der Schlacht nicht einmal hören können.†††)

---

*) Geschichte der Kronprinz- und 16. Dragoner. S. 22.

**) Ebenda. S. 25.

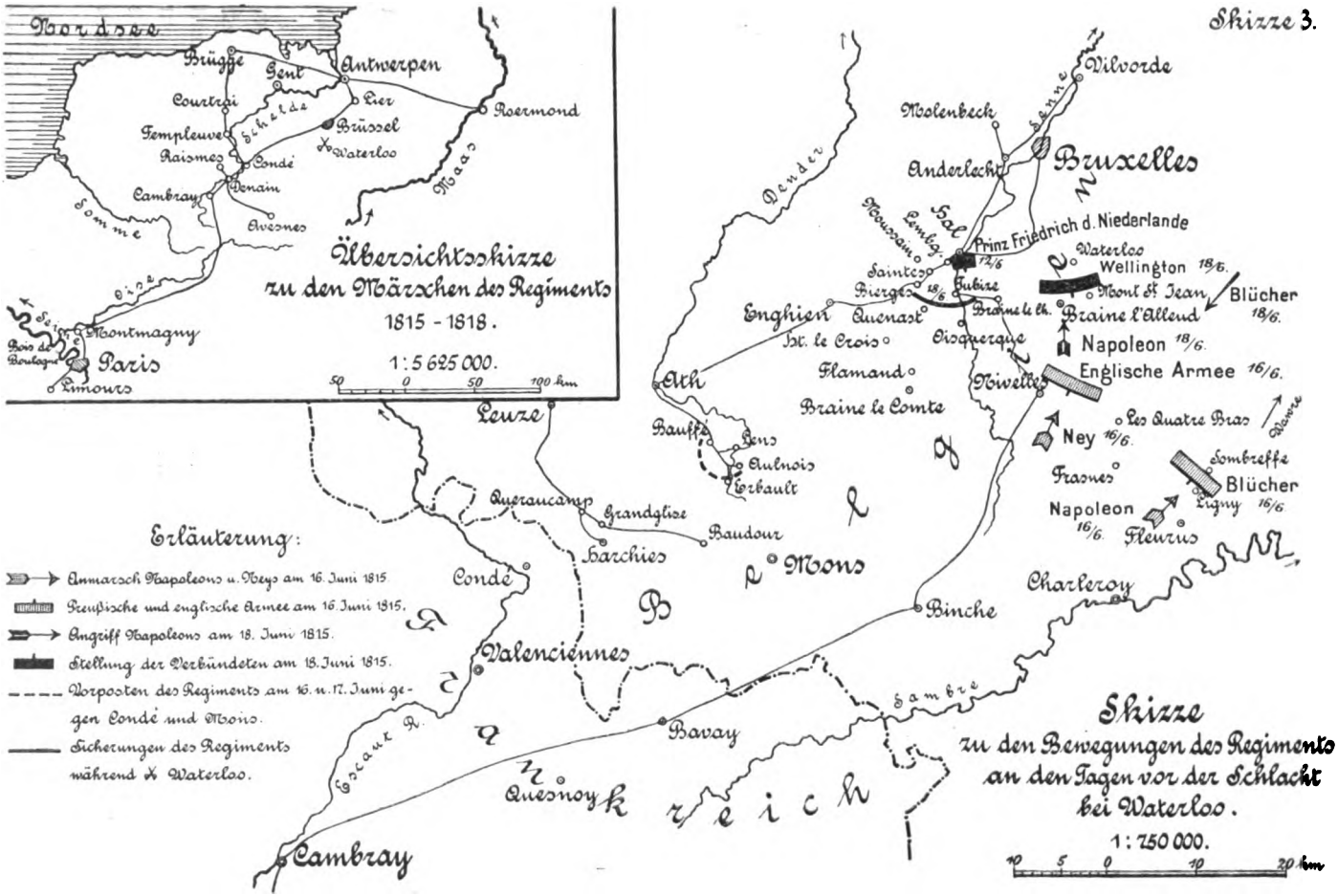
***) Staatsarchiv Hannover. Hann. Des. 41. E. XXI n. Nr. 3, Bl. 72.

†) Sichart, V. 140.

††) Staatsarchiv Hannover. Hann. Des. 41. E. XXI m. Nr. 7, Bl. 34.

†††) Lettow-Vorbeck. 1815. I. 443.

Digitized by Google



Digitized by Google

Hochinteressant ist ein 1820 vom General v. Estorff abgegebenes Urteil über Wellingtons Feldzug 1815, das sich im allgemeinen mit dem Lettow-Vorbecks (I. 443) deckt:

„Lord Wellington wird getadelt und auf der anderen Seite wieder hoch im Himmel erhoben. Beides ist sicher leicht, nur übel, daß beides übertrieben wird. Beurtheile ich Wellington nach seinem Benehmen 1815 in Frankreich, so laße ich ihm in mannigen Stücken, besonders wegen seiner persönlichen Tapferkeit, richtiger gut gewählter Anstellung seines Generalstabes alle Gerechtigkeit widerfahren; aber ich tadele seine Dislokation bis zum 16. Juni, seine Sorglosigkeit bis dahin; durch jenes waren die Truppen am 18. Abends so sehr fatiguirt, daß sie den Feind nicht gehörig verfolgen konnten, den Preußen, die auch drei Tage gefochten, am 18. einen starken Marsch gehabt hatten, dann Vorbringung vom linken zum rechten Flügel, die Verfolgung des Feindes überlassen mußten. Dies war nicht ehrenfolgend! ich kenne nicht genau die Disposition des Hauptkorps — dem linken Flügel unter W. — die Anordnung mag immerhin gut gewesen sein, die Ausdauer der Truppen entschied bis zur Ankunft der Preußen. Die Aufstellung des rechten Flügels unter G. Hill und des von diesem detachirten Korps unter Prinz Friedrich ist getadelt; nach meiner Ansicht war es eine Vorsichtsmaßregel, die nicht zu tadeln war, und dann allgemeines Lob erhalten hätte, wenn die Hauptarmee am 18. oder 19. auf Brüssel retiriren mußte. Das Vorrücken vom 20. bis 22. war schnell; warum hielten wir uns aber bei Le Chateau und Cambray bis zum 26. auf? Dies hätte sehr nachtheilig werden können. Den Feind muß man im Verfolgen nicht zur Besinnung kommen lassen. Die Arrièregarde konnte am 23. Cambray berennen und einnehmen, wie solches erst am 24. und 25. geschah. Man wird einwerfen: »geschehene Sachen sind leicht zu beurtheilen, und wer weiß, ob der erfahrenste Feldherr anders gehandelt hätte«. Aber das finde ich unverzeihlich von W., daß er den Preußen allein die Ehre überließ, mit dem fliehenden Feind, der sich hin und wieder setzte und tapfer vertheidigte, zu engagiren, und uns um ein paar Tage nachziehen ließ; ich habe die Avantgarde vom 20. Juni bis 7. Juli kommandirt und habe nur Gelegenheit gehabt, am 23. Nachm. und 24. bei Cambray mit meinen Husaren ins Feuer zu kommen."

Bei dem allgemeinen Vorrücken auf Paris marschierte Estorff über Cambrai—Montdidier—Clermont zunächst nach Montmagny, später nach Boulogne bei Paris. Bei Cambrai nahm man den Platzkommandanten samt seinem Diener außerhalb der Festung gefangen und zwang die Zitadelle am 25. Juni zur Übergabe. Am 30. Juni erblickte die Brigade als Avantgarde Hills zuerst die Türme von Paris; am 1. Juli 1815 konnten die Estorffschen Husaren ihre Pferde in der Seine tränken.

Die Brigade bezog, nach der Kapitulation von Paris am 4. Juli, zwischen drei Hauptstraßen bei Boulogne ein Biwakslager, in dem sie bis

Digitized by Google

Ende Oktober aushalten mußte, zunächst zehn Wochen ohne jedes Stroh, in eine fortwährende Staubwolke gehüllt und durch schlechtes Wasser sehr an Krankheiten leidend. Die Furagierungen führten zu allerlei Unzuträglichkeiten. So beklagte sich am 9. Juli Estorff direkt beim Feldmarschall Blücher, daß die Preußen dem Husarenregiment Prinz Regent zwei Pferde mit voller Ausrüstung vom Furagewagen fortgenommen hätten.*) Am 20. Juli konnte Estorff seiner Brigade mitteilen: „Seine Exzellenz der Herr Generallieutenant Lord Hill hat mir aufgetragen, seine Zufriedenheit über den Zustand der Kavallerie-Brigade derselben bekannt zu machen.“**) Am 25. Juli stand sie mit sämtlichen anderen Truppen in Parade vor den drei verbündeten Monarchen, nachdem der Kaiser von Rußland die Brigadekommandeure schon am 16. Juli persönlich empfangen hatte.

Am 30. Juli hatte Estorff von Celler Damen 50 Taler für die Verwundeten seines Regiments erhalten und dankte ihnen in folgendem charakteristischen Schreiben:

„Verehrungswürdige Damen des Vereins der Stadt Celle!

Dank, innigen Dank sage ich Ihnen namens meines Regiments für die edle Handlung durch Bemühungen Ihrer schönen Hände, verwundeten Kriegern Erleichterung verschaffen zu wollen.

Sie geben uns durch das Geschenk nicht allein den Beweis Ihrer wahren Herzensgüte, sondern Sie zeigen auch, daß die Ferne das Andenken an Ihre Landsleute nicht erlöschen kann.

Des Schicksals Fügung ließ das Husaren-Regiment des Prinz-Regenten K. H. an den glorreichen Schlachten keinen direkten Theil nehmen, die Zahl der Verwundeten ist daher bis jetzt nur geringe, für diese wird ein Theil Ihrer mildreichen Gabe angewandt, das Übrige zur schnelleren Erholung schwerer Kranken auf das aller Zweckmäßigste nach und nach verwendet werden.

Edle Gebieterinnen! Groß ist unsere Verbindlichkeit gegen Sie, selbige hält gleiche Schritte mit der Ihnen weihenden Unvergeßlichkeit.

Und glücklich fühle ich mich, diese aufrichtigen Gesinnungen Ihnen darzulegen.

Der Sie hochschätzende

A. v. E.“

Bei dem langen Lagerleben, das durch die Nähe der Großstadt und das allgemeine Völkergemisch noch zersetzender wirkte als schon an sich, mußten bald die Zügel der Disziplin wieder recht straff angezogen werden. Einzelreiten und Jagen zur Tränke wurden wiederholt verboten; ja sogar den eigenen Bruder Adolph mußte Albrecht deshalb mit 24 Stunden Arrest

*) Staatsarchiv Hannover. Hann. Des. 41 E. XXI. n. Nr. 3, Bl. 262.

**) Ebendort, Nr. 4, Bl. 144.

Digitized by Google

bedrohen, weil dessen Diener diesen Befehlen zuwider gehandelt hatte. Als Husaren mit Steinen nach Passanten geworfen hatten, mußten die betreffenden Kompagnien täglich drei Stunden zu Fuß exerzieren, und die aufsichtführenden Offiziere wurden 48 Stunden in Arrest gesteckt. „Zum Exerzieren rücken selbige mit aus und gehen nach Beendigung desselben wieder in Arrest.“ *)

Am 18. Oktober 1815 fand auf dem Champ de Mars eine große Revue statt, bei der vier Estorffs die Waterloo-Medaille verliehen wurde, den Brüdern Albrecht, Hermann, Adolph und Albrechts Sohn Ernst, der allerdings seine Ausbildung noch in Lüneburg empfing. Am 31. Oktober verließ die Brigade das Bois de Boulogne und marschierte durch Paris in die Gegend von Limours; später nach dem Friedensschlusse (20. November) ging das Regiment Prinz-Regent-Husaren über Péronne nach Condé und Templeuve, wo es dem Kontingent zur Besetzung der Grenzdepartements zugeteilt wurde. Der hannoversche Gesandte Graf Grote begrüßte das Regiment beim Durchmarsch durch Paris und berichtete darüber nach London: „On a surtout remarqué la tenue du beau régiment d'hussards qui a l'honneur de porter le nom de Votre Altesse Royal et dont l'uniforme est très-avantageuse.“ **)

Zum Abschied von Paris schrieb Lord Hill an Estorff am 1. Dezember 1815: „I can not let you return to your own country, without expressing to you my entire satisfaction of the conduct of the officers and men under your command; the zeal that you have always shown satisfies me that if an occasion had offered you would not shown yourselves inferior to the troops of your own country who have so long distinguished themselves in the British Service.“ ***) Am 30. Dezember kündigte ihm dann Graf Münster, hannoverscher Minister in London, an: †) „Es gereichet mir zu vorzüglichem Vergnügen, Euer Hochwohlgeboren unter Bezeugung meiner aufrichtigsten Theilnahme die Eröffnung zu machen, daß Seine Königliche Hoheit der Prinz-Regent zu öffentlicher Anerkennung Ihrer besonders bei Befreiung der hiesigen Königlichen Lande von der feindlichen Gewalt und nachmals in der glorreichen Schlacht von Waterloo erworbenen militärischen Verdienste huldreichst geruhet haben, Ihnen das Kommandeur-Kreuz des von Höchstdenenselben gestifteten Guelphen-Ordens zu verleihen.“

Während das Regiment noch bis 1818 in Nordfrankreich blieb, kehrte Oberst v. Estorff Anfang März 1816 nach Barnstedt zurück, das er nach dem Tode seines ältesten Bruders August am 14. Mai 1816 mit Beerssen

*) Staatsarchiv Hannover. Hann. Des. 41 E. XXI. n. Nr. 4, Bl. 154/5.
**) Geschichte der Kronprinz- und 16. Dragoner, S. 32.
***) Staatsarchiv Hannover. Hann. Des. 41 E. XXI. n. Nr. 1.
†) Familienarchiv zu Beerssen. Akte 16b, Bl. 332.

Digitized by Google

bei Ülzen vertauschte. Hier nahm er nun seinen ständigen Wohnsitz und leitete von hier aus auch die Geschäfte als Regimentschef, die hauptsächlich in der Regelung der Personalfragen und Überwachung der Ausbildung bestanden, während diese selbst und der innere Dienst dem Kommandeur oblagen. Das Regiment erhielt am 1. April den Namen „4. Lüneburgisches Husaren-Regiment Seiner Königlichen Hoheit des Prinz-Regenten". Am 11. Juli wurde Estorff zum Generalmajor mit Patent vom 13. März 1816 ernannt.*) Die Generale erhielten bald eine neue Uniform: roten Waffenrock mit dunkelblauen Rabatten, Kragen und Aufschlägen, mit Gold gestickt.

An der nach dem Frieden einsetzenden Neuorganisation der Truppen nahm auch Estorff tätigen Anteil und sandte am 17. Dezember dem Generalkommando eine Denkschrift über Remonten ein: „Das leichte Kavallerie-Pferd solle 5 Fuß, 4—5 Zoll Bandmaaß haben, Stuten mindestens $3^1/_2$, Wallache $4^1/_2$ Jahre alt sein, da die leichte Kavallerie fast ebenso stark bepackt sei, wie die schwere, und auch von der leichten Kavallerie das Einbrechen auf geschlossene Kavallerie und Infanterie verlangt wird, wozu kleine Pferde unwirksam und untauglich sind." Man kehrte im übrigen zu dem früheren System zurück, die Kavallerie auf das platte Land zu verlegen, wo Speisung des Mannes, Quartier und rauhe Furage für das Pferd vom Lande zu leisten war.**)

Vom Regiment erhielt Estorff dauernd die günstigsten Nachrichten. Zum Jahreswechsel 1816/17 gratulierte ihm Kielmannsegg:***) „Um die glücklichste militärische Existenz, in welcher ich mich seit längerer Zeit befinde, noch mehr zu erhöhen, gehört die Zufriedenheit und gütige Nachsicht meiner Oberen mit meinem guten Willen, und daher zunächst die meines Regiments-Chefs, unter welchem ich mich glücklich schätze, meine militärischen Kenntnisse zu erweitern und durch dessen Belehrungen in den Stand gesetzt zu sein, ein Regiment zu kommandieren, welches mit Recht als eines der ausgezeichnetsten Kavallerie-Regimenter genannt werden darf." Auch nachdem an Stelle Kielmannseggs am 21. August 1817 der Oberstleutnant v. Gruben das Regiment übernommen hatte, erntete es wiederholt Wellingtons besonderen Beifall. Ende 1818 kehrte es endlich in die Heimat zurück, wurde vom General v. Estorff eine halbe Meile vor Lüneburg eingeholt und hielt am 8. Dezember 1818 unter dem Läuten aller Glocken seinen Einzug.

Der Stab und die 2. Schwadron blieben in und bei Lüneburg, die 1. bezog Quartiere bei Harburg, die 3. bei Lüchow, die 4. bei Ülzen, d. h. über 88 km voneinander getrennt.†) „Mein Regiment wiederzusehen, habe ich mich sehr gefreut," schrieb Albrecht am 26. Februar 1819 seinem

*) Patent im Familienarchiv zu Beersen. Akte 16b, Bl. 334.

**) Sichart, V. 195.

***) Geschichte der 16. Dragoner.

†) Geschichte der Kronprinz- und 16. Dragoner, S. 47.

Digitized by Google

Bruder Adolph,*) „und nach einem fünfwöchentlichen Marsche die Pferde in einem sehr guten Zustande gefunden. Noch besser gefielen mir Mannschaft und Pferde, als ich solche ein paar Tage nach der Ankunft bei Lüneburg schwadronsweise genau durchsah".

1819 bis 1847.

Die nächsten Jahre waren fast ausschließlich inneren Angelegenheiten gewidmet. So entwickelte der General Albrecht v. Estorff am 10. Dezember 1819 dem Regimentskommandeur auf eine bezügliche Anfrage seine Ansichten über Verfolgung ehrenrühriger Handlungen:**) „Es ist die Pflicht des Offizierkorps, von einem öffentlichen Gerüchte sowohl über das zweideutige, besonders aber über das ehrenrührige Benehmen eines Offiziers gebührende Anzeige zu machen und dadurch eine Aufklärung und Untersuchung zu veranlassen.... Verhalten sich die Angaben unrichtig und können nicht bewiesen werden, so sind die Angebenden, auch wenn sie nur auf eine außergewöhnliche Untersuchung angetragen hätten, allerdings strafbar."

Am 25. April 1820 wurde der Name des Regiments, nachdem der bisherige Prinz-Regent als Georg IV. am 29. Januar 1820 den englischen Thron bestiegen hatte, umgeändert in „4. oder Lüneburgisches Husaren-Regiment des Kronprinzen", seit 1828 „4. oder Lüneburgisches Regiment Kronprinz-Husaren". Im Frühjahr 1824 nahm Estorff in Hannover an einer Kommission teil, die durch Ersparnisse an der sehr teuren Montierung (1786 pro Regiment 6000 Taler, 1824 deren 13 000!) und an den Vakanzen die übermäßigen Ausgaben zu beschränken hatte. Bei der Berufung schrieb ihm der Flügeladjutant v. Linsingen: „Ihre so genaue Kenntniß mit allen unseren Verhältnissen und Berechnungen setzt Sie vorzüglich in den Stand, ein kompetenter Richter zu sein."

Estorff studierte eifrig die Literatur seiner Zeit, schrieb selbst 1825 einige kurze Artikel für die in Hannover erscheinende Zeitschrift „Vaterländisches Archiv", so über seinen Urgroßvater, den Generalleutnant de Farcy de St. Laurent und „Kurze Notizen von den Hannoverschen Truppen im 18. Jahrhundert", auch sorgte er für Bereicherung der Regimentsbibliothek.

1826 ließ General v. Estorff sein Regiment im Frühjahr bei Lüneburg exerzieren, ging im April nach Berlin und kommandierte im Herbst eine Kavalleriedivision. Diese setzte sich aus der 1. Brigade Gruben: Garde-Kürassiere, Garde-Husaren, und der 2. Brigade Decken: 3. und 4. Husaren zusammen, und übte am 29. und 30. September sowie am 2. Oktober bei Hannover, während am Sonntag, den 1. Oktober Kirche und Parade stattfand. Im Anschlusse hieran führte er bei den Manövern das sogenannte

*) Familienarchiv Teyendorf. Akte 16 T.

**) Staatsarchiv Hannover. Hann. Des. 41 E. XXI. m. Nr. 8, Bl. 297.

Digitized by Google

Hamelnsche Korps gegen das Hildesheimsche, unter dem Grafen v. Kielmannsegg, wobei er nach genau vorher festgestelltem Plane vom 5. bis 7. Oktober zurückgehen, vom 9. bis 11. Oktober vorgehen mußte.*) Unklarheiten, Mißverständnisse und starker Nebel scheinen diese Manöver aber beeinträchtigt und Estorff kein sonderliches Glück dabei entwickelt zu haben. Sein Regiment war jedoch schon im Sommer vom Inspekteur der Kavallerie ganz besonders gelobt worden.

Nachdem in England am 26. Juni 1830 König Wilhelm IV. den Thron bestiegen hatte, wurde die hannoversche Armee einer Umformung unterzogen, bei der die Stellen der Regimentschefs eingingen und die gesamte Kavallerie in vier Brigaden zu einer Division unter Estorffs Gegner von 1826, dem Grafen v. Kielmannsegg, zusammengefaßt wurde.**) Dies gab Estorff zu folgendem Schreiben an den Herzog von Cambridge, den Vizekönig von Hannover, Veranlassung:***)

„Veerssen, 2. März 1831.

Da ein mir nachstehender Generalmajor zum Generallieutenant ernannt ist, und daher ich in der Beförderung übergangen bin, so muß ich dieses als eine nicht verdiente Ungnade und Zurücksetzung entnehmen.

In diesem für mich traurigen Gefühle lege Euer Königlichen Hoheit ich das Gesuch vor, meine Entlassung aus dem Militärdienst Höchstenortes zu bewirken.

Schwer wird es mir, einer Laufbahn entbunden zu werden, in der ich 54½ Jahre als Offizier angestellt war und 52½ Jahre wirklichen Dienst leistete, bis auf diesen Augenblick meine Schuldigkeit mit besonderem Eifer erfüllet habe. . . ."

Dieses Schreiben kreuzte sich mit dem vom König Wilhelm IV. vom 21. Februar 1831 zu St. James ausgestellten Patent als Generalleutnant und der vom Vizekönig Adolphus am 22. Februar 1831 zu Hannover gegebenen Dienstentlassung „unter Beilegung von Pension und des Charakters als Generallieutenant".†)

General v. Dörnberg, sein alter Vorgesetzter von 1813, bedauerte Estorffs Abschied, „wodurch wir einen unserer verdientesten Offiziere verlieren sollen".

Am 26. März 1831, an demselben Tage, an dem 18 Jahre vorher der erste Appell der soeben geworbenen Husaren stattgefunden hatte, nahm Generalleutnant Albrecht v. Estorff „in der Kaserne bei Lüneburg" Abschied von seinem Regiment:††)

---

*) Familienarchiv zu Veerssen. Akte 16c, Bl. 181 bis 195.

**) Sichart, V. 219.

***) Familienarchiv zu Veerssen. Akte 16c, Bl. 227.

†) Ebendort. Akte 16c, Bl. 222 u. f.

††) Ebendort. Akte 16c, Bl. 237.

Digitized by Google

„Nachdem des Königs Majestät Allergnädigst geruhet hatten, unterm 21. Februar d. Js. zum Generallieutenant mich zu ernennen, und hiernächst bei fast gleichzeitiger Einreichung meines Gesuchs mich — wie ich 54½ Jahre als Offizier angestellt gewesen — des Militärdienstes zu entlassen; diesen meinen Wunsch mittelst Ertheilung des Abschiedes nebst Beilegung der erhöhten Pension huldreich erfüllet haben, in Gefolge dessen ich das 4. Regiment Kronprinz-Husaren heute abgegeben, kann ich unmöglich unterlassen, bei dem Abscheiden von dem Regimente, welches ich vor 18 Jahren unter schwierigen Verhältnissen errichtete, jedoch mit Vergnügen und wahrer Anhänglichkeit kommandierte, mein herzliches Bedauern der Trennung von selbigem auszudrücken, und zugleich meinen Dank für die in dem Zeitraume erfüllte Folgsamkeit aller Dienstpflichten, auch mir persönlich bewiesenen Zuneigung, zu bezeugen.

Ich wünsche, daß es jedem im Regimente stets glücklich und wohl gehen mag, woran ich auch nach der Ablösung meiner bisherigen Dienstverhältnisse warmen Antheil nehmen werde; und bitte ich die sämmtlichen Herren Offiziere, so wie die gesammte Mannschaft ihres mir schätzbaren Andenkens zu gewähren. . . .“

Estorff hatte als Regiments- und Schwadronschef 4796 Taler 7 Groschen jährlich bezogen; da ihm nur 44 Dienstjahre zugebilligt wurden (erst vom 15. Lebensjahr ab und ausschließlich der Jahre 1807 bis 1813), so erhielt er nur 1400 Taler Pension. Am 24. Juli 1837 wurde ihm das neu gestiftete Dienst-Ehrenzeichen „für langjährige, treu geleistete Dienste“ verliehen. Am 30. Januar 1838 erlebte er noch die Freude, daß der König auf seinen Wunsch dem ältesten Sohn Ernst den Charakter als Rittmeister erteilte, „um Ihnen einen Beweis zu geben, wie gerne er die Wünsche eines verdienten Militärs und langjährigen Bekannten erfülle“.

Schon 1831 litt Albrecht v. Estorff an einem „fatalen Übel“, wohl Gicht; am 19. März 1840 starb er zu Beerssen. Seine Begabung mochte wohl mehr auf organisatorischem, wie taktischen Gebiete gelegen haben; ein eigener Unstern ließ ihn, bei hervorragenden Erfolgen auf ersterem Gebiete und trotz seiner zahlreichen Feldzüge, nicht auch an den Siegen seines Heeres teilnehmen. Ein Mann von hohem Wuchs und ritterlicher Gesinnung, flößte er die höchste Achtung und das größte Vertrauen jedem ein, der mit ihm in Berührung trat. Er war eine durch und durch ideal angelegte Natur. In der Familie hatte er sich große Verdienste dadurch erworben, daß er die völlig in Unordnung geratenen Geldverhältnisse der Güter mit Hilfe seiner reich mit Verstand und Gemüt begabten Frau regelte und die Erbfolge auf den wieder lebensfähig gemachten Gütern im Vereine mit seinen Brüdern 1826 festsetzte. Sein Vaterland, seine Armee verdanken ihm viel, noch mehr aber seine Familie.

Digitized by Google

Albrechts Bruder, Hermann, machte in den Reihen des 2. Husarenregiments der englisch-deutschen Legion die Besetzung Flanderns 1814, den Feldzug von 1815 und die Schlacht von Waterloo (bei Beamish II. Übersicht nach S. 490 als aide de camp aufgeführt) mit, wurde am 28. Juli 1815 zum Rittmeister befördert,*) war bei Auflösung der Legion Ende 1815 Brigademajor und trat dann zum osnabrückschen Husarenregiment über.**) Am 29. Januar 1807 erbat sich General v. Alten, sein früherer Regimentskommandeur und jetziger Schwiegervater, den Rittmeister Hermann v. Estorff, den nunmehrigen Besitzer von Neetze, als Oberadjutanten zur 3. Kavalleriebrigade.***)

1821 finden wir ihn wieder beim 2. Husarenregiment in Osnabrück, als er den Bruder Otto bei seinem Sohne Franz zu Gevatter bittet: „Die anderen Kinder .... gleichen Herrn Papa, müssen mithin sehr hübsch werden." Er hatte Gichtschmerzen im Arme, „der bereits vor mehreren Jahren durch eine Stichwunde gelitten hat". Bereits im Juni 1824 erlitt er, wie Linsingen dem Bruder Albrecht schrieb: „. . . einen schlagartigen Zufall; er soll jedoch, nach General Altens Nachrichten, ganz außer Gefahr sein". Auch 1826 war er krank und mußte 1827 den Abschied nehmen, gezwungen „durch seine zunehmende Geistesschwäche", wie Oberstleutnant Aly dem General Albrecht am 26. Februar 1827 schrieb, während seine Frau „in beklagenswürdigem Zustande" sich befand. Sie starb am 18. April 1827 zu Verden; er folgte ihr zehn Tage später zu Osnabrück. Die Sorge für den sechsjährigen Sohn wurde vom Bruder Adolph übernommen.

Der jüngste Bruder Adolph hatte während der Okkupation 1815 bis 1818 als Major bei den Prinz-Regent-Husaren hauptsächlich die Ausbildung der Offiziere geleitet und bei zeitweiser Abwesenheit des Kommandeurs das Regiment geführt. Am 31. März 1818 berichtete der Oberstleutnant v. Gruben:†) „Die beiden Herren Majors v. Estorff und v. Gadenstedt unterstützen mich in meinen Dienstgeschäften cordial mit vielem Eifer und großer Thätigkeit, besitzen beide ganz die erforderliche Autorität als Stabs-Offiziere, mit der Achtung ihrer Untergebenen verbunden."

Als Adolph im Mai 1818 zum Oberstleutnant und Kommandeur des „6. oder Verden-Hoyaschen Regiments Herzog von Cumberland-Ulanen" in Verden ernannt wurde, der ehemaligen Cumberland-Husaren der Brigade Estorff von 1815, schrieb Gruben an den General Albrecht am 1. Juni: „Den Verlust, den das Regiment durch das Avancement des Herrn Oberst-

*) Listen der Königlich Deutschen Legion, S. 16.

**) Sichart, V. 22, 26 und 202.

***) Sichart, V. 199. — Staatsarchiv Hannover. Cal. Br. Arch., Des. 15; B B. y. 5294.

†) Staatsarchiv Hannover. Hann. Des. 41 E. XXI. m. Nr. 7, Bl. 568.

Digitized by Google

lieutenants v. Estorff erlitten hat, habe ich Ursache, recht sehr zu bedauern, da er mir den Dienst ungemein erleichterte."*)

Von Verden aus heiratete Adolph am 22. Mai 1818 seine erste Gattin, die er in Ülzen kennen gelernt hatte, die Witwe des Oberlandesgerichtsrats Everken, Sophie Charlotte geborene Punge, eine sehr schöne, künstlerisch hochbegabte, aber etwas launenhafte Frau, und am 10. Juli 1823 wurde ihm zu Verden „unter dem Gewirbel der rasselnden Trommeln" sein erster Sohn geboren, den er zu Ehren seines hundert Jahre vorher geborenen Vaters Otto Emmerich taufen ließ. Nach dem Tode der ersten Frau, 1826, heiratete Adolph am 17. Juni 1829 seine zweite Gattin, Luise v. Ompteda, die ihm zwei Töchter und einen Sohn Eggert schenkte, den späteren Redakteur des Militär-Wochenblatts.

Adolph, von auffallend großem Wuchs, war ein passionierter Reiter und wechselte seine Pferde oft. Er nahm 1826 sowohl an den Berliner Manövern teil, wie an den hannoverschen bei Hameln unter seinem Bruder Albrecht, und 1828 mit seinem Regiment an den Manövern bei Liebenau. Bei der Neueinteilung der Kavallerie 1830 trat sein Regiment mit den Königs-Ulanen zur 4. Brigade, ging aber bei der allgemeinen Reduktion 1833 im Regiment Königin-Dragoner auf, so daß der nunmehrige Oberst v. Estorff als selbständiger Gutsbesitzer mit 14 andern Obersten seinen Abschied nehmen mußte.**) Bedrückten Herzens sagte er dem ihm besonders lieb gewordenen Beruf Lebewohl, ließ sich sofort den Schnurrbart abnehmen, der damals nur bei der Kavallerie Mode war, und zog sich nach Teyendorf zurück, wo er schon früher meist im Sommer einige Monate zugebracht hatte.

Er wurde von der Ritterschaft in die erste Kammer gewählt und schreibt darüber am 18. Januar 1839:***) „Die Stände-Geschichte kommt mir außerordentlich in die Quere, indessen a gesägt, muß fortbuchstabirt werden. Ehemals mochte ich nicht in Hannover sein und ging nie hin; jetzt bin ich ganz gerne dorten, d. h. für meine Person, und nur die Trennung von der Familie ist fatal. . . . Der König geht die betretene Bahn konsequent fort und steht fest." Dem fügte er 6. April 1841 hinzu: „Auch ich glaube, jetzt bleibt's Frieden; ohngeachtet wir schwerlich einen so glücklichen Zeitpunkt, Frankreich zu bekriegen, wieder bekommen. Am Ende ist's nur ein Aufschub und ein Glück, daß Deutschland 'mal aufgerüttelt ist, und man wieder daran denkt, die Heere etwas schlagfertiger zu machen."

Die Eisenbahnen, „die in alle Verhältnisse einen großen Umschwung bringen werden", beschäftigten ihn besonders und er erlebte am 1. Mai 1847

---

*) Staatsarchiv Hannover. Hann. Des. 41 E. XXI. m. Nr. 7, Bl. 572.
**) Sichart, V. 232. — Jacobi, 203. Aufzeichnungen seines Sohnes Eggert.
***) Familienarchiv zu Veerssen. Akte 19c, Bl. 105 u. 111.

Digitized by Google

noch die Eröffnung der Strecke Hannover — Ülzen — Harburg.*) Durch Ülzen, etwa zwei Stunden von Teyendorf, kam König Ernst August von Hannover häufiger bei der Durchreise zu den Jagden in der Göhrde. Estorff erwartete ihn dann in voller Uniform und wurde stets sehr gnädig begrüßt. Nur als er in der Kammer einst gegen die Ansicht des Königs gestimmt hatte, kannte ihn dieser nicht mehr, zu Estorffs tiefstem Schmerz.

Den Winter 1847/48 wollte Adolph in Lüneburg bei seinem Schwager, dem Major August v. Ompteda, zubringen, nahm sein Pferd dorthin mit und ritt noch an seinem Todestage, am 22. November 1847, spazieren. Abends hatte er mit seinem Sohne Eggert, damals Ritterakademist in Lüneburg, noch Whist gespielt; kaum war dieser fortgegangen, so empfand er, infolge Verkalkung der Arterien, Beklemmungen und verschied bereits 11 Uhr abends. Noch vor den Umwälzungen des Revolutionsjahres 1848 ging mit ihm die Generation der Befreiungskriege zu Grabe. Er liegt auf dem „neuen Kirchhof" vor dem Mönchsgarten zu Lüneburg, wo jetzt die 16. Dragoner die Tradition der alten Estorff-Husaren pflegen.

*) v. Hassell, Geschichte des Königreichs Hannover, I. 486.

Gedruckt in der Königlichen Hofbuchdruckerei von E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW 12, Kochstr. 68—71.

Digitized by Google

Digitized by Google

Napoleon bei Bautzen.

Napoleonische Strategie in den Tagen vor Bautzen und napoleonische Schlachtenleitung bei Bautzen.

Eine Studie

von

O. Frhrn. v. der Osten-Sacken-Rhein
Oberstleutnant a. D.

(Mit zwei Übersichtsskizzen und einer Skizze des Schlachtfeldes in besonderer Anlage.)

Nachdruck verboten.
Übersetzungsrecht vorbehalten.

Die Schlacht bei Bautzen ist weder für Napoleons Schlachtenanlage noch für seine Schlachtenführung typisch. Trotzdem bietet sie aus einem doppelten Grunde ein ganz besonderes Interesse. Einmal ist ihre Anlage so modern wie die keiner anderen napoleonischen Schlacht, und sodann bot sich ihm bei Bautzen am vollkommensten die Gelegenheit, die im Vorjahre erlittene Scharte auszuwetzen und den Krieg mit einem Schlage zu beenden, eine Gelegenheit, die sich Napoleon aber durch eine der Initiative entbehrende und seiner nicht würdige Schlachtenleitung entgehen ließ.

Unter diesen Umständen ist es kaum zu begreifen, daß sich die Kritik trotz des von Foucart gebotenen reichen Quellenmaterials bisher nicht mehr mit dieser Schlacht beschäftigt hat, während es anderseits begreiflich ist, daß sie, wo sie es getan und nicht noch ganz in den Banden der älteren d. h. vormoltkeschen Strategie gefesselt gewesen ist, Napoleon wegen der Anlage der Schlacht ebenso in den Himmel erhoben wie wegen ihrer Leitung getadelt hat.

I. Einleitung.

Durch seinen Sieg bei Lützen hatte Napoleon den Ruf seiner Unbesiegbarkeit hergestellt. Aber dieser mit ungeheuren Opfern erkaufte Sieg war kein entscheidender gewesen, wie ihn seine Lage erfordert hatte, und er hatte ihn auch wegen der zahlenmäßigen Schwäche seiner Kavallerie und wegen der Jugend seiner Soldaten nicht in gewohnter Weise durch eine kräftige Verfolgung vervollständigen können. In ungebrochener Kraft waren die Verbündeten über die Elbe zurückgegangen, die Preußen bei Meißen, die Russen bei Dresden.

Digitized by Google

Auch Napoleon hatte seine Armee geteilt. In der Hoffnung, daß die Preußen ebensowenig ihre Hauptstadt als die Russen ihre Verbindung mit Polen würden preisgeben wollen, hatte er den Marschall Ney mit einer Nebenarmee auf Torgau gewiesen, um die Preußen durch die Bedrohung Berlins zum Marsch dorthin zu veranlassen und zugleich auch durch einen Übergang bei Torgau eine längere Verteidigung der oberen Elbe unmöglich zu machen. Er selber hatte sich mit der Hauptarmee auf Dresden gewandt und dies am 8. Mai erreicht.

Daß er die Widerstandskraft des feindlichen Heeres nicht hatte brechen können, war für Napoleon ein großer Fehlschlag gewesen. Hatte ihm sein Sieg auch Sachsen wieder zugeführt und seine Herrschaft über den Rheinbund befestigt, so war doch inzwischen eine neue große Gefahr entstanden; Österreich, das stark rüstete, hatte sich zum Vermittler aufgeworfen und drohte, sich den Verbündeten anzuschließen. Nur durch einen entscheidenden Erfolg konnte es zurückgeschreckt werden.

Und das war nicht die einzige Gefahr. Infolge der bisherigen großen Verluste zählten die für die Fortsetzung der Operationen verfügbaren Kräfte nur noch 194 000 Mann, 563 Geschütze; Verstärkungen standen nur noch in geringer Zahl in Aussicht. Die feindliche Armee schätzte Napoleon einschließlich des von Thorn heranrückenden Korps Barclay ziemlich richtig auf 100 000 Mann. Hatte er somit auch noch eine fast doppelte Überlegenheit der Zahl, so hatte doch Lützen bewiesen, daß er zur Erlangung eines wirklich entscheidenden Erfolges solcher auch bedurfte. Noch hatte er sie, aber von Polen her waren erhebliche, von ihm sogar noch überschätzte Kräfte im Anmarsch.

Erforderte seine Lage eine baldige Entscheidung, ohne die sie sehr gefährlich werden konnte, so mußten seine Gegner Zeit gewinnen, sowohl für die Heranziehung ihrer Verstärkungen, als für die Beendigung der Rüstungen Österreichs. Demgemäß stand zu erwarten, daß sie einer Schlacht ausweichen und auf ihre Verstärkungen zurückgehen würden. Dann mußte er ihnen mit seiner für eine solche Kriegführung wenig geeigneten Armee folgen, und während sie sich verstärkten, mußte er immer mehr Truppen zur Sicherung seiner immer länger werdenden Verbindungen zurücklassen.

Doch noch dachte er nicht an diese Möglichkeit, vielmehr suchte er sich durch die Hoffnung auf eine Trennung der Preußen von den Russen über die Gefahren seiner Lage hinwegzusetzen. Es war das eines jener Phantasiegebilde, die trotz seines so scharf ausgeprägten Sinnes für das Reale in seinen letzten Feldzügen eine so große Rolle spielten, und deren Wesen darin gipfelte, daß er die Verhältnisse und Absichten des Feindes nach seinen Wünschen beurteilte. In der Tat wäre eine solche Trennung für ihn ein großer Glücksfall gewesen, denn dann waren ihm beide rettungslos verfallen, was auch Österreich von jeder Einmischung abgehalten hätte. Auch sein Wunsch, baldigst in den Besitz von Berlin zu kommen, wäre so am schnellsten erfüllt worden.

Digitized by Google

Aber noch konnte Ney nicht dorthin vorgehen. Einmal öffnete sich ihm Torgau erst am 11. Mai, er mußte vielleicht auch noch der Hauptarmee den Übergang bei Dresden erleichtern, und sodann fehlte auch Napoleon noch die Gewißheit, ob die Preußen zum Schutz von Berlin abmarschiert wären, ohne die er Ney zur Hand behalten mußte.

Indessen schon am 9. räumte die russische Nachhut Dresden-Neustadt und ging ein kurzes Stück in der von ihrem Gros eingeschlagenen Richtung auf Bautzen zurück, und auch die Preußen verließen Meißen und rückten nach Großenhain. Nachdem dann die tatsächlich drohende Gefahr einer Trennung glücklich überwunden war, marschierten letztere über Königsbrück ebenfalls nach Bautzen. Hier bezogen Preußen und Russen am 12. eine Stellung hinter der Spree, die sie aber schon am 13. mit einer etwas weiter zurückgelegenen vertauschten; erstere wurde aber als Vor-Stellung beibehalten. Hier wollten die Verbündeten, deren Stärke durch das Eintreffen Barclays am 16. auf 92 000 Mann, 9000 Kasaken, 639 Geschütze anwuchs, zum zweitenmal das Glück der Waffen versuchen.

So konnten die Franzosen am 11. Mai bei Torgau und bei Dresden übergehen.

Am Abend dieses Tages standen von der Hauptarmee — 111 900 Mann, 361 Geschütze — das XI. Korps unter Macdonald in der Gegend von Weissig, wo es ein heftiges Gefecht gegen die russische Nachhut gehabt hatte, das IV. Korps unter Bertrand mit der Spitze, die bei Ottendorf auf eine schwache preußische Abteilung gestoßen war, nahe an Königsbrück, das VI. Korps unter Marmont mit der Avantgarde, die auf der Großenhainer Straße nur Kasaken angetroffen hatte, bei Reichenberg, mit dem Gros bei Dresden-Neustadt, wo auch das 1. Kavalleriekorps unter Latour-Maubourg verblieben war. Die Garden und das XV. Korps unter Oudinot befanden sich noch auf dem linken Elbufer.

Von der Nebenarmee unter Ney stellten sich am 11. dessen Korps, das III. sowie das V. unter Lauriston und das VII. unter Reynier — 59 800 Mann, 164 Geschütze — vorwärts von Torgau auf, während sich unter Victor dessen Korps, das II., sowie die Division Puthod des V. und das 2. Kavalleriekorps unter Sebastiani — 22 300 Mann, 38 Geschütze — bei Bernburg versammelten.

Napoleon wollte jetzt vorläufig stehen bleiben. Einmal bedurften seine Truppen dringend der Erholung und es mußten auch noch einige Verstärkungen abgewartet werden, und sodann mußte der Verbleib des Feindes, namentlich der Preußen, festgestellt werden, da es von ihm abhing, ob Ney den Zug nach Berlin ausführen konnte. Die nötige Klärung sollte durch ein Vorgehen Macdonalds und Bertrands bis Bischofswerda bzw. Königsbrück bewirkt werden; auf der Straße nach Bischofswerda befand sich die russische Nachhut, hier war also auch wohl das russische Gros zurückgegangen, und über

Digitized by Google

Königsbrück mußten die Preußen marschiert sein, wenn sie sich wieder an die Russen herangezogen hatten.

So ging denn Macdonald am 12. Mai gegen Bischofswerda vor. In heftigen, bis zum Abend dauernden Gefechten drängte er den Gegner über dieses, das herunterbrannte, zurück. Doch vom Verbleib der feindlichen Hauptmacht erfuhr er nichts.

Bertrand selber blieb bei Ottendorf stehen und schob nur seine Avantgarde bis Königsbrück vor. Seine Meldungen besagten, daß die preußische Armee durch Königsbrück marschiert wäre.

Die übrigen Korps der Hauptarmee blieben stehen.

Ebenso blieb auch die Nebenarmee stehen. Neys Kavallerie stieß nur auf streifende Abteilungen von dem in der Gegend von Wittenberg stehenden Korps Bülow.

Wiewohl die Meldungen Bertrands kaum noch einen Zweifel ließen, daß auch die Preußen auf Bautzen zurückgegangen wären, genügten sie Napoleon doch noch nicht, um auf sie hin entscheidende Maßnahmen zu treffen, zumal er Bertrands Meldungen überhaupt und hier bei seiner vorgefaßten Meinung ganz besonders mißtraute.

Demgemäß wurden am 13. Mai die Bewegungen zur Klärung der Lage fortgesetzt und außerdem Maßregeln für eine etwaige Unterstützung Macdonalds getroffen.

Macdonald selbst blieb bei Bischofswerda stehen. Über den Verbleib der Preußen erfuhr er nur, daß der König in Weissig gewesen wäre.

Zu seiner etwaigen Unterstützung marschierte Marmont nach Radeberg. Der General Beaumont mußte — mit 2 Bataillonen, der Kavallerie des VI. Korps, 4 Geschützen — nach Moritzburg rücken und gegen Großenhain, wo starke Kavallerie stehen sollte, aufklären. Er meldete, die Preußen wären über Großenhain nach Königsbrück und von hier angeblich nach Ortrand marschiert.

Bertrand marschierte nach Königsbrück, von wo er den General Hulot nach Kamenz vorschob. Alle Nachrichten bestätigten, daß etwa 30 000 Preußen durch Königsbrück und über Kamenz weiter marschiert wären. Aus Bautzen zurückgekommene Fuhrknechte, die Gepäck usw. dorthin gefahren hatten, sagten aus, dort wäre am 12. geschanzt worden, am 13. wären aber die Arbeiten eingestellt und die meisten Truppen zurückgegangen, nur ein Teil der Russen wäre zurückgeblieben, der König von Preußen wäre am Morgen noch dort gewesen, vom Zaren hätte aber nichts verlautet. Eine — erst um $11\frac{1}{2}$ Uhr nachm. aus Kamenz abgegangene — Meldung Hulots bestätigte den Durchmarsch der ganzen preußischen Armee und eines russischen Korps; in ihr hieß es: „... es scheint sicher, daß die vereinigten preußisch-russischen Armeen rückwärts von Bautzen bei Hochkirch Stellung nehmen".

Die Garden und Latour-Maubourg blieben stehen.

Digitized by Google

Oudinot ging über die Elbe und stellte sich bei Dresden-Neustadt auf.

Ney blieb bei Torgau stehen. Seine Meldungen waren vornehmlich durch das wichtig, was sie nicht enthielten; von der preußischen Hauptarmee besagten sie nichts.

Victor gelangte nach Köthen.

Napoleons dermalige Auffassung der Lage geht aus den an diesem Tage erlassenen Weisungen für Ney hervor.

Zunächst wies er den Major-General Berthier an, Ney zu schreiben

„Victor sollte am 15. einen halben Marsch von Wittenberg aus in der Richtung auf Luckau machen, Ney am 14. aufbrechen, am 15. mit der Avantgarde und am 16. mit dem Gros Luckau erreichen, Reynier zwischen beiden die Verbindung halten, Lauriston mit der Avantgarde am 14., mit dem Gros am 16. nach Dobrilugk kommen; bis zum 15. würde auch der Kaiser je nach den Maßnahmen des Feindes einen Entschluß für die weiteren Operationen fassen, entweder Berlin besetzen zu lassen oder eine andere Bewegung zu befehlen . . ."

In formeller Beziehung ist dieses Schreiben mit seinen in die Einzelheiten gehenden und nur von Tag zu Tag und Fall zu Fall gegebenen Weisungen für Napoleons Art der Befehlserteilung höchst bezeichnend. Direktiven gab er nicht, denn einmal hatte er zu der Selbständigkeit seiner Unterführer kein Vertrauen, und sodann hielt er auch ihnen gegenüber seine Absichten möglichst lange geheim.

Ehe auf den Inhalt eingegangen werden kann, muß das zweite Schreiben angeführt werden, das Napoleon selber am Abend an Ney richtete, bevor er noch die oben angeführten Meldungen erhielt, da es die Ergänzung des vorstehenden Schreibens bildete. In ihm hieß es:

„Der Major-General hat Ihnen geschrieben, daß ich wünsche, daß Sie auf Luckau gehen, wo Sie 22 Wegestunden von Dresden und 21 von Berlin sind . . ., sowie daß der General Lauriston morgen in Dobrilugk sein soll . . .

„Ich weiß noch nicht recht, was die Preußen getan haben; es ist ziemlich sicher, daß die Russen auf Breslau zurückgehen; aber gehen die Preußen . . . auf Breslau, oder haben sie sich, wie dies natürlich erscheint, auf Berlin gewandt, um ihre Hauptstadt zu decken? Darüber werden mich die Nachrichten, die ich heute nacht vom General Bertrand erwarte, und die ich von Ihnen erhalten werde, wohl aufklären. Sie fühlen wohl, daß man mit so starken Kräften, wie Sie sie haben, nicht einfach stillstehen kann. Der Entsatz Glogaus, die Besetzung Berlins, die es dem Fürsten von Eckmühl (Davout) erleichtern wird, Hamburg wiederzunehmen und . . . in Pommern einzudringen, sowie von meiner Seite die Eroberung Breslaus, das sind die 3 wichtigen Ziele, die ich . . . noch in diesem Monat erreichen möchte. Bei der Ihnen angewiesenen Stellung werden wir immer vereint und in der Lage sein, uns

Digitized by Google

mit möglichst starken Kräften je nach den Nachrichten nach rechts oder links zu wenden . . ."

In dem ersten Schreiben war es klar ausgesprochen, daß Napoleon noch keinen bestimmten Entschluß gefaßt hatte, weil er, wie es in dem zweiten hieß, noch nicht recht wußte, was die Preußen getan hätten. Mit Gewalt klammerte er sich an die Hoffnung, daß sich seine Gegner getrennt hätten. Das hätte eine Lockerung der Koalition angedeutet und ihm die Möglichkeit eröffnet, sie getrennt zu schlagen und durch beide Siege Berlin und Breslau in die Hände zu bekommen und Glogau zu entsetzen. Hamburgs war er bereits sicher. Diese Hoffnungen, die er an den Eintritt der Trennung knüpfte, beweisen, welch ein Unglück letztere für die Verbündeten gewesen wäre, und darum bezeichnete er die Trennung auch nur als „natürlich", d. h. verständlich, nicht aber auch von ihrem Standpunkt aus als zweckmäßig.

Aber es war ein Phantasiegebilde, das er sich von der Lage machte. Und er gab sich ihm nicht nur hin, er ging ihm auch nach. Ohne irgend ein positives Anzeichen für den Abmarsch der Preußen zu haben und ohne die selber für nötig erachtete Klärung abzuwarten, befahl er jetzt die Einleitung von Neys Vormarsch auf Berlin, die jenen zur Voraussetzung hatte. Und weshalb? „Sie fühlen wohl, daß man . . . nicht einfach stillstehen kann." Es war das Gefühl, er dürfe keine Zeit verlieren, das ihn Ney anweisen ließ, bis halbwegs Dresden—Berlin vorzugehen. Von hier glaubte er ihn im Notfall noch immer rasch genug heranziehen zu können. „Bei der Ihnen angewiesenen Stellung . . . werden wir immer vereint sein." Die Kritik hat gesagt, da einer Wiedervereinigung beider Armeen keine Schwierigkeit im Wege gestanden, ihre Stärke auch jeder Gefahr vorgebeugt hätte, sei die Trennung schon wegen der Erleichterung der Verpflegung vorteilhaft gewesen. Darauf ist aber doch zu erwidern, daß demnächst ein immerhin kritischer Moment eintrat, sowie daß je weiter Ney nach Norden vorging, in dem doch viel wahrscheinlicheren Falle, daß die Verbündeten zusammengeblieben waren, seine dann unbedingt gebotene Heranziehung umsomehr Zeit erforderte. An dieser hatte aber Napoleon keinen Überfluß.

Zum Glück für Napoleon gingen ihm noch in der Nacht zum 14. die oben angeführten Nachrichten zu, die keinen Zweifel ließen, daß die Russen und Preußen auf Bautzen zurückgegangen waren. Durch den Gesandten am sächsischen Hofe de Serra vorgelegte Agentennachrichten sprachen zwar noch immer von zwei anderen Kolonnen, die auf Sorau bzw. Berlin zurückgegangen sein sollten, aber auch nach ihnen sollten die feindlichen Hauptkräfte bei Bautzen stehen, wo 70 000 bis 80 000 Mann Verstärkungen eingetroffen wären, eine Nachricht, unter der auch die Glaubwürdigkeit der anderen Angaben leiden mußte.

So bildet die Nacht zum 14. Mai den Wendepunkt in Napoleons Auffassung und den Ausgangspunkt für den konzentrischen Vormarsch beider französischen Armeen auf Bautzen.

Digitized by Google

II. Der konzentrische Vormarsch der beiden französischen Armeen auf Bautzen.

Die bisher so sehr vermißte Klarheit hatte Napoleon jetzt, aber sie entsprach wenig seinen Hoffnungen; die Tatsache, daß die Preußen sich wieder mit den Russen vereinigt hatten, barg für ihn eine schwere Enttäuschung. Schleunigst mußte ihr Rechnung getragen werden.

Demgemäß schrieb er selber am 14. Mai um 3 Uhr vorm. an Ney:

„Ich erhalte sichere Nachrichten über die Bewegungen der Generale Blücher, York, Kleist . . . alle sind am 10. und 11. über Königsbrück gegangen . . ., um sich nach Bautzen zu wenden. Es scheint also sicher, daß man Berlin entblößt, und daß dieses nur durch einige Reiterei und das Korps Bülow geschützt wird. Das macht die befohlenen Bewegungen um so wichtiger.

„Lassen Sie alles, was zum General Lauriston gehört, zu diesem stoßen, damit er zur Armee abrücken kann, wenn der Feind eine Schlacht liefern will . . .

„Ich erwarte mit Ungeduld Nachrichten von Ihrer Armee . . ., aber die, die ich hier über den Marsch des größten Teils der preußischen Armee auf der Straße nach Schlesien erhalten habe, sind zuverlässig."

An der Anwesenheit der Russen und Preußen hinter der Spree zweifelte also Napoleon nicht mehr. Doch war es ihm noch zweifelhaft, ob sie dort einen Angriff abwarten oder bei seinem Herannahen ihren Rückzug fortsetzen würden. Die gemeldeten Erdarbeiten deuteten auf erstere Absicht, die rückgängige Bewegung am 13. ließ letzteres vermuten. Napoleon, der dies fürchtete, da er besser als die Verbündeten wußte, was diesen frommte, neigte zunächst zu letzterer Ansicht. So sollte sich vorläufig nur Lauriston bereit halten, zu ihm zu stoßen, da es jetzt einerseits möglich war, mit geringerem Kräfteaufwand in den ersehnten Besitz von Berlin zu kommen, anderseits aber doch nicht ausgeschlossen war, daß die Verbündeten bei Bautzen stehen blieben.

Ob sie dies aber tun würden, darüber konnte nur ein Vorgehen auf Bautzen Klarheit schaffen. Ehe dies aber geschehen konnte, mußten Bertrand, Marmont und Oudinot sich Macdonald mehr nähern. Die Garden und die Reservekavallerie sollten bei Dresden noch einige Verstärkungen abwarten. Er selber wollte hier noch zurückbleiben, um den ihm angekündigten österreichischen Vermittler, General Grafen Bubna, von dessen Sendung nichts Günstiges zu erwarten war, und den er nicht mit ins Lager nehmen wollte, zu empfangen.

Die diesen Ausführungen entsprechenden, um 4 Uhr vorm. von Berthier für die Korps der Hauptarmee ausgegebenen Befehle gehen aus den Bewegungen, die diese Korps im Laufe des Tages ausführten, hervor. In dem Befehl für Macdonald hieß es sehr bezeichnend:

Digitized by Google

„. . . Diese Maßnahmen sind defensiver Natur. Sollte der Feind Bautzen räumen wollen, können Sie dorthin vorgehen."

Inzwischen gewann die Ansicht, daß die Verbündeten den Rückzug fortsetzen würden, bei Napoleon immer mehr Raum. In diesem Sinne schrieb er selber um 9 Uhr vorm. an Macdonald und fügte hinzu:

„. . . Damit wir uns ausdehnen könnten, wäre es gut, Sie drängen in die Stadt — d. h. Bautzen — ein, wenn dies mittels eines einfachen Avantgardengefechts möglich wäre.

„Wenn Sie nach Bautzen vorgehen, so fordern Sie den Herzog von Ragusa (Marmont) auf, sich bei Bischofswerda aufzustellen."

Die Ansicht, daß die Verbündeten den Rückzug fortsetzen würden, geht auch aus einem zweiten an Ney gesandten Schreiben hervor, in dem es hieß:

„Nach mehreren Meldungen scheint der Feind Bautzen zu räumen, um weiter zurückzugehen. Ich nehme an, daß Sie und der General Lauriston in der Ihnen von mir angewiesenen Richtung in Bewegung sind. Ich erwarte nur noch Nachrichten von Ihnen . . ., um selber von Dresden abzugehen . . ."

Gingen die Verbündeten tatsächlich weiter zurück, dann konnte Napoleon nicht länger in Dresden bleiben, sondern mußte versuchen, ihnen wenigstens durch eine kräftige Verfolgung, die seine Anwesenheit erforderte, Abbruch zu tun. Dann mußte Bubna ihm nachreisen.

Macdonald, der auf Grund der im ersten Befehl enthaltenen Ermächtigung stehen geblieben war, verschob den durch den zweiten Befehl ihm aufgetragenen Vormarsch in Anbetracht der vorgeschrittenen Tageszeit auf den nächsten Tag. Auch er erhielt jetzt Nachrichten, daß die Russen und Preußen bei Bautzen ständen und schanzten.

Vom Korps Bertrand marschierte die Division Morand nach Kamenz, ihre Avantgarde nach Kloster Mariastern. Die italienische Division Peyri stellte sich halbwegs Königsbrück—Kamenz auf, während die württembergische Division Franquemont in Königsbrück verblieb. Alle Nachrichten bestätigten die Anwesenheit der Verbündeten hinter Bautzen.

Marmont marschierte nach Frankenthal, während Beaumont als Deckung gegen die bei Großenhain stehende feindliche Kavallerie bei Moritzburg verblieb.

Oudinots Tete ging bis auf 8 km an Bischofswerda heran.

Die Garden und die Reservekavallerie verblieben in und bei Dresden.

Die Nebenarmee unter Ney brach auf Grund der Weisungen vom Morgen des 13. von Torgau auf und gelangte bis an die schwarze Elster. Lauriston kam nach Übigau, Ney nach Herzberg, Reynier nach Annaburg und Löben.

Victor rückte nach Dessau.

Sämtliche Meldungen, die Ney erhielt, lauteten dahin, daß er außer dem schwachen Korps Bülow sich nichts gegenüber hätte, daß die übrigen

Digitized by Google

preußischen Korps auf Bautzen marschiert wären, sowie daß Barclay dorthin im Anmarsch wäre. Hierdurch gelangte Ney – unter dem Einfluß seines Stabschefs Jomini — zu einer im Grunde genommen richtigeren Auffassung der Lage, als sie Napoleon dermalen noch hegte. Ihr entsprechend schrieb er ihm am Abend aus Herzberg:

„ . . . ich meine, daß unter diesen Umständen E. M., um einen Zusammenstoß zu vermeiden, der unentschieden bleiben und deshalb auf die Entschlüsse Österreichs schädlich einwirken könnte, Ihre sämtlichen Kräfte nach Ihrer Seite hin vereinigen und mich deshalb nicht weiter auf Berlin, sondern auf Hoyerswerda werden marschieren lassen, damit ich, wenn Sie eine große Schlacht liefern wollten, teilnehmen könnte."

Doch Napoleon glaubte vorläufig noch nicht an eine Schlacht.

So gab er am Morgen des 15. Mai keine neuen Befehle aus; die Bewegungen vollzogen sich an diesem Tage auf Grund der am Morgen des 14. getroffenen Anordnungen.

Auf dem rechten Flügel brach Macdonald um 5 Uhr vorm. auf, drängte die russischen Vortruppen zurück und griff dann die bei Göda stehende russische Nachhut an. Es kam zu einem lebhaften Gefecht, das mit dem Rückzuge der Russen in die Stellung hinter der Spree endete. Macdonald folgte ihnen bis Klein-Förstgen, nur etwa 4 km von Bautzen. Hier blieb er selber hinter dem deckenden Höhenrande stehen, während sich seine Vorposten hart gegenüber den auf dem linken Spreeufer verbliebenen russischen Vorposten aufstellten. Von dem Höhenrande aus konnte er den größten Teil der feindlichen Stellung übersehen. Am späten Abend berichtete sowohl er als der von dem Marschall Soult*) zur Erkundung vorgesandte Oberst Brun eingehend über diese. In beiden Meldungen war die Überzeugung ausgesprochen, daß die Verbündeten standhalten würden.

Marmont ging bis Bischofswerda vor und verabredete mit Macdonald, daß er sich am 16. bei Tagesanbruch links von ihm aufstellen würde. Beaumont meldete aus Moritzburg — unmittelbar an Berthier —, daß angeblich 6000 Mann, 30 Geschütze Russen, dabei auch etwas Infanterie, bei Großenhain stehen sollten.

Oudinot selber ging nach Neustadt. Sein Korps blieb in der Hauptsache an der Straße Fischbach—Bischofswerda stehen.

Bertrand blieb in Kamenz, wohin die Italiener kamen, während die Württemberger in Königsbrück verblieben. Morand vereinigte seine Division bei Mariastern.

Die Garden und die Reservekavallerie verblieben in und bei Dresden.

Von der Nebenarmee gelangte das Korps Lauriston nach Dobrilugk und Sonnenwalde und das Korps Ney nach Luckau, während das Korps Reynier bei Annaburg und Löben stehen blieb.

*) Dieser hatte den oberen Befehl über die alte Garde und das Hauptquartier.

Digitized by Google

Victor und Sebastiani gingen bei Wittenberg über die Elbe, Puthod kam bis Kemberg. Bülow ging auf Marzahne und demnächst auf Beelitz zurück.

Bei Beurteilung der von Napoleon am Abend des 15. ausgegebenen Befehle ist zu berücksichtigen, daß er bei ihrer Ausgabe noch nicht im Besitz der Meldungen Macdonalds und Bruns war. So wußte er zwar bereits, daß die ganze Hauptarmee der Verbündeten bei Bautzen stand, und glaubte jetzt auch nicht mehr an eine freiwillige Fortsetzung ihres Rückzuges, doch bezweifelte er noch immer, daß sie einem ernsten Angriff standhalten würden. Immerhin war es möglich und daher nötig, Ney heranzuziehen; das erforderte aber Zeit, und inzwischen war die Lage der Hauptarmee nicht unbedenklich.

Sie war um so bedenklicher, als die Hauptarmee noch nicht vereinigt war. Zwar konnte Macdonald, der dem versammelten Gegner so nahe gegenüberstand, daß er sich einem plötzlichen Angriff nicht entziehen konnte, sehr bald durch Marmont unterstützt werden, aber Bertrand und Oudinot konnten erst nach Stunden und auch dann nur mit Teilen ihrer Korps eingreifen. Und selbst vereinigt zählten diese vier Korps nur etwa 81 000 Mann, 229 Geschütze, so daß sie den Verbündeten nicht nur an Wert der Truppen, sondern auch an Zahl nachstanden. Eine Krisis war also wohl möglich.

So war jetzt unbedingt das erste, was geschehen mußte, daß die vier Korps vereinigt wurden. Sodann war es aber auch nötig, die Garden und die Reservekavallerie auf Bautzen in Marsch zu setzen, um wenigstens einem Angriff gewachsen zu sein, und schließlich mußte Ney herankommen, um eine etwaige Schlacht entscheidend zu machen.

Erstere Notwendigkeit war nicht zu verkennen. Zu einem Angriff auf erheblichere Kräfte traute aber Napoleon dem Gegner nicht genügend Initiative zu, und da er anderseits nicht mehr mit einem freiwilligen Rückzuge desselben rechnete, so glaubte er, vorläufig noch mit den Garden und der Reservekavallerie bei Dresden bleiben zu können.

Dafür daß er selber noch in Dresden blieb, sprachen die oben angeführten Gründe. Daß er auch die Garden und die Reservekavallerie noch daselbst zurückhielt, hatte verschiedene Gründe; einmal bedurften die erst am 14. und 15. eingetroffenen Teile dringend der Erholung, dann gehörten die Garden zu seiner Person, und schließlich bedurfte er beider auch noch bei Dresden, wie wir alsbald sehen werden.

Napoleons Hauptsorge bildete jetzt die Heranziehung Neys, die unerläßlich war, wenn er in einer etwaigen Schlacht nicht von vornherein auf den so dringend benötigten entscheidenden Erfolg verzichten wollte. Rechnete er nun aber auch trotz seiner noch immer bestehenden Zweifel mit der Möglichkeit, daß die Verbündeten sich seiner Hauptarmee zur Schlacht stellen würden, so glaubte er in richtiger Würdigung ihrer Interessen doch nicht, daß sie auch dann standhalten würden, wenn Ney nahte. Vielmehr glaubte

Digitized by Google

er, daß sie dann hinter den nächsten sich bietenden Abschnitt in eine bereits vorbereitete Stellung zurückgehen und hier von neuem mit einer Schlacht drohen würden. Durch ihre überlegene Kavallerie gegen unliebsame Überraschungen geschützt, konnten sie hinter jedem weiteren Abschnitt stehen bleiben, bis er sich anschickte, sie mit Übermacht anzugreifen. Bei der Schwäche seiner Kavallerie mußte er ihnen mit versammelter Macht folgen, was aus Verpflegungsrücksichten usw. sehr schwierig war und nur langsam geschehen konnte. Da für ihn alles auf eine schnelle Entscheidung ankam, fürchtete er ein derartiges, den Verbündeten durch die Lage vorgeschriebenes Verfahren. Durch eine seitliche Verfolgung gedachte er jetzt, ihnen ein solches zeitraubendes Spiel zu hintertreiben und die gewünschte Entscheidung herbeizuführen. Während er selber mit der Hauptarmee den Verbündeten folgen wollte, sobald sie beim Herannahen der Nebenarmee den Rückzug antreten würden, sollte Ney, den er deshalb nicht auf dem nächsten Wege an sich ziehen wollte, seinen eigenen Vormarsch links seitwärts mit einem Abstande von ein bis zwei Tagemärschen, der im Notfall seine sofortige Heranziehung ermöglichte, begleiten. Da Ney hierbei nur Kavallerie sich gegenüber hatte, konnte er schnell vorgehen und die Verbündeten vielleicht überholen, jedenfalls aber, wenn sie hinter einem Abschnitt stehen bleiben wollten, diesen überschreiten und sich dann gegen ihre rechte Flanke wenden, wodurch sie in dieselbe ungünstige Lage kommen mußten, der sie sich bei Bautzen voraussichtlich zu entziehen suchen würden.

Doch glaubte er nicht, hierfür Neys ganzer Armee zu bedürfen, vielmehr meinte er vorläufig noch, daß er einen Teil von ihr verwenden könnte, um sich mit ihm in den Besitz von Berlin zu setzen, auf den er nun einmal so großen Wert legte. Glaubte er *nicht*, daß es zur Schlacht kommen würde, sondern daß die Verbündeten einer solchen ausweichen würden, so hatte ja dieser auch sonst sehr erklärliche Wunsch eine gewisse Berechtigung, denn wenn er den Verbündeten in eine vielleicht endlose Ferne folgen wollte, mußte er sich — zumal nach den Erfahrungen des Vorjahres — den Rücken freimachen.

Diesen Ausführungen entsprachen die am Abend des 15. getroffenen Anordnungen.

Die um 10 Uhr nachm. ausgegebenen Weisungen für die Hauptarmee schrieben eine weitere Annäherung Bertrands und Oudinots an Macdonald — und Marmont — vor. Napoleon, der sie Macdonald selber mitteilte, fügte in seinem Schreiben an diesen hinzu:

„ . . . . . Der Fürst von der Moskwa (Ney) und der General Lauriston sind vor zwei Tagen von Torgau aufgebrochen, um Bautzen zu umgehen. . . . Die Ankunft der beiden Korps, die 60 000 Mann zählen, wird uns eine große Überlegenheit geben. Gleichzeitig marschieren 40000 Mann auf Berlin."

Digitized by Google

Daß Ney zunächst eine andere Richtung gehabt hatte, vorläufig also noch nicht auf ihn zu zählen war, brauchte Macdonald, der sich sonst vielleicht beunruhigt hätte, nicht zu wissen.

Ebenfalls von 10 Uhr nachm. datiert waren die beiden von Berthier an Ney und Lauriston gesandten Befehle.

Der Befehl an Ney lautete:

„Der Kaiser befiehlt, daß Sie von Herzberg nach Spremberg . . . marschieren, da es scheint, daß der Feind sich vereinigt und in der Stellung von Bautzen schlagen will."

An Lauriston schrieb Berthier:

„Der Kaiser befiehlt, daß Sie von Dobrilugk auf Hoyerswerda marschieren, da der Feind anscheinend bei Bautzen Stellung nehmen und halten will."

An diesen Befehlen fällt verschiedenes auf. Von Napoleons Absichten verlautete in ihnen nichts, es wurde ja von Tag zu Tag befohlen. Unerklärlich ist es ferner, daß Berthier annehmen konnte, Ney wäre noch in Herzberg; nach Napoleons Befehl vom 13. mußte er am 16. in Luckau sein. Endlich konnte der Befehl an Ney nicht anders aufgefaßt werden, als daß Lauriston auf Hoyerswerda, Ney mit allen anderen Korps aber auf Spremberg marschieren sollte. Das lag aber nicht in Napoleons Absicht, der zufolge Victor mit dem II. und VII. Korps und dem 2. Kavalleriekorps auf Berlin operieren sollte.

Der Befehl für Victor liegt im Wortlaut nicht vor. Das ist auffällig. Sollte er vielleicht von Berthier vergessen und ohne Befehle geblieben sein? Die Fassung des von Berthier am 16. um 5 Uhr nachm. an Ney gesandten Befehls läßt dies fast vermuten.

Der jetzt in Aussicht stehende Vormarsch beider Armeen nach Osten machte es nötig, die Verbindung zwischen ihnen von dem linken auf das rechte Elbufer zu verlegen. Dies erforderte aber, daß der von Beaumont in einer Stärke von 6000 Mann über Großenhain gemeldete Feind von dort vertrieben wurde. Den Auftrag hierzu erhielt der Befehlshaber der jungen Garde, Marschall Mortier, dem für diesen Zweck außer der Abteilung Beaumont noch die Division Dumoustier der jungen Garde und die Reservekavallerie unter Latour-Maubourg unterstellt wurden. Mortier wurde angewiesen, Latour-Maubourg überraschend gegen Großenhain vorgehen zu lassen und von hier an Lauriston ein zu dessen Korps gehörendes Marsch-Kavallerieregiment mit den Duplikaten der obenangeführten Befehle zu senden, die junge Garde aber möglichst zu schonen.

Dieser Befehl war bereits in der Ausführung begriffen, als am frühen Morgen des 16. die Berichte Macdonalds und Bruns vom Vorabend eingingen. Sie gaben Napoleon die Gewißheit, daß die Verbündeten bei Bautzen schlagen wollten. Das war für ihn ein großer Glücksfall; daß er den so nötigen entscheidenden Erfolg erringen würde, bezweifelte er nicht.

Digitized by Google

Natürlich durfte Ney jetzt nicht auf Spremberg gehen, sondern mußte zur Hauptarmee herangezogen werden. Die gegebene Richtung hierfür war die über Hoyerswerda, die Lauriston bereits angewiesen war; einmal stellte sie den nächsten Weg dar, und sodann führte sie gerade in die rechte Flanke des Feindes, wodurch die Schlacht — zumal bei dem Lauf der nahen böhmischen Grenze — entscheidend werden konnte.

Aber auch jetzt noch glaubte Napoleon, auf das Unternehmen gegen Berlin nicht verzichten zu sollen, sondern Victor bei Bautzen entbehren zu können. Diese jetzt noch beabsichtigte gleichzeitige Offensive gegen die feindliche Hauptarmee und Berlin war ein Fehler, denn durch sie schwächte er seine Hauptarmee um fast 25 000 Mann, trotzdem Lützen bewiesen hatte, daß er zur Erlangung eines wirklich entscheidenden Sieges einer sehr großen Überlegenheit bedurfte. Und weshalb? Lediglich um rasch in den Besitz von Berlin zu kommen, denn die Notwendigkeit, den Rücken freizumachen, bildete jetzt eine cura posterior. Wie wünschenswert aber auch die Wiederbesetzung Berlins sein mochte, gegenüber dem größeren Ziel, das sich jetzt in der Möglichkeit bot, der feindlichen Hauptarmee einen vernichtenden Schlag beizubringen, mußte sie zurücktreten.

Doch zunächst war nur die Heranziehung des III. und V. Korps beabsichtigt. Durch die Befehle vom Vorabend war ersteres auf Spremberg, letzteres auf Hoyerswerda angesetzt worden. Jetzt sollten beide auf Hoyerswerda gehen. Die Form, in der dies Ney mitgeteilt wurde, war eine sehr eigentümliche. Napoleon hatte die Absendung von Duplikaten der Befehle vom Vorabend befohlen. Diese Duplikate schickte Berthier um 10 Uhr vorm. an Mortier zur Weiterbeförderung durch das Marsch-Kavallerieregiment des V. Korps, fügte aber für Ney ein Begleitschreiben bei, durch das der im Duplikat enthaltene Befehl völlig geändert wurde! Der Befehl im Begleitschreiben lautete:

„ . . . Bei Bautzen haben wir uns bestimmt den Feind gegenüber, der hier mit starker Macht steht. S. M. meint daher, daß Sie mit dem V. Korps nach Hoyerswerda rücken müssen."

Auch diese Fassung konnte wieder zu einer falschen Auffassung Anlaß geben.

Nachdem beide Befehle — an Ney und Lauriston — um ein Uhr nachm. in Geheimschrift wiederholt waren, wobei Ney die größte Beschleunigung anempfohlen war, schrieb Berthier endlich um 5 Uhr nachm. nochmals — jetzt ausführlicher — an Ney:

„ . . . S. M. befindet, daß Sie mit Ihrem Korps und dem des Generals Lauriston so rasch als möglich nach Hoyerswerda rücken, wo Sie nur noch einen Marsch von Bautzen sein werden, wo der Feind mit seiner Hauptmacht stehen und halten zu wollen scheint. . . . Die Absicht des Kaisers ist, daß der Herzog von Belluno (Victor), dem Sie den General Reynier unterstellen werden, auf Berlin manövriert. . . ."

Weiter enthielt das Schreiben noch ausführliche Weisungen für Victor.

Digitized by Google

Mit diesen Befehlen, die nur insofern noch abgeändert wurden, als auch noch Victor Befehl erhielt, zur Armee zu stoßen, waren die Anordnungen für die einleitenden Bewegungen zu dem konzentrischen Angriff auf den bei Bautzen stehenden Gegner getroffen. Entzog sich dieser nicht noch im letzten Augenblick der ihm drohenden Gefahr, von einer fast doppelten Übermacht unter einem der ersten Feldherren aller Zeiten umfassend angegriffen und gegen die böhmische Grenze gedrückt zu werden, und erwies sich der Führer der Nebenarmee als der würdige Schüler seines Herrn und Meisters, dann konnte bei dieser Anlage der Schlacht der Krieg mit einem Schlage beendet werden.

Die Mortier aufgetragene Bewegung auf Großenhain vollzog sich genau nach Vorschrift. Die hier stehende feindliche Kavallerie wurde von Latour-Maubourg zurückgedrängt und ging teils auf Ortrand, teils auf Elsterwerda zurück. Gegen Abend traf auch Mortier — mit zwei Bataillonen — in Großenhain ein. Von hier ging das Marsch-Kavallerieregiment des V. Korps am nächsten Tage weiter, von Beaumont, der am 18. nach Moritzburg zurückging, bis Elsterwerda geleitet. Mortier und Latour-Maubourg wurden, wie wir alsbald sehen werden, bereits am 17. zurückberufen.

Macdonald blieb bei Klein-Förstgen stehen. Abgesehen von den Belästigungen durch die Kasaken hatte er wegen seiner Lage keine Bedenken, „da seine Stellung auf den die Bautzener Niederung beherrschenden Höhen sehr stark wäre", auch — wie es in einer anderen Meldung hieß — „der Feind bisher keine feindseligen Absichten zeige".

Marmont stellte sich am frühen Morgen links von Macdonald auf den Höhen von Salzförstgen auf. Eine gegen Abend ausgeführte Erkundung führte zu einer Kanonade.

Bertrand traf gegen Abend bei Groß- und Klein-Welka ein. Seine Avantgarde besetzte Lubachau.

Oudinot rückte bis Bischofswerda, mit der Spitze bis Roth-Nauslitz vor.

Der Rest der Garden verblieb in und bei Dresden.

Somit standen den Verbündeten am Abend des 16. in erster Linie drei und dahinter noch ein Korps — zusammen 81 000 Mann, 229 Geschütze — gegenüber, während die Garden und die Reservekavallerie — 27 000 Mann, 128 Geschütze*) — noch bei Dresden und Großenhain standen. Die kritische Lage, in der sich das XI. und dann auch das VI. Korps am 16. befunden hatten, war von den Verbündeten nicht benutzt worden. Immerhin blieb die Lage der vier Korps trotz ihrer starken Stellung noch bedenklich genug, da es eigentlich zu erwarten war, daß die Verbündeten spätestens auf die Nachricht von Neys Anmarsch versuchen würden, noch vor dessen Eintreffen eine

*) Ausschl. der Abteilung Beaumont und der Besatzung von Dresden.

Digitized by Google

Entscheidung herbeizuführen. So war es jetzt dringend geboten, auch die Garden und die Reservekavallerie vorrücken zu lassen. Dies war um so nötiger, als Napoleon jetzt auch mit Barclays Armee rechnen mußte.

Von den Korps der Nebenarmee hatten das III. und V. die ihnen von Napoleon unter dem 13. vorgeschriebenen Marschziele am 15. erreicht, das III. Luckau, das V. Dobrilugk, Sonnenwalde und Kalau. Da die am Abend des 15. ausgegebenen neuen Befehle noch nicht eingegangen waren, blieben sie am 16. in der Hauptsache stehen, doch schob Ney seine Avantgarde bis Lübben vor.

Reynier gelangte nach Dahme.

Von den Heerteilen unter Victor erreichte sein eigenes Korps Jessen, das Kavalleriekorps Schweinitz und die Division Puthod Thiessen bei Wittenberg.

Um 9 Uhr nachm. meldete Lauriston aus Dobrilugk an Berthier, daß er den Befehl vom 15. 10 Uhr nachm. zum Marsch auf Hoyerswerda erhalten habe und am 17. nach Senftenburg — 32 km — marschieren werde, sowie daß angeblich 18 000 Russen, die nicht bei Lützen gewesen, am 15. von Spremberg aus auf der Senftenberger Straße weitermarschiert wären. Nach der ganzen Lage konnte dies nur Barclay sein.

Auch Ney, dem im Laufe des Nachmittags ebenfalls Nachrichten über Barclay zugingen, erhielt am Abend — vor 10 Uhr nachm. — den ihn betreffenden, 24 Stunden früher ausgefertigten Befehl zum Marsch auf Spremberg bzw. — für das V. Korps — auf Hoyerswerda. Angeblich soll dies in dem Augenblick geschehen sein, als ihn Jomini in Erkenntnis der großen Gefahr, in der sich Napoleon bei der großen Entfernung von Ney den Verbündeten gegenüber befand, bestimmt hätte, selbständig den Marsch auf Bautzen anzutreten. Daß Ney die Gefahr erkannt hatte und einen solchen Befehl auch wohl erwartete, geht aus seinem Schreiben vom Abend des 14. hervor.

Wie schon angedeutet, faßte Ney entgegen der Absicht Napoleons, aber durchaus dem Wortlaut des Befehls entsprechend, diesen so auf, als ob das V. Korps auf Hoyerswerda, alle anderen Korps auf Spremberg gehen sollten. Demgemäß befahl er, daß am 17. das III. Korps nach Kalau — 21 km —, das V. nach Alt-Döbern — 34 km — marschieren, die übrigen Korps über Luckau auf Kalau folgen sollten. Doch die Ausführung dieser Befehle sollte teilweise eine Unterbrechung erfahren, denn am 17. gingen Ney die oben erwähnten Befehle vom 16. aus Dresden zu.

Am Mittag des 16. traf nun auch Bubna in Dresden ein. Napoleon empfing ihn um 8 Uhr nachm. Die Unterredung währte $5\frac{1}{2}$ Stunden. Bubnas freundschaftliche Versicherungen täuschten den Kaiser, der anfangs sehr erregt war, über den wahren Charakter seiner Sendung nicht. Napoleon wurde vielmehr durch die Unterredung in seiner Ansicht von der Notwendigkeit, die Verbündeten baldigst in vernichtender Weise zu schlagen, bestärkt.

Digitized by Google

Sowie Bubna Napoleon verlassen, sandte dieser am 17. Mai 2 Uhr vorm. an Berthier den Befehl für den kommenden Tag.

Napoleon zweifelte jetzt nicht mehr an der Entschlossenheit der Verbündeten, bei Bautzen — wenigstens der Hauptarmee — standzuhalten. Es mußte aber mit der Möglichkeit gerechnet werden, daß sie, wenn sie Neys Anmarsch erfuhren, was innerhalb 36 Stunden geschehen konnte, doch noch versuchen würden, sich der Umfassung zu entziehen oder ihr durch einen Angriff auf die Hauptarmee zuvorzukommen. Deshalb mußte letztere am 18. in der Lage sein, den Feind festhalten oder zurückweisen zu können. In beiden Fällen, von denen der zweite ihm freilich sehr unwahrscheinlich schien, mußte er selber mit den Garden und der Reservekavallerie nahe genug sein, um wenigstens nach einigen Stunden eintreffen zu können.

Demgemäß war der springende Punkt in dem Befehl, daß Mortier und Latour-Maubourg sich am 17. Bischofswerda so weit nähern sollten, um am 18. frühzeitig vor Bautzen eintreffen zu können. Weiter wurde Bertrand angewiesen, schleunigst zu Macdonald zu stoßen, wenn dies noch nicht geschehen wäre, während letzterer — nach dem Wortlaut wohl zu seiner Beruhigung — über die getroffenen Anordnungen unterrichtet wurde.

Außerdem mußte Berthier noch um 5 Uhr vorm. Oudinot anweisen „die Wälder in der rechten Flanke der Armee von den Kasaken säubern zu lassen".

An Ney und Lauriston, deren Spitze Hoyerswerda erst am 18. erreichen konnte, sandte Berthier die weiteren Weisungen für die Fortsetzung ihres Marsches erst um 10 Uhr vorm. Sie lauteten gleichmäßig:

„Rücken Sie von Hoyerswerda auf dem rechten Ufer der schwarzen Elster auf Bautzen, gegen das unsere gesamte Armee vorgeht. Die feindliche und unsere Armee stehen sich hier gegenüber . . ."

Der Befehl an Ney enthielt aber noch einen wichtigen Zusatz. Die Erkenntnis, den Feind vernichten zu müssen und hierzu nicht stark genug sein zu können, hatte inzwischen bei Napoleon den Wunsch, baldigst in den Besitz von Berlin zu kommen, zurückgedrängt. Wenn es die Lage gestattete, und hierüber sollte Ney entscheiden, wünschte er jetzt auch die Victor unterstellten Heerteile bei Bautzen zur Stelle zu haben. Der Zusatz lautete:

„Erteilen Sie dem Herzog von Belluno, dem General Reynier und dem General Sebastiani Ihre Befehle je nach den Nachrichten und Ihrem Befinden. Alles drängt zu der Annahme, daß wir eine Schlacht haben werden . . ."

Bertrand, Marmont und Macdonald blieben stehen. Letzterer ließ die Spree und die feindliche Stellung erkunden. Das Ergebnis lautete, „daß ein Übergang wegen der vielen Furten und geringen Breite leicht ausführbar wäre; Bautzen wäre durch seine Lage und alte Befestigung sehr stark, am besten wäre es, den Ort rechts zu umfassen".

Digitized by Google

Oudinot machte Bischofswerda für die junge Garde frei und schob die Division Pacthod bis Günthersdorf und Gaußig vor. Die ausgesandten fliegenden Kolonnen stießen überall auf Kasaken, die bis Stolpen streiften, alle Verbindungen störten usw.

Die Division Dumoustier der jungen Garde marschierte brigadeweise — von Großenhain, Moritzburg und Reichenberg — nach Bischofswerda, wo die letzten Abteilungen, die bis zu 62 km hatten zurücklegen müssen, erst gegen 11 Uhr nachm. eintrafen. Zahlreiche Nachzügler waren von den Kasaken aufgegriffen worden.

Die Reservekavallerie unter Latour-Maubourg gelangte nach einem Marsch von 67 km nach Tröbigau. Der Zustand der Pferde war sehr schlecht.

Der Rest der Garden verblieb noch bei Napoleon in Dresden.

Von den Korps der Nebenarmee gelangte das V. mit der Spitze nach Senftenberg, mit dem Ende nach Alt-Döbern. Die ihm nachrückende Division Puthod kam nach Dahme.

Von den übrigen Korps, die die Richtung auf Spremberg hatten, erreichte das III. Kalau, das VII. Luckau, das II. und das 2. Kavalleriekorps die Gegend südlich von Dahme.

Um 1 Uhr nachm. erhielt Ney den Befehl vom Mittag des 16., demzufolge er ebenfalls auf Hoyerswerda gehen sollte. Um 6 Uhr nachm. ging ihm dann der Befehl vom 16. 5 Uhr nachm. zu, demgemäß er Victor gegen Berlin senden sollte. Sofort benachrichtigte er Victor und sandte Reynier den Befehl, am 18. bei Luckau Victors weitere Weisungen abzuwarten.

Endlich am späten Abend ging der um 10 Uhr vorm. aus Dresden abgesandte Befehl ein, durch den Ney ermächtigt wurde, auch Victor auf Bautzen marschieren zu lassen. Natürlich zögerte er nicht, sondern sandte umgehend Victor den Befehl, ihm auf Hoyerswerda zu folgen. Umgehend, d. h. noch am 17., schickte er Berthier die Meldung:

„Das II., III., V. und VII. Korps können am 21. bei Bautzen schlagen. . . . Morgen wird Lauriston in Hoyerswerda sein, meine fünf Divisionen zwischen hier (Kalau) und Senftenberg, der General Reynier bei Alt-Döbern, Belluno und Sebastiani zwischen Alt-Döbern und Kalau . . ."

Ney verrechnete sich. Er hatte die Reibungen des Krieges außer Ansatz gelassen.

Da Ney jetzt nahte, wurde es nötig, die Verbindung mit ihm aufzunehmen. Auch mußte unbedingt dem Treiben der Kasaken ein Ende gemacht werden. So mußte Berthier noch am 17. um 10 Uhr nachm. Bertrand benachrichtigen, daß Lauriston am 18. in Hoyerswerda eintreffen würde, und daß Bertrand die Verbindung herstellen sollte. Gleichzeitig mußte Berthier Oudinot schreiben:

„Der Kaiser befiehlt, daß Sie drei Kolonnen von je 1200 Mann Infanterie und etwas Artillerie ausschicken, um . . . unsere rechte Flanke

Digitized by Google

bis zur nahen böhmischen Grenze von allen feindlichen Streifkorps zu säubern . . ., rücken Sie in die vordere Linie, so daß der Herzog von Tarent seine rechte Flanke an Sie, Sie die Ihre an das Gebirge anlehnen können."

Durch den von Napoleon am 18. Mai 4 Uhr vorm. an Berthier gesandten Tagesbefehl wurden diese Weisungen für Bertrand und Oudinot erneuert. Weiter wurden durch diesen Befehl Mortier und Latour-Maubourg, welcher letzterer ebenfalls die rechte Flanke von den Kasaken säubern lassen sollte, angewiesen, über Bischofswerda hinaus vorzugehen. Der Rest der Garden sollte in der Richtung auf Bautzen einen Tagemarsch vorgehen.

Ein gleichzeitig an Berthier gesandtes Schreiben besagte, „Beaumont sollte seine beobachtende Stellung bei Moritzburg zum Schutz von Dresden beibehalten".

Ein drittes, ebenfalls um 4 Uhr vorm. an Berthier gerichtetes Schreiben zeigt, wie Napoleon, trotzdem er mit voller Sicherheit auf einen entscheidenden Sieg rechnete, doch auch die Möglichkeit eines Mißerfolges, der ihn an und über die Elbe zurückführen könnte, nicht außer acht ließ. Der Gouverneur von Dresden, General Durosnel, sollte alles darauf einrichten, schleunigst die Neustadt räumen zu können.

Die weiteren Weisungen für Ney enthielt das nachstehende, um 10 Uhr vorm. an Berthier gerichtete Schreiben:

„Teilen Sie dem Fürsten von der Moskwa . . . mit, daß wir auf Kanonenschußweite von der kleinen Stadt Bautzen, der Stirnseite der feindlichen Stellung, stehen, wo der Gegner Verschanzungen angelegt hat; daß rechts die Preußen, links die Russen stehen; daß ich will, daß er mit dem General Lauriston und seinen gesamten Korps auf Drehsa*) geht; er wird dann nach dem Übergange über die Spree im Rücken der feindlichen Stellung sein . . .; daß ich annehme, daß er am 18. (19.) mit allem in Hoyerswerda ankommen kann. Er wird sich uns dann am 19. (20.) nähern und am 20. (21.) auf die Stellung losrücken können, was zur Folge haben wird, daß der Feind räumt oder wir in die Lage kommen, ihn mit Vorteil anzugreifen."

Da diese Bewegungen in der angegebenen Frist nicht ausführbar waren, so änderte Berthier bei Absendung des Befehls die Daten in die eingeklammerten Zahlen um.

Die Wichtigkeit der Herstellung der Verbindung mit Ney veranlaßte Napoleon, deshalb selber noch an Bertrand zu schreiben:

„. . . Schicken Sie eine starke Abteilung Infanterie und Kavallerie in dieser Richtung vor und bestellen Sie durch einen Offizier . . ., aber

*) Gemeint ist Bröfa. Da ein Drehsa in der Nähe von Wurschen liegt, fügte Berthier zur Vermeidung von Verwechslungen hinzu „bei Gottamelde". Letzteres ist identisch mit Gotta.

Digitized by Google

mündlich oder chiffriert, daß der Fürst von der Moskwa so manövriert, daß er den Feind umfaßt und auf Drehsa geht . . ."

Demnächst wurde Bertrand noch angewiesen, eine Brigade auf der Straße nach Hoyerswerda aufzustellen.

Nachdem Napoleon schließlich noch Macdonald über die Lage und seine demnächstige Ankunft unterrichtet hatte, verließ er Dresden und begab sich nach Harthau.

Nach Harthau rückte auch die alte Garde mit der Reserveartillerie sowie die Gardekavallerie, die Napoleon geleitet hatte. Die Division Barrois der jungen Garde kam nach Fischbach, die Division Dumoustier mußte bei Bischofswerda ruhen.

Auch die Reservekavallerie unter Latour-Maubourg war infolge der Ermattung der Pferde nicht fähig, die ihr aufgetragenen Bewegungen auszuführen. Da aber Latour-Maubourg sich in Tröbigau inmitten der dortigen Wälder und Berge sehr beunruhigt fühlte, der Ort für die Pferde auch nur Grünfutter bot, stellte er sich bei Schmölln auf.

Vom Korps Oudinot stellte sich die Division Pacthod rechts von Macdonald bei Drauschkowitz auf, während die Bayern Gaußig, Günthersdorf und Goffern besetzten. Die Division Lorencez sollte die rechte Flanke von den Kasaken säubern. Während eine Brigade bei Tröbigau verblieb, trieb die andere die feindlichen Streifscharen über Neukirch zurück und folgte ihnen bis Diehmen. Die Brigade stieß zum Teil erst am 21. während der Schlacht, zum Teil sogar erst nach dieser wieder zum Korps.

Bertrand ließ die Brigade St. Andrea der Division Peyri auf der Straße nach Hoyerswerda bis Königswartha hin eine gestaffelte Aufstellung nehmen. Mit der Übermittlung des Befehls an Ney wurde der Schwadronschef Graf Grouchy beauftragt.

Marmont und Macdonald blieben stehen, schoben aber am Vormittag ihre Vorposten bis auf $1^1/_2$ km an Bautzen heran.

Am Nachmittag kam es auf der ganzen Linie zu leichten Gefechten, indem die Verbündeten Erkundungen gegen Bertrand und Marmont ausführten und Macdonalds Vorposten bei Techritz überraschend angriffen. Sie wurden überall durch Artillerie abgewiesen, nur bei Techritz mußten einige Bataillone eingreifen.

Von den Heerteilen der Nebenarmee gelangte das Korps Lauriston mit der Avantgarde nach Wittichenau, mit dem Gros nach Hoyerswerda, 30 km von Bautzen. Die Division Puthod erreichte Finsterwalde, 43 km von Hoyerswerda.

Das Korps Ney kam nach Senftenberg und Umgegend, etwa 20 km von Hoyerswerda, Ney selber nach Sorno. Von hier meldete er um 8 Uhr nachm.

„er werde morgen auf Bautzen weitermarschieren und mit dem III. Korps

Digitized by Google

bis Königswartha, mit dem V. bis zum Fuchsberge*) vorgehen; Victor und Reynier hätten Befehl, schleunigst auf Bautzen zu folgen und könnten am 20. oder 21. eintreffen".

Indessen für Victor traf das nicht zu. Am 18. blieben er und Sebastiani bei Dahme, Reynier bei Luckau stehen. Als Victor den Befehl zum Marsch auf Bautzen — unbegreiflicherweise erst am Morgen des 19. — erhielt, waren seine Truppen teilweise schon im Marsch auf Berlin. So konnte er überhaupt nicht, Reynier aber erst im letzten Augenblick auf dem Schlachtfelde eintreffen. Das war die durch Reibungen gesteigerte Folge davon, daß Napoleon einen Augenblick geglaubt hatte, gleichzeitig gegen die feindliche Hauptarmee und gegen Berlin offensiv werden zu können.

Es waren noch zwei nicht unbedenkliche Tage, die vergehen mußten, ehe Ney eingreifen konnte; vor dem 21. war dies nicht möglich. Immerhin war, sobald Napoleon selber mit den Garden erst zur Stelle war, die Hauptgefahr vorüber, denn die einheitliche Leitung war gesichert, und bei seiner Überlegenheit an Infanterie — auch ohne die Nebenarmee — und bei der Stärke der Stellung auf dem linken Spreeufer konnte er einen Angriff getrost abwarten. Er hatte Glück gehabt, sonst hätten die Verbündeten die für sie vorhandene Gunst der letzten Tage ausgenutzt. Noch wußte er, was er seinen Gegnern zumuten konnte.

Die Kritik hat Napoleon unter Hinweis auf die sonst blitzartige Geschwindigkeit seiner Bewegungen die Langsamkeit seines Vormarsches von Dresden auf Bautzen vorgeworfen; man hat gesagt, er hätte diese kritische Zeit abkürzen müssen. Auf den ersten Blick könnte dies richtig erscheinen, denn er hatte mehr als eine Woche gebraucht, um mit 100 000 Mann die beiden Tagemärsche zurückzulegen, die die Entfernung von Dresden nach Bautzen beträgt. Dennoch ist dieser Vorwurf nicht stichhaltig. Ehe er seine Armee wieder an den Feind führen konnte, mußte er ihr eine kurze Ruhe gönnen sowie auch das Eintreffen der Verstärkungen abwarten. Man darf aber auch nicht übersehen, daß er über den Verbleib des Feindes anfangs im Zweifel war — ob mit Recht oder Unrecht, kommt hier nicht in Betracht —, und daß er erst in der Nacht zum 14. Klarheit erhielt. Von da ab hat er nicht mehr geschwankt und keine Zeit verloren, nur täuschte er sich zunächst noch über die Absichten des Gegners, von dem er annahm, daß er sein Interesse besser verstehen und wie im Vorjahre einen Rückzugskrieg führen würde. Unbedingt muß man aber stets annehmen, daß der Feind tun wird, was am meisten seinen Interessen entspricht; darum hätte er allerdings auch nicht vorher mit einer Trennung seiner Gegner rechnen dürfen. In der Voraussetzung ihres weiteren Rückzuges lag die Berechtigung dafür, daß er zunächst nicht auf die Besetzung Berlins verzichten zu sollen glaubte, denn er mußte sich den Rücken freimachen. Indessen hätte er seine Absicht auf Berlin

*) Gemeint ist wahrscheinlich die Höhe von Nauslitz.

Digitized by Google

einige Stunden früher aufgeben müssen, in dem Augenblick nämlich, wo er auch das III. Korps auf Hoyerswerda wies, also nicht erst am 17. morgens, sondern schon am 16. abends. Das ist aber auch der einzige begründete Vorwurf, der ihm gemacht werden kann.

III. Königswartha und Weissig.

Wir müssen jetzt einen kurzen Blick auf die Verbündeten werfen.

Das Schlachtfeld, das sie sich ausgesucht hatten, wird begrenzt von der Spree, dem ihr von rechts zufließenden Löbauer Wasser und den Ausläufern des böhmischen Grenzgebirges, die sich in sanften Wellen gegen die Flußtäler hin fortsetzen. Fast in seiner ganzen Ausdehnung wird es von dem Blösaer Wasser durchflossen, das von links in das Löbauer mündet.

Die Spree fließt bis Oehna, unterhalb Bautzen, in einem engen, tief eingeschnittenen Tal, das sich bei Oehna erweitert, aber bald darauf wieder oberhalb von Nieder-Gurig zwischen dem Gottlobsberge auf dem linken und dem Kiefernberge auf dem rechten Ufer zu einem felsigen Durchbruch verengt, um dann in eine breite, damals zum Teil sumpfige Niederung überzugehen, die namentlich auf dem rechten Ufer von zahlreichen Teichen durchsetzt ist. Letztere, die zum Teil abgelassen waren, erstreckten sich in besonders großer Zahl nach Norden an dem als „kleine Spree" bezeichneten rechtsseitigen Nebenarm des Hauptflusses entlang und nach Osten von Pließkowitz bis Preititz am Blösaer Wasser.

Die überragenden Höhen des linken Spreeufers, die vielen Furten und Krümmungen des Flusses und dessen geringe Breite und Tiefe, die es — außer bei dem erwähnten felsigen Durchbruch — überall gestatteten, in kurzer Frist eine Bockbrücke zu schlagen, hatten die Verbündeten bewogen, die eigentliche Stellung weiter rückwärts zu nehmen. Indessen hatten sie die Stellung dicht hinter der Spree als Vor-Stellung beibehalten, einmal, weil sie hofften, der Feind würde den Übergang nicht ohne große Opfer erzwingen können, und sodann wegen der lokalen Vorteile, die eine Verteidigung der auf dem rechten Ufer gelegenen Stadt Bautzen bot. Tatsächlich war diese, die damals 7000 bis 8000 Einwohner zählte, wohl geeignet, einen guten Stützpunkt abzugeben, da die innere Stadt auf einem 20 m hohen Felskegel lag und von einer gut erhaltenen Stadtbefestigung umgeben war.

Die gewählte Haupt-Stellung lag auf der Sehne des nach Osten offenen Bogens, den die Spree bei Bautzen bildet, und erstreckte sich in einer anfänglichen Ausdehnung von 11 km Luftlinie vom Drohmberge bis zu den Pließkowitzer Teichen. Durch das Blösaer Wasser, das die Stellung bei Jenkwitz und Kreckwitz durchschnitt, wurde sie in drei Abschnitte geteilt, von denen der mittelste hinter, die beiden äußeren vor dem Wasser lagen. Das durchschnittene und vielfach bewaldete Gelände des linken Abschnitts war so recht geschaffen für das Infanteriegefecht. Der mittlere Abschnitt war durch

Digitized by Google

das freie Vorfeld und das nach dem Plateau von Hochkirch sanft ansteigende Gelände schon von Natur sehr stark, außerdem noch durch zahlreiche, mit Artillerie besetzte Verschanzungen verstärkt, doch boten die gegenüberliegenden Höhen von Burk mit ihren südlichen Fortsetzungen dem Angreifer eine ähnlich starke Stellung. Der etwas vorgeschobene rechte Abschnitt, der in seiner ganzen Ausdehnung von den Kreckwitzer Spitzbergen eingenommen wurde, bildete eine in der Front sehr starke Höhenstellung. Trotz mancher Mängel war die Stellung doch eine gute, wenn sie nur von Westen her angegriffen wurde.

Doch das Herannahen Neys machte es nötig, gegen diesen eine Defensivflanke zu bilden und die Stellung noch weiter auszudehnen. So kam ein vierter Abschnitt, von den Pließkowitzer Teichen bis Gleina am Löbauer Wasser hinzu, wodurch die Ausdehnung um 5 km zunahm. Und da hier der rechte Flügel völlig in der Luft schwebte, mußte die Front im Laufe der Schlacht noch um 3 km ausgedehnt werden. Dazu war dieser Abschnitt durch die Gestaltung des bei einem ausgesprochenen Niederungscharakter in sanften Wellen verlaufenden Geländes, aus dem sich nur die Windmühlenhöhe von Gleina etwas hervorhob, von Natur sehr schwach. Am schlimmsten aber war, daß, wenn hier der Angreifer siegreich vordrang, der Nebenabschnitt, die Stellung auf den Kreckwitzer Höhen, umfaßt und unhaltbar wurde, und damit fiel die ganze Stellung. Die Gefahr war um so größer, als die Ausdehnung der Stellung und die durch sie bedingte Schwäche der Reserve eine rechtzeitige und genügende Unterstützung eines bedrohten Punktes ausschlossen. So war die Stellung keine solche, die Aussicht gewährt hätte, man würde in ihr einen fast doppelt überlegenen Gegner abweisen können. Und dazu kam noch die Gefahr, gegen die nahe Grenze gedrückt zu werden.

Nachdem am 15. Mai die russische Nachhut in die Stellung zurückgegangen und am 16. Barclay eingetroffen war, zählte die hier versammelte Hauptarmee der Verbündeten 91 700 Mann, 7600 Kasaken, 627 Geschütze.*) Von den Heerteilen, aus denen sie bestand, stand das Korps Miloradowitsch rechts und links von Bautzen, das von einer Brigade besetzt war, mit seinen leichten Truppen sich bis oberhalb von Doberschau ausdehnend. Rechts von Miloradowitsch stand das schwache Korps Kleist bei Burk, mit einer Abteilung bei Nieder-Gurig auf dem linken Ufer. In der Haupt-Stellung stand Barclay nördlich der Pließkowitzer Teiche, Blücher auf den Kreckwitzer Höhen, York bei Litten, Gortschakow bei Jenkwitz. Zwischen letzteren beiden war eine Lücke, hinter der die russischen Reserven bei Baschütz standen. Der Abschnitt des linken Flügels war vorläufig nur von schwachen Abteilungen des Korps Gortschakow besetzt, da Miloradowitsch nach Verlust der Vor-Stellung hierhin zurückgehen sollte.

In der Annahme, es nur mit der französischen Hauptarmee zu tun zu haben, hatte man am 16. Mai einen Kriegsrat abgehalten und beschlossen,

*) Ausschließlich einiger schwacher entsandter Abteilungen.

Digitized by Google

deren Angriff in der gewählten Stellung anzunehmen. Nachdem man dann am 18. erfahren, daß Lauriston nahe und Ney ihm mit einem größeren Abstande folge, beschloß man, Barclay mit seinem und Yorks Korps und den russischen Grenadieren — 23 700 Mann, 1600 Kasaken, 122 Geschütze — Lauriston entgegenzusenden, um diesem möglichst eine Niederlage zu bereiten und dadurch Neys Vormarsch ins Stocken zu bringen.

Es sei gleich hier erwähnt, daß Barclay bald nach Mitternacht aufbrach, und daß am 19. um 1 Uhr nachm. die russische Avantgarde unter Tschaplitz bei Johnsdorf — östlich Königswartha — eintraf, während York erst um 3 Uhr nachm. Hermsdorf — östlich Weissig — erreichte.

Inzwischen hatte sich Napoleon am 18. von Dresden nach Harthau begeben.

Die Unterredung mit Bubna hatte Napoleon in seiner Überzeugung daß der Bruch mit Österreich nicht zu vermeiden sei, bestärkt. Da er ihn aber bis zur Beendigung seiner eigenen Rüstungen hinauszuschieben wünschte, hatte er Bubna am 17. nochmals empfangen und hierbei geflissentlich Mäßigung gezeigt. Gleichzeitig aber hatte er sich zu dem Versuch einer unmittelbaren Verständigung mit dem Zaren entschlossen. Er hoffte, sie durch eine Sendung Caulaincourts, seines früheren Gesandten in Petersburg, zu erzielen. Noch am 18. mußte Berthier einen Parlamentär mit der schriftlichen Anfrage, ob man Caulaincourt empfangen würde, zu den russischen Vorposten senden.

Am 19. Mai, bald nach Tagesanbruch, verließ Napoleon Harthau und ritt, von der Gardekavallerie geleitet, nach Klein-Förstgen. Als er durch Bischofswerda kam und hier das durch das Gefecht vom 15. verursachte Elend sah, versprach er, in einer augenblicklichen Wallung, den Schaden zu ersetzen, doch spendete er später nur 100 000 Francs.

Nach kurzem Aufenthalt in Klein-Förstgen, wo er Quartier nahm, begab er sich selber zu den äußersten Vorposten, um die feindliche Stellung zu erkunden. Um seine Anwesenheit nicht zu verraten, mußten sich die Truppen bei seinem Herannahen völlig ruhig verhalten. Zunächst ritt er zu den Vorposten des XI. Korps und begab sich hier mit wenigen Begleitern nach einer kleinen Kuppe bei Stiebitz, von der kaum auf Büchsenschußweite entfernt ein Kasakenposten seine Pferde weiden ließ. Von hier waren die Stadt Bautzen und ein Teil des linken Flügels, sowie das Zentrum der feindlichen Stellung zu übersehen; deutlich konnte man mit dem Glase die frisch aufgeworfenen Verschanzungen in der feindlichen Haupt-Stellung erkennen. Demnächst ritt er nach der alle andern Punkte überragenden Höhe von Salzförstgen, die einen guten Überblick bis zu den Kreckwitzer Höhen gewährte. Nachdem er sich dann auch nach dem Schmochtitzer Berge und schließlich noch nach dem Löschauer Windmühlenberge begeben hatte, kehrte er gegen 7 Uhr nachm. nach Klein-Förstgen zurück. Der von Norden herüberhallende Kanonendonner beunruhigte ihn zunächst nicht, als dieser aber noch immer nicht nachließ, ließ er gegen 8 Uhr

Digitized by Google

nachm. nochmals die Pferde vorführen und ritt nach Klein-Welka zu seinem linken Flügel, wo er bis Mitternacht untätig an einem Biwaksfeuer verweilte. Dann kehrte er nach Klein-Förstgen zurück.

Inzwischen war auch der Parlamentär zurückgekehrt. Der von ihm überbrachte mündliche Bescheid*) lautete, daß man Caulaincourt nicht empfangen könne. Der Versuch der Verständigung mit dem Zaren war gescheitert, die österreichische Vermittlung aber stellte unannehmbare Forderungen; um so dringender war da die Notwendigkeit, die Verbündeten durch einen großen Schlag zu vernichten und so Österreich zurückzuschrecken. Dank der Verblendung der Verbündeten war die Möglichkeit hierzu gegeben. Daß Napoleon sie voll ausnutzen würde, schien zweifellos.

Mit Recht hat man im allgemeinen die große Tätigkeit Napoleons an den Tagen vor seinen Angriffsschlachten gerühmt und hervorgehoben, wie er an solchen Tagen unablässig im Sattel gewesen sei, um den Feind zu beobachten und dessen Stellung genau zu erkunden. Auch am 19. war er von Tagesanbruch bis Mitternacht unterwegs, und doch war das Ergebnis seiner Tätigkeit ungenügend. Da er Ney bereits die Richtung auf Brösa angewiesen hatte, wußte er auch schon, daß sich dessen Entwicklung, die die Entscheidung bringen sollte, in dem Niederungsgelände nördlich der Pließkowitzer Teiche vollziehen würde, und daher wäre es dringend nötig gewesen, daß er sich auch über die dortigen Verhältnisse unterrichtet hätte. Dazu hätte er sich aber nach der Gegend von Qualitz begeben müssen. Allerdings befanden sich dort noch Kasaken vom Korps Kleist, aber wenn nicht anders, dann mußten sie durch Bertrands Avantgarde, die nur 3 km entfernt bei Lubachau stand, vertrieben werden. Und das war nicht die einzige Unterlassung, deren Napoleon sich schuldig machte, wie wir gleich sehen werden.

Zur Sicherung der Verbindung mit Ney hatte Bertrand am 18. die Brigade St. Andrea auf der Straße nach Königswartha, 12 km von Klein-Welka, aufstellen müssen. Am Morgen des 19. mußte die ganze Division Peyri nach Königswartha marschieren, wo sie gegen Mittag eintraf. Irgendwelche Gefahr schien ausgeschlossen.

Um die Verbindung mit Peyri zu sichern, war eine Abteilung bis Luga, halbwegs Klein-Welka—Königswartha, vorgeschoben, wo sie am Nachmittag mehrfach von Kasaken angegriffen wurde. Als dann ebenfalls am Nachmittag von Norden her anhaltender, heftiger Kanonendonner ertönte, ließ Bertrand eine Erkundung gegen Klix ausführen. Weiter geschah aber nichts. Wäre es auch unmöglich gewesen, der durch Barclay schwer bedrängten Division Peyri noch rechtzeitig Hilfe zu senden, so hätte doch früher die unterbrochene Verbindung mit Ney hergestellt werden können und müssen. Daß dies nicht sofort geschah, hat Napoleon zu einem schweren Vorwurf für Bertrand gemacht,

*) Der schriftliche Bescheid, der ihn an die Vermittlung Österreichs verwies, ging erst am 22. ein.

Digitized by Google

doch ist er selbst nicht frei von Schuld, denn da er in der Nähe war, mochte Bertrand bei dem den französischen Generalen anerzogenen Mangel an Initiative von ihm wohl einen bezüglichen Befehl erwarten.

Beim VI. und XI. Korps verlief der Tag ohne besondere Vorkommnisse.

Oudinot ließ die — halbe — Division Lorencez in die erste Linie rücken. Die Bayern blieben in zweiter Linie.

Die alte Garde und die Gardekavallerie rückten nach Klein-Förstgen. Die junge Garde und die Reservekavallerie kamen nach Göda und rückwärts davon.

Somit war jetzt die gesamte Hauptarmee, mit Ausnahme der Division Peyri und der Abteilungen der Generale Beaumont und Gruyer*) in einer Stärke von 75 700 Mann Infanterie, 11 500 Reitern, 5800 Mann Artillerie und Sappeure = 93 000 Mann, 335 Geschütze in der Stellung von Bautzen vereinigt.

War jetzt auch jeder Gefahr vorgebeugt, so muß doch zugegeben werden, daß die bisherige Lage der Hauptarmee keine ungefährliche gewesen war. Deshalb hat man es auch Napoleon zum Vorwurf gemacht, daß er nicht mit ganzer Macht von Dresden gegen Bautzen vorgegangen sei, wodurch die Krisis vermieden wäre. Er hätte dann, wie weiter gesagt ist, Ney aus der Versammlung gegen die rechte Flanke des Feindes vorsenden können und so auch den Vorteil erlangt, daß er Ney bis zuletzt selber mit Weisungen hätte versehen und dadurch dessen Fehlern vorbeugen können. Das bleibt aber doch sehr zweifelhaft und ist auch post festum gesagt.

Was dagegen den ersten Vorwurf anbetrifft, so ist zu bemerken, daß ein Vorgehen mit versammelter Macht, d. h. mit beiden Armeen, von Dresden auf Bautzen am meisten Napoleons Eigenart entsprochen hätte. Wenn ihm hier ein Abweichen von dieser Eigenart zum Vorwurf gemacht wird, so wird dabei nicht auf die zwingenden Gründe für solches gerücksichtigt. Als für Napoleon die Wahrscheinlichkeit einer Schlacht in die Erscheinung trat, d. h. in der Nacht zum 16. Mai, bestand die für ganz andere Zwecke vorgenommene Teilung der Armee bereits, und es waren beide Teile räumlich weit voneinander getrennt. So war die Trennung der Armee ein gegebener Faktor, eine Abkürzung der Gefahrszeit ausgeschlossen, die Vereinigung am schnellsten — und darauf kam es an, denn den Verbündeten konnte ihr Entschluß leid werden, und deshalb mußten sie auf ihn festgenagelt werden — dadurch zu erreichen, daß Ney sofort gegen die rechte Flanke des Feindes angesetzt wurde, was zugleich auch den größten Erfolg versprach. Napoleon sah die Gefahr wohl, das beweisen die Vorschriften, die er dem Gouverneur von Dresden für den Fall eines Rückschlages gab, aber er war ihr gegenüber zunächst machtlos. Und noch eins übersieht die Kritik: Napoleon kannte seinen Gegner.

Ney hatte, auf Grund des Befehls vom 17. „von Hoyerswerda aus

*) Von der Division Lorencez des XII. Korps.

Digitized by Google

auf dem rechten Ufer der schwarzen Elster gegen Bautzen vorzugehen" für den 19. befohlen, daß

„das V. Korps mit Tagesanbruch aufbrechen, über Wittichenau marschieren und sich bei dem Fuchsberge aufstellen sollte, mit dem rechten Flügel bei Zörna, mit der Hauptarmee über Mariastern Verbindung haltend;

„das III. Korps seinen Marsch über Hoyerswerda fortsetzen, sich mit seinem Gros bei Niesendorf und Königswartha aufstellen, seine Avantgarde auf Neudorf vorschieben sollte;

„die übrigen Korps schleunigst auf Hoyerswerda weitermarschieren sollten". So sollten am Abend des 19. das III. und V. Korps zwischen Zörna und Neudorf stehen. Offenbar nahm Ney an, der Feind stehe auf dem linken Spreeufer, westlich von Bautzen, und ihm gegenüber die Hauptarmee mit ihrem linken Flügel bei Mariastern. Schlechter konnte Ney nicht über die Lage unterrichtet sein; die Schuld hieran trug Berthier.

Zum Glück traf Lauriston am Morgen den von Bertrand gesandten Schwadronschef Grafen Grouchy, der den Befehl vom 18. überbrachte, durch den Ney auf Drehsa (Bröса) gewiesen wurde. Und Grouchy hatte unterwegs auch noch zufällig erfahren, daß ein feindliches Korps auf Königswartha marschierte. Sofort ließ Lauriston Ney benachrichtigen und in Erwartung eines Befehls sein Korps auf Wittichenau und Maukendorf aufschließen.

Ney, der die Meldung Lauristons auf dem Wege nach Hoyerswerda erhielt, befahl jetzt:

„das V. Korps sollte über Mortke auf Opitz und Lippitsch gehen;

„das III. Korps seine Avantgarde unter dem General Kellermann und die Division Souham auf Neudorf, zwei Divisionen auf Niesendorf und zwei auf Königswartha marschieren lassen."

Doch schien Ney der Marsch auf Bröса nicht ungefährlich, vielmehr fürchtete er, es könnten sich überlegene Kräfte gegen ihn wenden. So schrieb er denn gegen Mittag aus Hoyerswerda an Berthier:

„. . . Ich werde morgen auf Dresa gehen, aber ich halte es für sehr wichtig, meine Bewegung zu unterstützen, damit, wenn der Feind etwa auf den Höhen von Bautzen die Schlacht annehmen wollte, ich in der Lage wäre, ihn aufzuhalten, wenn er über Klein-Bautzen gegen mich vorginge . . ."

Seiner Weisung entsprechend, marschierte Lauriston von Maukendorf über Mortke auf Steinitz weiter, das die Avantgarde gegen 3 Uhr nachm. erreichte.

Inzwischen hatte auch das III. Korps seinen Marsch fortgesetzt. Da aber der Ausgang von Hoyerswerda und die große Straße durch Bagagen verstopft waren, gelangte Ney mit der Spitze des Gros erst um 5 Uhr nachm. nach Maukendorf, während Kellermann zu dieser Zeit Wartha erreichte, wo er gerade rechtzeitig eintraf, um die Trümmer der Division Peyri aufzunehmen.

Digitized by Google

Die Division Peyri war gegen Mittag in Königswartha eingetroffen. Nach Art der damaligen französischen Armee hatte sie sich nur ungenügend gesichert; die Vorposten hatten nicht einmal den dicht vor der Front gelegenen Wald von Neudörfel abgesucht.

So waren die Russen bei Johnsdorf, kaum 1200 m von Neudörfel, unentdeckt geblieben. Dies hatte Barclay benutzt und Tschaplitz angewiesen, den Feind zu überfallen. Er selber hatte sich links durch den Wald nach der Bautzener Straße gewandt, um den Gegner von Bautzen abzudrängen, York aber Befehl geschickt, auf Wartha weiterzumarschieren.

Der Überfall auf die italienischen Vorposten glückte vollständig. Doch gelang es Peyri noch, seine Truppen zu sammeln und vor Königswartha aufzustellen, wo er nun kräftigen Widerstand leistete, der auch noch in der Stadt fortgesetzt wurde. Schließlich wurden aber die Italiener auch aus dieser herausgeworfen und mußten, lebhaft verfolgt, in nördlicher Richtung zurückgehen. Zu ihrem Glück hemmte Kellermann die Verfolgung.

Die Italiener hatten ein Drittel ihres Bestandes, 2862 Mann und 5 Geschütze, verloren.

Barclay trat nach Einbruch der Dunkelheit den Rückmarsch in die Stellung bei Bautzen an, in der er am 20. um 6 Uhr vorm. wieder eintraf. Tschaplitz blieb bei Klix.

Unterdessen hatte Lauriston bald nach 3 Uhr nachm. seinen Vormarsch von Steinitz aus fortgesetzt, zunächst auf der großen Straße nach Bautzen, die etwa 1200 m südlich von Steinitz in den großen Wald tritt, der sich zwischen Weissig, Wartha und Johnsdorf erstreckt. Seine Avantgarde — die Division Maison und die Kavallerie — war eben aus Steinitz herausgetreten, als sie auf dem am Nordrande des Waldes entlangführenden, die große Straße schneidenden Wege Weissig—Wartha eine feindliche Kolonne entdeckte. Es war das Korps York, das nun schleunigst den Waldrand und den zwischen Weissig und der großen Straße gelegenen Eichberg besetzte.

Hierdurch kam das Vorgehen Maisons zunächst zum Stehen. Aber um 4 Uhr nachm. erhielt York von Barclay den Befehl, zu seiner Unterstützung nach Johnsdorf zu rücken, dem er unter Zurücklassung der schwachen Brigade Steinmetz nachkam. Jetzt drängte Lauriston, der auch noch die Division Lagrange einsetzte, die Preußen fast bis an den Südrand des Waldes.

Inzwischen hatte aber York Gegenbefehl erhalten, und nun gingen gegen 6 Uhr nachm. die Preußen wieder zum Angriff über. Es kam jetzt zu einem äußerst heftigen Waldgefecht, indem der Eichberg von beiden Seiten mehrmals genommen und verloren wurde. Schließlich setzte Lauriston auch noch die Division Rochambeau ein, und nun wurden die Preußen aus dem Walde herausgeworfen. Aber aus dem Walde vorzudringen, vermochten die Franzosen nicht. Die Dunkelheit machte dem Kampf ein Ende. Ein später noch von Maison unternommener Versuch, die außerhalb des Waldes stehengebliebenen Preußen zu überfallen, mißglückte.

Digitized by Google

Kurz nach Mitternacht trat auch York den Rückzug an; um 5 Uhr nachm. traf er wieder in seiner alten Stellung ein. Die Verbündeten hatten fast 2000 Mann verloren.

Lauriston, der 1821 Mann verloren hatte, blieb bei Weissig stehen. Trotz fast dreifacher Überlegenheit glaubte er gegen eine doppelte Übermacht — 32 000 Mann — gekämpft zu haben. Er hatte sich seiner Aufgabe nicht gewachsen gezeigt.

Daß der mögliche Erfolg nicht erreicht wurde, lag aber auch an Ney. Dieser hätte, bei seiner vorgefaßten Besorgnis vor einem überlegenen Angriff, wenigstens von Maukendorf ab beide Korps in gleicher Höhe vorgehen lassen müssen, dann hätten Barclay und York in eine sehr schwierige Lage kommen können, zumal wenn Lauriston kräftig zugefaßt hätte. Aber Ney war überhaupt nicht gekommen. Wo war er geblieben?

Um 5 Uhr nachm. war Ney mit der 8. Division, der die 9. unmittelbar gefolgt war, während die drei andern erheblich zurückgeblieben waren, bei Maukendorf eingetroffen. Die Marschleistung der 8. Division betrug 23 km. Steinitz und Wartha sind von Maukendorf 10 bzw. 6 km entfernt. Die Meldungen Lauristons und Kellermanns und der von Süden her ertönende Kanonendonner dürften Ney über die Lage kaum in Zweifel gelassen haben. Und was hatte er jetzt getan? Er hatte befohlen, daß die 8. und 9. Division bei Maukendorf, die drei andern bei Hoyerswerda stehen bleiben sollten. Wo bleibt da das napoleonische „marcher au canon"?

Und der Grund? Wir können ihn nur vermuten. Durch die Ereignisse in seiner vorgefaßten Besorgnis vor einem überlegenen Angriff bestärkt, hatte er sich anscheinend gescheut, auch noch den zur Stelle befindlichen Teil seines Korps einzusetzen, und es Lauriston überlassen, sich selber aus der Gefahr zu ziehen. Eine gewisse Bestätigung für diese Annahme finden wir in der Meldung, die er über beide Gefechte um 9 Uhr nachm. an den Kaiser sandte. In ihr hieß es:

„. . . Ein Gefangener hat ausgesagt, daß die feindliche Armee im Marsch auf Hoyerswerda ist; ist das wahr, so werde ich morgen die Schlacht annehmen. . . . Ich halte es für wichtig, eine Bewegung — (NB. mit der Hauptarmee) — links zu machen, um mein Vorgehen zu erleichtern. . . . Wenn mich der Feind morgen angreift, werde ich die Schlacht bei Buchwald(e) annehmen."

Wie Ney der Gedanke hat kommen können, den Angriff des Feindes bei Buchwalde abwarten zu wollen, ist unerklärlich. Wo war da der Einfluß Jominis? Ney wußte, daß Napoleon mit dem Angriff der Hauptarmee nur wartete, weil die Nebenarmee noch nicht umfassend angreifen konnte, und da wollte er stehen bleiben, sobald er auf den ersten Widerstand stieß!

Von den übrigen Ney unterstellten Heerteilen gelangten am 19. die Division Puthod nach Senftenberg, 36 km von Weissig, 52 km von Bautzen, das Korps Reynier nach Alt-Döbern, 75 km von Bautzen.

Digitized by Google

Ohne Victor, der nicht rechtzeitig eintreffen konnte, zählte die Nebenarmee noch 58 700 Mann Infanterie, 2700 Reiter, 3800 Mann Artillerie und Sappeure = 65 200 Mann, 180 Geschütze.

Hierzu kam nun noch die Division Peyri in einer Stärke von 5200 Mann Infanterie, 200 Reiter, 300 Mann Artillerie und Sappeure = 5700 Mann, 15 Geschütze.

So waren es im ganzen: 139 600 Mann Infanterie, 14 400 Reiter, 9900 Mann Artillerie und Sappeure = 163 900 Mann, 530 Geschütze, die Napoleon für den Angriff auf die feindliche Hauptarmee zur Verfügung standen. —

Die Streitkräfte, die ihm die Verbündeten in der Stellung bei Bautzen entgegenstellen konnten, und die er ziemlich richtig auf 100 000 Mann schätzte, beliefen sich noch auf 62 600 Mann Infanterie, 18 600 Mann Kavallerie, 7400 Kasaken, 8500 Mann Artillerie und Pioniere = 89 700 Mann, 7400 Kasaken, 627 Geschütze.

Bei Lützen war das Kräfteverhältnis 9 : 5 gewesen, jetzt war es 8,5 : 5. Es war also nicht mehr ganz so günstig, dafür war aber jetzt der Wert der französischen Armee ein höherer; einmal waren die minderwertigen Elemente abgeschoben, sodann war die Armee jetzt auskömmlich mit Artillerie und besser mit Kavallerie versehen, wenn letztere auch immer noch erheblich schwächer als die gegnerische war, während die Infanterie noch immer eine mehr als doppelte Überlegenheit der Zahl besaß. So waren alle Aussichten des Erfolges für Napoleon.

Und dieser Erfolg versprach ein großer zu werden. Wenn die Verbündeten sich nicht noch im letzten Augenblick der drohenden Umfassung durch Ney entzogen, und wenn dieser nur einigermaßen seiner Aufgabe gewachsen war, dann war es bei der Nähe und Richtung der böhmischen Grenze wohl möglich, ihnen den Rückweg zu verlegen. So konnte die bevorstehende Schlacht sie in eine Katastrophe verwickeln. Dann mußten sie Napoleons Bedingungen annehmen, Österreich aber froh sein, wenn er es seine Haltung nicht entgelten ließ. Das war der Siegespreis, der ihm winkte, und den er erringen konnte.

Aber er mußte ihn auch erringen. Entgingen die Verbündeten hier dem Verderben, dann war die glückliche Beendigung des Krieges in eine weite Ferne gerückt. Mußte er ihnen in unabsehbare Fernen folgen, dann schwand sehr bald seine Überlegenheit der Zahl, auf der, wie er wohl fühlte, seinen jetzigen Gegnern gegenüber die Möglichkeit des Erfolges beruhte, und dann drohte auch die Einmischung Österreichs, der gegenüber er vorläufig, d. h. bis zur Beendigung seiner Rüstungen, machtlos war. Nur ein wirklich entscheidender Sieg konnte ihm helfen. Ihn zu erringen, mußte er alles daransetzen, durfte er keine Opfer scheuen.

Digitized by Google

IV. Die einleitenden Kämpfe am 20 Mai.

Wie sicher auch Napoleon auf den Erfolg rechnete, wenn die Verbündeten stehen blieben, so lag in diesem „wenn" doch noch immer eine große Gefahr, und deshalb empfand er es schwer, daß der Versuch einer Verständigung mit dem Zaren gescheitert war. Zögern durfte er nicht, das sah er klar; er mußte rasch zufassen, damit die günstige Gelegenheit ihm nicht entschlüpfte. Sein Entschluß stand jetzt fest: noch ehe Ney eingreifen konnte, d. h. gleich am kommenden Tage, wollte er mit der Hauptarmee den Übergang über die Spree erzwingen, um die Verbündeten nötigenfalls festhalten zu können.

Doch das schien ihm nicht genug, um den Gegner zu fesseln. Da er es für undenkbar hielt, daß dieser stehen blieb, wenn er erst die ihm von Ney drohende Gefahr erkannt hatte, mußte seine Aufmerksamkeit von diesem abgelenkt werden. Das beste Mittel hierzu war eine Offensive gegen den linken Flügel des Feindes, die diesen glauben machen konnte, der Hauptangriff würde hier erfolgen. Sie mußte energisch, aber nicht mit zu starken Kräften unternommen werden, damit der Kaiser in der Lage blieb, den Hauptstoß gegen die feindliche Mitte zu führen, sobald sich Neys Umfassung fühlbar machen würde.

Mit dem Angriff am 20. verband Napoleon aber noch einen andern Zweck. Seine Gegner sollten ihn jetzt nicht wieder, wie bei Lützen, bis zur Dunkelheit aufhalten und sich dann unter deren Schutz der Vernichtung entziehen können. Wenn er am 20. die feindliche Vor-Stellung eroberte, dann konnte er gemeinsam mit Ney am Vormittag des 21. die feindliche Haupt-Stellung nehmen und am Nachmittag seinen Sieg vervollständigen.

Dies war Napoleons Schlachtplan. Aus dem konzentrischen Vormarsch seiner beiden Armeen ergab er sich von selbst. Er hatte dem Kaiser von Anfang an vorgeschwebt; an dem Biwakfeuer von Klein-Welka, wo dieser bis Mitternacht geweilt hatte, dürfte er in seinen Einzelheiten gereift sein. Daß die Ereignisse bei der Nebenarmee eine Änderung nötig machen könnten, fürchtete Napoleon nicht; Ney war stark genug, jeden Widerstand zu überwinden, den er antreffen konnte. Darum sorgte er sich auch nicht um den Ausgang der Kämpfe, von denen er den Kanonendonner gehört hatte, trotzdem er bei seiner Rückkehr nach Klein-Förstgen noch keine Meldungen über diesen hatte, und auch die am 20. um $2^1/_2$ Uhr vorm. von Bertrand eingehenden Meldungen in der Hauptsache nur besagten, daß die Verbindung mit Königswartha noch unterbrochen wäre.

Daß Ney den Gegner zurückgedrängt haben würde, schien Napoleon zweifellos, und so zweifelte er auch nicht, daß dieser rechtzeitig, d. h. am 21., würde eingreifen können. Daß Peyri ein Unfall zugestoßen sein könnte, fürchtete er zunächst anscheinend nicht. Bestimmt glaubte er, daß durch eine von Bertrand auf Königswartha vorgesandte Abteilung, der sich sein Generaladjutant Corbineau hatte anschließen müssen, die Verbindung mit Peyri und folglich auch mit Ney baldigst würde hergestellt werden.

Digitized by Google

So war anscheinend kein Grund zu zögern. Napoleon tat es denn auch nicht. Um 6 Uhr vorm. ergingen die einleitenden Befehle. Sie besagten in der Hauptsache:

„Macdonald sollte an den geeignetsten und von den Batterien der Stadt entferntesten Stellen drei Bockbrücken schlagen lassen und den Feind vom rechten Ufer vertreiben,

„Oudinot sich links an Macdonald, rechts an das Gebirge lehnen . . . und ebenfalls zwei Brücken nach dem anderen Ufer herstellen lassen,

„Bertrand das Plateau — von Cölln — besetzen und Lauriston zu Hilfe marschieren, wenn er Kanonendonner hören würde,

„Marmont sich . . . so weit nach links ausdehnen, daß er mit Bertrand, den er nötigenfalls unterstützen sollte, in Verbindung bliebe."

Nach Abgang dieser Befehle, anscheinend um 8 Uhr vorm., d. h. gerade als Napoleon zu Pferde stieg, um nochmals selbst zu erkunden, ging von Corbineau ein Bericht über die Niederlage Peyris ein, in dem gesagt war, die Verbindung wäre noch nicht hergestellt. Diese Meldung erregte nun aber doch Napoleons Besorgnis; möglicherweise war Ney doch auf stärkeren Widerstand gestoßen, der es ihm unmöglich machte, seinen Vormarsch fortzusetzen. So schob er die Ausführung der gegebenen Befehle noch auf und beschloß, zunächst unter allen Umständen die Verbindung mit Ney herzustellen und diesem nötigenfalls Luft zu machen. Zu dieser Expedition wurden das IV. Korps und die Reservekavallerie bestimmt. Da aber jetzt sein ganzer Unwille gegen Bertrand rege geworden war, übertrug er nicht diesem, sondern Soult die Leitung des Unternehmens. Mündlich befahl er letzterem

„halbwegs Groß-Welka—Klix vorzugehen, um die Verbindung herzustellen und nötigenfalls Ney unterstützen zu können".

Infolge dieser Weisung vereinigte Soult gegen 9 Uhr vorm. beide Korps auf dem Plateau von Cölln. Ehe er aber von hier seinen Vormarsch antrat, ergab sich, daß die Verbindung mit Ney nicht mehr unterbrochen war, denn es ging jetzt dessen Meldung von 9 Uhr nachm. aus Maukendorf ein, in der seine Besorgnis vor einem überlegenen Angriff, dem er bei Buchwalde entgegentreten wollte, ausgesprochen war. Umgehend sandte ihm Napoleon den Befehl

„seinen Marsch auf Klix unverzüglich fortzusetzen und sich so einzurichten, daß am Abend seine sämtlichen Truppen dort vereinigt wären, um bereit zu sein, am anderen Morgen die Spree zu überschreiten".

Napoleon, der inzwischen von verschiedenen Punkten aus nochmals erkundet hatte und sich um 9 Uhr vorm. auf dem Schmochtitzer Berge befand, war jetzt hinsichtlich der Mitwirkung Neys am 21. beruhigt. Der Ausführung seines Vorhabens stand also nichts mehr im Wege. So sollten die bereits angeordneten Bewegungen gegen Mittag ausgeführt werden; nur Oudinot, der einen weiteren Weg hatte, sollte früher aufbrechen. Demgemäß befahl er jetzt:

Digitized by Google

„Oudinot sollte sich alsbald in Bewegung setzen, die Spree oberhalb von Bautzen überschreiten und die von dem feindlichen linken Flügel besetzten Höhen angreifen,

„Macdonald auf einen noch zu gebenden Befehl gegen Bautzen vorgehen,

„Marmont den Fluß unterhalb der Stadt überschreiten und zusammen mit

„Soult, der den oberen Befehl über das IV. Korps und — vorläufig auch — die Reservekavallerie behalten sollte, die Höhen von Burk angreifen, während

„die Garden sich hinter Macdonald aufstellen sollten." —

Napoleons Schlachtplan entsprechend, begann die Schlacht mit dem Angriff auf den linken Flügel der Vor-Stellung der Verbündeten.

Auf diesem stand zwischen Preuschwitz und Doberschau die Division St. Priest — 3300 Mann Infanterie, 12 Geschütze —, dahinter die Kavallerie der Avantgarde — 2100 Reiter, 12 Geschütze. Bei Doberschau schlossen sich die leichten Truppen der Generale Emanuel — 1600 Reiter, 6 Geschütze — und Kaissarow — 800 Reiter — an, während in den Bergen von Klein-Kunitz die Abteilung des Generals Lukow — 700 Mann Infanterie, 2 Geschütze — stand.

Ihnen gegenüber verfügte Oudinot — einschließlich der Brigade Reiset der 3. schweren Division des 1. Kavalleriekorps, die demnächst zu ihm stieß — über 16 400 Mann Infanterie, 1300 Reiter, 48 Geschütze.

Bald nach 11 Uhr vorm. brach er von Drauschkowitz auf und marschierte in einer Kolonne nach Singwitz, wo er die Spree überschritt. Ein auf dem rechten Talrande stehendes Bataillon wurde vertrieben, St. Priest, der jetzt herbeieilte, auf Boblitz zurückgewiesen und zwischen 3 und 4 Uhr nachm. auch dieses nach kurzem Gefecht genommen. St. Priest ging jetzt auf Falkenberg, Emanuel in der Richtung auf den Drohmberg zurück.

Oudinot folgte in zwei Kolonnen, die rechte aus der — halben — Division Lorencez und der bayerischen Kavallerie, die linke aus der Division Pacthod, der dieser mit einem großen Abstande folgenden bayerischen Infanterie und der die linke Flanke deckenden Dragonerbrigade Reiset bestehend. Ohne sich durch die russische Kavallerie und das Feuer der bei Daranitz stehenden Artillerie aufhalten zu lassen, ging Pacthod gegen Falkenberg vor und nahm auch dieses.

Inzwischen hatte sich Lorencez gegen den Drohmberg gewandt. Emanuel war von der bayerischen Kavallerie auf Klein-Kunitz zurückgeworfen worden. Sich immer weiter rechts ziehend, gewann er Pielitz und Mehltheuer. Die Russen wichen bis Döhlen und bis zur Höhe hinter Mehltheuer. Eine auf dieser stehende Batterie verhinderte jetzt aber sein weiteres Vorgehen.

Unterdessen hatte sich gegen Mittag auch das französische Zentrum in

Digitized by Google

Bewegung gesetzt. Napoleon, der gegenüber von Bautzen gewesen war, hatte selbst das Zeichen gegeben.

Ihm gegenüber standen bei Preuschwitz die Abteilung Engelhardt — 1000 Mann Infanterie, 12 Geschütze — und bei Bautzen das Korps des Herzogs Eugen von Württemberg — 5500 Mann Infanterie, 12 Geschütze. — Von letzterem hatte die Brigade Wolff die Stadt Bautzen besetzt, während der Rest des Korps rechts von Bautzen stand. Als hier der Angriff begann, waren die Monarchen gerade in der Nähe, und nahmen jetzt zunächst ihren Standpunkt auf der Höhe bei Nieder-Kaina.

Zum Angriff auf Bautzen verfügte Macdonald — einschließlich des Restes der 3. schweren Division des 1. Kavalleriekorps — über 13 700 Mann Infanterie, 1350 Reiter, 58 Geschütze.

Während die Division Charpentier an der großen Straße vorging, gingen die Divisionen Gerard und Fressinet bei Grubschütz auf der dortigen Brücke und zwei rasch hergestellten Bockbrücken über die Spree, um Bautzen von Süden anzugreifen. Aber bei Preuschwitz war ihnen der Weg versperrt, und trotz ihrer Übermacht kamen sie nicht vorwärts. So blieb Charpentier bei seinem Vorgehen gegen die unangreifbare Wasserfront von Bautzen ohne Unterstützung und es stockte Macdonalds ganzer Angriff.

Doch jetzt bekam er durch Marmont Luft.

Das Korps Marmont — 18 600 Mann Infanterie, 73 Geschütze — sollte die Spree unterhalb von Bautzen überschreiten. Marmont hatte drei Bockbrücken bereitstellen lassen; außerdem befand sich je eine Furt bei Oehna und bei der Schleifmühle, nahe unterhalb von Seidau.

Marmont langte gegen 1 Uhr nachm. mit seinem Korps an der Spree an. Alsbald ließ er 60 Geschütze auf dem beherrschenden linken Talrande gegenüber der Pulvermühle auffahren, deren vernichtendes Feuer die russischen Schützen vom jenseitigen Ufer verjagte. Dann gingen dichte Schützenschwärme durch die Spree und drangen gegen Eugens Stellung vor. Ein russischer Gegenstoß wurde zurückgewiesen. Gegen 3 Uhr nachm. waren die Brücken fertig, und nun ging auch Marmonts übrige Infanterie über und zwang, unterstützt von ihrer starken Artillerie, Eugen, aus deren Feuerbereich zurückzugehen.

Schon etwas früher hatte auf Marmonts rechtem Flügel ein Teil der Division Compans die Spree mittels der Furt unterhalb von Seidau überschritten und Bautzen von Norden angegriffen. Ein starker Haufen von Voltigeurs hatte den steilen Felsen am Schießhause erstiegen, vier hier stehende Geschütze genommen und dann die Mauern der Wendenvorstadt überstiegen. Für ihren Rückzug fürchtend, räumten die Russen um 3½ Uhr nachm. Bautzen.

Durch das Vorgehen Oudinots um seinen Rückzug nach dem vorläufig nur dünn besetzten linken Flügel der Haupt-Stellung, dessen Verteidigung er

Digitized by Google

übernehmen sollte, besorgt, trat Miloradowitsch nun den Rückzug an. Auch Preuschwitz wurde jetzt geräumt.

Hierdurch bekam Macdonald Luft, so daß er dem Herzog Eugen, der Schritt für Schritt auf Nadelwitz und von hier nach den Höhen zwischen Auritz und Jenkwitz zurückging, folgen konnte, mit der Division Gerard rechts auf Strehla, mit der Division Fressinet links an der großen Straße entlang. Die Division Charpentier folgte erst später, da sie infolge der Sperren an den Eingängen vorläufig nicht durch Bautzen hindurchgehen konnte.

Da Fressinet durch russische Kavallerie, Gerard aber durch Eugen aufgehalten wurde, kam Macdonald nur langsam vorwärts. Nachdem er über Strehla hinaus gekommen, blieb er hier gegenüber der neuen feindlichen Stellung stehen.

Die Garden — 15 650 Mann Infanterie, 3770 Reiter, 110 Geschütze, — folgten Macdonald über die Brücken oberhalb von Bautzen und stellten sich vorwärts von Bautzen auf.

Links rückwärts von ihnen nahm die Reservekavallerie — 4100 Reiter, 12 Geschütze, die über die Brücken an der Pulvermühle herangekommen war, Stellung.

Napoleon, der sich mit den Garden nach vorne begeben hatte, befand sich um 4 Uhr nachm. bereits 4 km vorwärts von Bautzen. Mit dem bisherigen Verlauf war er außerordentlich zufrieden. Er war um diese Zeit seiner Sache bereits so sicher, daß er an die Kaiserin eine Siegesnachricht und an Ney die Weisungen für den nächsten Tag senden ließ.

Marmont war inzwischen mit zwei Divisionen Eugen auf Nadelwitz gefolgt. Nachdem dann Macdonald dessen Verfolgung übernommen, er selbst aber hierdurch viel Zeit verloren hatte, ging er auf Nieder-Kaina. Die Division Bonet hatte er bereits gegen Burk vorgehen lassen, um durch einen umfassenden Angriff auf Kleist Soult, der bisher den Übergang über die Spree nicht hatte erzwingen können, zu unterstützen.

Das aus Preußen und Russen gebildete Korps Kleist — 3700 Mann Infanterie, 1300 Reiter, 39 Geschütze — hatte Burk und die Höhen bei diesem Dorf besetzt. Die Abteilung des Generals v. Rüdiger — 1 preußisches Bataillon, 1 russisches Husarenregiment, 2 Geschütze — stand auf dem linken Spreeufer bei Nieder-Gurig und auf dem Gottlobsberge.

Zum Angriff auf diese Stellung verfügte Soult über das Korps Bertrand — einschließlich der über Radibor herangekommenen Italiener 16 500 Mann Infanterie, 1150 Reiter, 49 Geschütze — das sich gegen 2 Uhr nachm. zwischen Qualitz und Jeschütz aufstellte.

Um 3 Uhr nachm. ging die französische Division Morand — 12 Bataillone gleich 6500 Mann —, der die Württemberger folgten, während die Italiener bei Jeschütz verblieben, in drei Kolonnen vor, rechts die Brigade Sicard gegen den Gottlobsberg, in der Mitte die Brigade Hulot gegen Nieder-Gurig, links die Brigade Belair gegen Briesing.

Digitized by Google

Sowie sie sich zeigten, erhielten sie von den Kreckwitzer Höhen, auf denen Blücher stand, Artilleriefeuer. Der nur schwach besetzte Gottlobsberg wurde rasch genommen und alsbald von 14 Geschützen gekrönt, die das Artilleriefeuer beantworteten. Aber Nieder-Gurig konnte erst nach 6 Uhr nachm. genommen werden, und ein Versuch Hulots, weiter vorzudringen, scheiterte. Und nicht besser erging es Sicard, der bei dem Vorwerk Lubas die Spree überschritt und nun den Kiefernberg besetzen wollte; seine aus dem heraufführenden Hohlwege debouchierende Kolonne wurde von der feindlichen Kavallerie zurückgeworfen.

Inzwischen hatte gegen 5 Uhr nachm. die Division Bonet Burk angegriffen und es gegen 6 Uhr nachm. auch genommen, war aber wieder herausgeworfen worden. Unterdessen hatte aber auch Marmont das nur schwach besetzte Nieder-Kaina angegriffen und nach heftigem Widerstande erobert. Um nicht abgeschnitten zu werden, ging jetzt Kleist, an den sich auch Rüdiger heranzog, auf Litten zurück. Um 7 Uhr nachm. war Marmont im Besitz des ganzen Plateaus von Nieder-Kaina, auf dem er seine drei Divisionen nebeneinander aufstellte; die vor der Front gelegenen Dörfer Nadelwitz, Nieder-Kaina und Basankwitz wurden von je einem Regiment besetzt.

Soult ließ noch am Abend einen Angriff auf Doberschütz und Pließkowitz machen, dieser scheiterte aber hier wie dort. Dagegen besetzte Sicard noch in der Nacht den Kiefernberg; Belair und Hulot behielten Briesing bzw. Nieder-Gurig besetzt. Die Württemberger blieben hinter dem Gottlobsberg, die Italiener bei Jeschütz.

So war gegen 7 Uhr nachm. die gesamte Vor-Stellung im Besitz der Franzosen. Die Schlacht verstummte jetzt, nur auf dem rechten französischen Flügel entbrannte der Kampf noch einmal.

Das siegreiche Vordringen Oudinots, dessen rechter Flügel unter Lorencez bereits über die feindliche Haupt-Stellung hinaus vorgegangen war, hatte hier die Lage der Verbündeten zu einer äußerst kritischen gemacht. Der Zar, der sich mit dem Könige nach der Gegend von Jenkwitz begeben hatte, war um so besorgter, als er sich — in Übereinstimmung mit fast seiner ganzen Umgebung und nur im Widerspruch mit Wittgenstein — in der — für Napoleon sehr glücklichen — vorgefaßten Meinung befand, dieser würde hier, wo auch noch das Gelände für Kavallerie ungünstig war, den Hauptstoß führen, um die Verbündeten von der österreichischen Grenze abzuschneiden. Deshalb sandte er jetzt den Fürsten Gortschakow mit einem Teil des Zentrums und der Reserven — 3400 Mann Infanterie, 1300 Reiter, 12 Geschütze — nach dem linken Flügel, um hier einen Gegenstoß zu führen.

Dieser fand zwischen 7 und 8 Uhr nachm. statt. Lorencez wurde durch Gortschakow nach dem Drohmberge, Pacthod, der hierbei schwere Verluste erlitt, durch St. Priest und eine von Eugen von Württemberg gesandte Brigade bis Binnewitz und Grubditz zurückgeworfen. Erst um 10 Uhr nachm. endete hier der Kampf.

Digitized by Google

Pacthod blieb bei Binnewitz und Grubditz stehen. Lorencez ging bis Denkwitz zurück; seine Vortruppen behielten den Drohmberg besetzt. Die Bayern, die nicht ins Gefecht gekommen waren, kamen nach Ebendörfel.

Bei der Nebenarmee unter Ney kam es überhaupt erst abends zum Gefecht.

Ney hatte die bei Wartha, Maukendorf und Hoyerswerda stehenden drei Staffeln des III. Korps um 5 Uhr vorm. aufbrechen lassen. Da er nicht wußte, ob und wie weit der Feind zurückgegangen wäre, hatte er Lauriston nur benachrichtigt, daß er über Königswartha weitermarschieren würde. Reynier hatte er Befehl gesandt, schleunigst zu folgen.

Ohne den Feind angetroffen zu haben, gelangte Ney über Königswartha und Johnsdorf nach Opitz. Von hier ab wurde man mehrfach von Kasaken belästigt. Vor Klix stieß man auf Tschaplitz. Die Avantgarde unter Kellermann und die Division Souham warfen ihn zurück und eroberten dann — um $7\frac{1}{2}$ Uhr nachm. — nach heftigem Kampf das Dorf, konnten aber nicht über die Spree vordringen, da die Russen die Brücke zerstört hatten. Das Feuer dauerte bis zur vollen Dunkelheit. Tschaplitz ging bis Salga zurück. Kellermann blieb bei Klix. Ney nahm Quartier in Stier; seine Divisionen lagerten zwischen hier und Opitz, 9 km von Klix.

Lauriston, der Neys erste Weisung falsch aufgefaßt hatte, war erst um 2 Uhr nachm. auf einen erneuten Befehl aufgebrochen. Infolge der schlechten Wege und mehrfach durch Kasaken aufgehalten, erreichte die Avantgarde erst 8 Uhr nachm., als Klix schon genommen war, Särchen, 2 km von Klix auf dem linken Spreeufer. Das Gros kam bis Kaupa, 5 km weiter rückwärts, Puthod nach Steinitz, $13\frac{1}{2}$ km von Särchen.

Reynier gelangte nach Hoyerswerda, 28 km von Klix.

Da Ney noch keinen Befehl hatte, ordnete er an, daß die Truppen sich bereithalten sollten, am anderen Morgen über Baruth auf Weißenberg zu marschieren.

Der von Berthier um 4 Uhr nachm. aus der Gegend vorwärts Bautzen abgesandte Befehl ging erst am 21. um 4 Uhr vorm. ein. Mit Neys Absicht anscheinend übereinstimmend, lautete er:

„Der Kaiser befiehlt, daß Sie auf Dresa gehen, indem Sie den Feind aus seinen Stellungen vertreiben und mit uns Fühlung halten, und von da auf Weißenberg, um ihn zu umfassen."

Abgesehen von dem Gefecht bei Klix, waren auf französischer Seite etwa 73 000, auf gegnerischer schließlich 28 000 Mann ins Gefecht gekommen. Die Franzosen hatten etwa 5600, die Verbündeten 3000 Mann verloren.

Nach Abzug der Verluste zählte die französische Armee am Abend des 20. noch rund 134 800 Mann Infanterie,*) 14 300 Reiter, 9700 Mann Artillerie = 158 800 Mann, 530 Geschütze.

*) Einschl. von 450 Mann, die am Abend des 20. mit einem Transport von 68 000 Brotportionen eintrafen.

Digitized by Google

Das Ergebnis des Tages war, daß die Hauptarmee mit geringen Opfern den Übergang über die Spree erzwungen und sich in den Besitz des Vorgeländes der feindlichen Stellung gesetzt hatte, und daß die Nebenarmee nahe genug herangekommen war, um am nächsten Tage den rechten feindlichen Flügel umfassen und die Entscheidung bringen zu können. So hatte sich der erste Teil von Napoleons Plan programmäßig abgespielt, und es war alle Aussicht, daß es der zweite ebenfalls tun würde.

Napoleon war bis 8 Uhr nachm. auf dem Schlachtfelde geblieben und hatte sich dann nach Bautzen begeben. Mit dem Ergebnis war er außerordentlich zufrieden. Er hatte auch vollen Grund dazu; es hätte auch anders kommen können, wie alsbald gezeigt werden soll. Aber das Glück war ihm treu geblieben, und so hatte er einen großen Erfolg errungen und konnte mit Recht auf einen noch größeren hoffen. Das Wiederaufleben des Gefechts bei Oudinot beunruhigte ihn nicht. Im Gegenteil, es bewies ja, daß die beabsichtigte Täuschung des Feindes über seine Absichten gelungen sei, und verminderte seine Besorgnis, dieser könnte noch im letzten Augenblick abziehen. Wenn er der feindlichen Heeresleitung den einzigen richtigen Entschluß, den sie hätte fassen können, zutraute, tat er ihr zu viel Ehre an. Da er nun aber einmal — mit Recht — mit dieser Möglichkeit rechnete, war es ihm eine große Beruhigung, daß Oudinot und Macdonald, beide sehr besorgt, im Laufe der Nacht meldeten, daß der Feind ihnen gegenüber starke Truppen sammle, und dringend um Unterstützung baten. Doch Verstärkungen zu gewähren, paßte nicht in Napoleons Rechnung. Macdonald soll überhaupt keine Antwort erhalten haben. Die Oudinot erteilte Antwort lautete

„er sollte sich in seiner Stellung aufs äußerste behaupten; er möge selber die Höhen von Mehltheuer und den Döhlener Berg nehmen".

Diese Antwort ist nur dadurch verständlich, daß Oudinot verschwiegen hatte, daß er schließlich zurückgegangen war, weshalb Napoleon annahm, er habe die eroberte Stellung behauptet.

Seinen Erfolg hatte Napoleon in erster Linie dem Mangel an Initiative beim Gegner zu danken. Ohne Ney, aber einschließlich der Division Peyri, verfügte Napoleon am 20. nur über etwa 80 900 Mann Infanterie, 11 700 Reiter, 350 Geschütze. Die Verbündeten hätten ohne Barclay, York und die entsandten Kasaken 51 000 Mann Infanterie, 19 000 Reiter, 499 Geschütze ins Feuer bringen können. Das Kräfteverhältnis wäre also für sie erheblich günstiger gewesen, als es am 21. war. Da ferner die Verbündeten seit dem Morgen auf den Übergang der Hauptarmee vorbereitet waren, wäre es wohl möglich gewesen, diese, wie Gneisenau geraten hatte, während des Überganges anzugreifen. Hätten nun auch die Verbündeten in anbetracht der Überlegenheit der feindlichen Führung, der vorgeschrittenen Tageszeit und der starken Stellung auf dem linken Spreeufer einen etwaigen Erfolg kaum ausnutzen können, so würde doch z. B. eine Niederlage seines rechten Flügels

Digitized by Google

Napoleon zu einer Änderung seiner Maßregeln genötigt haben. Jedenfalls hätten die Verbündeten sich dann am 21. nicht um ihren linken Flügel sorgen brauchen, und damit wäre ein wesentlicher Faktor für das Gelingen von Napoleons Plan fortgefallen.

Die Kritik hat aus der nicht unbedenklichen Lage der Hauptarmee am Nachmittag des 20. Anlaß genommen, Napoleon vorzuwerfen, daß er nicht mit dem Übergang bis zum 21. gewartet habe; dann hätte Neys Erscheinen die Verbündeten genötigt, die Vor-Stellung ohne Kampf aufzugeben, und so hätte Napoleon auch die Opfer gespart, die ihn die Eroberung am 20. kostete. Das klingt sehr schön, dabei wird aber nicht an den doppelten Zweck gedacht, den Napoleon mit dem Angriff am 20. verband. Und noch etwas anderes wird auch hier wieder übersehen. Napoleon wußte, daß der feindlichen Heerführung gegenüber jedes Wagnis erlaubt war, wenn es mit genügenden Mitteln unternommen wurde, um nicht durch die Initiative eines einzigen feindlichen Unterführers zum Scheitern gebracht zu werden.

V. Die Schlacht bei Bautzen am 21. Mai.

Bei dem völlig passiven Verhalten der Verbündeten war ein anderer Ausgang der Kämpfe am 20. nicht möglich gewesen. Dennoch waren sie über das Ergebnis aufs äußerste bestürzt. Noch konnten sie sich der drohenden Umklammerung durch Ney entziehen. Aber gegen diese Gefahr war der Zar, der den Hauptstoß auf dem linken Flügel erwartete, blind. So blieb man stehen. Nicht einmal eine Disposition wurde ausgegeben. Der einzige Befehl, den man gab, war der, daß die Heerteile des linken Flügels, die bei dem Gegenstoß über die eigentliche Stellung vorgeprellt waren, beim Nahen des Feindes in diese zurückgehen sollten. So gingen die Verbündeten der Schlacht in einer schlechten Stellung, planlos und mit einer gänzlich falschen Auffassung von den Absichten des Feindes entgegen, während Napoleon, der — abgesehen von den Kasaken — über eine fast doppelte Übermacht verfügte, die Schlacht so angelegt hatte, daß sie zu ihrer Umklammerung und Vernichtung führen mußte. War er à la hauteur de lui-même, dann konnte der Ausgang gar kein anderer sein.

Nach den Verlusten des 20. Mai zählten die Streitkräfte der Verbündeten noch

60 100 Mann Infanterie, 24 200 Reiter, 8400 Mann Artillerie und Pioniere = 86 900 Mann, 5800 Kasaken,*) 622 Geschütze.

Von ihnen standen

auf dem linken Flügel von Eulowitz bis Jenkwitz

25 800 Mann, 2200 Kasaken, 139 Geschütze unter Miloradowitsch, davon 3 000 Mann, 8 Geschütze unter Emanuel, Lukow und Kaissarow bei Klein-Kunitz usw.,

*) Etwa 1300 Kasaken waren außerdem zum Polizeidienst usw. abkommandiert.

Digitized by Google

5 300 Mann, 17 Geschütze unter Gortschakow bei Mehltheuer und Pielitz,
14 400 Mann, 74 Geschütze unter Ostermann (nach dessen Verwundung unter Eugen von Württemberg) bei Rieschen, Daranitz, Falkenberg und Auritz,
5 300 Mann, 40 Geschütze unter Berg bei Jenkwitz auf dem rechten Ufer des Blösaer Wassers;

in der Mitte von Jenkwitz bis Pließkowitz

48 900 Mann, 800 Kasaken, 301 Geschütze, davon
16 600 Mann, 180 Geschütze — die russischen Reserven*) — unter Großfürst Konstantin in Reserve bei Baschütz, in dessen Nähe sich die Monarchen aufhielten, der größte Teil der Artillerie in den angelegten Verschanzungen,
4 700 Mann, 36 Geschütze unter York bei Litten,
4 800 Mann, 38 Geschütze unter Kleist bei Purschwitz,
23 600 Mann, 137 Geschütze unter Blücher zwischen Kreckwitz und Pließkowitz:

auf dem rechten Flügel nördlich der Pließkowitzer Teiche

12 200 Mann, 2800 Kasaken, 92 Geschütze unter Barclay bei Malschwitz, Gleina, Salga und Lehmitsch.

Zum Angriff auf diese Stellung verfügte Napoleon über
142 100 Mann, 498 Geschütze, die von Anfang an zur Stelle waren, und über
16 700 Mann, 32 Geschütze, die nach einigen Stunden eintreffen konnten.

Seinen Schlachtplan kennen wir schon. Oudinot sollte wiederum durch ein entschlossenes Vorgehen die Aufmerksamkeit des Feindes nach dessen linken Flügel ziehen, Ney auf Preititz vordringen, das Zentrum inzwischen stehen bleiben, den Gegner durch ein hinhaltendes Gefecht fesseln und erst zum Angriff schreiten, wenn Ney von Preititz aus gegen Wurschen vordringen würde, etwa zwischen 11 und 12 Uhr mittags. Etwaigen partiellen Erfolgen des linken russischen Flügels maß Napoleon keine Bedeutung bei; je weiter dieser vordrang, desto schwieriger wurde später dessen unvermeidlicher Rückzug. Darum wollte er auch Oudinot nicht unterstützen, auch wenn dieser sich verblutete, sondern möglichst starke Kräfte aufsparen, bis das „événement“ gereift sein würde, um dann eine möglichst große Ernte einheimsen zu können. In der Tat, ein großartiger Plan. Und dazu versprach die Verblendung des Zaren, ihm zum vollen Erfolge zu verhelfen.

Eine Angriffsdisposition gab er nicht aus. Zunächst nicht einmal Befehle. Ney war der letzte Befehl um 4 Uhr nachm. gesandt; er genügte für die einleitenden Bewegungen. Die Befehle für die Hauptarmee wollte Napoleon aber erst an Ort und Stelle von den Höhen vorwärts von Bautzen

*) Der Rest befand sich bei Gortschakow, 4 Batterien = 48 Geschütze bei Blücher 1 Batterie = 12 Geschütze bei Eugen.

Digitized by Google

ausgeben. Er wollte sich wohl erst mit eigenen Augen überzeugen, ob bis dahin beim Gegner keine Veränderung vorgekommen wäre, sowie auch Neys Meldung über die Ereignisse des 20. abwarten. Das Zentrum brauchte ja auch zunächst keine Befehle, und Oudinot kannte schon seine Aufgabe aus der Antwort auf seine Meldung von 10 Uhr nachm.

Um 5 Uhr vorm. traf Napoleon, der wenig geschlafen hatte, auf den Höhen vor Bautzen, etwa halbwegs Nadelwitz, auf denen die Gardeinfanterie stand, ein. Es war ein schöner, klarer Morgen, nur über dem Spreetal wallte dichter Nebel. Deutlich war das russische Zentrum bei Baschütz zu übersehen sowie die Besetzung der Kreckwitzer Höhen, die nach links das Gesichtsfeld abschlossen, zu erkennen. Also dachten die Verbündeten nicht an Abzug. Das erfüllte ihn mit großer Freude. Doch von Ney war noch keine Meldung da. Der Generalstabsoffizier, der sie überbringen sollte, hatte sich im Nebel verritten und traf erst um 7 Uhr vorm. ein.

Napoleon wartete nicht länger. Schon hallte vom rechten Flügel her der Kanonendonner herüber. Macdonald und Oudinot mußten also ihre Weisungen erhalten.

Beide Befehle waren sehr kurz. Sie sollen nur gelautet haben

„den Kampf wieder aufzunehmen, um den Feind zu verhindern, Truppen von seinem linken Flügel fortzuziehen".

Nach Abgang dieser Befehle begab sich Napoleon in ein großes Viereck seiner Garde, wo er anscheinend, wie er es vor einer großen Schlacht liebte, eine kurze Ansprache hielt. Dann ging die Gardeinfanterie etwas zurück und bildete vor Bautzen Brigademassen.

Napoleon selber nahm jetzt seinen Standpunkt auf der Kuppe zwischen Bautzen und Nadelwitz, auf der er den ganzen Vormittag blieb. Von einem sächsischen Postillon ließ er sich im Gelände die Orte zeigen, die er ihm auf der Karte gewiesen hatte. —

Oudinot hatte seine Divisionen noch vor Tagesanbruch bereitgestellt, Lorencez auf dem Drohmberge, Pacthod bei Binnewitz, die Bayern unter Raglowich bei Ebendörfel. So konnten erstere beide einen noch vor 5 Uhr vorm. unternommenen Angriff auf ihre Vorposten abweisen und dann sofort nach Eingang des Befehls, etwa 6 Uhr vorm., zum Angriff schreiten. Während Lorencez sich auf Mehltheuer wandte, ging Pacthod, gefolgt von Raglowich, gegen Daranitz vor.

Gleichzeitig ging Macdonald — die Division Gerard rechts, die Division Charpentier links, die Division Fressinet in Reserve, sich links bis an die Löbauer Straße ausdehnend — zunächst bis in die Linie Jeßnitz—Auritz vor und nahm dann seine Artillerie in Stellung.

Ohne Kampf räumten die Russen Falkenberg und die Höhen von Auritz. St. Priest stellte sich jetzt links, Eugen von Württemberg rechts von Rieschen auf.

Digitized by Google

Nun griff Pacthod Daranitz an, das er nach heftigem Kampf nahm, worauf er gegen Rieschen und den von St. Priest besetzten Höhenrand südlich davon vorging.

Die Eroberung von Daranitz ermöglichte es Macdonald, den rechten Flügel seiner Artillerie — 30 Geschütze — auf die Höhe zwischen Daranitz und Rabitz vorgehen zu lassen. Es kam jetzt zu einer heftigen Kanonade, bei der sich schließlich das Übergewicht auf die Seite der Franzosen neigte. Als nun aber eine Abteilung der Division Charpentier etwas unvorsichtig gegen Klein-Jenkwitz vorging, wurde sie von der russischen Kavallerie nach Auritz zurückgeworfen und verlor ein Geschütz. Hierdurch zurückgeschreckt, beschränkte sich jetzt Macdonald darauf, seine Artillerie wirken zu lassen.

Inzwischen war um Rieschen ein heftiger Kampf entbrannt und das Dorf von einer Hand in die andere gegangen. Aber nach 10 Uhr vorm. gelang es Pacthod, St. Priest zurückzudrängen, und jetzt mußten die Russen auch Rieschen räumen.

Und auch Lorencez hatte inzwischen große Fortschritte gemacht und war, nachdem er Mehltheuer und Pielitz dem Fürsten Gortschakow entrissen hatte, den weichenden Russen auf Döhlen gefolgt, das er zwischen 10 und 11 Uhr vorm. ebenfalls eroberte.

So stand Oudinot jetzt bereits hinter der feindlichen Haupt-Stellung.

Während sich diese Ereignisse auf dem rechten Flügel der französischen Armee zutrugen, stand deren Zentrum unbeweglich dem feindlichen Zentrum gegenüber, und zwar

das Korps Marmont auf den Höhen von Burk,

das auch heute Soult unterstellte Korps Bertrand mit den drei Brigaden der Division Morand auf dem Kiefernberg, in Nieder-Gurig und in Briesing, mit der württembergischen Infanterie auf dem Gottlobsberge, mit den Italienern und der Kavallerie bei Jeschütz,

die Gardeinfanterie nahe vor Bautzen, die Reservekavallerie in zusammengezogenen Kolonnen rechts vorwärts von ihr und die Gardekavallerie hinter dieser in Linie mit dem linken Flügel an Bautzen.

Napoleon befand sich seit 5 Uhr vorm. auf der Kuppe zwischen Bautzen und Nadelwitz, von der er das ganze Schlachtfeld im Zentrum bis zum Kamm der Kreckwitzer Höhen übersah. Nicht übersehen konnte er aber das durch diese Höhen seinen Augen entzogene tiefgelegene Niederungsgelände, in dem sich Neys Bewegungen vollzogen. Da für die Befehlsübermittlung an diesen angeblich $1\frac{1}{2}$ Stunden nötig waren, mußte Ney nach Gutdünken handeln.

Nachdem Napoleon die Befehle an Macdonald und Oudinot abgesandt, harrte er der Dinge, die da kommen sollten. Endlich, nach 7 Uhr vorm., traf Neys von 10 Uhr nachm. datierte Meldung ein, daß er über Baruth auf Weißenberg marschieren würde. Aber sie hatte eine von $4\frac{1}{2}$ Uhr vorm. datierte Nachschrift, und diese besagte:

Digitized by Google

„P. S. Soeben ist der Offizier . . . eingetroffen und hat mir den Befehl zum Abmarsch auf Weißenberg überbracht; da aber das Geschütz- und Gewehrfeuer in den Richtungen auf Hochkirch und auf Bautzen von neuem anhebt, werde ich die Bewegung auf Weißenberg nicht eher machen, als bis ich einen neuen Befehl erhalten haben werde."

Offenbar fürchtete Ney, sich bei der Bewegung auf Weißenberg zu weit von dem Punkt der Entscheidung zu entfernen, und hatte nicht begriffen, daß gerade seine umfassende Bewegung die Entscheidung bringen sollte, trotzdem dies in dem Befehl vom 18. 10 Uhr vorm. ausgeführt war.

Napoleon war denn auch mit Neys Auffassung durchaus nicht einverstanden. Aber auch dessen ursprüngliche Absicht, mit seiner Armee über Baruth auf Weißenberg zu gehen, entsprach trotz der Übereinstimmung mit dem — von Berthier gewählten — Wortlaut des Befehls vom 20. 4 Uhr nachm. nicht seiner eigenen Absicht. Ging Ney mit seiner ganzen Armee auf Weißenberg, so verzögerte sich sein Eingreifen, und er kam in ein schwieriges Gelände, in dem er von erheblich schwächeren Kräften aufgehalten und dadurch die beabsichtigte Wirkung in Frage gestellt werden konnte. Deshalb sollte Weißenberg nur für die Umfassung die Richtung abgeben, Ney aber selber, worauf von diesem — und auch wohl von Berthier — nicht genug Wert gelegt war, mit der Hauptarmee in Fühlung bleiben. Dieser Hinweis deutete aber auf Preititz. Durch ein Vorgehen über dieses sollte er den schwierigen Frontalangriff auf die Kreckwitzer Höhen erleichtern. Dazu brauchte er aber nicht diese Höhen von Norden her anzugreifen, die Besetzung von Preititz nötigte vielmehr schon den Gegner zu ihrer Räumung. Mithin konnte Ney von hier aus gerade nach Süden vorstoßen, wodurch er nicht nur Blücher, sondern auch dem bei Baschütz stehenden Gegner in den Rücken kam. So mußte denn Berthier jetzt, d. h. um 8 Uhr vorm., als gerade der Kanonendonner bei Ney lauter wurde, durch den zur Stelle befindlichen Generalstabsoffizier Neys diesem den nachstehenden Befehl senden:

„ . . . Die Absicht des Kaisers ist, daß Sie stets den Bewegungen des Feindes folgen. S. M. hat Ihrem Generalstabsoffizier die Stellung des Feindes . . . gezeigt. Der Wille des Kaisers ist, daß Sie heute um 11 Uhr in Preititz sind. Sie werden sich auf dem äußersten rechten Flügel des Feindes befinden. Sobald der Kaiser Sie bei Preititz im Gefecht sehen wird, werden wir auf allen Punkten angreifen.

„Lassen Sie den General Lauriston auf Ihrem linken Flügel marschieren, um den Feind umfassen zu können, wenn dieser infolge Ihrer Bewegung seine Stellung räumt."

Anscheinend glaubte Napoleon, Puthod und Reynier würden um 11 Uhr vorm. zur Stelle sein, denn da er den feindlichen rechten Flügel bei Preititz annahm, Ney vorher also kaum auf stärkeren Widerstand stieß, hätte sonst kein Grund vorgelegen, ihm nicht einen früheren Zeitpunkt zu bestimmen,

Digitized by Google

nach Napoleons ganzem Plan wäre dies sogar erwünscht gewesen. Als Richtungspunkt für Neys weiteres Vorgehen bezeichnete Napoleon dem Generalstabsoffizier den in der Sonne glänzenden kupferbeschlagenen Kirchturm von Hochkirch.

Über die — Ney gänzlich unbekannte — Stärke des Feindes sowie über die für die Hauptarmee beabsichtigten Maßnahmen enthielt der Befehl nichts. Diese ungenügende Orientierung seiner Unterfeldherren ist für Napoleon höchst charakteristisch. Wäre sie hier eine bessere gewesen, so wären wahrscheinlich Neys große Fehler vermieden worden und das Ergebnis der Schlacht hätte Napoleons — noch — berechtigten Forderungen entsprochen.

Zugleich mit Abgang dieses Befehls, des einzigen, der an Ney erging, wurden Macdonald und Oudinot benachrichtigt, daß der entscheidende Angriff voraussichtlich nicht vor 12 oder 1 Uhr mittags erfolgen würde.

Ebenfalls um 8 Uhr vorm. mußte Berthier unter Beifügung einer Abschrift des vorstehenden Befehls für Ney an Soult den nachstehenden Befehl senden:

„ . . . Der Wille des Kaisers ist, daß Sie mit Ihren drei Divisionen den Feind kräftig angreifen, indem Sie sich dabei zwischen dem Fürsten von der Moskwa und dem Herzog von Ragusa halten."

Sobald also Ney im Besitz von Preititz war, sollte Soult, der ebenfalls weiter keinen Befehl erhielt, angreifen. Seine Vorbereitungen mußten also um 11 Uhr vorm. beendet sein.

So hatte Napoleon um 8 Uhr vorm. alles mit Ausnahme der Garden, des VI. Korps und der Reservekavallerie — 34 000 Mann Infanterie, 7900 Reiter, 195 Geschütze — aus der Hand gegeben. Seine persönliche Leitung der aus partiellen Kämpfen bestehenden Schlacht beschränkte sich darauf, diese Truppen als seine Reserve zurückzuhalten und — auf Ney zu warten. Den Gang des von diesem geführten Gefechts konnte er nicht übersehen. Er erfuhr aber auch nichts von ihm, weder waren Nachrichten- noch Beobachtungsoffiziere vorhanden, infolgedessen er auf den Gang von Neys Gefecht nicht den geringsten Einfluß ausüben konnte. Das sich aus dem konzentrischen Anmarsch ergebende Zusammenwirken zweier Armeen auf einem Schlachtfelde zu einem Gefechtszweck war ein Novum in der Kriegführung, dessen Vorbedingungen er nicht erkannt hatte.

Also wartete er. Er wartete, bis das heftigere Geschützfeuer ihm ankünden würde, daß Ney sich in den Besitz von Preititz gesetzt habe. Das sollte nach dem diesem erteilten Befehl um 11 Uhr vorm. der Fall sein. Dann wollte er mit den Korps des Zentrums den beabsichtigten Stoß gegen das feindliche Zentrum führen.

Bis dahin hatte er aber noch drei Stunden Zeit und inzwischen nichts zu tun, als zu sorgen, daß dann die Heerteile des Zentrums auch in der Lage sein würden, den Angriff auszuführen. Früher würde er diese Sorge

Digitized by Google

keinem Stellvertreter überlassen haben. Jetzt überzeugte er sich — trotz Soults Nähe — nicht einmal, ob der diesem erteilte Befehl auch ausführbar wäre, d. h. ob er nach Ablauf dieser Zeit auch in der Lage sein würde, angreifen zu können. Es genügte ihm, daß er keine gegenteilige Meldung erhielt, um einen Zweifel überhaupt nicht aufkommen zu lassen. Man sagt, er habe jetzt an dem Abhange einer Schlucht zwei Stunden lang so fest geschlafen, daß er beim Eingang wichtiger Meldungen geweckt werden mußte.

Inzwischen beschränkte sich der Kampf im Zentrum auf ein schwaches, hinhaltendes Gefecht.

Marmont blieb bis 9 Uhr vorm. unbeweglich stehen. Dann mußte er sein Korps mehr nach seinem rechten Flügel vereinigen, um bereit zu sein, wenn die Verbündeten jetzt etwa infolge des Vorgehens Neys versuchen würden, sich zurückzuziehen, oder wenn Ney seiner Weisung gemäß um 11 Uhr vorm. in Preititz sein und nun auch Soult angreifen würde.

Die hierdurch entstehende Lücke zwischen dem IV. und VI. Korps wurde durch eine Brigade der Division Barrois der jungen Garde, die sich links rückwärts Basankwitz aufstellte, ausgefüllt.

Soult, bei dessen Vortruppen sich ein leichtes Gefecht entwickelte, ließ bei Nieder-Gurig eine Brücke schlagen. Durch die vorspringenden Höhen war die gewählte Stelle gegen Sicht gedeckt, dafür war aber dort — an dem Durchbruch zwischen Gottlobs- und Kiefernberg — die Spree sehr tief. So stieß Soult, der keine Pontons besaß, hierbei auf unerwartete Schwierigkeiten, infolge deren die Brücke erst um 1 Uhr nachm. fertig wurde. Die von Sicard am Vorabend benutzte Furt scheint der Gegner eingesehen zu haben, sonst hätte Soult wohl wenigstens die Württemberger auf diesem Wege übergehen lassen. Napoleon erfuhr, so unglaublich es klingt, diese Verzögerung nicht, nach 8 Uhr vorm. hörte ja, wie Foucart berichtet, die Verbindung zwischen ihm und Soult auf, und war letzterer auch nur 5 km entfernt, so war doch die Brückenstelle Napoleons Blicken entzogen. So rechnete dieser — vielleicht infolge Soults optimistischer Meldung vom Vorabend — weiter damit, daß dessen Vorbereitungen um 11 Uhr vorm. fertig sein würden.

Um die Aufmerksamkeit der Preußen nicht nach der Brückenstelle zu lenken, mußte Sicard seine Brigade in den Falten des Kiefernberges verdeckt halten. Dagegen mußte die auf dem Gottlobsberge stehende württembergische Artillerie das während des ganzen Morgens von der preußischen Artillerie zur Verhinderung eines Brückenschlages unterhaltene Feuer beantworten. Der Artilleriekampf wurde aber nur schwach geführt. —

Unterdessen war Ney gegen den rechten Flügel der Verbündeten vorgegangen.

Von den ihm unterstellten Korps waren die Truppen des III. und V. zwischen 4 und 5 Uhr vorm. aufgebrochen, um sich bei Klix bzw. Särchen zusammenzuziehen. Die Division Puthod und das Korps Reynier, die am

Digitized by Google

20. je 35 km Marsch gehabt hatten, waren um 5 Uhr vorm. von Steinitz bzw. um 4 Uhr vorm. von Hoyerswerda aufgebrochen; erstere traf nach 15 km Marsch auf schlechten Wegen um 11 Uhr vorm., letztere nach 28 km Marsch um 1 Uhr nachm. bei Klix ein.

So verfügte Ney zunächst nur über das III. Korps — 27 700 Mann Infanterie, 900 Reiter, 75 Geschütze — und über den Hauptteil des V. — 14 500 Mann Infanterie, 1500 Reiter, 73 Geschütze —.

Entgegen seiner um $4^1/_2$ Uhr vorm. gemeldeten Absicht, die Bewegung auf Weißenberg erst nach Eingang eines erneuten Befehles ausführen zu wollen, hatte Ney in dem Gedanken, dem Befehl doch nachkommen zu müssen, kurz darauf befohlen, daß Kellermann und Lauriston um 5 Uhr vorm. bei Klix übergehen und über Bröja und Gotta auf Baruth marschieren und die Divisionen Souham und Delmas sich zu ihrer Unterstützung bereithalten sollten.

Um 6 Uhr vorm. ging Lauristons Avantgarde, die Division Maison, bei Klix durch Kellermanns Biwak und begann überzugehen. Alsbald erhielt die Spitze von Salga her, wo Tschaplitz stand, Artilleriefeuer. Sofort entwickelte Maison seine Tetenbrigade hiergegen. Als Lauriston dies erfuhr, glaubte er, seine Bewegung nicht fortsetzen zu sollen, um nicht in einer anderen als der vorgeschriebenen Richtung in ein Gefecht verwickelt zu werden. Da er außerdem bei Lehmitsch Lanskoy bemerkte und besorgte, von diesem in die Flanke gefaßt zu werden, wandte er sich mit den beiden anderen Divisionen auf Leichnam und ging hier über; Maison verblieb auf Befehl Neys beim III. Korps. Da Lauriston außerdem auch noch einen starken Flankenschutz gegen Lanskoy verwenden zu müssen glaubte, blieben ihm nur noch 8400 Mann Infanterie, 1300 Reiter, 55 Geschütze.

Inzwischen hatte Ney Maison gegen Malschwitz und Kellermann, der hinter diesem übergegangen war, gefolgt von Souham und Delmas, gegen Salga vorgehen lassen. Jetzt ging Tschaplitz auf Bröja zurück.

Nach Besetzung von Salga entwickelten sich Kellermann, Souham und Delmas, letztere rechts rückwärts gestaffelt, in Brigadekolonnen*) gegen den mit 24 russischen Zwölfpfündern gekrönten Windmühlenberg bei Gleina. Die beiden anderen Divisionen schlossen auf Klix auf, wo Marchand bis zum Eintreffen Puthods — zum Schutz des Überganges (!) — verblieb, während Ricard alsbald nachfolgte. An Lauriston, der nach kurzem Gefecht Bröja genommen hatte, aber wegen seiner Schwäche und Isolierung dem auf Gotta zurückgehenden Gegner nicht gefolgt war, sandte Ney den Befehl

„Gotta zu nehmen und auf Baruth vorzugehen, den feindlichen rechten Flügel umfassend".

In dem mit Teichen durchsetzten Gelände zwischen Salga und Gleina dauerte die Entwicklung der französischen Infanterie geraume Zeit, und erst

*) Die Bataillone in Linie hintereinander und auf sechs Schritt aufgeschlossen.

Digitized by Google

um 8 Uhr vorm. konnte diese, unterstützt von ihrer Artillerie, gegen den Windmühlenberg vorgehen.

Aber Barclay, der den Zaren vergebens um Unterstützung hatte bitten lassen, wartete den übermächtigen und umfassenden Angriff des III. bzw. V. Korps nicht ab, sondern ging nach Preititz und dann nach den Höhen bei Rackel zurück. In Preititz verblieb eine schwache Abteilung, eine andere verteidigte noch Malschwitz.

So konnte Ney gegen 3½ Uhr vorm. den Windmühlenberg ohne Widerstand besetzen. Bald darauf nötigte auch Lauriston durch eine Umfassung Tschaplitz, die Stellung hinter Gotta zu räumen und nach dem Schafberg zurückzugehen. Für seine linke Flanke sehr besorgt, folgte ihm Lauriston in zwei Kolonnen behutsam dorthin nach.

Um 8½ Uhr vorm. hatte Ney den Windmühlenberg besetzt. Noch war Malschwitz in den Händen der Russen, und auf den Höhen westlich von Preititz standen noch die Preußen. Da Marchand, Maison und Lauriston nicht zur Stelle waren, verfügte Ney augenblicklich nur über etwa 23 000 Mann Infanterie, 900 Reiter, 63 Geschütze. Das schien ihm zu wenig, um gegen Preititz vorzugehen. Er stellte alle möglichen Erwägungen an, und die Folge war, daß er trotz seines Erfolges sehr besorgt wurde und zur Verhinderung eines Rückschlages auf dem Windmühlenberg stehen bleiben zu müssen glaubte. So begnügte er sich, Barclay ein kurzes Stück verfolgen zu lassen.

Aber um 9½ Uhr vorm. erhielt Ney den Befehl von 8 Uhr vorm., der ihn anwies, um 11 Uhr vorm. in Preititz zu sein und den rechten Flügel des Feindes durch Lauriston umfassen zu lassen. Als Richtungspunkt bezeichnete ihm der von Napoleon orientierte Überbringer den Kirchturm von Hochkirch. In dem Befehl vom 20. 4 Uhr nachm. war ihm als Richtung für die Umfassung Weißenberg angegeben; dieses liegt an der Görlitzer, jenes an der Löbauer Straße. Wir werden sehen, welche für Napoleon unheilvolle Folgen die zu lakonische Fassung des Befehls haben sollte.

Mochte nun Ney glauben, nicht vor 11 Uhr vorm. in Preititz sein zu dürfen, oder wegen seiner Bedenken wenigstens Puthod abwarten wollen, jedenfalls blieb er stehen. Vergebens drang Jomini in ihn, alsbald energisch auf Wurschen und Hochkirch vorzugehen; Ney hörte nicht. Um dies zu verstehen, muß man sich erinnern, was Marmont von ihm gesagt hat. Am grünen Tisch lenkbar wie ein Kind, hörte er auf dem Gefechtsfelde auf keinen Rat; dann bestimmten nicht Urteil und Vernunft, sondern lediglich die Wallungen seines leicht erregbaren Bluts sein Tun, und da es ihm zwar nie an physischem, wohl aber öfters an moralischem Mut gebrach, war er dann unberechenbar, oft tollkühn, oft unentschlossen und selbst zaghaft. Und diesem Manne hatte Napoleon den Befehl über die Nebenarmee anvertraut, und er sollte jetzt die durch die wunderbare Anlage der Schlacht zur Reife gebrachte Ernte einbringen!

Digitized by Google

Doch endlich war ein Zögern nicht mehr möglich, wenn Ney dem Befehl, um 11 Uhr vorm. in Preititz zu sein, nachkommen wollte. So mußten gegen 10½ Uhr vorm. Souham und Kellermann, von Delmas mit einem großen Abstand gefolgt, gegen Preititz vorgehen. Da er sich aber für zu schwach hielt, um kräftig vordringen zu können, sandte er an Lauriston, der nach Napoleons Befehl doch den rechten feindlichen Flügel umfassen sollte, die dem widersprechende Weisung,

„sich rechts zu ziehen und bei dem Angriff mitzuwirken".

Dieser Befehl, der bald darauf — und zwar „als Befehl des Kaisers" — wiederholt wurde, muß unser Befremden erregen. Wie kam Ney, der nur den Befehl von 8 Uhr vorm. erhalten hatte, zu dieser, Napoleons Absichten durchaus widersprechenden Auffassung? Offenbar nahm er an, daß Hochkirch nicht für seine Hauptmacht, sondern für die Umfassungskolonne, die bisher die Richtung auf Weißenberg -- oder zunächst Wurschen — gehabt hatte, den Richtungspunkt bilden sollte. Das war die Folge der zu großen Kürze des Befehls von 8 Uhr vorm.

Für Souham, der jetzt isoliert gegen den Rücken des Feindes vorging, war diese Bewegung sehr gefährlich. Zunächst freilich warf er mühelos den schwachen Gegner aus Preititz heraus.

Inzwischen war auch Malschwitz genommen. Maison war den Russen auf Pließkowitz gefolgt. Als er nun aber auch dieses angriff, wurde er abgewiesen.

Lauriston hatte unterdessen den Vormarsch gegen den Schafberg in zwei Kolonnen fortgesetzt. Um nicht umfaßt zu werden, gingen die Russen freiwillig über Baruth zurück.

Bald darauf erhielt Lauriston den Befehl zum Marsch nach Preititz. Da er aber fürchtete, bei seinem Marsch dorthin in die Flanke gefaßt zu werden, beschloß er, zunächst die Russen noch weiter zurückzudrängen. So folgte er ihnen, damit weiter die Straße nach Görlitz bedrohend. Hiermit handelte er offenbar mehr im Sinne Napoleons, als wenn er sich nach Preititz gewandt hätte. —

Um 11 Uhr vorm. hatte Ney in Preititz sein sollen, Napoleon dann „auf allen Punkten" angreifen wollen. Die Verblendung des Feindes hatte seinen Plan bisher glücken lassen. Auf dem rechten Flügel hatte Oudinot nicht nur den Feind gefesselt, sondern sogar noch den Zaren veranlaßt, die Hälfte seiner schwachen Infanteriereserve dorthin zu senden, und auf dem linken war Lauriston in langsamem, aber stetem Vordringen gegen die Rückzugsstraße des Feindes, während Ney im Besitz von Preititz war und mit seinen Hauptkräften 2½ km dahinter stand. Hätte Napoleon jetzt angegriffen, wäre die Schlacht gekommen, wie er gewollt.

Aber er griff nicht an. Und warum nicht?

Nach dem Befehl von 8 Uhr vorm. sollte Soult energisch angreifen, wenn Ney um 11 Uhr vorm. in Preititz sein würde. Von seinem linken

Digitized by Google

Flügel aus konnte Soult dies übersehen. So mußte Napoleon, der Neys Gefecht selbst nicht beobachten konnte, auch weder bei Ney Nachrichtenoffiziere noch bei Soult Beobachtungsoffiziere hatte und höchstens aus der größeren Heftigkeit des Feuers auf den Fortgang des Kampfes bei Preititz schließen konnte, von 11 Uhr vorm. ab darauf gefaßt sein, daß Soult vorgehen würde, denn weder wußte er die Verzögerung von dessen Brückenschlag, noch hatte er ihm einen abändernden Befehl gesandt. Foucart sagt ausdrücklich, von 8 Uhr vorm. ab habe keine Verbindung mehr zwischen beiden bestanden. Um 11 Uhr vorm. hatte Napoleon also seine Absicht noch nicht geändert. Damit stimmt es denn auch überein, daß Marmont jetzt Befehl erhielt, vorzugehen.

Doch nun wurde der Gefechtslärm bei Preititz heftiger, Soult aber ging nicht vor. Trotz Foucarts Angabe, die entschieden einer zeitlichen Begrenzung bedarf, sowie trotz mancher wunderbarer Erscheinungen an diesem Tage kann man von einem Napoleon doch nicht annehmen, daß er sich nicht Aufklärung über Soults Zögern verschafft habe. Spätestens jetzt muß er erfahren haben, daß dieser noch nicht angreifen konnte.

Das war für Napoleon ein großer Querstrich. In der beabsichtigten Weise war der Angriff nicht zu führen, und um ihn anders zu führen, hatte er nicht rechtzeitig die nötigen Maßnahmen getroffen. Es strafte sich jetzt, daß er von 8 bis 11 das, was ihm allein zu tun übriggeblieben war, nämlich darüber zu wachen, daß dann alles für den Angriff bereit wäre, nicht getan, sondern — geschlafen hatte.

Die Folge von Napoleons Sorglosigkeit war, daß der Gegner nicht einmal gefesselt war, sondern noch volle Freiheit hatte, sich dem drohenden Verderben zu entziehen.

Aber das Glück konnte sich nicht entschließen, seinem Liebling den Rücken zu drehen, und so schlug es seine Gegner mit Verblendung und hielt sie fest, wo er es nicht tat. Statt den aussichtslosen Kampf aufzugeben, blieben sie stehen und banden sich, um dies zu können, sogar noch mehr, indem sie den größten Teil ihrer noch verfügbaren Kräfte einsetzten, um ihre bedrängten Flügel freizumachen. So trat auf beiden Flügeln ein Rückschlag ein. War nun auch Napoleons Übermacht zu groß, um ihm den Sieg zu rauben, so blieb doch die verlorene Zeit verloren und mit ihr die Möglichkeit, den Sieg in der beabsichtigten Weise auszunutzen. —

Auf dem rechten französischen Flügel hatte Lorencez gegen 11 Uhr vorm. Döhlen genommen, nachdem Pacthod bereits vorher Rieschen erobert hatte.

Aber inzwischen hatte der Zar, durch Oudinots Vordringen in die größte Besorgnis versetzt, seinem linken Flügel Unterstützung gesandt. Diese traf ein, als Lorencez eben Döhlen genommen hatte. Sofort ging Gortschakow zum Angriff über.

Nun mußte Lorencez, der keine geschlossene Abteilung mehr hatte, den Rückzug antreten. Seine zurückflutenden Bataillone wurden hierbei auch noch

Digitized by Google

von Kavallerie angegriffen und verloren viele Gefangene und ein Geschütz. Erst auf dem Schmoritzberg konnten sie sich setzen. Bald aber mußten sie auch von hier nach dem Drohmberge zurückweichen.

Und auch Pacthod hatte unterdessen Rieschen verloren, da es hier infolge von Macdonalds Untätigkeit Eugen von Württemberg möglich gewesen war, stärkere Kräfte einzusetzen. Pacthod war nach den Höhen westlich von Binnewitz zurückgegangen. Binnewitz und die nächste Umgebung hatte Oudinot durch zwei bayerische Bataillone besetzen lassen.

Auch Macdonald hatte seinen rechten Flügel zurücknehmen müssen.

Oudinots Lage war jetzt eine äußerst kritische. Bereits hatte er Napoleon melden lassen „er habe sehr überlegene Kräfte sich gegenüber und werde in die Ebene von Ebendörfel zurückgehen müssen, wenn er nicht schleunigst unterstützt werde". Doch Napoleon war, als diese Meldung einging, seines Sieges an der entscheidenden Stelle bereits sicher, und der mußte Oudinots Niederlage überreichlich aufwiegen. Mochte dieser sich verbluten, der Erfolg war um so größer, je mehr Kräfte im Zentrum verfügbar blieben. Er antwortete Oudinot nicht einmal.

So wurde dessen Lage immer schwieriger. Schon zeigten sich in seinem Rücken Kasaken. Die bayerische Kavallerie wollte sie aufhalten, wurde aber geworfen und riß auch die Dragonerbrigade Reiset mit fort. Und gerade jetzt ging die russische Infanterie zum Angriff vor.

Bald nach 1 Uhr nachm. mußten die gelichteten Bataillone Pacthods und Lorencez' die Höhen räumen. Immer noch den Feind durch Gegenstöße aufhaltend, gingen sie langsam zurück. Auch jetzt noch glaubte Oudinot, die Bayern in Reserve halten zu müssen. Er hoffte von einem zweiten Hilferuf einen besseren Erfolg. Auch er war vergeblich. Als Napoleon ihn gegen 2 Uhr nachm. erhielt, warf er einen Blick auf die Karte und sagte dann zum Überbringer: „Sagen Sie Ihrem Marschall, daß die Schlacht um 3 Uhr gewonnen sein wird, und daß er bis dahin halten soll, so gut er kann." Diese Antwort war durchaus richtig. Oudinot, der noch fast eine ganze intakte Division hatte, konnte noch geraume Zeit halten, und vor dem Äußersten konnte ihn Macdonald auch ohne besonderen Befehl bewahren.

Inzwischen hatte Oudinot noch vor Eingang dieser Antwort ganz in die Ebene zurückweichen müssen. Unter dem Schutz der Bayern, die er eine Schwenkung hatte ausführen lassen, so daß sie rückwärts der Linie Ebendörfel—Grubditz standen, ersteres besetzt haltend, sammelte er die beiden andren Divisionen.

Ermöglicht worden war diese Bewegung durch einen Vorstoß der Division Gerard des XI. Korps gegen die rechte Flanke der nachdrängenden Russen, durch den diese genötigt worden waren, von Pacthod abzulassen.

In der angegebenen Stellung gelang es Oudinot, die weiteren — von den Russen in Anbetracht der Lage auf den anderen Teilen des Schlachtfeldes nicht mehr sehr energisch geführten — Angriffe abzuweisen.

Digitized by Google

Oudinot hatte seine schwierige Aufgabe, in der seine Niederlage begründet war, mit Geschick gelöst. Und auch seine jungen Truppen verdienen Lob; die französischen Bataillone hatten fast die Hälfte ihres Bestandes eingebüßt, darunter freilich viele Vermißte. Er und sein Korps hatten Napoleons Erwartungen übertroffen; sie hatten nicht nur den gegenüberstehenden Feind gefesselt, sondern sogar noch weitere Kräfte auf sich gezogen. —

Auch auf dem linken französischen Flügel war unterdessen der Rückschlag eingetreten.

Der Ney erteilte Befehl „um 11 Uhr vorm. in Preititz zu sein, Napoleon würde dann auf allen Punkten angreifen", war nicht anders aufzufassen gewesen, als daß dann auch Ney weiter vorgehen sollte. Trotzdem hatte ihn sich Ney aus Besorgnis, dadurch überlegene Kräfte auf sich zu ziehen, anders ausgelegt und die Ansicht gefaßt, daß er einen starken Rückhalt behalten und nach der Besetzung von Preititz das Vorgehen Napoleons abwarten müßte, ehe er seine Bewegungen fortsetzen könnte.

So hatte er nur Souham und Kellermann gegen Preititz vorgehen lassen, denen Delmas als Rückhalt hatte folgen müssen. Mit den Divisionen Albert und Ricard war er selber bei Gleina verblieben, wohin sich nach dem um 11 Uhr vorm. erfolgten Eintreffen Puthods auch Marchand von Klix aus in Bewegung gesetzt hatte.

Um 11 Uhr vorm. hatte Souham Preititz genommen. Jetzt aber traf ein Teil der Brigade Röder vom Korps Blücher ein, dem bald deren Rest und das Korps Kleist folgten. Nach heftigem Widerstand mußte Souham Preititz wieder räumen. Er soll 4000 (?) Mann verloren haben.

Außerhalb des Dorfes wurde er von Delmas aufgenommen. Dessen Eingreifen verhinderte, daß die Preußen über Preititz hinaus vorgingen. Doch blieb dieses in ihrem Besitz.

Da die vorläufig völlig unverwendbaren Bataillone Souhams und Kellermanns aus der Gefechtslinie zurückgezogen werden mußten, außerdem auch Maison bei Pließkowitz nicht vorwärts kam, wagte es Ney jetzt trotz des Eintreffens Marchands nicht, von neuem gegen Preititz vorzugehen. Bereits hatte er in dem Augenblick, da Preititz verlorengegangen war, Reynier den Befehl gesandt, seinen Marsch zu beschleunigen, sowie Lauriston — diesmal im Namen des Kaisers — die Weisung

„sich auf Preititz zu wenden".

In Erwartung ihres Eintreffens zögerte er jetzt mit der Wiederholung des Angriffs und verlor abermals eine kostbare Zeit. So blieb Kleist, der infolge der Rückberufung Röders mit seinem schwachen Korps allein bei Preititz zurückblieb, vorläufig in dessen Besitz.

Lauriston hatte inzwischen seinen Marsch auf Baruth in zwei Kolonnen fortgesetzt. Nach leichtem Gefecht hatten die Russen dieses geräumt und waren in die starke Stellung Brießnitz—Rackel zurückgegangen, in der Barclay sie aufnahm.

Digitized by Google

Gegen 2 Uhr nachm. erhielt nun Lauriſton, der ihnen behutſam folgte, den im Namen des Kaiſers wiederholten Befehl zum Marſch auf Preititz. Ihm glaubte er nachkommen zu müſſen. Da er aber noch immer fürchtete, die Ruſſen würden nun gegen ſeine Flanke vorgehen, ließ er die Diviſion Rochambeau zurück und marſchierte nur mit der Diviſion Lagrange ab. Daß Rochambeau bei einiger Initiative Barclays in eine ſehr ſchwierige Lage hätte kommen können, iſt zweifellos. Daß aber auch ſonſt die Heranziehung Lauriſtons nur ſchaden würde, war vorauszuſehen; bei Preititz mußte er zu ſpät kommen, und mit ſeiner Abberufung fiel die Möglichkeit eines Drucks auf die Rückzugsſtraße des Gegners fort. Dank Neys Anordnungen war jetzt das Korps Lauriſton, das vereint große Dienſte hätte leiſten können, über das ganze Schlachtfeld verzettelt.

Inzwiſchen ſtand das franzöſiſche Zentrum noch immer faſt unbeweglich und mit einem Angriff drohend, um dadurch eine Verſtärkung der gegen Ney kämpfenden Heerteile zu verhindern.

Nach Napoleons erſter Abſicht hatte nach der Eroberung von Preititz Soult die Kreckwitzer Höhen angreifen, Marmont gegen das ruſſiſche Zentrum bei Baſchütz vorgehen, dieſes aber wegen ſeiner Stärke nicht angreifen, ſondern nur feſſeln und den Erfolg von Soults Vorgehen abwarten ſollen. Die Ausführung dieſes Plans hatte er verſchieben müſſen, da Soult mit ſeinen Vorbereitungen noch nicht fertig geweſen war. Eine frühere Orientierung würde es ihm ermöglicht haben, rechtzeitig die Württemberger und Italiener, um die es ſich nur handelte, über Nimſchütz, wo ſich eine gangbare Furt befand, heranzuziehen. Als er dann die Verzögerung beim IV. Korps erfuhr, war Marmont anſcheinend bereits in der Ausführung des bald nach 11 Uhr vorm. gegebenen Befehls begriffen. So verfügte Napoleon nur noch über die Garden. Nun hätte er immer noch die Württemberger und Italiener über Nimſchütz als Reſerve heranziehen und ſtatt ihrer die junge Garde einſetzen können, das wäre aber gegen ſeine Gepflogenheit geweſen; die Garden bildeten ſtets ſeine letzte Reſerve, ſie ſollten es auch heute.

Er glaubte aber auch, ſie nicht einſetzen zu brauchen — und die Opfer eines Frontalangriffs ſparen zu können. Dieſe Rückſicht trat jetzt in den Vordergrund. Er, der in dieſer Beziehung nie gegeizt hatte, wollte gerade heute, wo er einen entſcheidenden Sieg erringen mußte, Opfer vermeiden. Und er glaubte auch, es zu können, denn wenn Ney ſeiner Weiſung gemäß von Preititz gegen Hochkirch vorging, dann mußten ja die Verbündeten ſo wie ſo ihre Stellung räumen, und dann war nur nötig, daß die Heerteile des Zentrums ihnen ſcharf auf den Ferſen blieben.

An ſich war dieſer Gedanke nicht unrichtig. Aber Napoleon durfte nicht bei Ney dieſelbe Ideenverbindung vorausſetzen, wie bei ſich ſelber, ſondern mußte ſich in deſſen Gedankengang verſetzen. Deshalb mußte er ihn entweder rechtzeitig von der Änderung ſeines Plans unterrichten oder, da dies nicht

Digitized by Google

möglich war, tun, was er ihm in Aussicht gestellt hatte, da er ihn sonst leicht in eine schwierige Lage bringen konnte. Aber das hielt er für ausgeschlossen, da er annahm, daß Ney bereits seine ganze Armee zur Stelle habe, und so tat er weder das eine noch das andere. Die Folge war eine gänzlich unvorhergesehene; nun wartete Ney auf ihn wie er auf Ney. Es ist früher gesagt worden, das Zusammenwirken zweier Armeen auf einem Schlachtfelde zu einem Gefechtszweck sei ein Novum in der Kriegführung gewesen, dessen notwendige Vorbedingungen Napoleon nicht erkannt habe. Zu diesen Vorbedingungen gehört auch die Harmonie zwischen den beiden Heeresleitungen, und die fehlte hier, und dadurch kam Napoleon um den angestrebten und auch erreichbaren Erfolg.

Also wollte er warten, warten auf Ney — und auf Soult. Das Warten war ja heute seine Haupttätigkeit. Freilich, ein Querstrich war ihm das, legte er doch Wert darauf, die Schlacht möglichst früh zu gewinnen, um einen langen Nachmittag zur Vervollständigung seines Sieges zur Verfügung zu haben.

Doch Napoleon wartete vergebens. Soults Brücke wollte nicht fertig werden, und nichts deutete in dem Verhalten des Feindes auf ein weiteres Vordringen Neys. Den Grund konnte er sich nicht erklären; wartete Ney auf ihn, oder hatte er, was kaum denkbar, so starke Kräfte sich gegenüber, daß er sie nicht anzugreifen wagte? So viel war aber klar, wenn auch der Gang der Ereignisse bei der Nebenarmee seinen Blicken entzogen war, er entsprach nicht seinen Absichten. Da hieran auch eine falsche Auffassung seines Befehls von 8 Uhr vorm. die Schuld tragen konnte, hätte Napoleon jetzt unbedingt Ney über die Lage und seine Absichten unterrichten und ihm einen neuen, nicht mißzuverstehenden Befehl schicken müssen. Das tat er aber nicht.

Inzwischen ging Marmont kurz nach 12 Uhr mittags über das Blöjaer Wasser vor, stellte sein Korps auf den Höhen von Nieder-Kaina auf und ließ seine gesamte Artillerie ein lebhaftes Feuer auf das russische Zentrum eröffnen. Dieses wurde sofort von der russischen Artillerie beantwortet. Aber das auf 1500 m, der Grenze der Tragweite der damaligen Geschütze, geführte Artillerieduell tat beiden Teilen keinen Schaden, und da Marmont — wohl infolge einer erneuten Weisung — nicht weiter vorging, stellten die Russen das Feuer bald ein.

Indessen sah Napoleon doch ein, daß diese Vorbewegung Marmonts nicht genügte, um die Verbündeten zu fesseln, wenn sie nun etwa noch versuchen würden, sich der von Ney drohenden Gefahr zu entziehen. Für diesen Fall mußten, da auf Soult noch immer nicht zu zählen war, die junge Garde und die Reservekavallerie bereitgestellt werden. Dies war um so dringlicher, als eben gerade der Gefechtslärm bei Preititz heftiger wurde.

So gingen denn jetzt Mortier mit der jungen Garde und der Reserveartillerie und Latour-Maubourg hinter Marmont entlang und stellten sich

Digitized by Google

links rückwärts von ihm hinter Basankwitz auf, wo bereits die halbe Division Barrois stand, die Infanterie in Brigadekolonnen, die Artillerie in den Intervallen, die Kavallerie hinter der Infanterie. Ein Teil der Division Barrois besetzte Basankwitz.

Napoleon selbst verblieb noch auf der Kuppe hinter Nadelwitz. Bei ihm blieben die alte Garde und die Gardekavallerie. Deutlich war jetzt von hier aus Oudinots rückgängige Bewegung zu erkennen. Sie kümmerte ihn nicht. Gegen dessen Hilferuf war er taub.

Endlich gegen 1 Uhr nachm. war der Brückenschlag beim IV. Korps beendet. Sofort begann der Übergang, ohne vom Gegner bemerkt zu werden. Zuerst ging die Kavallerie, dann die württembergische und schließlich die italienische Infanterie über. Alle Truppen stellten sich verdeckt auf dem rückwärtigen Hange des Kiefernberges auf. Die drei Brigaden der Division Morand standen auf dem Kiefernberg, in Nieder-Gurig und in Briesing. Von der Artillerie fuhren 30 Geschütze auf dem Kiefernberge auf, 12 verblieben auf dem Gottlobsberge, 7 bei Briesing. Kurz vor 2 Uhr nachm. waren diese Vorbereitungen beendet.

Und gerade jetzt glückte es auch Maison, Pließkowitz zu nehmen, wodurch die Verbindung der beiden Armeen auf dem Schlachtfelde hergestellt wurde.

So stand denn die Hauptarmee kurz vor 2 Uhr nachm. so, wie sie vor drei Stunden hatte stehen sollen. Die Verbündeten hatten diese Frist nicht benutzt, sondern standen noch in ihren Stellungen, die sie anscheinend auch nicht räumen wollten. Offenbar war es ihnen zunächst gelungen, der von Ney drohenden Gefahr vorzubeugen. Auf eine freiwillige Räumung infolge von dessen Vorgehen war mithin nicht zu rechnen. Also mußte der Frontalangriff, trotz der voraussichtlichen Opfer, geführt werden, wenigstens gegen Blüchers Stellung, deren Fall auch den Rückzug des russischen Zentrums zur Folge haben mußte. Dafür konnte Napoleon aber — noch — auf das Gelingen seines Planes hoffen, denn jetzt konnte er den Feind festhalten, bis Ney die Bewegung auf Hochkirch ausgeführt haben würde.

Freilich, drei Stunden waren verloren, und noch eine mußte bis zur Eroberung der feindlichen Stellung verstreichen. Darum ließ er jetzt auch Oudinot auf dessen zweiten Hilferuf antworten, daß die Schlacht um 3 Uhr nachm. gewonnen sein würde. War aber auch, trotz des Zeitverlustes, noch die Aussicht auf einen entscheidenden Erfolg vorhanden, wofern nur weitere Fehler vermieden wurden, so war doch durch ihn die Möglichkeit der Ausnutzung bedenklich zusammengeschrumpft. Noch mehr durfte sie es nicht. Zögerte der Kaiser noch weiter, dann hielten ihn die Verbündeten wie bei Lützen bis zum Abend auf und entzogen sich wie dort durch einen nächtlichen Rückzug der Vernichtung. Er zögerte denn auch nicht mehr. —

Als der Angriff begann, stand ein Teil des Korps Blücher bereits bei Pließkowitz, das eben verloren war, im Gefecht, während sich die Brigade

Digitized by Google

Röder noch in der Gegend von Preititz befand. So verfügte Blücher zur Verteidigung der Haupt-Stellung, einschließlich der Abteilungen in Doberschütz und Kreckwitz, nur über 10 600 Mann Infanterie, 2700 Reiter, 70 Geschütze. Die Brigade Zieten bildete den rechten, die Brigade Klüx den sich vom Weißen Stein bis zum Kopatschberg erstreckenden linken Flügel, hinter dem die Reservekavallerie stand.

Soult hatte als Einbruchsstelle den Kopatschberg gewählt. Die Württemberger sollten den Hauptangriff führen, die drei Brigaden der Division Morand diesen durch ein Vorgehen gegen den Weißen Stein, Doberschütz und Pließkowitz unterstützen, die Italiener ersteren als Reserve folgen.

Kurz vor 2 Uhr nachm. eröffnete Soults Artillerie ein lebhaftes Feuer, die 42 Geschütze auf dem Kiefern- und Gottlobsberge vornehmlich gegen die Einbruchsstelle. Nachdem sie nach einiger Zeit die Überlegenheit erlangt hatten, gingen diese 42 Geschütze nach dem Galgenberge vor.

Unterstützt von ihrer Artillerie, schritt jetzt die Infanterie auf der ganzen Linie zum Angriff. Auf dem linken Flügel wandte sich die Brigade Belair von Briesing aus teils gegen das eben von Maison genommene Pließkowitz, teils gegen Doberschütz, gegen das auch die Brigade Hulot von Nieder-Gurig aus vorging, das aber vergebens angegriffen wurde. In der Mitte wandte sich die Brigade Sicard gegen den Weißen Stein, und auf dem rechten Flügel gingen die Württemberger unter Franquemont gegen den Kopatschberg vor.

Sowie sich die Infanterie in der Ebene zeigte, erhielt sie lebhaftes Artilleriefeuer. Aber unter geschickter Benutzung einer vorspringenden Bergnase, hinter der sie sich entlang zogen, gelang es den Württembergern, bis dicht an die preußische Stellung heranzukommen. Nach heftigem Kampfe wurde gegen $2^1/_2$ Uhr nachm. der Kopatschberg genommen und auch gegen einen Gegenstoß, bei dem Franquemont — und bald darauf auch der General Neuffer, der ihn ersetzt hatte — verwundet wurde, behauptet. Die Preußen mußten nach dem Weinberg zurück. Einen inzwischen gegen Kreckwitz geführten Angriff hatten sie aber abgewiesen.

Nun unternahm Klüx auf der ganzen Linie einen Gegenstoß. Die Württemberger wiesen ihn abermals zurück. Dagegen kam die noch im Vormarsch gegen den Weißen Stein begriffene Brigade Sicard, die in der angenommenen schwerfälligen Kolonnenformation nur langsam vorwärts gekommen war, durch den Gegenstoß in große Bedrängnis; Sicard selbst wurde tötlich verwundet. Doch inzwischen waren auf seinen beiden Flügeln je 12 Geschütze vom Galgenberge vorgegangen, und nun mußten die Preußen gleich bis zum Weinberge zurückgehen. Es war 3 Uhr nachm., die erste Linie der Stellung der Brigade Klüx war jetzt endgültig in den Händen der Franzosen. Dagegen kamen diese bei Doberschütz nicht vorwärts, und auch Maison wagte nicht, von Pließkowitz aus weiter vorzugehen.

Die junge Garde stand unterdessen unbeweglich bei Basankwitz.

Digitized by Google

Etwas früher, als die Preußen endgültig nach dem Weinberg zurückgegangen waren, etwa um $2^3/_4$ Uhr nachm., hatte sich Napoleon nach der Höhe westlich von Basankwitz begeben. Von hier leitete er jetzt, auf einer Trommel sitzend, den Gang der Schlacht. Die alte Garde und die Gardekavallerie folgten ihm hierher nach.

Als Grund für diese Platzveränderung wird angegeben, er hätte gehofft, hier eine bessere Übersicht zu haben, aber Neys Korps sei auch hier seinen Augen durch die Kreckwitzer Höhen entzogen gewesen. Dieser Grund trifft aber nicht zu. Daß er auch von seinem neuen Standpunkt aus Neys Gefecht nicht würde übersehen können, wußte er ganz genau, er hätte ihn sonst schon früher gewählt. Der Grund war ein ganz anderer. Um den Besitz der Kreckwitzer Höhen drehte sich die Entscheidung, und diese reifte jetzt! Zu lange schon war sie durch das Zögern Neys hinausgeschoben worden, sie mußte beschleunigt werden, der Kaiser selber dem Punkt, wo sie fiel, näher sein, um sie sofort ausnutzen zu können.

Zur Beschleunigung hatte er jetzt, d. h. noch vor 3 Uhr nachm., die Generale Drouot und Dulauloy mit 60 Geschützen der Garden westlich von Basankwitz in Stellung gehen und ein verheerendes Feuer auf Kreckwitz und die anstoßenden Höhen richten lassen. Hätte er dies früher getan, hätte Soults Infanterie nicht die Feuervorbereitung durch ihre Artillerie abwarten brauchen.

Zugleich mit der Artillerie hatte auch die Division Barrois der jungen Garde vorgehen müssen, um Kreckwitz zu erobern. Doch dazu sollte es nicht mehr kommen. —

Ney hatte um 1 Uhr nachm. Preititz verloren. Seitdem hatte er sich völlig passiv verhalten. Erst als er sich durch die Eroberung von Pließkowitz und das Vorgehen Soults rechts gedeckt sah, nun aber auch die Heftigkeit des Feuers verkündete, daß er nicht mehr warten dürfe, entschloß er sich, wieder vorzugehen. Da Puthod jetzt zur Stelle und Reynier von Klix her, wo er um 2 Uhr nachm. mit der Spitze eingetroffen war, im Anmarsch war, verfügte er ohne Lauriston und Maison, trotz der bisherigen Verluste, noch über 38 000 Mann Infanterie, 1200 Reiter, 107 Geschütze. Damit konnte er jeden Widerstand, den er nun, wo die Verbündeten in der Front vollauf beschäftigt sein mußten, antreffen konnte, über den Haufen werfen. Er hätte sogar Lauriston, statt diesen an sich zu ziehen, durch Puthod und die Kavallerie des III. Korps verstärken können und müssen, er hätte dann immer noch eine ausreichende Macht behalten, Lauriston aber hätte Barclay werfen und die zurückgehenden Verbündeten bei Belgern in Empfang nehmen können.

So ging denn Ney endlich — kurz vor 3 Uhr nachm. — gegen Preititz vor. Delmas, gefolgt von Ricard, ging gerade darauf los, während Albert links von ihnen sich befand, alle drei in Brigadekolonnen. Ney selber setzte sich an die Spitze der Division Albert. Puthod, Marchand und Souham, dessen Division noch nicht wieder verwendbar war, blieben bei Gleina. Da Reynier

Digitized by Google

hierhin im Anmarsch war, so hätten wohl auch Puthod und Marchand sofort eingesetzt werden sollen.

Vor diesem Ansturm räumte Kleist freiwillig gegen 3 Uhr nachm. Preititz und ging auf Belgern zurück, wo er sich an der Straße nach Wurschen aufstellte, um hier den Verbündeten den Rückweg offen zu halten.

So war jetzt für Ney die ihm angewiesene Richtung auf Hochkirch frei. Schlug er sie sofort mit seiner ganzen Macht ein, dann kam, abgesehen von dem Zeitverlust, die Schlacht noch immer so, wie Napoleon sie hatte haben wollen, denn Ney war Blüchers Rückzugsstraße näher als dieser, der noch auf den Kreckwitzer Höhen kämpfte. Dank Napoleons wunderbarer Schlachtenanlage, aber auch dank dem Glück, das sich fast mit Gewalt an ihn klammerte, war trotz aller bisheriger Fehler und Versäumnisse, die Lage noch immer eine solche, daß nur ein Wunder die Verbündeten retten konnte.

Inzwischen war die Division Barrois aus Basankwitz herausgetreten. Aber vor dem Feuer der bei Litten stehenden Artillerie hatte sie umkehren müssen. Jetzt hatte Napoleon auf der Höhe südlich von Kreckwitz, das in Brand geraten und geräumt war, 20 Geschütze auffahren und das Feuer jener Artillerie beantworten lassen. Nun hatte sich Barrois vorwärts von Basankwitz entwickeln können. Die Folge war, daß York bei Litten festgehalten wurde und Blücher nicht unterstützen konnte.

Da sich auch das Eintreffen der Brigade Röder von Preititz her verzögerte, sah sich Blücher um $3^1/_4$ Uhr nachm. angesichts der drohenden Umfassung beider Flügel und der Vorbereitungen Soults, der auch die Italiener herangezogen hatte, genötigt, den Rückzug anzutreten.

Sofort gingen die Württemberger, von Morand und den Italienern gefolgt, und links von Maison, rechts von der Kavallerie begleitet, vor, um die Preußen gegen das hinter ihrer Front entlang fließende Blösaer Wasser zu drängen. Zugleich fuhr der General Desvaux mit 60 Geschützen auf dem von den Preußen eben verlassenen Weinberg auf und sandte ihnen sein Feuer nach. Dadurch sah sich auch York, der endlich bei Litten durch einen Teil der russischen Reserven unter dem General Yermolow abgelöst war und sich nun im Anmarsch zu Blücher befand, genötigt auf Purschwitz auszubiegen, wo er sich mit diesem vereinigte.

Zwar wurde das Nachdrängen des IV. Korps durch einige preußische Batterien, deren Eroberung von der preußischen Kavallerie verhindert wurde, aufgehalten, dennoch wären die Preußen hier kaum ohne große Opfer fortgekommen, wenn jetzt nicht das zu ihrer Rettung nötige Wunder eingetreten wäre und ihnen den Abzug über das Blösaer Wasser und die Einnahme einer Stellung hinter diesem ermöglicht hätte.

Als Ney Preititz zum zweiten Male genommen hatte, war er zunächst wieder stehen geblieben. Wäre er jetzt sofort, Napoleons Absicht und der Lage entsprechend, in Masse in der Richtung auf Hochkirch vorgedrungen, so hätten

Digitized by Google

ihn die Verbündeten, deren ganze Infanteriereserve nur noch aus 4000 Mann bestand, nicht aufhalten können. Was dann von der preußisch-russischen Armee entkommen wäre, würde außer Barclay und Kleist wohl sehr wenig gewesen sein; Blücher, York und die russischen Reserven wären zwischen zwei Feuer gekommen, und Miloradowitsch hätte jedenfalls einen sehr schwierigen Rückzug gehabt. So hätte Napoleon den entscheidenden Sieg errungen, auf den die Schlacht angelegt war.

Und was hatte Ney statt dessen getan?

Er hatte wiederum alle möglichen Erwägungen angestellt und war bei seiner Auffassung des letzten Befehls, daß Hochkirch nicht für seine Hauptmacht, sondern nur für die Umfassungskolonne den Richtungspunkt bilden sollte, zu dem Schluß gekommen, daß eine Unterstützung des Frontalangriffs auf die Kreckwitzer Höhen, der damals noch im Gange gewesen war, geboten wäre. „Niemals an physischem, wohl aber, wenn er eine Entscheidung treffen sollte, oft an moralischem Mut Mangel leidend", würde Ney die größten Gefahren nicht gescheut haben, wenn er einen nicht mißzuverstehenden Befehl zum Marsche auf Hochkirch gehabt hätte. Aber den hatte er nicht, und das war Napoleons Fehler. Der ihm um 8 Uhr vorm. gesandte Befehl beweist, daß ein Befehl nie zu deutlich sein kann. Ney hatte ihn falsch ausgelegt, und nun hatte er sich an seine Auslegung gehalten und nicht gewagt, ihr entgegen zu handeln. So hatte er — „am grünen Tisch lenkbar wie ein Kind, aber jedem Rate unzugänglich, wenn ihm in der Hitze des Kampfes sein leicht erregbares Blut in den Kopf stieg" — trotz Jominis dringendem Rate, als er sich wieder in Bewegung gesetzt hatte, nicht die Richtung auf Hochkirch eingeschlagen, sondern mit seinen drei zur Stelle befindlichen Divisionen fast eine Rechtsschwenkung gemacht und die Richtung auf die Teufelssteine rechts, d. h. westlich von Klein-Bautzen eingeschlagen. Dorthin hatte er auch die bei Gleina belassenen Heerteile gewiesen. Ja, sogar Lauriston, der bei Preititz erst geraume Zeit nach dessen Wiederbesetzung eintraf, erhielt demnächst die Richtung auf Klein-Bautzen angewiesen „um den Angriff des Kaisers (!) auf dieses zu unterstützen".

Die Folge von Neys Entschluß war, daß, als seine Divisionen sich mit vieler Mühe und großem Zeitverluste durch die Teichdefileen gewunden hatten und nun die Höhen von Osten her erstiegen, ihnen von Westen her die Divisionen Soults entgegenkamen. So platzten beide aufeinander, während Blücher zwischen ihnen durch nach Süden entschlüpfen konnte. Statt ihn zwischen sich zu zermalmen, stieß das IV. Korps auf das III., während auf dieses wiederum das V. drückte, und dies hatte die für die Franzosen unheilvolle Folge, daß ihr ganzer linker Flügel, von dessen Zusammenwirken das Gelingen von Napoleons Plan abhing, über eine Stunde lang lahmgelegt wurde und gänzlich unfähig war, irgend etwas zu tun.

Hiermit war aber Napoleons so großartiger, auf die Vernichtung der Verbündeten angelegter Plan gescheitert. Der Sieg war gewonnen, nicht aber

Digitized by Google

auch, wie es so nötig gewesen wäre, die Widerstandskraft des Gegners gebrochen. Die einzige Hoffnung, die dem Kaiser noch blieb, war die, daß es ihm vielleicht noch durch eine energische Verfolgung gelingen würde, den Sieg wenigstens zu vervollständigen. Hierbei mußte sich aber der Zeitverlust erst recht fühlbar machen.

Die Kritik hat sich die unnötige Mühe gemacht, nach allen möglichen und unmöglichen Erklärungen für Neys Fehler zu suchen. Wenn man seine ganze Persönlichkeit betrachtet und an Marmonts Urteil denkt, ist der Fehler psychologisch durchaus zu erklären. Seine ganze Beanlagung befähigte ihn nicht zu einer selbständigen Verwendung; wie glänzende Leistungen er als Korpsführer auch aufzuweisen hatte, wenn er von seinem Kaiser am Gängelbande geführt wurde, so versagte er als Heerführer, wenn er selbständig handeln mußte, doch jedesmal. Psychologisch zu erklärenden Fehlern der Unterführer kann aber in den meisten Fällen vorgebeugt werden, wenn bei der obersten Führung die richtige Einsicht vorhanden ist. Hier hätte ihnen vermutlich durch eine bessere Verbindung und absolut einwandsfreie Befehle vorgebeugt werden können. Indem sich Napoleon aber darauf beschränkte, Ney während der ganzen Schlacht einen einzigen und wegen seiner Kürze dazu noch mißverständlichen Befehl zu senden, machte er sich zum Mitschuldigen an Neys Fehler, dessen Folgen er nun tragen mußte.

Während sich diese Ereignisse auf dem linken französischen Flügel zutrugen, gingen im französischen Zentrum nach der Eroberung der Kreckwitzer Höhen die junge Garde unter Mortier und die Reservekavallerie unter Latour-Maubourg in der Richtung auf Neu-Purschwitz bis in Höhe von Kreckwitz vor. Jetzt richteten Drouot und Dulauloy, die vor Mortier hergegangen waren, sowie auch die gesamte Artillerie Marmonts und Macdonalds ein heftiges Feuer auf die Batterien bei Litten, Baschütz und Jenkwitz und auf diese Dörfer. Aber in ihren starken Stellungen blieben die Russen unerschüttert. Dieser Umstand und die Stärke der jetzt vereinigten preußischen und russischen Reservekavallerie, die ebenfalls eine Vorbewegung ausgeführt hatte, und der gegenüber Latour nicht vorzugehen wagte — oder es nicht durfte — hielten das französische Zentrum bis 5 Uhr nachm. auf.

Napoleons Zögern hier ist unbegreiflich. Die Verbündeten konnten im Zentrum nur noch schwache Kräfte haben, — tatsächlich standen hier nur noch etwa 10 000 Mann Infanterie, 9000 Reiter, 228 Geschütze, — während er an intakten Truppen noch über rund 34 000 Mann Infanterie, 7900 Reiter, 195 Geschütze — die Garden, Marmont und die Reservekavallerie — verfügte. Und trotzdem zögerte er von $3^1/_4$ Uhr nachm., dem Augenblick der Einnahme der Kreckwitzer Höhen, ab, das so vortrefflich vorbereitete „événement“, das sonst seine Siege gekrönt hatte, herbeizuführen. Und weshalb? Weil er die Verluste scheute, die der Angriff vielleicht gekostet hätte, und deshalb abwarten wollte, daß Ney und Soult wieder in der Lage sein würden, vorzugehen.

Digitized by Google

Er wartete, wie er den ganzen Tag gewartet hatte, trotzdem er gerade heute weder hätte Verluste scheuen, noch Zeit verlieren dürfen. —

Nicht die Umfassung durch Ney, wie Napoleon es gewollt, sondern die Einnahme der Kreckwitzer Höhen hatte die Schlacht entschieden. Bald nach 4 Uhr nachm. traten die Verbündeten den Rückzug an. Barclay mußte bei Brießnitz und Racket gegen den von Baruth vordringenden Feind stehen bleiben, bis die Preußen und Yermolow, die auf Weißenberg zurückgehen mußten, Wurschen durchschritten haben würden, während das russische Zentrum noch stehen bleiben mußte, um Miloradowitsch, dem es folgen sollte, den Rückzug auf Löbau zu ermöglichen. Die Rückzugsrichtung dieser Heerteile, die gerade nach der böhmischen Grenze führte, zeigt, wie ungünstig die strategische Lage der Verbündeten war. Wurde die Verfolgung in der kräftigen Weise geführt, wie Napoleon sie die Welt gelehrt hatte, dann winkte hier noch immer ein großer Erfolg.

Aber um ihn zu erringen, war ein sofortiges Vorgehen des französischen Zentrums geboten. Doch er, der die Welt gelehrt hatte, Erfolge auszunutzen, traf gerade heute, wo alles auf eine kräftige Verfolgung ankam, zunächst keine Anordnungen für eine solche, sondern hielt noch die Heerteile fest, die sie hätten führen können.

Nur Oudinot versuchte wenigstens eine sofortige Verfolgung. Sowie der Gegner seine Angriffe einstellte, ging er sofort wieder vor, wobei Lorencez tötlich verwundet wurde. Aber seine Truppen waren zu ermattet. Trotzdem kam seine Spitze noch bis Scheckwitz.

Endlich gegen 5 Uhr nachm. hatten sich auch die Heerteile des linken französischen Flügels wieder geordnet und setzten sich, wie auch Soult und Mortier, nun wieder in Bewegung.

Unterdessen hatten aber Blücher und York einen erheblichen Vorsprung erlangt, und auch Yermolow hatte schon den Rückzug von Litten auf Wurschen angetreten.

Das Vorgehen der Franzosen nördlich der Görlitzer Straße nötigte die Russen, auch die Stellung südlich dieser zu räumen, und so traten sie hier bald nach 5 Uhr den Rückzug in der Richtung auf Canitz-Christina an.

Sobald die russischen Batterien ihr Feuer einstellten, setzten sich die ihnen gegenüberstehenden französischen Heerteile ebenfalls in Bewegung, Marmont, links neben den sich Latour-Maubourg setzte, an der Görlitzer Straße entlang, Macdonald auf Rieschen zu. Um den linken Flügel der Russen möglichst noch abzuschneiden, sollten Oudinot und Macdonald diesen festhalten, Marmont aber auf Kubschütz gehen und Latour ihm dorthin vorauseilen.

Indessen Oudinot konnte, wie schon gesagt, Miloradowitsch nicht festhalten, und Macdonald wurde bei Rieschen durch den Herzog Eugen von Württemberg aufgehalten.

Kein besseres Glück hatte Latour. Zwar befanden sich bei Kubschütz zunächst nur Kasaken, doch erhielten diese rechtzeitig Unterstützung. Hier-

Digitized by Google

durch und durch einen heftigen Gewitterregen, der momentan jede Bewegung und jede Attacke verhinderte, kam das Vorgehen Latours zum Stehen. Es kam hinzu, daß er zwischen Canitz-Christina und Waditz noch große Massen russischer Kürassiere erblickte, und daß auch Marmont infolge des Unwetters seinen Vormarsch bis 7 Uhr nachm. einstellen mußte.

So erhielt Miloradowitsch Zeit, seinen Rückzug auf Löbau auszuführen und sich wieder mit dem russischen Zentrum zu vereinigen. Seine Nachhut blieb bei Steindörfel stehen.

Marmont ging noch bis Waditz und Latour bis Canitz-Christina vor, während Macdonald bis Meschwitz kam.

Links von Marmont hatte Mortier, als er sich um 5 Uhr nachm. wieder in Bewegung gesetzt hatte, die Richtung auf Litten eingeschlagen, die dortigen Schanzen aber bereits verlassen gefunden und Yermolow nicht mehr einholen können. Mortier blieb bei Purschwitz stehen.

Die alte Garde und die Gardekavallerie kamen nach Neu-Purschwitz, wohin sich auch Napoleon selbst begab. Trotz der Wichtigkeit einer energischen Verfolgung hatte er die Gardekavallerie zurückgehalten.

Soult, der ebenfalls auf keinen Feind mehr stieß, kam bis Drehsa.

Auf dem linken Flügel hatte Ney das V. Korps auf Cannewitz, das VII. auf Wurschen angesetzt. Mit dem III. war er selber etwas später auf Drehsa vorgegangen.

Von Cannewitz aus ließ Lauriston die Schanzenhöhe bei Rackel angreifen, während Puthod versuchen mußte, sie zu umfassen. Dies veranlaßte Barclay zum Rückzuge nach Weißenberg. Nun schlug Lauriston die Richtung auf Wurschen ein.

Gegen dieses hatte sich von Klein-Bautzen aus Reynier gewandt. Aber durch Kavallerie und reitende Artillerie, die in seiner Flanke erschienen, aufgehalten, kam er zu spät, um den Rückzug der Verbündeten über das Defilee bei Wurschen noch zu stören. Nachdem dieses gegen 7 Uhr nachm. erobert war, folgte er dem Gegner noch ein kurzes Stück. Da aber Lauriston in dem schwierigen Gelände links von ihm nicht vorwärts kam, auch die Dunkelheit jetzt hereinbrach, so ging Reynier nur bis Nechern vor, das seine Avantgarde besetzte. Der von einem Adjutanten des Kaisers überbrachte Befehl, Gefangene zu machen, war wegen der Ermattung der eigenen Truppen sowie wegen der festen Haltung der feindlichen Truppen unausführbar gewesen. Der Gegner ging bis Weißenberg zurück.

Lauriston war nördlich, Ney westlich von Wurschen stehen geblieben. Ney selber ging nach Klein-Bautzen.

So bildete die Armee am Abend zwei große Gruppen, zwischen denen eine dritte, kleinere die Verbindung hielt, und zwar standen

auf dem rechten Flügel bei Meschwitz, Scheckwitz und Waditz das XI., XII., VI. Korps = 47 400 Mann,

Digitized by Google

in der Mitte bei Drehsa und Canitz-Christina das IV. und das Kavalleriekorps = 18 900 Mann,

auf dem linken Flügel bei Nechern, Wurschen und Purschwitz das VII., III., V. Korps und die Garden = 74 700 Mann;

im ganzen waren dies noch 141 000 Mann.*)

Wie die Franzosen, so bildeten auch die Verbündeten am Abend des 21., nach dem Rückzug über die Löbau, zwei große Gruppen. Die des rechten Flügels — die Preußen, Barclay und Yermolow, zusammen noch 45 000 Mann — stand bei Weißenberg, die des linken Flügels — der Rest der Russen, 39 000 Mann — bei Löbau, ihre Nachhut aber noch bei Steindörfel. Außerdem waren noch gegen 3000 Kasaken entsandt.

Die Ermattung der französischen Truppen sowie die feste Haltung des Gegners und dessen überlegene Kavallerie hatten eine energische Führung der viel zu spät eingeleiteten Verfolgung verhindert. Die Folge war, daß außer einigen demontierten Geschützen weder Trophäen erbeutet noch Gefangene in größerer Zahl gemacht waren. Napoleon, für den die Trophäen und Gefangenen nicht nur das sichtbare Zeichen des Sieges, sondern auch einen Maßstab für die Erschütterung des geschlagenen Gegners bildeten, war dadurch sichtlich enttäuscht. Der Grund für das Fehlen der Siegeszeichen lag — nächst seinen und Neys Fehlern — in dem unvergleichlichen Wert der preußisch-russischen Truppen. Später hat er das selber eingesehen und gesagt „man könne mit so jungen Truppen — wie die seinigen — wohl siegen, nicht aber auch einen Sieg bis an die Grenze der Möglichkeit ausnutzen".

Napoleon hatte gesiegt, aber wie bei Lützen den Sieg mit ungeheuren Opfern erkauft. Der Gesamtverlust an beiden Tagen betrug 25 000 Mann, darunter 600 Gefangene. Am 21. waren 2 Geschütze verlorengegangen.

Und was war damit gewonnen? Nur Raum. Die Widerstandskraft des Gegners war nicht gebrochen, nicht einmal erschüttert; er hatte nur etwa 11 200 Mann**) verloren und erwartete jetzt bedeutende Verstärkungen.

Das war schlimm, sogar sehr schlimm, denn die Verstärkungen, auf die Napoleon rechnen konnte, waren nur gering. Zwar konnten in den nächsten Tagen Victor, die entsandten Abteilungen der Hauptarmee und einige nachrückende Truppen eintreffen, aber sie zählten zusammen nur 25 000 Mann. Deckten sie somit auch den am 20. und 21. erlittenen Ausfall, so genügte das doch nicht, denn wenn Napoleon jetzt den Verbündeten folgen wollte, mußte er ein starkes Korps gegen Bülow zurücklassen wie auch weitere Abteilungen zum Schutz seiner sich immer mehr verlängernden Verbindungen. Und für diesen Ausfall und die etwaigen Gefechtsverluste stand kein Ersatz in Aussicht, denn die noch erwarteten weiteren Verstärkungen deckten voraussichtlich kaum die Tagesabgänge der Armee.

---

*) Einschließlich von 1100 Mann, die am 20. u. 21. mit zwei großen Brottransporten eingetroffen waren.

**) Ungerechnet einige hundert Kasaken, die entsandt waren.

Digitized by Google

Zur Verwendung gegen Bülow bestimmte Napoleon das Korps Oudinot und die Abteilung Beaumont, im ganzen 18 700 Mann. Somit verblieben ihm selber für die Fortsetzung der Operationen noch 131 600 Mann der Haupt- und Nebenarmee und 15 000 Mann unter Victor. Nachrücken konnten der Armee noch einschließlich einiger tausend Genesener 15 000 Mann.

Für eine glückliche Beendigung des Feldzuges reichten diese Kräfte nicht aus. Mit dem schon an der Oder zu erwartenden Kräfteausgleich schwand die Aussicht auf einen entscheidenden Erfolg dahin, und dazu drohte die Einmischung Österreichs. Bei Bautzen hatte Napoleon die Aussicht auf einen entscheidenden Erfolg gehabt, jetzt war sie unwiederbringlich verloren.

Napoleon scheint dies im ersten Augenblick nicht erkannt zu haben. Wir würden sonst irgendwo ein Wort des Tadels finden für Ney. Noch hoffte er auch, durch eine persönliche Leitung der Verfolgung die Ausbeute des Sieges vervollständigen zu können. Er rechnete also zunächst doch noch mit einer größeren Zerrüttung des feindlichen Heeres. Daher empfand er zwar keine volle, aber doch eine gewisse Befriedigung über seinen Sieg.

Indessen die Reaktion konnte nicht ausbleiben. Schon der nächste Tag, an dem er selber die Verfolgung leitete, sollte sie bringen. Nur diesen einen Tag tat er es. Aber dieser eine Tag genügte, um ihm zu zeigen, daß die Widerstandskraft des Feindes nicht erschüttert war, sowie um ihn die Grenze der Leistungsfähigkeit seiner Truppen erkennen zu lassen. Diese Erkenntnis mag ihm schwer genug angekommen sein. Und sie sollte von Tag zu Tag wachsen, bis sie schließlich neben der drohenden Einmischung Österreichs für ihn das Hauptmotiv zum Abschluß des Waffenstillstandes wurde. —

VI. Schlußbetrachtung.

Die Anlage der Schlacht, der geplante konzentrische Angriff, weicht von der Anlage aller übrigen napoleonischen Angriffsschlachten ab.

„Sie wissen, daß ich konzentrische Angriffe nicht liebe."

Diese Worte, die Napoleon am 4. November 1799 an Desaix schrieb, enthalten gleichsam sein Glaubensbekenntnis für die Anlage seiner Schlachten. Er ist ihm treu geblieben. So schrieb er am 28. April 1813, kaum drei Wochen vor Bautzen, an Eugen:

„Sie wissen, daß es mein Grundsatz ist, in Masse vorzugehen."

Worauf gründete sich diese Abneigung gegen den konzentrischen Angriff? Napoleon selber hat uns auf St. Helena folgende Antwort auf diese Frage gegeben:

„In voneinander entfernten Richtungen ohne Verbindung untereinander zu operieren ist ein Fehler, der gewöhnlich noch einen zweiten nach sich zieht. Die entsandte Kolonne hat nur für den ersten Tag Befehle, ihre Operationen am zweiten hängen von den Ereignissen bei der Hauptkolonne ab, entweder verliert sie also Zeit, um Befehle abzuwarten, oder sie handelt auf gut Glück."

Digitized by Google

„Ohne Verbindung", hierauf ist der Nachdruck zu legen. Man bedenke das damalige Verkehrs- und Nachrichtenwesen; Eisenbahnen, Telegraphen usw. gab es nicht. Man bedenke ferner die Art napoleonischer Befehlserteilung, die den entsandten Heerführern keine Direktiven gab, sondern ihnen ihr Tun von Fall zu Fall und von Tag zu Tag vorschrieb. Und nun halte man mit dem angeführten Satz des Kaisers andern Ausspruch zusammen:

„Meine Gegenwart war nötig, wo ich siegen wollte . . . Keiner meiner Generale war für ein selbständiges Kommando geeignet."

Selbständigkeit der Unterführer verlangt der konzentrische Angriff, er aber hatte seine Generale systematisch zur Unselbständigkeit erzogen; weil er seine Pläne zu verraten fürchtete und ihnen kein Verdienst gönnte, erfuhren sie ja fast nie, was er bezweckte, so daß sie gar nicht von seinen täglich gegebenen Befehlen hätten abweichen können. Diesen Mangel an Selbständigkeit ihrerseits empfand er erst am Schluß seiner Laufbahn, als die Größe der Heere und der Kriegsschauplätze aus dem bisherigen einen Entscheidungspunkt derer mehrere gemacht hatte, an denen allen er nicht gleichzeitig sein konnte. Die Schuld trug er selber. Er, den man den Erfinder der Massenheere nennen möchte, hatte es unterlassen, die Konsequenzen für ihre Führung zu ziehen, und da war es eine fast notwendige Folgerung, daß er an den Schwierigkeiten ihrer Führung scheiterte.

Daß er die Vorteile des konzentrischen Angriffs nicht verkannte, hat er uns selber gesagt, nur hielt er ihn — bei dem Mangel an selbständigen Unterführern — für zu gewagt. In einem Schreiben an seinen Bruder Jerome vom 18. Mai 1807 heißt es:

„Ich sehe, daß Sie auf einem falschen Wege sind; zwei Kolonnen, die den Gegner in die Mitte nehmen, sind im Vorteil, aber das gelingt nicht, weil die beiden Kolonnen nicht übereinstimmend handeln und der Feind beide nacheinander schlägt. Man muß freilich den Feind umgehen, aber erst sich vereinigen."

Die Versammlung der Massen und aus ihr die Entsendung zur Umfassung oder der Stoß gegen die feindliche Mitte, dieses Verfahren ist charakteristisch für alle seine großen Angriffsschlachten — nur nicht für Bautzen, wo er den konzentrischen Angriff anwenden zu können glaubte, weil er sich im Besitz einer großen Überlegenheit wußte.

Es fehlte nicht viel — oder eigentlich sehr viel, nämlich die Initiative des Gegners —, und er hätte an sich selber erfahren, daß bei der Unselbständigkeit seiner Unterführer seine Abneigung gegen den konzentrischen Angriff nicht ganz unberechtigt war. Hätte der Gegner die Teilung der französischen Armee ausgenutzt, so hätte ihm das Abweichen von dem gewohnten Typus seiner Schlachtenanlage leicht verderblich werden können.

Deshalb hat ihm auch die ältere Kritik dieses Abweichen zum Vorwurf gemacht. Aber mit Unrecht. Das wurde schon im dritten Abschnitt ausgeführt. Nur so, wie er verfuhr und zu verfahren durch die Lage gezwungen

Digitized by Google

war, konnte er den so dringend benötigten entscheidenden Erfolg erringen. Und wo wäre ihm jemals auch ein Wagnis zu groß gewesen, wo es sich um einen solchen Erfolg handelte? Hätte er ihn erreicht, niemand würde anstehen, Bautzen für sein Meisterwerk zu erklären, denn für die Kritik bildet nun einmal der Erfolg den Maßstab.

Das durch die räumliche Entfernung bedingte Beibehalten der Trennung der beiden Armeen unmittelbar vor und während der Schlacht, das bei programmäßigem Verlauf erst im Rücken der feindlichen Stellung zu ihrer Vereinigung führt, bildet ein Novum in der napoleonischen Schlachtenanlage, für das die ganze neuere Kriegsgeschichte keinen Präzedenzfall bietet, und muß deshalb zu seinen genialsten Leistungen gezählt werden. Hier zum ersten — aber auch einzigen — Mal arbeitet er auf einem Schlachtfelde mit zwei völlig getrennten Armeen, deren konzentrischer Vormarsch die Umfassung bewirkt. Was in der Neuzeit durch die Größe der Verhältnisse nötig geworden ist — zwar vereint zu schlagen, aber getrennt zu marschieren —, ergibt sich hier aus den Verhältnissen vor der Schlacht. So ist bei Bautzen die Anlage eine ganz moderne, sie entspricht nicht dem Schlachtentypus Napoleons, sondern demjenigen Moltkes. Es ist genau dasselbe Bild, das uns dessen beide Meisterwerke, Königgrätz und Sedan, bieten. Daß das Ergebnis nicht auch dasselbe war, lag daran, daß bei Bautzen Anlage und Leitung der Schlacht nicht auf gleicher Höhe standen.

Aus dem konzentrischen Vormarsch ergab sich der Flügelangriff.

Man hat gestritten, welches Verfahren Napoleon vorgezogen habe, den Durchbruch oder den Flügelangriff. In dem erwähnten Schreiben an Jerome spricht sich eine gewisse Vorliebe für letzteren aus, die auch durch die Praxis bestätigt wird, ohne daß er deshalb aus ihr eine Regel gemacht hätte. Damit stimmt es denn auch überein, wenn St. Cyr berichtet, Napoleon habe ihm anläßlich eines Gesprächs gerade über die Schlacht bei Bautzen auf seinen Einwand „der Angriff auf das Zentrum scheine ihm mehr dem Genie des Kaisers zu entsprechen, da er ihm erlaube, die Hauptkräfte länger in der Hand zu behalten", geantwortet: „Ich gestehe dem Zentralstoß keinen Vorzug vor dem Flügelangriff zu." Und doch, möchte man nicht gerade im Hinblick auf die bei Bautzen gemachten Erfahrungen St. Cyr beipflichten?

Freilich nur im allgemeinen, denn bei Bautzen war der Zentralstoß ausgeschlossen, der Flügelangriff geboten. Und nicht nur durch die Lage, sondern auch weil nur er einen wirklich entscheidenden Erfolg versprach.

Und das in einem solchen Umfange, daß Napoleon in richtiger Würdigung der Interessen der Verbündeten nicht glaubte, daß diese auch nach Herankunft Neys standhalten würden. Die Sorge, sie könnten sich noch zurückziehen, verließ ihn bis zuletzt nicht. Die Gefahr wurde brennend, sobald Ney bei Klix eintraf, d. h. am 20. Deshalb mußte dann die Hauptarmee bereits auf dem rechten Spreeufer stehen, um den Gegner festhalten zu können. Da er letzteren kannte, konnte er den Übergang wagen.

Digitized by Google

Napoleon hatte aber noch einen Grund, den Übergang schon am 20. auszuführen. Nicht nochmals sollte wie bei Lützen die Dunkelheit den Gegner der Vernichtung entziehen. Bemächtigte er sich schon am 20. des Vorgeländes, dann konnte er am Vormittag des 21. die Haupt-Stellung erobern, am Nachmittag den Erfolg ausnutzen. Dann konnte die Schlacht entscheidend werden.

Ebenfalls dem Zweck, den Gegner festzuhalten, sollte Oudinots Vorgehen dienen, durch das die Aufmerksamkeit des Feindes von Ney abgelenkt werden sollte. Einem anderen Gegner gegenüber würde dieses Mittel nicht verfangen haben; hier erfüllte es seinen Zweck, und darum war es auch gut. Um aber den Erfolg wenigstens etwas zu gewährleisten, durfte Ney erst vorgehen, wenn Oudinot bereits angegriffen hatte. Doch beide erfuhren nichts voneinander. Das gehörte ja so zu Napoleons System. Die Folge war Neys unnötig früher Aufbruch. Daß Oudinots Angriff dennoch seinen Zweck erfüllte, war nur der vorgefaßten Meinung des Zaren zu danken.

Abgesehen hiervon, war die Anlage der Schlacht eine glänzende.

Doch nicht ihre Leitung.

Außer dem bekannten Wort „Man engagiert sich überall, und dann sieht man", ist es namentlich der schon angedeutete, von St. Cyr übermittelte Ausspruch, in dem Napoleon das Wesen seiner Schlachtenleitung zusammengefaßt hat; dieser lautet:

„Ich gestehe dem Zentralstoß keinen Vorzug vor dem Flügelangriff zu. Ich habe den Grundsatz, den Feind mit möglichst geringen Kräften anzufassen; sind dann die vorderen Korps engagiert, lasse ich sie gewähren, ohne mich viel um ihre guten oder schlechten Aussichten zu kümmern. Ich trage dann lediglich Sorge, nicht zu rasch ihren Hilferufen Folge zu geben."

St. Cyr fügt ergänzend zu:

„Erst gegen Ende, wenn er merkte, daß der Feind den größten Teil seiner Streitkräfte eingesetzt hatte, pflegte er dann alles, was er sich an Reserven aufzusparen gewußt, zu vereinigen, um eine gewaltige Masse von Infanterie, Kavallerie und Artillerie auf den Kampfplatz zu werfen, und da der Feind dies nicht vorausgesehen hatte, ereignete sich dann fast immer ein »événement«. So errang er fast all seine Siege."

Sein scharfer Blick für das Erkennen des Angriffspunktes, d. h. für die verwundbarste Stelle des Feindes, und der wunderbare Gebrauch, den er fast stets von seinen Reserven zu machen wußte — diese beiden wesentlichsten Anforderungen, die auf dem Schlachtfelde an den Feldherrn herantreten — haben im Verein mit der strategischen Anlage seiner Schlachten sowie mit dem Grundsatz, daß man niemals für eine Schlacht stark genug sein könne, aus ihm den großen Schlachtenkaiser gemacht.

Die Stärke seiner Armee und die Anlage der Schlacht waren auch bei Bautzen so, daß eigentlich allein schon in ihnen die volle Garantie für den angestrebten Erfolg lag.

Digitized by Google

Auch die wundeste Stelle des Feindes, gegen die der entscheidende Stoß geführt werden mußte, d. h. die Schwäche des rechten feindlichen Flügels, hatte er erkannt. Und doch blieb der erzielte Erfolg so weit hinter dem erstrebten zurück. Wie konnte das geschehen?

Sehen wir uns einmal den Verlauf der Schlacht daraufhin an. An beiden Tagen setzte sie sich aus partiellen Kämpfen zusammen, bei denen die Einheitlichkeit der Leitung fehlte. Am ersten Tage kam dies weniger zum Ausdruck, da es sich nur um einleitende Kämpfe handelte, bei denen jedes Korps einen besonderen Auftrag hatte und die Verbündeten ihren Vorteil nicht wahrnahmen. Aber am zweiten Tage, wo an Stelle der verschiedenen Gefechtszwecke der eine große, die feindliche Armee zu vernichten, trat, war dessen Erreichung nur möglich, wenn auch die Leitung eine einheitliche war.

Und das war sie nicht. Ney, Macdonald, Oudinot, jeder focht für sich; Napoleon versuchte nicht einmal, die Einheitlichkeit herzustellen.

Auf dem rechten Flügel hatte er hierzu freilich auch keine Veranlassung. Hier ging alles nach Wunsch, so daß ihm nichts zu tun übrig blieb, als seinem Grundsatz treu zu bleiben und sich gegen Oudinots Hilferufe taub zu stellen. Das war aber nicht schwer, denn selbst eine Niederlage Oudinots blieb auf den Gang der Schlacht ohne Einfluß.

Doch sonst war ein solches Gehenlassen der Schlacht nicht angezeigt.

Die entscheidende Rolle hatte Napoleon Ney überlassen. Hieraus ergab sich die Notwendigkeit, daß zwischen beiden die vollste Harmonie herrschte. Dazu gehörte aber, daß Napoleon sich auch in Neys Gedankengang versetzte, sowie daß beide ständig in Verbindung waren. Unbedingt war es nötig, daß sich Napoleon von der knappen Form seiner Befehlserteilung frei machte, Ney genau über seine Absichten und die Verhältnisse des Gegners unterrichtete und ihm absolut klare Befehle schickte. Das war alles um so nötiger, als er Neys Gefecht nicht übersehen konnte, nichts getan hatte, um sich von den Ereignissen bei dessen Armee Kenntnis zu schaffen und überhaupt nicht in der Lage war, auf diese den geringsten Einfluß auszuüben. Trotzdem — und wiewohl er Ney genau kannte — sandte er diesem einen einzigen, durchaus nicht einwandfreien Befehl. Er benachrichtigte ihn nicht einmal von der Änderung seines Planes, er schickte ihm auch dann keinen Befehl, als die Ereignisse bei der Nebenarmee nicht den gewünschten Verlauf nahmen. Ney soll nicht entschuldigt werden. Er beging derartige Fehler, daß dieser eine Tag genügt, um zu zeigen, daß er kein Feldherr war. Aber von der Mitschuld an seinen Fehlern ist Napoleon nicht freizusprechen.

Das Zusammenwirken zweier Armeen auf einem Schlachtfelde war ein Novum in der Kriegführung, und das Genie hatte nicht erkannt, welche Vorbedingungen dieses Novum erheischte. Darum führte es auch nicht zu dem möglichen Erfolg. Die Schuld trug in erster Linie der durch das Fehlen der Verbindung verursachte Mangel an Harmonie zwischen den beiden Heeres-

Digitized by Google

leitungen, denn er bewirkte, daß Napoleon auf Ney, Ney auf Napoleon wartete, wodurch die günstige Gelegenheit verloren ging.

Dieses Warten bildet den Hauptvorwurf, der Napoleon trifft. Hierdurch begab er sich der Möglichkeit, Neys Fehler gutzumachen, und darum fiel dieser Fehler mehr ins Gewicht als alle Fehler Neys. Er, den man gewöhnt ist, als die verkörperte Initiative zu betrachten, wartete und wartete, bis er schließlich nicht mehr warten konnte und sich deshalb entschließen mußte, Ney zu Hilfe zu kpmmen, wenn anders er nicht den ganzen Erfolg dahinschwinden sehen wollte. Warten war heute seine Haupttätigkeit.

Und Napoleon hätte nicht warten brauchen. Er konnte angreifen, selbst ohne Soult verfügte er doch im Zentrum noch über sehr bedeutende Truppenmassen, die gar nicht zur Verwendung kamen. Überhaupt ist eigentlich nur die Hälfte der Armee — das III., IV. und XII. Korps und ein Teil des V. und XI — an der Schlacht beteiligt gewesen. Dieser Nichtgebrauch der vorhandenen Truppen war ein Fehler. Sehr richtig sagt St. Cyr in dieser Beziehung:

„Dieser Fehler ist häufig die Ursache der größten Nackenschläge, und wenn er sie infolge einer besonderen Gunst der Verhältnisse nicht sofort veranlaßt, so verringert er doch wenigstens die Erfolge, die man dann nur noch mit einem erheblichen Verlust erlangen kann. Dann sieht man nach wenigen teuer erkauften Siegen die stärksten Armeen zugrunde gehen, wie dies im Feldzuge von 1813 der Fall war."

Allerdings würde Napoleon bei Bautzen trotz dieses Fehlers ohne Neys Fehler seine Absicht erreicht und die Niederlage der Verbündeten fast ohne eigene Verluste erkauft haben. Das hätte er aber lediglich der Verblendung des Gegners zu danken gehabt, der sich wegen der Umfassung erst beunruhigte, als er dem Kampf nicht mehr ausweichen konnte.

Daß er nicht angriff, sondern Ney gewissermaßen im Stich ließ, strafte sich sofort. Wäre der Angriff auf Blücher schon im Gange gewesen, hätte dieser nicht seine Reserve zur Wiedereroberung von Preititz einsetzen können, Souham wäre in dessen Besitz geblieben, seine Division nicht aufgerieben, Ney selber durch den Mißerfolg nicht zurückgeschreckt worden.

Immerhin hätte sich dieser Fehler gutmachen lassen. Hätte Napoleon nicht Soults Angriff durch dessen Artillerie, sondern von Anfang an durch die der Garde vorbereiten lassen, so hätte der Angriff selbst bereits fast eine halbe Stunde früher erfolgen können. Dann wären die Kreckwitzer Höhen so rechtzeitig genommen worden, daß Ney kaum den wunderbaren Entschluß gefaßt hätte, seine ganze Armee auf ihnen zusammenzudrängen, sondern auf Hochkirch vorgegangen wäre.

Aber nicht einmal nach der Eroberung der Höhen raffte sich Napoleon auf. Die Schlacht war darauf angelegt, daß der Erfolg am Morgen errungen, am Nachmittag ausgebeutet wurde. Da die Stellung erst nach

Digitized by Google

3 Uhr nachm. genommen wurde, war jetzt ein energisches Vorgehen um so gebotener, noch immer war ein großer Erfolg zu erringen. Über die genügenden Kräfte verfügte Napoleon, und allzu ernster Widerstand war nicht mehr zu fürchten. Und trotzdem verlor er abermals fast zwei Stunden, um auf Ney zu warten. Wiederum hielt ihn die Furcht vor Verlusten zurück. Dieses ängstliche Vermeidenwollen von Verlusten, das uns an ihm so fremdartig anmutet, brachte ihn um die Früchte seines so trefflichen Planes.

Bautzen bestätigt die alte Regel, daß es im Kriege weniger darauf ankommt, was man tut, als wie man etwas tut. Weniger Genialität in der Anlage und mehr Energie in der Durchführung hätten vielleicht größere Erfolge geliefert. Napoleon selbst hat 1812 zu Glubokoe Einsicht und Charakter als die beiden wesentlichsten Eigenschaften des Feldherrn bezeichnet, die sich bei ihm das Gleichgewicht halten müssen. Die Einsicht, d. h. die Fähigkeit, große Entwürfe zu machen, besaß er noch in vollstem Maße, nicht aber mehr die nötige Charakterstärke, sie auch unbedingt durchzuführen. Das hatte sich bereits 1812 gezeigt, das zeigte sich auch bei Bautzen. Einer unserer ersten Kenner und Verehrer des Feldherrn Napoleon hat gesagt: „Auch das Genie ist sich nicht immer gleich"; das ist zweifellos richtig, wenn sich aber solche Fälle öfter wiederholen, und zwar gerade an den entscheidendsten Tagen, ist das dann nicht doch ein Beweis, daß der Feldherr nicht mehr auf der früheren Höhe steht? Der Satz „Napoleon ist bei Bautzen nicht à la hauteur de lui-même" muß also dahin abgeändert werden „nicht mehr à la hauteur d'autrefois". Nach dem eben erst errungenen glänzenden Siege von Lützen, und in anbetracht der genialen Anlage gerade der Schlacht bei Bautzen sowie mancher glänzender Leistungen, die er noch vollbringen sollte, mag das scharf klingen, wahr ist es aber doch, daß Bautzen uns den großen Schlachtenkaiser im Niedergange zeigt. Und kann uns das verwundern? Das Kriegsleben verzehrt die Kräfte, und Napoleon führte bereits seit 17 Jahren als Feldherr Krieg. Es war ein prophetisches Wort, das er in den Tagen von Austerlitz gesprochen hatte: „On n'a qu'un temps pour faire la guerre. J'y serai bon encore six ans, après quoi moi-même je devrai m'arrêter."

Noch hatte er seinen Meister nicht gefunden und überragte er seine Gegner um mehr als Haupteslänge, und darum war das Glück ihm hold, denn „fortes fortuna adjuvat". Aber der Tag war nicht fern, wo es seinem verwöhnten Liebling den Rücken kehren, und wo weniger Einsicht und mehr Charakter es über mehr Einsicht und nicht immer mehr genügenden Charakter davontragen sollten.

Gedruckt in der Königlichen Hofbuchdruckerei von E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW12, Kochstraße 68–71.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Schlacht bei Mukden.

Nachdruck verboten.
Übersetzungsrecht vorbehalten.

Die nachfolgende Beschreibung der Schlacht bei Mukden gründet sich auf die bisher dem Großen Generalstabe vorliegenden Nachrichten.

Berlin, den 1. Oktober 1905.

Die Kriegsgliederung, Stärkeberechnung und Aufstellung des russischen und des japanischen Mandschureiheeres am 20. Februar 1905 sind in den Anlagen 1 und 2, sowie den Skizzen 1 und 2, gegeben.

Anlagen 1 u. 2.
Skizzen 1 u. 2.

Die Russen zählten 370 Bataillone, 142 Eskadrons und Sotnien und 153 Batterien (1200 Feldgeschütze) mit einer Sollstärke von 325 000 Mann Infanterie und 18 000 Reitern.

Die Iststärke der Infanterie und Kavallerie wird um etwa 10 v. H. geringer gewesen sein, da die zum Teil noch nicht ersetzten Verluste aus der Schlacht von Sandepu mit 2 v. H. und der Krankenstand mit 7 bis 8 v. H. abgezogen werden müssen.

Man wird das russische Heer mithin auf etwa 310 000 Mann schätzen können. Es verfügte über 200 bis 300 schwere Geschütze und 88 Maschinengewehre.

Die Japaner zählten etwa 263 Bataillone, 66 Eskadrons und 150 Batterien mit 900 Feldgeschützen, 170 schwere Geschütze und 200 Maschinengewehre. Die Sollstärke betrug rund 263 000 Mann Infanterie und 11 000 Reiter. Da die Kompagnien bei Beginn der Schlacht jedoch statt 250 etwa 280—300 Mann stark gewesen sind, belief sich die Iststärke der Infanterie auf ungefähr 300 000 Mann. Die Eskadrons waren auf ihrem Sollbestande.

Beide Heere hatten folglich die gleiche Stärke von etwa 310 000 Mann, die Russen ein Übergewicht von 300 Feldgeschützen und 100 schweren Geschützen, die Japaner ein solches von 112 Maschinengewehren.

10 russische Armeekorps standen in einer etwa 75 km langen befestigten Linie zwischen Tschantan und dem Kautulinpaß, die Front nach Süden. Der Flankenschutz nach Westen war einem schwachen Detachement

Digitized by Google

(8—36—2) übertragen. Nach Osten ins Gebirge hatte man 3 Abteilungen weit hinausgeschoben.*) Als Heeresreserve waren $1^1/_2$ Armeekorps hinter der Mitte der Aufstellung zurückgehalten. Weitere $1^1/_4$ Korps standen hinter dem rechten Flügel der 2. Armee, als deren Reserve.

In monatelanger Arbeit war ein ganzes System von Befestigungen entstanden.

Die vordere Verteidigungslinie zwischen Tschantan—Schahopu—Bianyupusa und dem Kautulinpaß bestand aus zwei, teilweise aus drei hintereinander liegenden Stellungen mit vielen befestigten Dörfern und Schanzen, umgeben von Drahthindernissen, Wolfsgruben und Astverhauen. Alle Befestigungen waren untereinander und mit den Stabsquartieren telephonisch und telegraphisch verbunden. Die eine Hälfte der Truppen war stets in splittersicheren Erdhütten der Stellungen untergebracht, die andere ruhte in weiter rückwärts gelegenen Dörfern und Lagern.

Eine zweite, brückenkopfartige Linie von Befestigungen befand sich südlich Mukden auf dem linken, eine dritte östlich Mukden auf dem rechten Hunhoufer. Gegen Westen war die Stadt von Houta bis Madiapu durch eine Reihe von Feldschanzen und befestigten Dörfern gesichert.

Die nach Norden gerichtete japanische Verteidigungslinie verlief von Tutaitsy im Westen bis Bianyupusa im Osten in einer Ausdehnung von annähernd 65 km. Im Winkel zu ihr waren auf beiden Flügeln befestigte Linien zurückgebogen: im Westen von Tutaitsy bis Siaobeiho — wobei nicht die Ufer des zugefrorenen Hunho, sondern die Linie der Dörfer westlich von ihm die Verteidigungsstellung bildeten —, im Osten von Bianyupusa bis annähernd Benzihu am Taitsyho.

Hinter der Frontlinie standen 9, hinter der Mitte als Reserve in der Gegend von Yantai $2^1/_2$, hinter dem linken Flügel weitere $3^1/_2$ Divisionen.

Gegen die linke russische Flanke war die aus 3 Divisionen bestehende 5. (Jalu-)Armee im Anmarsche.

Die japanische Front war ebenfalls stark befestigt, wenn auch nicht so zusammenhängend, wie die russische. Außerdem waren Dörfer hinter der ersten Linie zur Verteidigung eingerichtet. Gedeckte Annäherungswege führten von ihnen nach vorn. Alle Befestigungsanlagen waren mit Drahthindernissen und Astverhauen umgeben und unter sich, sowie mit den Kommandobehörden, durch Telegraph und Telephon verbunden.

Auch bei den Japanern war dauernd die Hälfte der Infanterie in der vordersten Verteidigungslinie untergebracht.

*) Das „Ostdetachement" war ursprünglich selbständig. Über die Vorgänge bei den Abteilungen „Maßlow" und „Madritow" während der Schlacht fehlen bisher die Nachrichten. Sie scheinen bei Hsingkingkutschöng und Tunghwahsiën (Skizze 1) verblieben zu sein, obgleich feindliche Kräfte in dieser Gegend nicht erschienen. Mitte März werden beide Detachements auf dem Rückmarsche nach Norden gemeldet.

Digitized by Google

Das Gelände westlich der großen Mandarinenstraße Mukden—Liauyang ist im allgemeinen eben, war jedoch wenig übersichtlich wegen der vielen zerstörten oder noch bewohnten Ortschaften. Die Wegsamkeit war schlecht, da die fest gefrorenen tiefen Furchen der Kauliangfelder den Marsch querfeldein für Mann und Pferd erschwerten. Die Flüsse konnten, wenn das Eis nicht absichtlich aufgebrochen war, von Artillerie und Trains überall überschritten werden.

Östlich der Mandarinenstraße hat das Gelände zunächst einen hügeligen und dann einen bergigen Charakter. Jenseits der Linie Fuschun—Bianyupusa waren Truppenbewegungen im allgemeinen auf die Paßstraßen beschränkt.

Das Wetter war während der Schlacht, mit Ausnahme des 26. Februar und des 9. März, wo Staubstürme herrschten, klar und sonnig. Nur in den breiten Tälern des Schaho und Hunho war gewöhnlich eine dunstige die Beobachtung erschwerende Atmosphäre. Schnee lag in der Ebene nur wenig. Die Temperatur stieg bei Tage bis auf + 1 ° und fiel nachts auf — 8 bis 12 ° R.

Am 19. Februar war von der russischen Heeresleitung in einem Kriegsrate zu Siachetun beschlossen worden, wiederum mit dem rechten Flügel offensiv zu werden. Ähnlich, wie in der Schlacht von Sandepu, wollte man die feindliche Stellung bei diesem Orte am 25. Februar angreifen und allmählich nach Osten aufrollen. Nach genügender Artillerievorbereitung sollten das gemischte Schützenkorps Wandjawopeng, das VIII. Armeekorps Sandepu und Siaotaitsy sowie die 31. Infanteriedivision des X. Armeekorps Labotai angreifen, die 9. Infanteriedivision desselben Armeekorps jedoch nur gegen Lidiantun demonstrieren. Das I. sibirische Armeekorps und die ½ 6. ostsibirische Schützendivision hatten zunächst in Reserve bei Zajensa zu bleiben, eine Brigade vom V. sibirischen Armeekorps sollte zur Unterstützung des X. Armeekorps nach Kuadsiatai heranrücken. Auf der übrigen Front wollte man sich im allgemeinen auf Artilleriefeuer beschränken.

Doch schon am 24. Februar hatte sich die Gesamtlage erheblich geändert. Auch der japanische Oberfeldherr hatte sich zur Offensive, und zwar gegen beide feindliche Flügel, entschlossen.

Im Südosten kam die 5. japanische Armee am 21. in 2 Kolonnen in die Linie Weitsyyui—Suidun vor. Bis zum Abende des 24. gelang es ihr, das russische Ostdetachement aus seiner Stellung bei Tsindouyui und Tschinhotschin zu vertreiben und in Richtung auf Ulunkou und Sanlunyui zurückzudrücken.

Die russische 1. Armee bemerkte während dieser Tage ebenfalls den Anmarsch feindlicher Truppen gegen ihren linken Flügel. Am 21. Februar war nämlich die 2. japanische Division von Tanzaischi in östlicher Richtung abmarschiert und hatte am 23. Winiumin am Taitsyho, mit Vortruppen Siantsiatsy und Lidiawapan erreicht. Am 24. setzte sie den Vormarsch in

Digitized by Google

nordöstlicher Richtung fort, die 15. Brigade kam in die Gegend südlich Jotaijinsan, die 3. nach Tschauhuantsai.

Außer den Meldungen hierüber erhielt die russische Heeresleitung noch die falsche Nachricht, daß alle bisher bei Yantai festgestellten japanischen Reserven von dort nach Osten abgerückt seien. General Kuropatkin glaubte nunmehr sicher, mit einem Angriff auf seinen linken Flügel rechnen zu müssen und befahl am späten Abende des 24., daß der Angriff der 2. Armee zu unterbleiben habe. Ferner ordnete er an, daß noch in der Nacht 24./25. das I. sibirische Armeekorps mit der ihm angeschlossenen ½ 6. ostsibirischen Schützendivision aufzubrechen und über Tschansamutun (8 km südöstlich Mukden) auf Schihuitschön (15 km südwestlich Fuschun) zu marschieren habe. Die 72. Infanteriedivision des VI. sibirischen Armeekorps sollte ihm am 25. folgen.

Den Oberbefehl über den ganzen östlichen Flügel erhielt General Linewitsch. General Rennenkampf, der erst vor kurzer Zeit die Führung des Westdetachements übernommen hatte, wurde wieder zum Ostdetachement zurückgeschickt.

25. Februar. Am 25. ging die japanische 5. Armee weiter vor, trieb feindliche Arrieregarden zurück und erreichte mit der rechten Kolonne den Paß Sitschuanlin, mit der linken Dalin.

Die 2. Division der 1. Armee rückte in Richtung auf den bei Sekorei angenommenen äußersten linken Flügel der Russen in 2 Kolonnen heran, legte in dem schwierigen Gebirgsgelände jedoch nur eine kurze Strecke zurück.

Die 12. Division sollte sich links von der 2. zum Angriff entwickeln. Sie beließ die 23. Brigade bei Bianyupusa in der befestigten Stellung, wo sie bis zum 4. März verblieb, ohne ernste Gefechte zu haben. Die 12. Brigade besetzte das Flußufer gegenüber Tschanchisai, die Reservebrigade erreichte mit der Avantgarde Tabegou.

Bei der Gardedivision hatte die 2. Gardebrigade in der Nacht 24./25. einen russischen Angriff südlich Yansintun abgewiesen und die 1. Gardebrigade eine vorgeschobene Stellung der Russen bei Fyndiapu genommen.

Auf der übrigen Front herrschte Ruhe.

Das I. sibirische Armeekorps erreichte Sanlintsy, wo es einen Rasttag hielt.

26. Februar. Am 26. Februar gelangte die rechte Kolonne der 5. japanischen Armee bis Ulunkou, die linke bis Sanlunyui.

Die 15. Brigade der 2. Division fand den Sekoreipaß von den Russen besetzt. Es wurde erkannt, daß die feindliche Front bedeutend nach Osten verlängert worden war.

Bei Sandiasa stand jetzt der russische General v. Baumgarten mit 3 Bataillonen, 15 Eskadrons und hielt die Pässe zwischen Tokorei und Sekorei besetzt.

Digitized by Google

Die 3. japanische Brigade marschierte an diesem Tage bei Eban auf.

Die Reservebrigade der 12. Division besetzte die Höhen südlich Sunschuzuidsy.

Die Gardedivision begann auf ihrer ganzen Front den Artilleriekampf mit dem Gegner.

Westlich Fyndiapu herrschte noch Ruhe. Auf dem äußersten westlichen Flügel stießen kaukasische Reiter bei Tawan im Liaohotale auf japanische Infanterie. Ihrer Meldung wurde keine Bedeutung beigemessen.

Der 5. japanischen Armee gelang es auch am 27. nicht, schneller als bisher vorwärts zu kommen. Bei Dita und Uboniulu wurde sie von starken russischen Kräften festgehalten. 27. Februar.

Die 15. Brigade führte den beabsichtigten Angriff auf die Stellung bei Sekorei nicht aus, da feindliche Abteilungen von Kiteideirei aus gegen ihre rechte Flanke vorgingen. Bis zum 5. März ist sie südwestlich des Sekoreipasses als Flankenschutz in verstärkter Stellung stehengeblieben. Der Gegner hat ihr gegenüber auch nichts unternommen.

Die 3. Brigade besetzte nach heftigem Kampfe den vorspringenden Teil der russischen Befestigungen östlich des Wanfulinpasses.

Die 12. Division beschränkte sich im wesentlichen auf Artilleriefeuer.

Vor der Front der Garde fanden in diesen Tagen fortdauernd Vortruppengefechte statt, ohne an der Lage etwas zu ändern.

Die 4. japanische Armee begann die Putilow- und Nowgorodkuppe aus schweren Geschützen zu beschießen.

Die Artillerie der 2. Armee schwieg noch, um nicht die Aufmerksamkeit des Gegners auf den westlichen Flügel zu lenken.

Hier hatte die 3. Armee in 4 Kolonnen den Vormarsch angetreten. Am 27. erreichte sie die Linie Mamykai—Kaliaama. Die 2. Kavalleriebrigade ging im Liaohotale vor und kam abends nach Takou.

Während des ganzen Tages hat russische Kavallerie Fühlung mit den Kolonnen der 3. Armee gehalten und über ihren Marsch gemeldet.

Gerüchtweise verlautete im russischen Hauptquartier, daß auch bei Sinmintun japanische Truppen, und zwar mit Bahntransport, eingetroffen seien.

General Kuropatkin schickte daraufhin eine Brigade des XVI. Armeekorps, seiner Heeresreserve, unter General Bürger, auf der Straße nach Sinmintun zur Erkundung vor.

Das I. sibirische Armeekorps gelangte am 27. nach Siaudiensa.

Beide Kolonnen der 5. japanischen Armee setzten am 28. ihre Angriffe bei Dita und Uboniulu fort, ohne erhebliche Erfolge zu erzielen. Auf russischer Seite traf das I. sibirische Armeekorps in Yinschoupusa ein. Das ursprünglich zur Heeresreserve gehörige Infanterieregiment 146 war in 28. Februar.

Digitized by Google

Richtung auf den Kautulinpaß in Bewegung gesetzt worden und kam am 28. nach Wutsiaputsa.

Die 1., 4. und nunmehr auch die 2. japanische Armee beschossen den Gegner aus Feld- und Belagerungsgeschützen. Die russischen Verluste blieben gering, da die Truppen bis auf die Vorposten aus den Stellungen gezogen wurden.

In der Nacht 27./28. machte das russische XVII. Armeekorps einen Vorstoß an der Eisenbahnbrücke über den Schaho, wurde aber mit großen Verlusten von der 6. japanischen Division abgewiesen.

Die 3. japanische Armee stand am Abend des 28. in der ungefähren Linie Tutaitsy—Tuyituan, mit ihrem rechten Flügel in Fühlung mit dem Feinde. Die 2. Kavalleriebrigade war nur etwa 8 km vorwärts gekommen bis Yangchiawaping. Sie wird die Ural-Transbaikal-Kasakendivision gegenüber gehabt haben, doch fehlen hierüber Nachrichten, ebenso wie über den Verbleib der kaukasischen Reiterbrigade im weiteren Verlaufe der Schlacht.

General Kuropatkin war sich unterdessen über den vollen Umfang der von Südwesten her drohenden Gefahr klar geworden. Er schickte dem anrückenden Feinde seine einzige augenblicklich noch verfügbare Reserve, die 25. Infanteriedivision des XVI. Armeekorps,*) in der Richtung auf Salinpu entgegen. Eine zusammengesetzte Division, die das X. Armeekorps unter General Schatilow abgeben mußte, folgte in der Nacht zum 1. März von Siachetun aus.

1. März. Da die 3. japanische Armee nunmehr damit rechnen mußte, auf stärkere russische Kräfte zu stoßen, zog sie sich am 1. März mehr zusammen und setzte die begonnene Schwenkung fort. Ihre Kavallerie erreichte bis zum Abend ohne Gefecht Tamintun und mit vorgeschobenen Eskadrons Sinmintun. Die 7. Division kam nach Huaschikansa, die 1. nach Tichiakangtzu, die Reservebrigade nach Yuchiatai. Die 9. Division hatte die russische Stellung bei Syfantai westlich umfaßt, den Angriff aber wegen seiner Schwierigkeit auf die Nacht 1./2. März verschoben.

Von der 2. japanischen Armee griff am 1. der rechte Flügel der 8. Division auf beiden Hunhoufern Tschantanhonan und Ttschantan, der linke über Tutaitsy die russische Stellung zwischen Tschantan und Syfantai an. Die Division kam bis zum Abend jedoch nur langsam vorwärts.

Die 5. Division vertrieb die Russen nach sehr hartnäckigen Kämpfen aus den Ortschaften Lidjawopeng und Wandjawopeng in der Nacht 1./2.

---

*) Außer der 25. Infanteriedivision verfügte das XVI. Armeekorps nur noch über die Brigade Bürger, da die 2. Brigade der 41. Infanteriedivision zum Bahnschutz abkommandiert war. (Siehe Kriegsgliederung.)

Digitized by Google

Die 4. Division verblieb südöstlich Lidiantun und mit den ihr unterstellten zwei Reservebrigaden bei Hunlinpu in Gefechtsbereitschaft.

Die 4. Armee führte einen Artilleriekampf mit dem Feinde.

Bei der 1. Armee gelang es der 1. Gardebrigade in der Nacht zum 1. März bei Fyndiapu die Russen zurückzudrängen; doch hielten diese sich noch südlich des Flusses bis zum 7., wobei es oft zu ergebnislosen Nachtgefechten kam. Yansintun wurde in der Nacht zum 1. März von der 2. Gardebrigade genommen, dann wieder aufgegeben, jedoch in der folgenden Nacht neu besetzt. Die 3. Brigade der 2. Division nahm eine vorgeschobene Stellung des III. sibirischen Armeekorps westlich des Kautulinpasses.

Bei Patsiasa trafen an diesem Tage die letzten Truppenteile der russischen 72. Infanteriedivision ein, die seit dem 25. Februar von Tousiantun her im Anmarsch war. An dem Kampf gegen die japanische 2. Division nahm sie nicht teil.

Der linken Kolonne der japanischen 5. Armee gelang es, bis halbwegs Uboniulu und Matsiundan vorzudringen. Ein linkes Seitendetachement besetzte Toudagou. Die rechte Kolonne kam nicht vorwärts.

Um der ihm von Westen her drohenden Gefahr vorzubeugen, beschloß General Kuropatkin seinen äußersten rechten Flügel zurückzunehmen. Dem XVII. und I. Armeekorps schickte er den Befehl, alle verfügbaren Truppen nach Mukden in Marsch zu setzen. Das XVII. gab 3 Regimenter, das I. 1 Regiment zu einer zusammengesetzten Division unter General de Witt ab. Nach Mukden wurde auch das I. sibirische Armeekorps zurückbefohlen. Es war an diesem Tage bis Tiaaho gelangt und befand sich am Abende bereits wieder in Yinschoupusa, nachdem es 2 Regimenter und die $^1/_2$ 6. ostsibirische Schützendivision unter General Danilow dem Ostdetachement überlassen hatte, das nunmehr 27 Bataillone, 18 Eskadrons, 46 Geschütze zählte.

In der Nacht 1./2. traten das Westdetachement, das gemischte Schützenkorps und das VIII. Armeekorps den befohlenen Rückzug an. 2. März.

Skizze 3.

Die Verpflegungsmagazine in Siaosinmintin (16 km nördlich Tschantan) wurden in Brand gesetzt. Ihr Feuerschein verriet den Japanern den Abzug der Russen. Sie drängten mit dem rechten Flügel der 3. und mit dem linken Flügel der 2. Armee sofort nach. Bei Syfantai kam es zu einem erbitterten Nachtgefechte der 9. Division mit dem russischen Westdetachement. Doch gelang es diesem, sich loszulösen und den weiteren Rückzug unter dem Schutze einer Arrieregarde in Ordnung bis östlich Aidiapu fortzusetzen.

Sowohl vom gemischten Schützenkorps wie vom VIII. Armeekorps sind Teile auf beiden Ufern des Hunho bis Tunandou—Aidiapu—Suhudiapu—Tutai zurückgegangen. Russische Arrieregarden standen am Abende des 2. noch in der ungefähren Linie Wudiasa—Yudsiawopu—Tahantaisy.

Digitized by Google

Das X. Armeekorps,*) das ebenso wie das östlich von ihm stehende V. sibirische Armeekorps am 2. nicht angegriffen wurde, beließ in seiner befestigten Stellung bei Yansulinsa eine Arrieregarde und ging in der Nacht 2./3. bis in die Gegend von Tasudiapu zurück.

Auf japanischer Seite kam die 9. Division, welche auf dem rechten Hunhoufer dem abziehenden Feinde folgte, am 2. nur bis in die Gegend westlich Satchaisa. Mit den übrigen Divisionen blieb General Nogi im Vormarsch. Die 7. gelangte bis in Linie Tyaschiyinsa—Tasypu, die 1. nach Tschandiafan—Bsyniulu. Die Reservebrigade folgte bis Salinpu. Die 2. Kavalleriebrigade erreichte Tsaodiaotai; sie hatte feindliche Reiterei in nordöstlicher Richtung vor sich. Die Verbindung zwischen der 9. und 7. Division hielt die an diesem Tage von der 2. zur 3. Armee übergetretene 1. Kavalleriebrigade.

Von 5 Uhr nachmittags ab erfolgte in Richtung auf Salinpu ein Vorstoß der russischen 25. Infanteriedivision und der Division Schatilow. Er wurde von der japanischen 1. und 7. Division durch heftiges Flankenfeuer von Norden und Süden her abgewiesen.

Von der 2. japanischen Armee erreichten die 8. und 5. Division, durch russische Arrieregarden in der alten befestigten Stellung lange Zeit aufgehalten, erst am 2. abends die Linie östlich Santaitsy—Hudizansa—Tsewörpu—Wutiasy. Die 4. Division mit den 2 Reservebrigaden beschränkte sich auf Artilleriefeuer.

Die 4. Armee hatte Befehl erhalten, den Gegner durch Angriffe zu verhindern, erhebliche Kräfte aus der Front herauszuziehen. Der starken Stellung gegenüber konnte jedoch die japanische Infanterie erst am Abende auf nähere Entfernungen herankommen. Der Kampf erlosch auch in der Nacht nicht.

Durch das Vorgehen der 4. Armee war zwischen ihr und der 1. Armee eine etwa 7 km breite Lücke entstanden. Um sie auszufüllen, ist in diesen Tagen — der genaue Zeitpunkt ist nicht festzustellen — ein Verbindungsdetachement (3—6—2), wahrscheinlich aus Truppen der 4. Armee, gebildet worden.

Von der 1. Armee verblieben die Gardedivision und die Garde-Reservebrigade noch südlich des Schaho. Die rechte und mittlere Kolonne der 12. Division gingen über den Fluß hinüber und nahmen russische Stellungen nördlich und westlich von Tschanchisai. Die 3. Brigade der 2. Division eroberte zwei Schanzen östlich des Kautulinpasses.

Auf russischer Seite wurde die ½ 72. Infanteriedivision in Reserve nach Schihuitschön zurückgenommen, das I. sibirische Armeekorps erreichte Schahosa.

*) Es zählte an Infanterie nur noch 3 Regimenter; das Kommando führte General Herschelmann.

Digitized by Google

Bei der japanischen 5. Armee traten keine wesentlichen Änderungen ein.

Unter dem Eindruck des russischen Vorstoßes vom 2. März beschloß 3. März.
General Nogi, am folgenden Tage mit der 7. und 1. Division, sowie der Reservebrigade, zunächst nicht weiter vorzudringen, sondern das Herankommen der 9. Division und des linken Flügels der 2. Armee abzuwarten. Die 9. Division erreichte Lindiatai. Die auf dem nördlichen Hunhoufer vorgehende 8. Division kam bis in die Gegend von Aidiapu. Die ihr gegenüber befindlichen Truppen des VIII. russischen Armeekorps gingen ohne Gefecht bis in die Gegend von Tayuschupu zurück.

Bei Salinpu wurde ein neuer Angriff der russischen 25. Infanteriedivision und der Division Schatilow blutig abgewiesen. Die 25. Division geriet in Auflösung und flutete, obgleich unverfolgt, in die Befestigungen westlich Mukden zurück. Die Division Schatilow machte schon bei Tschansyntun wieder Front.

Auf dem äußersten linken Flügel stieß die 2. japanische Kavalleriebrigade auf die Brigade Bürger, die in der Gegend von Sinmintun keinen Feind getroffen hatte und nun wieder den Anschluß an ihr Heer zu gewinnen suchte. Geringe Infanterieentsendungen von der 1. japanischen Division (2 Bataillone) genügten im Verein mit einem Angriffe der abgesessenen japanischen Kavallerie, um die russische Brigade und die Ural-Transbaikal-Kasakendivision nach Nordosten abzudrängen.

Auf dem südlichen Hunhoufer setzte die 2. japanische Armee ihre Rechtsschwenkung fort, drückte die feindlichen Arrieregarden zurück und nötigte auch das V. sibirische Armeekorps die Front nach Westen zu nehmen.

Am Abende standen russische Arrieregarden noch in der Linie Suhudiapu—Lanschanpu—Kuanlinpu, die Masse der hier zurückgegangenen Teile des VIII. Armeekorps und des gemischten Schützenkorps, ferner der Rest des X. Armeekorps und das V. sibirische Armeekorps bei Yeltaisa—Tasudiapu—Peïdiantsa—Kudiasa.

Am Schaho blieb die Lage vor der Front der 4. japanischen Armee und des Verbindungsdetachements im allgemeinen unverändert. Das Artilleriefeuer hielt an. Die beiderseitigen Infanterien lagen sich auf nahen Entfernungen gegenüber. Japanische Vorstöße gegen die Front des VI. sibirischen und des I. Armeekorps wurden abgewiesen.

Von der 1. japanischen Armee ging die 2. Gardebrigade in der Nacht 2./3. über den Schaho vor. Trotz sehr erbitterter Kämpfe, die bis zum 4. März anhielten, gelang es ihr jedoch nicht, in die feindliche Hauptstellung einzudringen.

Die 12. und 2. Division, wie auch die 5. japanische Armee kamen am 3. März nicht weiter vorwärts.

Von den neu gebildeten russischen Reserven war die Division de Witt an diesem Tage bis in die Linie Houta—Tawan nordwestlich Mukden ge-

Digitized by Google

langt. Das I. sibirische Armeekorps traf im Laufe des Nachmittags mit vielen Nachzüglern beim Bahnhof Mukden ein. Es hatte in 7 Tagen etwa 145 km zurückgelegt, ohne an einem Gefechte teilzunehmen.

4. März. Skizze 4.

Für den 4. März hatten bei der 3. japanischen Armee die 1. Division Tiandsiatun, die 7. das Grab des Kaisers Taitsung, die 9. Bahnhof Mukden als Marschziele erhalten. Nach den verlustreichen Kämpfen der letzten Tage glaubte man die Russen im Abzuge.

Die 1. Division erreichte, ohne Widerstand zu finden, frühzeitig Taschitschao. Hier blieb sie halten, da die 7. Division bei Niusiantun, die 9. bei Yansytun—Yuhountun auf verschanzte Stellungen des Gegners gestoßen waren, deren Angriff man auf die Nacht 4./5. verschoben hatte. Erkundungen im Laufe des 4. ergaben, daß der rechte Flügel der russischen Aufstellung viel weiter nach Norden reichte, als angenommen war.

Die Division Schatilow war nämlich unterdessen hinter der 25. Infanteriedivision vorbeigezogen und in der Verlängerung ihres rechten Flügels eingesetzt worden. Noch weiter nördlich rückte die Division de Witt, die ein Regiment am Grabe des Kaisers Taitsung belassen hatte, in die Front ein.

Da es nicht in der Absicht des japanischen Heerführers lag, seine Umgehungsarmee vor einer befestigten Stellung festzulegen, erhielt General Nogi noch am 4. März den Befehl, keinen Angriff durchzuführen, sondern weiter nach Norden auszuholen, um den rechten russischen Flügel zu umfassen. Seine beiden Kavalleriebrigaden vereinigten sich in der Gegend von Tschönsintaisa zu einer Kavalleriedivision.

Ebenso wie die 3. japanische Armee erhielt auch die 2. den Befehl, weiter nach links auszuholen. Aus der Heeresreserve wurde ihr die 3. Division überwiesen. Schon zeigte es sich, daß der entscheidende Flankenangriff mit zu geringen Kräften unternommen worden war.

Die 8. Division erreichte am Abende die Linie Ulimpu—Ninguantun, die 5. entwickelte sich mit ihren Hauptkräften gegenüber Satosa und dem noch von den Russen besetzten alten Eisenbahndamm östlich Tayuschupu, nachdem die auf dem nördlichen Hunhoufer befindlichen Teile des russischen VIII. Armeekorps und des gemischten Schützenkorps bis hierhin zurückgedrängt worden waren.

Die südlich des Hunho der 2. japanischen Armee gegenüberstehenden russischen Truppen wurden am 4. März unter dem Befehl des Generals v. der Launitz vereinigt. Sie bestanden aus Teilen des gemischten Schützenkorps und des VIII. Armeekorps, dem V. sibirischen Armeekorps und einem Infanterieregiment des X. Armeekorps. Der noch verbleibende Rest dieses Korps ist anscheinend schon in der Nacht 3./4. auf das nördliche Hunhoufer hinübergezogen worden und zur Verfügung der Heeresleitung getreten.

Digitized by Google

Die japanische 4. und Teile der 5. Division setzten südlich des Hunho ihre Angriffe fort. Das V. sibirische Armeekorps wurde bis in die Linie Tasudiapu—Siaokiuschinpu zurückgedrängt. Teilen des gemischten Schützenkorps und des VIII. Armeekorps gelang es, sich zwischen Yeltaisa und Tasudiapu zu halten.

Durch das Zurückbiegen des V. sibirischen Armeekorps entstand eine Lücke zwischen ihm und dem rechten Flügel des XVII. Armeekorps. Der kommandierende General des letzteren befahl daher um 9° Abds., daß das Korps in eine Stellung am Eisenbahndamm, Front nach Westen, zurückschwenken solle. Um 11° Abds. sandte er dann den Gegenbefehl, die Front nach Süden beizubehalten, aber nicht in der bisherigen vorderen, sondern in einer vorbereiteten rückwärtigen Stellung.

Die japanische 4. Armee verlängerte den linken Flügel der 6. Division bis östlich Daliantun. Am Abende wurde ihr die 4. Division mit deren beiden Reservebrigaden unterstellt.

Harte Kämpfe haben am 4. März weder bei der 4. noch bei der 1. und 5. Armee stattgefunden, obgleich die Gegner sich fast überall auf nahen Entfernungen gegenüberlagen. Die 2. Gardebrigade hat sich trotz schwerer Verluste auf dem nördlichen Schahoufer behauptet und ihre Stellung stark befestigt.

Da die 5. Armee bisher nicht imstande gewesen war, über die von ihr am 1. März erreichte Linie hinauszukommen, erhielt die 1. Armee den Befehl, sie durch ein Vorgehen in nordöstlicher Richtung am 5. März zu unterstützen.

General Kuropatkin beabsichtigte für den 5. einen Angriff auf die von Westen gegen Mukden anrückenden japanischen Kräfte. 5. März.

Es sollten vorgehen:

eine rechte Kolonne unter General Gerngroß — Division de Witt, I. sibirisches Armeekorps, Division Schatilow und das vom I. Armeekorps abgegebene Infanterieregiment 147, — gegen den japanischen linken Flügel;

eine mittlere unter General Topornin — 25. Infanteriedivision — gegen Schandiasa—Tschansyntun;

eine linke unter General Zerpizki — Rest des X., Infanterieregiment 56 des VIII. Armeekorps, die 5. Schützenbrigade, die Schützenregimenter 5, 7 und 8 der 2. Schützenbrigade und das vom V. sibirischen Armeekorps herangezogene Infanterieregiment 215 — gegen die Linie Ninguantun—Tsydiapu;

die Ural-Transbaikal-Kasakendivision gegen die linke Flanke und den Rücken des Gegners.

Die Reserve, bestehend aus den Infanterieregimentern 55 vom VIII. und 241 vom V. sibirischen Armeekorps, wurde bei Luguntun bereitgestellt.

Digitized by Google

Dem beabsichtigten Angriffe kamen die Japaner zuvor, indem vom frühen Morgen des 5. März ab die 8. und das Gros der 5. Division gegen die befestigte Linie Yansytun—Satosa—Madiapu vorgingen. Als die 5. Division die Russen von dem alten Eisenbahndamm nördlich des Hunho zurückwarf, schien die Gefahr eines japanischen Durchbruches hier nicht ausgeschlossen. Erst am Nachmittage wurde ersichtlich, daß die stark befestigte russische Hauptstellung gehalten werden konnte. Die Angriffskolonnen begannen dann zwar noch den Vormarsch, zu ernstlichen Kämpfen kam es aber am 5. nicht mehr.

Die 3. japanische Armee war an diesem Tage mit den Vorbereitungen zu Verschiebungen ihrer Kräfte beschäftigt. Um die befohlene Umfassung des rechten russischen Flügels einzuleiten, hatte sich General Nogi entschlossen, die 9. Division aus der Front herauszunehmen, hinter der 7. durchzuziehen und sie an Stelle der weiter nach Norden vorgehenden 1. Division einzusetzen. Den Platz der 9. sollte die 3. Division einnehmen, deren Ankunft im Laufe des 5. März erwartet wurde. Da aber die Infanterie der 9. und 7. Division dem Gegner bereits auf nahen Entfernungen gegenüber lag, mußte die Bewegung auf die Nacht 5./6. verschoben werden, wo sie ungestört ausgeführt wurde.

Die auf dem südlichen Hunhoufer kämpfenden Teile der 5. Division lagen vor der russischen Stellung bei Yeltaisa fest.

Die 4. Armee beschloß, weitere Angriffe auf die ungemein stark befestigte Putilow- und Nowgorodkuppe einzustellen und dafür von Westen her energisch gegen Schahopu vorzugehen. Sie war am Abende des 5. bis auf etwa 600 m an die russischen Stellungen bei diesem Orte herangekommen. Der Angriff wurde ihr erleichtert durch Ereignisse, die sich in der Nacht 4./5. beim russischen XVII. Armeekorps abgespielt hatten. Dort hatte die 3. Infanteriedivision den ursprünglichen, die 35. den abändernden Befehl des kommandierenden Generals vom 4. Abds. ausgeführt. Am Morgen des 5. stand daher die 3. Infanteriedivision im rechten Winkel zu der Stellung des V. sibirischen Armeekorps längs der Eisenbahn, Front nach Westen. Die Japaner hatten den Rückzug der Division rechtzeitig erkannt, waren gefolgt und hatten noch in der Nacht 4./5. Wentschönpu in Besitz genommen. Die 35. Infanteriedivision stand dagegen noch teilweise mit der Front nach Süden. Zwischen beiden Divisionen war eine $2^1/_2$ km breite Lücke entstanden. Versuche sie zu schließen oder die alte Stellung wieder zu besetzen, wurden durch heftige Angriffe des Feindes vereitelt.

Auf der übrigen Front der 4. japanischen Armee, sowie beim Verbindungsdetachement, sind Ereignisse von Bedeutung nicht eingetreten außer einem Angriff von der Nowgorodkuppe her, der in der Nacht 5./6. von den Japanern abgewiesen wurde.

Digitized by Google

Bei der 1. japanischen Armee ist die 2. Gardebrigade auf dem nördlichen Schahoufer mit ihrem rechten Flügel am 5. März etwas vorwärts gekommen.

Der Kommandeur der 12. Division hatte schon am 4. beschlossen, den Angriff nördlich Tschanchisai, der sich als ungemein schwierig herausgestellt hatte, nicht weiterzuführen, und sich dafür gegen die russischen Stellungen nördlich Bianyupusa zu wenden. In der Nacht 4./5. räumten die Japaner das westliche Schahoufer bei Tschanchisai. Die Reservebrigade ging in die Gegend von Tabegou zurück, wo sie bis zum 7. März verblieb, die 12. Brigade rückte südwestlich Bianyupusa in Reserve, die 23. nahm in der Nacht 4./5. den von den Russen noch besetzten Nordteil von Bianyupusa und die Bergnase nördlich des Ortes. Hier behauptete sie sich bis zum 7. März gegenüber der 1 km entfernten russischen Hauptstellung. Weiter vorwärtszukommen gelang ihr nicht.

Auf dem rechten Flügel der 1. japanischen Armee ließ die 15. Brigade der 2. Division schwache Kräfte den Russen bei Sekorei und Kiteideirei gegenüber und nahm mit ihrem Gros den Tokoreipaß. Die Russen wichen in eine um wenige Kilometer nördlich liegende neue Stellung zurück. Die 3. Brigade scheint östlich des Kautulinpasses verblieben zu sein.

Bei der 5. japanischen Armee traten keine Änderungen ein.

General Kuropatkin beschloß, am 6. März nochmals die Offensive westlich Mukden zu ergreifen und sich aus den in der Südfront entbehrlichen Kräften eine neue Heeresreserve zu bilden.

Oberst Zechowitsch, Chef der topographischen Abteilung des Armee-Oberkommandos, wurde am 5. zu den höheren Kommandobehörden geschickt, um ihnen entbehrliche Truppen abzufordern. Von frischen Reserven haben sich jedoch am 6. bei Mukden nur die soeben ausgeladenen Schützenregimenter 9 und 10 und ein zusammengesetztes Regiment, bestehend aus Kompagnien des IV. sibirischen Armeekorps, gesammelt.

Sämtliche für den Angriff westlich Mukden bestimmten Kräfte wurden General Kaulbars unterstellt, der anordnete, daß ihr rechter Flügel über Taschitschao auf Salinpu, die Mitte über Yuhountun auf Tyaschiyinsa, der linke Flügel über Yansytun auf Tsydiapu vorrücken sollte.

160 Geschütze des I. sibirischen Armeekorps, der Divisionen de Witt und Schatilow, sowie der 25. Division eröffneten bei Tagesanbruch das Feuer auf die japanischen Stellungen zwischen Taschitschao und Tschansyntun. 6. März.

Der Angriff auf Taschitschao begann um 11° Vorm. zu einem für die Japaner gefährlichen Zeitpunkte. Die 1. Division war bereits nach Norden abgerückt und die 9., die ihre Stelle einnehmen sollte, noch im Anmarsche. Der Abschnitt zwischen der großen Straße und dem Puho östlich Taschitschao war nur von einem Bataillon der 7. Division besetzt, die ihren linken Flügel weit nach Norden ausgedehnt hatte. Doch

Digitized by Google

gelang es diesem Bataillon, sich bis zum Eintreffen der 9. Division zu behaupten. Um 3° Nachm. waren die Russen endgültig abgeschlagen.

Dieser Mißerfolg scheint das Aufgeben des ganzen Angriffsunternehmens veranlaßt zu haben.

Die 1. japanische Division erreichte am 6. März ungehindert die Linie Kutsyyan—Pinluapu, die 9. stand am Abende zwischen Pinluapu und der großen Straße, die 7. südlich derselben bis Tinsintun, die 3. in Linie Ligunpu—östlich Tschansyntun. Zwischen der 7. und 3. Division war eine 5 km breite Lücke.

Das Oberkommando und die Reserve der 3. Armee (eine Reservebrigade) kamen nach Masantsiatsy an der großen Straße. Die Kavalleriedivision wurde bei ihrem Vordringen nach Norden durch die russische Reiterei aufgehalten und gelangte nur bis Eltaisa hinter den linken Flügel der 1. Division. Der Rest der Heeresreserve (3 Reservebrigaden) wurde nach dem linken Flügel der 3. Armee gezogen. Wahrscheinlich war er schon am 4. März mit der 3. Division zusammen abmarschiert. Über seinen Verbleib am 5. ist nichts bekannt geworden.

Von der 2. japanischen Armee machten die 5. Division gegenüber Yeltaisa und Satosa, sowie die 8. gegenüber Kangyatun und Yansytun nur geringe Fortschritte, obgleich sie auch schwere Artillerie einsetzten.

Bei der 4. Armee glückte es der 4. Division nicht, ihre am vorhergehenden Tage erzielten Erfolge in erheblichem Umfange auszunutzen. Versuche, in die Lücke beim XVII. Armeekorps einzudringen, scheiterten. Bis zum Abende gelang es nur, den Südteil von Hantschenpu den Russen zu entreißen. Sonst trat bei der 4. Armee und dem Verbindungsdetachement keine Veränderung der Lage ein.

Von der 1. Armee kam die 15. Brigade etwas über den Tokoreipaß hinaus.

Die 5. Armee verblieb in ihrer Stellung.

Es scheint, daß der russische Feldherr die Absicht gehabt hat, schon in der Nacht 6./7. März die Schaholinie zu räumen, um Kräfte zur Verteidigung der Westfront frei zu bekommen. Die Einwendungen seiner Unterführer, die sich für stark genug hielten, um hier am 7. einen erfolgreichen Angriff durchzuführen, sollen ihn veranlaßt haben, die Ausführung seines Entschlusses zu verschieben.

Am 6. begann die 3. russische Armee mit dem Abtransporte der schweren Geschütze und die 2. mit dem Abschieben einiger Trains in Richtung auf Tieling.

7. März. Skizze 5. Am 7. sollte die 3. japanische Armee die Linie Tiandsiatun—Grab des Kaisers Taitsung erreichen und gegen die feindliche Rückzugslinie vorgehen.

Die 1. Division gelangte über Tawitun nach Tiandsiatun und Kaulitun und unterbrach die von Mukden nach Norden führende Bahn- und Telegraphenlinie vorübergehend.

Digitized by Google

Am Abende des 7. traf die russische Brigade Bürger bei Santaitsy ein. Sie hatte vom 4. bis 6. mit der Aufgabe, Mukden gegen Norden zu schützen, bei Bahnhof Wusytai gestanden und nun Befehl erhalten, sich an den rechten Flügel heranzuziehen.

Die 9. japanische Division ging nördlich der großen Straße über den Puho hinüber und warf die Division de Witt, deren rechter Flügel durch ein neugebildetes Detachement Sapolski (Infanterieregiment 147 und das am 6. März mit Bahntransport eingetroffene 9. Schützenregiment) verlängert worden war, bis westlich Santaitsy und Tafansytun zurück.

Die 7. Division griff das I. sibirische Armeekorps und die Division Schatilow den Tag über erfolglos an. Erst am Abende wichen die Russen bis in die Linie Tafansytun—westlich Tawan.

Die japanische Heeresreserve muß am 7. hinter der Front der 3. Armee eingetroffen sein. Die Kavalleriedivision erreichte die Gegend westlich Tasintun; ihr Versuch nach Bahnhof Wusytai vorzukommen, scheiterte.

Bei der 2. japanischen Armee drang auf dem linken Flügel der 3. Division die 17. Brigade (General Nambu) am frühen Morgen des 7. in die russische befestigte Linie bei Yuhountun ein. Durch Teile des I. sibirischen Armeekorps und der Division Schatilow, sowie durch das soeben eingetroffene Schützenregiment 10, wurde sie im Laufe des Tages bis auf 400 Mann aufgerieben, die in der Nacht 7./8. nach Ligunpu zurückgingen. Auch der Rest der 3., die 8. und das Gros der 5. japanischen Division setzten den Angriff fort. Nur langsam konnte sich ihre Infanterie mit dem Spaten an die feindlichen Befestigungen heranarbeiten.

Den auf dem südlichen Hunhoufer befindlichen Teilen der 5. und der zur 4. Armee gehörigen 4. Division gelang es erst am Abende des 7. nach sehr hartnäckigen Kämpfen die Russen bis zu dem alten Eisenbahndamm zwischen Madiapu und Suyatun zurückzudrücken. Die 6. Division, die sich nach ihrem linken Flügel zusammengezogen hatte und gegenüber Schahopu durch die 3 Reservebrigaden der 4. Armee ersetzt worden war, nahm am Nachmittage unter Mitwirkung von schwerer Artillerie den Nordteil von Hantschenpu. Die Russen gingen bis nach Podowiasa zurück. Die 10. Division und das Verbindungsdetachement kamen nicht weiter vorwärts.

Im Bereiche der 1. Armee wurde die vorgeschobene 2. Gardebrigade in der Nacht 6./7. heftig angegriffen, sie behauptete jedoch ihre Stellung. Die 15. Brigade der 2. Division drang über Pachiaputse bis westlich Toudagou vor und stellte die Verbindung mit der 5. Armee her, die an den Abschnitt Matsiundan—Toudagou und bis Nantschandan herangekommen war.

Am 7. März 8° Abds. befahl General Kuropatkin, mit der Räumung der Südfront zu beginnen. Der Rückzug ist noch in der Nacht 7./8. eingeleitet und den 8. hindurch fortgesetzt worden.

Digitized by Google

8. März. Das Detachement Rennenkampf zog auf den Straßen Nantschandan—Tsaidou—Yinpan, Matsiundan—Siauschangou—Yulinpu und Matsiundan—Hanniuyun—Sansaitsy in voller Ordnung ab.

Von der 1. Armee marschierte das III. sibirische Armeekorps und die 1/2 72. Infanteriedivision über Schihuitschön auf Fuschun, das II. sibirische Armeekorps wahrscheinlich — genauere Nachrichten fehlen — über Bosinsai—Tunsou auf Tita, das IV. sibirische Armeekorps auf Kiusan und Yantai, das I. Armeekorps über Bantsitschai auf Fulin. General Linewitsch war am 8. März in Fulin. Bei der Armee war der Rückzug gut vorbereitet, breite Kolonnenwege führten zum Hunho. Die Truppen, die bisher meistens nur wenig gelitten hatten, marschierten in guter Ordnung. Sie erreichten den Fluß, ohne daß es den Japanern gelang, sie nennenswert zu schädigen.

Nicht so gut bewerkstelligten die 3. und die noch auf dem südlichen Hunhoufer befindlichen Teile der 2. russischen Armee ihren Abzug. Sie waren von den Kämpfen der vorhergehenden Tage erheblich mitgenommen. Ihren Weg bezeichneten zurückgelassene Fahrzeuge, Waffen, Bekleidungs- und Ausrüstungsstücke. Doch auch diese Truppen erreichten, da sie nicht gedrängt wurden, ohne Schwierigkeit den Hunho und überschritten ihn auf den zahlreichen vorbereiteten Übergängen oder auf dem Eise südlich Mukden.

Auf dem Süduser blieben in den Brückenkopfbefestigungen Arrieregarden der 3. Armee zurück. Solche der 1. Armee und des Detachements Rennenkampf besetzten die vorbereiteten Stellungen des Nordufers zwischen Fulin und Fuschun.

Den Hauptkräften der 3. und dem rechten Flügel der 1. Armee wurde die Marschrichtung auf Siaogosa—Unguantun (südwestlich Bahnhof Wusytai) gegeben. Die Teile der 3. Armee sind dort bis zum 8., die der 1. Armee bis zum 9. März Abds. allmählich eingetroffen.

Auf japanischer Seite hatte man schon seit einigen Tagen mit dem bevorstehenden Rückzuge der Russen gerechnet. Er ist schon am Abend des 7. klar erkannt worden. Weshalb trotzdem die Verfolgung verhältnismäßig spät begann, ist bisher nicht ersichtlich. Skizze 6.

Bei der 5. Armee, vor deren Front feindliche Arrieregarden zunächst noch die Gegend von Kudiatsy (Skizze 5) und Matsiundan hielten, wurde der Vormarsch am Vormittage des 8. angetreten. Die linke Kolonne erreichte bis zum Abende Lientaowan (8 km nördlich Matsiundan). Die rechte ist anscheinend nicht über Kudiatsy hinausgekommen.

Die 1. Armee gab bereits um Mitternacht 7./8. den Befehl zur energischen und beschleunigten Verfolgung und am Morgen des 8. folgende Direktive aus:

„Das Wichtigste ist, den Feind zwischen Fuschun und Mukden abzuschneiden. Daher geht jede Division, ohne Rücksicht auf Verluste, so

Digitized by Google

schnell als möglich vorwärts, um den Hunho noch heute zu erreichen. Kleinere feindliche Detachements sind unberücksichtigt zu lassen."

Die 15. Brigade der 2. Division brach vormittags auf und erreichte bis zum Abende in einem Marsche von 8 km Yinschoupusa, eine schwache linke Kolonne (2—0—1) Tindiayui. Die 3. Brigade, bei der sich der Divisionskommandeur befand, gelangte um Mitternacht 8./9. nach Liukiatsy.

Die 12. Division trat um 7^0 Vorm. an und legte etwa 20 km zurück, ihre linke Kolonne war in steter Fühlung mit dem Feinde.

Die Garde-Reservebrigade folgte der 12. Division.

Vor der Front der Gardedivision wurde die geräumte feindliche Stellung schon um Mitternacht 7./8. besetzt. Der Verfolgungsbefehl wurde am 8. um 8^{30} Vorm. ausgegeben. Die 2. Gardebrigade sammelte sich bei Liutschenhutun, die 1. bei Fyndiapu. Um 1^0 Nachm. wurde angetreten. Die rechte Kolonne marschierte bis zum Abende, da sie feindliche Arrieregarden zurücktreiben mußte, nur 17, die linke Kolonne etwa 26 km.

Besonders bei der Gardedivision gab es viele Nachzügler. Die Infanterie hatte zwar die Tornister zurückgelassen, dafür aber viel in die umgehängten Zeltbahnen und Brotbeutel gepackt. Die auf beständiges Biwakieren bei großer Kälte angewiesene Truppe führte nicht nur außeretatmäßige Kleidungsstücke und Nahrungsmittel, sondern auch Holz und Holzkohlen mit sich.

Von der 4. Armee legte die 10. Division im ganzen etwa 13, die 6. 9 km zurück, die Reservedivision folgte hinter der Mitte zwischen beiden.

Die 4. Division mit ihren beiden Reservebrigaden trat wieder zur 2. Armee über und kam in der Linie Schantun—Tsotsuantun vor den feindlichen Verschanzungen zum Halten. Die 5. Division nahm mit ihren auf dem südlichen Hunhoufer befindlichen Teilen am 8. vormittags Yeltaisa, später Madiapu. Auf dem nördlichen Ufer kam sie im Laufe des Tages und in der Nacht 8./9. bis auf 150 m an die Schanzen des Gegners bei Satosa heran. Die 8. Division konnte gegenüber Kangyatun und Yansytun keine Fortschritte machen. Die 3. dehnte ihren linken Flügel nach Norden aus und deckte nunmehr in sehr dünner Aufstellung die Linie nordwestlich Yansytun—östlich Yaudiatun. Sie führte nur einen Artilleriekampf mit dem Gegner.

Durch die Linksschiebung der 3. Armee war zwischen ihr und der 2. Armee bereits am 7. März eine Lücke entstanden, die sich fortdauernd erweiterte. Um sie auszufüllen, wurde am Abende des 8. auf Befehl des Generals Oku der größere Teil der 8. Division aus ihrer bisherigen Stellung herausgezogen und in der Nacht 8./9. über Lioangatai nach Norden in Marsch gesetzt. Der Rest der Division (5 Bataillone) blieb vorwärts Ulimpu und Ninguantun zurück und wurde der 5. Division unterstellt.

Digitized by Google

Die 3. japanische Armee hatte den Befehl erhalten, am 8. März, koste es was es wolle, den ihr gegenüberstehenden Feind zu werfen und dem russischen Heere den Rückzug abzuschneiden.

Die 7. Division, der die bisher noch zurückgehaltene Reservebrigade zugeteilt wurde, griff die Linie Tafanshytun—Siaohantun an. Erst am Abende gelang es ihr Siaohantun zu nehmen.

Die 9. Division ging über Padiasa, das um 1° Nachm. in ihre Hände fiel, in südöstlicher Richtung vor.

Die 1. Division versuchte in immer erneutem, vergeblichen Ansturme die Linie nördliches Liudiakou—Santaitsy zu nehmen. Die Russen verstärkten sich ihr gegenüber von Stunde zu Stunde durch Teile ihrer 3. Armee und verlängerten ihren rechten Flügel.

Das Hauptquartier der japanischen 3. Armee blieb in Masantsiatsy. Wo die 3 Reservebrigaden der Heeresreserve standen oder eingesetzt worden sind, ist bisher unbekannt geblieben. Die beiderseitigen Kavalleriedivisionen führten den ganzen Tag hindurch Fußgefechte bei Hausientun. Die Japaner konnten sich nur mit Mühe behaupten.

General Kuropatkin hat sich am Abende des 8. März oder in der Nacht 8./9. zum Rückzuge auf Tieling entschlossen. General Sarubajew, der Führer des IV. sibirischen Armeekorps, das am 8. abends noch auf dem südlichen Hunhoufer bei Yantai stand, erhielt Befehl, 48 Bataillone bei Tawa zu sammeln, um den Rückzug zu decken. Hiervon sollten das IV. sibirische 16, das II. sibirische 12 und das III. sibirische Armeekorps 20 Bataillone stellen.

9. März. Skizze 7.

Am 9. März herrschte ein starker Staubsturm, der die Übersicht sehr erschwerte. Beiden Parteien kam er zugute: den Russen bei der Durchführung ihres schwierigen Rückzuges, den Japanern bei einer neuen großen Seitwärtsschiebung ihrer 2. und 3. Armee. Marschall Oyama hatte sich überzeugt, daß die Angriffsrichtung der 3. Armee nach Südosten keinen Erfolg mehr versprach, dagegen den eigenen linken Flügel gefährdete. Deswegen erhielt diese Armee den Befehl, die Front parallel zur Straße Mukden—Tieling zu nehmen und weiter nach Norden herumzugreifen. Hierzu wurde die 9. Division aus der Mitte herausgezogen und die so entstandene Lücke durch die 7. geschlossen, die sich mehr nach links ausdehnte. Sie griff dann die Linie Takwantun—Santaitsy an, während die 1. Division gegen Santaitsy—nördliches Liudiakou vorging. Beide Divisionen vermochten nicht Boden zu gewinnen; sie mußten wiederholt russische Gegenangriffe abweisen, wobei namentlich eine Brigade der 1. Division sehr erhebliche Verluste erlitt.

Die 9. Division hatte am Vormittage Tawitun erreicht. Etwa um 2° Nachm. ging sie zum Angriffe gegen die Linie Tungschangschang—Schoukoutsu vor. Sie konnte keine Fortschritte machen, da sich die Russen fort-

Digitized by Google

dauernd verstärkten. Ihren linken Flügel bedrohte überdies die Ural-Transbaikal-Kasakendivision von Makukiatsy aus.

Die japanische Kavallerie scheint an diesem Tage bei Hausiëntun stehen geblieben zu sein.

Den Russen war es mithin gelungen, ihre Rückzugsstraße nach Tieling am 9. März offen zu halten. General Kuropatkin befand sich am Abende in Sandsyssa nordöstlich Mukden.

Von der 2. japanischen Armee traf im Laufe des 9. die Masse der 8. Division südlich Taschitschao ein und entwickelte sich allmählich zwischen Tinsintun und der großen Straße. In Berührung mit dem Gegner trat sie noch nicht. Die 5. und der Rest der 8. Division dehnten sich etwas nach links aus, wodurch die Front der 3. verkürzt wurde. Die 4. Division ging mit ihren Hauptkräften auf das nördliche Hunhoufer über.

Nordöstlich Mukden, bei Tawa, sind in der Nacht 9./10. März bereits 28 Bataillone vom II., III. und IV. sibirischen Armeekorps versammelt gewesen. Auf das Wegziehen dieser Truppen ist wohl der geringe Widerstand zurückzuführen, den die russische 1. Armee am Hunho der 4., 1. und 5. japanischen Armee leistete.

Die 4. japanische Armee erreichte den Fluß südlich und südöstlich Mukden. Die 6. Division ließ bei Wansytun eine schwache Abteilung stehen und kam am Abende bis vor die russischen Schanzen bei Sanfutu. Die Reserve- und die 10. Division gelangten nach Yanguantun und Wandaitun.

Von der 1. Armee erreichte die Gardedivision am Nachmittage in zwei Kolonnen die Gegend von Huandagou auf dem nördlichen Hunhoufer und schob am Abende ein Bataillon und das Kavallerieregiment nach Huschinpu vor. Die Russen hatten ihre Verschanzungen zwischen dem bei Holundian mündenden Nebenflusse des Hunho und Pientagou geräumt.

Die linke Kolonne der 12. Division (12. Brigade) besetzte die Höhen nordöstlich Tayintun und mit einem Infanterieregiment Siautai. Die rechte Kolonne (23. Brigade) blieb auf dem Südufer gegenüber Holundian, da die Höhen nordöstlich dieses Ortes noch von den Russen gehalten wurden. Die Garde-Reservebrigade gelangte bis südlich Tayintun.

Die 2. Division erreichte bis zum Abende das Südufer des Hunho in der Linie Tapiaotun—Taguantun und besetzte die Brücken südlich Kapukai und Fuschun. Sie hatte infolge des Staubsturmes und der schlechten Wege die Fühlung mit dem Gegner verloren. Der Artillerie hatten Infanterie und Pioniere zur Hilfeleistung zugeteilt werden müssen.

Vortruppen der linken Kolonne der 5. Armee gelangten am 9. abends bereits nach Fuschun, räumten es aber wieder, weil sich die Verschanzungen nördlich der Linie Kapukai—Fuschun als noch stark vom Feinde besetzt herausstellten. Die rechte Kolonne ist in Richtung auf Yinpan vorgegangen (Skizze 5).

Digitized by Google

Schon am 9. März sind Trains der um Mukden stehenden russischen Truppen, ferner Lazarette mittels Bahntransport und rollendes Material der Eisenbahn in nördlicher Richtung abgeschoben worden. Der Befehl zum Rückzuge wurde am Abende von General Kuropatkin erlassen und hat die Truppen im Laufe der Nacht erreicht.

10. März. Wie der Rückzug ausgeführt worden ist, läßt sich im einzelnen schwer feststellen, da die Verbände, besonders bei der 2. und 3. Armee, schon vor Skizze 8. dem 10. März durcheinander gekommen waren und sich an diesem Tage völlig vermischten. Als ziemlich geschlossene Einheiten traten nur noch das XVII. Armeekorps und das I. sibirische Armeekorps auf.

Zuerst scheinen die Besatzungen der Brückenkopfbefestigungen südlich und südöstlich von Mukden den Rückzug angetreten zu haben, es folgten diejenigen der Stellungen südwestlich und westlich der Stadt. Der Abzug aller dieser mit Trains vermischten Verbände konnte naturgemäß nur erfolgen, wenn es gelang, die von Westen her gegen die Rückzugsstraße Mukden—Tieling vorgehende 2. und 3. japanische Armee noch westlich der Bahn abzuwehren. Ferner galt es, der östlich von Mukden vordringenden 4. japanischen Armee Aufenthalt zu bereiten.

Die erstere Aufgabe haben die Generale v. der Launitz und Sarubajew gelöst mit den Resten der Brigade Bürger, des Detachements Sapolski, den schon am 8. und 9. bei Siaogosa und Unguantun eingetroffenen Teilen der 1. und 3. Armee, sowie mit den am 9. auf Tawa in Marsch gesetzten 48 Bataillonen*) des II., III. und IV. sibirischen Armeekorps.

Östlich der Mandarinenstraße haben bis zum Nachmittage Teile des VI. sibirischen Armeekorps (wohl die 72. Infanteriedivision) in der Linie Puho—Sintun, mit der Front nach Südosten, gefechtsbereit gestanden. Der Feind erreichte diese Gegend erst am Abende.

Östlich der Linie Huschinpu—Peigitun wurden die Japaner durch starke Arrieregarden der 1. russischen Armee und des Detachements Rennenkampf in den Befestigungen des nördlichen Hunhoufers an einem energischen Vordringen verhindert.

Im einzelnen bleibt zu erwähnen, daß schon in der Nacht 9./10. die russischen Truppen aus den Brückenkopfbefestigungen südlich Mukden zu beiden Seiten der Stadt, sowie durch diese hindurch, zurückgegangen sind. Es waren Teile des VIII. Armeekorps, des gemischten Schützenkorps, des XVII. Armeekorps und des V. und VI. sibirischen Armeekorps. Nur wenige Verbände scheinen zur Verstärkung der Westfront verwandt worden zu sein, die Masse dieser Truppen ging sofort nach Norden weiter.

Genauere Nachrichten liegen nur über das XVII. Armeekorps vor, welches (ohne seine schon früher an die Westfront abgegebenen Teile) am 9. in der Gegend von Hunhopu gestanden hatte. Die 35. Infanteriedivision

*) Ob sie sämtlich dort eingetroffen sind, steht nicht fest.

Digitized by Google

ging östlich an Mukden vorbei, die 3. folgte etwas später in Richtung auf das Osttor der Stadt. Hier wurde sie am 10. bereits um 5^0 Vorm. durch Teile der von Sanfutu aus vorgegangenen 6. japanischen Division angegriffen. Es gelang ihr aber, sie abzuwehren und, untermischt mit Truppen der andern aus den Brückenkopfbefestigungen zurückgegangenen Korps, den Marsch fortzusetzen. Dann stand sie von 9^{30} Vorm. bis 3^0 Nachm. bei Örrtaitsy, Front nach Südosten.

Weiter nördlich, bei Yulinpu, befand sich zu derselben Zeit die 35. Infanteriedivision, vor deren Front gegen 3^0 Nachm. feindliche Abteilungen von Südosten her erschienen. Sie schob sich nunmehr allmählich nach Norden, indem sie Verbände von ihrem rechten Flügel wegnahm und auf dem linken wieder einsetzte. So erreichte sie 5^0 Nachm. Tawa.

Die 3. Infanteriedivision räumte um 3^0 Nachm. ihre Stellung, marschierte westlich hinter der 35. Infanteriedivision vorbei und erreichte, von dieser gefolgt, abends die Gegend nördlich des Puho.

Das I. sibirische Armeekorps rückte am 10. frühzeitig von Huanguatun, wo es als Reserve der Westfront gestanden hatte, nach Yuhuan und dann dicht östlich der Bahn in Richtung auf Tieling ab, ohne in einen Kampf verwickelt zu werden.

Die südwestlich und westlich Mukden nunmehr seit etwa einer Woche im Gefecht stehenden Teile des VIII. Armeekorps, des gemischten Schützenkorps und des X. Armeekorps erhielten den Rückzugsbefehl in der Nacht 9./10., als erneute heftige Angriffe der japanischen 4. und 5. und des östlich Tschansyntun verbliebenen Restes der 8. Division auf sie erfolgten. Es kann nicht wundernehmen, daß ihr nächtlicher Abmarsch aus Yansytun, Kangyatun und Satosa der Ordnung entbehrte. Am 10. haben jedoch Teile von ihnen unter General Hanenfeld bis gegen Mittag zur Deckung des Rückzuges bei Wotaudiantsy, andere Teile bei Lingantun gestanden. Die Japaner folgten nur langsam; erst gegen Abend des 10. erreichten ihre 4. und 5. Division Mukden.

Die russische 25. Infanteriedivision hielt bis zum Morgen des 10. Yuhountun. Die 3. japanische Division folgte ihr ebenfalls nur langsam, besetzte gegen Abend den Bahnhof nordwestlich Mukden und biwakierte bei Kandiawasa.

Die dem Gros der 8. Division gegenüberstehenden Russen (wohl die Divisionen Schatilow und de Witt) räumten erst um 11^0 Vorm. ihre Stellungen. Die 8. Division erreichte am Nachmittage die Höhen bei Houta, wo sie sich sammelte. Am Abende bezog sie Biwak südlich der 3. Division bei Bahnhof Mukden.

Von der 3. japanischen Armee durchbrachen 4 Bataillone der 7. Division in der Nacht 9./10. die feindliche Stellung zwischen Takwantun und Santaitsy und drangen bis zu dem Grabe des Kaisers Taitsung vor,

Digitized by Google

wo sie von den Russen abgeschnitten wurden. Es gelang ihnen, sich zu halten, bis der Rest der 7. Division Takwantun um 4° Nachm. nahm und die Russen zum Abzuge nach Norden zwang. Die 7. Division verblieb die Nacht 10./11. bei dem Kaisergrabe.

Die 1. Division erneuerte am frühen Morgen des 10. den Angriff auf die Linie Santaitsy—nördliches Liudiakou. Erst gegen 6° Nachm. wurden beide Orte genommen. Die Division blieb dann bei Liudiakou stehen.

Die 9. Division ging gegen die Linie Unguantun—Schoukoutsu vor, hatte aber zunächst keine Erfolge. Vielmehr machten die Russen starke Gegenangriffe und verlängerten ihren rechten Flügel nach Norden allmählich bis in die Gegend von Tuntschönsy. Erst um 12° Mittags wurde westlich Unguantun die russische Stellung eingedrückt und nunmehr allmählich von Süden her aufgerollt.

Am Abende hielten die Russen noch die Linie Schoukoutsu—Santaitsy. Die 9. Division stand ihnen auf nahe Entfernung gegenüber.

Die zur japanischen Heeresreserve gehörigen 3 Reservebrigaden sind zweifellos am 10. bei der 3. Armee eingesetzt worden. Festzustellen ist freilich bisher nur eine Brigade, die zusammen mit der 1. Division gefochten hat.

Die japanische Kavalleriedivision verblieb am 10. der feindlichen Reiterei gegenüber in der Gegend südöstlich Tasintun.

Von der 4. Armee stürmte das Gros der 6. Division in der Nacht 9./10. die russischen Schanzen bei Sanfutu und marschierte noch in der Dunkelheit in zwei Kolonnen nach Norden weiter. Die linke Kolonne hatte um 5° Morgs. mit der russischen 3. Division ein kurzes Gefecht. Die 6. Division nahm dann nordöstlich Mukden 16 feindliche Geschütze, die wohl versprengten Teilen der russischen 1. Armee angehört haben, und ist später anscheinend mehr nach Osten ausgebogen, worauf die Russen Örrtaitsy und Yulinpu räumten. Um 4° Nachm. stand sie in Linie Silahuntun—Yulinpu, Front nach Nordosten. Bald darauf traten starke russische Kolonnen, wohl die von Wotaudiantsy im Abmarsche befindlichen Truppen des Generals Hanenfeld, aus Mukden heraus. Die Division machte kehrt und nahm sie unter Geschütz- und Maschinengewehrfeuer. Die Russen wurden zersprengt. Ihre Verluste werden auf 5000 Tote und 12 000 Gefangene angegeben.

Die Reservedivision schob in der Nacht 9./10. bei Yanguantun Vortruppen über den Hunho und folgte in mehreren Kolonnen rechtsrückwärts der 6. Division. Bis nachmittags, wo sie die Gegend von Houlin erreichte, ist sie nicht ins Gefecht getreten. Dann nahm sie an der Abwehr des russischen Durchbruchversuches von Mukden nach Norden teil und verbrachte die Nacht 10./11. in der Gegend von Silahuntun.

Die 10. Division trat bei Tagesanbruch am 10. den Vormarsch von Wandaitun an. In den Waldungen bei den Kaisergräbern nordöstlich

Digitized by Google

Mukden fielen ihr 1500 russische Trainfahrzeuge in die Hände. Arrieregarden, die diesen folgten, trieb sie nach Norden und Westen auseinander. Den weiteren Vormarsch setzte sie in nordwestlicher Richtung fort, kam in dem gebirgigen Gelände jedoch nur langsam vorwärts und erreichte mittags Syndigoa. Als dann spätnachmittags der Feind aus der Gegend von Tawa und Sianwa abzog, ging sie bis dorthin vor und nahm die zwischen der Mandarinenstraße und Bahn zurückflutenden russischen Kolonnen unter Artilleriefeuer.

Da die 4. japanische Armee im Hunhotale keine Truppen zurückgelassen hatte, gelang es einzelnen russischen Abteilungen, am Abende von Mukden nach Osten zu entkommen.

Das Ergebnis der Kämpfe des 10. März war bei der 2. und 4. Armee verhältnismäßig gering. Die Gefangenen, die am 10. und 11. in der Gegend von Mukden gemacht wurden, erreichten die Zahl von etwa 15 000 Mann*) mit 58 Geschützen. Die Hauptkräfte der russischen Westfront, untermischt mit Artillerie und Trains, gingen seit dem frühen Morgen des 10. in regellosem Zuge zwischen der Eisenbahn und der Mandarinenstraße in Richtung auf Tieling zurück. Japanisches Artilleriefeuer südlich Bahnhof Wusytai und das Erscheinen einiger hundert chunchusischer Reiter zwischen Bahnhof Hsintaitsze und Yilu (Skizze 1) haben genügt, um Paniken zu erzeugen.

Von der 1. japanischen Armee brach die Gardedivision um 8^{30} Vorm. aus der Gegend von Kiusan auf und ging gegen die Linie Puho—Sianwa vor. Das schwierige Gelände und der hartnäckige Widerstand von Arrieregarden der 1. russischen Armee verlangsamten ihren Marsch. Bis zum Abende gelangte die 1. Gardebrigade in die Linie Sintun—Puho, die das VI. sibirische Armeekorps am Nachmittage geräumt hatte. Die 2. Gardebrigade erreichte gegen 6^{0} Nachm., als es zu dunkeln begann, die Linie Puho—Sianwa und nahm feindliche Massen, die zwischen der Mandarinenstraße und der Eisenbahn zurückgingen, unter Artilleriefeuer. Das Bataillon, das am 9. abends Huschinpu besetzt hatte, erreichte am 10. morgens wieder den Anschluß an die 1. Gardebrigade. Das Garde-Kavallerieregiment erbeutete bei Lentouwan und in der Gegend von Siadiawusa feindliche Trains. Als Rückhalt diente ihm die Garde-Reservebrigade, die am 10. der Gardedivision unterstellt und zum Schutze ihrer rechten Flanke in die Gegend westlich Huschinpu entsandt worden war.

Die 12. Division entwickelte sich gegen die vom Feinde besetzten

*) Die Gesamtzahl der während der Schlacht in japanische Hände gefallenen russischen Gefangenen kann nach den bisherigen Nachrichten auf etwa 19 000 Mann angenommen werden. Zieht man von ihr 1700 Verwundete und Kranke, die in den Lazaretten von Mukden zurückblieben, und etwa 2300 Mann ab, die bis zum 9. gefangengenommen wurden, so bleiben für den 10. und 11. März 15 000 Mann übrig.

Digitized by Google

befestigten Höhen östlich Tagouwansa und nördlich Tita. Während die 23. Brigade von Süden her vorging, griff die 12. über Tagouwansa von Westen an. Erst am Nachmittage räumten die Russen nach zähem Widerstande ihre Stellungen und gingen in nördlicher Richtung zurück. Die 12. Division verbrachte die Nacht 10./11. bei Huschinpu und Siautai.

Die 2. Division hatte am 9. keine Kenntnis davon erhalten, daß die Höhen nördlich Fuschun und Kapukai stark befestigt und besetzt waren. Sie glaubte nur Arrieregarden vor sich zu haben, die ohne ernsten Kampf zurückgehen würden. Als die Division im Morgengrauen des 10. den Fluß bei Fuschun und Kapukai überschritt, kam sie bald so nahe an die russische Stellung heran, daß ihre Kolonnen unter dem feindlichen Feuer weder vor- noch rückwärts konnten. Auch der Versuch, mit einem Regiment der Reserve nordwestlich Kapukai gegen die feindliche Flanke vorzudringen, scheiterte. So stand die Division bis etwa 4° Nachm., wo der freiwillige Abzug der Russen begann, unter schweren Verlusten in ungünstigem Gefechte. Sie schob dann Vortruppen bis zum nördlichen Malinsuansa vor und biwakierte die Nacht 10./11. mit dem Gros bei Fuschun.

Die linke Kolonne der 5. Armee unterstützte die 2. Division durch Artilleriefeuer, überschritt selbst aber erst am Abende den Fluß und verblieb in der Gegend von Fuschun. Über die rechte Kolonne, die wohl auf Yinpan (Skizze 5) weitermarschiert ist, fehlen bisher zuverlässige Nachrichten.

Mit dem 10. März erreichte die eigentliche Schlacht ihr Ende. Versprengte Abteilungen sind den Japanern freilich auch noch am 11. südlich des Puho in die Hände gefallen. So nahm die Gardedivision in der Gegend von Sianwa noch 2300 Russen gefangen, die von Süden herankamen.

Die Verfolgung des zurückgehenden Gegners wurde am 11. der 5. Armee, der 2. und 12. Division der 1. Armee und der 3. Armee übertragen. Die Gardedivision sowie die 4. und 2. Armee scheinen im allgemeinen in den am 10. erreichten Stellungen verblieben zu sein; nähere Nachrichten liegen nicht vor.

Die Gesamtzahl der russischen Verluste während der Schlacht wird auf 96 500 angegeben; in ihr sind 2457 Offiziere enthalten. Getötet und gefangengenommen wurden 645, als verwundet und krank wurden während der Schlacht zurückgeschickt 1812 Offiziere. Gefallen sind rund 14 000 Unteroffiziere und Gemeine; zurückbefördert wurden 56 000 Verwundete und 5000 Kranke.

Die Japaner beziffern ihre Verluste auf rund 41 000 Offiziere und Mannschaften. Wie sich diese Zahl zusammensetzt, wird nicht angegeben.

Gedruckt in der Königlichen Hofbuchdruckerei von E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW 12, Kochstr. 68—71.

Digitized by Google

Detacheme
Oberſt Ma

(Dem Oſtdetach.

■ Transbaik.
Kaſ. Bat.

⊥ 1/3 Amur-K
Regt.*)

⊥ 1/3 1. Argu
Kaſ. Regt.*

⊥ 1/6 Uſſuri-Ka
Regt.***)

⊥ 8. Oſtſib.

*) 1/3 bei
1/3 gehörte nicht
dſchurei-Heer.
**) 2/3 beim
A. K.
***) 5/6 nicht

Kriegsglied

des

ruſſiſchen

zu Beginn

Schlacht bei

(20. Februar

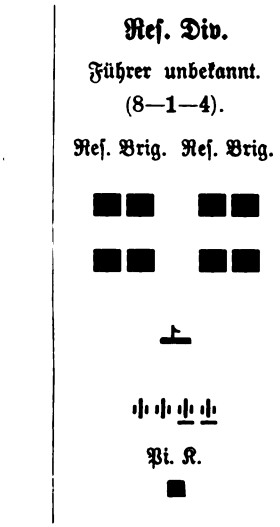
Digitized by Google

Digitized by Google

-14).

D. Kientschang. (Skizze 1

ijama.



O. K.

Kriegs

japanisch

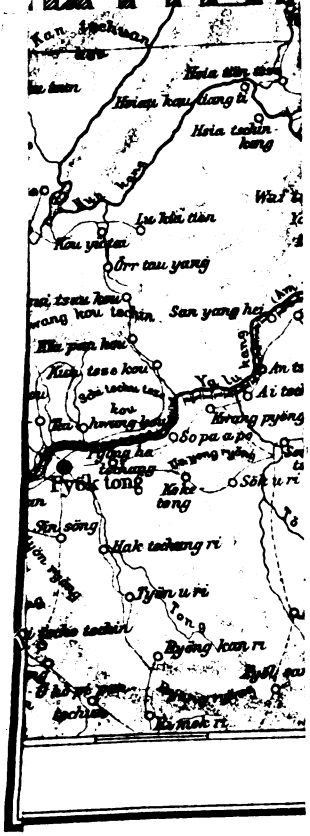
zu L

Schlacht

(20. Fe

Digitized by Google

Digitized by Google



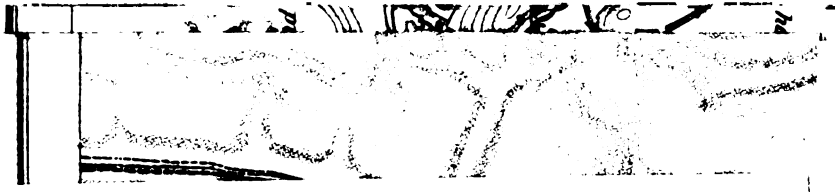
100 Kilometer

engl. Meilen (je 1609,30 m.)

55 Seemeilen (je 1855,11 m.)

Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

h 2.3.05 Abds.

Digitized by Google

Digitized by Google

e vom 4.3.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

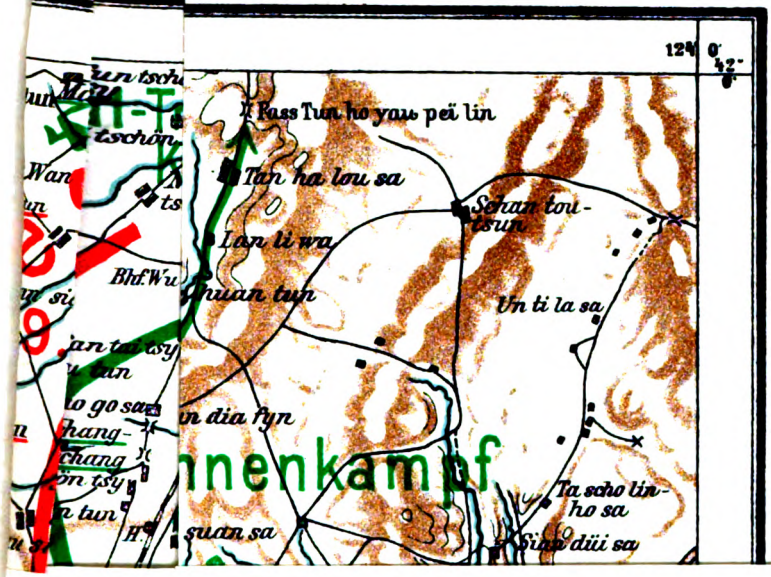
Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

C]

Abds. Skizze 7.

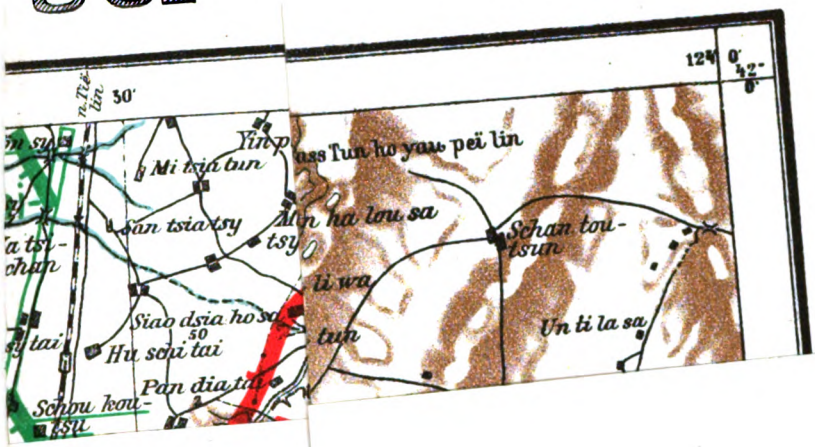


Digitized by Google

Digitized by Google

bei

Skizze 8.



v. Reitzenstein, Königlich Sächsischem Hauptmann a. D., Hannover und Leipzig 1905.

Digitized by Google

Digitized by Google

Des Königs Deutsche Legion
1803 bis 1816.

Darstellung ihrer inneren Verhältnisse

durch

B. v. Poten,
Königlich Preußischen Oberst z. D.

Nachdruck verboten.
Übersetzungsrecht vorbehalten.

Zum Verständnisse.

Der äußere Lebensgang und die Kriegstaten von des Königs Deutscher Legion sind bekannt. Vor mehr als siebzig Jahren hat ein Engländer, der Königlich Großbritannische Major N. Ludlow Beamish, sie geschildert. Er hielt sich zu diesem Zwecke längere Zeit in Hannover auf; mehrere Offiziere der Legion, welche, in der Absicht ein gleiches Werk zu schreiben, Vorarbeiten gemacht hatten, stellten ihm diese zur Verfügung; viele unterstützten ihn mit Rat und Tat; er benutzte Archive und die schon ziemlich reiche Literatur, und so entstand das einzige bis jetzt vorhandene Buch, welches Auskunft gibt über die Schicksale der mit Recht so hochangesehenen eigenartigen Truppe. Eine in deutscher Sprache erschienene Bearbeitung der englischen Urschrift hat dem Werke weitere Verbreitung auf dem Festlande gesichert.[1])

Wie oben gesagt wurde, berichtet Beamish' Arbeit über den äußeren Lebensgang und die Kriegstaten der Legion; in einem Anhange enthält sie außerdem schätzbare Angaben über die Dienstlaufbahn sämtlicher Offiziere und Beamten. Sie erzählt aber sehr wenig, zum Teil gar nichts, von den inneren Verhältnissen des Korps. Dieser Umstand, verbunden mit dem Wunsche den mancherlei jener Arbeit anklebenden sonstigen Mängeln abzuhelfen, veranlaßte einen Offizier der ehemaligen Hannoverschen Armee, den Hauptmann Schütz v. Brandis, bei seinen die Vergangenheit der letzteren betreffenden Forschungen der Legion besondere Aufmerksamkeit zu widmen.[2]) Der Tod hat seinem

[1]) N. Ludlow Beamish, History of the King's German Legion, 2 vol., London, 1832—1837; Derselbe, Geschichte der Königlich Deutschen Legion, 2 Bände, Hannover, 1832—1837.

[2]) Übersicht der Geschichte der Hannoverschen Armee von 1617 bis 1866. Von einem hannoverschen Jäger, Hauptmann Schütz v. Brandis. Bearbeitet von J. Frhrn. v. Reitzenstein, Königlich Sächsischem Hauptmann a. D., Hannover und Leipzig 1903.

Digitized by Google

Mühen ein Ziel gesetzt, bevor er mit der Arbeit zu Ende kam. Ein Teil aber, und zwar derjenige, welcher sich mit den inneren Verhältnissen jenes Korps beschäftigt, ist nahezu abgeschlossen. Das Ergebnis seiner Studien konnte daher als Grundlage für die hier folgenden Mitteilungen benutzt werden, welche durch alle ihrem Verfasser erreichbaren Nachrichten ergänzt sind. Sie sollen Auskunft geben über den Anfang und das Ende, das Werden und Wachsen, die Ergänzung und die Verluste, die Ausbildung und die Fechtweise, über Unterkunft und Verpflegung, Uniformierung, Bewaffnung und Ausrüstung, Strafen, Auszeichnungen und Belohnungen, über das dienstliche und das außerdienstliche Verhalten von Offizieren und Mannschaften.

I. Der Werdegang.

Kaum war durch die Elbkonvention vom 5. Juli 1803 die Kurfürstlich Braunschweig-Lüneburgische Armee nach allen Himmelsgegenden versprengt, als jenseits des Meeres der Keim gelegt wurde, aus welchem demnächst „Des Königs Deutsche Legion" sich entwickelte. Der Oberstleutnant Friedrich v. der Decken[1]) wurde ihr Organisator. Mit dem Herzoge von Cambridge[2]), als dieser zu Anfang des Monats Juni Hannover verließ, nach England gekommen, erhielt er, als die dortige Regierung mit dem Gedanken umging, die entlassenen Soldaten für den eigenen Dienst zu gewinnen, am 28. Juli einen Werbebrief, welcher ihn ermächtigte, ein Korps von höchstens 4000 Ausländern aufzustellen, unter der Bedingung jedoch, daß deren binnen drei Monaten wenigstens 400 angeworben sein würden. Ein gleichlautender Werbebrief wurde am nämlichen Tage „durch besondere Protektion" — schreibt Oberst v. Ompteda in L. Frhr. v. Ompteda „Ein englisch-hannoverscher Offizier vor hundert Jahren", Leipzig 1892, S. 141 — dem aus holländischen Diensten stammenden Major Colin Halkett,[3]) einem Schotten, ausgefertigt.

Deckens Werbungen hatten zunächst nur geringen Erfolg. Erst allmählich, als die Kunde davon in die heimatlichen Dörfer gedrungen war und in verschiedenen Teilen des Landes Offiziere das Werk eifrig betrieben, mehrte sich der Zudrang. Einer der tätigsten unter diesen war der Oberstleutnant v. Bock,[4]) einer der Unterhändler der Konvention von Sulingen. Von seinem unfern der Stadt Hannover belegenen Gute Elze aus leitete er die Geschäfte. Durch ihn erhielt der Premierleutnant Baring[5]) den Auftrag, eine Kompagnie zu

[1]) Der Lebensgang aller hier genannten Offiziere, welche in der Legion oder in der Hannoverschen Armee zu Generalen befördert wurden, ist nachgewiesen im 6./7. Beihefte zum Militär-Wochenblatte vom Jahre 1903: B. v. Poten, Die Generale der Hannoverschen Armee und ihrer Stammtruppen. Auf diese Quelle ist nachstehend in allen geeigneten Fällen Bezug genommen.

[2]) Vgl. 6./7. Beiheft zum Militär-Wochenblatte vom Jahre 1903.

[3]) Ebendort. — [4]) Ebendort.

[5]) Ebendort. — Außerdem 1./2. Beiheft zum Militär-Wochenblatte 1898.

Digitized by Google

errichten, bei deren Aufstellung ihm die Leutnants Hülsemann,[1]) welcher im September 132 Mann nach England führte, und Rudorff[2]) behilflich waren; den Fähnrich Poten[3]) entsandte er in das Amt Münden, um aus seinem früheren Quartierstande Kavalleristen heranzuschaffen; das gleiche taten dessen älterer Bruder[4]) und ihr Vetter Krauchenberg[5]) in der Gegend von Wunstorf und Celle; die Leutnants Hartmann[6]) und v. Arentsschildt[7]) sorgten in Hannover, Leutnant Sympher[8]) im preußischen Hildesheim für Artilleristen; an der unteren Weser war Leutnant Plate[9]), in Hamburg Leutnant Graf Kielmannsegg[10]) tätig, und in gleicher Weise werden viele andere mitgewirkt haben, deren Namen wir nicht nennen können. Die Angeworbenen gingen zu geringerem Teile die Weser hinunter und von da nach Helgoland, die meisten schlugen den Weg über Hamburg ein, wo der hannoversche Oberpostmeister Johann Eibe Johanns ihnen weiter half, und über Husum, wo die dänische Regierung ihrem Fortkommen kein Hindernis in den Weg legte, und von wo englische Schiffe sie weiter beförderten. Rittmeister Heiliger[11]) sammelte hier die Ankommenden.

Zahlreicher fanden Offiziere sich ein. Die ersten waren der Major

---

[1]) Im Jahre 1803 Sekondleutnant im 6. Infanterieregimente. — Heinrich Friedrich Hülsemann, geb. am 8. August 1774 zu Nienburg. 1816 Kapitän im 1. Leichten Bataillone, gest. am 25. März 1845 als Oberst und Kommandant zu Lingen.

[2]) Im Jahre 1803 Sekondleutnant im 3. Infanterieregimente. — Georg Ludwig Rudorff, geb. am 4. Februar 1775 zu Blumenthal, 1816 Kapitän im 1. Leichten Bataillone, gest. am 25. Dezember 1836 zu Einbeck als Oberstleutnant und Kommandeur des 2. Leichten Bataillons.

[3]) Im Jahre 1803 Fähnrich im 8. Dragonerregimente. — Ernst Poten, geb. am 7. Mai 1784 zu Barrigsen bei Wunstorf, 1816 Kapitän im 1. Husarenregimente, gest. am 24. Juni 1838 zu Göttingen als Oberstleutnant und Kommandant.

[4]) Vgl. 6./7. Beiheft zum Militär-Wochenblatte vom Jahre 1903. — [5]) Ebendort.

[6]) Ebendort. — Außerdem: General Sir Julius v. Hartmann, 2. Aufl., Berlin 1901.

[7]) Ebendort.

[8]) Im Jahre 1803 Sekondleutnant im Artillerieregimente. — Friedrich Sympher, geb. 1773 zu Harburg, gefallen am 27. Februar 1814 in der Schlacht bei Orthes als Major.

[9]) Im Jahre 1803 Sekondleutnant im 11. Infanterieregimente. — Friedrich Plate, geb. 1770 zu Lesum, gest. am 27. Mai 1811 zu Coimbra als Kapitän der Garnisonkompagnie.

[10]) Vgl. 6./7. Beiheft zum Militär-Wochenblatte vom Jahre 1903. — Außerdem: Familienchronik, Leipzig und Wien 1872.

[11]) Sein Name ist im hannoverschen Staatskalender für 1802 nicht verzeichnet, in dem für 1800 erscheint Heiliger als Leutnant im 10. Dragonerregimente und Oberadjutant. — Augustus Heiliger, 1774 zu Hannover geboren, wurde am 25. März 1806 zum Englischen 15. Leichten Dragonerregimente versetzt, in welchem er schon vorher gestanden zu haben scheint, gehörte 1808/9 zum Stabe des Generals Sir John Moore und starb im Januar 1809.

Digitized by Google

v. Hinüber,[1]) der Hauptmann Offeney[2]) und der Kornett Heise,[3]) welche auf dem kürzesten Wege von Lauenburg nach London gereist waren, und in großer Menge folgten bald ihre Kameraden. So viele, daß, obgleich es auch solche gab, die vom Eintritte abrieten, weil — wie Oberstleutnant v. Langwerth, auf dem nämlichen Wege begriffen, am 7. November 1803 aus Hannover an seine Gattin schrieb — „auf diese Weise die besten Elemente aus dem Lande gehen und entweder verdorben oder gar nicht wiederkehren würden", ihre Zahl nicht im Einklange stand mit der der vorhandenen Mannschaft. Um denjenigen, die noch nicht angestellt werden konnten, einstweiligen Lebensunterhalt zu ermöglichen, bewilligte die Regierung ihnen zwei Drittel des Gehalts ihres Dienstgrades.

Die Persönlichkeit Deckens wirkte hemmend auf die Neigung zum Eintritte. „Seine Beförderung zum Obersten, lediglich durch Hofdienst und Adjutantur herbeigeführt, verbunden mit einem gewissen schroffen Auftreten, flößte seinen Kameraden aus der Front kein hinreichendes Vertrauen ein", heißt es in einem Briefe des Obersten v. Ompteda[4]) (a. a. O., S. 141), und noch ungünstiger beurteilt ihn in einer 1809 verfaßten Denkschrift Gneisenau (Lebensbeschreibung von Pertz, I. 570, Berlin 1864); er schildert Deckens unheilvollen Einfluß auf Politik und Kriegführung, erwähnt, daß er durch die Werbungen ein großes Vermögen erworben habe, und kennzeichnet seinen Charakter als „aus Feigheit, List und Geiz zusammengesetzt". Mißbilligend lauteten auch später die Urteile alter Legionäre über seine mit den Werbungen verbundenen Geldgeschäfte. In Verbindung mit sonstigen in England gemachten Ersparnissen setzten sie ihn in den Stand, im Jahre 1817 das Klostergut Ringelheim im Hildesheimschen zu erwerben, welches er, nachdem ihm der Grafenstand verliehen war, zu einem mit diesem Titel nach dem Rechte der Erstgeburt vererblichen Besitz machte.

Die Mannschaften kamen spärlich an. Am 8. August zählte das Korps erst sieben Mann. Als aber die Nachricht von den Absichten der englischen Regierung durch die obenerwähnten Werbeoffiziere und andere patriotisch gesinnte Männer sich überall im Lande verbreitete, mehrte sich der Zudrang und wurde so stark, daß die Franzosen strenge Maßregeln ergriffen, um der Auswanderung Einhalt zu tun.[5]) Besonders fahndeten sie auf die Werber. Aber ihre Bemühungen hielten den Strom nicht auf. Das zu Lymington

[1]) Vgl. 6./7. Beiheft zum Militär-Wochenblatte vom Jahre 1903.

[2]) Im Jahre 1803 Kapitän im 12. Infanterieregimente. — Wilhelm Offeney, geb. 1768 als Offizierssohn, gest. am 15. August 1812 zu Belem als Oberstleutnant im 7. Linienbataillone.

[3]) Im Jahre 1803 Kornett im 4. Kavallerieregimente. — Gabriel Wilhelm Heise, geb. 1774 zu Hagen im Bremenschen, gest. am 2. Januar 1810 zu Ipswich als Rittmeister im 3. Husarenregimente.

[4]) Vgl. 6./7. Beiheft zum Militär-Wochenblatte vom Jahre 1903. — Außerdem die auf S. 398 genannte Quelle.

[5]) Beamish a. a. O., I. S. 360.

Digitized by Google

in Hampshire errichtete Depot war bald nicht mehr imstande, alle Ankömmlinge aufzunehmen, ein Teil wurde in die Kasernen von Parkhurst auf der gegenüberliegenden Insel Wight verlegt, am 5. November befanden sich hier unter dem Kommando des Majors v. Hinüber 450 Mann, welche seit dem 13. Oktober als „Kings German Regiment" bezeichnet wurden. Das Zustandekommen der künftigen Legion war mithin gesichert. Einen Monat später zählte die in die Hilsea-Barracks, nördlich von Portsmouth, verlegte Truppe 1000 Mann.

Der günstige Fortgang der Werbungen führte bald zu einer Erweiterung des ursprünglichen Planes. Es veranlaßte dazu auch das Vorhandensein von Kavalleristen und Artilleristen, die zunächst bei der Infanterie eingereiht waren. Jetzt wurde am 19. Dezember 1803 dem Herzoge von Cambridge ein Werbebrief erteilt, auf Grund dessen „des Königs Deutsche Legion" erstand. Dieser Tag ist daher ihr Stiftungstag und stets als solcher angesehen worden. Deckens Werbungen hatten in der Zeit vom 28. Juli bis zum 23. Dezember 1697 Mann geliefert; Halkett, welcher am 20. den selbständigen Betrieb eingestellt hatte, steuerte 529 bei. Bis Ende des Jahres waren 135 Offiziere eingetreten, fast ausschließlich der Hannoverschen Armee entstammend.

Für das den Offizieren beigelegte Dienstalter waren zunächst die hannoverschen Patente maßgebend, erst vom 14. Juli 1806 an, als angenommen wurde, daß alle eingetroffen seien, die dem Rufe Folge leisten wollten, diente das Datum der Anstellung zur Richtschnur.

Der Werbebrief[1]) schrieb vor: Die Sonderwerbungen Deckens und Halketts werden eingestellt. Die von ihnen angenommenen Leute bilden den Stamm eines durch den Herzog zu errichtenden Korps von Ausländern, dessen Stärke 5000 Mann nicht übersteigen soll. Die Werbung erfolgt, wenn möglich, auf zehn, mindestens aber auf sieben Jahre und, wenn England bei ihrem Ablaufe im Kriege begriffen ist, bis sechs Monate nach Friedensschluß. Franzosen, Italiener, Spanier und Untertanen des Königs sind von der Annahme ausgeschlossen. Das Handgeld für jeden in Hilsea-Barracks abgelieferten Rekruten beträgt 15 Guineen, wovon dieser an barem Gelde und kleinen Montierungsstücken höchstens 7 £ 12 sh 6 d erhält. Er muß sich verpflichten, überall zu dienen, wohin der König ihn schickt. Die Soldaten sollen den britischen gleich gehalten werden. Die Offiziere haben, wenn die Legion länger als fünf Jahre im englischen Dienste bleibt, bei ihrer Auflösung Anspruch auf Halbsold, im anderen Falle auf eine Pension, deren Sätze zwischen täglich 7½ für den Oberst und 2 Schilling für den Subalternen liegen; die Mannschaften sollen, wenn sie nicht wegen Dienstunfähigkeit pensioniert werden, nichts erhalten als 2 Pence Reisegeld für die „league" (3 englische Meilen), vom Entlassungsorte an gerechnet. Der Name des in Hannover sehr bekannten und beliebten Herzogs trug wesentlich bei zum Wachsen des Zudranges.

[1]) Beamish a. a. O., I. S. 362.

Digitized by Google

Nachdem zunächst die für Kavallerie und Artillerie geeigneten Leute ausgewählt waren, wurden, unter Benutzung der vorhandenen Stämme, zwei Bataillone leichter Infanterie unter dem Kommando der Oberstleutnants v. Alten[1]) und Colin Halkett gebildet; zu ihrer Vervollständigung wurden mit Vorliebe frühere Angehörige des 12. Infanterieregiments genommen, einer ausgewählten, besonders für den Dienst der leichten Infanterie bestimmten Truppe. Ferner konnte der Grund zu einem 1. Linienbataillone gelegt werden, welches demnächst vorzugsweise durch Soldaten des hannoverschen Garderegiments ergänzt wurde und an dessen Spitze der aus diesem hervorgegangene Oberstleutnant v. Langwerth[2]) trat; jedes dieser drei Bataillone bestand aus sechs Kompagnien. Im Februar 1804 wurde ein 2., im Mai ein 3. und einige Monate später ein 4. Linienbataillon errichtet; als sie Ende Januar 1805 ihren vollen Stand erreicht hatten, schritt man zur Aufstellung des 5. Damals beschloß man die Legion auf 18 000 Mann zu vermehren (vgl. S. 414), ein Plan, der nicht durchgeführt ist, doch wurde die Zahl der Kompagnien auf acht und die Gesamtstärke des Bataillons auf 1000 Mann normiert. Nach der Rückkehr aus Hannover erfolgte im Februar 1806 die Errichtung eines 6. und 7., 300 außerdem Angeworbene bildeten den Stamm für ein 8. Linienbataillon.

Die vorhandenen Mannschaften der Kavallerie wurden zunächst auf zwei Regimenter verteilt, ein Schweres und ein Leichtes Dragonerregiment, befehligt durch den schon genannten Obersten v. Bock, dessen Werbungen dem Regimente eine große Zahl seiner früheren Untergebenen vom Regimente Leibgarde zugeführt hatten, und dem General v. Linsingen,[3]) dem die hannoverschen Leichten Dragoner gefolgt waren; jedes sollte 8 Troops oder Kompagnien, die Verwaltungseinheiten, stark sein und von ihnen je zwei zu den taktischen Einheiten, den vier Schwadronen, vereinigt werden. Ende Februar 1804 zählte jedes Regiment 6 Troops, Ende des Jahres war jedes 450 Pferde stark. Als sie Ende Juni 1805 vollzählig waren, wurde ein 2. Leichtes Regiment errichtet. Alle hatten vor Ablauf des Jahres 8 Troops und es wurde am 25. November zur Aufstellung eines 3. Leichten, am 10. Dezember eines 2. Schweren Regiments geschritten. Die Regimenter der ersteren Gattung wurden, ihrer Uniform entsprechend, in und außer Dienst, meist Husaren genannt; erst Ende 1812, als die schweren Dragonerregimenter in leichte umgewandelt wurden, erhielten sie jenen Namen auch amtlich.

An Artillerie konnten sofort die Stämme für eine reitende (Troop) und eine Fußkompagnie aufgestellt werden. Ihre Errichtung wurde am 25. Februar 1804 dem Kapitän Julius Hartmann übertragen, der dann das Kommando des 1. Troop der reitenden Artillerie übernahm. Bereits im Juli 1804 waren beide und dazu eine 2. Kompagnie der letzteren Gattung vollzählig, so daß zur Errichtung einer 2. reitenden und einer 3. Kompagnie Fuß-

[1]) Vgl. 6./7. Beiheft zum Militär-Wochenblatte vom Jahre 1903.
[2]) Ebendort. — [3]) Ebendort.

Digitized by Google

artillerie geschritten werden konnte. Alle nahmen bereits an der Expedition nach Hannover im Jahre 1805/6 teil. Nach der Rückkehr von dort wurde eine 4. Fußbatterie errichtet.

Das Ingenieurkorps war nur durch Offiziere vertreten. Am 21. April 1804, dem Stiftungstage, waren fünf vorhanden.

Außerdem bestanden eine Depot- und eine Garnisonkompagnie; erstere war auf Grund einer Verfügung vom 24. November 1803, letztere am 25. März 1805 errichtet.

Neuaufstellungen fanden fernerhin nur bei der Artillerie statt, bei welcher als Ersatztruppen 1812 eine 5., 1813 eine 6. Fußkompagnie errichtet wurden. Beide dienten hauptsächlich zur Bildung hannoverscher Kompagnien.

Dagegen wurden mehrere Formationsänderungen vorgenommen.

Bei der Infanterie wurde im Mai 1812 die Zahl der Kompagnien des Bataillons von 8 auf 10 erhöht, von denen bei der Linie je eine eine Grenadier- und eine leichte Kompagnie war. Bei Ausbruch des Krieges vom Jahre 1815 wurde aus Gründen, welche später entwickelt werden sollen, die Anzahl wieder auf sechs herabgesetzt.

Bei den Regimentern der Kavallerie waren schon im Sommer 1811 fünfte Schwadronen von je zwei Troops errichtet und im Oktober 1813 erhielt das nach Norddeutschland entsandte 3. Husarenregiment eine sechste.

Von den Kompagnien der Fußartillerie wurde im Jahre 1808 die 1., jetzt „Artilleriekompagnie" genannt, lediglich für die Verwendung in und vor festen Plätzen bestimmt und diesem Zwecke entsprechend anders zusammengesetzt; Anfang 1813 geschah das nämliche mit der 2.

Die Garnisonkompagnie wuchs sich am 25. Februar 1813 zu einem Veteranenbataillone aus, in welches auch überging, was von der durch das Bestehen von Depots für die Infanterie zu Bexhill, für die Kavallerie zu Ipswich entbehrlich gewordenen Depotkompagnie vorhanden war.

Der Werdegang der Legion kann also im Februar 1806 im wesentlichen als abgeschlossen angesehen werden; ihr Bestand, bei dessen Nachweise die den einzelnen Waffen in der Rangliste angewiesene Reihenfolge[1]) zugrunde gelegt ist, war der nachstehende, die Kommandeure der einzelnen Truppenteile waren die daneben genannten Offiziere:

1. reitende Batterie: Kapitän Julius Hartmann,
2. reitende Batterie: Kapitän August Röttiger,[2])
1. Fußbatterie: Kapitän Heinrich Brückmann,[3])

[1]) Die Reihenfolge entspricht weder der in der Hannoverschen Armee gegolten habenden, noch der in der Britischen Armee geltenden. S. v. Brandis (a. a. O. S. 197) meint, daß sie durch Decken mit Rücksicht auf sein persönliches Verhältnis zur Artillerie herbeigeführt sei.

[2]) Vgl. 6./7. Beiheft zum Militär-Wochenblatte vom Jahre 1903.

[3]) Ebendort.

Digitized by Google

2. Fußbatterie: Kapitän Heinrich Kuhlmann,[1])
3. Fußbatterie: Kapitän Ludwig Heise,[2])
4. Fußbatterie: Kapitän Friedrich Ruperti,[3])
1. Schweres Dragonerregiment: Oberst Georg v. Bock,
2. Schweres Dragonerregiment: Major-General Otto v. Schulte,[4])
1. Leichtes Dragonerregiment: Major-General Karl v. Linsingen,
2. Leichtes Dragonerregiment: Major-General Victor v. Alten,[5])
3. Leichtes Dragonerregiment: Oberst Georg v. Reden,[6])
1. Leichtes Bataillon: Oberst Karl v. Alten,
2. Leichtes Bataillon: Oberstleutnant Colin Halkett,
1. Linienbataillon: Oberst Christian v. Ompteda,
2. Linienbataillon: Oberst Adolf v. Barsse,[7])
3. Linienbataillon: Oberst Heinrich v. Hinüber,
4. Linienbataillon: Oberst Ernst v. Langwerth,
5. Linienbataillon: Oberst Georg v. Drieberg,[8])
6. Linienbataillon: Oberst August v. Honstedt,[9])
7. Linienbataillon: Oberst Friedrich v. Drechsel,[10])
8. Linienbataillon: Oberst Peter du Plat.[11])

II. Die Bestandteile.

A. Das Oberkommando und die höheren Stäbe.

Den Oberbefehl über die gesamte britische Landmacht führte als Commander in chief der Herzog Friedrich von York,[12]) einer der Söhne Königs

[1]) Im Jahre 1803 Sekondleutnant im Artillerieregimente. — Geb. 1765 zu Langenhagen bei Hannover, gest. am 19. März 1830 zu Stade als Oberstleutnant im Artillerieregimente.

[2]) Im Jahre 1803 Premierleutnant im Artillerieregimente. — Geb. 1770 zu Bothfeld bei Hannover, gest. am 1. Dezember 1818 zu Hannover als Oberstleutnant im Artillerieregimente.

[3]) Im Jahre 1803 Premierleutnant im 11. Infanterieregimente. — Geb. am 25. Februar 1764 zu Boitzenburg, gest. am 15. Januar 1831 zu Bremen als Major und Kommandeur der Infanterie der Stadt Bremen

[4]) Vgl. 6./7. Beiheft zum Militär-Wochenblatte vom Jahre 1903.

[5]) Ebendort.

[6]) Im Jahre 1803 Oberstleutnant im 3. Kavallerieregimente. — Geb. 1744 zu Pattensen bei Hannover, gest. am 12. August 1811 ebenda als Oberst a. D.

[7]) Vgl. 6./7. Beiheft zum Militär-Wochenblatte vom Jahre 1903.

[8]) Ebendort. — [9]) Ebendort. — [10]) Ebendort. — [11]) Ebendort.

[12]) In einem dem Verfasser vorliegenden Privatbriefe, welchen ein höherer Offizier der Legion am 2. Dezember 1803 an seine in Deutschland zurückgebliebene Frau geschrieben hat, heißt es: „Der Herzog von York war sehr höflich, aber ebenso dumm wie sonst, es ist traurig, daß ein solcher Herr eine so große Armee kommandiert", und weiter „. . . es ist schade, daß der Herzog von Cambridge sich so wenig um die Sachen kümmert und überhaupt so wenig Entschlossenheit hat; er hat hier bei weitem nicht das Ansehen wie bei uns. . . ."

Digitized by Google

Georg III. Unter ihm stand an der Spitze der Legion als Colonel in chief der Leutnant-General Herzog von Cambridge, diesem zur Seite als Generaladjutant, später Generalinspekteur, der schon genannte Oberst v. der Decken, die maßgebende Persönlichkeit. Er erwies sich als tüchtiger Organisator (Ompteda a. a. O., S. 155); von ihm gingen alle Anordnungen aus, welche den inneren Dienst und die persönlichen Angelegenheiten der Legion betrafen. Die Artillerie war daneben seit 1806 dem Feldzeugmeisteramte (board of ordnance) unterstellt, einer für die materiellen Bedürfnisse der gesamten Armee zuständigen Behörde.

Eine Generalität im Sinne der Gegenwart gab es für die Legion nicht, weil ihre Mitglieder zu den Stellungen als Kommandanten der Militärbezirke, in denen Generale der britischen Armee eine territoriale Befehlsgewalt ausübten, nicht herangezogen wurden und eine bleibende Gliederung in größere Truppenkörper als Regimenter oder Bataillone nicht bestand. Eine Vereinigung zu Brigaden und Divisionen wurde sowohl zu Übungen wie im Felde von Fall zu Fall angeordnet; sie blieb meist für die Dauer eines Feldzuges erhalten und war auch wohl während mehrerer die nämliche. Dabei gehörten die Regimenter und Bataillone meist zu Brigaden, in denen sie gemischt mit englischen oder portugiesischen fochten, oder es befehligte auch ein General der Legion lediglich fremde Truppen; die beiden Leichten Bataillone und die beiden Schweren Dragonerregimenter sind jedoch nie voneinander getrennt gewesen; die Batterien waren fast immer verschiedenen Verbänden zugeteilt. Im übrigen zeigt beispielsweise die Kriegsgliederung für den Feldzug von 1813/14 in Nordspanien und Südfrankreich ein Husarenregiment der Legion mit einem englischen in einer Brigade unter dem General Victor v. Alten, eine Legionsbrigade von fünf Bataillonen unter dem Oberst Colin Halkett, später dem General v. Hinüber, die Legionsbatterie des Major Sympher bei einer englisch-portugiesischen Division, den General Karl v. Alten an der Spitze einer Division und den Oberstleutnant Hartmann als Kommandeur der Reserveartillerie, ohne daß einer der beiden letzteren nur einen Mann der Legion unter seinem Befehl gehabt hätte. Einer gleich bunten Mischung aus Truppenteilen verschiedenster Herkunft begegnen wir im Feldzuge von 1815. Hier befehligte z. B. Generalleutnant Karl v. Alten eine Division, welche bestand aus 1 britischen Brigade unter Generalmajor Colin Halkett, 1 Legionsbrigade unter Oberst v. Ompteda, 1 Brigade unter Generalmajor Graf Kielmannsegg,[1]) welchem 5½ hannoversche Feldbataillone, 1 britische reitende Batterie und 1 Fußbatterie der Legion unterstellt waren.

Zu einem Truppenkörper vereinigt und unter einem einheitlichen Befehle hat die Legion nie gefochten, und nie haben Neid, Mißgunst oder Eifersucht

[1]) Vgl. 6./7. Beiheft zum Militär-Wochenblatte vom Jahre 1903. — Außerdem Familienchronik, Leipzig und Wien 1872.

Digitized by Google

das gemeinsame Streben von Deutschen, Engländern und Portugiesen ungünstig beeinflußt, alle haben auf dem Schlachtfelde stets brüderlich zusammengestanden und im Feldlager kameradschaftlich miteinander gelebt. Dagegen ist wohl vorgekommen, daß in den Berichten über stattgehabte Kämpfe englische Befehlshaber den Leistungen der Deutschen nicht genügend Rechnung trugen, ihr Verdienst nicht nach Gebühr würdigten und nachträglich zu Erklärungen genötigt wurden. Doch bildeten solche Fälle Ausnahmen. Weit häufiger sind die Fälle, in denen aus britischem Munde den Deutschen hohes Lob gespendet und besonderer Dank gezollt wurde. Allen voran ging darin der Oberbefehlshaber Wellington. „Es ist nicht möglich bessere Soldaten zu haben, als es die eingeborenen Hannoveraner sind," schrieb er am 27. Juni 1811 dem Herzoge von Cambridge, und an vielen anderen Stellen hat er ihrer in seinen Berichten rühmende Erwähnung getan. Die englischen Schriftsteller haben nicht überall ebenso verfahren. Am wenigsten einer der meistbekannten, der Oberstleutnant Napier, dessen Darstellungen vielfachen Widerspruch gefunden haben. Dagegen schreibt ein britischer Offizier, welcher mit den Leichten Bataillonen im Jahre 1809 auf der Insel Walcheren gedient hatte, in „Letters from Flushing. By an officer of the 81th. (London 1809, p. 160)": „Gewiß gibt es kein Regiment in unserer Armee, welches diese Ausländer überträfe," und noch weiter geht in seiner Geschichte des Halbinsel-Krieges der französische General Foy, welcher sagt, daß die Legionskavallerie sowohl im Vorpostendienste wie in der Schlacht mehr geleistet habe als die nationale.

Die Armeelisten verzeichnen die Generale nicht in abgesonderten Gruppen. Ein jeder von ihnen wurde als Colonel Commander an der Spitze eines Regiments oder Bataillons geführt, bei denen ein Stabsoffizier niederen Ranges tatsächlich das Kommando ausübte. Aus der Zahl der Colonel Commander wurden die Divisions- und Brigadekommandeure genommen; wer dazu nicht berufen war, rückte in der Regel nicht mit in das Feld. Daher sind mehrere von ihnen, namentlich ältere, dort nur selten erschienen. Zur Unterstützung der Generale waren die Brigademajore bestimmt, meist Kapitäne der Kavallerie und der Infanterie, ihre Zahl wechselte; im Feldzuge des Jahres 1815 waren auf dem Kriegsschauplatze 7 tätig, von denen bei Waterloo 2 fielen. Sie bildeten als „staff officers" den eigentlichen Generalstab, welcher durch die „aid de camp" der Generale und durch kommandierte Offiziere vervollständigt wurde. Die Bezeichnung für die Stabsoffiziere war „field officers".

B. Das Ingenieurkorps.

Das nur durch Offiziere vertretene Ingenieurkorps zählte im Jahre 1816 deren 10, nämlich 4 Kapitäne 1., 4 2. Klasse und 2 Premierleutnants. Sie gingen zunächst meist aus dem hannoverschen Ingenieurkorps hervor,

Digitized by Google

später traten auch Offiziere aus anderen Waffen zu ihnen über. So der dem Dienstalter nach jüngste, Luttermann.[1])

Die Tätigkeit der Ingenieuroffiziere wurde sowohl zu friedlichen Zwecken wie vor dem Feinde in sehr verschiedener Weise in Anspruch genommen. Daheim, auf Jersey und auf den Jonischen Inseln, bauten sie Befestigungswerke, Straßen, Kanäle und Häfen und arbeiteten an der Landesvermessung; im Felde leisteten sie namentlich bei Belagerungen Dienste, so auch 1815 unter preußischem Kommando bei der Einnahme nordfranzösischer Festungen.[2]) Ihre Gehilfen wurden meist dem britischen Korps der „Military artificiers", die Arbeiter der Infanterie entnommen.

C. Die Artillerie.

Der Name „Regiment", unter welchem die Artillerie nach Errichtung der 4. Fußkompagnie vereinigt war, bedeutet nur, daß sie einheitlich organisiert war und verwaltet wurde; er bezieht sich nicht, wie schon angedeutet ist, auf die taktische Verwendung, denn diese erfolgte immer nur batterieweise. Und den Namen „Batterie" erhielten der „Troop" der reitenden wie die „Kompagnie" der Fußartillerie, wenn sie mit Fahrern, Geschützen und Bespannung versehen waren; die Fußkompagnie wurde auch wohl als „Brigade" bezeichnet.

Der Stab des Regiments setzte sich zusammen aus 1 colonel commander, 1 Oberstleutnant, 2 Majors, je 1 Adjutanten, Quartiermeister, Zahlmeister, 5 Ärzten, 1 Veterinär; der Unterstab aus 1 Sergeantmajor, 1 Quartiermeister- und 1 Zahlmeister-Sergeanten. Außerdem gehörten dazu 1 captain commissary für den Train und 1 Schulmeister; ersterer stand an der Spitze eines Depots, aus welchem die Batterien Fahrer und Pferde erhielten, letzterer hatte die Soldatenkinder zu unterrichten. Jene Vereinzelung der Batterien hatte zur Folge, daß für höhere Offiziere die Wirkungskreise fehlten, ihre Zahl war daher eine beschränkte; um den Nachteil auszugleichen, welchen dieses Verhältnis für die Beförderung der Offiziere hatte, erhielten die Batteriechefs mehrfach den Majors- und sogar den Oberstleutnantsrang.

Jede reitende Batterie hatte 1 Kapitän 1., 1 Kapitän 2. Klasse, 2 Premier-, 2 Sekondleutnants, 1 Sergeantmajor, 1 Quartiermeister, 3 Sergeanten, 4 Korporale, 7 Bombardiere, 1 Trompeter, 90 Kanoniere (gunners), 1 Kurschmied (farrier), 2 Hufschmiede (smith), 2 Sattler (collarmaker), 2 Stellmacher (wheeler); dazu den Train, bestehend aus 1 Sergeanten, 2 Korporalen, 1 Trompeter, 57 Fahrern (driver); von den sechs Geschützen waren die fünf 6pfündigen Kanonen mit je 6, die 5½zöllige Haubitze mit 8 Pferden bespannt.

Die Fußbatterien, deren es 6- und 9pfündige gab, hatten ebenfalls je 6 Offiziere, aber nur 3 Sergeanten und, solange die Batterien nicht

[1]) Vgl. 6./7. Beiheft zum Militär-Wochenblatte vom Jahre 1903.

[2]) Die Verwendung der einzelnen Offiziere ist bei Beamish (II. 421) nachgewiesen.

Digitized by Google

bespannt waren, 2 Tambours, die, wenn dieses geschah, in berittene Trompeter verwandelt wurden; beritten waren alsdann ferner, außer den Offizieren, 6 Unteroffiziere der Batterie, die des Trains und die Schmiede. Der Stand der 6pfündigen Fußbatterien war im übrigen dem der reitenden Batterien gleich, doch hatten sie häufig nur 4 Kanonen und dagegen 2 Haubitzen; der der 9pfündigen war um 3 Bombardiere, 4 Kanoniere, 39 Fahrer, 1 Schmied stärker, sie hatten immer vier 9pfündige Kanonen und zwei $5^1/_2$zöllige Haubitzen. Von den Fahrzeugen waren die Munitionswagen und die Feldschmieden mit je 6 Pferden bespannt, die anderen Fuhrwerke waren vierspännig, die Reservelafetten zweispännig; jede Batterie hatte 8 Munitions-, 2 Bagagewagen und eine Feldschmiede; bei jeder befanden sich einige Reservepferde. Auch war jeder ein Wagen mit Gewehrmunition zugeteilt.

Die Herstellung des Artilleriematerials war das Werk des Kapitän Röttiger, welcher die Erlaubnis erhalten hatte, alles, mit Ausnahme der Geschützrohre, selbst anfertigen zu lassen. Er machte es leichter als das englische war und erwarb sich damit ein wesentliches Verdienst um die Waffe, welche beweglicher wurde und ihre Fahrzeuge auf den schlechten Wegen der Halbinsel leichter fortschaffen konnte.

Der Schießbedarf wurde anfangs auf zweirädrigen Karren verladen, die, wie die Protzen, so eingerichtet waren, daß die nichtberittene Bedienungsmannschaft darauf befördert werden konnte; da sie sich nicht bewährten, wurden sie im Jahre 1807 durch Protzmunitionswagen ersetzt, deren Protze die Geschützprotze war und deren Hinterwagen Sitzgelegenheit für jene Mannschaften bot.

D. Die Kavallerie.

Der Stand eines jeden Kavallerieregiments war für den Stab: 1 colonel commander, 2 Majors, von denen einer, der im Dienstgrade des Oberstleutnants oder Oberst stand, in der Regel das Regiment kommandierte, 1 Adjutant, 1 Zahlmeister, 3 Ärzte, 1 Veterinär, 1 Sergeantmajor, 1 Zahlmeistersergeant, 1 Sattler (saddler), 1 Büchsenmacher (armourer), 1 Kurschmied; für jeden Troop 1 captain, 1 Leutnant, 1 Kornett, 1 Quartiermeister, 4 Sergeanten, 4 Korporale, 1 Trompeter, 76 Gemeine (private). Unter den letzteren befanden sich auch die Musiker (vgl. S. 412). Am 24. Juni 1809 wurde indessen befohlen, daß beim Stabe eines jeden Regiments, wie bei den anderen Waffen, ein im Offiziersrange stehender Regiments-Quartiermeister angestellt werden, die Stellen der Troops-Quartiermeister eingehen sollten; ihre Geschäfte gingen teilweise auf einen der Sergeanten über, welcher zuerst gewohnheitsmäßig, später auch dienstlich, als Quartiermeister bezeichnet ward. Die überzählig gewordenen Troops-Quartiermeister wurden teils pensioniert, teils kamen sie zu den Invalidentruppen, teils in ihrer bisherigen Verwendung zu anderen Waffengattungen.

Digitized by Google

Den Dienst des Regimentsbereiters, für welchen eine Stelle im Etat nicht vorhanden war, versah ein dazu kommandierter Offizier, die des Troopbereiters ein Unteroffizier. Da während der Kriegsjahre für die im Felde stehenden Regimenter ein gemischtes Depot zu Ipswich bestand, hatte dieses für die Ausbildung im Reiten zu sorgen. Im Jahre 1813 wurde in Norddeutschland ein besonderes Felddepot eingerichtet.

Die Troops wurden durch die Buchstaben A, B, C usw. bezeichnet, die Schwadronen durch Ziffern. Die Schwadronen, deren Kommando immer die älteren Kapitäne des Regiments führen sollten, waren zunächst so zusammengestellt, daß wenn das Regiment 10 Troops zählte A und F die 1., B und G die 2. Schwadron bildeten usw.; wenn dann durch Abgang eines jener Schwadronsführer eine Änderung bedingt wurde, sollte sie durch Wechsel unter den Troops von F an herbeigeführt werden. Im Felde aber sollte ein Wechsel nicht vorgenommen werden, damit die zusammen eingeübten Schwadronen nicht getrennt würden; diese blieben beisammen, so daß dann nicht immer die ältesten Kapitäne die Schwadronen kommandierten.

E. Die Infanterie.

Bei einem jeden Bataillone bestand der Stab aus: 1 colonel commander, 1 Oberstleutnant, der meist als Oberst das Bataillon kommandierte, 2 Majors, 1 Adjutanten, 1 Zahlmeister, 1 Quartiermeister, 3 Ärzten, 1 Sergeantmajor, 1 Zahlmeister-, 1 Quartiermeistersergeanten und 1 Büchsenmacher; eine jede Kompagnie aus: 1 Kapitän, 2 Leutnants, 1 Fähnrich (ensign), 5 Sergeanten, 5 Korporalen, von denen einer den Dienst des Furiers versah, 1 Tambour (drummer) bei den Linien-, 1 Hornisten (bugler) bei den Leichten Bataillonen, 96 Soldaten (private), unter denen ein 2. Tambour bzw. Hornist, 1 Zimmermann (pioneer), die Musiker und Diener sich befanden, so daß der Gewehrstand nur gering gewesen sein kann. Ferner scheint für die Soldatenkinder von je 2 Bataillonen ein Lehrer (schoolmastersergeant) zum Stande gehört zu haben. Die Kompagnien waren, wie bei der Kavallerie die Troops, durch die Buchstaben A, B, C usw. bezeichnet.

F. Die Halbinvaliden.

Die am 25. März 1805 zu Lymington errichtete „Unabhängige Garnison-Kompagnie" (Independant Garrison-Company) zählte 1 Kapitän, 2 Leutnants, 1 Fähnrich, 5 Sergeanten, 5 Korporale, 2 Tambours, 95 Soldaten; ihr erster Kommandeur war der als Werbeoffizier genannte Kapitän Plate. Am 25. Dezember 1806 wurde sie um 1 Leutnant, 1 Sergeanten, 2 Korporale, 48 Soldaten vermindert, zählte daher nur noch 60 statt 111 Köpfe. Nachdem sie an den Entsendungen von 1805 nach Hannover, von 1807 nach der Ostsee und von 1808 nach Schweden teilgenommen hatte, wurde sie in Portugal zu Besatzungszwecken verwendet und ging bei der am 26. Januar 1813 befohlenen Errichtung eines Ausländischen Veteranen-Bataillons der

Digitized by Google

Legion am 25. Februar 1813 in diesem auf; nur einer ihrer Offiziere, der am 4. Juni 1824 zu Goslar verstorbene Leutnant Hünicken, welcher, damals im 1. Linienbataillone dienend, in den Laufgräben vor Ciudad Rodrigo am 14. Januar 1812 durch eine Kanonenkugel beide Beine verloren hatte, wurde mit vollem Gehalte pensioniert.

Zur Einstellung wurden damals von den in England und auf der Halbinsel befindlichen Truppen 39 Unteroffiziere, 15 Korporale, 364 Soldaten, im ganzen also 418 Mann, vorgeschlagen, wobei die in Sizilien stehenden der weiten Entfernung wegen nicht berücksichtigt werden konnten. Artilleristen wurden dem Bataillone überhaupt nicht überwiesen. Der Etat war auf vier Kompagnien in der üblichen Zusammensetzung auf 451 Köpfe festgesetzt; an der Spitze stand ein kommandierender Oberst, unter ihm 1 Oberstleutnant und 1 Major. Schon am 25. Dezember 1813 traten 2, am 25. Juni 1814 4 neue Kompagnien hinzu, so daß der Stand des Bataillons 1115 Köpfe betrug; sein Standort war Bexhill. Als am 25. Februar 1816 das Bataillon aufgelöst wurde, waren von 1140 eingestellten Mannschaften 70 gestorben, 37 desertiert, 58 mit, 182 ohne Pension entlassen, 2 als Ordonnanzen bei Waterloo gefallen. Von den Verbliebenen wurden 441 ohne weiteres entlassen, 352 wurden zur Pensionierung vorgeschlagen, von diesen wurde aber die größere Hälfte durch das Chelsea-Komitee zurückgewiesen, die Zahl der Berücksichtigten ist nirgends angegeben. Von den 32 Offizieren lebten nach 20 Jahren noch 17; der Letzte davon, vorher Kapitän im 1. Leichten Bataillone, Friedrich Wyneken,[1]) welcher vor Bayonne nach Friedensschluß, wo man davon noch nichts wußte, sehr schwer verwundet war, starb erst im Jahre 1871. Im Bataillone fanden Beförderungen nicht statt.

G. Die Adjutanten.

Offiziere, deren Bestimmung durch diesen Titel gekennzeichnet wird, gab es, wie oben gezeigt ist, bei den höheren Stäben nicht. Die bei den Regimentern und Bataillonen erwähnten Adjutanten hatten einen zweifachen Wirkungskreis und dadurch eine sehr wichtige, einflußreiche Stellung. Neben der ihnen obliegenden Erledigung des gesamten Schreibwesens, sofern es nicht Sache des Zahlmeisters und des Quartiermeisters war, gehörte zu ihren Dienstverrichtungen nach der englischen Praxis, die indessen bei der Legion nur beschränkte Anwendung fand, die Leitung der elementaren Ausbildung, des Drills; für die berittenen Truppen eingeschränkt durch die Tätigkeit der Bereiter, bei der Artillerie durch das Bestehen des Trains, bei der Infanterie so weit gehend, daß der Adjutant mit Hilfe der Unteroffiziere sogar das Bataillon exerzierte. Bei der Ausbildung der Kompagnien standen ihm überall die Sergeantmajors zur Seite, die Offiziere hatten wenig damit zu tun. Zu Adjutanten wurden mehr-

[1]) Vgl. 6./7. Beiheft zum Militär-Wochenblatte vom Jahre 1903.

Digitized by Google

fach geeignete Unteroffiziere ernannt, welche den Dienst gründlich kannten, gewandt mit der Feder und des Englischen mächtig waren.

Der Adjutant bekam bei seiner Ernennung, wenn er ein solches nicht schon besaß, ein Patent des untersten Dienstgrades als Offizier, wurde nach Maßgabe desselben befördert und konnte in der Stellung verbleiben, bis er an der Reihe war, das Kommando einer Kompagnie zu erhalten.

H. Zahlmeister und Quartiermeister.

Die Zahlmeister waren fast ohne Ausnahme Briten. Ihr Dienst, welcher eine genaue Kenntnis der englischen Sprache und der englischen Heereseinrichtungen erforderte, bedingte diese Wahl. Zumal bei der ersten Aufstellung der einzelnen Truppenteile. Und später fand ein häufiger Wechsel nicht statt. Bedenklich erscheint, daß in vier Fällen strafweise Entlassung von Zahlmeistern nötig war, während solche unter den Offizieren, deren etwa 40 auf einen Zahlmeister kamen, nur dreimal verfügt ist. Da in der Hannoverschen Armee ihre Stellung nicht bestand, trat in diese bei Auflösung der Legion keiner über. Sie hatten nur mit den Geldgeschäften zu tun, der 25. eines jeden Monats, der Tag, an welchem der allgemeine Löhnungsappell stattfand und die Gebührnisse ausgezahlt wurden, war für sie der wichtigste und derjenige, der sie allein mit den Truppen in Berührung brachte.

Alles, dessen diese sonst für ihre materiellen Bedürfnisse gebrauchten, war Gegenstand der Fürsorge der Quartiermeister, welche auch bei den Infanteriebataillonen „Regimentsquartiermeister" hießen. Es wurden dazu, namentlich in der ersten Zeit, aus den bei den Zahlmeistern erwähnten Gründen, mehrfach Engländer ernannt, später gingen sie vielfach aus den Unteroffizieren hervor. Bei der Auflösung traten sie meist mit ihren Regimentern und Bataillonen in die Hannoversche Armee über, wo sie außer ihren bisherigen Geschäften auch die der Zahlmeister wahrzunehmen hatten.

Beide Arten von Beamten zählten zum Offizierkorps, lebten mit diesem und gehörten der Mess an.

Die Zahlmeister standen mit dem Zahlamte (pay-office) des Kriegsministeriums in Abrechnung, welches ihnen das Geld daheim durch Banken, im Felde durch Zahlstellen auf dem Kriegsschauplatze, anwies; die Quartiermeister rechneten mit den Zahlmeistern und mit dem obengenannten Board of Ordnance ab.

J. Das ärztliche Personal.

Die Sanitätsoffiziere zerfielen in zwei Klassen, deren Zahl bei den Regimentern und Bataillonen im Verhältnisse von etwa 1 : 2 stand, die Wundärzte (surgeon) und die Hilfswundärzte (assistant-surgeon). Die älteren hatten meist in der Hannoverschen Armee gedient, auch der Nachwuchs kam fast ausschließlich aus Hannover. Ihre Tüchtigkeit wird durch die große Zahl

Digitized by Google

derjenigen bewiesen, die als Inspekteure der Hospitäler, Stabsphysici und Stabsärzte in die Englische Armee übergingen. Beamish nennt deren zwölf.

Jedem Truppenarzte war ein Heilgehilfe, der „Bandman“, zugeteilt, welcher Verbandzeug mit sich führte.

Die wie jene im Offiziersrange stehenden Regiments-Veterinäre (veterinary-surgeon) stammten fast alle aus Hannover und kehrten dahin zurück. Ihre Gehilfen waren die Kurschmiede (farrier), denen, neben den Aufgaben der Heilkunde, die Leitung des Hufbeschlages oblag.

K. Die Geistlichkeit.

Die Militärgeistlichen, sämtlich evangelischen Glaubensbekenntnisses, führten den Amtstitel „Brigade-Feldprediger“. Es hat ihrer sechs gegeben, einer davon kam im Jahre 1807 auf der Rückfahrt von Kopenhagen nach England mit Frau und Kindern durch Schiffbruch[1]) um; die übrigen sind auf Pfarrstellen in Deutschland gestorben. Sie hatten die Legion in allen Feldzügen begleitet.

L. Die Musik.

Jedes Kavallerieregiment und Infanteriebataillon hatte seine „Bande“, außer durch die wenigen Trompeter, Tambours und Hornisten durch Leute gebildet, die in den Listen als Soldaten geführt wurden, aber nicht deren Dienst taten. An der Spitze dieser Musikkorps stand als „Bandmaster“ bei der Kavallerie der Trumpeter-Major, bei den Leichten Bataillonen der Bugle-Major, bei den Linienbataillonen der Drum-Major. Die Zahl der Mitglieder war sehr verschieden; sie hing wesentlich von den Mitteln ab, welche aus der Regimentskasse und durch die Beiträge der Offiziere zur Verfügung standen, um durch Zulagen die vom Staate allein gewährte Soldatenlöhnung angemessen erhöhen zu können. Auch die Husaren hatten eine Zeitlang die unten erwähnten Janitscharen mit ihren Instrumenten und für ihre Trompeter eine auffallende Kleidung, beides wurde aber im Felde alsbald abgeschafft.

Bei der Kavallerie hatten die Musiker Blechinstrumente; bei der Infanterie außer solchen, worunter sich auch Waldhörner befanden, namentlich Hoboen und sonstige Holzinstrumente, und weiße Uniform, die „Janitscharen“ grüne Jacken mit roten Ärmeln und auf dem Kopfe einen Turban; diese handhabten die auf dem Marsche von einem Esel getragene große Trommel, die Wirbeltrommel, Becken und Triangel; auch der Schellenbaum kam vor. Als Janitscharen wurden mit Vorliebe Farbige verwendet, meist Westindier, die sich nebenher als Köche, Barbiere oder Friseure nützlich machten. Die Tambours waren zum Teil junge Burschen, welche nicht imstande waren, die sehr großen und schweren Trommeln zu tragen, sie bliesen dann die Querpfeife. Den Stamm der Banden bildeten Angehörige der Kurhannoverschen Armee, die Trompeter des

[1]) Martin Christoph Färber. Vgl. Beiheft 1/2 z. Militär-Wochenblatte 1898, S. 36.

Digitized by Google

1. oder Leibregiments der Kavallerie gingen fast vollzählig in das 1. Schwere Dragonerregiment über.

Jedes Regiment und Bataillon hatte seinen Marsch, welcher genau die Rolle spielte, deren Erfüllung den heutigen Präsentier- und Parademärschen obliegt. Alle waren Eigentum kurhannoverscher Regimenter gewesen und sind demnächst in ihre Heimat zurückgekehrt. Jetzt gehören sie preußischen Regimentern. Kaiser Wilhelm II. hat sie — bis auf einen — den Truppenteilen verliehen, denen am 24. Januar 1899 aufgegeben wurde, die Überlieferungen der Königlich Hannoverschen Armee zu pflegen. Damals erhielt das Königs-Ulanenregiment (1. Hannoversches) Nr. 13 den Marsch der Garde du Corps, der dieser vom 1. Schweren Dragonerregimente überkommen war, und am 27. Januar 1900 erhielten das 2. Hannoversche Ulanenregiment Nr. 14 den Marsch, welchen vom 2. Schweren Dragonerregimente die Gardekürassiere, das Husarenregiment Königin Wilhelmina der Niederlande (Hannoversches) Nr. 15 den, welchen vom 2. Husarenregimente die Königin-Husaren geerbt hatten; dem 1. Hannoverschen Dragonerregimente Nr. 9 wurde der Marsch des 3. Husarenregiments, der demnächstigen Cambridge-Dragoner, gegeben; in das Erbe des Garderegiments, wo wir die Vorbesitzer, Linienbataillone der Legion, nicht mit Sicherheit feststellen können, teilten sich das Füsilierregiment General-Feldmarschall Prinz Albrecht von Preußen (Hannoversches) Nr. 73, das 1. Hannoversche Infanterieregiment Nr. 74 und das Infanterieregiment von Voigts-Rhetz (3. Hannoversches) Nr. 79; der Marsch des Hannoverschen Jägerbataillons Nr. 10 war ursprünglich die Musik zu einem englischen Hetzjagdliede, das 1. Leichte Bataillon machte sie sich zu eigen und von diesem ging der Marsch auf die Hannoverschen Jägerbataillone über; den der 1. Husaren, der späteren Gardehusaren, erhielt gleichzeitig das Leib-Garde-Husarenregiment.

Ferner hatte ein jedes Regiment und Bataillon sein besonderes Signal, von denen das Artillerie- und die Kavallerieregimenter die ihrigen in den hannoverschen Dienst hinüberbrachten. Hier ging das des 1. Linienbataillons auf die Grenadiergarde, das spätere Garderegiment, über. Vom Verbleibe der übrigen ist nur nachgewiesen, daß das des 2. Leichten Bataillons von den Gardejägern fortgeführt wurde. Es war ebenso einfach wie zweckmäßig und ließ sich aus der Menge leicht heraushören. Die von dem Kommandeur gepflegte Vorliebe für den Schnurrbart (vgl. S. 437) gab Veranlassung, daß den Tönen ein Text unterlegt wurde, welcher lautete: „O, — Halkett, o — Halkett, den — Schnurrbart, ge—wichst!"

Die Signalpfeifen werden später (vgl. S. 424) erwähnt werden.

III. Der Ersatz.

A. Ersatz der Mannschaft.

Der anfängliche Verlauf der Werbungen, auf denen der Mannschaftsersatz allein beruhte, ist beim Werdegange der Legion nachgewiesen. Mehr

Digitized by Google

oder weniger erschwert durch die größere oder geringere Strenge, mit welcher die Ausführung der von den französischen Machthabern erlassenen Verbote gehandhabt wurde, hatte die „embauchage“, die heimliche Werbung, Rekruten in solcher Anzahl geliefert, daß zur Landung auf heimatlichem Boden zu Beginn des Winters 1805 etwa 6000 Mann aller Waffen eingeschifft werden konnten.

Der dortige Aufenthalt zeitigte auffallende Erscheinungen. In Hannover erwartete man, daß, nach der durch das Einrücken der Koalitionstruppen bewirkten Räumung des Landes durch die Franzosen, die Kurfürstliche Armee, von welcher nach dem amtlichen „Summarischen Etat“ vom 30. September 1805 noch 465 Offiziere, 10223 Unteroffiziere und Soldaten zur Verfügung waren, wieder aufgestellt werden würde. Die englische Regierung aber dachte anders. Sie wollte eine Truppe haben, die allein von ihr abhinge; sie beschloß daher, die Legion auf die Stärke von 18000 Mann zu bringen und ließ durch Decken in Stade und in Hannover Werbedepots errichten, deren Erfolge die Errichtung der oben nachgewiesenen Regimenter, Bataillone und Batterien gestattete. Decken erhielt für diesen Zweck vom Herzoge von Cambridge eine besondere Instruktion, auf Grund deren er vom 15. November 1805 bis zum 22. April 1806 7876 Mann warb. Dieser beträchtlichen Anzahl gegenüber fiel es nicht ins Gewicht, daß eine große Menge von Leuten während ihrer vorübergehenden Anwesenheit in der Heimat desertierte. Die Erscheinung ist im hohen Grade auffallend; die Mißstimmung über das Scheitern der Hoffnung daheim für des Vaterlandes Befreiung kämpfen zu können, die Besorgnis in Englands Interesse nach Ländern außerhalb Europas verschickt zu werden und die Abneigung der Heimat von neuem den Rücken zu kehren, waren die Beweggründe. In ganzen Trupps verließen die Leute ihre Quartiere, die Waffen und oft auch die Pferde mit sich nehmend. Bei der Kavallerie war die Fahnenflucht am stärksten, sie hatte sich aus der wohlhabenderen ländlichen Bevölkerung rekrutiert, der Dragoner und Husar ließen daher, wenn sie über die See gingen, mehr zurück als ihre Kameraden. Am 29. Januar 1806 schreibt Leutnant Ernst Poten vom 1. Husarenregimente in seinem Tagebuche, als er von kurzem Urlaube in sein Quartier Ahrbergen bei Verden zurückkam: „Aber wie verjagte ich mich, als ich hörte, daß vom Regimente 60 bis 70 Mann desertiert waren, allein 27 Mann von der Kompagnie, bei der ich war.“ Bei diesem Regimente, welches sich demnächst auf der Halbinsel so glänzend bewährte, kam die Fahnenflucht besonders häufig vor; es ereignete sich aber auch, daß ein Husar, als er auf dem Hofe seines Vaters erschien, von diesem mit dem Remontepreise für das Pferd und mit der Weisung zurückgeschickt wurde, sich sein Regiment wieder zu suchen; da es abgesegelt war, als er an der Küste eintraf, folgte er ihm auf einem anderen Schiffe (Beamish a. a. O. II. 579). Ein Generalpardon, für alle geltend, die sich bis Ende des Jahres 1806 wieder einfinden würden, und die ihnen zu Hause gewordene Aufnahme, bewogen viele Fahnenflüchtige zur Rückkehr.

Digitized by Google

Hannover war nun preußisch geworden und die neue Regierung verhinderte den Fortgang der Werbungen. Sie wünschte die vorhandenen Kräfte für sich selbst zu verwerten, erließ einen allerdings später zurückgenommenen Befehl zur Aushebung und forderte alle früheren hannoverschen Militärs unter Androhung des Verlustes ihres Wartegeldes auf, sich freiwillig zum Dienste zu melden.

Die der preußischen Verwaltung folgende westfälische Regierung, die von ihrem eigentlichen Leiter, dem Kaiser Napoleon, angewiesen war, unverzüglich eine starke Armee zu schaffen, ging natürlich viel rücksichtsloser vor; sie hielt auf eine genaue Ausführung der für die Rekrutierung erlassenen Vorschriften und die strenge Handhabung der Kontinentalsperre legte dem Fortgehen junger Leute fast unübersteigliche Hindernisse in den Weg. Unter den schwierigsten Verhältnissen mußten sie ihn sich suchen. Der über Hamburg und Husum führende war ihnen verschlossen. Dort schaltete das französische Regiment, hier waren die dänischen Behörden nicht mehr geneigt, England Gefälligkeiten zu erweisen. Meist wurde versucht, von der unteren Elbe oder Weser nach Helgoland zu gelangen, es wurde auch der Weg von Schwedisch-Pommern über die Ostsee eingeschlagen, überall aber standen Hindernisse entgegen, deren Überwindung kostspielig war, viel guten Willen und Geschick erforderte und die von Tag zu Tag größer wurden. So kam es, daß in der Zeit vom 17. Oktober 1808 bis zum 6. Dezember 1810 nur 41 aus Deutschland kommende Rekruten eintraten. Ergiebiger war dagegen die Werbung während der Expedition nach der Ostsee im Jahre 1807 gewesen, für deren Dauer sie durch Decken vom 30. Juli bis zum 18. Oktober auf Grund besonderer Anweisung wiederum selbständig betrieben war; sie hatte 1498 Rekruten geliefert. Dann aber war die Legion im wesentlichen auf den Ersatz durch Kriegsgefangene und Überläufer angewiesen; die Möglichkeit, auf diese Art die Reihen vollzählig zu erhalten, wurde noch dadurch geschmälert, daß das englische Generaldepot auch für die anderen Fremdtruppen und das den Ausländern zugängliche einheimische 60. Regiment zu sorgen hatte und diese bevorzugte. Anfangs überwies es der Legion nur geborene Hannoveraner, seit 1810 auch andere Deutsche, Schweizer und Polen.

Ein großer Teil des Zuwachses trat aber im Auslande ohne Vermittlung des Generaldepots unmittelbar in die Legion. Die Angeworbenen erhielten ein Handgeld von vier Guineen, im übrigen wurden ihnen die nämlichen Zusicherungen gegeben, die in den ersten Werbebriefen enthalten waren.

Im ganzen traten daraufhin ein: Auf der Halbinsel 4138, in England 1978, in Sizilien 1976 Mann. Der Ersatz war aber dem früheren nicht gleichwertig, viele liefen wieder davon. Anders war es mit dem Nachwuchse, welchen im Jahre 1813 und demnächst bei Ausbruch des Krieges vom Jahre 1815 die Werbungen im nördlichen Deutschland brachten. Es waren

Digitized by Google

1013 bzw. 2228 Mann. Im ganzen betrug die Zahl der von 1803 bis 1815 Angeworbenen 28 000.

Diesem Ersatze stand ein Verlust gegenüber von 5300 Mann, welche durch den Tod ausschieden; darunter waren 1193 vor dem Feinde geblieben, die übrigen an Krankheiten verstorben oder durch Schiffbruch ertrunken. Außerdem waren 4441 Mann verwundet. Die Zahl der entkommenen Fahnenflüchtigen und der in der Gefangenschaft Gestorbenen ist nicht nachgewiesen. Die stärksten Verluste vor dem Feinde, nämlich 88 Mann, erlitten von der Kavallerie, besonders durch seine Angriffe bei Garzia Hernandez und Waterloo, das 1. Dragonerregiment, und von der Infanterie, nämlich 164 Mann, das 1. Linienbataillon. Bei Beginn des Feldzuges vom Jahre 1811 auf der Halbinsel waren die Linienbataillone so zusammengeschmolzen, daß die Mannschaften des 7., welches am meisten gelitten hatte, am 29. Juni unter die drei anderen dort befindlichen verteilt, die Offiziere und Unteroffiziere nach England zurückgeschickt wurden um das Bataillon von neuem aufzustellen, welches alsdann nach Sizilien abging, wo seiner eine weniger anstrengende und aufreibende Tätigkeit harrte. Hier standen fast nur Kriegsgefangene in den Reihen des 7. Bataillons.[1])

B. Ersatz der Offiziere.

Der Ersatz der Offiziere machte sich leichter als der der Mannschaft. Wie schon zur Zeit der Errichtung die Zahl der ersteren bedeutend größer gewesen war, als die der letzteren, so machte es auch später weit weniger Schwierigkeiten sie vollzählig zu erhalten. Die zunächst Hinübergegangenen zogen bald alte Kameraden sowie jungen Nachwuchs aus Verwandschafts- und Freundeskreisen nach sich. „Was will pekuniärer Vorteil gegen Das sagen, daß man seinem König dient, ja selbst mit Auszeichnung, mit Ruhm und Ehre dienen kann, in Arbeit bleibt, sich durch Tätigkeit, durch Länder- und Menschenkenntnis vervollkommnet und solltest du in Hannover in Überfluß leben, hier kaum Wasser und Brot haben, komm!“ schrieb am 15. Januar 1804 Kapitän Julius Hartmann seinem Bruder[2]) (a. a. O., S. 44). Das erstere war nun freilich keineswegs der Fall, von Überfluß war daheim bei niemand die Rede. Wer nicht Vermögen hatte, darbte, die Zustände in der Heimat wurden täglich unerquicklicher, die Nachrichten, die dorthin über das Meer kamen, lauteten immer verlockender, und so mehrte sich der Zuzug ständig. Auch Verheiratete trafen mit ihren Frauen ein oder ließen diese nachkommen, und die Söhne traten bald in die Fußstapfen der Väter.

[1]) Der junge Feldjäger in französischen und englischen Diensten, während des spanisch-portugiesischen Krieges von 1806 bis 1816. Eingeführt durch J. W. v. Goethe, Leipzig 1826, III. 105.

[2]) Im Jahre 1803 Sekondleutnant im 8. Infanterieregimente. — August Hartmann, geb. 1777 zu Hannover, am 10. Februar 1804 Leutnant, 1816 Kapitän im 2. Linienbataillone, gest. zu Hildesheim am 11. Dezember 1850 als Oberstleutnant a. D.

Digitized by Google

Groß war die Zahl derer, welche eintraten, als die Legion im Winter 1805/6 in Hannover war, namentlich an höheren Offizieren, die in der Kurfürstlichen Armee gedient hatten. Nicht gerade zur Freude der jüngeren, bereits Eingetretenen, deren Beförderungsaussichten sie schädigten, weil bei der Anstellung das hannoversche Dienstalter maßgebend war. Aber auch zu der Zeit, in welcher die napoleonische Weltherrschaft auf ihrem Höhepunkte stand und kaum jemand glaubte, daß der gewaltige Korse einstmals von seinem Thron heruntersteigen würde, als König Jerômes glänzende Hofhaltung verführerisch lockte und die westfälische Regierung alle ihre Kräfte aufbot, um die jungen Leute im Lande zu halten, fehlte es dem Offizierkorps nicht an Nachwuchs. Trotz aller ihnen in den Weg gelegten Hindernisse fanden sie den Weg zu Albions Schiffen, die in der Nordsee kreuzten. So der nachmalige General Konrad Poten,[1]) der, noch nicht 15jährig, mit einer Gesellschaft wandernder Musikanten sich nach Bremerlehe hin geigte und, den französischen Zollwächtern zum Trotze, ein Schmugglerschiff auf der Weser erreichte, welches ihn nach Helgoland brachte, und der noch jüngere demnächstige Oberst August Kuckuck,[2]) welcher, um seinen in der Legion dienenden Vater zu erreichen, sich als Schiffsjunge verdingte.

Die Offizierstammlisten weisen in der Mehrzahl hannoversche Namen auf; erst in den letzten Jahren erscheinen in größerer Menge englische, in der Artillerie keiner, in der Kavallerie fast keiner, die meisten in der Infanterie. Die Träger gehörten meist Familien an, deren Mittel nicht hinreichten, ihnen Stellen im einheimischen Heere zu kaufen. In die Hannoversche Armee gingen aus Gründen, welche später entwickelt werden sollen, verschwindend wenige über. Unter den im Offizierkorps der Legion vertretenen hannoverschen Familien erscheint, abgesehen von 16, die Meyer hießen, der Name v. der Decken und Heise je 13, v. Hodenberg 10, v. Uslar 9, Baring 8, v. Düring und Poten je 7 mal, der letztere mit 6 Brüdern und 1 Vetter, dem einzigen Offizier der Legion, welcher die Schlacht bei Leipzig mitmachte. Er hatte, als Leutnant im 7. Linienbataillone, dahin als Dolmetscher aus Mecklenburg eine englische Raketenbatterie begleitet (Beamish II. 221). Der Name v. Scharnhorst kommt nur 2mal vor, aber die ihn trugen, waren Söhne des alten Waffengefährten der Legionsoffiziere, denen er im Jahre 1803 fehlte. Einige frühere preußische Offiziere, die vor dem Jahre 1813 in die Legion getreten waren, kehrten meist in ihr Vaterland zurück, als dort der König sein Volk unter die Waffen rief.

---

[1]) Vgl. 6./7. Beiheft zum Militär-Wochenblatte vom Jahre 1903.

[2]) Geb. 1797 zu Einbeck, am 14. September 1810 Fähnrich, 1816 Leutnant im 3. Linienbataillone, gest. am 22. Juli 1876 zu Hannover, nachdem er den Namen „Walden" angenommen hatte. — H. Dehnel, Erinnerungen deutscher Offiziere in britischen Diensten, Hannover 1864.

Digitized by Google

Die Träger von Namen, denen das Wort „von“ vorgesetzt war, wurden in England nicht zum Adel gezählt. Um einem Teile von ihnen einen Anspruch darauf zu verschaffen, gestattete die Regierung denjenigen, die unter den Mitgliedern ihrer Familie einen Rittergutsbesitzer zählten, sich „Baron“ zu nennen und ließ sie so in den Armeelisten führen. Damit erhielten sie einen in Großbritannien verbreiteten Titel und ein Zeugnis für ihre Zugehörigkeit zum Adel. Das häufige Vorkommen der Bezeichnung trug dazu bei das Ansehen der Legion in den Augen der Menge zu heben.

Im ganzen traten in die Legion, einschließlich der in den von Beamish (a. a. O., II. 540) mitgeteilten Zusammenstellungen zu ihnen gezählten Feldprediger, Zahlmeister, Ärzte und Veterinäre, 1350 Offiziere. Davon blieben auf dem Schlachtfelde oder starben an Wunden 105, es verunglückten auf der See 28, starben an Krankheiten 115, wurden als Invalide pensioniert 88, schieden ohne Pension 136, wurden vom Etat gestrichen, weil sie ohne Urlaub abwesend waren 28,[1]) waren gazettiert ohne zu ihren Korps zu stoßen 24,[2]) traten zu britischen Regimentern (vgl. S. 454) oder zum Stabe über 44, wurden durch Kriegsrechtsspruch entlassen 7 (vgl. S. 411). Bei Auflösung der Legion im Anfang des Jahres 1816 waren demnach vorhanden 775 Offiziere.

C. Ersatz der Pferde.

Entsprechend dem Rufe Großbritanniens, das Musterland der Pferdezucht zu sein, war die Legion vorzüglich beritten und bespannt. Mit Geringschätzung sah John Bull auf jedes Roß herab, das nicht dem Inselreiche entstammte. Auch die Hannoveraner verschlossen sich der Ansicht nicht, daß das Urteil tatsächlich begründet war; möglichst bald entledigte sich, wie aus den Aufzeichnungen[3]) des damaligen Rittmeisters August v. dem Busche hervorgeht, das 3. Husarenregiment der bei seiner Errichtung im Bremischen angekauften holsteinischen Remonte und ebenso, nach dem Tagebuche des damaligen Rittmeisters Ernst Poten, auf der Halbinsel das 1. Husarenregiment des ihm überwiesenen spanischen Ersatzes, weil dieser den Anstrengungen, die der beschwerliche Dienst der leichten Kavallerie forderte, nicht gewachsen war. Der letztere Versuch war gemacht, um die hohen Kosten und die Schwierigkeiten zu vermindern, die der Transport von Pferden aus England verursachte, aber er mißlang. Vorzügliche Dienste leisteten dagegen auf der Halbinsel die Maultiere, welche mannigfach bei der Artillerie, bei der Infanterie fast ausschließlich zum Fortschaffen des Gepäcks, und, soweit nicht die zweirädrigen Ochsenkarren oder der

---

[1]) Über diese Art des Ausscheidens findet sich Näheres auf S. 442.

[2]) Dem Eintritte in die durch die Ernennung angewiesene Dienststellung ging die Veröffentlichung der ersteren durch die „London Gazette“ vorher; mit dem tatsächlichen Eintritte hob der Anspruch auf Gehaltsempfang an.

[3]) Vgl. 6./7. Beiheft zum Militär-Wochenblatte vom Jahre 1903. — Außerdem Lebensbeschreibung von Hauptmann Schwertfeger (Hannover und Leipzig 1904).

Digitized by Google

Wassertransport eintraten, für den Nachschub der Heeresbedürfnisse aller Art benutzt wurden.

Die Pferde sollten zwischen 14 Hand, 1 Zoll und 16 Hand, 2 Zoll bei den Dragonern, bis zu 15 Hand, 2 Zoll bei den Husaren messen (1 Hand = 4 Zoll englisch, 1 Zoll = 2,292 cm), der Ankaufspreis betrug für Dragonerpferde 30, für Husarenpferde 25 Guineen (1 Guinee = 21,45 Mk.). Ein Versuch, die Remonten nach dem Haare auf die Kompagnien zu verteilen, wurde bald aufgegeben, weil damit die Zusammenstellung der letzteren zu Schwadronen (vgl. S. 409) nicht im Einklange stand. Schimmel waren nicht gern gesehen, man gab sie zunächst den Musikern. Die Schweife waren, der Mode gehorchend, kurz abgeschlagen (englisiert). Jedes Pferd erhielt einen Namen, dessen Anfangsbuchstabe der der Kompagnie war, bei der Kompagnie H pflegte ein Schimmel „Hannover" zu heißen. Jeder Offizier hatte das Recht, gegen Zuzahlung von 15 Pfund zum Remontepreise aus dem Regimente ein Pferd zu wählen, welches er nicht verkaufen, aber gegen ein anderes vertauschen durfte. Diese Vergünstigung scheint jedoch wenig in Anspruch genommen zu sein. Zwei dem Verfasser vorliegende Tagebücher von Kavallerieoffizieren, in denen der An- und Verkauf von Pferden eine große Rolle spielen, tun ihrer mit keinem Worte Erwähnung, und die Stammlisten, welche über den Verbleib Auskunft geben, melden in sehr seltenen Fällen, daß ein Pferd in den Besitz eines Offiziers übergegangen sei. Daß bei Verlusten eine Entschädigung nicht gezahlt wurde, geht aus jenen Tagebüchern hervor. Besonders gut waren die Dragoner beritten, die sich während ihres langen Aufenthaltes in Irland (1806 bis 1811) ausschließlich dort remontiert hatten und auch fernerhin ihre Pferde von dort bezogen.[1])

Der Verlust an Pferden war groß, trotz der ausgezeichneten, von den englischen Offizieren (vgl. „Der Subaltern" a. a. O., S. 276) und namentlich vom Kommandeur der Kavallerie auf der Halbinsel, Generalleutnant Sir Stapleton Cotton (Beamish a. a. O., II. 485), rühmend anerkannten, durch ihre Reiter ihnen gewidmeten Pflege. Bei der Einschiffung in Corunna, nach dem verunglückten Unternehmen unter Sir John Moore, mußte im Januar 1809 das 3. Husarenregiment die seinigen fast sämtlich erschießen[2]), und zu Anfang des Jahres 1813 war das 2. Husarenregiment so zusammengeschmolzen, daß es die noch übrigen Pferde an andere Regimenter abgeben und nach England zurückkehren mußte, um dort von neuem beritten gemacht zu werden (Beamish a. a. O. II. 171). „Hol' der Teufel alle Pferde," sagte bei der ersterwähnten Gelegenheit ein Mann aus dem Volke, als das Regiment an Albions Küsten landete, „Yorkshire hat Pferde genug, alle wieder beritten zu machen; Gott sei Dank, daß die braven Leute das Leben gerettet haben", und

---

[1]) Vgl. v. Nettelbladt a. a. O., S. 6.

[2]) Vgl. Schwertfeger a. a. O., S. 120 ff.

Digitized by Google

nachmals haben die Pferde, die im Jahre 1816 mit der Legion nach Hannover kamen, der dortigen Pferdezucht manche tüchtige Mutterstute geliefert.

Das Berittensein der Artillerieoffiziere ist schon nachgewiesen; über die Verhältnisse bei der Infanterie wird das Erforderliche unter „Naturalverpflegung“ (vgl. S. 429) mitgeteilt werden.

IV. Die Ausbildung.

A. Körperliche und taktische Ausbildung.

1. Allgemeines.

Der große Ernst mit welchem, im Vergleiche zu den englischen, die deutschen Offiziere den Dienst betrieben, und ihre bessere Vorbereitung bewirkten bald, daß die Ausbildung der Legion auf einer weit höheren Stufe stand, als die der einheimischen Truppen. Daß ihre britischen Kameraden den Drill ganz den Unteroffizieren überließen, ist schon erwähnt (vgl. S. 410); wie sie ihre Aufgabe, auch vor dem Feinde — abgesehen von der Schlacht, in der sie immer ihre Schuldigkeit taten — ansahen, schildert Bussche (a. a. O., S. 120), der in Spanien mit ihnen diente, die Kavallerieoffiziere „schön geschmückte Puppen“ nennt und die Art und Weise tadelt, in der sie sich dem Vorpostendienste entzogen. Als im Jahre 1805 zum ersten Male Deutsche gemeinsam mit Engländern im Lager von Weymouth manövrierten, erwiesen sich die ersteren, trotz der Schwierigkeit, welche ihnen die Sprache bereitete, den letzteren mindestens ebenbürtig, und Lord Londonderry (Narrative of the peninsular war from 1808 to 1813, 12. edition, London 1873) nennt unter den Truppen, die am 5. Mai 1809 in Coimbra für den Einmarsch in Spanien gemustert wurden, als durch ihre äußere Erscheinung vorteilhaft hervortretend, außer den Garden und zwei englischen Regimentern, die anwesenden vier Linienbataillone der Legion.

Englische Exerziervorschriften und englische Kommandosprache fanden erst allmählich Eingang. Anfangs blieben die hannoverschen Reglements und das deutsche Befehlswort in Geltung. Für die Artillerie arbeitete zunächst Hartmann (a. a. O., S. 47) Dienstanweisungen aus, welche den Übergang in die neuen Verhältnisse vermittelten; als dann am 1. August 1806 die Legionsartillerie dem Feldzeugamte unterstellt wurde, nahm sie das englische Reglement an; die Kavallerie erhielt vom Herzoge von Cambridge im Jahre 1804 „Vorschriften zur Exercice“ und am 1. Februar 1807 „Neue Vorschriften zur Exercice“, in denen die Kommandoworte in deutscher und in englischer, alles andere nur in ersterer Sprache enthalten ist; bei der Infanterie wurde nach althannoverscher Vorschrift auf deutsches Kommando exerziert, bis im Jahre 1807 die Einführung des englischen Reglements angeordnet ward. Aber der Befehl dazu fand nur langsam Nachachtung und bei den beiden Leichten Bataillonen ist er, obgleich der eine Kommandeur, Colin Halkett, kein Deutscher war, nie vollständig zur Geltung gekommen. Sie behielten bis zu Ende das

Digitized by Google

deutsche Kommando und richteten sich nach einem Reglement, welches sie aus dem hannoverschen wie aus dem englischen und nicht zum wenigsten auf Grund ihrer Kriegserfahrungen sich selbst zusammengestellt hatten; es war nicht kodifiziert, nur durch Überlieferung wurde es weitergegeben. Die höheren Vorgesetzten ließen die beiden Kommandeure, von denen der ältere die Brigade befehligte, schließlich gewähren und Legionsoffiziere, welche im Jahre 1813 im nördlichen Deutschland bei der Errichtung hannoverscher Truppen tätig waren, veranlaßten, daß ihre mündlichen Überlieferungen in Lauenburg als „Exerzier-Reglement für die leichte Infanterie der Königlich Großbritanischen-teutschen Legion" gedruckt wurden. Für den Wachdienst und die Parade waren von vornherein die englischen Vorschriften maßgebend gewesen. Mit der Sprache half man sich so gut es ging. Bei der Wahl von Brigademajors und Adjutanten wurde Rücksicht auf Bekanntschaft mit ihr genommen, damit diese Offiziere ihren Vorgesetzten als Dolmetscher dienen könnten. Doch hatten die frühere langjährige Verbindung des Kurfürstentums mit England, die vielfachen Berührungen, in welche sowohl Privatverkehr wie die zusammen verlebten Kriegszeiten die beiderseitigen Truppen gebracht hatten, bewirkt, daß auch von den älteren Offizieren viele des Englischen mehr oder weniger mächtig waren (vgl. Ompteda a. a. O., S. 4; Baring a. a. O., S. 33).

Mit welchem Eifer die Legionsoffiziere sich bemühten Englisch zu lernen, zeigen zwei dem Verfasser vorliegende Tagebücher, deren Urheber nach einigen Jahren anfingen ihre Aufzeichnungen in dieser Sprache niederzuschreiben und sich in ihr sehr gut auszudrücken wußten. Sie scheinen viel von weiblichen Lehrern gelernt zu haben.

Dem Abhalten größerer Übungen, wie es in Hannover, wenn auch nicht gerade häufig, stattgefunden hatte, stand in England vor allem das Fehlen geeigneten Geländes im Wege, da die Landesgesetze den Truppen das Betreten von Privatgrundstücken untersagten. In Irland hätten die Verhältnisse anders gelegen, aber dort befand sich meist nur Kavallerie. Und seit 1807 stand die Mehrzahl aller Bataillone und Regimenter fast immer im Felde.

Nicht ohne Einfluß auf die körperliche Ausbildung blieb die den Engländern eigentümliche Lust an Leibesübungen und an Bewegungsspielen, am Rudern und Ringen, am Stockfechten und Boxen, an Fußball und Kricket, welche auf die Legion überging. Für die Offiziere war es besonders das Jagdreiten, welches auch im Felde betrieben wurde. Der Herzog von Wellington führte Hunde mit sich und setzte sich selbst an die Spitze des Feldes, dem jeder sich anschließen konnte, wie daheim in Leicestershire oder auf einem anderen Jagdgrunde (vgl. Der Subaltern a. a. O., S. 173).

2. Artillerie.

Auf die Entwicklung der Artillerie übte neben Hartmann, welcher hauptsächlich für die dienstliche, die Schieß- und die Exerzierausbildung sorgte, der

Digitized by Google

Hauptmann Röttiger, welchem das Technische zufiel, Einfluß. Er war später als jener nach England gekommen, Hartmann hatte ihn herangezogen, obgleich er sein Vordermann wurde, weil er es in Hannover gewesen war. Röttiger wirkte bis zum Jahre 1813 daheim, während Hartmann im Felde stand und die Früchte einheimste, für welche jener die Keime in den Boden gelegt hatte. Seine Verdienste sind schon oben gewürdigt. (Vgl. S. 408.)

Die Ausbildung der Batterien erstreckte sich außer auf das Exerzieren auf die Bedienung aller Arten von Geschützen und auf das Schießen nach der Scheibe. Das letztere geschah zur Zeit der Ebbe am Meeresstrande, wo freilich der sandige Boden wegen der mangelnden Elastizität die Beobachtung des Rikochett sehr erschwerte und für die Aufstellung der Geschütze stets eine Bettung erforderlich war.

Im Gefechte blieben bei den Geschützen der 1. Kapitän und drei Leutnants; letztere wie die Geschützkommandanten pflegten, um das Zielen zu überwachen, abzusitzen; der 2. Kapitän und ein Leutnant führten die Fahrzeuge zurück. Die Bedienungsmannschaft befestigte ihr Gepäck an den Sitzen der Protzen und der Protzmunitionswagen; dauerte das Gefecht lange und bei warmem Wetter legte sie, wenn die Sonne nicht zu sehr brannte, wohl die Kopfbedeckung ab und hantierte in Hemdärmeln.

3. Kavallerie.

Die Stellung war zweigliedrig, die Entfernung des 2. Gliedes vom 1. betrug 4 Fuß, die Wendungen geschahen zu dreien. Der älteste Kapitän der beiden Troops kommandierte die Schwadron, welche in vier Divisionen zerfiel, jeder der beiden Leutnants befehligte einen Troop und hielt auf dessen äußerem Flügel, der jüngste Kornett mit der noch zu erwähnenden Kornette in der Mitte der Schwadron, alle hatten Unteroffiziere als Decker hinter sich, welche ihre Plätze einnahmen, wenn sie diese verlassen mußten; ebenso die Sergeanten, mit denen die Flügel der mittleren Divisionen besetzt waren; von ihnen führte der am rechten Flügel reitende die Division sobald sie selbständig auftrat. Der 2. Kapitän und der älteste Kornett hielten hinter der Front, sie überwachten das 2. Glied. Der Marsch wurde meist in Rotten ausgeführt. Zur Attacke nahm auf das Signal „Galopp" das 2. Glied 4 Schritt Abstand, 100 Schritt vom Feinde wurde zur Karriere übergegangen, dann sollten die Reiter sich im Sattel heben und die Säbel hochnehmen. Die Plänkerer bewegten sich 300 bis 400 Schritt vor dem Unterstützungstrupp, in Abständen von 20 bis 25 Schritt voneinander, die Leute des 2. Gliedes 10 Schritt links hinter ihren Vorderleuten, welche auf nahe Entfernungen die Pistole, auf weite den Karabiner in der Hand hatten und den Säbel am Faustriemen hängen ließen, während die des 2. Gliedes ihn gezogen hatten.

Der Felddienst wurde namentlich in Irland, wo unbebautes Gelände in reichem Maße zur Verfügung stand, mit Eifer geübt.

Digitized by Google

Der Unterricht des einzelnen Mannes beschränkte sich auf Reiten und Fußdressur. Zu letzterer gehörten die, auch zu Pferde geübten Säbelexerzitien. Sie bestanden aus sechs Abteilungen (Divisionen) von Hieben, Stichen und Paraden, die in vorgeschriebener Reihenfolge auf Kommando oder nach dem Vorbilde eines vor der Front befindlichen Fechters ausgeführt wurden. Daneben wurde das Schießen nach der Scheibe mit dem Karabiner nicht vernachlässigt.

4. Infanterie.

Die Kompagnien (im Bataillonsverbande als Divisionen bezeichnet) zerfielen taktisch in 2 Pelotons zu 2 Sektionen; sie standen in der Linie nach dem Dienstalter der Kapitäne vom rechten zum linken Flügel nebeneinander, eine unzweckmäßige, weil stetig wechselnde, Stellungsform, welche aber nicht immer scharf innegehalten wurde; als im Jahre 1812, gelegentlich der Vermehrung der Zahl der Kompagnien von 6 auf 10, bei jedem Linienbataillone 1 Grenadier- und 1 Leichte Kompagnie ausgesondert wurden, fand jene auf dem rechten, diese auf dem linken Flügel ihren Platz. Für das zerstreute Gefecht waren bei den Linienbataillonen vornehmlich die Scharfschützen bestimmt, eine aus dem hannoverschen Dienste überkommene Einrichtung. Es waren beim Bataillone von 8 Kompagnien 4 Sergeanten, 52 Mann und 1 Hornist unter einem Subalternoffizier, sie standen in zwei Abteilungen hinter den Flügeln. Zuweilen wurden auch die Scharfschützen einer Brigade unter einem Kapitän vereinigt. Auch die Leichten Kompagnien, seltener die Grenadierkompagnien, wurden wohl unter einem Stabsoffizier zusammengezogen.

Die Stellung war seit dem Jahre 1804 zweigliedrig, der Abstand des 2. vom 1. Gliede betrug 2 Fuß 6 Zoll, zum Feuern trat der Mann des 2. Gliedes 6 Zoll rechts und vorwärts. In der Grundstellung waren die Plätze des Bataillonskommandeurs und des Adjutanten vor der Front, die der Kapitäne auf den rechten Flügeln ihrer Divisionen, die der übrigen Offiziere 3 Schritt hinter dem 2. Gliede, die der sonstigen Stabsoffiziere hinter ihnen.

Das Karree war hohl; je nach der Formationsart standen 3 oder 4 Glieder hintereinander; das erste bzw. die beiden ersten knieten nieder, die anderen feuerten stehend.

Das Bajonett hatten die Linienbataillone in der Regel, die Leichten nur auf ausdrücklichen Befehl aufgesteckt. Vor dem Angriffe mit demselben ward meist eine Salve abgegeben. Dann traten die Linienbataillone im Kadenzierschritt (75 Schritt in der Minute), die Leichten im Quickmarsch (108 Schritt) an. Auf das Kommando zum Angriffe fällten erstere das Gewehr, die letzteren nahmen es an die Seite und alles stürmte vorwärts; ein „Hurra" war, ebensowenig wie bei der Kavallerie, vorgeschrieben; man meinte, es würde von selbst erfolgen.

Digitized by Google

Die Bewegungen wurden meist in der offenen Kolonne von Divisionen ausgeführt, die geschlossene Kolonne war mehr Bereitschaftsstellung; eine Kolonne nach der Mitte war nicht vorgesehen, doch kam sie vor, wenn allzu schwache Bataillone in das Feld rückten und dann zwei — das rechte links, das linke rechts abmarschierend — ein Bataillon bildeten.

Die Märsche wurden meist in dublierten Gliedern ausgeführt, d. h. in Doppelreihen, welche dadurch entstanden, daß aus vollzogener Viertelwendung nach rechts oder links das 2. Glied zuerst einen Schritt nach rechts bzw. links trat und daß dann diejenigen Leute, welche bei dem in der Linienstellung vom rechten Flügel her vorgenommenen Abteilen zu zweien die Nr. 2 bzw. 1 erhalten hatten, sich rechts bzw. links neben Nr. 1 bzw. 2 stellten. Doch nötigte auf der Halbinsel die geringe Breite der Wege häufig zum Marsche mit dreien, wozu besonders abgeteilt wurde. Niemand durfte zurückbleiben, ohne sein Gewehr abgegeben zu haben; er konnte dann leichter nachfolgen, die Waffe ging nicht verloren und dem Marodeur fehlte sie.

Beim Tiraillieren standen die Leute des 2. Gliedes rechts rückwärts von ihren Vordermännern, gingen zum Feuern an ihnen etwas vorbei und dann wieder zurück. Hierbei fanden die Signalpfeifen vielfache Verwendung, mit denen Offiziere und Unteroffiziere der Leichten Bataillone und Kompagnien sowie der Scharfschützen versehen waren; ihr schriller Klang machte sich weithin vernehmbar, er erweckte die Aufmerksamkeit und konnte nicht die Veranlassung zu Mißverständnissen werden wie das Signal.

Die Vorposten bestanden aus Außenpiketts mit einer dichten Reihe von Einzelposten.

Bei der Parade, welche „Revue“ (review) hieß, während mit „Parade“ das Antreten zu irgendwelchen Musterungszwecken bezeichnet wurde, erschienen auch die Stabsoffiziere und Adjutanten zu Fuß; ebenso der sie Abnehmende, welcher, nachdem er mit dem „God save the king“ und, wenn er den Rang des Feldmarschalls bekleidete, mit präsentiertem Gewehre empfangen war und die Front abgeschritten hatte, sich bei einer vor der Mitte der Linie in den Boden gesteckten Kompagnieflagge aufstellte und die Truppe bei sich vorbeimarschieren ließ. Wenn der Parademarsch im Kadenzierschritt ausgeführt wurde, blieben die Obengenannten zu Fuß, beim Quickmarsche bestiegen sie die Pferde. Der vorbeiführende Kommandeur nahm demnächst seinen Platz neben dem Musternden; die Offiziere salutierten, wenn im Kadenzierschritt marschiert wurde, mit dem Degen und legten gleichzeitig, wenn sie zu Fuß waren, die linke Hand an die Kopfbedeckung, beim Quickmarsche unterblieb Beides; die Mannschaft trug immer das Gewehr mit ausgestrecktem Arme an der rechten Seite.

Das Reglement schrieb eine große Menge von Evolutionen und von Griffen vor. Die letzteren wurden vielfach in der Art, wie die Säbelexerzitien der Kavallerie, nach einem feststehenden Schema und nach dem Vorbilde der

Digitized by Google

vor die Front getretenen Flügelleute der Kompagnien ausgeführt; bei Besichtigungen zeigte sie ein Stabsoffizier mit dem ganzen Bataillone. Beim Exerzieren überwachte je einer der beiden bei letzterem vorhandenen Stabsoffiziere einen Flügel; wegen seiner Tätigkeit bei Feststellung der Linien wurde er wohl „Richtmajor" genannt.

B. Geistige Ausbildung.

Es ist selbstverständlich, daß bei einer nur für die Dauer eines Krieges geschaffenen Truppe, wie die Legion war, ständige Einrichtungen und auf Dauer berechnete Anstalten zu wissenschaftlichen Zwecken kaum bestehen konnten. Dennoch gab es etwas derartiges. Es war eine Militärschule, welche, nach dem Vorbilde der hannoverschen, zu Porchester, dem Standorte der Artillerie, schon im Jahre 1806 der damalige Major Röttiger errichtet hatte. Sie bildete Offiziere und Unteroffiziere für die Waffe aus, stand aber auch den Offizieren der Kavallerie und Infanterie offen, von denen mancher an dem Unterrichte teilgenommen hat.

Das Vorhandensein der obenerwähnten Schulmeister beweist, daß auch für den Unterricht der Soldatenkinder Sorge getragen wurde; ein Beispiel von der Berücksichtigung eines Offiziersohnes bei den von der Regierung ausgehenden Vergünstigungen gibt die Aufnahme des späteren hannoverschen Generals Frhrn. v. Brandis in die Schule von Winchester (vgl. Militär-Wochenblatt, Berlin 1884, Sp. 1401).

V. Verpflegung und Unterkunft.

A. Geldverpflegung.

Gehalt und Löhnung wurden tageweise berechnet, aber monatlich und zwar am 25. ausgezahlt. Das Rechnungsjahr begann am 25. Dezember. Es erhielten täglich (Pfund, Schilling, Penny [Mehrzahl: „Pence"])

	Ingenieure		Reitende Artillerie			Fußartillerie			Kavallerie			Infanterie		
Kommandierender Oberst . .	1	4	1	9	8	1	3	9	1	12	10	1	2	6
Oberstleutnant .	—	17	1	5	8	—	19	9	1	3	—	—	15	11
Major	—	15	1	—	9	—	14	10	—	19	3	—	14	1
Kapitän	—	10	—	15	4	—	9	11	—	14	7	—	9	5
Leutnant . . .	—	6	—	9	—	—	6	—	—	9	—	—	5	8
Sekondleutnant .	—	5	—	8	—	—	5	—		.			.	
Kornett u. Fähnrich .				5			.		—	8	—	—	4	8
Adjutant				.			.		—	10	—	—	8	—
Zahlmeister . . .				.			.		—	15	—	—	15	—
Regts.-Quartiermeister .				.			.			?		—	5	8
Wundarzt			—	11	10	—	9	11	—	11	4	—	9	5
Assistenz-Wundarzt . .			—	6	—	—	5	—	—	8	—	—	7	6
Sergeantmajor . . .			—	3	4		.		—	3	2	—	2	3/4
Zahlmeister-Sergeant .				.			.		—	2	2	—	1	6 3/4

Digitized by Google

	Ingenieure	Reitende Artillerie	Fußartillerie	Kavallerie	Infanterie
Quartiermstr.-Sergeant .	—	2 10	.	.	— 2 $^3/_4$
Sergeant	—	2 4	— 2 2	— 2 2	— 1 $6^3/_4$
Korporal	—	2 $2^1/_4$	— 2 $^1/_4$	— 1 $7^1/_2$	— 1 $2^1/_4$
Bombardier	—	2 $^1/_4$	— 1 $10^1/_4$	.	.
Trompeter, Trommler, Hornist	—	2 $1^1/_4$	?	— 1 7	— 1 $1^3/_4$
Kanonier 1. Klasse . .	—	1 $5^1/_4$	— 1 7	.	.
Kanonier 2. Klasse . .	—	1 $3^1/_4$	— 1 $3^1/_4$	.	.
Gemeiner		.	.	— 1 3	— 1 —

Die Generale bezogen, wenn sie als solche verwendet wurden, neben dem als kommandierende Obersten ihnen zukommenden Gehalte, ein besonderes von jährlich 1460 Pfund als Generalleutnant, 730 als Generalmajor, $557^1/_2$ als Brigadegeneral und daneben ein Wohnungsgeld von bzw. 250, 200, 150 Pfund. Die Brigademajors und die Aid de camp erhielten eine Zulage von $182^1/_2$ und ein Wohnungsgeld von $54^3/_4$ Pfund jährlich.

Übrigens ließ die Geldverpflegung im Felde häufig viel zu wünschen übrig. Das reiche England befand sich zuzeiten in großer finanzieller Bedrängnis. Im Frühjahr 1813 hatte die Armee auf der Halbinsel seit fünf Monaten keinen Sold erhalten, und als ein Jahr später die Infanterie der Legion aus Südfrankreich nach England eingeschifft wurde erhielt sie vorher rückständige Löhnung für drei Monate (Ompteda a. a. O., S. 241, 259).

Den Empfängern von Naturalverpflegung wurden von den angegebenen Beträgen täglich $4^1/_2$ Pence für $^3/_4$ Pfund Fleisch und $1^1/_2$ Pfund Brot sowie $2^1/_2$ Pence für die kleine Montierung abgezogen, so daß der Gemeine nur eine geringe Summe bar erhielt; über das Montierungsgeld wurde indessen Rechnung gelegt und der nicht verwendete Teil ihm zurückgezahlt. Zur kleinen Montierung („kit“) gehörten 3 Hemden, 3 Paar Socken, 2 Paar Handschuhe (nach der Waffengattung verschieden), 1 Halsbinde (für alle gleich) aus unbiegsamem schwarzem Glanzleder, hinten durch eine messingene Hakenschnalle zu verschließen, Kämme, Wasch- und Putzzeug, doppeltes Schuhwerk.

An Unkostengeldern empfingen die Regiments- und Bataillonskommandeure, außer solchen für Geschäftszimmer usw., zur Instandhaltung der großen Montierung jährlich 2 Schilling 6 Pence und zu der der Mäntel 6 Sch. für den Kopf; die Kapitäne der Kavallerie an Kompagnieunkosten 50 Pfund und für ein Reithaus, wenn der Troop 70 Mann und mehr zählte, 23 Pfd., sonst verhältnismäßig weniger; der Kapitän der Infanterie, wenn die Kompagnie 76 Mann oder mehr stark war, $56^1/_2$ Pfd., sonst entsprechend weniger. Außerdem wurden zur Instandhaltung der Waffen und des Putzzeugs jährlich 2 Sch. 6 P. für den Mann gezahlt.

Der am 25. Juni 1814 beträchtlich erhöhte Halbsold (halfpay), den die Offiziere bei Auflösung der Legion allgemein und vorher solche empfingen, die nicht dauernd pensioniert wurden, betrug für den kommandierenden Oberst,

Digitized by Google

welcher nicht General war, bei der Kavallerie täglich 15 Schilling, 6 Pence, bei der Infanterie 14 Sch. 6 P., für den Oberstleutnant 12 Sch. 6 P. bzw. 11 Sch., für den Major 10 Sch. bzw. 9 Sch. 6 P., für den Kapitän 7 Sch. 6 P. bzw. 7 Sch., für den Leutnant 4 Sch. 8 P. bzw. 4 Sch. und wenn er länger als sechs Jahre diente 4 Sch. 6 P., für den Kornett oder Fähnrich 3 Sch. 6 P. bzw. 3 Sch., für den Regiments-Quartiermeister 4 Sch. bzw. 2 Sch., für den Wundarzt 7 Sch., für den Assistenz-Wundarzt 4 Sch. Der General erhielt täglich 1 Pfund 18 Schilling, der Generalleutnant 1 Pfd. 6 Sch., der Generalmajor 1 Pfd. 5 Sch.

Der Halbsold unterlag einer Einkommensteuer. Er war den Offizieren durch den Werbebrief vom 19. Dezember für den Fall zugesichert, daß die Legion länger als fünf Jahre bestände, vor Ablauf dieser Zeit aber nur denen, welche einen permanenten Rang in der britischen Armee erhalten haben würden; „in Anbetracht, daß die Königlich Deutsche Legion sich so häufig, insbesondere aber bei Gelegenheit des letzten Sieges bei Salamanka, ausgezeichnet hatte," wurde dieser Rang und damit der Anspruch auf den Halbsold durch einen kriegsministeriellen Erlaß vom 18. August 1812 Allen zuerkannt. Im anderen Falle hätte vielen, sowohl beim Ausscheiden wegen Dienstunbrauchbarkeit wie bei Auflösung der Legion, nur Anspruch auf eine Pension zugestanden, welche für den Oberst 7 Schilling 6 Pence, für den Oberstleutnant und den Major 5 Sch., für den Kapitän und den Wundarzt 3 Sch., für den Adjutanten 2 Sch. 6 P., für den Subalternen und den Assistenz-Wundarzt 2 Sch. täglich betrug. Mit der nach diesen Sätzen ihnen gebührenden Pension sind vor Auflösung der Legion 30, mit Halbsold 60 Offiziere, Zahlmeister und Ärzte ausgeschieden.

Daneben wurden Wundengelder gezahlt, deren Höhe nach dem Dienstrange des Empfängers abgestuft war. Beim Verluste eines Gliedes oder eines Auges betrugen sie jährlich für den Generalmajor und den Brigadier 350, den Stabsoffizier 300 bis 200, den Kapitän 100, den Leutnant 70, den Kornett und den Fähnrich 50 Pfund. Bei Verwundungen, die nicht so schwer waren, wurden geringere Zulagen gewährt (vgl. S. 441). Die Wundengelder wurden ohne Rücksicht darauf gewährt, ob der Empfänger im Dienste blieb oder ausschied.

Auch die Witwen der Offiziere waren pensionsberechtigt und zwar erhielt die des Obersten 80, des Oberstleutnants 60, des Majors 50, des Kapitäns 40, des Leutnants und des Wundarztes 30, des Kornetts, Fähnrichs und Assistenz-Wundarztes 26, des Veterinärs und des Feldpredigers 20 Pfund jährlich. Daneben bezogen sie Erziehungsgelder für ihre Kinder.

Die Pensionsansprüche von Unteroffizieren und Mannschaften wurden lediglich nach den für die einheimische Armee geltenden Grundsätzen beurteilt.

Digitized by Google

Zur Beschaffung und Unterhaltung der Feldausrüstung erhielt jeder Offizier in jedem Kriegsjahre 7½ Pfund.

B. Naturalverpflegung.

1. Mannschaft.

Im Frieden erhielt der Mann täglich neben seiner Fleisch- und Brotportion, für welche die obenerwähnten Abzüge gemacht wurden, ½ Pint Bier (1 Pint = 0,568 Liter) oder 1 Penny. Auf dem Marsche wurden ihm 6 Pence abgezogen; die Regierung legte 4 Pence zu, dafür erhielt er volle Verpflegung.

Im Felde wurden nur 2½, also 2 Pence weniger als im Frieden, abgezogen. Dafür sollte eine „Ration" geliefert werden von täglich 1 Pfd. Rind- oder ½ Pfd. Schweinefleisch, 1½ Pfd. Brot, ½ Pint Erbsen oder 2 Lot Reis, 2 Lot Butter oder Käse. Die Offiziere konnten die Ration gegen Zahlung beziehen. Das Kommissariat blieb aber auf der Halbinsel mit der Lieferung häufig im Rückstande, der Nachschub machte allzu große Schwierigkeiten. Frisches Brot war eine seltene Erscheinung und noch seltener kam Schlachtvieh aus Afrika herüber. Trockener Schiffszwieback und altes Salzfleisch war der Regel nach Gegenstand der Lieferung (H. Dehnel, Erinnerungen deutscher Offiziere, Hannover 1864, S. 50, 78). Die Beamten des Kommissariats waren daher bei den Offizieren wie bei der Mannschaft in gleichem Grade unbeliebt.[1]) Und vom Lande zu leben verstanden die Engländer nicht, obgleich sie es von ihren Gegnern hätten lernen können. Wellington wollte sich nicht dazu herbeilassen, so sehr das Verhalten der spanischen Behörden ihn dazu aufforderte, welche sogar ihre Beihilfe zur Krankenpflege versagten (vgl. Hartmann a. a. O., S. 74). Es durfte nicht requiriert, alle Bedürfnisse mußten gekauft werden und das Marodieren war mit strengen Strafen bedroht, die unnachsichtig vollstreckt wurden, wenn die Vergehen zur Kenntnis der höheren Vorgesetzten kamen.

So wurden nach der Schlacht bei Waterloo Soldaten, welche in Frankreich ohne Erlaubnis des Eigentümers Kirschen gepflückt hatten, mit Rutenstreichen bestraft und zwei ihrer Offiziere, die nicht eingeschritten waren, „wegen Zulassung eines gemeinen Verbrechens" aus den Reihen der Armee ausgestoßen (H. Dehnel, Rückblicke auf meine militärische Laufbahn, Hannover 1859, S. 282). Da der Soldat jedoch nicht Hungers starb, muß er trotzdem Mittel gefunden haben, sich Lebensmittel zu verschaffen, müssen seine Oberen nicht selten die Augen geschlossen haben. Außerdem bot das Land zwei Hilfs-

[1]) Legionsoffiziere erzählten, eines Tages sei einer von diesen und zwar ein sehr hochgestellter zu Lord Wellington gekommen, um sich über den General Sir Thomas Picton zu beschweren, der mit Lieferungen oder Nichtlieferungen unzufrieden gewesen sei und gedroht habe, im Wiederholungsfalle ihn aufhängen zu lassen. Darauf habe Wellington gefragt, ob Picton ihm das wirklich gesagt habe, und auf die Bestätigung den Beschwerdeführer mit dem Bescheide entlassen: „Dann nehmen Sie Sich in Acht, denn Sir Thomas ist ein Mann, der sein Wort hält."

Digitized by Google

mittel zur Befriedigung leiblicher Bedürfnisse, welche einigen Ersatz boten für das Fehlen eigentlicher Nahrung. Es waren der Wein und die Früchte, die in Menge und für wenig Geld zu haben waren. Beide hatten freilich auch Gefahren im Gefolge, die Früchte unter Umständen für die Gesundheit, der Wein für die Mannszucht und sogar für die dienstliche Verwendbarkeit (H. Dehnel, Erinnerungen usw., S. 191, 192).

Bei Beförderung auf See wurden nach den „Erinnerungen eines Legionärs“[1]) (Hannover 1826, S. 433) wöchentlich gegeben: Zweimal Reis in Wasser gekocht und mit Zucker bestreut oder Erbsen oder Bohnen und einmal Mehlklöße oder Pudding aus Mehl, Rindsfett und Rosinen bereitet, dazu viermal frisches oder gesalzenes Rind- oder Schweinefleisch, dreimal Butter und Käse, ferner genügend Schiffszwieback und täglich 1/3 Pint Rum und 1/4 Pint Essig; Wasser durfte ein Jeder aus einer auf dem Deck befindlichen Tonne, neben welcher eine Schildwache stand, soviel entnehmen als er auf einmal trinken konnte.

2. Pferde.

Die Ration setzte sich im Standorte zusammen aus 10 Pfd. Hafer, 14 Pfd. Heu, 4 Pfd. Stroh; auf dem Marsche lieferte das Kommissariat die gleiche Menge Hafer, für Heu und Stroh waren bestimmte Sätze nicht vorgeschrieben, der Quartiergeber lieferte und erhielt dafür täglich 8 Pence; auf See erhielt jedes Pferd 8 Pfd. Hafer, ein geringes Quantum Preßheu und 1 1/2 Eimer Wasser (1 Pfund etwa 450 g).

Auf der Halbinsel standen freilich, wie bei der Mannschaftsverpflegung die hohen Futtersätze vielfach nur auf dem Papiere und die Pferde mußten sich den Hafer in die Krippe schreiben lassen. Man griff zu jeder Aushilfe, die sich bot. In den Pyrenäen wurde Heu gefuttert, welches mit Rüben und feingestoßenem Stachelginster (ulex europaeus) untermischt war, wie es dort die Bauern ihrem Rindvieh gaben, und gegen Ende des Krieges wurde der Versuch gemacht Zucker zu futtern, welcher damals der Kontinentalsperre wegen niedrig im Preise stand; um sicher zu sein, daß er seiner Bestimmung entsprechend verwendet würde, hatte man etwas Assa foetida (Teufelsdreck) zugesetzt; die Versuche sollen befriedigt haben (E. Hering, Das Pferd, Stuttgart 1844, S. 418).

Die Zahl der den Offizieren zustehenden Rationen betrug: Bei der Kavallerie für den Oberst 8, Oberstleutnant 7, Major 6, Kapitän 4, die übrigen Offiziere je 3; bei der Infanterie für den Oberst 7, Oberstleutnant 6, Major 5, Kapitän 3, Adjutanten 2, die übrigen Offiziere je 1. Dabei ist zu beachten, daß das Tier (auf der Halbinsel meist ein Maultier), für welches die Ration des Subalternen bestimmt war, dessen Gepäck trug und daß der

[1]) Johann Friedrich Hering, Oberwundarzt im 7. Linienbataillone (Beamish II. Anhang B, S. 112).

Digitized by Google

Kapitän auf den seinigen auch die Feldmenage der Offiziere befördern mußte. Zum Gepäck des Einzelnen gehörte ferner ein Teil des gemeinsamen Zeltes der Kompagnieoffiziere.

C. Unterkunft.

Die englischen Gesetze schrieben vor, daß im Inlande der Soldat nur in staatlichen Gebäuden oder in Wirtshäusern untergebracht werden dürfe. Die letzteren waren in vielen Orten, und namentlich an den häufiger benutzten Marschstraßen darauf eingerichtet größere Mengen zu beherbergen oder bei ihren Nachbarn unterzubringen. Die staatlichen Gebäude waren meist Kasernen (barracks), und zwar entweder ständige (permanent) oder zu vorübergehendem Gebrauche eingerichtete (temporary), oft aber nur Hütten aus Lehm und Stroh. In den ersten Jahren ihres Bestehens war die Legion vielfach in dergleichen Hütten untergebracht oder mußte, wenn die Truppen den Standort zu Übungszwecken verließen, monatelang unter Zelten lagern. Die eigentlichen Kasernen waren nicht selten kleine Städte, mit Wohn- und Verwaltungsgebäuden, Ställen, Reithäusern und allem sonstigen Zubehör ausgestattet. Die zu Dorchester befindliche war mit einer 12 Fuß hohen Mauer umgeben, welche 1/4 Stunde Weges im Umfange hatte, auf ihrem Paradeplatze konnten 600 Mann in Linie stehen. In den Kasernen gab es auch Wohnungen für Offiziere; wer eine solche nicht erhalten konnte, bezog ein Wohnungsgeld.

VI. Die äußere Erscheinung.[1])

A. Bekleidung und Abzeichen.

Die Uniform der Legion war im allgemeinen die vom übrigen britischen Heere getragene. Es kamen jedoch mancherlei Abweichungen vor. Sie sind teils auf die Art des Entstehens der Truppe zurückzuführen, wo die Wahl in das Belieben der beiden Offiziere gestellt war, welche die Bataillone warben, teils waren sie eine Folge der durch die Dienstvorschriften den kommandierenden Obersten in dieser Beziehung eingeräumten weitgehenden Selbständigkeit, zu deren Ausnutzung die ihnen zu Gebote stehenden Geldmittel sie in den Stand setzten, teils erklären sie sich durch die Persönlichkeit einzelner dieser Offiziere, die für ihre Korps etwas Besonderes haben wollten.

Die am meisten vertretene Farbe des Grundtuches war scharlachrot, wie sie es daheim gewesen und wie die Könige aus welfischem Stamme sie in England eingeführt hatten. Die Generalität und ihre Stäbe, die Linienbataillone und die Ingenieuroffiziere waren rot gekleidet; ebenso die Schweren Dragoner bis sie zu Leichten Dragonern umgewandelt wurden und

[1]) Abbildungen: Beamish I. — Uniformenkunde. Lose Blätter zur Geschichte der Entwicklung der militärischen Tracht in Hannover von Richard Knötel (Rathenow 1904, Verlag von Max Babenzien), darin sechs Blätter mit Darstellungen der Englisch-Deutschen Legion und kurzen Erläuterungen.

Digitized by Google

damit die dunkelblaue Tuchfarbe erhielten, die auch von den Husaren und der Artillerie getragen wurde; grün waren die beiden Leichten Bataillone gekleidet.

Die Leibbekleidung der Generale, ihrer Stäbe, der Ingenieure und der Offiziere der Linieninfanterie war ein langschößiger Frack, an dessen Stelle für die letzteren im Jahre 1812 ein kurzschößiger trat, wie ihn die Mannschaft von jeher gehabt hatte, dunkelblauen für die Ingenieure veilchenblauen, vielleicht schwarzen Kragen, Aufschlägen, und Schoßumschlägen, welche bei den Generalen und den Stäben weiß, bei den Fracks der Linieninfanterie wahrscheinlich blau, vielleicht ebenfalls weiß waren.

Die Leibbekleidung der Artillerie war anfänglich allgemein ein kurzschößiger, dunkelblauer Frack mit roten Kragen, Aufschlägen und Schoßumschlägen; als aber nach einigen Jahren für die britische reitende Artillerie an seine Stelle ein Dolman trat, legten auch die reitenden Batterien der Legion dieses Kleidungsstück an.

Die beiden Dragonerregimenter trugen, so lange sie „Schwere" waren, langschößige Fracks, beim 1. Regimente mit dunkelblauen, beim 2. mit schwarzen Kragen, Aufschlägen und Schoßumschlägen; als sie am 25. Dezember 1813 in „Leichte" umgewandelt waren, sollten sie dunkelblaue Kolletts mit roten Rabatten, Kragen und Aufschlägen erhalten, aber erst bei Eröffnung des Feldzuges vom Jahre 1815 war die Mannschaft damit bekleidet.

Von den Husarenregimentern scheint das 1., dessen Organisator der General v. Linsingen war, zuerst, entsprechend seiner dienstlichen Bezeichnung als „Leichtes Dragonerregiment", die Uniform des von ihm früher befehligten hannoverschen „9. Kavallerieregiments Ihrer Majestät der Königin Leichte Dragoner" getragen zu haben, ein blaues Kollett mit roter Auszeichnung und gelber Besetzung, bald aber trat, wie bei den britischen Leichten Dragonern, die Husarenuniform an seine Stelle; die beiden jüngeren Regimenter trugen sie von vornherein. Anfangs war es nur der Dolman, als bei Errichtung des 3. Regiments Oberst v. Reden, um etwas voraus zu haben, diesem dazu rotgefütterte Pelze gab, folgten die beiden anderen ihm nach. Kragen und Aufschläge waren beim 1. Regimente scharlachrot, beim 2. weiß, beim 3. gelb, der Schnurbesatz beim 1. und 2. gelb, beim 3. weiß, das Pelzwerk beim 1. und 3.[1]) schwarz, beim 2. weiß.

Die oben erwähnte, den kommandierenden Obersten eingeräumte Selbständigkeit prägt sich namentlich in der äußeren Erscheinung der Leichten Bataillone aus. Sie weicht vollständig nicht nur von der ab, welche die britischen Truppen zeigten, sondern war auch unter sich ungleichmäßig. Das Grün des 1. Bataillons war heller als das des 2., Kragen und Aufschläge waren bei beiden schwarz, der Schnitt ganz verschieden. Das 1. hatte eine Jacke

[1]) Das Knötelsche Bild vom Jahre 1813 zeigt beim Offizier des 3. Regiments schwarzes, beim Husaren graues Pelzwerk.

Digitized by Google

mit ganz kurzem Schoße, das 2. trug den Dolman, für die Offiziere mit schwarzseidenem Schnurbesatze, für die Mannschaft ohne solchen, aber mit drei Knopfreihen.

Die Knöpfe der Uniform waren für die Offiziere halbkugelförmig, für die Mannschaften — abgesehen von den husarisch gekleideten — flacher; die Fracks der ersteren hatten zwei, die der letzteren eine Reihe Knöpfe, auf deren Oberfläche verschiedene Prägungen angebracht waren: der Königliche Namenszug, eine Krone, gekreuzte Säbel, ein Signalhorn, Name des Truppenteils auf Bändern, Anfangsbuchstaben der ersteren ohne solche usw.

Sie waren gelb für die Generalität, Stäbe, Ingenieure, Artillerie, die Schweren und die 1. Leichten Dragoner, die 1. und 2. Husaren und die Linieninfanterie; weiß bei den 3. Husaren, den 2. Leichten Dragonern und den Leichten Bataillonen.

Golden war die auf dem Frack der Generale, der Stäbe, der Ingenieure, der Artillerie-, Schweren Dragoner- und Infanterieoffiziere in reichem Maße angebrachte Stickerei auf den Kragen, den Aufschlägen und der Brust; dieser entsprechend, hatte der Frack der Mannschaften Bortenbesatz, welcher bei der Infanterie weiß mit blau durchwirkt war (worm in the lace).

Die Kopfbedeckung war für die Offiziere hauptsächlich der dreieckige schwarze Hut, mit gleichfarbiger Kokarde und unten rotem, oben weißem Federstutze, der im Dienste quer gesetzt wurde[1]), so daß die Spitzen nach den Schultern wiesen. Ihn trugen die Generale, die Stäbe, die Ingenieure, die Offiziere der Artillerie bis etwa im Jahre 1811 für die der Fußbatterien der Czako (cap) der Mannschaft, für die reitenden ein Raupenhelm an seine Stelle traten, die Offiziere und die Mannschaften der Schweren Dragoner, bei denen, als sie nach der Halbinsel eingeschifft wurden, ein Kreuz aus Eisenblech eingelegt wurde, und die Offiziere der Linienbataillone, bis sie 1812 den Czako der Mannschaft erhielten. Einen Czako bekamen auch die Leichten Dragoner. Die Husaren trugen anfangs eine ähnliche Kopfbedeckung, das Kaskett, als aber Oberst v. Redern dieses beim 3. Regimente durch eine schwarze Pelzmütze mit rotem Beutel ersetzte, ahmten es alsbald die beiden anderen Regimenter nach. Den schwarzen Czako trug auch das 1. Leichte Bataillon, das 2. eine Flügelmütze.

Die Bein- und Fußbekleidung bildeten für die Generale und ihre Stäbe weiße Hosen und Steifstiefel (hessian boots), die bis zur halben Wade reichten, mit angeschraubten Sporen, welche damals anfingen, die Schnallsporen zu verdrängen; für die Ingenieure graue Pantalons mit Goldstreifen; ebenso, aber mit roten Streifen; für die Offiziere der Fußartillerie, deren Mannschaft gleichfarbige Hosen ohne Besatz, Schnürschuhe und schwarz-

[1]) Knötel sagt: „Der Hut wurde für gewöhnlich quer gesetzt, in der Schlacht aber mit der Spitze nach vorn, dazu wurden dann Schuppenketten angehakt."

Digitized by Google

lederne Gamaschen trug, in welche die Hosen gesteckt werden konnten; für die reitende Artillerie die Beinkleider und die Stiefel der Generale; ebenso für die Schweren Dragoner, deren Stiefel indes etwas höher waren und Schnallsporen hatten; für die Leichten Dragonerregimenter, die 2. und 3. Husaren, sowie für die Infanterie lange graue, für die 1. Husaren dunkelblaue Hosen, bei den Offizieren mit Silber- bzw. Goldbesatz, dazu für die Mannschaft der gesamten Infanterie Schnürschuhe und Gamaschen wie bei der Fußartillerie.

Sämtliche Waffengattungen hatten Mäntel, bei den berittenen blaue mit Schulterkragen, bei den unberittenen graue. Auf der Halbinsel, wo oft auf heiße Tage kalte Nächte folgten, wurden zuweilen anstatt der Mäntel (Chenillen) an die letzteren Wolldecken ausgegeben[1]).

Die Abzeichen bestanden bei den Generalen in Achselschnüren, Chevrons und der erwähnten Stickerei oder ihrem Fehlen; bei den Stabsoffizieren, außer bei denen der Husaren und der Leichten Bataillone, wo es keine Unterscheidungsmerkmale gab, in Epauletten mit dicken oder dünnen Franzen auf beiden Schultern, bei den Kapitäns auf der rechten; bei den Subalternoffizieren in „wings“ (Achselwulsten) aus gelbem bzw. weißem Metalle, wie solche die Mannschaften der Schweren Dragoner, der Linien- und der Leichten Bataillone aus Wollstoff trugen. Der Dienstgrad der Unteroffiziere war durch Chevrons aus Gold- bzw. Silbertresse kenntlich gemacht. Der Sergeantmajor hatte 4, mit einer Krone darüber, der Sergeant 3, der Furier und der Kadett 2, der Korporal 1 auf dem rechten Oberärmel.

Ein gemeinsames Abzeichen fast aller Offiziere war die um den Leib geschlungene Schärpe, eine goldene mit roter Seide durchwirkt für die Generale, eine rotseidene für alle übrigen. Auch der den Offizieren fast gleich gekleidete Sergeantmajor hatte sie; für die Sergeanten war sie aus roter gewirkter Wolle. Die Husaren und das 2. Leichte Bataillon hatten die Husarenschärpe, die Leichten Dragoner einen Paßgürtel.

Für den Gebrauch im Standorte gab es für die Mannschaften (vgl. S. 449) eine Nebenkleidung, welche an die Stelle der großen Kopfbedeckung eine blaue Tuchmütze von verschiedener Form setzte, übrigens meist aus einer Ärmelweste, langen Drillichhosen oder solchen mit Gamaschen aus demselben Stoffe und Schuhen bestehend; die kommandierenden Obersten handelten dabei nach eigenem Gefallen.

Auch die Offiziere hatten in dieser Beziehung ziemlich freie Hand und verfuhren außer Dienst vielfach nach ihrem Belieben, namentlich wenn es sich um die Wahl von Mützen, Hosen und Stiefeln handelte. Für die Generale und ihre Stäbe gab es eine einfache blaue Uniform ohne Achselband und Stickerei.

[1]) Ompteda a. a. O., S. 240.

Digitized by Google

Eine in die Hannoversche Armee nicht übergegangene, aus der englischen stammende Eigentümlichkeit waren die „badges“, Metallplatten mit Zeichnungen, Anfangsbuchstaben oder Ziffern, die vielfach an den Bekleidungs- und Ausrüstungsstücken angebracht waren. Die Bilder von Knötel zeigen ein Beispiel auf den Schulterkoppeln eines Offiziers und eines Soldaten der Linieninfanterie.

B. Bewaffnung.

Die Artillerie führte 12- und 6-, die reitenden Batterien anfangs auch 3pfündige Kanonen, und 5½zöllige Haubitzen. Das Rohrgewicht betrug beim 6 Pfünder 5½, beim 9 Pfünder 13½ Zentner, die Länge des Rohres 5 bzw. 6 Fuß (1 Fuß = 0,3048 m), das Kaliber 3,498 bzw. 4 Zoll (1 Zoll = 0,0252 m), die Pulverladung wog 1½ bzw. 3 Pfund. Der 9 Pfünder hatte einen 12 Pfünder ersetzt, weil man imstande war aus ihm neben den eigenen auch etwa erbeutete französische 8pfündige Kugeln zu verfeuern, während der Gegner im entgegengesetzten Falle nicht imstande war die 9pfündigen zu gebrauchen. Bei den 5½zölligen langen oder 24pfündigen Haubitzen betrug das Rohrgewicht 13 Zentner, die Rohrlänge 4 Fuß 8½ Zoll, das Hohlgeschoß wog 15½, die Pulverladung 2½ Pfund. Als Geschosse fanden die im Jahre 1805 zuerst versuchten Schrapnells auf der Halbinsel bald darauf vielfache wirksame Verwendung; die Lafette war eine nach den Angaben des Generals Congreve, des Erfinders der nach ihm genannten Raketen, hergestellte Blocklafette.

Die persönliche Bewaffnung bestand bei der reitenden Artillerie für die Offiziere aus einem Säbel mit einfachem Bügel in Stahlscheide, mit dem für alle Offiziere gleichen Portepee, einer goldenen mit roter Seide durchwirkten, in Eicheln auslaufenden Doppelschnur, und schwarzem Schwungkoppel, dazu Säbeltasche und eine an einem weißledernen, zur Parade goldenen Bandelier hängende Patronentasche, für die Mannschaften aus einem an weißledernem, über die rechte Schulter gehenden Wehrgehänge getragenen Säbel mit Faustriemen und einer Pistole, für welche die Patronen in einer am Holster angebrachten Tasche geführt wurden; bei der Fußartillerie hatten die Offiziere das Seitengewehr der reitenden Artillerie, deren Bewaffnung auch die der berittenen Mannschaften der ersteren war, während die unberittenen am weißen Schulterkoppel einen kurzen Hirschfänger in Lederscheide führten; außerdem waren an der Protze eines jeden Geschützes, um dieses im Notfalle verteidigen zu können, sechs Karabiner befestigt, für welche die gleiche Zahl von Kanonieren eine am Koppel angebrachte Patronentasche hatte.

Bei der Kavallerie führten die Offiziere der Schweren Dragoner einen Pallasch mit Bügel und Muschel in Stahlscheide an schwarzem Schwungkoppel; die Mannschaften den Pallasch am weißen Koppel, den Karabiner der Husaren und eine Pistole. Als sie in Leichte Dragoner umgewandelt waren, wurden sie ganz bewaffnet wie die Husaren, welche einen am schwarzen

Digitized by Google

Schwungkoppel getragenen krummen Säbel mit einfachem Bügel in Stahlscheide, den Karabiner und zwei Pistolen führten.

Die gesamte Kavallerie hatte schwarze Säbeltaschen und weiße Bandeliere, die Offiziere dazu für die Parade goldene oder silberne Bandeliere und stählerne Patronentaschen, die der Husaren außerdem rottuchene, gestickte Säbeltaschen, alle Portepees bzw. Faustriemen wie die reitende Artillerie.

Die Pistolen sollten weniger Kampfmittel als Lärmwaffe sein, sie hatten weder Visier noch Korn, ihre Treffähigkeit reichte höchstens 50 Schritte weit; der Karabiner, zu welchem anfangs, für die Schweren Dragoner bis zur Mobilmachung für den Krieg auf der Halbinsel, ein Bajonett gehörte, so daß der Reiter an Waffen keinen Mangel litt, schoß bis auf 180 Schritte, war aber glatt und stand dem französischen weit nach; er hing, wenn er gebraucht werden sollte, an dem am Bandelier angebrachten Karabinerhaken in einem Schuh hinter dem rechten Absatze des Reiters, auf dem Marsche war er rechts am Vordergepäck befestigt; sein Kaliber war das der Pistole, die Kugel wog $1^1/_3$, die Pulverladung $^3/_8$ Lot, die Tasche faßte 30 Patronen.

Die Feuerwaffe der Infanterie war teils die Büchse, teils ein glattes Gewehr. Bei den Leichten Bataillonen hatte ein Drittel der Gewehrtragenden die Büchse, bei der Linieninfanterie führten sie die Scharfschützen; überall waren daher zwei Kaliber vertreten.

Die Büchse hatte 7 Züge, $^3/_4$ Drall, war mit aufgepflanztem Hirschfänger 6 Fuß $2^1/_3$ Zoll, ohne diesen 4 Fuß lang, und wog 8 Pfund $8^1/_2$ Lot (hannoverisch: 32 Lot = 1 Pfund). Sie hatte ein festes Visier mit einer Klappe und ein festes Korn, der Visierschuß war 210 bis 220 Schritte, mit der Klappe etwa 400 Schritte wenn mit Pflaster geladen wurde, ohne letzteres 170 bzw. 300 Schritte. Das Pulver zum Laden mit Pflasterkugeln und zum Beschütten der Pfanne befand sich in dem an einer Schnur über der linken Schulter getragenen Pulverhorne, der Vorrat an gefetteten Pflastern in einem Magazine im Kolben; ein Pulvermaß steckte in der Brusttasche der Uniform, daneben ein Fläschchen mit Wasser zum Anfeuchten von trocken gewordenen Pflastern, auch ein im Brotbeutel mitgeführter hölzerner Ladehammer gehörte dazu, um bei verschleimten Laufe der Kugel nachhelfen zu können. Dem Verlieren des Ladestocks, welches in der Hitze des Gefechts leicht möglich war, sollte dadurch vorgebeugt werden, daß er mit dem Büchsenschützen durch eine über die Schulter gehende grüne, in Eicheln endende Schnur verbunden war, von welcher später noch die Rede sein wird (vgl. S. 449). Der Büchsenmann hatte 40 Patronen und 20 lose Kugeln zur Verfügung, der Gewehrträger 60 Patronen.

Das Gewehr schoß eine zweilotige Kugel, die Pulverladung wog $^5/_8$ Lot; die Länge, welche nicht überall die gleiche war, betrug etwa 4 Fuß $9^1/_3$ Zoll ohne Bajonett, 6 Fuß $4^1/_4$ Zoll mit diesem, das Gewicht 9 Pfund 2 Lot bzw. 10 Pfund 2 Lot. Der Lauf hatte ein viereckiges Korn und statt des Visiers

Digitized by Google

einen Riß, den Zielpunkt konnte man auf höchstens 120 Schritte treffen. Jeder Mann hatte 60 Patronen. Das Gewehr — von den Engländern, weil es aus den Zeiten der Königin Elisabeth stammen sollte, „brown Bess“, von den Deutschen „Kuhfuß“ genannt — war indes mindestens ebenso gut wie das des Feindes, die dreischneidigen Bajonette waren ausgezeichnet.

Die blanke Waffe der Offiziere der Leichten Bataillone war der am Schwungkoppel getragene Husarensäbel, deren Säbeltasche sie auch führten. Ferner hatten sie ein Bandelier und an diesem die Signalpfeife, welche auch die Unteroffiziere führten; die Mannschaft war, ihrer Feuerwaffe entsprechend, mit dem Hirschfänger oder Bajonett ausgerüstet, welche beide in Lederscheiden am Leibkoppel hingen. Die Seitenwaffe der Linienbataillone war für die Offiziere ein Degen in Lederscheide am weißen Schulterkoppel getragen, ebenso führte die Mannschaft das Bajonett; die Angehörigen ihrer Schützenabteilungen waren jedoch genau so bedacht wie die Büchsenmänner der Leichten Bataillone.

Bei den Zimmerleuten, Unteroffizieren des Stabes, Musikern und Hornisten vertrat der Karabiner die Stelle des Gewehrs, eine Tasche am Koppel für 10 Patronen die der Patronentasche am Riemen, bei den ersteren ein Faschinenmesser die der sonstigen Seitenwaffe.

C. Ausrüstung.

Bei der Artillerie entsprach die Ausrüstung der reitenden Batterien der der Kavallerie, bei den Fußbatterien der der Linieninfanterie. Der Sattel war die Pritsche, zu welcher eine blaue Tuchschabracke mit rotem Besatze gehörte; das übrige Geschirr der Reitpferde war das der Kavallerie, die Zugpferde hatten braunes Kummetgeschirr, auf den kleinen Sätteln der Handpferde lagen die Mantelsäcke der Fahrer, letztere trugen am rechten Unterschenkel einen gepolsterten Beinling mit Holzschiene zum Schutze gegen den Deichseldruck und führten eine kurze Lederpeitsche.

Von der Kavallerie ritten die Schweren Dragoner Pritschen mit blauen Schabracken beim 1., schwarzen beim 2. Regimente, mit rotem und für die Offiziere zur Parade goldenem Besatze; das Zaumzeug war braun mit Brust-, Schweif- und Kreuzriemen vor dem Gesichte. Nach ihrer Umwandlung in Leichte Dragoner nahmen diese die Pferdeausrüstung der Husaren an.

Die Husaren hatten Bocksättel, über denen anfangs ebenfalls Schabracken lagen, welche später durch weiße Schaffelle ersetzt wurden. Das Zaum- und übrige Sattelzeug war das der Schweren Dragoner.

Alle berittenen Mannschaften, der Artillerie wie der Kavallerie, hatten blautuchene Mantelsäcke; das Putzzeug war bei den auf Pritschen sitzenden in einer großen Ledertasche untergebracht, welche links das Gegengewicht für den an der rechten Seite befindlichen Pistolenholfter bildete; die Husaren hatten zwei kleine hinter den Pistolenholftern befestigte Putztaschen; der gerollte Mantel lag vorn auf dem Sattel; ferner hatte jeder Reiter einen

Digitized by Google

weißleinenen Brotbeutel und ein blaues Tönnchen aus Holz, die „Kantine", zur Aufnahme von Getränk bestimmt. Hinter dem Reiter bot auf der Schabracke ein weißleinener Futterbeutel Raum für den Hafer, welcher links lag und rechts durch das Kochgeschirr, in dem der Mundvorrat sich befand, ein Gegengewicht fand. Links hinten hingen am Sattel eine Kampier- und eine Furagierleine.

Die Infanterie hatte einen leichten Tornister aus Segeltuch, welches durch Anstrich mit Ölfarbe wasserdicht gemacht war und, außer durch zwei Tragriemen, durch einen Brustriemen gehalten wurde. Er diente zur Aufnahme der Wäsche, des Putzzeugs, eines zweiten Paar Schuhe, der Mütze und unter Umständen von Reservekleidungsstücken. Die Chenillen, sowie die zu Zeiten ihre Stelle vertretenden Wolldecken, wurden, gerollt oder flach zusammengelegt, mit dem Tornister vereinigt. Auf diesem lag auch der Menagekessel, welcher als Aufbewahrungsort für den Mundvorrat und zum Kochen diente, und einen Einsatz hatte, der als Teller gebraucht werden sollte. Der Kessel wurde aber nur im Notfalle als Kochgeschirr verwendet; in der Regel wurden die Speisen in anderen Kesseln bereitet, die für 10 bis 12 Mann ausreichten, sie waren auf Tragtieren verpackt; auch die Artillerie und Kavallerie hatten solche Kessel. Zur Feldausrüstung des Mannes gehörten ferner der Brotbeutel und die erwähnte Kantine.

Die Zimmerleute trugen an einem Riemen über der Schulter eine Schaufel, deren Blatt in einem Lederfutterale steckte, eine Säge oder eine Axt oder ein Beil; ein weißes oder braunes Schurzfell machte sie kenntlich.

D. Haar und Bart.

Da die Legion den aus der Heimat mitgebrachten Zopf auch in England fand, behielt sie ihn bei. Er fiel allmählich, erst der Halbinselkrieg machte ihn verschwinden, die Schweren Dragoner, welche bis zum Jahre 1812 im Lande blieben, schmückte er bis dahin; beim 3. Husarenregimente hielt Oberst v. Reden, als er es errichtete, darauf, daß die Korporale und Gemeinen daneben auch noch Seitenlocken, unten mit Blei beschwert, trugen.

Der Schnurrbart war in England verpönt. Nur den Husaren aller Dienstgrade war erlaubt, ihn zu tragen; als im Jahre 1813 die Schweren Dragoner in Leichte umgewandelt wurden, ließen auch sie den Schnurrbart wachsen, allen übrigen war nur der Backenbart erlaubt. Der Drang aber, dem Verbote zuwiderzuhandeln, machte sich bei Mannschaften wie Offizieren bemerklich. Als Ende 1808 Tambours und Zimmerleute des 1. Linienbataillons sich gegen das Gebot vergingen, befahl Oberst v. Ompteda (a. a. O., S. 150) ihnen streng, sich zu rasieren. Eine Ausnahme von dieser Regel machte das 2. Leichte Bataillon, dessen Kommandeur, der Oberst Colin Halkett, selbst ein Brite, mit der Husarentracht den Schnurrbart einführte und ihn, wenn auch zeitweise durch strenge Vorgesetzte in seinem Beginnen gestört, bis zu Ende, für sich selbst wie für seine Untergebenen, beibehielt (vgl. S. 413).

Digitized by Google

VII. Fahnen und Standarten.

Die Artillerie, die Husaren und die Leichten Bataillone hatten keine Feldzeichen. Jedes der Schweren Dragonerregimenter führte eine Regiments- oder Königsstandarte, jede ihrer Schwadronen eine Kornette oder Guidon. Jene waren rot und viereckig, in der Mitte zeigten sie unter einer Krone die Sinnbilder der drei vereinigten Königreiche, die Rose, die Distel und das Kleeblatt, mit der Umschrift „Honny soit qui mal y pense", in den beiden Ecken am Schafte die Bezeichnung des Regiments und das Wappentier des Welfenhauses, das weiße Roß; diese glichen großen Lanzenfähnchen, sie waren beim 1. Regimente dunkelblau, beim 2. schwarz und in ähnlicher Weise verziert wie die Regimentsstandarte. Alle wurden von den jüngsten Kornetts geführt und standen in der Mitte des Regiments bzw. der Schwadron.

Ebenso hatte jedes Linienbataillon zwei Fahnen, die Königs- und die Bataillonsfahne. Die erstere zeigte die Farben des Union-Jack, der englischen Nationalflagge, die letztere war blau; beide ähnlich verziert wie die Königsstandarten. Sie wurden von den jüngsten Ensigns geführt und beim Bilden von Karrees in das Innere gebracht.

VIII. Auszeichnungen und Belohnungen.

A. Orden und Medaillen.

Die Verleihung von Orden, als Anerkennung persönlichen Verdienstes eines Einzelnen, kannte man in Großbritannien nicht, bis die nach festländischem Vorbilde am 2. Januar 1815 geschehene Erweiterung des seit 1399 bestehenden Bathordens die Möglichkeit dazu bot. Es erhielten ihn damals 37 Offiziere der Legion[1]) und zwar die 1. Klasse der Herzog von Cambridge, der ihn als Königlicher Prinz in anderer Form schon besaß; die 2., mit welcher der Baronetsrang und der dem Vornamen des Besitzers voranzusetzende Adelstitel „Sir" verbunden waren, und von welcher nach den Statuten nur zehn an Ausländer gegeben werden durften, 9 Offiziere, vom General bis zum Oberstleutnant (Sir Julius Hartmann) herunter; die 3. 27 Offiziere, vom Oberst bis zum Major (Friedrich Breymann vom 8. Linienbataillone).[2])

Eine andere Art von Auszeichnung war die Verleihung der Goldenen Medaille und des Goldenen Kreuzes.[3]) Der Grund dazu wurde durch eine am 9. September 1810 erlassene Generalordre gelegt, welche mitteilte, daß der König eine Medaille zur Erinnerung an die bisher auf der Halbinsel erfochtenen Siege gestiftet und sie 107 dabei beteiligt gewesenen Generalen und Stabsoffizieren verliehen habe. Es war die Goldene Medaille. Sie

[1]) Beamish a. a. O., II. 489.

[2]) Im Jahre 1803 Premierleutnant im 12. Infanterieregimente, gestorben am 24. Januar 1821 zu Tesperhude bei Lauenburg als Major a. D.

[3]) Nicholas, History of the orders of Knighthood, London 1841—1842, 4 vol. Folio. — Mayo, Medals and decorations. I. 188. Westminster 1897.

Digitized by Google

wurde in zwei Größen geprägt und in der einen den Generalen, in der anderen Stabsoffizieren bis zum Oberstleutnant abwärts gegeben, welche bei den in der Stiftungsurkunde aufgeführten Gelegenheiten als Truppenführer oder in den Stäben hervorragend tätig gewesen waren. Durch eine zweite Generalordre wurde die Einrichtung erweitert und zugleich vereinfacht. Während bis dahin der einzelne Inhaber unter Umständen mehrere Medaillen getragen hatte, besaß er jetzt nur noch eine einzige; sie bezeichnete die Gelegenheit, bei welcher die erstmalige Verleihung geschehen war; kamen später andere Veranlassungen hinzu, so wurden diese durch Spangen (Clasp), welche den Ortsnamen angaben, auf dem Bande so lange nachgewiesen, bis drei Spangen vorhanden waren. Wenn eine vierte Veranlassung hinzu kam, so trat an die Stelle der Denkmünze das Goldene Kreuz, dessen vier Arme die betreffenden vier Ortsnamen zeigten; kamen ein fünfter und weitere Namen hinzu, so wurden diese wiederum durch Spangen auf dem rot-blauen Bande bezeichnet, an welchem das Kreuz getragen ward. Bedingung der Verleihung war persönliche Teilnahme an der bezeichneten Schlacht oder Belagerung. Es konnte beide Auszeichnungen ein jeder General und Stabsoffizier erhalten, der an der betreffenden Stelle mindestens ein Bataillon oder eine diesem gleichzuachtende Abteilung befehligt oder eine der in der Urkunde genannten Stabsstellungen bekleidet hatte, Offiziere niederen Ranges kamen nur in Betracht, wenn sie einen der regelmäßigen Anwärter vertreten hatten. Generale trugen sowohl die Goldene Medaille wie das Kreuz um den Hals, die übrigen Offiziere beide auf der Brust. Die auf den Spangen verzeichneten Kämpfe, an denen Offiziere der Legion teilgenommen haben, waren: Sahagun, Benevente, Talavera, Busaco, Barossa, Fuentes d'Onoro, Albuera, Ciudad Rodrigo, Badajoz, Salamanca, Vittoria, Pyrenäen, San Sebastian, Nivelle, Nive, Orthes, Toulouse. Von den Offizieren der Legion erhielten 7 das Kreuz, 28 die Medaille.

Ferner wurde allen Teilnehmern an der Schlacht vom 18. Juni 1815 die silberne Waterloo-Medaille verliehen, in deren Rand Dienstgrad, Vor- und Zuname des Besitzers eingegraben sind.

Endlich stiftete am 11. Mai 1841 König Ernst August von Hannover eine aus eroberten bronzenen Geschützen gegossene Kriegsdenkmünze, welche alle bis zum ersten Pariser Frieden in die Legion Eingetretene unter der Bedingung erhielten, daß sie vor dem Feinde gedient hatten. Sie trug die Inschrift „Tapfer und treu".

B. Anderweite Auszeichnungen.

Die bedeutsamste unter den sonstigen Auszeichnungen, welche der Legion zuteil wurden, war die nach englischem Brauche erfolgte Verleihung von Mottos an Truppenteile, welche bei der durch das Wort gekennzeichneten Gelegenheit sich besonders hervorgetan hatten. Der Name der Örtlichkeit,

Digitized by Google

wo es geschehen war, erinnerte an die Leistung. Das Motto wurde namentlich an der großen Kopfbedeckung, aber auch sonst noch an Stellen angebracht, für welche es paßte. Am häufigsten kommt unter den Verleihungen das Motto „Peninsula“ vor, nur das 3. und das 8. Linienbataillon besaßen es nicht; demnächst folgt der Schlachtname „Waterloo“, welchen das 2. Husarenregiment, das 6. und das 7. Linienbataillon entbehren mußten, weil sie dort oder hier nicht zur Stelle gewesen waren. Die übrigen Mottos kamen nur einzelnen zu, nämlich „Göhrde“ der reitenden Artillerie und den 3. Husaren, „Garzia Hernandez“ den beiden Schweren Dragonerregimentern, „Venta del Pozo“ den beiden Leichten Bataillonen, „El Bodon“ dem 1., „Barossa“ dem 2. Husarenregimente. Noch heute werden die Ehrennamen von den preußischen Regimentern und Bataillonen geführt, welche berufen sind, die Überlieferungen hannoverscher, aus der Legion hervorgegangener Regimenter und Bataillone zu pflegen.

Eine besondere Anerkennung der von der Legion geleisteten Dienste lag in der ihren Offizieren nach der Schlacht von Salamanca durch Generalordre vom 18. August 1812 angeordneten Beilegung eines permanenten Ranges in der britischen Armee, in welcher diese bis dahin nur einen temporären gehabt hatten. Der Einfluß dieser Anordnung auf die materielle Lage der Offiziere ist schon früher (S. 427) nachgewiesen. Erst hierdurch wurden sie ihren britischen Kameraden in jeder Beziehung, in realer wie in ideeller, vollständig gleichgestellt, ein Vorzug, dessen die Offiziere der übrigen von England unterhaltenen Fremdtruppen sich nicht erfreuten.

Das Andenken an Waterloo wurde noch in anderer Weise hochgehalten: allen Trägern der obenerwähnten Medaille wurde das Recht beigelegt, sich „Waterloomänner“ nennen zu dürfen.

C. Sonstige Belohnungen.

Eine klingende Anerkennung der von der Legion geleisteten Dienste bildete der nach der Auflösung den Offizieren gewährte Halbsold (half-pay). Von ihrem Anspruche auf diesen ist schon mehrfach (S. 427) die Rede gewesen. Sie würden ihr Recht aber, da die englischen Gesetze den Empfängern nicht gestatteten in fremde Dienste zu treten, verloren haben, wenn nicht ein Parlamentsbeschluß in Beziehung auf die Hannoversche Armee eine Ausnahme gestattet hätte. Damit kamen diese Offiziere in eine sehr günstige pekuniäre Lage, denn die oben nachgewiesenen englischen Gehaltssätze waren, zumal bei dem Werte, den das Geld damals auf dem Festlande hatte, hoch und der Genuß des Halbsoldes, dessen Betrag auf S. 426 nachgewiesen ist, verschaffte ihnen einen sehr willkommenen Zuschuß zu den sonstigen Gebührnissen, von denen ihre hannoverschen Kameraden, wenn sie nicht Vermögen hatten, allein leben mußten. Und einzelne haben ihn mehr als 70 Jahre lang bezogen.

Zur Auszahlung der auf dem Festlande zur Verteilung kommenden Gelder unterhielt Großbritannien viele Jahre lang in der Stadt Hannover

Digitized by Google

einen eigenen Paymaster. Die Regierung war auch bereit den Anspruch auf den Halbsold usw. durch Zahlung einer Abfindungssumme zu begleichen.

Nicht so günstig wie die Offiziere waren Unteroffiziere und Mannschaften gestellt. Aber wie jene empfingen sie was ihnen der Werbebrief verheißen hatte, nämlich einen Zehrpfennig auf die Reise, welcher 2 Pence für die „league“ (3 englische Meilen), von der Landungsstelle auf dem Festlande bis in ihre Heimat, betrug. Alle erhielten außerdem für zwei Monate den Sold ausbezahlt, behielten ihre Tornister und die volle Montierung, Mäntel oder Chenillen jedoch nur, wenn diese bereits zwei Jahre getragen waren. Das Verhalten der englischen Regierung den in solcher Weise, abgesehen von der Möglichkeit in den hannoverschen Dienst überzugehen, lediglich auf sich selbst Angewiesenen gegenüber, ist vielfach getadelt; es darf aber nicht außer acht gelassen werden, daß die langwierigen Kriege Großbritannien in eine Schuld von 800 Millionen Pfund gestürzt hatten, welche besonders auf den niederen Klassen des Volkes lastete. Und außerdem waren eine weitere Anzahl von Fremdtruppen und die eigene Armee zu berücksichtigen. Eine andere gegen die Regierung erhobene Anklage, welche sich auf die geltend gemachten Pensionsansprüche bezieht, ist oben (S. 410) erwähnt.

Um die Härten, die in der mangelnden Fürsorge für die Zukunft ihrer Untergebenen lagen, soweit es in ihren Kräften stand, auszugleichen, bildeten die Offiziere der Legion, auf Anregung des Majors Cordemann vom Garde-Husarenregimente, im Jahre 1819 einen „Kings German Legion-Unterstützungsfonds“,[1]) zu welchem alle Empfänger von Halbsold, mit wenigen Ausnahmen, alljährlich einen viertägigen Betrag des letzteren beisteuerten.

Eine unter Umständen, namentlich für die höheren Offiziere, nicht unbedeutende Einnahmequelle bildeten die Prisengelder (price-money), welche von der Regierung den an einem kriegerischen Unternehmen beteiligt gewesenen Truppen, auch den Hinterbliebenen der Gefallenen, nach dem Schätzungswerte für sämtliche erbeuteten Kriegsvorräte, Geschütze, Pferde usw. gezahlt wurden. Beispielsweise sei angeführt, daß für Waterloo erhielten: der General 21 450, der Stabsoffizier 7290, der Kapitän 1521, der Subalternoffizier 585, der Unteroffizier 324, der Soldat 43,5 Mark (v. Berckefeldt, Geschichte des Landwehrbataillons Münden, abgedruckt im „Archiv des historischen Vereins für Niedersachsen“, Jahrg. 1848). Ein Rittmeister des 1. Schweren Dragonerregiments bezog an Prisengeldern vom Halbinselkriege, an dem er von Mitte 1812 bis April 1814 teilgenommen hatte, 61 Pfund 2 Schilling, für eine bei Waterloo empfangene Wunde (Hieb durch das Gesicht), durch welche seine Diensttüchtigkeit nicht beeinträchtigt war, eine einjährige Gage und aus der nach der Schlacht bei Waterloo eröffneten Nationalsubskription 60 Pfund Sterling. Davon gingen aber 2 v. H. Kommissionsgebühren ab, welche zwei als Agenten tätige Offiziere vom Stabe der Legion erhielten.

[1]) Beamish a. a. O., II. 526. — H. Dehnel, Erinnerungen usw., S. 118.

Digitized by Google

Auch kam vor, daß besondere Leistungen (good services) durch außerordentliche Belohnungen in klingender Münze anerkannt wurden. Es geschah sowohl durch Beilegung von lebenslänglichen Zulagen wie durch einmalige Zahlungen. So erhielten für die in der Schlacht bei Vittoria geleisteten Dienste die Batteriechefs eine solche von 5 Schilling, Major Hartmann (a. a. O., S. 151), unter dessen Kommando eine Anzahl von diesen vereinigt gewesen war, von 10 Schilling täglich für ihre Lebenszeit; Kapitän Wyneken[1]) vom 1. Leichten Bataillone, welcher nach dem Übergange über die Bidassoa einige Tage von einem gesonderten Posten aus die Bewegungen der Franzosen beobachtet und darüber gemeldet hatte, empfing für Tätigkeit als „Observationsoffizier" 38 Pfund (H. Dehnel, Erinnerungen usw., S. 250).

IX. Die Rechtspflege.

Die Grundlage der Militärgesetzgebung, auf welcher die Verpflichtung des Soldaten zur Befolgung der geltenden Vorschriften beruht, die Beeidigung, fand für alle Angehörigen der Legion statt. Es war das eine Abweichung von der für das nationale Heer bestehenden Regel, der zufolge die Mannschaften, aber nicht die Offiziere, zur Fahne schwuren. Die Veranlassung zu der letzteren eigentümlichen Einrichtung war, daß der Offizier nicht genötigt sein sollte bei einem Zerwürfnisse zwischen Krone und Parlament sich auf Seite der ersteren zu stellen, wenn seine Überzeugung ihn verpflichtete die Partei des letzteren zu nehmen. Im übrigen glaubte man, werde er als Gentleman seinen Dienst, auch unbeeidet, ebensogut tun, als wenn ein Schwur ihn bände. In Verbindung mit dieser Auffassung, und mit der Stellung des britischen Offiziers überhaupt, steht eine aus letzterer auf die Legion übergegangene Anordnung, in Gemäßheit deren eine Strafverfolgung wegen Fahnenflucht ihrer Offiziere ausgeschlossen war. Diese wurden, wenn sie ohne den Abschied erhalten zu haben, eine gewisse Zeit dem Dienste ferngeblieben waren, einfach als „abwesend ohne Urlaub" (absent without leave) in den Listen gestrichen. Darin lag nichts Ehrenrühriges. Es kam nur darauf an, aus welchen Gründen der Schritt getan war und ob dem Offizier aus diesen ein Vorwurf gemacht werden konnte. Unter den auf solche Weise aus der Legion Geschiedenen befinden sich zwei, welche später in hannoverschen Diensten Generale waren, der Oberstleutnant im 3. Husarenregimente Albrecht v. Estorff[2]) und der Kapitän im 1. Leichten Bataillone Friedrich v. Anderten.[3]) Nur auf Grund und Boden, wo die Heeresverwaltung Herr war, durfte ein auf solche Weise Ausgeschiedener sich nicht erblicken lassen, weil er Gefahr lief dem Militärgerichte überliefert zu werden.

[1]) Vgl. 6./7. Beiheft zum Militär-Wochenblatte vom Jahre 1903.
[2]) Ebendort. — Außerdem 7. Beiheft vom Jahre 1905.
[3]) Ebendort.

Digitized by Google

Die Disziplinarstrafgewalt war gering. Sie beschränkte sich darauf, daß der Kapitän befugt war gegen Soldaten einige Tage Kasernenarrest und Strafparadieren, gegen Unteroffiziere die letztere Strafe zu verhängen; der Regiments- oder Bataillonskommandeur durfte Soldaten und Unteroffiziere mit Wach-, Sergeanten und Offiziere mit Stubenarrest, aber ebenfalls nur für kurze Zeit, bestrafen. Da jedoch die Strafe des Wacharrestes nur an Soldaten vollstreckt werden durfte, so mußte der dazu verurteilte Unteroffizier vorher degradiert werden. Daraus entwickelte sich, wenn das Vergehen gering war, häufig das unwürdige Spiel, daß der Degradierte, wenn er aus dem Arrest entlassen war, nach einigen Tagen und nach Erfüllung einiger Förmlichkeiten, wieder an seinem alten Platze stand und von neuem Vorgesetzter war.

Eine weitere Folge war die große Zahl der abgehaltenen Kriegsgerichte (court-martial), denen die mit einem Stabsoffizier und zwei Kapitänen besetzten Untersuchungsgerichte vorangingen; dann folgten, je nach der Schwere des Falles, die ebenso zusammengesetzten kleinen oder die aus sieben Beisitzern bestehenden großen Kriegsgerichte, in denen der Vorsitzende und zwei Mitglieder stets Offiziere und von den übrigen in der Regel zwei vom Range des Angeklagten, zwei von höherem Range waren. Letzterem stand immer ein Verteidiger zur Seite, den er beliebig wählen konnte, der aber in den meisten Fällen ein Offizier war; die Verhandlung ging öffentlich vor sich.

Die Zahl der Kriegsgerichte erlitt indessen eine gewisse Verminderung dadurch, daß auf britischem Boden eine jede Zuwiderhandlung, welche in den bürgerlichen Gesetzen mit Strafe bedroht war, durch die Zivilgerichte abgeurteilt wurde; verstieß sie daneben gegen die militärischen, so hatten nach jenen noch die Kriegsgerichte zu sprechen, auch konnten unter Umständen erstere die Entscheidung ganz den letzteren überlassen.

Die von den bürgerlichen Gerichten verhängten Strafmittel waren natürlich die in ihren Gesetzbüchern vorgesehenen; sie standen den Kriegsgerichten ebenfalls zu Gebote, welche außerdem zu schweren Arreststrafen und zu körperlicher Züchtigung verurteilen konnten. Letztere bestand in Hieben (lashes) mit der neunschwänzigen Katze, einem aufgedrehten, an einem 18 Zoll langen Stocke befestigten Tauende, dessen etwa rutendicke Stränge je drei Knoten hatten. Zum Empfange der durch Kameraden — bei den unberittenen Truppen meist Spielleute, bei den berittenen Schmiede — auszuteilenden Hiebe wurde der Verurteilte mit entblößtem Oberkörper, schräg aufwärts gezogenen Armen und festgebundenen gespreizten Beinen auf einem Holzgestelle oder an in die Wand geschlagenen Krampen befestigt. Der Spruch konnte bis zu 2000 Hieben verhängen; die Vollstreckung war ungefähr gleichbedeutend mit Totgeschlagenwerden, was freilich der anwesende Arzt verhindern sollte. Sein Dazwischentreten hatte aber nur einen Aufschub zur Folge. Übrigens war zwischen „lashes“ und „lashes“ ein großer Unterschied. Es kam sowohl darauf an, ob die

Digitized by Google

Streiche von mehr oder weniger nervigen Armen geführt wurden und wie die, welche sie führten, das Vergehen ihres Kameraden ansahen, als auch auf die Beschaffenheit der aufgedrehten Stränge. Von letzteren waren die an Bord benutzten Tauenden besonders gefürchtet. Der aufsichtführende Adjutant oder ein ihn vertretender Offizier hatte dafür zu sorgen, daß nicht zaghaft zugeschlagen wurde. Als Zuschauer bei der Strafvollstreckung rückte entweder die ganze Truppe aus oder es wurden zum Beiwohnen Leute kommandiert, denen ein abschreckendes Beispiel vorgeführt werden sollte. Den Grund für die Bestrafung mit Hieben bildeten meist Verstöße gegen die militärische Unterordnung, begangen im Zustande der Trunkenheit. Lautete der Spruch auf Ausstoßung aus dem Heere, zu welcher die Gesetze mit Rücksicht auf das Werbesystem nicht allzu häufig eine Handhabe boten, so wurde der Sträfling, nach Vollziehung der vorgeschriebenen Förmlichkeiten, unter den Klängen von „The rogues march", des Schelmenmarsches, aus dem Kasernement oder aus dem Lager gejagt.

Die bürgerliche Rechtspflege nahm militärischen Beistand häufig bei Hinrichtungen in Anspruch. Namentlich wurden in Irland die Schweren Dragonerregimenter während ihres langen Aufenthaltes auf der smaragdenen Insel vielfach gebraucht, um Ruhe und Ordnung bei der durch den Strang geschehenden Vollstreckung aufrecht zu erhalten.

X. Außerdienstliche Verhältnisse.

A. Offiziere.

Im außerdienstlichen Leben der Offiziere spielte die Hauptrolle die Mess, eine Einrichtung, die man in der Hannoverschen Armee nicht gekannt hatte. „Wir essen zusammen, was Mess genannt wird und die Engländer wichtiger halten als allen Dienst," schrieb aus Hilsea in den letzten Dezembertagen des Jahres 1803 Oberst v. Langwerth, als er mit der Errichtung des 1. Linienbataillons beschäftigt war. Die Offiziere aber fühlten sich bald heimisch in der Mess, mit deren Sitten und Gebräuchen die Gastfreundschaft ihrer englischen Kameraden sie rasch vertraut machte. Man lud sich gegenseitig zu Tisch ein oder machte auch, bevor die Legionsoffiziere sich selbständig eingerichtet hatten, gemeinsame Sache (Baring a. a. O., S. 33). Die Mess mit ihren eigenartigen Einrichtungen bot Ersatz für die mangelnde Häuslichkeit und für das Fehlen von Familienbeziehungen; sie führte, wenn auch sonstiger geselliger Verkehr in der Regel nicht fehlte, zu engem Aneinanderschließen, zur Betätigung des „Stick together" (Zusammenhalten), des vielgehörten Mahnrufes; ihr Vorhandensein wurde bald ein Lebensbedürfnis. Daneben verbilligte die Mess den Unterhalt, ein unter den Verhältnissen, in denen die ausschließlich auf ihre dienstlichen Bezüge angewiesenen Offiziere der Legion sich befanden, doppelt hoch anzuschlagender Vorteil. Beim 1. Linienbataillone kostete in der alsbald ins Leben gerufenen Mess die um 5 Uhr angerichtete Hauptmahlzeit mit Ein-

Digitized by Google

schluß des, wie vom Könige selbst, in der Regel genossenen Tafelbieres zwei Schilling (Ompteda a. a. O., S. 145). Doch wurde daneben unter Umständen stark getrunken. Dem Genusse von Wein setzte sein hoher Preis freilich gewisse Grenzen. Deutscher Weißwein (Hock) war in England fast unbekannt; französischer Rotwein (Claret), der in Hannover das Hauptgetränk bildete, war des Kriegszustandes wegen, in welchem jene Staaten sich befanden, ebenso wie der überhaupt wenig bekannte Champagner, sehr teuer, am billigsten waren die spanischen und portugiesischen Weine und mit ihnen pflegten die Flaschen gefüllt zu sein, wenn, nachdem das Tischtuch durch eine grüne Friesdecke ersetzt und die Pfeife angezündet war, eine fröhliche Tafelrunde sich zusammen tat und beim „Pass the buddle" die Flasche auf rollbarem Untersatze vom Nachbar zum Nachbar weitergeschoben wurde. Meist aber begnügte man sich bei längerem Sitzenbleiben mit Grog, Wiskeypunsch, Kognak und Wasser oder ähnlichen Mischungen.

Auf der Pyrenäischen Halbinsel änderte sich dies. Hier war Wein im Überflusse vorhanden und billig. Sein Genuß entschädigte für manche Entbehrung und es wurde nicht sparsam damit umgegangen. „20 Mann trinken 41 Flaschen Portwein", schreibt Hartmann (a. a. O., S. 71) einmal.

Jedes Korps erhielt zur Einrichtung einer Mess die nötigen Räume und eine Beihilfe von 100 Pfund, die Regierung besoldete den „Messman", eine Art von Haushofmeister, und einen „Waiter", den Messdiener, welcher die zur Aufwartung bei Tisch erschienenen Offiziersdiener unter sich hatte und außerhalb der regelmäßigen Essensstunden zur Verfügung stand; auch gewährte sie Vergünstigungen für das Küchenpersonal. Oft waren Messman und Köchin Eheleute, zuweilen wurde die Wirtschaft auf Rechnung der Offiziere durch einen von ihnen geführt. Jeder in das Korps neueintretende Offizier zahlte einen Beitrag zum Messfond, in der Regel den Betrag eines einmonatigen Gehalts und beim Aufsteigen den Unterschied des letzteren mit dem höheren, sowie einen nach dem Range abgestuften Monatsbeitrag, welcher für die zur regelmäßigen Teilnahme an der Hauptmahlzeit Nichtverpflichteten, die Verheirateten, geringer war. Die Einlage erhielt zurück, wer, ohne befördert zu werden, versetzt wurde. Doch bestanden in Beziehung auf die Beiträge keine überall gleiche Vorschriften.

Das Messleben[1]) wurde, wo es nur anging, im Felde fortgesetzt und hier dadurch erleichtert, daß man sehr praktische, auf eine geringe Zahl von Teilnehmern berechnete Menagen mit sich führte. Man hatte es als eine vortreffliche Pflegestätte für gute Kameradschaft, anständiges Benehmen und feine Manieren erkannt und übertrug daher die Einrichtung mit allen ihren Gebräuchen demnächst auf die Hannoversche Armee, in welcher diese hochgehalten wurden und mit der sie untergegangen sind.

[1]) Eingehend beschrieben durch S. v. Brandis a. a. O., S. 309.

Digitized by Google

Das Glückspiel, des Soldaten im Felde leidiger Begleiter, blieb auch der Legion nicht fremd. Es wurde ihm in der Mess und außerhalb gehuldigt, verleitete aber anscheinend nie zu Ausschreitungen, welche die Laufbahn des Einzelnen geschädigt oder ihr ein vorzeitiges Ende bereitet hätten. Von den Gesellschaftsspielen stand Whist auf der Tagesordnung.

Zweikämpfe gehörten nicht zu den Seltenheiten. Sie wurden meist mit der blanken Waffe ausgefochten und hatten daher selten ernstliche Folgen. Doch wird von zwei Fällen mit tötlichem Ausgange berichtet: Friedrich v. Bismarck, Leutnant im 4. Linienbataillone, vorher im Hannoverschen 10. Dragonerregimente, später Württembergischer General und Graf, der bekannte Militärschriftsteller, erschoß am 19. März 1807 zu Tullamore in Irland den Kapitän v. Quernheim von demselben Bataillone und schied aus dem Dienste, weil er gewärtigen mußte, durch die bürgerlichen Gerichte wegen Mordes zum Tode verurteilt zu werden; vor Bayonne erschoß im April 1814 der im Jahre 1838 als Major a. D. zu Hameln verstorbene Leutnant Ernst v. Düring vom 5. Linienbataillone einen französischen Offizier, welcher zu dem Schauspiele Damen aus der Stadt eingeladen hatte, damit sie sähen, wie er mit einem Briten umginge (Beamish, II. 328; Ompteda a. a. O., S. 258).

Die englische Gesellschaft nahm, ihrer gewöhnlichen Abgeschlossenheit ungeachtet, die deutschen Offiziere von vornherein sehr freundlich auf. Alle im Drucke erschienenen Aufzeichnungen der Legionäre liefern den Beweis (Ompteda S. 144; Baring S. 34, 37; Hartmann S. 50; Bussche S. 73); zahlreiche Briefe in die Heimat, welche dem Schreiber dieser Zeilen vorliegen, rühmen das Entgegenkommen,[1]) sie berichten fortgesetzt von breakfasts, luncheons, dinners, suppers, ball- and garden-parties, von walks, driving and riding, von shooting, hunting and fishing. Man hatte bald erkannt, daß die Ankömmlinge gentlemen waren, das heißt Männer, deren vornehme Denkungsart in ihrem Auftreten und Benehmen zum Ausdrucke kam. Damit erfüllte sich die Vorbedingung für den Verkehr. Mitgefühl an dem tragischen Geschicke der homeless foreigners, der heimatlosen Fremdlinge, und der Reiz des Neuen werden die Neigung gefördert haben und dazu kam noch ein anderer hochwichtiger Faktor: es war die Art und Weise wie der König und seine Familie mit ihnen umgingen. Georg III., obgleich er im Laufe seiner mehr als 40jährigen Regierung das Kurfürstentum nie besucht hatte, nahm regen Anteil an seinem Stammlande und an seinen deutschen Soldaten, er war von

[1]) Damit steht in Widerspruch die in der Geschichte des 9. Dragonerregiments (Berlin 1904) vom Verfasser, Rittmeister v. Guionneau, aufgestellte Behauptung (S. 15): „daß von einem Verkehr mit den englischen Familien keine Rede gewesen sei". Beweise für die Richtigkeit des Urteils sind nicht beigebracht. Das in der Fußnote als Quelle für die Schilderung des außerdienstlichen Lebens genannte Buch (v. Brandis) erwähnt den Gegenstand überhaupt nicht.

Digitized by Google

den dortigen Verhältnissen genau unterrichtet und kannte genau das Herkommen und die Familienbeziehungen vieler Offiziere. Wenn er sich im Sommer im Seebade Weymouth aufhielt, besuchte und besichtigte er häufig die in der Nähe befindlichen Abteilungen der Legion, sprach die Mannschaften in plattdeutscher Mundart mit „Mine Kinners“ an und trug mit Vorliebe die Uniform der 1. Schweren Dragoner.

Nach englischem Brauche machte der Einheimische dem Zugewanderten, wenn er mit ihm in geselligen Verkehr zu treten wünschte, den ersten Besuch und kaum hatten Ende 1803 die neugebildeten Regimenter und Bataillone ein bleibendes Unterkommen bezogen, so geschah es seitens der benachbarten Gentry und rasch entwickelte sich eine rege Geselligkeit. Musik und Tanz trugen bei, sie zu beleben und die Stellung der Deutschen zu heben, da diese vielfach das boten, was den Engländern abging und was besonders den Damen gefiel. Jeder, „dem schenkte des Gesanges Gabe, der Lieder süßen Mund, Apoll“ sang, das Singen der Soldaten auf dem Marsche machte Aufsehen, aber es gefiel (Der Subaltern a. a. O., S. 277); wer je in seiner Jugend ein Musikinstrument gehandhabt hatte, erinnerte sich der früheren Fertigkeit und bald nahm man an, daß jeder Deutsche in solcher Weise zur Unterhaltung beitragen könne; die den einheimischen überlegenen Musikbanden der Legion, ebenfalls über das Meer gekommen, die sich auch häufig auf öffentlichen Plätzen hören ließen, taten ihr möglichstes beim Tanze. Hier waren die Engländer wenig, die Deutschen sehr wohl zu gebrauchen. Besonders die Rundtänze, unter denen der vom Festlande gekommene Walzer angefangen hatte im Ballsaale Eingang zu finden, machten jenen Schwierigkeiten. Hauptsächlich wußte das schöne Geschlecht solche Vorzüge zu würdigen. Daß dadurch nicht selten die Eifersucht der englischen Offiziere rege gemacht wurde, ist nicht unnatürlich. Sie fand weitere Nahrung in der Anerkennung, welche die britischen Generale den dienstlichen Leistungen der Legion zollten, deren Offiziere ihr Fach gründlich verstanden und ihren Beruf anders auffaßten, als die einheimischen, die ihre Stellen gekauft hatten und die Erfüllung ihrer Aufgabe vielfach als eine Art von Sport ansahen (vgl. S. 420).

Geselliger noch als in England ging es in Irland zu, wo die Bevölkerung leichtlebiger, die Gastlichkeit größer und allgemeiner war. Hier wurden auch, was drüben selten vorkam, Verbindungen für das Leben geschlossen, die aber mehrfach den Eheleuten und ihren Nachkommen nicht zum Heile gereichten. Das leichte Blut der Töchter der smaragdenen Insel pulsierte zu lebhaft und das Vergnügen ging ihnen nicht selten über Haushalt und Kinder.

Der regelmäßige Anzug außer Dienst war die Uniform. Bürgerliche Kleidung pflegte nur in London und bei Jagden getragen zu werden. Zur Uniform gehörte die Seitenwaffe, neben der eine Peitsche oder ein Stock erlaubt waren, und wenn der Anzug feierlicher sein sollte, die Schärpe,

Digitized by Google

welche nicht Dienstzeichen war. Der Rock wurde nach Belieben geöffnet, es kam dann eine Weste, schwarz, weiß oder von Uniformtuch mit blanken Knöpfen, zum Vorschein. Die Uniformmütze wurde auf der Straße nicht getragen, sondern die große Kopfbedeckung oder der nicht quergesetzte Hut. Ungebräuchlich, außer bei strenger Kälte, waren Handschuhe, auch zum Hofanzuge gehörten sie nicht. Selbst bei solchen Gelegenheiten, wo sie für die berittenen Truppen vorgeschrieben waren, zogen die Offiziere, dem Brauche der einheimischen Armee entsprechend, sie nicht an. Als die Rundtänze aufkamen, fing man an sie in Gesellschaften zu tragen. Hier und da wurde bei Tisch ein eigener „Mess-dress“ angelegt, welcher im Waschraume verblieb. Noch um das Jahr 1855 konnte man an der Tafel der Gardejäger zu Hannover „Mess-jackets“ samt zugehörigen Westen sehen; jene hatten große Ähnlichkeit mit den Jacken, welche jetzt die sogenannten Pagen in großen Wirts- und Kaufhäusern tragen.

Eine Eigentümlichkeit, welche unter den Offizieren der Legion sich einbürgerte und von ihnen auf das Festland herübergebracht wurde, war die Anrede mit „Ihr“ an Stelle des im Deutschen gebräuchlichen „Sie“, aus der in England üblichen Sprachform hervorgegangen. Sie setzte eine intimere Bekanntschaft voraus, sowie annähernde Gleichheit in Lebensalter und Dienstrang, war aber nicht, wie das Brüderschafttrinken, von einer Übereinkunft abhängig und mit einer Förmlichkeit verbunden. Der an Jahren Ältere oder im Dienste Höherstehende gebrauchte sie zuerst, der Angeredete folgte dem Beispiele und damit war die Sache abgemacht. Sie konnte aber auch nach dem Gefallen eines von beiden stillschweigend und ohne weiteres aufgegeben werden, was immer eine gewisse Entfremdung zum Ausdrucke brachte.

B. Mannschaft.

Nicht so entgegenkommend wie die höheren Gesellschaftsklassen den Offizieren, zeigten sich die niederen Stände den Unteroffizieren und den Soldaten gegenüber, welche unter dem gegen ihresgleichen in Großbritannien bestehenden, nicht unberechtigten Vorurteile schwer zu leiden hatten. Namentlich der Gemeine wurde ohne weiteres als ein minderwertiges Mitglied der bürgerlichen Gesellschaft angesehen, als ein Mensch, der zu nichts anderem taugte, als Futter für Pulver zu liefern und für Geld seine Haut zu Markte zu tragen, und schwer hielt es für ihn, diese Meinung zu widerlegen. Nur nähere Bekanntschaft und längeres Beisammensein konnten es zustande bringen. Und zu beidem boten die Verhältnisse wenig Gelegenheit. Der englische Offizier (vgl. S. 406), welcher die Legion im Jahre 1809 bei der unglücklich verlaufenen Expedition nach der Insel Walcheren kennen gelernt hatte, gab in seinen Aufzeichnungen (S. 160) der Hoffnung Ausdruck, daß die ausgezeichneten Leistungen der Truppe im Felde dazu beitragen würden, das Vorurteil zu überwinden.

Digitized by Google

Leichter war die Bekämpfung einer anderen vorgefaßten Meinung, welche die Deutschen ungefähr auf die Bildungsstufe der Neuseeländer versetzte und die Umwohner der Gegend, in welcher sie Lager bezogen, veranlaßte sie als mindestens Halbwilde anzusehen. Die ganze Nachbarschaft strömte zu ihren Zelten und wunderte sich, daß die „wild Germans“ mit Löffel und Gabel aßen, wie sie selbst (Baring a. a. O., S. 35).

Zum Ausgehen legte der Soldat stets Uniform an, nicht die Nebenkleidung, aber kein Seitengewehr, weil ihm die Landesgesetze sein Tragen nur im Dienste gestatteten. Von dieser Regel machten jedoch die Sergeantmajore, dem Herkommen, nicht der Vorschrift entsprechend, eine Ausnahme. Wer keine Waffe an der Seite hatte, trug auch kein Koppel und da dies kahl aussah, ersetzten den Mangel die Sergeanten und die Husaren durch die Schärpe, die Leichten Bataillone und die Scharfschützen durch die auf S. 435 erwähnte Ladestockschnur mit den daran baumelnden Eicheln, ein Brauch der nach und nach auch bei den Linienbataillonen allgemein wurde, obgleich bei diesen der Soldat, der nicht Scharfschütze war, keine Büchse und daher auch keine Ladestockschnur führte.

Als Anrede des Soldaten durch seine Vorgesetzten, welche früher gewöhnlich „Du“ gelautet hatte und nur bei Rügen und Vorwürfen mit dem vom Reglement gewollten „Er“ vertauscht worden war, fand ebenfalls das „Ihr“ vielfach Anwendung, wurde aber mit „Sie“ erwidert. Auch unter sich nannten die Soldaten sich wohl „Ihr“ statt „Du“; die Sitte ist aber in den hannoverschen Dienst nicht übergegangen, wie bei den Offizieren geschah.

C. Vom Grüßen.

Außer Dienst grüßten Unteroffiziere und Mannschaften den Offizier durch Anlegen der rechten Hand an die Kopfbedeckung, der Unteroffizier wurde vom Soldaten nicht gegrüßt. Das Frontmachen geschah nur vor den Mitgliedern des Königlichen Hauses. Die Offiziere grüßten, hergebrachtermaßen und von des Landes Sitte abweichend, sowohl ihre eigenen Vorgesetzten und die höheren englischen Offiziere, wenn diese in Uniform oder sie ihnen bekannt waren, wie auch sich untereinander.

Im Dienste wurde nach allgemeinen militärischen Regeln gegrüßt, auch die Unteroffiziere durch die Mannschaften, sobald diese ihnen eine Meldung zu erstatten hatten. Wenn es durch Anlegen der Hand an die Kopfbedeckung geschah, so wurde erstere sofort zurückgezogen und im Laufe des Gespräches nicht wieder erhoben.

D. Vom Heiraten.

Vorschriften über Eheschließung hat der Verfasser nicht auffinden können. Es scheint als ob das Heiraten dem Offizier ohne weiteres gestattet gewesen sei, doch ist von der Freiheit nur selten Gebrauch gemacht (vgl. S. 447). Die Unsicherheit der Lage und später das Kriegsleben werden es verhindert

Digitized by Google

haben. Der größere Teil der älteren Offiziere war verheiratet herübergekommen, meist zogen sie ihre Familien aus Hannover heran.

Unteroffiziere und Mannschaften bedurften des Konsenses, die Erteilung war an die Erfüllung von Bedingungen geknüpft und durfte nur in einer vorgeschriebenen Anzahl geschehen; sechs Frauen einer jeden Batterie oder Kompagnie, die durch das Los bestimmt waren, durften mit eingeschifft werden, sie machten sich dann meist als Wäscherinnen und bei der Krankenpflege nützlich. Die Verheirateten genossen mancherlei Vergünstigungen in Beziehung auf Verpflegung, Unterkunft und Unterricht der Kinder.

XI. Das Ende.

Schon einmal hatte der Legion die Auflösung gedroht. Es war nach dem am 30. Mai 1814 abgeschlossenen ersten Pariser Frieden. Sechs Monate darauf, also am 30. November, stand der Regierung das Recht zu sie aufzulösen, ebenso durfte dann jeder Unteroffizier und Gemeine seine Entlassung fordern. Aber die Regierung hielt es angesichts der politischen Lage nicht für geraten sich der bewährten Truppe schon zu entäußern und ihren Angehörigen gefiel das Leben im britischen Dienste im allgemeinen so gut, daß nur eine geringe Zahl jenes Recht in Anspruch nahm, was aus den Stärkenachweisen hervorgeht. Am 25. November 1814 verzeichneten sie 814 Offiziere, 813 Unteroffiziere, 240 Spielleute, 11 770 Korporale und Gemeine, im ganzen 12 637 Köpfe, und am 25. Mai 1815 817 Offiziere, 855 Unteroffiziere, 222 Spielleute, 10 163 Korporale und Gemeine, im ganzen 12 057 Köpfe, mithin nur 580 weniger. Die Gesamtheit der Zurückgebliebenen erbot sich die übernommene Dienstverpflichtung um weitere sechs Monate zu verlängern und im Monat März ward mit dem Kriegsamte von neuem abgeschlossen. Dadurch ward eine Gefahr der Auflösung abgewendet, welche den acht in den Niederlanden befindlichen Bataillonen gedroht hatte. Es war erwogen, ihre Zahl auf die Hälfte, also auf vier mit je 10 Kompagnien, der damaligen Norm, herabzusetzen. Jetzt ließ man alle bestehen, aber mit, wie schon oben erwähnt, je 6 Kompagnien. Es blieben also 48 Kompagnien, im anderen Falle wären es nur 40 gewesen. Etwa 200 Offiziere und Unteroffiziere, welche dadurch entbehrlich wurden, fanden bei der Aufstellung von Landwehrtruppen in Hannover eine dort sehr willkommene Verwendung.

Der Sorge um ihre Zukunft war die Legion damit freilich nicht ledig geworden. Endlich mußte einmal Friede geschlossen werden und daß sie demnächst nicht im britischen Dienste bleiben würde, wenn sie sich nicht dazu verstände in den Kolonien zu dienen, war klar; in der Heimat aber war inzwischen mit ihrer Beihilfe eine eigene Armee erstanden, es fragte sich, ob dort Platz für sie sein werde. Im Jahre 1805, als man hoffte in Hannover bleibend festen Fuß zu fassen, war freilich zwischen dem Minister Pitt und

Digitized by Google

der Vertretung des Kurfürstentums am Hofe von Saint-James vereinbart, daß die Legion den Stamm der neuaufzustellenden Armee bilden solle.

Da veränderte mit einem Schlage Napoleons Rückkehr von der Insel Elba die Sachlage vollständig. Die Nachricht ward mit Jubel aufgenommen, die jüngeren Offiziere brachten „dem lieben kleinen Boney" ein donnerndes dreifaches „Hip-Hip-Hip Hurra" und hochgemutet betraten alle von neuem den Kriegspfad.

Dann aber schlug die Scheidestunde. Ein Befehl des Prinzregenten vom 24. Dezember 1815 ordnete die Auflösung an. Sie sollte am 24. desjenigen Monats geschehen, an welchem die einzelnen Truppenteile im nunmehrigen Königreiche Hannover eintreffen würden. Am 27. Dezember hielt der Herzog von Wellington bei Paris die letzte Heerschau über die erreichbaren Truppen ab, mit denen Sir Arthur Wellesley schon 1807 auf der Insel Seeland gefochten und die er dann, an Rang und Würden immer höher steigend, von den Küsten des Atlantischen Ozeans bis in das Herz von Frankreich geführt hatte. Unverweilt traten diese darauf den Rückmarsch in die Heimat an, die sie, einem unsicheren Schicksale entgegengehend, oft ohne einen Schimmer von Hoffnung auf das Wiedersehen, verlassen hatten, um zu streiten im Kampfe für die Befreiung vom Joche der Fremdherrschaft. Sie wurden überall freudig begrüßt und mit Jubel empfangen, die Scheidegrüße ihrer britischen Vorgesetzten sprachen die volle Anerkennung der von ihnen geleisteten Dienste aus, und ein Schreiben der Allgemeinen Ständeversammlung des Königreichs hieß sie mit dankbaren Worten willkommen; aber der Übertritt in den hannoverschen Dienst vollzog sich nicht so, wie die Legion geglaubt hatte beanspruchen zu dürfen; weder für die Truppenteile, noch für den einzelnen. Auch blieb ihnen ein feierlicher Einzug in die Hauptstadt versagt. Nach Überschreiten der Landesgrenze marschierte jedes Regiment und Bataillon auf dem kürzesten Wege nach dem ihm bestimmten Standorte. Am 24. Februar fand für die Mehrzahl die Entlassung aus dem britischen Dienste statt, für 2 Linienbataillone und 1 Fußbatterie, welche zu Schiff von Genua kamen, erfolgte sie drei Monate später. In Hannover zogen nur die für die Residenz bestimmten Truppen ein, an ihrer Spitze das 1. Husarenregiment, geführt vom einarmigen Major Ernst Poten,[1]) und einige Tage später gefolgt von einer aus den Vertretern von acht in der Grafschaft Hoya aufgelösten Bataillonen zusammengesetzten Abordnung, welche, geführt von Oberstleutnant Georg Baring, dem Helden von La Haye-Sainte, deren jetzt im Provinzialmuseum zu Hannover aufbewahrte Fahnen der Obhut der Garnisonkirche anvertraute.[2])

Die vielfach gehegte Hoffnung, daß die Truppenteile der Legion

[1]) Der rechte Arm lag auf dem Schlachtfelde von El Bodon.

[2]) R. Hartmann, Geschichte der Residenzstadt Hannover, II. 436, Hannover 1880.

Digitized by Google

geschlossen in den vaterländischen Dienst übergehen, überall die Stämme neuer Regimenter bilden würden, ging nur für die Artillerie und die Kavallerie in Erfüllung. Jene, zu welcher gleichzeitig die vorhandenen Ingenieuroffiziere übertraten, erhielt einen Zuwachs durch hannoversche Fußbatterien, die unter Beihilfe der Legionsartillerie aufgestellt waren; diese blieb von dem Wechsel fast unberührt, wenn auch aus den Dragonern Reuter wurden, nämlich aus dem 1. Regimente das Garde-Reuter- (im Jahre 1866 Garde du Corps), aus dem 2. das 2. oder Leib-Reuterregiment (Garde-Kürassierregiment); die Husaren blieben was sie waren: das 1. Regiment hieß das 1. oder Garde- (Garde-Husarenregiment), das 2. das 2. oder Osnabrücksche (Königin-Husarenregiment), das 3. das 3. oder Göttingensche Husarenregiment (Regiment Herzog von Cambridge Dragoner). Hinter ihnen rangierten die drei neuerrichteten hannoverschen Regimenter der Waffe. Im übrigen aber wurde durch die Neuordnung die Legionskavallerie ungleich stärker geschädigt als die hannoversche. Denn während bei dieser aus 24 Trupps 12 Schwadronen gebildet wurden, gingen aus den 52 Trupps der ersteren nur 20 Schwadronen hervor.

Viel rücksichtsloser wurde mit der Infanterie verfahren, die Ansprüche der erprobten und probehaltig befundenen Bataillone auf Erhaltung und Fortbestehen fanden keine Beachtung. Es wurden vielmehr, in Gemäßheit einer am 25. März 1816 erlassenen Generalordre, aus den damals bereits im Lande befindlichen 8 Bataillonen deren 4 gebildet und 4 verschiedenen Regimentern zugeteilt, welche außer ihnen noch je 3 Landwehrbataillone zählten; die Legionsbataillone erhielten den obersten Rang und wurden Gardebataillone genannt (Garde-Jäger-, Garde-Grenadier-, 2. und 3. Gardebataillon); darauf beschränkte sich die Anerkennung ihrer ruhmvollen Vergangenheit, sie kamen aber immerhin noch besser weg, als die beiden später anlangenden Bataillone, aus denen drei Landwehrbataillone eines Infanterieregiments gemacht wurden, in welchem ein hannoversches Feldbataillon ihnen voranging. Die in den Jahren 1813 und 1814 errichteten hannoverschen Feldbataillone blieben dagegen bestehen, so weit nicht bei zwei von ihnen andere Gründe ihre Auflösung geboten, und das Endergebnis war, daß von 110 Kompagnien der Legion 74, von 156 hannoverschen 24 eingingen.

Im ganzen und großen wurde dagegen der Anspruch der Legion, den vornehmsten Platz in der neuen Rangordnung einzunehmen, erfüllt. Sie, und namentlich die Kavallerie, dankten es einem an und für sich bedauerlichen Zwischenfalle.[1]) Das Cumberland-Husarenregiment, welches jenen Platz hatte

[1]) Beweise für die nachstehende Beurteilung der Verhältnisse finden sich begreiflicherweise in den Akten nicht. Sie galt aber in den beteiligten zeitgenössischen Kreisen für unanfechtbar und fand nirgends Widerspruch, wurde vielmehr durch Hinweis auf Persönlichkeiten näher begründet.

Digitized by Google

erhalten sollen, war in schmählicher Weise vom Schlachtfelde von Waterloo verschwunden; die Verantwortung für sein Verhalten hatten die beiden Stabsoffiziere allein übernehmen und büßen müssen, aber dem Regimente haftete ein Makel an, der es unmöglich machte, in ihm das erste Reiterregiment der Armee in der Hauptstadt des Landes erstehen zu lassen; die Stelle wurde daher dem 1. Husarenregimente der Legion angewiesen und dieser damit eine Ehre erwiesen, die um so schwerer ins Gewicht fiel, als das Offizierkorps der Cumberländer ausschließlich aus den Familien stammte, die vor dem Jahre 1803 die allein maßgebenden gewesen waren.

Eine empfindliche Zurücksetzung und eine schwere Schädigung ihrer Interessen erfuhren die Offiziere der Legion durch die Bestimmungen über das Dienstalter mit dem sie übertreten sollten. Es fragte sich zunächst, wer von den Legionsoffizieren in die Hannoversche Armee übernommen werden würde. Ein Anspruch darauf war keinem zugestanden. Vielmehr ward bestimmt, daß zunächst diejenigen berücksichtigt werden sollten, die ihr schon im Jahre 1803 angehört oder seit 1813 einen Rang in ihr erhalten hatten; sodann die geborenen Hannoveraner und solche Ausländer, welche sich ganz besondere Verdienste erworben hätten. Auf diese Weise kam der Oberst Hugh Halkett[1]) in den hannoverschen Dienst, der bei Waterloo eine Landwehrbrigade befehligte und an ihrer Spitze durch die Gefangennahme des Generals Cambronne sich einen klangvollen Namen gemacht hatte. Im ganzen waren es verschwindend wenige, die wohl besondere Gönner gefunden haben mögen.

Dann handelte es sich um die Lösung der Frage, in welcher Weise die Verschmelzung der beiden vorhandenen Offizierkorps zu einem einheitlichen Ganzen sich zu vollziehen haben würde. Sie bot große Schwierigkeiten, denn jeder Teil erhob Ansprüche, die nicht kurzer Hand zurückzuweisen waren. Sie wurde zu Ungunsten der Legion entschieden. Ihr Fürsprecher und bisheriger Chef, der Herzog von Cambridge, welcher jetzt in Hannover als Generalgouverneur amtete, unterlag den Gegenströmungen, welche in London, wo Graf Münster das nunmehrige Königreich vertrat, den Prinzregenten zum Erlasse einer am 19. Februar 1816 durch den Herzog veröffentlichten Bekanntmachung der „Grundsätze" zu bewegen vermochten, nach denen „die Anciennetät der Legionsoffiziere in der Hannoverschen Armee bestimmt worden ist". Decken, der Organisator der Legion, der auch jetzt dem Herzoge zur Seite stand, konnte ihr Geschick nicht abwenden. Er und Münster waren Gegner von altersher (vgl. Ompteda a. a. O., S. 235).

In der Entscheidung lag eine empfindliche Zurücksetzung und eine schwere Schädigung der Interessen der Legionsoffiziere. Besonders hart wurden die Jüngeren unter denen betroffen, welche schon in der Kurfürstlichen Armee ge-

[1]) Vgl. 6./7. Beiheft zum Militär-Wochenblatte vom Jahre 1903. — Außerdem: Lebensbeschreibung von E. v. dem Knesebeck (Stuttgart 1865).

Digitized by Google

dient hatten. Sie waren langsam zum Stabsoffizier oder zum Kapitän aufgestiegen und sollten nun vielfach Männern nachstehen, die während der Fremdherrschaft ruhig zu Hause geblieben oder vorzeitig aus der Legion geschieden oder den napoleonischen Fahnen gefolgt, dann aber in die neuaufgestellten heimischen Truppen eingetreten und hier rasch befördert waren. Es war ein schwerer Entschluß, den sie zu fassen hatten. Sollten sie unter Verzicht auf ihren Lebensberuf, meist im kräftigsten Mannesalter stehend und vermögenslos, mit einem kärglichen Halbsolde ihr Dasein fristen, sollten sie nach einem neuen Erwerbszweige suchen oder sollten sie zurücktreten hinter Männer, auf die sie im Grunde ihres Herzens herabsahen, die nach ihrer Meinung ganz ungerechterweise ihnen vorgezogen wurden.

Das Endergebnis war, daß von 698 Offizieren, welche, abgesehen von Feldpredigern, Ärzten, Veterinären und Zahlmeistern, die Legion bei ihrer Auflösung zählte, 394 in der Hannoverschen Armee Aufnahme fanden, 304 nicht angestellt wurden. Von den letzteren blieben 9 geborene Engländer, darunter der General Colin Halkett, in der britischen Armee, 3 gingen in die Dienste südamerikanischer Freistaaten über, einige traten in den ihrer eigenen Heimat. Bei dieser Gelegenheit mag erwähnt werden, daß im Laufe der vorangegangenen Jahre 27 Legionsoffiziere (11 von der Kavallerie, 16 von der Infanterie) in das britische Heer oder in die zu diesem gehörigen anderen Fremdtruppen versetzt waren.

Bei solchen Verhältnissen konnte nicht ausbleiben, daß anfangs ein gewisser Gegensatz zwischen den beiden Gruppen bestand, aus denen das nunmehrige Offizierkorps sich zusammensetzte, und erst allmählich verschwand. Die eine, von der anderen die „Engländer" genannt, sah mit unverhohlener Mißachtung, voll gerechten Stolzes, im Bewußtsein ihres eigenen Wertes und der von ihnen geleisteten Dienste, auf die „Westfälinger" herab, von denen sie hinwiederum als Eindringlinge betrachtet wurden, denen Großbritannien, nicht aber Hannover, Dank schulde, und welche vermeinten, das gleiche Verdienst wie jene sich erworben zu haben, als sie im Jahre 1813 zu den Waffen griffen. Sie warfen ihnen Prahlsucht und Ruhmredigkeit vor, während Heinrich Heine in seinen „Reisebildern" schreibt, daß er ihnen gern zugehört habe. Dem Geschichtschreiber der Legion gab die für diese ungünstige Schicksalswendung Veranlassung als Motto seines Werkes die bitteren Dichterworte zu wählen:

Wir, wir haben von seinem Glanz und Schimmer
Nichts als die Mühe und als die Schmerzen,
Und wofür wir uns halten in unseren Herzen.

Die Stimme des Volkes aber erhob sich für die Legion und die öffentliche Meinung stand auf ihrer Seite. Ihre Offiziere nahmen sofort den obersten Platz in der Gesellschaft ein und drückten der Armee ihren Stempel auf. Der Bezug des Halbsoldes, neben den sonstigen Bezügen, gewährte

Digitized by Google

ihnen die Mittel ganz anders aufzutreten als ihre Kameraden, unter denen außerdem so mancher war, der nur den Zeitverhältnissen dankte, daß er die Epauletten trug; sie waren „throughout gentlemen“, hatten die Welt gesehen, sich Sprach- und Menschenkenntnis erworben, hatten etwas Ausländisches an sich, was an und für sich schon nicht ohne Einfluß auf ihre Umgebung blieb. Dazu war ihr ehemaliger Chef jetzt ihr kommandierender General und Regent, er hielt seinen Hof in der Mitte der aus den Legionstruppen hervorgegangenen Regimenter. Als er abtrat und sein Bruder, König Ernst August, am 20. Juni 1837 den Thron bestieg, hofften sie, daß dieser ihnen noch nachträglich zu ihrem vermeintlichen Rechte helfen würde, er glaubte aber nach so langer Zeit nicht mehr Wandel schaffen zu können und beschränkte sich darauf, sein Bedauern auszusprechen über die vorgekommenen Mißgriffe.

Bei Auflösung der Legion standen als kommandierende Obersten an der Spitze der Regimenter und Bataillone:

Artillerieregiment: Generalleutnant Friedrich (Graf) v. der Decken,
1. Leichtes Dragonerregiment: Generalmajor Wilhelm v. Dörnberg,[1])
2. Leichtes Dragonerregiment: Generalmajor August v. Veltheim,[2])
1. Husarenregiment: Generalleutnant Karl (Graf) v. Linsingen,
2. Husarenregiment: Generalmajor Victor v. Alten,
3. Husarenregiment: Oberst Friedrich v. Arentsschildt,[3])
1. Leichtes Bataillon: Generalmajor Karl (Graf) v. Alten,
2. Leichtes Bataillon: Generalmajor Colin Halkett,
1. Linienbataillon: Oberst Rudolf Bodecker,[4])
2. Linienbataillon: Generalmajor Adolf v. Barsse,
3. Linienbataillon: Generalmajor Heinrich v. Hinüber,
4. Linienbataillon: Generalmajor Sigismund v. Löw,[5])
5. Linienbataillon: Oberstleutnant Louis v. dem Bussche,[6])
6. Linienbataillon: Generalmajor August v. Honstedt,
7. Linienbataillon: Generalleutnant Friedrich v. Drechsel,
8. Linienbataillon: Generalmajor Peter du Plat,
Ausländisches Veteranenbataillon: Oberst Hans Benediktus v. der Decken,[7])

Als im Jahre 1866 die Hannoversche Armee sich bei Göttingen zu ihrem letzten Waffengange sammelte, standen in ihren Reihen noch vier Offiziere, welche der Legion angehört hatten.[8]) Nur einer nahm an dem

[1]) Vgl. 6./7. Beiheft zum Militär-Wochenblatte vom Jahre 1903.

[2]) Ebendort. — [3]) Ebendort. — [4]) Ebendort. — [5]) Ebendort. — [6]) Ebendort. — [7]) Ebendort.

[8]) General der Infanterie Freiherr v. Brandis, Kriegsminister; General der Kavallerie Gebser, Kommandeur der Kavalleriedivision; Generalleutnant Pfannkuche, Direktor des Armeematerials; Generalleutnant v. Sichart, Chef des Generalstabes.

Digitized by Google

Zuge nach Thüringen teil. Es war der Kriegsminister, General Freiherr v. Brandis. Von den früheren Angehörigen, welche demnächst im hannoverschen Dienste gestanden hatten, waren noch 85 am Leben. Der Letzte von diesen ist am 30. Juli 1893 fünfundneunzigjährig zu Nörten bei Göttingen gestorben, es war der Hauptmann Ferdinand Scharnhorst, im Jahre 1816 der älteste Fähnrich im 5. Linienbataillone. Der letzte Unteroffizier der Legion, welcher aus der Hannoverschen Armee schied, war der Oberwachtmeister im Regimente Herzog von Cambridge Dragoner August Kayser, 1793 zu Helsta im Seekreise Mansfeld geboren, der als westfälischer Kürassier im Jahre 1812 bei Borodino gefochten hatte, 1813 in das 3. Husarenregiment getreten war und erst am 16. Juli 1864, als Oberwachtmeister der 2. Schwadron des Regiments Herzog von Cambridge Dragoner, aus dem Dienste schied, als dieses zu den Bundes-Exekutionstruppen in Holstein gehörte, wo er schon 1813/14 im Felde gestanden hatte.

XII. Die Neubelebung der Überlieferungen.

Die Hannoversche Armee war untergegangen, die von ihr in hohen Ehren gehaltenen Erinnerungen an des Königs Deutsche Legion drohten in Vergessenheit zu geraten, ihr Bild begann zu verblassen, es fehlten die Stätten, an denen das Gedächtnis ihrer Schicksale mit Liebe gepflegt war.

Nach einem Menschenalter wurde durch einen hochherzigen Entschluß unseres Allerhöchsten Kriegsherrn Wandel geschafft. Am 24. Januar 1899, dem Gedenktage Friedrichs des Großen, des Oberbefehlshabers der Hannoveraner im Siebenjährigen Kriege, verkündete Seine Majestät der Kaiser und König Wilhelm II. bei einer auf dem Waterloo-Platze zu Hannover abgehaltenen Parade, daß er beschlossen habe jene Erinnerungen neu zu beleben, das Bild in frischer Farbenpracht erglänzen zu lassen. Er eröffnete den Angehörigen der ehemaligen Königlich Hannoverschen Armee eine Heimstätte im Kreise ihrer Nachfolger, der den Namen „Hannoversche" führenden Regimenter und Bataillone des Preußischen Heeres, die mit den ihrigen in Zukunft als eins angesehen werden sollten und denen er die Pflege der glorreichen Überlieferungen ihrer Vorgänger anvertraute. Sie sollten die Mottos weiterführen, die jenen verliehen gewesen waren; die Präsentier- und Parademärsche, deren Klänge die Herzen der Altvorderen höher hatten schlagen machen, wurden ihr Eigentum und Ehren aller Art häufte er auf ihr Haupt.

Der Löwenanteil fiel der Legion zu, an deren Taten jene Mottos zumeist erinnern und deren Laufbahn das glänzendste Blatt in der Geschichte der aufgelösten Armee bildet. Ihr war der nächste Festtag gewidmet. Es war der 19. Dezember 1903, der Tag, an dem vor hundert Jahren jenseits des Meeres des Königs Deutsche Legion erstand. Überall in deutschen Landen, in allen Standorten von Regimentern und Bataillonen, denen die Pflege

Digitized by Google

ihrer Überlieferungen anvertraut ist, wurde die Feier glänzend begangen. Am glänzendsten in Hannover, wo der Allerhöchste Kriegsherr in eigener Person erschien und wo auf dem Waterloo-Platze drei Regimenter des Standortes vertreten waren, welche die Ehrentitel ihrer Vorgänger aus den Reihen der Legion führen, und in deren Gefolge eine stattliche Schar althannoverscher Kameraden an der Feier teilnahm. Die Regimenter waren: das Füsilierregiment General-Feldmarschall Prinz Albrecht von Preußen (1. Hannoversches) Nr. 73, dem die Pflege der Überlieferungen des Garde- und des 7. Infanterieregiments und damit die der Linienbataillone der Legion obliegt, aus denen jene hervorgegangen waren; das Königs-Ulanenregiment (1. Hannoversches) Nr. 13 mit der gleichen Aufgabe in betreff der Garde du Corps, der 1. Dragoner der Legion, betraut; das Artillerieregiment von Scharnhorst (1. Hannoversches) Nr. 10, welches sie hinsichtlich der Artillerie zu erfüllen hat. In Bitsch beging die gleiche Feier das Hannoversche Jägerbataillon Nr. 10 als Nachfolger der hannoverschen Jäger und damit der Leichten Bataillone der Legion; in Wandsbek das Husarenregiment Königin Wilhelmina der Niederlande (Hannoversches) Nr. 15, deren Erinnerungen die des 1. und 2. Husarenregiments der Legion sind, aus denen die Garde- und die Königin-Husaren geworden waren. Am 21. April 1904 folgte zu Minden der Stiftungstag des Ingenieurkorps, vom Hannoverschen Pionierbataillone gefeiert. Im Jahre 1905 wird die Reihe der an des Königs Deutsche Legion erinnernden Feste zum Abschlusse kommen, wenn am 25. November das 1. Hannoversche Dragonerregiment Nr. 9 als Erbe der Überlieferungen des 3. Husarenregiments der Legion und des Regiments Herzog von Cambridge Dragoner, am 10. Dezember das 2. Hannoversche Ulanenregiment Nr. 14 als Nachfolger des 2. Dragonerregiments der Legion und des Hannoverschen Garde-Kürassierregiments, jene Tage festlich begangen haben werden.

Anläßlich der Feier des 19. Dezember 1903 fügte Seine Majestät der Kaiser den früher der Hannoverschen Armee und ihren Stammtruppen gewidmeten Ehrungen eine weitere hinzu durch die Stiftung einer aus der Bronze eroberter Geschütze geprägten, am Bande des Allgemeinen Ehrenzeichens zu tragenden „Hannoverschen Jubiläums-Denkmünze". Es erhielten sie alle Teilnehmer an den Jubelfeiern, welche in denjenigen Truppenteilen der ehemaligen Königlich Hannoverschen Armee gedient haben, die als die Vorgänger der feiernden Regimenter und Bataillone angesehen werden, und nach dem gleichen Grundsatze soll in allen künftigen Fällen verfahren werden.

Die Neubelebung der althannoverschen Überlieferungen und die Übertragung der diese verkörpernden Auszeichnungen auf die Nachkommen der Erwerber haben die Verbindung hergestellt zwischen Vergangenheit und Gegenwart, sie haben die Kluft überbrückt, welche das Jahr 1866 geschaffen hatte

Digitized by Google

zwischen ehemals und jetzt, und tragen wesentlich dazu bei die Erinnerung wach zu halten an die Truppe, „tapfer und treu“, von der es im Liede (Friedrich Tewes, „Hannoverscher Courier“, Nr. 24 748/1903) heißt:

Nie gab es wohl ein kühner Streiten,
Nie warb ein Heer um höhern Lohn,
Als damals, zu des Korsen Zeiten,
Des Königs Deutsche Legion.

Hauptquellen.

(Einmal benutzte Werke sind an der betreffenden Stelle nachgewiesen.)

Archiv des Königlichen Kriegsministeriums zu Berlin.

Baring, Georg Frhr. v., 1773 bis 1848 (1. u. 2. Beiheft zum Militär-Wochenblatte 1898).

Beamish, N. Ludlow, Geschichte der Königlich Deutschen Legion (zwei Bände, Hannover, 1832 bis 1837).

Brandis, Schütz v., Übersicht der Geschichte der Hannoverschen Armee (Hannover und Leipzig 1903).

Busche-Ippenburg, A. Frhr. v. dem, von B. Schwertfeger (Hannover und Leipzig 1904).

Dehnel, Erinnerungen deutscher Offiziere in britischen Diensten aus den Kriegsjahren 1805 bis 1816 (Hannover 1864).

Erinnerungen eines Legionärs (Hannover 1826).

Generale, Die, der Königlich Hannoverschen Armee und ihrer Stammtruppen (6. u. 7. Beiheft zum Militär-Wochenblatte 1903).

Hartmann, Sir Julius v., von v. Hartmann (2. Auflage, Berlin 1901).

Nettelbladt, Frhr. v., Die alt-hannoverschen Überlieferungen des Königs-Ulanenregiments (Berlin 1903).

Ompteda, Frhr. v., Ein englisch-hannoverscher Offizier vor hundert Jahren (Leipzig 1892).

Der Subaltern oder Tagebuch eines britischen Offiziers. Aus dem Englischen durch G. Nagel (Hannover 1829).

Gedruckt in der Königlichen Hofbuchdruckerei von E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW 12, Kochstr. 68—71.

Digitized by Google

Übersicht des Inhalts.

Seite

Zum Verständnisse 397
I. Der Werdegang 398
II. Die Bestandteile 404
A. Das Oberkommando und die höheren Stäbe 404
B. Das Ingenieurkorps 406
C. Die Artillerie 407
D. Die Kavallerie 408
E. Die Infanterie 409
F. Die Halbinvaliden 409
G. Die Adjutanten 410
H. Zahlmeister und Quartiermeister 411
J. Das ärztliche Personal 411
K. Die Geistlichkeit 412
L. Die Musik 412
III. Der Ersatz 413
A. Ersatz der Mannschaft 413
B. Ersatz der Offiziere 416
C. Ersatz der Pferde 418
IV. Die Ausbildung 420
A. Körperliche und taktische Ausbildung 420
1. Allgemeines 420
2. Artillerie 421
3. Kavallerie 422
4. Infanterie 423
B. Geistige Ausbildung 425
V. Verpflegung und Unterkunft 425
A. Geldverpflegung 425
B. Naturalverpflegung 428
1. Mannschaft 428
2. Pferde 429
C. Unterkunft 430
VI. Die äußere Erscheinung 430
A. Bekleidung und Abzeichen 430
B. Bewaffnung 434
C. Ausrüstung 436
D. Haar und Bart 437
VII. Fahnen und Standarten 438
VIII. Auszeichnungen und Belohnungen 438
A. Orden und Medaillen 438
B. Anderweite Auszeichnungen 439
C. Sonstige Belohnungen 440
IX. Die Rechtspflege 442
X. Außerdienstliche Verhältnisse 444
A. Offiziere 444
B. Mannschaft 448
C. Vom Grüßen 449
D. Vom Heiraten 449
XI. Das Ende 450
XII. Die Neubelebung der Überlieferungen 456

Digitized by Google

Digitized by Google

Beiträge

zur

Geschichte der Schlacht bei Beaune la Rolande

am 28. November 1870.

Von

v. Lessing,

Generalmajor z. D.

(Mit einer Skizze.)

Nachdruck verboten.
Übersetzungsrecht vorbehalten.

Von den über die Schlacht veröffentlichten Schriften bringt der 2. Band des „Volkskrieges an der Loire" von Hauptmann Hoenig die eingehendste Schilderung; da er unter Benutzung der Kriegsakten geschrieben ist, scheint er auch die richtigste Darstellung zu geben, und doch ist dies in vielen Punkten nicht der Fall. Jene Akten sind zum Teil nur oberflächlich benutzt, und gerade bezüglich des Generalkommandos X. Armeekorps hat er manches Unrichtige gebracht. Es mag dies dadurch erklärlich erscheinen, daß Hauptmann Hoenig die Schlacht nicht mitgemacht hat; er ist erst am 23. Dezember 1870 nach der Wiederherstellung von seiner bei Mars la Tour erhaltenen Verwundung zu seinem Regiment, dem 57., zurückgekehrt, und wenn er in seinem Buch davon spricht, daß er das Waldterrain bei Lorris damals in Augenschein genommen habe, so hängt dies damit zusammen, daß auf dem Rückmarsch im März 1871 das Infanterieregiment 57 und mit ihm Hauptmann Hoenig von Orleans über Chateauneuf und Lorris nach Montargis marschierte und dabei natürlich das Gelände eingesehen wurde. In seinem Buch hat Hauptmann Hoenig nicht berücksichtigt, daß das Generalkommando sich am Morgen des 28. nicht gleich nach dem Bahnhof von Beaune begab, sondern sich bis dicht vor 11 Uhr auf der Windmühlenhöhe östlich der Stadt Beaune aufhielt, und dadurch ist er zu einer schiefen Erklärung der Tätigkeit des Generalkommandos gekommen; ferner hat er übersehen, daß mittags beim Generalkommando nicht eine, sondern zwei Krisen gewesen sind, die eine: Juranville, die andere: Beaune, welche, wenn auch dicht hintereinander eingetreten, doch auseinander gehalten werden müssen. Ersteres mußte er eigentlich aus dem Kriegstagebuch und den Meldungen des Generalkommandos ersehen, sie sind ganz genau anfangs von „Beaune" und dann von der „Windmühlenhöhe östlich Beaune" datiert, während erst die seit 11 Uhr abgeschickten vom „Bahn-

Digitized by Google

hof Beaune" erstattet sind. Das Zweite war ihm wohl nicht genügend bekannt, obgleich ihn die Notiz in den Akten, daß um 12¾ Uhr mittags an General v. Wedell, also nach der Stadt Beaune, der Befehl gesandt wurde, „er solle (nach Bahnhof Beaune) alles schicken, was er entbehren könne", dazu führen mußte. Außerdem ist in dem Buch bei Beurteilung der Situation die Beschaffenheit des Geländes, welche eine Bewegung größerer Truppenmassen an die Chausseen band, die Aufgabe des Korps und seine Stellung zum Feinde sowie zu dem General v. Kraatz nicht genügend gewürdigt worden. Diese Momente kommen in erster Linie zur Sprache, während das Korps nicht im entferntesten seine Aufgabe darin zu sehen hatte, sich lediglich bei Beaune in einer guten Stellung zu schlagen.

Daß schließlich bei Hauptmann Hoenig auch noch die Personenfrage bei seinen Schilderungen und Beurteilungen sehr mitspricht, brauche ich dem Leser gegenüber, der seine sonstigen Werke kennt, wohl kaum zu erwähnen, doch möchte ich hierauf nicht eingehen, weil ich da zu Erörterungen käme, die besser unterbleiben.

Meine Erzählung über die Vorkommnisse beim Generalkommando kann nur unvollständig sein, da viele Offiziere desselben schon gestorben sind, die noch lebenden aber, ebenso wie ich, aus der Erinnerung die Einzelheiten nicht mehr sicher angeben können; ich hatte jedoch am Schlachttage von früh bis zum Abend dauernd beim kommandierenden General und bei Oberstleutnant v. Caprivi meinen Platz und die Aufgabe, die Schriftstücke, welche mir übergeben wurden, an mich zu nehmen, mich über die jeweilige Situation im laufenden zu erhalten und bei Abfassung der Meldungen und Befehle mitzuwirken. Deshalb glaube ich doch, eine solche Darstellung versuchen zu können. Sehr viel von den Konzepten und Bemerkungen zur Situation schrieb ich in mein Notizbuch; aus diesem sind eine Menge Blätter in die dienstlichen Akten aufgenommen worden, da eben keine anderen Konzepte usw. existierten. Bezüglich der Zeitangaben muß ich noch bemerken, daß aus einer ganzen Masse von schriftlichen Meldungen und besonders von Telegrammen hervorgeht, daß die Uhren des Oberkommandos gegen die des Generalkommandos und der Telegraphenstationen über eine halbe Stunde vorgingen, wie überhaupt eine Übereinstimmung der Zeitangaben in den Meldungen und Berichten der Stäbe und Truppen selbstverständlich nicht vorhanden ist.

Auf eine Erörterung der Tätigkeit und der Kämpfe der Truppen gehe ich nicht ein, dagegen muß ich, wenn ich auch die Kenntnis der allgemeinen Operationen in jenen Tagen vorauszusetzen habe, doch als Einleitung die Situation des X. Armeekorps vor dem 28. November kurz beleuchten. Dieses war nach dem Fall von Metz auf dem linken Flügel der Zweiten Armee gegen Orleans vormarschiert und hatte auf Befehl des Oberkommandos vor Langres die 40. Infanteriebrigade nebst 2 Eskadrons, 2 Batterien und 1 Pionierkompagnie zurückgelassen. Von diesen Truppen marschierten jedoch 4 Bataillone,

Digitized by Google

1 Eskadron, 1 Batterie und die Pionierkompagnie unter dem General v. Kraatz dem Korps bald nach; man konnte annehmen, daß sie etwa am 28. November Joigny, 75 km östlich Beaune la Rolande, erreichen würden.

Das Armeekorps selbst war auf seinem Marsch mit Franktireurs vielfach zusammengestoßen, hatte am 21. November Montargis erreicht, wo es 6 Eskadrons hessischer Reiter vorfand, die ihm zugeteilt waren, und am 24. die Stellung von Beaune la Rolande eingenommen, nachdem es an diesem Tage in einem glänzenden Begegnungsgefecht bei Ladon und Maizières 3 feindliche Divisionen zurückgeworfen hatte. Am nächsten Tage blieb das Korps in seiner Position dem Feinde gegenüber, der Montbarrois, St. Loup und Maizières besetzt hatte, nur wurde auf Befehl des Oberkommandos ein Detachement von 6 Kompagnien, 2 Eskadrons und 2 Geschützen nach Chateau Landon entsandt, um das Terrain zwischen Yonne und Loing aufzuklären und die Verbindung mit General v. Kraatz aufzusuchen. Ebenso wie am 24. wurde auch am 26. ein von mehreren Bataillonen des Feindes gegen Lorcy unternommener Angriff mit Leichtigkeit zurückgewiesen; gerade diese beiden Gefechte schienen ein Beweis von der Minderwertigkeit der französischen Truppen zu sein. Der 27. November verlief ruhig, am 28. früh befand sich das X. Armeekorps in folgender Position:

auf dem rechten Flügel in und um Beaune la Rolande die 38. Infanteriebrigade mit 2 Batterien, 4 Eskadrons und 1 Pionierkompagnie;

in und um Venouille, les Cotelles und Juranville die 39. Infanteriebrigade mit 2 Batterien und 2 Eskadrons;

bei Corbeilles das Jägerbataillon.

Die 37. Infanteriebrigade mit 2 Batterien, 1 Pionierkompagnie und 4 Eskadrons und die 6 Batterien der Korpsartillerie befanden sich im Kantonnementswechsel; sie waren bisher hinter der 38. und sollten nunmehr hinter der 39. Infanteriebrigade, mehr nach dem linken Flügel zu, kantonnieren.

Bei Boynes befand sich die 1. Kavalleriedivision und bei Dadonville die 5. Infanteriedivision.

Bei Chateau Landon standen 6 Kompagnien und 2 Geschütze von der 39. Infanteriebrigade nebst 2 Eskadrons; von Joigny her erwartete man den General v. Kraatz mit seinem Detachement.

Bei der geringen Stärke der Infanterie — die Bataillone hatten nur wenig über 500 Gewehre — war es nur eine kleine Truppenmasse für die Verteidigung der ausgedehnten Position, aber dieses Bedenken mußte und konnte unter den obliegenden Verhältnissen zurücktreten. Das Korps konnte sich nicht, wie Hauptmann Hoenig meint, auf die Verteidigung der Stadt Beaune und der anschließenden Höhen oder auf die Verteidigung der Höhen an der Fosse des Prés beschränken; die ihm obliegende Sicherung der linken Flanke der Armee, die notwendige Verbindung mit Chateau Landon und die

Digitized by Google

Beobachtung des Terrains zwischen Yonne und Loing machten ebenso wie die Notwendigkeit, dem im Anmarsch befindlichen General v. Kraatz die Hand zu reichen, es unbedingt erforderlich, sich weiter nach Osten auszudehnen und dadurch auch die Straßen östlich Beaune zu sichern. Aber es war die Ausdehnung auch nicht so gefährlich wie es scheint:

Der Boden war an jenen Tagen durch den vielen Regen derart aufgeweicht, daß er die Bewegung größerer Truppenmassen an die Chausseen fesselte; das zwischen ihnen liegende Gelände schied hierfür eigentlich aus. Wie sehr dies von allen Seiten empfunden wurde und berücksichtigt werden mußte, zeigen die Zuschriften und Meldungen sowie die Operationen an jenen Tagen. Dieser Umstand kann zum allgemeinen Verständnis nicht genug betont werden; zur Erläuterung möchte ich folgende Tatsachen und Meldungen usw. anführen:

Bei einer Rekognoszierung eines Detachements des III. Armeekorps am 24. November bei Neuville aux Bois traf der größte Teil der im Gefecht gewesenen Offiziere und Mannschaften ohne Stiefel wieder ein, die sie in dem überaus zähen Boden hatten stecken lassen müssen.*)

Der General v. Stiehle berichtete am 25. November an den General Grafen Moltke: „ . . . . . Trotz dieser numerischen Überlegenheit ist der Feind außerstande, im freien Terrain gegen uns die Offensive zu ergreifen, die überdies heute und in den nächsten Tagen durch den aufgeweichten Boden der Beauce wohl unmöglich wird. . . . ."

Prinz Friedrich Karl schrieb am 26. November an den König: „ . . . . Wenn man aber annimmt, daß der Feind meine Stärke sehr überschätzt, daß die an Grundlosigkeit grenzende Beschaffenheit des Terrains neben den chaussierten Straßen, welche kaum oder doch nur schwer zu manövrieren gestattet, mich schützt und daß diese Art Aufstellung dem Feinde imponiert, so wird man zugeben müssen, daß ich solange so stehen bleiben kann, bis der Feind mich erkannt und die Bodenbeschaffenheit sich gebessert hat. . . ."

Der Flügeladjutant, Oberstleutnant Graf Waldersee, berichtete am 27. November nach Versailles: „ . . . . . Als ein ganz wesentlicher Faktor müssen nun jetzt die Bodenverhältnisse in Rechnung gestellt werden. Durch die anhaltende nasse Witterung ist der Boden derart durchweicht, daß außerhalb der Wege die Bewegungen der Infanterie in hohem Grade erschwert, die der Artillerie fast zur Unmöglichkeit geworden sind. Es ist dies ein Umstand, der hier ausschließlich der Defensive zustatten kommt. . . . ."

Bei der Betrachtung über die Situation der Zweiten Armee am 27. November führt Hauptmann Freiherr v. der Goltz in seinem Buch an: „ . . . . . Zu einem direkten Heraustreten (aus dem Walde von Orleans) nach Norden in das freie Terrain bezeugte der Gegner keine Lust, die schwierigen Verhältnisse des Bodens in der Beauce schienen gleichfalls der Offensive entgegen zu sein. . . . ."

*) Siehe Frhr. v. der Goltz, Operationen der Zweiten Armee an der Loire.

Digitized by Google

Im Kriegstagebuch des Generalkommandos gab Oberstleutnant v. Caprivi an, „die Römerstraße sei grundlos".

Die 1. Kavalleriedivision konnte am 28. nicht zum Vorgehen gelangen, weil der weiche Boden es nicht zuließ.

Die 1. Division des 20. französischen Korps dirigierte sich von Boiscommun aus nicht querfeldein nach der Gegend westlich Beaune um anzugreifen, sondern wählte den großen Umweg auf der Chaussee über Nancray, trotzdem ihr das Stunden kostete.

Das breite Gelände zwischen den beiden Gefechtsfeldern an den Straßenknoten, bei Beaune einerseits und südlich Longcour anderseits, wurde von den deutschen Truppen nicht verteidigt und von den Franzosen nicht zum Vorgehen benutzt, sondern auf beiden Gefechtsfeldern wurde unabhängig voneinander gekämpft; in dem Gefechtsbericht des Generalkommandos ist bemerkt, daß infolge des bedeckten Geländes und des tief aufgeweichten Bodens zwischen Beaune und Cotelles der Gebrauch von Artillerie unmöglich war.

Als die Brigade Bonnet von Juranville gegen Corbeilles vorging, rückte sie nicht von Südwesten her vor, obgleich dies der nächste Weg war und die Verteidiger des Dorfes von ihrer Rückzugslinie abschneiden mußte, sondern ging auf der Chaussee über Lorcy vor, trotzdem der Weg bedeutend weiter war und sie dadurch gegen die Front kam. Nachdem sie Corbeilles eingenommen hatte, war, jedenfalls mit infolge der Anstrengungen, welche ihr der weiche Boden verursacht hatte, ihre Kraft erschöpft, sie kam nicht über das Dorf hinaus.

In den Berichten der Truppenteile wird gleichfalls angeführt, der unaufhörliche Regen an den vorhergehenden Tagen hätte den lehmreichen Boden in einen glatten und zähen Schlamm verwandelt; auch sonstige Meldungen und Befehle aus jenen Tagen weisen immer wieder auf die Unpassierbarkeit des Geländes außerhalb der Straßen hin; dies alles ist ein Zeichen, daß gewissermaßen nur diese wie Defileen zu sperren, daß also lediglich die Dörfer usw. zu verteidigen waren.

Dazu trat der Umstand, daß man den Gegner unterschätzte; wohl wußte man, daß sich große Massen gegenüber befanden, aber nach den Gefechten am 24. und 26. November, in denen man weit überlegene Abteilungen mit Leichtigkeit zurückgeschlagen hatte, war man überzeugt, daß das auch weiterhin ebenso sein würde. Letzterem Umstande ist es auch wohl mit zuzuschreiben, daß am 28. die 39. Infanteriebrigade solange bei Juranville belassen und ihr zur Festhaltung dieses Geländes von der 37. Infanteriebrigade noch Verstärkungen zugesandt wurden und daß man nicht sobald in die Stellung südlich Longcour zurückging, um diese zu halten.

Gerade diese Kämpfe um Juranville haben das französische 18. Korps derart erschöpft und aufgehalten, haben es immer wieder gezwungen, von neuem anzugreifen und zu umfassen, daß es davon ganz in Anspruch

Digitized by Google

genommen wurde und nicht dazu kam, sich, wie es sollte und wollte, nach Beaune zu werfen, um das 20. Korps zu unterstützen und mit ihm gemeinsam Beaune zu nehmen. Eine bessere Rechtfertigung für die Aufstellung des X. Armeekorps in seiner Breite und Verteilung kann man wohl kaum verlangen.

Eine in den Tagen vorher stattgehabte Erkundung hatte nämlich als Hauptverteidigungsstellung das Städtchen Beaune la Rolande mit den anliegenden Höhen und das wellenförmige Gelände südlich und östlich des Bahnhofs Beaune ergeben. Nur das Städtchen selbst war dabei ein verteidigungsfähiger Stützpunkt, im übrigen war die Stellung nicht günstig, aber man mußte sie nehmen in Ermangelung einer besseren. Bei der Beurteilung dieser Frage muß man auch erörtern, wie die Chancen gelegen hätten und wie es wohl gekommen wäre, wenn das Korps sich etwa auf das Städtchen und die anliegenden Höhen allein beschränkt hätte: dann gab es von vornherein die Straße über Longcour und Beaumont frei, es verzichtete auf die Beobachtung des Geländes in seiner linken Flanke, es überließ den General v. Kraatz seinem Schicksal, und am 28. hätte das 18. französische Korps ungehindert über Longcour nach Norden marschieren können, wenn es nicht mit dem 20. gemeinsam das zusammengedrängt stehende X. Korps eingekesselt und in eine verzweifelte Lage gebracht hätte. Nein, Bewegungsfreiheit und Armfreiheit waren für das X. Korps in diesem Gelände und unter diesen strategischen Verhältnissen unbedingt geboten!

Wie sehr die größere Ausdehnung der Stellung des X. Armeekorps von Nutzen gewesen ist, zeigt weiter das Verhalten des Generals Crousat gegen Mittag; infolge dieser Ausdehnung sah er sich genötigt, noch eine Brigade gegen die Ostseite von Beaune einzusetzen. Ebenso spricht hierfür das Verhalten beim 18. Korps, wo die Brigade Bonnet die schon erwähnte, weit ausholende und viel Zeit raubende Bewegung gegen Corbeilles unternehmen mußte.

Übrigens nahm man allgemein an, daß unser Aufenthalt bei Beaune nur wenige Tage dauern und daß wir dann zur Offensive übergehen würden, wie es vom Oberkommando in Aussicht gestellt war;*) daß der Feind seinerseits angreifen würde, mit solchen Massen und mit solcher Wucht, ist wohl von niemandem damals geglaubt worden.

Ganz interessant ist es, die Stellung, die man verteidigen wollte, mit der Dislokation der Truppen zu vergleichen, und da fällt der große Unterschied auf, der zwischen dem rechten und dem linken Flügel bestand. Auf dem rechten Flügel war das Städtchen Beaune von vornherein der zu verteidigende Punkt, das Regiment 16 lag darin und sollte es halten, während die Vor-

*) Am 24. November hatte General v. Stiehle an den General v. Voigts-Rhetz geschrieben: „ . . . Die Armee-Abteilung des Großherzogs von Mecklenburg kann erst am 28. oder 29. mit der Zweiten Armee gemeinsam schlagen. Se. Königliche Hoheit (Prinz Friedrich Karl) wird deshalb den entscheidenden Angriff bis dahin vertagen. . . ."

Digitized by Google

posten, das Regiment 57, vorgeschoben waren und sich bei einem Andrängen des Feindes zurückziehen und als Reserve sammeln sollten. Auf dem linken Flügel lag die 39. Infanteriebrigade mit ihrer Artillerie aber vor der Stellung von Longcour; ganz entgegen allen theoretischen Lehren mußte sie sich also zurückziehen, wenn sie die Hauptposition verteidigen wollte; doch ist das aus zwei Gründen erklärlich: erstens sollten die Truppen die Position, die sie am 24. genommen und in denen sie sich recht gut hatten schlagen und behaupten können, nicht ohne Zwang räumen, und dann gab es in oder dicht hinter Longcour keine Unterkunftsräume (wie Beaune auf dem rechten Flügel) für das Gros der Brigade; man hätte sie teilweise biwakieren lassen müssen, und das mußte man in dieser Jahreszeit selbstverständlich vermeiden. So ist die Schlacht auf den beiden Flügeln in ganz verschiedener Weise eingeleitet worden: auf dem rechten Flügel, indem sich die Vorposten auf die Seiten der Hauptposition zurückzogen, auf dem linken Flügel, indem sich die Truppen vor der Hauptposition schlugen und auf diese erst zurückgingen, als das Zurückdrängen des äußersten Flügels bei Corbeilles und die Übermacht in der Front dazu zwangen.

Das Generalkommando X. Armeekorps.

Nach diesen das Korps im allgemeinen betreffenden Bemerkungen gehe ich dazu über, den Verlauf des Tages beim Generalkommando zu schildern.

Dieses war mit allen seinen Offizieren in Beaune la Rolande in der Nähe des Marktplatzes einquartiert, jedoch waren entsendet: Rittmeister v. Alvensleben vom Husarenregiment 11, Ordonnanzoffizier des Generalkommandos, am 27. November mit 2 Zügen Dragoner nach Chateau Landon, um von hier aus den General v. Kraatz aufzusuchen und ihn über den Stand der Dinge aufzuklären, und Hauptmann Neumeister, der 2. Ingenieuroffizier des Generalkommandos, am 28. November ganz früh gleichfalls nach Chateau Landon, um die Zerstörung der Eisenbahn nördlich Montargis zu leiten.

Da Oberstleutnant Cramer, der Kommandeur der Ingenieure und Pioniere, und sein Adjutant, Leutnant Rothenberger, krank waren, auch der Ordonnanzoffizier, Premierleutnant v. Kotze vom Ulanenregiment 13, infolge seiner am 24. November bei Boiscommun erhaltenen Verwundung mit den Wagen nach Egry abfuhr, bestand das Generalkommando außer dem kommandierenden General und dem Chef des Generalstabes*) aus den Generalstabsoffizieren Major Seebeck,**) Hauptmann v. Huene***) und Premierleutnant v. Podbielski,†) den Adjutanten Rittmeister v. Rosenberg, Hauptmann v. Lessing

*) Oberstleutnant v. Caprivi, der spätere Reichskanzler.
**) später kommandierender General des X. Armeekorps.
***) der spätere bekannte Reichstagsabgeordnete.
†) der jetzige Minister für Landwirtschaft usw.

Digitized by Google

und Premierleutnant v. Willich, den Ordonnanzoffizieren Leutnant v. Lüttwitz vom Dragonerregiment 9 und Leutnant v. Bredow vom Husarenregiment 10, und schließlich Oberst v. der Becke, Kommandeur der Artillerie, nebst seinen Adjutanten, dem Premierleutnant Looff und Leutnant Otto.

Die im Laufe des Tages eingehenden Meldungen sind vielfach durch Offiziere überbracht und mündliche gewesen, es haben sich nur wenige schriftliche erhalten, aber die vom Generalkommando an das Oberkommando laufend eingesandten Meldungen geben ein getreues Bild, welche Nachrichten es jeweils erhielt und wie sich die Situation gestaltete. So hatte das Generalkommando von dem Rittmeister v. Alvensleben in der Nacht nachstehende Meldung bekommen:

Chateau Landon, 27. 11. 70, abends 7 Uhr.

Nach eingegangenen Meldungen durch Rekognoszierungen des hiesigen Detachements ist Vormittags Montargis stark besetzt gefunden. Nachmittags 5 Uhr kam die Meldung, daß Fontenay besetzt, daß die Straße über Ferrières nach Courtenay nicht frei ist. Das Detachement wird morgen die Eisenbahn oberhalb Fontenay zu zerstören suchen. Ich versuche diese Nacht 2 Uhr von der direkten Straße nach Sens nach Courtenay zu gelangen und bis Joigny vorzugehen.

Notiz. Die Besetzung von Fontenay macht den Eindruck von einer Brückenzerstörung bei Nargis.

(gez.) v. Alvensleben,
Rittmeister 11. Husaren.

Dementsprechend erging am 28., früh 7 Uhr, folgendes Telegramm an das Oberkommando nach Pithiviers:

Beaune, 28. 11., früh 7 Uhr.

Nachts Meldung erhalten, daß Feind Fontenay, südöstlich Chateau Landon, gestern Abend besetzt hat. Meldender Offizier meint, das Verhalten des Feindes macht den Eindruck, wie wenn er Brücken zerstören wolle. Diesseitige Eisenbahnzerstörung bei Chateau Landon beginnt heute früh. Straße Ferrières—Courtenay soll vom Feinde nicht frei sein. Schiebe Korpsartillerie und die in Reserve befindliche Infanteriebrigade heut näher an meinen linken Flügel.

(gez.) v. Voigts-Rhetz.

Im übrigen war die Nacht, abgesehen von Plänkeleien bei den Vorposten, ohne Störung verlaufen. Seit ungefähr 8 Uhr früh verstärkte sich jedoch das Feuer in der Richtung auf Juranville; dem Oberkommando wurde telegraphisch gemeldet:

Beaune, 28. 11., früh 9 Uhr.

In der Richtung auf Maizières Infanterie- und Artilleriefeuer hörbar. Nähere Mitteilungen fehlen noch. Bei Boiscommun Bewegungen beim Feinde sichtbar, ihr Zweck nicht zu erkennen.

(gez.) v. Voigts-Rhetz.

Die Depesche mochte eben zur Telegraphenstation gesandt sein, als plötzlich eine Granate in den Hof des Gebäudes fiel, in dem das Generalkommando untergebracht war. Sofort wurde alarmiert, Major Seebeck wurde nach Juranville entsandt, um den kommandierenden General mit Nach-

Digitized by Google

richten zu versehen und in seinem Auftrage, wenn nötig, einzuwirken und Leutnant v. Bredow wurde zur 37. Infanteriebrigade abgeschickt, welche ebenso wie die Korpsartillerie den Befehl erhielt, sich beim Bahnhof von Beaune la Rolande zu sammeln.

Von Juranville her gingen nun wohl mündliche Meldungen ein; darauf wurden nachstehende zwei Meldungen dem Oberkommando zugeschickt:

Beaune, 28. 11., früh 9^{15}.

Es ist ein Vorpostengefecht bei Juranville, das im Augenblick, $9^{1}/_{4}$ Uhr, nachzulassen scheint. Feind hat einige Bataillone gezeigt, aber keine Artillerie. Diesseitige Infanterie und Artillerie haben ihn bis jetzt leicht zurückgehalten.

(gez.) v. Voigts-Rhetz.

Beaune, 28. 11., früh 10^{10}.

Bei St. Loup hat der Feind einige Geschütze aufgefahren, die langsam gegen Beaune feuern. Vom linken Flügel nichts neues.

(gez.) v. Voigts-Rhetz.

Inzwischen hatte das Generalkommando die Stadt verlassen; beim Passieren der Straßen und besonders der Umfassung sah man die 16er eifrig an der Arbeit, die Gebäude und Mauern zur Verteidigung herzurichten.

An den vorhergehenden Tagen hatte sich das Generalkommando während der Gefechte auf der südöstlich von Beaune befindlichen Höhe der Moulins de la Montagne aufgehalten, am 28. aber begab es sich nach der östlich der Stadt gelegenen Windmühlenhöhe bei les Roches, weil diese an der Straße nach Juranville liegt, wo ja das Gefecht im Gange war, so daß man dort am schnellsten die Meldungen erhielt. Daselbst nun gingen, und zwar wohl durch persönliche Übermittlung, folgende Meldungen bei ihm ein:

Das Gefecht dauert noch fort, jedoch mit geringerer Lebhaftigkeit. Die Truppen der Brigade Valentini sind auf Juranville und hinter diesen Ort zurückgegangen, namentlich hat der rechte Flügel eine bedeutende rückgängige Bewegung gemacht. Diesseitige Vorposten noch nicht angegriffen, doch sind größere und kleinere Trupps vor der Front bemerkbar.

Abgang 28. 11., früh $9^{1}/_{2}$ Uhr.*)

(gez.) v. Gerhardt.

Von St. Loup aus ist Orminette mit Granaten beworfen worden, 4—6 Schuß gefallen.

Orminette, 23. 11., früh 10 Uhr.

(gez.) v. Cranach.

Ferner kam vom linken Flügel die nachstehende:

An das Generalkommando.

39. Infanteriebrigade. 28. 11. 1870.**)

Angriff des Feindes von Juranville mit etwa 900 Mann vom Füs. Bat. Regts. 79 zurückgewiesen. Auf der Straße von Maizières kommen aber wieder Kolonnen vor.

(gez.) v. Valentini.

---

*) Ortsangabe fehlt, jedenfalls aus Foucerive abgeschickt.

**) Ort und Tagesstunde sind nicht angegeben.

Digitized by Google

Dementsprechend sandte das Generalkommando dem Oberkommando in Pithiviers folgende Meldung:

Mühle östlich Beaune, 28. 11., vorm. 10¾ Uhr.

Das Gefecht auf der Front geht matt weiter, auf meinem linken Flügel dagegen dehnt es sich weiter aus.

(gez.) v. Voigts-Rhetz.

Die Lage, in der sich das Korps und speziell das Generalkommando um diese Zeit befand, war, wenn man sie nachträglich betrachtet, eine ganz eigentümliche:

Das 18. französische Korps war schon in der Frühe auf Maizières und Juranville gegen die 39. Infanteriebrigade vorgegangen, in der Front dagegen beschränkten sich die Vortruppen des 20. Korps darauf, nur langsam vorzufühlen, während von St. Loup her hin und wieder ein Kanonenschuß fiel, bis dahin etwa 8 bis 10 Schuß. Es kam dies daher, daß das Korps mit seiner 1. Division von Boiscommun nach Nordwesten weit über Nancray ausholte; dieser Marsch konnte von den deutschen Vorposten nicht gesehen werden, blieb also auch höheren Orts unbekannt, die 2. und 3. Division des genannten französischen Korps aber warteten bei St. Loup ab und drückten mit ihren Vortruppen wie gesagt nur langsam vor.

Das letztangeführte Telegramm des Generals v. Voigts-Rhetz gibt in Kürze die Lage wieder; das Verhalten des Feindes mußte den Eindruck machen, daß dieser in der Front nur sicherte, dagegen mit seinen Massen nach Osten ausgriff, um die dort stehenden deutschen Truppen zurückzudrücken und nach Norden durchzubrechen; ja auch hinter diesen her konnten schon feindliche Massen am Loing entlang vormarschieren. Die Unsicherheit darüber, was der Feind von Gien und Montargis her vorführe, sprach wesentlich mit; die diesseitigen Patrouillen hatten dorthin nicht durchkommen können, aber die vielen Nachrichten, die man aus Aussagen der Einwohner erhalten hatte, stimmten alle dahin überein, daß größere Massen von Süden her im Vormarsch wären. Ein späteres Telegramm des Generalkommandos, welches demnächst angeführt werden wird, gibt diesem Gedanken auch Ausdruck; von Westen her zeigte sich gar nichts, auch von Süden her, aus der Richtung, in der die Anwesenheit starker feindlicher Massen bekannt war, erfolgte kein wirklicher Angriff, also gab — so konnte man beim Generalkommando nur urteilen — die eingeleitete Offensive des Feindes bei Juranville seine Angriffsrichtung an. Die Maßnahmen der Franzosen, die in ihrem Zusammenhange gar nicht so beabsichtigt waren, führten das Generalkommando und die Truppen des X. Armeekorps ganz irre, wie man sieht, besonders wurde die Aufmerksamkeit des ersteren von den Verhältnissen bei dem Städtchen Beaune abgelenkt. Demzufolge begab es sich auch bald nach Absendung des Telegramms von 10¾ Uhr mehr hinter den linken Flügel des Korps, nach dem Bahnhof von Beaune la Rolande, der über 4 km von

Digitized by Google

der Stadt Beaune entfernt ist. Dieselbe Entfernung ist von hier auch bis Juranville, so daß das Generalkommando von beiden Punkten gleich weit entfernt war. Auf dem Ritt dorthin oder gleich nach dem Eintreffen beim Bahnhof bekam es folgende zwei Meldungen von den abgesandten Offizieren:

Brigade Lehmann. II. Bat. Regts. 91 rückt auf Gefechtsfeld nach Vergouville, 2 Kompagnien 78 und die 4. Eskadron 9. Dragonerregiments nach Bordeaux, der Rest der Brigade konzentriert sich am Bahnhof, wo bereits die gesamte Korpsartillerie und ein Sanitätsdetachement eingetroffen sind. Das Gefecht in Lorcy stockt fast ganz. Der Oberst Lehmann erwartet weitere Befehle am Bahnhof.*)

Abgang 28. 11., früh 10^{30}.

(gez.) v. Bredow,
Leutnant im Husarenregiment 10, Ordonnanzoffizier
des Generalkommandos.

— —

3/4 11. Ich habe soeben Brigade Lehmann über die Gefechtslage persönlich orientiert und reite zur Brigade Valentini zurück, woselbst das Gefecht bei den vorgeschobenen Truppen wieder lebhafter wird, aber immer noch ohne Artillerie. Dem Detachement in Bordeaux, welches noch im Marsch ist, habe ich Auftrag geben lassen, fleißig zu patrouillieren nach Osten.

28. 11. 70.

(gez.) Seebeck,
Major im Generalstabe.

Die in den Meldungen erwähnten Truppenverschiebungen gründeten sich auf einen am Abend vorher erlassenen Befehl des Generalkommandos, wonach die Brigade Lehmann, die 37., Bordeaux mit 2 Kompagnien und 1/2 Eskadron belegen und Oberst v. Valentini sich, wenn er bedroht würde, direkt an den Oberst Lehmann wenden solle. Dieser hatte das II. Bat. Regiments 91 schon zu seiner Unterstützung abgesendet. Vom Bahnhof Beaune konnte das Generalkommando das Gefecht im Süden und Osten beobachten, und erhielt wohl beim Eintreffen am Bahnhofe aus beiden Richtungen Meldungen, die nachstehendem Telegramme an das Oberkommando, dem nächsten, welches abgeschickt wurde, zugrunde lagen:

Bahnhof Beaune la Rolande, 18. 11., morgens 11 Uhr.

Feind drängt meine Vorposten bei Corbeilles und Lorcy zurück, ich ziehe die Korpsartillerie und die disponible Brigade Lehmann an den Schnittpunkt der Eisenbahn und der Voie de César.

(gez.) v. Voigts-Rhetz.

Sehr bald jedoch kamen noch weitere Meldungen aus der Front vom Oberst v. Valentini, wonach er von bedeutenden Kräften angegriffen wurde,

*) In dieser Meldung ist der Satz: „Das Gefecht in Lorcy stockt fast ganz" durchstrichen. Vielleicht fing beim Abgang der Meldung das Gefecht wieder an (wie dies ja auch Major Seebeck meldete) und Leutnant v. Bredow strich den Satz deshalb einfach aus. — Hauptmann Hoenig führt diese Meldung als einen Befehl an, den General v. Voigts-Rhetz an die 39. Infanteriebrigade erlassen habe. Dies ist nicht richtig, was sich schon aus den ersten Worten, aus der Unterschrift und daraus ergibt, daß sich die Meldung in den Akten des Generalkommandos befindet.

Digitized by Google

so daß das Generalkommando ihm um 11¾ Uhr auch das Füsilierbataillon Regiments 91 zur Unterstützung zuschickte und an das Oberkommando folgendes Telegramm absandte:

Bahnhof Beaune la Rolande, 28. 11., morgens 11¾ Uhr.

Um 11¾ Infanteriegefecht in der Gegend von Juranville und Lorcy, in dem der Feind starke Schützenschwärme aber keine Artillerie zeigt. Ich habe durch einen Teil der Brigade Lehmann die Brigade Valentini unterstützen lassen und stehe mit dem Rest der Brigade Lehmann und der Korpsartillerie am Bahnhof an der Cäsarstraße. Aus meinem linken Flügel fehlen mir noch Meldungen, doch halte ich es nicht für unmöglich, daß der Feind durch das Gefecht seinen Marsch nach Norden maskieren will.

(gez.) v. Voigts-Rhetz.

Mit diesem Telegramm ritt Leutnant v. Lüttwitz vom Dragonerregiment 9, Ordonnanzoffizier des Generalkommandos, nach Beaune zur dortigen Telegraphenstation ab; da diese aber schon ihren Dienst eingestellt hatte, ist es in Boynes, und zwar um 1³¹ Uhr aufgegeben worden.

Gleich nach dem Abgang dieser Depesche ging nun folgende Verfügung des Oberkommandos, und dicht hinter dieser die danach aufgeführte Meldung des Generals v. Wedell ein:

An General v. Voigts-Rhetz.

H. Q. Pithiviers, 28. 11. 1870, vorm. 9½ Uhr.

Ew. Exzellenz Meldung, daß die feindlichen Spitzen bis Fontenay gelangt und daß die Bahnsprengung stattfindet, habe ich erhalten. Die über Montargis vormarschierenden feindlichen Truppen gehören wahrscheinlich zum 18. Armeekorps und deren Fortschreiten längs des Loing namentlich auf rechtem Ufer muß verhindert werden. Ew. Exzellenz wollen deshalb heute eine durch Artillerie und Kavallerie verstärkte Infanteriebrigade über Chateau Landon abrücken lassen, welche eine Verteidigungsstellung für oben beregten Zweck nimmt und in der Richtung auf Joigny Detachements vortreibt. Auf diese Weise wird es möglich sein, den General v. Kraatz, welcher nach Nachrichten des Generals v. Tiedemann gestern am 27. in St. Florentin gewesen, also heut, am 28. voraussichtlich Joigny erreicht, den Befehl zukommen zu lassen, sich an das X. Armeekorps heranzuziehen.

Ob Ew. Exzellenz hierfür die Richtung über Sens zu wählen nötig finden, wird der Stand der feindlichen Truppen zwischen Loing und Yonne ergeben.

Das III. Armeekorps hat den Befehl erhalten, heute Boynes und Barville belegend, sich von Pithiviers, rechter Flügel, bis zur engen Verbindung mit Ew. Exzellenz Truppen bei Beaune zu dislocieren und in ein dort etwa sich heut engagierendes Gefecht nachdrücklich einzugreifen.

Die Armee-Abteilung des Großherzogs von Mecklenburg hat gestern Bonneval und Chateaudun ohne Gefecht erreicht, ruht dort heut und wird morgen mit den Spitzen auf Janville dirigiert werden, um so eine Linksschiebung des IX. Armeekorps einzuleiten. Je nach dem Verlauf des heutigen Tages, worüber ich um häufige telegraphische Meldungen ersuche, werde ich bestimmen, ob das X. Armeekorps in den Raum zwischen Loing und Yonne zu rücken — das III. Armeekorps von Beaumont nach Chateau Landon hin Aufstellung zu nehmen haben wird.

Eben geht die Nachricht von dem sich entspinnenden Gefecht bei Maizières ein. Die bereits versammelte 5. Infanteriedivision wird unverzüglich gegen Beaune abrücken.*)

*) Dies geschah leider nicht.

Digitized by Google

Sobald der Stand des Gefechts es erlaubt, wird Sorge für Deckung des Loing-Tals bei Chateau Landon zu treffen sein. (Vom Prinzen persönlich eingeschrieben:) Das Telegramm von 1/2 10 Uhr, welches über das Vorpostengefecht bei Juranville sagt, daß es erlischt, geht eben ein. Umsomehr rechne ich auf die Ausführung des Marsches einer Brigade X. Korps nach dem Loing am heutigen Tage.

Der Generalfeldmarschall.
(gez.) Friedrich Karl.

Beaune, 28. 11., vorm. 11 1/4 Uhr.

Batilly hat diesseits von den Vorposten geräumt werden müssen, weil der rechte Flügel der diesseitigen Stellung von mehreren feindlichen Bataillonen umgangen worden.

(gez.) v. Wedell.

Diese Schriftstücke und das, was das Generalkommando darauf veranlaßte, erheischen eine eingehende Besprechung; ohne solche ist manches nicht zu verstehen, und sie ist sehr wichtig, da sie allein eine klare Situation schafft und ein Unrecht, welches der Hauptmann Hoenig in seinem Werke dem Hauptmann v. Huene zufügt, wieder gut macht. Die Zuschrift des Oberkommandos dürfte etwas vor 11 55 Uhr beim Generalkommando eingetroffen sein. Wie immer besprach Oberstleutnant v. Caprivi sie mit General v. Voigts-Rhetz und diktierte mir darauf die Konzepte folgender zwei Telegramme an das Oberkommando und an die 5. Infanteriedivision:

An das Oberkommando.

Schreiben von heut früh 9 1/2 Uhr erhalten. Habe die 5. Division ersucht, sofort den General v. Wedell in seiner Stellung bei Beaune abzulösen, um dann, wenn der Stand des Gefechts bei Juranville es gestattet, den befohlenen Linksabmarsch auszuführen. Soeben meldet General Wedell, daß der rechte Flügel seiner Vorposten bei Batilly zurückgedrängt wird.

5. Division. Boynes.

Prinz befiehlt mir Linksabmarsch. Da ich aber auf meiner ganzen Front engagiert bin, kann ich ihn keinesfalls eher ausführen, als bis die 5. Division die Brigade Wedell in ihrer Stellung in Beaune abgelöst hat, was schnell auszuführen ich bitte.

11 55 vorm.

(gez.) v. Voigts-Rhetz.

Abgang 28. 11. 12 1/2 U. M.

Ich schrieb diese beiden Konzepte auf die Rückseite der Zuschrift des Oberkommandos, zugleich mit der Zeit 11 55 Uhr; erst während des Diktierens oder dicht vorher ist, wie man sieht, die Meldung des Generals v. Wedell von 11 1/4 Uhr eingegangen. Nicht lange danach lief aber auch folgende Meldung des Majors v. Scherff ein, der die danach angeführte Meldung des Majors v. Schöler beigelegen haben kann, da sie sich gleichfalls in den Akten des Generalkommandos befindet und der Zeit nach hierher gehört:

An das Generalkommando.

Feind versucht, jedoch nicht sehr energisch, den rechten Flügel zu umgehen, kanoniert auch in der Front, Batilly ist geräumt. Auf Meldung und Anfrage des

Digitized by Google

Generals v. Lüderitz (4 Regimenter, 1 reitende Batterie und 1 Bataillon) ist derselbe ersucht worden, mit 1 Bataillon Barville zu besetzen, mit Kavalleriedivision bis Barville und von da südwärts näher heranzukommen. Befehle an sie also — wenn Generalkommando anders verfügt — auf die Straße Boynes—Beaune zu senden.

28. 11., vorm. 11¾ Uhr.

(gez.) v. Scherff.

An Oberst v. Cranach.

Von Batilly, St. Michel ꝛc. her zeigen sich in den Gebüschen starke Schützenschwärme, dahinter geschlossene Abteilungen; ich stehe auf dem rechten Flügel der schweren Batterie zu deren Deckung; ein großer Teil der feindlichen Abteilungen scheint sich nach unsrem linken Flügel zu ziehen.

28. 11., vorm. 11 Uhr.

(gez.) v. Schöler,
Major Rgts. 57.

Nach der Meldung des Majors v. Scherff kam die 1. Kavalleriedivision mit 1 Batterie und 1 Bataillon näher an den rechten Flügel heran, und da nach der Zuschrift des Oberkommandos die 5. Division schon im Anmarsch auf Beaune war, so hatten sich wohl General v. Voigts-Rhetz oder Oberstleutnant v. Caprivi überlegt, daß eine Beschleunigung des Herankommens dieser Truppen, welche infolge des Telegramms erfolgen mußte, nicht nötig sei. Vorläufig könne wohl das X. Korps das Gefecht noch für sich allein bestehen, und wenn bei Beaune eine Unterstützung erforderlich wäre, so würde diese durch die 1. Kavalleriedivision erfolgen, bzw. die 19. Division würde sie auf Grund des Befehls an General v. Wedell, er solle event. direkt an das Oberkommando telegraphieren (siehe später), direkt erbitten. Diese oder ähnliche Motive mögen vorgelegen haben, jedenfalls unterblieb vorläufig die Absendung der Depeschen an das Oberkommando und die 5. Division. Als aber von Juranville und von Corbeilles her neue Meldungen eingingen, die die Situation als schlimmer zeigten, oder als man beim Generalkommando das selbst sah, konnte man nicht länger zögern, und nun wurden die beiden Telegramme rasch ins Reine geschrieben, um von der Telegraphenstation in der Stadt Beaune expediert zu werden. Daß diese schon zu funktionieren aufgehört hatte, wußte das Generalkommando damals noch nicht. Diese Reinschrift nun besorgte der Hauptmann v. Huene; er nahm dazu zwei Meldekarten des Generalkommandos, wie wir sie stets bei uns trugen, und schrieb auf jede ein Telegramm; darauf ritt er mit beiden ab. Da aber inzwischen die Telegraphenstation in Beaune aufgehoben war, konnten sie daselbst nicht mehr aufgegeben werden. Wer sie dem Hauptmann v. Huene abnahm, ist nicht mehr festzustellen, vielleicht war es Graf Waldersee,*) den Hauptmann v. Huene auch bei Beaune traf und der ja zum III. Korps reiten wollte. Jedenfalls sind beide Meldekarten an das Oberkommando gelangt, in dessen Akten sie sich

*) Flügeladjutant Sr. Majestät des Königs, und von ihm zur Zweiten Armee gesandt.

Digitized by Google

befinden.*) Aus dem Umstande nun, daß Hauptmann v. Huene die beiden Meldekarten schrieb, ergibt sich folgendes:

Zuerst einmal, daß er um die Zeit, als er sie schrieb, noch nicht die Meldung über den Verlust von Beaune gebracht hatte; das Telegramm an das Oberkommando enthält nur die Mitteilung, daß der rechte Flügel der Vorposten bei Batilly zurückgedrängt werde. Also hat um 12½ Uhr das Generalkommando noch nicht die Meldung über den Verlust von Beaune oder über die weitere Umgehung der Stadt im Norden gehabt; nur das Zurückgehen der Vorposten bei Batilly ist ihm bekannt. Und zweitens ergibt sich, daß Hauptmann v. Huene am Vormittag des 28. nicht bei der 19. Infanteriedivision bei der Stadt Beaune als berichterstattender Offizier war, denn wäre er vorher dort gewesen, so hätte er zu dieser Zeit nicht für das Oberkommando eine Meldung mit solchem Inhalt schreiben können. Denn um diese Zeit war die Situation bei Beaune schon eine ganz andere, als sie das Telegramm wiedergibt, das eben nur auf Grund der Meldung des Generals v. Wedell die bezügliche Mitteilung enthält. Ich habe auch nie davon etwas gewußt, und weder Oberstleutnant v. Caprivi noch Hauptmann v. Huene haben mir je davon gesprochen, daß letzterer in Beaune bei der 19. Division als Nachrichtenoffizier vom Generalkommando war. Keine einzige Meldung des Hauptmanns v. Huene von Beaune her ist in den Akten oder wird jemals erwähnt; bei seinem Eifer hätte er sicher öfter gemeldet. Auch hätte er mir, besonders am 15. Oktober 1895, wo er mir nochmals seine Erlebnisse vom 28. November 1870 genauer erzählte, ganz sicher davon etwas gesagt. Im Interesse seines Andenkens habe ich diese Sache etwas ausführlich behandeln zu müssen geglaubt; man sieht, daß es unrichtig ist, was Hauptmann Hoenig in dieser Beziehung anführt.

Aber nicht nur Hauptmann v. Huene, sondern auch Oberstleutnant Graf Waldersee war nach Beaune abgeritten. Er hatte sich am frühen Morgen von Pithiviers zum Generalkommando X. Armeekorps begeben und war um 11 Uhr bei diesem am Bahnhof Beaune eingetroffen; von da ab hatte er an allen Besprechungen mit General v. Voigts-Rhetz und Oberstleutnant v. Caprivi teilgenommen und ebenso wie diese die Überzeugung gehabt, das X. Korps könne sich allein halten. Als aber um 12½ Uhr die Lage des linken Flügels, bei Juranville und Corbeilles, sich immer schwieriger gestaltete, und es klar wurde, daß eine Unterstützung nötig sei, sagte Graf Waldersee: „Na, nun ist es doch wohl an der Zeit, daß ich reite und das III. Korps hole", und war auf Beaune zu abgeritten.

Wie bemerkt, war bei Juranville und Corbeilles die Lage der Truppen schwierig geworden; ersterer Ort wurde, nachdem er von den Vorposten gegen

*) Außerdem aber ist auch das Telegramm für das Oberkommando noch als Telegramm, auf Telegraphenpapier in den Akten des Oberkommandos; es trägt den Vermerk: „ab Boynes 1²³ nachm.", beim Oberkommando „präs. 1¼ nachm.".

Digitized by Google

große Überlegenheit anfangs gehalten war, aufgegeben, dann von den Füsilierbataillonen der Regimenter 56 und 91 wieder erobert, von ihnen schließlich aber infolge neu auftretender weit überlegener Kräfte abermals geräumt. Oberst v. Valentini vereinigte seine Kräfte bei Venouille und östlich davon, wo auf Befehl des Generalkommandos noch das I. Bataillon Regiments 91 und die 2. schwere Batterie sowie im weiteren Verlauf noch das I. und II. Bataillon Regiments 78 nebst der 5. und 6. leichten Batterie eingesetzt wurden um den Angriffen der feindlichen Massen Widerstand zu leisten.

Bei Corbeilles hatten die Jäger mit den beiden ihnen zugeteilten Kompagnien Regiments 79*) dem Ansturm der Brigade Bonnet lange widerstanden, und erst als sie auf ihrem linken Flügel umgangen wurden, gaben sie den Posten auf. Die Infanteriekompagnien und 2 Jägerkompagnien wurden infolge des Befehls des kommandierenden Generals auf Longcour dirigiert, während die beiden anderen Jägerkompagnien nach Bordeaux marschierten,**) wo zu ihrer Aufnahme vom Generalkommando das Füsilierbataillon Regiments 78, die 2. leichte Batterie und die 4. Eskadron Dragonerregiments 9 postiert waren.

Das Generalstabswerk gibt, wenn auch nicht ganz korrekt, auf Seite 470 die Verteilung der Truppen des X. Armeekorps zwischen 1 und 2 Uhr an; man ersieht daraus, daß sich nur 2 Infanteriekompagnien, 2 Batterien und 1 Pionierkompagnie noch beim Bahnhof in Reserve befanden. Und um diese Zeit fanden gerade die heftigsten Angriffe der überlegenen Massen in der Front statt, auch mußte man gewärtig sein, einem Vorgehen der Franzosen von Corbeilles aus begegnen zu können.

Diese schwierige Situation war für das Generalkommando die „Krisis von Juranville"; der kommandierende General ließ eben bei dem Mangel ausreichender Reserven, um 12¾ Uhr, wie dies eine in den Akten befindliche, von mir auf Befehl niedergeschriebene Notiz besagt, an den General v. Wedell den Befehl absenden, alles was er entbehren könne, nach dem Bahnhof Beaune zu schicken. Diesen Befehl hatte jedenfalls ein Offizier zu überbringen, er war auch nur mündlich erteilt und ist wohl mit dem Zusatz gegeben worden, daß man annehme, die näherkommende 5. Infanteriedivision mache Truppen der 38. Infanteriebrigade verfügbar. Da diese sich aber selbst in der äußersten Bedrängnis befand und von einer Abgabe von Truppen gar keine Rede sein

*) Hauptmann Hoenig bemängelt in seiner Schrift den Abzug der Vorpostenkompagnien bei Lorcy auf Corbeilles zu den anderen Jägerkompagnien; dieserhalb bemerke ich, daß der Oberst v. Valentini am 27. November eine Disposition und einen Befehl erließ, in denen er in eingehender Weise die Verteidigung der Vorposten, ihre Vereinigung und Leitung regelte, gerade jenen Abzug aus Lorcy nach Corbeilles festsetzte und das Jägerbataillon und die 3. und 4. Kompagnie Regiments 79 unter Major v. Przychowski für die Verteidigung von Corbeilles bestimmte. Hauptmann Hoenig hat wohl die beiden Schriftstücke nicht gelesen.

**) Sie kamen danach auch nach Longcour.

Digitized by Google

konnte, so ist jedenfalls der Befehl auch nicht bestellt worden, wie ich vorgreifend bemerke. Leider ist es mir nicht möglich, mit Sicherheit anzugeben, wer diesen Befehl überbringen sollte. Es ist nicht unmöglich, daß Hauptmann v. Huene selbst, der sich nach dem Schreiben der beiden Telegramme beim Abreiten vielleicht etwas verspätete, damit beauftragt war; ebenso ist es nicht unmöglich, daß Oberstleutnant Graf Waldersee die Bestellung übernahm, da er ja auch über Beaune reiten wollte; am wahrscheinlichsten aber ist es, daß Premierleutnant v. Podbielski ihn überbringen sollte, da dieser auch vom Generalkommando abgesendet war. Der Befehl ist ein Beweis dafür, daß zu dieser Zeit, 12 3/4 Uhr, das Generalkommando keinerlei Kenntnis davon hatte, in welche schwierige Lage die 38. Infanteriebrigade selbst geraten war, ebenso wie dies das Schreiben der Telegramme an das Oberkommando und die 5. Division um 12 1/2 Uhr schon gezeigt hatte.

Diese Anschauungen des Generalkommandos über die Lage beim Städtchen Beaune, die Idee, dort sei keine Schwierigkeit, ja man könne sogar noch Truppen entbehren, sollten nun aber gleich nach Absendung des Befehls von 12 3/4 Uhr zerstört werden, eine neue Krisis trat ein, die „Krisis von Beaune"!

Eine etwas vorher eingegangene Meldung vom rechten Flügel, die leider ohne Zeitangabe ist, hatte gelautet:

28. 11. 70.

Die Vorposten sind herangezogen. Verbindung mit Brigade Valentini ist nicht mehr vorhanden. Hessische Reiter werden eingeschoben werden. Von Batilly und Orme her der Angriff heftig.

(gez.) v. Scherff.

Daraus hatte das Generalkommando noch nichts Beunruhigendes entnommen, die nächste Meldung vom rechten Flügel aber war schon bedenklicher; zur Klarlegung, so wenig sonst Aktenstudien angebracht sein mögen, muß ich das nun folgende Schriftstück näher besprechen. Es ist dies ein Telegramm, ab Boynes 11^{18}, in Beaune aufgenommen 11^{27}, folgendermaßen lautend:

An General v. Voigts-Rhetz.

Die Patrouillen der Feldwache bei Arconville melden, daß die feindliche Infanterie, ungefähr 2 Kompagnien, die in Nancray und Batilly gestanden, sich nach Batilly zieht und bei Nancray auch Infanterie vorrückt.

(gez.) v. Hartmann.

Auf der Rückseite befinden sich in Blei zwei Zuschriften, welche lauten:

spr. An General Wedell zur Kenntnis. Wenn bei Ihnen etwas besonders Interessantes vorfällt, telegraphieren Sie direkt an das Oberkommando.

A. B.

(gez.) v. Lessing.

An Oberkommando telegraphiert: Frontalangriff von St. Loup, mit starker Umgehung der rechten Flanke über Batilly (seit voriger Meldung an Generalkommando auch Artillerie flankierend) im Gange. Kavalleriedivision Boynes benachrichtigt.

A. B.

(gez.) v. Scherff.

Digitized by Google

Dieser Zuschrift mögen auch wohl nachstehende Meldungen beigelegen haben, die sich gleichfalls in den Akten des Generalkommandos befinden:

38. Infanteriebrigade.

Ersuche um Meldung, wie es bei den Vorposten bei Orme und Jarrisoy steht.

Beaune, 28. 11., 11½ Uhr.

(gez.) v. Wedell.

An Major v. Wehren oder Oberst v. Cranach.

Orme wird von 2—3 Brigaden von der rechten Flanke und (ein Wort, unleserlich) angegriffen.

(gez.) v. Cranach.

38. Infanteriebrigade.

Orme wird von circa 3 feindlichen Brigaden angegriffen.

Beaune, 28. 11. 70., 12 Uhr.

(gez.) v. Wedell.

An General v. Wedell.

Der Feind wurde heut Morgen 7½ Uhr in Maizières angetroffen, ebenso im Gehöfte Magnanville auf der Straße Bellegarde. Um 8 Uhr hatte er sich aus beiden Stellungen auf den beiden Straßen zurückgezogen. Der Maire von Maizières, ein Gefangener vom 3. Mobil. Regiment, sagte aus, daß die Linie Maizières—Bellegarde—St. Loup circa 2—3000 Mann Besatzung habe. Gegen 10 Uhr wurden in Maizières bereits Requisitionen angeordnet, rückte der Feind auf beiden Straßen in der Stärke von etwa je 1 Bataillon à 3—400 Mann mit vorgeschobenen Eklaireurs vor und zog sich Unterzeichneter mit der Kavalleriepatrouille zurück, da der Nebel zu dick wurde. Im Abziehen wurde auf sehr weite Entfernung geschossen. Die Feldwachen sind avertiert — der Maire abgeliefert. Es schien, daß der Feind am Kreuzungspunkt der Straßen Maizières—Bellegarde—St. Loup halten würde. Das Vorgehen war ein langsames Fühlen und konnte bei der nahen Distanz von höchstens 400 Schritt, da wir hinter der Haupterhöhung standen, genau beobachtet werden. Auch soll nach Aussage des Maires Montargis und die Seite von Maizières nach der Brigade Valentini besetzt sein.

11½ Uhr.

(gez.) Bocksfeld,
Hauptmann, Regiment 57.

Berechnet man die Zeiten des ersten Schriftstücks, des Telegramms des Generals v. Hartmann und der auf diesem enthaltenen Zuschriften, so ergibt sich, die Expeditionen mit berücksichtigt, bei den Entfernungen zwischen der Stadt Beaune, dem Bahnhof Beaune und dem Gefechtsfeld bei Beaune, und da General v. Wedell augenscheinlich nicht gefunden, sondern Major v. Scherff getroffen und diesem die Zuschrift übergeben worden ist, daß das Schriftstück etwas nach 12 Uhr vom Generalkommando abgesandt und etwas vor 1 Uhr bei ihm wieder eingetroffen sein dürfte. Die Meldung des Majors v. Scherff zeigte, daß auch der rechte Flügel stärker angegriffen wurde; der kommandierende General entsendete deshalb als Unterstützung den Major Körber mit der 1. und 3. reitenden Batterie*) mit dem Auf-

*) Die 2. reitende Batterie war bekanntlich bei der 5. Kavalleriedivision.

Digitized by Google

trage, nach Beaune zu eilen und in das dortige Gefecht einzugreifen. Major Körber mag mit seinen Batterien noch nicht lange abgefahren gewesen sein, als Hauptmann v. Huene eilig angeritten kam und den Oberstleutnant v. Caprivi bat, ihn allein sprechen zu dürfen. Er meldete ihm, er habe dicht vor Beaune den Major v. Scherff getroffen und dieser habe ihm gesagt, „es stehe sehr schlimm, Beaune sei aufgegeben worden".*) Diese Meldung zeigte die bedenkliche Lage für das Korps, Oberstleutnant v. Caprivi übersah sie aber sogleich dahin, daß schleunigst alles geschehen müsse, die 38. Infanteriebrigade zum Stehen zu bringen, wenn nicht in Beaune, so doch möglichst nahe dabei, daß ein weiteres Zurückweichen derselben die größten Gefahren in sich schlösse und daß dadurch auch der linke Flügel in schwere Bedrängnis geraten würde. Jeder Aufenthalt mußte vermieden werden, daher machte er auch dem General v. Voigts-Rhetz noch nicht sofort Meldung, sondern wies den Hauptmann v. Huene an, so schnell als möglich zurückzureiten und der Division den Befehl zu bringen, unter allen Umständen nahe bei Beaune stehen zu bleiben und sich zu halten; dann solle Hauptmann v. Huene rasch zurückkehren und melden, in welcher Situation sich die Brigade befände und wo sie sich hielte. Erst nachdem dieses Wichtigste und Notwendigste geschehen, nachdem Hauptmann v. Huene abgesandt war, erstattete Oberstleutnant v. Caprivi dem General v. Voigts Rhetz Meldung.**) Bis dahin hatte dieser noch nichts gewußt, und da Hauptmann Hoenig diesen Moment näher und zwar unrichtig ausführt, möchte ich hinzufügen, daß auch ich, trotzdem ich, wie angegeben, mich in der Nähe befand, ebensowenig wie jemand anders anfangs von Huenes Meldung etwas erfahren hatte; erst nachher erfuhren wir, um was es sich handelte. Der kommandierende General sagte mit lebhafter Gebärde zu Oberstleutnant v. Caprivi: „was nun werden solle, das käme von der viel zu weiten Aufstellung", damit andeutend, daß nun auch der linke Flügel, also die 39. und 37. Brigade zurückgehen müsse. Die Worte des kommandierenden Generals sind mir zwar nicht mehr genau im Gedächtnis, sie hatten aber den angegebenen Sinn; ich führe dies nach Aufzeichnungen an, die ich mir schon vor längeren Jahren gemacht habe. Oberstleutnant v. Caprivi bat um einige Minuten Bedenkzeit, trat mit der Karte beiseite, ging unter den Nußbäumen hin und her und gab dann seine Ansicht dahin ab: „Vorläufig müsse man der 38. Brigade die Mög-

*) Da Hauptmann v. Huene den Oberstleutnant v. Caprivi allein sprach, habe ich diese Meldung nicht mit angehört, aber ich habe den Sachverhalt gleich darauf erfahren, und Hauptmann v. Huene und Oberstleutnant v. Caprivi haben ihn, so oft wir über Beaune sprachen, stets in voller Übereinstimmung dahin angegeben, daß ersterer jene Mitteilung vom Major v. Scherff erhalten habe. Dies ist freilich nicht in Übereinstimmung mit dem Hauptmann Hoenig, der in seinem „Volkskrieg" anführt, Major v. Scherff habe diese Meldung nicht veranlaßt.

**) Oberstleutnant v. Caprivi hat mir den Moment, soweit ich ihn nicht selbst gesehen hatte, stets so angegeben.

Digitized by Google

lichkeit schaffen, sich wieder zu setzen; mit Hilfe der inzwischen eintreffenden reitenden Batterien und infolge des Befehls, den Hauptmann v. Huene überbringe, würde das wohl geschehen, und erst wenn man darüber im klaren sei und Hauptmann v. Huene seine neue Meldung erstattet habe, wäre es an der Zeit, wenn nötig, weitere Befehle zu erteilen." In diesen oder in ähnlichen Worten, jedenfalls in solchen, die diese Gedanken aussprachen, äußerte sich der Chef des Generalstabes, und man kann wohl sagen, daß er, indem er dem Ansinnen des kommandierenden Generals auf sofortigen Abzug auch des linken Flügels nicht nachgab, den Sieg dem Korps erhalten hat. Nur sein klares Urteil, sein Festhalten und seine Energie haben bei der hereingebrochenen schweren Katastrophe die Situation gerettet! Übrigens muß man sich die Lage vergegenwärtigen, in der sich der linke Flügel des Korps befand: von der Front her wurden durch weit überlegene Massen immer neue Angriffe unternommen, Corbeilles und damit der Stützpunkt gegen Osten hatte aufgegeben werden, die Truppen hatten sich gegen Longcour zurückziehen müssen, und es war der Gedanke zwischen General v. Voigts-Rhetz, Oberstleutnant v. Caprivi und Oberstleutnant Graf Waldersee schon erörtert worden, ob nicht doch ein Abzug nach Norden nötig werden könnte. Aber man hoffte in der Front mit der Infanterie und Artillerie und gegen Corbeilles, wenn der Gegner von dort vorginge, mit den noch vorhandenen 79ern und den schweren Batterien der Korpsartillerie, sowie mit dem Detachement in Bordeaux sich halten zu können, bis die 5. Infanteriedivision käme, und so war, indem man deren Herankommen beschleunigte, das Festhalten der Position beschlossen worden, besonders da die feste Stellung bei Beaune Sicherheit von dort her bot und die Verbindung mit der 5. Division gewährleistete. Nun brach plötzlich diese feste Stütze zusammen! Wohl jedem hätte sich der Gedanke aufgedrängt, daß, da der rechte Flügel nachgegeben habe, nun auch der linke, der ja scheinbar ganz in der Luft schwebte und von allen Seiten umfaßt war, zurückgehen müsse, um nicht abgeschnitten zu werden. Und so ist dieser erste Gedanke, dem General v. Voigts-Rhetz Ausdruck gab, ein ganz natürlicher gewesen. Aber nach den kurzen, klaren Worten des Oberstleutnants v. Caprivi stimmte er ihm bei, auch sah man das Gefecht bei Beaune dem Pulverdampf nach noch auf seinem alten Platz. Viel war da freilich nicht zu erblicken, aber der Pulverdampf gab doch etwas Anhalt.

Es waren schwere Minuten, die folgten, die Spannung war zum äußersten gestiegen, da kam schon von fern her mit dem Taschentuch winkend der Premierleutnant v. Podbielski freudestrahlenden Gesichts angeritten, rufend: „Nichts ist verloren, Beaune wird gehalten!" Und dann meldete er eingehender, daß er sich selbst davon überzeugt habe. Bald nach ihm kam auch Hauptmann v. Huene, er meldete noch mehr, die Offensive war danach auch wieder im Gange, und nun konnte das Generalkommando hoffen, daß mit Hilfe der 5. Division auch das Gefecht auf dem rechten Flügel gehalten

Digitized by Google

würde. Mußte die Division, die nach den Mitteilungen des Oberkommandos schon um 9½ Uhr von Dadonville abrücken sollte, doch eigentlich schon bei Beaune sein!*)

Der Höhepunkt der Krisen war überschritten, dicht hintereinander waren sie eingetreten; die von „Juranville" hatte sich langsam zugespitzt, die von „Beaune" war plötzlich hereingebrochen; auf beiden Punkten war noch ein schwerer Kampf zu bestehen, aber der Ausgang war ein glücklicher.

Um weiter über den Kampf bei Beaune orientiert zu bleiben, sandte das Generalkommando den Leutnant v. Lüttwitz dorthin, besonders auch über das Eingreifen der 5. Infanteriedivision sollte er melden. Er kam jedoch nach einiger Zeit und zwar zu Fuß mit der Meldung zurück, ihm sei sein Pferd erschossen, die Franzosen hätten die Verbindung unterbrochen, und es würde schwer sein, durchzukommen. Demzufolge wurde dem Premierleutnant v. Podbielski derselbe Auftrag erteilt, ihm wurde die 3. Kompagnie 79er mitgegeben; diese säuberte das Gelände, so daß der Premierleutnant v. Podbielski nach Beaune und weiter gelangte. Es mag gegen 2 Uhr gewesen sein; im Kriegstagebuch des Generalkommandos steht nach dem Diktat von Oberstleutnant v. Caprivi geschrieben: „. . . Nachmittags ging 'mal die Meldung ein, daß die Franzosen die Verbindung zwischen Beaune und dem Bahnhof unterbrochen hätten. Die letzte Kompagnie, die beim Bahnhof als Reserve noch disponibel war, wurde dagegen abgeschickt und öffnete die Verbindung leicht wieder, da es nur einzelne Leute vom Feind gewesen waren . . ."**) Um diese Zeit erhielt auch das Füsilierbataillon Regiments 78 in Bordeaux nebst der 2. leichten Batterie den Befehl vom kommandierenden General, nach dem Bahnhof zu rücken. Der Mangel an Infanteriereserven war immer fühlbarer geworden, sowohl in der Front wie bei Marcilly konnten jeden Augenblick Verstärkungen nötig werden, und da sich der Feind bei Corbeilles still verhielt, so durfte man das Bataillon, das letzte verfügbare, wohl von dort wegziehen. Das Festhalten der Hauptstellung war jedenfalls das wichtigste. Das Bataillon langte um 3½ Uhr beim Bahnhof an, mußte aber schon nach kurzer Zeit vom kommandierenden General nach Marcilly gesandt werden, eben wegen der von dort gekommenen Meldung und da der Feind auch auf der Westseite von Venouille vorging. Die Lücke bei Marcilly wurde hierdurch geschlossen und dem Oberst v. Valentini wurde mittels folgender Zuschrift Mitteilung gemacht:

An Oberst v. Valentini.

Das Bataillon Wins ist vom kommandierenden General nach Marcilly geschickt, um die Verbindung mit General Wedell zu erhalten. Vom Jägerbataillon stehen etwa

*) Von Dadonville bis Beaune sind 15 km.

**) Auch hieraus geht hervor, daß der Ritt des Leutnants v. Lüttwitz und der darauffolgende des Premierleutnants v. Podbielski, dem die Kompagnie zugeteilt war, nicht so früh erfolgt sind, wie Hauptmann Hoenig annimmt.

Digitized by Google

2 Kompagnieen an der Eisenbahn 2000× s. ö. des Bahnhofs an der Cäsarstraße.
2 Infanteriekompagnien haben Bahnhof besetzt.

A. B.
(gez.) v. Lessing.

Zwar kam, wie vorgreifend bemerkt wird, das Bataillon in Marcilly nicht dazu, in der Front, nach Süden, ein Vorgehen des Feindes verhindern zu müssen, es griff aber auf Befehl des Generals v. Wedell beim letzten Angriff der Franzosen auf der Ostseite von Beaune mit drei Kompagnien ein und hat hier zur Abwehr beigetragen.

Von Beaune her waren inzwischen günstigere Nachrichten eingelaufen. Wohl zuerst traf nachstehende Meldung von der 19. Infanteriedivision ein:

28. 11., nachm. 2¾ Uhr.

Unsere Infanterie ist wieder bis zur Höhe von Beaune vor, welches Regiment 16 überhaupt nicht verloren hatte. Umgehung unseres rechten Flügels ist zurückgegangen, aber sehr heftiges Artilleriefeuer von allen Seiten und Infanterie in unserer linken Flanke. Artillerie dringend wünschenswert.

(gez.) v. Scherff.

Diese Meldung zeigte, daß die Position daselbst doch schon wieder eine bessere geworden sein mußte, und wenn das Generalkommando auch nicht den Wunsch um Artillerie erfüllte und solche absandte,*) da die beiden schweren Batterien der Korpsartillerie als letzte Reserve des linken Flügels nicht fortgegeben werden durften, so konnte es doch annehmen, daß auch diese Schwierigkeit bald gehoben sein würde, als es folgendes Telegramm erhielt:

Telegramm von Pithiviers nach Boynes. Aufgegeben 1¼ mittags.

An Generalkommando X. Armeekorps Beaune.

5. Infanteriedivision marschiert nach Boynes und wird bereits dort sein. Kavalleriedivision Hartmann marschiert nach Barville pp. Teil der Korpsartillerie auf dem Marsche nach Gr. Renneville. Meldungen über den Stand der Dinge an 5. Division.

(gez.) v. Alvensleben.

Wie bald nach dieser Zeit die Situation angesehen wurde, zeigt eine um 4 Uhr dem Rittmeister Andrae vom Generalkommando III. Armeekorps mitgegebene Meldung des Generalkommandos X. Armeekorps, die für das Oberkommando bestimmt war und wie folgt lautete:

Das Gefecht wird vom X. Korps gehalten. Vorposten sind zurück, Aufstellung gehalten. Es ist dringend notwendig, daß die Tete des III. Korps, 9 Infanteriebrigade, direkt auf Beaune marschiert. Dort fehlt es dem 16. Regiment an Munition. Angenehm wäre es, wenn eine Brigade vor Nachtanbruch auf Marcilly vorgeht. Im Stabe des X. Korps bestes Vertrauen. Es steht das X. Korps: linker Flügel bei Les Cotellos, rechter Flügel Beaune.

*) Die Angabe des Hauptmanns Hoenig, das Generalkommando habe der 38 Infanteriebrigade noch am Nachmittag vier Batterien gesandt, ist unrichtig, die Brigade hat keine weitere Unterstützung erhalten. Auf Seite 470 des Generalstabswerks ist die Verteilung der Batterien des X. Korps genau wiedergegeben; daraus geht klar hervor, daß vier Batterien gar nicht mehr zur Verfügung standen.

Digitized by Google

Wohl einige Zeit später ging beim Generalkommando nachstehender Befehl ein, der von dem zum Generalkommando III. Armeekorps abgeschickten Premierleutnant v. Podbielski kam und die Unterstützung durch die 5. Infanteriedivision gewährleistete:

Befehl

des Oberkommandos, durch Rittmeister v. Normann südlich Barville, westlich der Straße auf Beaune an den Premierleutnant v. Podbielski um 1/24 Uhr nachmittags übergeben.

Das III. Armeekorps marschiert auf Pierre percée und Beaune la Rolande, um dort in das Gefecht einzugreifen. Der General v. Alvensleben hält sich südlich Barville auf. Der Prinz Friedrich Karl hat die Leitung der Schlacht übernommen und hält sich bei Boynes, später bei Barville auf.

Für die Richtigkeit:
(gez.) v. Podbielski,
Premierleutnant und Generalstabsoffizier.

Außer diesen schriftlichen Mitteilungen hat das Generalkommando im Lauf der Zeit sicher noch mündliche Meldungen über den Fortgang des Gefechts auf dem rechten Flügel erhalten, und schließlich zeigte die folgende, daß dieses siegreich beendet war:

An das Generalkommando.

Auf dem rechten Flügel Gefecht so gut als vollendet. In Verbindung mit Brigade Schwerin (3 Bataillone, 4 Batterien, Kavallerie) wird die alte Hauptstellung vorläufig Beaune—Batilly wieder aufgenommen. Auf dem linken Flügel ist aber immer noch eine feindliche Abteilung auf Straße Juranville im Marsch.

28. 11., abends 4 1/2 Uhr.

(gez.) v. Scherff.

Auch das Bedenken, welches die letzte Angabe über die feindliche Abteilung auf der Straße Juranville hervorrufen konnte, schwand, als — es war 4 50 — beim Generalkommando folgende Meldung einlief:

Auf Befehl des Generals v. Wedell ist das Fusilierbataillon Regiments 78 zur Verhinderung der Umfassung von Beaune rechts von Marcilly vorgegangen. Marcilly ist durch eine Kompagnie besetzt.

A. B.
(Name, unleserlich.)

In der ganzen Zeit vorher war der Kampf in der Front bei Les Cotelles fortgegangen, große Infanteriemassen, die durch Artillerie unterstützt wurden, griffen immer erneut an, so daß Les Cotelles geräumt wurde und Oberst v. Valentini auf die Hauptstellung südlich Longcour und bei den Moulins des Hommes libres zurückging, wo er sich aber, besonders mit Hilfe der verstärkten Artillerie behauptete. Der Feind gewann kein Terrain weiter; schließlich erhielt das Generalkommando folgende Meldung:

An das Generalkommando X. Armeekorps.

39. Infanteriebrigade. Seit einer halben Stunde Feuer erloschen. Feind aus Cotelles bis jetzt nicht gefolgt. 4 Bataillone der Brigade stehen bei Longcour westlich versammelt. Aus Corbeilles keine Meldung.

28. 11., nachm. 4 Uhr.

(gez.) v. Valentini.

Digitized by Google

Die Schlacht war beendet, die Befehle für die Nacht und den nächsten Morgen wurden erlassen. Abgesehen von den mündlich erteilten, ergingen folgende schriftliche:

An die 1. Trainstaffel.

Es ist dringend wünschenswert, daß morgen mit Tagesanbruch 3/4 Proviantkolonne an der Chaussee südlich Beaumont, wo die Voie de César die Chaussee schneidet, bereit steht, und den Brigaden Lehmann, Valentini und der Korpsartillerie Lebensmittel zuführt. 1/4 Proviantkolonne muß der Brigade Wedell über Egry gegen Beaune so weit als möglich entgegen geführt werden. Zwei Wagen für das Generalkommando sind nach Egry zu schicken. Kann überall Branntwein mitgegeben werden, so ist es um so besser Der Korpsintendantur ist hiervon womöglich Kenntnis zu geben.

28. 11., nachm. 4^{25}.

(gez.) v. Voigts-Rhetz.

An Oberst v. Valentini.

Das Generalkommando geht für die Nacht nach Egry, Major v. Przychowski ist beauftragt, mit seinem Bataillon, der 4. Eskadron Dragonerregiments 9 und 2 Kompagnien 78. Regiments, die sich sämtlich in der Nähe des Bahnhofs befinden, die linke Flanke zu decken. Die 3. und 4. Kompagnie Regiments 79 sind zur Bedeckung des Hauptquartiers nach Egry geschickt. Am Bahnhof werden morgen früh Munitions- und Proviantwagen bereit stehen. Das III. Korps ist aufgefordert worden, womöglich noch heute eine Brigade nach Marcilly zu schicken. Dem Oberst Lehmann ist Mitteilung zu machen. Die Fußabteilung der Korpsartillerie geht nach Egry.

28. 11., nachm. $4^{3}/_{4}$ Uhr.

(gez.) v. Voigts-Rhetz.

Der erwähnte Auftrag an den Major v. Przychowski war diesem vom Generalkommando direkt mündlich erteilt worden, ebenso wie die noch weiteren nötigen Anordnungen für die Nacht direkt ergangen sind.

Dann, es dürfte zwischen 5 und 6 Uhr gewesen sein, begab sich das Generalkommando nach Egry, wo wir in einem kleinen Gasthof Unterkommen fanden und wo bald nachstehendes Schreiben des Generals v. Stiehle einging:

An General der Infanterie v. Voigts-Rhetz, Egry.

Se. Königliche Hoheit erklärt es für von der äußersten Wichtigkeit, daß die für heut befohlene Detachierung einer Brigade Infanterie mit Artillerie nach Chateau Landon, um im Loing-Tal Position zu nehmen, von der intaktesten Brigade des X. Korps noch in dieser Nacht ausgeführt werde. Erneuert sich morgen das Gefecht in Beaune, so ist dort die 5. Infanteriedivision, von 7 Uhr morgens ab bei Boynes die 6 Infanteriedivision und Korpsartillerie des III. Korps, im Laufe des Vormittags auch ebendort 1 Brigade des IX. Armeekorps disponibel. Wir können also mit 7 Brigaden schlagen.

Se. Königliche Hoheit erwartet noch in der Nacht durch Überbringer Rückantwort und Orientierung über das heutige Gefecht.

Beaune, 28. 11. 1870, nachm. $5^{1}/_{2}$ Uhr.

(gez.) v. Stiehle.

Die Detachierung einer Brigade noch in der Nacht war unmöglich; welche sollte genommen werden? In Chateau Landon befanden sich schon 6 Kompagnien, 2 Geschütze und 2 Eskadrons von der 39., also wäre es das

Digitized by Google

Natürlichste gewesen, den Rest dieser Brigade dorthin zu schicken. Aber dieser Rest hatte den ganzen Tag über gefochten und stand mit dem Feinde, der sich ihm gegenüber noch immer in größeren Massen befand, in direkter Fühlung, also war dies ebenso unmöglich, wie eine Ablösung durch die 37. Infanteriebrigade noch in der Nacht. Und sollte man die 37. Brigade nehmen? Auch diese hatte gefochten, war mit den Truppen der 39. vermischt und hatte viele Abteilungen detachiert; jede dieser Maßregeln hätte nur große Verwirrung mit sich gebracht. Die 38. Infanteriebrigade in und um Beaune konnte nicht in Betracht kommen, auch schien die Entsendung überhaupt nicht wichtig, da das Generalkommando von Chateau Landon keine Meldung über das Vorgehen des Feindes im Loing-Tal erhalten, so daß danach angenommen werden konnte, daß ein solches überhaupt nicht stattgefunden hatte. Diese oder ähnliche Erwägungen mögen mitgesprochen haben und so schickte das Generalkommando als Antwort auf vorstehendes Schreiben die folgenden beiden Meldungen an das Oberkommando:

Egry, 28. 11. 1870, abends 7 Uhr.

Die Detachierung einer Brigade noch in dieser Nacht nach Chateau Landon ist unausführbar. Alle 3 Brigaden haben heut geschlagen, alle 3 Brigaden haben Vorposten ausgesetzt, bei allen 3 Brigaden ist Munitionsmangel und keine hat heut abgekocht. Sobald es morgen früh möglich sein wird, werde ich eine Brigade nach Chateau Landon in Marsch setzen, bemerke aber, daß eine Brigade allein nicht im Stande ist, die Stellung bei Longcour zu behaupten und daß, wenn ich eine Brigade von dort nehme, dies nur unter der Voraussetzung geschehen kann, daß inzwischen eine Brigade des III. Korps daselbst eingetroffen ist.

(gez.) v. Voigts-Rhetz.

H. Q. Egry, 28. 11. 1870, abends 7 Uhr.

Das X. Armeekorps hat, nachdem seine Vorposten auf der ganzen Linie hatten zurückgenommen werden müssen, die Stellung Beaune—Longcour behauptet. In und bei Beaune steht heut Abend die Brigade Wedell mit 2 Fuß- und 2 reitenden Batterien, die Brigaden Lehmann und Valentini haben den Höhenrücken zwischen Longcour und Venouille, von der Fußabteilung der Korpsartillerie unterstützt, behauptet. Die Angriffe des Feindes auf die Stellung Beaune—Longcour sind zurückgeschlagen, die Verluste des Korps können noch nicht übersehen werden. Zwei Geschütze, die sich in der Avantgarde befanden und deren Pferde und Leute sämtlich getötet waren, sollen in die Hände des Feindes gefallen sein. Ich schätze den Feind, der dem Korps gegenüber gestanden hat, auf 30 000 Mann. 500 Gefangene habe ich in Händen. Die Posten in Lorcy und Corbeilles, auf denen das Jägerbataillon, unterstützt von einigen Kompagnien sich glänzend gegen eine feindliche Brigade geschlagen hat, mußte ich aufgeben, weil ich des letzten Mannes in der Stellung selbst bedurfte. Aus Chateau Landon habe ich den Tag über keine Meldungen bekommen. Ein aus Nemours kommender Offizier sagt aus, daß das Detachement in Nemours mit dem in Chateau Landon in Verbindung gestanden hat. Eine Dragonereskadron, die in meiner linken Flanke patrouillierte, hat nichts vom Feinde gesehen. Der Feind ist nicht über Corbeilles hinaus nach Norden vorgegangen. Rittmeister v. Alvensleben vom Generalkommando ist heut Nacht 2 Uhr mit 2 Zügen von Chateau Landon aufgebrochen, um General v. Kraatz in Joigny zu erreichen.

(gez.) v. Voigts-Rhetz.

Digitized by Google

Letztere Meldung zeigt am allerbesten, wie beim Generalkommando am Abend die Schlacht beurteilt wurde, sie gibt auch beruhigende Nachrichten aus der linken Flanke wieder; diese wurden durch eine Meldung des Hauptmanns Neumeister bestätigt, die wie folgt lautete:

Chateau Landon, den 28. 11., mittags 3 Uhr.

Ich bin mit dem Pionierkommando unter Hauptmann Lindow nach sehr anstrengendem Marsch um 2 Uhr hier eingetroffen über Sceaux, ohne vom Feinde etwas zu sehen; dagegen war von 9 Uhr an heftiges Gefecht bei Corbeilles, und wird eben hier gemeldet durch Hessische Reiter, daß Corbeilles um 1 Uhr mittags etwa von den Franzosen besetzt sei. Wir werden daher über Beaumont zurückkehren, welchen Weg auch diese Meldung nimmt. Wir sprengen bei le Petit sous les Vignes den Durchlaß über den Retzbach und hoffen heut Abend 5 Uhr zu zünden. Ich komme daher erst morgen Vormittag zurück. In Nemours kein Feind, sondern 1 Eskadron Ulanenregiments 8, 2 Kompagnien Infanterie vom III. Armeekorps. Feind hat Fontenay und Ferrières geräumt und soll ganz auf Montargis zurück sein. Dagegen Franktireurs in dem Walde nördlich Montargis.

(gez.) Neumeister.

Demzufolge erging, in Boynes um 9½ Uhr aufgenommen, folgendes Telegramm an das Oberkommando:

Egry, 28. 11., abends 9 Uhr.

9 Uhr abends erhalte ich aus Chateau Landon die Meldung, daß der Feind Ferrières und Fontenay im Lauf des Tages wieder geräumt hat. Zwischen Chateau Landon und Corbeilles ist den Tag über kein Feind gewesen. Eisenbahnzerstörung sollte nachmittags 5 Uhr vollendet sein.

(gez.) v. Voigts-Rhetz.

Dies Telegramm und die schriftliche Meldung des Generalkommandos sind in Pithiviers beim Oberkommando wohl ziemlich gleichzeitig eingetroffen; aus ihnen hat es die beruhigende Sicherheit entnehmen können, daß der Feind im Loing-Tal nicht nach Norden marschierte und daß eine Umgehung der Armee in ihrer linken Flanke nicht stattfand, so daß damit auch die Hoffnung gehegt werden konnte, daß der General v. Kraatz ebenfalls nicht in seinem Marsch gestört sei. Auch hierüber brachte der nächste Morgen Gewißheit. Nachdem das Generalkommando schon am 28. ein Telegramm aus Sens erhalten hatte, nach welchem General v. Kraatz bei Joigny gefunden und ihm der Befehl des Generalkommandos mitgeteilt sei, bekam es am 29. früh 7 Uhr nachstehende Meldung:

Courtanay, 28. 11., abends 6 Uhr.

General v. Kraatz mittags 11 Uhr inklusive Ersatztruppen in St. Julien getroffen, alle 3 Depeschen richtig abgegeben. Der General hat nach Montargis rekognoszieren lassen, es steht am Eingang des Waldes 11 Kilometer von hier 1 Kompagnie Chasseurs, auf der Straße nach Ferrières befanden sich nur feindliche Patrouillen. Der General beschließt morgen früh die Kolonne 1 Stunde voraus nach Cercoy zu schicken, einen Scheinvormarsch auf Montargis zu machen und dann den Kolonnen zu folgen. Von dort wird er suchen, am nächsten Tag den Loing zu überschreiten und sich mit dem Korps zu vereinigen, eventuell über Nemours, da schon heute Nacht die Brücke bei Dordines nach Chateau Landon wenig Sicherheit bot.

(gez.) v. Alvensleben,
Rittmeister der 11. Husaren.

Digitized by Google

Das Generalkommando sandte diese Meldung sogleich dem Oberkommando mit folgender Zuschrift:

Egry, 29. 11. 70, morgens 7 Uhr.

Anbei eine Meldung des dem General v. Kraatz entgegengeschickten Rittmeisters v. Alvensleben. Gestern abend haben die Vorposten bei Venouille viel Truppen marschieren, in Corbeilles und Lorcy Wagen fahren hören. Der Kommandierende begibt sich soeben nach Beaune und von dort an den Bahnhof.

A. B.

(gez.) v. Caprivi.

Die Nachrichten, welche dieser Meldung zugrunde lagen, zeigten, daß sich während der Nacht noch immer größere Massen vor der Front befanden. Eine Verfolgung des Feindes war noch nicht angängig, am 29. erschien sogar eine Erneuerung des Kampfes nicht unmöglich; Oberstleutnant v. Boltenstern in Chateau Landon erhielt folgenden Befehl:

H. Q. Egry, 29. 11. 70, morgens 5 Uhr.

Das Korps hat gestern den Feind auf der ganzen Linie siegreich zurückgeschlagen, hat aber Corbeilles und Lorcy aufgegeben. Das III. Korps hat gegen Abend eingegriffen. Sie wollen mit ihrem Detachement in Chateau Landon stehen bleiben und sich vergewissern, ob der Feind auf linkem oder rechtem Loing-Ufer gegen Norden vorgeht. Sie wollen ferner die Verbindung mit General Kraatz suchen, und im Notfall — wenn Sie nicht mehr auf Beaumont zurück können — auf Nemours zurückgehen. Meldungen von Ihnen werden so häufig als möglich gewünscht.

Von Seiten des Generalkommandos

(gez.) v. Caprivi.

Dieser Befehl zeigt am besten die Lage des Korps: wohl war der Feind abgeschlagen, aber doch nicht derart weit zurückgeworfen, daß die diesseitigen Truppen zu einer offensiven Verfolgung imstande gewesen wären. Ganz abgesehen davon, daß sie weder am 28. gegessen hatten noch genügend Munition besaßen, läßt ein Rückblick erkennen, daß am Abend des 28. nur noch 2 Infanterie- und 1 Pionierkompagnie nebst 2 Batterien am Bahnhof als Reserve für alle Fälle übrig geblieben waren, die durchaus nötig erschienen, da es bis zum Spätabend möglich blieb, daß der Feind schließlich noch über Corbeilles vorging. Wie aus der 7 Uhr-Meldung hervorgeht, hatte sich das Generalkommando zu dieser Zeit über Beaune wieder nach dem Bahnhof begeben, wo sich bei ihm bald ein Offizier des Oberkommandos, der Major Schmidt vom Generalstabe einfand. Von ihm befinden sich 2 Meldungen in den Akten; sie ergeben am besten, wie sich die Lage am 29. früh und im Laufe dieses Tages gestaltete, und ich führe sie deshalb nachstehend an:

Telegramm von Beaune nach Pithiviers.

An General v. Stiehle.

Bahnhof Beaune, 29 11., früh 9½ Uhr.

Um 8 Uhr in Egry General Voigts-Rhetz nicht mehr getroffen, erst hier am Bahnhof habe ich mich bei Exzellenz gemeldet. Die eben hier eingehenden Meldungen besagen, daß der Feind in der Richtung auf St. Loup und Boiscommun abzieht. Die Gefangenen getroffen zwischen Boynes und Barville von 1ter Division, die bei Bahnhof Beaune von 3ter Division 20. Armeekorps.

Digitized by Google

Oberstleutnant v. Caprivi hat nach den eingegangenen Meldungen, welche im wesentlichen dem Oberkommando mitgeteilt, die Ueberzeugung, daß zwischen Loing und Yonne keine feindlichen Streitkräfte vorgegangen. Brigade Lehmann wird zu einer Rekognoszierung dahin bereit sein, wenn Brigade Wedell vollständig vom III. Korps abgelöst. Die Verluste des X. Korps belaufen sich kaum auf 600 Mann. Erwünscht für das Korps rascher Munitionsersatz, bittet um Anweisung darüber. General v. Voigts-Rhetz beauftragt mich zu melden, daß die Truppen sich ausgezeichnet geschlagen, Infanterieregiment 16 und 91 insbesondre, sowie die Artillerie.

(gez.) Schmidt, Major.

Telegramm von Beaune nach Pithiviers, aufgegeben 29. 11., nachm. 3^{50}.

An General v. Stiehle.

Feind ist entschieden im Zurückgehen, nach Meldung der Avantgarden in südwestlicher Richtung; Landeseinwohner sagen aus, daß auch in der Richtung auf Montargis Truppen zurückgegangen. Nachmittags 1 Uhr auch Corbeilles und Juranville geräumt. Eisenbahnzerstörung östlich Chateau Landon ausgeführt. Auch nachmittags keine Bewegung zwischen Loing und Yonne gemeldet. Hauptquartier X. Korps nach Longcour südlich vom Bahnhof Beaune. Wir kehren jetzt zurück.

(gez.) Schmidt, Major.

Der Umstand, daß das Generalkommando nach Longcour ging, zeigt, daß noch immer mit einer neuen Offensive des Feindes gerechnet wurde, und die Kämpfe am 30., die ich hier nicht zu besprechen habe, beweisen ja auch eindringlich daß der Feind noch in bedeutender Stärke vor der Front geblieben war.

Wenn bei der obigen Schilderung des Verlaufs des 28. die 1. Kavalleriedivision, welche bei Barville, dem X. Korps also zunächst, aufgestellt und über seine schweren Kämpfe auch unterrichtet war, nur wenig erwähnt ist, so erklärt sich dies dadurch, daß sie nicht zum Vorgehen und Eingreifen gelangte.

Meine Schilderung der Tätigkeit des Generalkommandos ist, wie schon bemerkt, nur lückenhaft; es ist nicht möglich, die Vorgänge dieses hochinteressanten Tages alle in ihrer Reihenfolge mit Sicherheit anzugeben und sämtliche mündlichen Befehle und Meldungen aufzuführen. Wenn ich dies letztere, soweit wie es ging, getan und die schriftlichen, welche sich erhalten haben, sämtlich angegeben habe, so hat mich dabei der Gedanke geleitet, daß, trotzdem sich eine auszugsweise Wiedergabe bequemer und angenehmer liest, nur solche wörtliche Anführung ein richtiges Momentbild, ohne jede Zutat gibt. Letzteres erschien mir wünschenswert, da ähnlich wie bei der Schlacht von Mars la Tour auch bei der von Beaune la Rolande in der Kriegsgeschichte schon gar zu viel hinzugetan oder abgestrichen worden ist.

Bemerkungen zum Kampf bei der Stadt Beaune la Rolande.

Von der Schlacht am 28. November bietet jedenfalls der Kampf um die Stadt Beaune das größte Interesse; das Generalkommando hatte an dem Tage selbst keine genauere Kenntnis davon, auch am nächsten Tage noch nicht, und es ist deshalb vorstehend wenig davon die Rede gewesen.

Digitized by Google

Wie angegeben, hatte das Regiment 57 die Vorposten, es standen das I. Bataillon in Batilly, St. Michel, Galveau und Queschevelle, die 5. und 7. Kompagnie in Orme, Maizerie und Villiers, die 6. und 8. Kompagnie in Jarrisoy, l'Ormette, la Martroy und la Grange und das Füsilierbataillon in Fouceriye, Lambart, Arquemont und östlich davon an der Straße nach Maizières. Beim I. Bataillon waren die Kompagnien in den Ortschaften näher zusammengehalten, beim II. waren sie in größeren und kleineren Abteilungen verteilt, beim Füsilierbataillon waren die hinteren Kompagnien vereinigt, die vorderen mehr auseinandergezogen. Die Örtlichkeiten und das unübersichtliche Terrain beim II. und Füsilierbataillon waren der natürliche Grund hierfür, und es kann wohl nur die Detachierung des einen Zuges nach la Grange weit nach vorn, ohne Verbindung seitwärts und auf nächste Entfernung dem Feinde gegenüber, mit Recht beanstandet werden. Auch das Verhalten der Vorposten am 28., als der Feind sie zurückdrückte, entsprach den Verhältnissen; sie machten das Gelände dem Gegner zum Teil längere, zum Teil kürzere Zeit streitig, und wenn hierbei auch vielleicht die eine oder andere Abteilung mit dem Abzug etwas länger hätte warten können, so erfüllten sie doch ihren Zweck vortrefflich: dem Gros, d. h. dem Regiment 16, in Beaune Zeit zu geben, sich zur Verteidigung gehörig einzurichten. Und das war sehr nötig; besonders am Kirchhof, am Westausgang, am Ausgang nach Orme und an der Ostseite war noch sehr viel herzustellen, und eine ganze Menge von Vorrichtungen, besonders im Vorgelände, konnte überhaupt nicht mehr vorgenommen werden. Es war daher auch ein Glück, daß große Infanterieabteilungen auf Vorposten, daß nicht etwa nur ein dünner Schleier aufgestellt war, oder daß gar am Morgen des 28. die Infanterie zurückgezogen und nur Kavallerie auf Vorposten belassen wurde. Die Folge davon wäre nicht abzusehen gewesen, denn die Plänklerlinien der Franzosen hätten solche Kavallerievorposten, die, zu Pferde, doch nur wandelnde Scheiben waren, mit Leichtigkeit und ohne Aufenthalt zurückgetrieben, und die Verteidiger von Beaune hätten sich binnen ganz kurzem in den Kampf verwickelt gesehen, ohne Zeit gehabt zu haben, sich gehörig darauf vorzubereiten.

Die Hauptmassen des gegenüberstehenden Feindes wußte man bei Boiscommun, Bellegarde und Ladon, die erhaltenen Nachrichten hatten aber auch den Vormarsch weiterer Massen von Gien her wahrscheinlich gemacht, und so war das Augenmerk der diesseitigen Vorposten und ebenso der höheren Führer, besonders auch infolge des bei Juranville begonnenen Kampfes, naturgemäß nach Süden und Südosten gerichtet. Daß von Westen und Südwesten her der erste Angriff gegen Beaune erfolgen würde, war gar nicht abzusehen. Niemand erfuhr von dem Marsch der 1. Division des 18. französischen Korps auf Nancray und ihrem Einschwenken daselbst sowie von ihrem ersten Angriff gegen das Bataillon Schöler. Dies hatte seinen Grund darin, daß die ersten Meldungen von dort die Vorgesetzten nicht erreichten.

Digitized by Google

Es war dies auch schwierig, da deren jeweiliger Aufenthaltsort wohl unbekannt war; hat doch Oberst v. Cranach, der in Foucerive sein Quartier hatte, um 10 Uhr von Orminette*) aus gemeldet und sich nach dem Gefechtsbericht des Regiments nach 10 Uhr zu dem bei den Moulins de la Montagne haltenden Brigadekommandeur begeben. Auch zeigt die um 11½ Uhr aus Beaune datierte und an Major v. Wehren oder Oberst v. Cranach gerichtete Anfrage des Generals v. Wedell, wie es bei den Vorposten bei Orme und Jarrisoy stände, sowie die Antwort des Oberst v. Cranach und die darauf erst um 12 Uhr erstattete Meldung des Generals v. Wedell, Orme werde von etwa 3 feindlichen Brigaden angegriffen,**) wie die Orientierung der Kommandeure beschaffen war. Dadurch, daß sie sich auf der Höhe der Moulins de la Montagne aufhielten, von wo allein etwas Übersicht gegen den Feind zu gewinnen war, daß sie, wie gesagt, den Vorgängen bei Boiscommun, Bellegarde und besonders bei Juranville, wo das Gefecht tobte, ihre Aufmerksamkeit zuwendeten, und daß die Meldungen vom rechten Flügel nicht eintrafen, kam es, daß sie über das erste Gefecht des I. Bataillons Regiments 57 ohne Kenntnis blieben. Major v. Scherff führte in einem Vortrage vom 25. Oktober 1872***) auch aus: „. . . . Auffallend kontrastierte mit dem immer wachsenden Schlachtgetöse auf dem entfernten linken Flügel die absolute Stille vor der eigenen Front. Jene oben erwähnte Batterie vor St. Loup hatte lange ihr unnützes Feuer eingestellt: von den Vorposten war keinerlei Meldung eingegangen." Der Umstand, daß die drohende Umfassung des rechten Flügels so spät bekannt wurde, brachte es mit sich, daß das Generalkommando sehr verspätet Kenntnis erhielt und so die Schritte zur rascheren Heranziehung der 1. Kavalleriedivision und der 5. Infanteriedivision verspätet erfolgten. Es muß hierbei daran erinnert werden, daß sich das Generalkommando bis kurz vor 11 Uhr auf der Höhe von les Roches östlich Beaune befand und schon früh mittels der in Beaune befindlichen Telegraphenstation Hilfe hätte requiriert werden können. Als sich der Divisionskommandeur†) nach dem Norden von Beaune begab, fand er sich einer Situation gegenüber, die er gar nicht hatte voraussehen können: das I. Bataillon Regiments 57 wurde von weit überlegenen Massen an der Cäsarstraße entlang zurückgedrängt; rasch mußte eingegriffen werden. Auf seinen Befehl eilten 4 Geschütze der Batterie Knauer der Batterie Freels zu Hilfe, aber auch sie konnten mit dieser und der Infanterie den feindlichen Ansturm nicht aufhalten, und so wurde den Abteilungen des linken Flügels des Regiments 57, die von Vorposten zurückkamen und sich nach der nordöstlich Beaune befindlichen Senkung, dem befohlenen Sammelplatz des Regiments, dirigierten,

*) Siehe Seite 469.

**) Siehe Seite 478.

***) Siehe 11. Beiheft zum „Militär-Wochenblatt" für 1872.

†) Der stellvertretende Divisionskommandeur, Generalmajor v. Woyna.

Digitized by Google

gleichfalls Befehle zugeschickt, welche bezweckten, das I. Bataillon zu unterstützen und schließlich sich mit ihm und allen anderen Truppen in la Rue Bouissier von neuem festzusetzen. Natürlich waren die ersten Maßnahmen auf Abwendung der dringendsten Gefahr gerichtet, alle Führer beteiligten sich, und es trat hier nun ein Umstand mit hinzu: es dirigierten vier Vorgesetzte, der Divisionskommandeur, der Brigadekommandeur, der Regimentskommandeur und der Generalstabsoffizier der Division, der infolge des Verlustes seines Pferdes zeitweilig von seinem Kommandeur getrennt war. Da das Regiment 16, das in Beaune eingeschlossen war, anfangs keinen Befehl erhalten konnte, waren von dieser Befehlserteilung nur die Kompagnien des Regiments 57 betroffen, und da das 1. Bataillon durch den Feind bis und über Pierre percée rückwärts gedrängt wurde, so erstreckte sich jenes Dirigieren durch die vier Vorgesetzten, abgesehen von den Batterien, eigentlich nur auf die Kompagnien des II. und Füsilierbataillons. Daraus entstanden viele Gegenbefehle; als Illustration hierzu führe ich folgende Stellen aus einzelnen Gefechtsberichten an:

Das Regiment 57 berichtet: „ . . . Die 6. und 8. Kompagnie und das Füsilierbataillon hatten sich, als die Vorposten unter Gefecht zurückgegangen, in einer Mulde nordöstlich der Windmühle von Beaune gesammelt, gingen dann auf höhere Weisung bis zu einem weiter nördlich gelegenen Rücken, um für das Regiment 16 eine Aufnahmestellung zu bilden. Auf Befehl des Herrn Divisionskommandeurs avancierten beide wiederum bis an den Rand des Plateaus, unmittelbar an Beaune, wo sie Stellung nahmen. . . .“

Das I. Bataillon hatte Romainville erreicht, der Kommandeur berichtet: „ . . . Zu dieser Zeit erhielt ich durch den Adjutanten der 19. Division (ich glaube Rittmeister Eggeling) den Befehl, mich mit dem Bataillon auf die in nordöstlicher Richtung belegenen Höhen zu dirigieren. Ich war eben in der Ausführung desselben begriffen, als der Adjutant der 38. Infanteriebrigade mir die anderweitige Ordre brachte, mit allem, was ich gesammelt hatte, nach Beaune abzumarschieren zur Unterstützung der dortigen Truppen, welche nach den neuesten Meldungen den Ort noch nicht geräumt hatten. Diesem Auftrage kam ich zufolge Anordnung des in Person anwesenden Herrn Divisionskommandeurs nicht nach, es verblieb vielmehr bei dem ersten Befehl. . .“

Die 6. Kompagnie berichtet: „ . . . Die Kompagnie setzte ihren Rückmarsch bis einige 100 Schritt nördlich der Kalköfen fort, wo sie mit der 8. Kompagnie vereinigt wurde und die durch das Gefecht und die Schwierigkeiten des Terrains, besonders den gänzlich aufgeweichten Boden, ermüdeten Leute ungefähr 10 Minuten ruhen konnten. Der Feind drang nun auch von Westen her mit bedeutenden Kräften gegen Romainville vor. Die Kompagnie erhielt den Befehl, mit einem Zuge der 5. und einem der 7. Kompagnie vereinigt, auf der Nordseite von Beaune nach Romainville vorzugehen. Unterwegs erhielt die Kompagnie den Auftrag, zur Unterstützung der Besatzung nach

Digitized by Google

Beaune zu marschieren, da es dort anfange, an Munition zu mangeln. Dieser Befehl wurde jedoch später, da der Feind immer heftiger gegen Romainville vordrang, zurückgenommen und die Kompagnie wieder dorthin dirigiert, woselbst sie gegen 2 Uhr eintraf. Um diese Zeit hatte die 3. Kompagnie vor der bedeutenden feindlichen Übermacht einen westlich von Romainville gelegenen Wald räumen müssen. Der Feind erreichte von hier aus mit Infanteriefeuer unsere nördlich von Beaune aufgestellte Artillerie. Die Kompagnie erhielt nun durch den Generalstabsoffizier der Division, Major v. Scherff, den Auftrag, den oben erwähnten Wald, von wo aus unsere Artilleriestellung bedroht wurde, zu nehmen, koste es, was es wolle. Diesem Befehl setzte der Major v. Scherff die Worte hinzu: »Es liege dort die Entscheidung des Tages«."*)

Der 8. Kompagnie wurde, als sie nordöstlich Beaune ankam, die Pionierkompagnie v. Kleist attachiert. Der Kompagniechef berichtet: „ . . . . mit beiden Kompagnien nahm ich nun — erhaltenem Befehl gemäß — auf dem etwa 300 Schritt nördlich Beaune gelegenen Höhenrücken Position, die 8. Kompagnie in Schützenlinie aufgelöst, die Pioniere als Soutien. Rechts rückwärts gegen den Wald von Romainville hin stand in einer Entfernung von etwa 350 Schritten die Batterie Knauer. In der Front bei Beaune selbst war das Gefecht noch unbedeutend, es kamen nur einige Gewehrkugeln herüber, dagegen wurden wir von der rechten Flanke her mit Geschütz-, Mitrailleusen- und Gewehrfeuer überschüttet. Als nun etwa um 1 Uhr die Batterie Knauer nach großen Verlusten zum Abfahren genötigt war, zog ich mich — erhaltener Weisung gemäß — etwa 800 Schritt in der Richtung auf Romainville zurück und fand hier in einer Senkung Deckung. Nach Verlauf einer Viertelstunde etwa erhielt ich von dem Regimentskommandeur Befehl, mit meinem Detachement vorzugehen, 1½ Uhr. . . . ."

Die 1. Pionierkompagnie berichtet: „ . . . An der Nordlisiere von Beaune blieb die Kompagnie bis gegen 12 Uhr mittags. Als sich hierauf infolge der feindlichen Flankenbewegungen die östlich und nördlich von Beaune stehenden Kompagnien des Regiments 57 nach unserer linken Flanke hin abzogen, erhielt die Kompagnie den Befehl, sich mit denselben den Bewegungen des genannten Regiments anzuschließen. Demgemäß nahm die Kompagnie auf Anordnung des Kommandeurs des genannten Regiments, des Oberst v. Cranach, zugleich mit der 8. Kompagnie dieses Regiments, und zwar auf dem rechten Flügel derselben, nordöstlich von Beaune, etwa 1500 Schritt

*) Aus diesem Ausspruch dürfte hervorgehen, daß die 19. Division auch zu diesem Zeitpunkt noch keine Mitteilung über das demnächstige Eintreffen des III. Armeekorps hatte, daß sie hoffte, mit den eigenen Kräften allein den Gegner zurückzudrängen. Denn daß das Eingreifen des III. Korps dieses Resultat, die Entscheidung mit sich bringen würde, war sicher, jedenfalls sicherer, wie das der einzelnen Kompagnie. Das letztere hat übrigens tatsächlich sehr mitgeholfen und zeigt jedenfalls die obere Leitung in voller Initiative.

Digitized by Google

davon entfernt, auf einem Höhenzuge eine Aufnahmestellung, ging jedoch auf Befehl des Majors v. Scherff vom Generalstabe der 19. Division sofort wieder aus derselben vor, um die Ost- und Nordseite von Beaune zu besetzen. Während dieses Vorgehens, welches unter heftigem Granat- und Mitrailleusenfeuer von der rechten Flanke her im Sturmschritt erfolgte, waren die beiden ersten Halbzüge der Kompagnie zur Schützenlinie entwickelt, während die anderen beiden Halbzüge als Soutien folgten. Das Gros (II. Bataillon Regiments 57)*) folgte hinter der 8. Kompagnie. . . . ."

Als das Füsilierbataillon Regiments 57 sich an der Straße von Beaune nach Juranville vereinigen wollte, erhielt der Bataillonskommandeur, wie er berichtet, „den Befehl, die rückwärts gelegenen Höhen mit 2 Kompagnien zu besetzen und 2 Kompagnien als Tirailleurs aufgelöst im Vorterrain zu belassen. Inzwischen begannen die feindlichen Infanteriemassen ein heftiges Feuer, welches mit gutem Erfolge erwidert wurde. Kurz nachdem die beiden zuerst erwähnten Kompagnien die Höhe erreicht und hier Stellung genommen hatten, wurden auf höheren Befehl auch die noch im Vorterrain befindlichen zurückgenommen und auf dem linken Flügel der inzwischen hier aufgefahrenen Batterie etabliert, wo sie von heftigem Granatfeuer in der Front und rechten Flanke beworfen, doch nur geringe Verluste erlitten. Fast zu gleicher Zeit erhielt das Bataillon die Weisung, wenn die Artillerie zurückginge, sich dieser Bewegung anzuschließen und eine noch weiter rückwärts gelegene Höhe zu besetzen. In Ausführung dieses Befehls begriffen, wurde dem Bataillon die Weisung, abermals vorzugehen und die kurz vorher gemeinsam mit der Artillerie verlassenen Höhen wieder zu besetzen. Dies geschah in der Weise, daß die 9. Kompagnie den linken Flügel, die 12. Kompagnie den rechten der vorgeschobenen Tirailleurlinie einnahm, während die 10. und 11. Kompagnie dahinter, als Halbbataillon formiert, Aufstellung fanden. Aus dieser Stellung wurde das Bataillon gegen den südöstlichen Ausgang von Beaune mit der Weisung dirigiert, die Abteilungen des 16. Regiments, welche diesen bisher besetzt gehalten, sich aber verschossen hatten, abzulösen. Auf dem Vormarsch erhielt das Bataillon sehr heftiges Chassepot- und Granatfeuer, das die meisten Verluste herbeiführte, welche das Bataillon an dem Tage erlitten. Der angewiesene Dorfabschnitt wurde besetzt. . . . ."**)

Und nun gar Hauptmann Feige's Bericht: „ . . . . Nicht lange darauf konnte man von den Feldwachen deutlich bemerken, wie der Feind gegen unsere Front große Schützenschwärme entwickelte, die aber vorläufig ihren Platz nicht veränderten. Es wurde mir jetzt der Befehl durch einen hessischen Reiter

*) Es ist wohl das Füsilierbataillon gemeint.

**) Aus den letzten Berichten geht hervor, daß nur die 6. Kompagnie nach la Rue Boussier gelangte, die anderen dagegen während des Abzuges dahin, also ohne dort ralliiert zu werden, den Befehl zum Wiedervorgehen auf les Roches bekamen. Der Regimentskommandeur, Oberst v. Cranach, leitete dieses Vorgehen und die Verteidigung bei les Roches.

Digitized by Google

überbracht, mich mit den beiden Kompagnien hinter die westlich von Beaune postierte Artillerie zurückzuziehen. Da der Reiter nicht den Namen des Kommandeurs angeben konnte, von welchem der Befehl ausgegangen war, meine Stellung außerdem noch nicht stark angegriffen war, so beschloß ich, dieselbe noch nicht aufzugeben, da links neben mir die 6. und 8. Kompagnie auch noch ihre Stellungen behaupteten. . . . ."; ferner: „ . . . In Beaune eingetroffen, gab ich, da die Westlisiere nur sehr schwach von einer Kompagnie des 16. Regiments besetzt war und namentlich die Gehöfte an dem Kirchhof gar nicht besetzt waren, der 5. Kompagnie Befehl, betreffende Gehöfte zu besetzen. Während der Premierleutnant Lancelle beschäftigt war, mit seiner Kompagnie die Häuser zu öffnen und sie einigermaßen verteidigungsfähig einzurichten, traf der Hauptmann v. Natzmer ein, welcher mit seinem Bataillon einen Teil der Lisiere von Beaune, wozu auch dieser gehörte, zu verteidigen hatte. Während der Hauptmann v. Natzmer sich mit mir über die Verteidigung der Westlisiere besprach, wurde mir der Befehl vom Regiment überbracht, mich mit der 5. und 7. Kompagnie durch Beaune zum Rendezvous des Regiments zu begeben. In diesem Moment eröffnete der Feind ein sehr lebhaftes Tirailleurfeuer auf den Kirchhof von Beaune und bereitete sich zum Sturm auf diese Lisiere vor. Die äußerst kritische Lage und die Unhaltbarkeit des Teils dieser Lisiere bei der geringen Besatzung erkennend, veranlaßte mich, dem Ansuchen des Hauptmanns v. Natzmer, ihn mit meinen Kräften zu verstärken, Folge zu geben und auf eigene Verantwortung hier zu bleiben. . . . ."

Dadurch, daß Hauptmann Feige den an ihn — natürlich ohne Kenntnis der Situation am Kirchhof — erlassenen Befehl zum Abzug nicht befolgte, hat er bekanntlich in hervorragender Weise dazu beigetragen, daß die Angriffe auf die Westfront von Beaune abgeschlagen wurden.

Einen Auszug aus dem ebenfalls hierher gehörigen Gefechtsbericht des Majors Körber führe ich erst weiterhin an; er bestätigt recht deutlich den Wechsel in den Befehlen; ich bemerke nur noch, daß die Gefechtsberichte, die ja durch die Instanzen gingen, welche die verschiedenen Befehle erlassen hatten, nur ein schwaches Bild von diesen Befehlen und Gegenbefehlen geben. Diese verschiedenen Befehle waren an sich auch ganz natürlich, denn ehe vom Divisionskommandeur das Sammeln aller seiner Truppen bei la Rue Boussier befohlen wurde, war, abgesehen von dem Sammeln des Regiments nordöstlich Beaune, das Halten bei Beaune das Ziel, das erstrebt werden mußte; bei der 6., 8. Kompagnie und dem Füsilierbataillon aber war die Höhe von les Roches der gegebene Punkt zum Halten. Wer von den Vorgesetzten noch das Sammeln des Regiments in der Mulde nordöstlich Beaune anstrebte, dirigierte dahin; wer das eben angeführte Ziel im Auge hatte, befahl das Halten bei les Roches oder das Vorgehen dorthin; wer eine schleunige direkte Unterstützung des Regiments 16 in Beaune für nötig hielt, schob die Truppe dahin, und wer schließlich von dem Befehl, la Rue Boussier solle besetzt werden, Kenntnis erhielt, dirigierte sie dorthin. Bei dieser Gelegen-

Digitized by Google

heit möchte ich bemerken, daß bei einem überlegenen Angriff des Feindes, den man ja von Süden erwarten mußte, der Rückzug der Vorposten hinter Beaune und deren Sammlung in der Mulde nordöstlich der Stadt ganz von selbst gegeben war und nicht wohl beanstandet werden kann, denn man konnte hoffen, das inzwischen gerüstete Beaune würde dem Ansturm standhalten, und man könne dann das gesammelte Regiment 57 einheitlich verwenden. Daß, wenn während des Vorgehens des Gegners andere Maßnahmen nötig würden, man diese durch rechtzeitiges Dirigieren der zurückkommenden Truppen ergreifen würde, war eigentlich selbstverständlich, aber gerade hier versagte die Leitung. Auf dem rechten Flügel war freilich nichts zu machen. Major v. Schöler hatte zuerst östlich des Bois de la Leu und dann am Straßenkreuz gehofft, sich zu halten; er hatte sich nicht gleich nach dem Sammelplatz des Regiments begeben, sondern versucht, die Massen des Feindes möglichst aufzuhalten; Hauptmann Feige kann ganz außer Betracht bleiben, aber auf dem linken Flügel hätten die Höhen bei les Roches festgehalten werden können, — wenn die Situation bei Romainville nicht eine derartige gewesen wäre, daß sich der Abzug in die Stellung bei la Rue Boussier von selbst aufdrängte. Alle abfälligen Urteile hierüber sind, wie ich meine, hinterher, und indem man das Eingreifen der reitenden Batterien und das Eintreffen des III. Armeekorps mitberücksichtigt, ganz leicht auszusprechen; wenn man aber gerecht sein will, muß man die augenblickliche Lage zugrunde legen, und damals wußte die 19. Division noch nichts von den beiden reitenden Batterien und von dem Näherkommen des III. Korps. Läßt man dies beides weg, so wird man nicht verkennen, daß die Lage der 38. Brigade eine äußerst schwierige war: eine kolossale Überlegenheit schob unaufhaltsam das I. Bataillon Regiments 57 nebst den Batterien vor sich her, und die Einnahme einer rückwärts gelegenen Stellung, die Aussicht bot, mit ihnen sowie mit den von Süden kommenden Teilen des Regiments 57, von denen das Füsilierbataillon übrigens anfangs noch nicht zu sehen war, dem Gegner Widerstand leisten zu können, war scheinbar das einzige, was man erstreben konnte. Nirgends war eine Unterstützung vorhanden, Reserven waren nicht da, und die Massen des Feindes waren weit überlegen. So ist der Befehl zum Abzug auf la Rue Boussier wohl verständlich!

Aber damit hing natürlich der Abzug auch des Regiments 16 aus Beaune unmittelbar zusammen. Man sehe nur die Karte an: bei Juranville und Longcour der andere Teil des Korps in schwerem Gefecht, bei la Rue Boussier und im Rückzuge dahin die Kräfte, die man momentan in der Hand hatte resp. in die Hand zu bekommen hoffte, und weit vorn in Beaune — 2 km von la Rue Boussier und 4 km von Longcour entfernt — ein vereinzeltes und fast eingekreistes Regiment — wurde es nicht zurückgeholt, so war für dieses eine Katastrophe unvermeidlich! Der Befehl, das Regiment solle zurückkommen, sollte auch gegeben werden; seine Absendung ist, wie bekannt,

Digitized by Google

nur unterblieben, weil man infolge eines Irrtums annahm, es sei schon auf dem Rückzuge. Daher wurde von der Division nur der 2. Adjutant, Premierleutnant v. Bernuth, abgesendet, um zu sehen, wie es mit dem Regiment stände. Etwas vor diesem Zeitpunkt dürfte es gewesen sein, als Hauptmann v. Huene, wie er meldete, den Major v. Scherff nordöstlich Beaune traf, und man sieht, daß Letzterer dem Ersteren auf seine Anfrage nur sagen konnte, daß es schlimm stehe und daß Beaune aufgegeben sei.*) Wie im Gefechtsbericht des Regiments 57 angegeben, sollten auch seine Abteilungen bei la Rue Boussier eine Aufnahmestellung für das Regiment 16 bilden, und so ist die Lage für jenen Moment ganz klar dahin zusammenzufassen, daß sich die Brigade mit ihren beiden Batterien bei la Rue Boussier konzentrieren sollte, um hier Widerstand zu leisten. — Da wurde mit einem Male die Situation eine ganz andere; die reitenden Batterien erschienen, Major Körber griff mit ihnen und persönlich ein, wohl gleich darauf kam auch Premierleutnant v. Bernuth mit der Meldung, daß Beaune noch vom 16. Regiment gehalten würde, und Hauptmann v. Huene brachte den Befehl des Generalkommandos, die Stellung bei Beaune unter allen Umständen zu behaupten. Zur Veranschaulichung der Lage zu diesem Zeitpunkt führe ich nachstehend zwei Auszüge aus den Gefechtsberichten des Regiments 57 und der reitenden Abteilung des Feldartillerieregiments 10 an; bilden doch nächst den im Gefecht selbst erlassenen Befehlen und erstatteten Meldungen die Gefechtsberichte immer die beste Quelle für die Kriegsgeschichte, während alle späteren Erzählungen schon infolge der verflossenen Zeit einen geringeren Wert haben.

Das Regiment 57 berichtet: „. . . . . Kurz nach 1 Uhr war vom Divisionskommandeur befohlen, daß das Regiment sich in die nordöstlich von Beaune gelegene Stellung bei La Rue Boussier zurückziehen solle. Alle im freien Felde befindlichen Abteilungen des Regiments (mit Ausnahme der 5. und 7. Kompagnie) dirigierten sich demnach dorthin, wo die beiden Fußbatterien schon standen. Major v. Schöler hatte mit der 3. Kompagnie die Gehöfte von La Rue Boussier bereits besetzt und die 1. und 4. Kompagnie dahinter in Reserve gestellt; die 6. Kompagnie mit einem Zuge der 5. Kompagnie langte ebenfalls schon dort an, als gegen 2 Uhr die Ankunft und das Eingreifen zweier reitenden Batterien der Korpsartillerie die Gefechtslage so veränderte, daß bald darauf die Offensive befohlen wurde. Oberst v. Cranach erteilte der 2., 8. und den Füsilierkompagnien persönlich den Befehl zum Avancieren gegen die östlich Beaune liegende Höhenposition und leitete von da ab das Gefecht auf diesem Flügel direkt . . . . . " Die reitende Abteilung

*) Ist dies später in Vergessenheit geraten, so ist es erklärlich, da von der irrtümlichen Meldung des Hauptmanns v. Huene nicht viel Worte gemacht sind; aber die Meldung des Majors v. Scherff von $2^3/_4$ Uhr, daß das Regiment 16 Beaune überhaupt nicht verloren hätte, zeigt, daß er zu dieser Zeit eine Benachrichtigung des Generalkommandos über den Verlust von Beaune redressieren zu müssen glaubte.

Digitized by Google

(Major Körber) berichtet: „. . . . Gegen 12¼ Uhr mittags wurde ihr der Befehl, nach dem rechten Flügel des Korps bei Beaune la Rolande zur Unterstützung der Brigade Wedell abzurücken. Sie nahm ihren Vormarsch im Trabe auf der alten Römerstraße und traf nordwestlich von Marcilly, da, wo eine von Romainville nach der Nordlisiere von Marcilly gezogene Linie die Straße schneidet, ¼ Stunde später ein (12½ Uhr). Beim Eintreffen der Tete der Abteilung an diesem Punkt war die Gefechtslage folgende: die beiden der Brigade Wedell zugeteilten Batterien standen südöstlich Romainville hart an der Dorflisiere, Front nach Beaune, ohne zu schießen.*) Über die Bergkuppe südlich der Cäsarstraße kamen unsere geschlossenen Infanterieabteilungen zurück, während kleinere Abteilungen die vorgelegenen Kuppen noch besetzt hielten. Die Abteilung erhielt Befehl, das Vordringen des Feindes an dieser Stelle zu hindern. Es wurde deshalb die Tete in südlicher Richtung etwa auf Foucerive zu dirigiert; der Unterzeichnete sah jedoch, nachdem er zur Rekognoszierung vorgeritten war, daß der Feind Beaune tourniert und bereits in dem westlich La Pierre percée gelegenen Wäldchen festen Fuß gefaßt hatte. Er ließ deshalb die Tetenbatterie (1. reitende, Premierleutnant Krätschell) rechts Front machen und gegen dies Wäldchen sowie gegen 2 Batterien, die südwestlich desselben standen, das Feuer eröffnen. Die 3. reitende Batterie (Hauptmann Saalmüller) verblieb in der angenommenen Richtung, marschierte dann links auf und eröffnete ihr Feuer gegen dichte feindliche Tirailleurketten, welche östlich um Beaune la Rolande gegen Norden vorzudringen im Begriff waren. Es gelang dieser Batterie, die feindliche Vorwärtsbewegung vollständig zum Stehen zu bringen. Inzwischen war die Infanterie unseres linken Flügels in ununterbrochenem Zurückgehen begriffen und auf die Fragen des Unterzeichneten, weshalb dies geschehe, da der Feind doch nicht im Avancieren sei, erhielt er die Antwort, es sei der Befehl dazu wiederholt erteilt. Auch war derselbe Ohrenzeuge, wie eine Ordonnanz (Hessischer Chevaulegers) 2 noch haltenden Kompagnien den wiederholten Befehl zum Zurückgehen überbrachte. Da, in diesem Augenblicke durch die Verhältnisse in der Front bedingt, absolut kein Grund zum Räumen der Stellung herzuleiten war, so befahl der Unterzeichnete seinen Batteriechefs, jedenfalls nicht früher abzurücken, als nicht die letzten Tirailleure bei ihnen vorbei wären, und begab sich zum General v. Wedell, der südlich Romainville hielt, um die Motive dieser Rückwärtsbewegung, welche ja durch die Verhältnisse unseres rechten Flügels bedingt sein konnten, zu erfahren und gleichzeitig über die Gefechtslage östlich Beaune Meldung zu erstatten. Beim Eintreffen des Unterzeichneten hatte es sich durch eine Unterredung der Generale v. Woyna und v. Wedell bereits herausgestellt, daß die ganze Rückwärts-

*) Zu den Berichten der 1. schweren und 1. leichten Batterie hat der Abteilungskommandeur, Oberstleutnant Schaumann, Randbemerkungen gemacht und darin gleichfalls gesagt, daß in der Aufnahmestellung, die sie zwischen dem Chemin de César und La Rue Boussier nahmen, nicht gefeuert wurde.

Digitized by Google

bewegung des linken Flügels auf einem mißverstandenen Befehl*) beruhte. Inzwischen war aber sämtliche Infanterie östlich Beaune bis etwa an die Cäsarstraße und mit den letzten Tirailleuren die Batterien zurückgewichen. Nachdem der Irrtum aufgeklärt und konstatiert war, daß in Beaune noch das ganze 16. Infanterieregiment allerdings westlich vollständig umgangen, war, erhielt die Infanterie des linken Flügels den erneuerten Befehl zum Vorgehen. Der Unterzeichnete faßte die Gefechtslage dergestalt auf, daß es erstens die Aufgabe der Artillerie wäre, den feindlichen Truppen, welche Beaune westlich vollständig umgangen hatten, einen Angriff der Nord- und Westlisiere dieses Orts unausführbar zu machen und daß es zweitens dem Feinde unmöglich gemacht werden müßte, auch östlich den ebengenannten Ort zu umgehen und gegen die Ostlisiere desselben vorzustoßen. Er entwickelte deshalb seine Batterien in denselben Fronten, wie in der ersten Stellung, nur daß der Schnittpunkt des in der Aufstellung gebildeten Winkels um etwa 300—400 Schritt näher an Beaune la Rolande lag . . . . ."

In der anliegenden Skizze habe ich die Situation veranschaulicht, wie sie beim ersten Auffahren der reitenden Batterien war: das Regiment 16 und die 5. und 7. Kompagnie Regiments 57 verteidigen Beaune gegen die anstürmenden Franzosen; auf dem rechten Flügel sind die 1., 3. und 4. Kompagnie Regiments 57 bei La Rue Boussier konzentriert, wo General v. Woyna ihre Aufstellung selbst anordnet; zwischen La Rue Boussier und der Cäsarstraße**) stehen die 1. schwere und 1. leichte Batterie, beide nicht feuernd; die 2., 6., 8. Kompagnie und das Füsilierbataillon Regiments 57 nebst der 1. Pionierkompagnie befinden sich vereinzelt im Abzuge; die beiden reitenden Batterien sind aufgefahren und weisen durch ihr Feuer den andringenden Gegner zurück.

Infolge dieses Auftretens der reitenden Batterien und des Erfolges, den ihr Feuer erzielte, sowie infolge der Meldung des Premierleutnants v. Bernuth, Beaune werde noch gehalten, und des Befehls des Generalkommandos, die Stellung unter allen Umständen zu behaupten, trat der Umschlag ein; die 19. Division ergriff wieder die Offensive, und es ist bekannt, wie von den Truppen auf dem linken Flügel bei Les Roches der Gegner zurückgewiesen, auf dem rechten dagegen mit Hilfe der nun endlich eintreffenden Spitzen des III. Armeekorps die Franzosen auch hier zum Rückzuge gezwungen wurden.

*) Ein „Mißverständnis" lag wohl nicht vor, der Befehl zum Abzuge auf La Rue Boussier war in Wirklichkeit gegeben worden.

**) Siehe 11. Beiheft zum Militär-Wochenblatt für 1872, Seite 442.

Gedruckt in der Königlichen Hofbuchdruckerei von E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW12, Kochstraße 68—71.

Digitized by Google

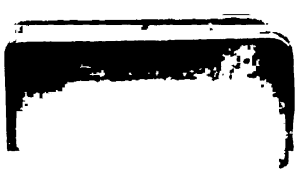
Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 06456 3482



Digitized by Google

Digitized by Google